B.B. 2

Encyclopädie

der

deutſchen Nationalliteratur

oder

biographiſch-kritiſches

LEXICON

der deutſchen

Dichter und Proſaiſten

ſeit den früheſten Zeiten;

nebſt

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Dritter Band.

G bis **Hegner.**

MEININGER STADTBIBLIOTHEK

FRIEDRICH BÜCHNER.

Leipzig,
Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1838.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

348

~~BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU~~

G.

Georg von Gaal

ward am 21. April 1783 in Preßburg geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und ſtudirte Philoſophie und Jurisprudenz zu Erlau, Preßburg, Peſth und Wien. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn trat er in die Dienſte des Fürſten Eſterhazy in Eiſenſtadt, und wurde 1811 deſſen Bibliothekar in Wien, wo er ſich noch befindet.

Er gab heraus:

Erſtlinge. Dresden, 1812.
Die nordiſchen Gäſte. Gedicht in 12 Geſängen. Wien, 1819.
Theater der Magyaren. Brünn, 1820.
Polymnia. 4 Thle. Brünn, 1821.
Mährchen der Magyaren. Wien, 1822.
Gedichte. 2 A. Zerbſt, 1825.
Sprüchwörterbuch in ſechs Sprachen. Wien, 1830.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Almanachen, Zeitſchriften u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein vorzügliches Talent, mit lebhafter Einbildungskraft, Scharfſinn und Wärme ausgeſtattet, das beſonders glücklich in der poetiſchen Erzählung ſich verſuchte, und außerdem die deutſche Literatur mit vortrefflichen Uebertragungen aus dem Ungariſchen bereicherte.

Das wunderbare Tabakspfeifchen.

Miska, der Jüngſte von drei Söhnen eines armen Landmanns, hatte eine Zigeunerin zur Pathe, welche ihm noch in den Windeln prophezeihte, er werde durch ſein Schickſal einſt in tiefe Noth und Schande gerathen, aber auch wieder zu den höchſten Ehren gelangen, die je ein Menſch zu erreichen fähig wäre. — Seine Aeltern ſtarben, noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, und bald nach ihnen ging auch ſeine Pathe zur ewigen Ruhe hin. In Kummer und Elend wuchſen nun die drei Waiſen heran, und wußten endlich, da ſie nichts rechtes gelernt hatten, ſich nicht beſſer zu helfen, als daß ſie überein kamen, ihr Glück bei dem Heere zu ſuchen.

Da eben Krieg war, ſo fand ihr Entſchluß kein Hinderniß. Sie erhielten Handgeld, und wurden, wie ſie es ſich gleich bei ihrem Antrage ausbedungen, alle Drei einem Hauptmanne übergeben, der ſie auch ſämmtlich einem Zuge einverleibte. Das Glück ſchien ſie in dieſem Stande allerdings zu begünſtigen, denn ſie thaten Wunder von Tapferkeit, und erwarben ſich in Kurzem die Auszeichnung, daß man ſie allgemein die drei Heldenbrüder nannte.

Als aber der Krieg zu Ende war, zogen ſie mit ihrem Heere wieder heim, und genoſſen, auf ihren Lorbern ruhend, die Früchte ihrer Thaten; Jeder derſelben hatte ſo viel Geld erbeutet, daß er davon geraume Zeit behaglich hätte leben können.

Aber Miska, der an thatenloſer Ruhe kein Gefallen fand, beſchloß, das Heer und ſeine Brüder zu verlaſſen, und auf andern Wegen ſein Glück zu ſuchen. Da man mit Zuverſicht einem dauerhaften Frieden entgegen ſah, erhielt er ohne Anſtand ſeinen Abſchied. Er kaufte ſich ein Pferd und einen Säbel, ſagte ſeinen Brüdern Lebewohl, und ritt gerade nach der nächſten Stadt, wo er vorher auf ſeinem Rückzuge gar manche Freude genoſſen hatte.

Als er daſelbſt in einem Gaſthofe ankam, ließ er ſich gleich die beſten Weine und Speiſen auffetzen, und bald geſellten ſich mehrere luſtige Brüder zu ihm, denn Miska war freigebig und ein Freund heiterer Geſellſchaft.

Sie aßen und tranken den ganzen Tag, und auch in ſpäter Nacht durften die vollen Krüge nicht fehlen. Je mehr ſie tranken, deſto fröhlicher waren ſie, und deſto lebhafter ward auch ihr Verlangen, ſich immer noch mehr zu erheitern und zu erluſtigen. Bei dieſer frohen Stimmung machte einer der Geſellen den Vorſchlag, ein Spiel zu beginnen, und alle Andern gaben ihm ſogleich ihren Beifall zu erkennen. Indem ſie dem Miska wacker zutranken, wurden die Karten vertheilt, und das Glück ſchien alſobald ſich ſo günſtig auf ſeine Seite zu neigen, daß er ſchon in Kurzem die ganze Zeche ſeiner Schmauſegäſte gewonnen zu haben wähnte. Aber dieſes Glück war eitle Täuſchung. Die luſtigen Kumpane verloren Anfangs nur in der Abſicht, Miska's Spieleifer immer mehr und mehr zu befeuern. Plötzlich aber wandte ſich das Blatt; ſein Gewinnſt nahm zuſehends ab: je mehr er wagte, deſto mehr er auch verlor; bald hatte er ſeinen letzten Heller verſpielt, und ſomit auch alle Hoffnung, je wieder zu ſeinem Gelde zu gelangen. Dieſer Gedanke fuhr ihm wie ein Blitzſtrahl durch die Seele; es kam zu Zänkereien, endlich zu Schlägereien, und Miska ward ſo derb durchgeprügelt, daß er voll Striemen und blauer Flekken unter dem Tiſche liegen blieb, während die Andern froh mit ihrem Gewinnſte von dannen eilten.

Des Morgens kam der Wirth und forderte die Zeche. Miska, dem nichts als ſein Pferd und ſein Säbel geblieben war, ſah ſich genöthigt, Erſteres im Stich zu laſſen, und ob er gleich ſchwer auf den Beinen ſtand, ſeinen Weg zu Fuße anzutreten.

Seine ſchmähliche Lage erlaubte ihm nicht, vor ſeinen Brüdern zu erſcheinen; er beſchloß daher, auf gut Glück in die weite Welt zu gehen, und ſich blindlings dem Zufall zu überlaſſen.

Nachdem er, mühſeligen Schrittes, eine lange Strecke gewandert war, gelangte er bei finſtrer Nacht in einen tiefen Wald, wo nichts als ſchauriges Rauſchen der Bäume und Geheul der Eulen ſeinen Ohren entgegenkreiſchte. Da ihn ein gewaltiger Hunger plagte, tappte er neben und über ſich im Finſtern hin, um einiges Waldobſt zu erhaſchen; aber leeres Laub und trockne Zweige waren Alles was er griff, und er gerieth dabei einige Male ſo tief ins Dorngeſträuch, daß er ſich Hände und Füße blutig ritzte und ſich genöthigt fand, unbeweglich auf einem Flecke ſtehen zu bleiben.

Indem er in dieſer kümmerlichen Lage ganz troſtlos ins Dunkel der Wildniß hineinblickte, erſah er plötzlich den matten Flimmer eines Lichtes in der Ferne. Dieſe Erſcheinung war ihm willkommen. So ſchwer er ſich auch aus dem Dickicht heraus arbeitete, ſo rang er doch zugleich mit aller Kraft nach der Gegend hin, wo das Licht ſich zeigte, und gelangte auch glücklich, obgleich nicht ohne große Mühe, in deſſen Nähe.

Dort angelangt, befand er ſich vor einer niedern, ſchmutzigen Hütte, aus der ihm ein über alle Maßen häßliches altes Weib voll Ingrimm, mit einem Lichte in der Hand, entgegen trat. Ihre Haare waren eisgrau, und ſtanden ihr wie Borſten zu Berge, und ihr Mund, der ihm eine vielfach unterbrochene Doppelreihe grüner Zähne enthüllte, war ſo groß, daß er ohne Mühe ein Milchſchweinchen mit Haut und Haar hätte beherbergen können. Ihr Geſicht aber, das ſo voll tiefer Runzeln und Falten war, daß es mehr einem Weſpenneſte, als einem Menſchenantlitz ähnlich ſchien, ſchnob Zorn und Rache, die ihn ſchon beim erſten Anblick zu vernichten drohten. Sie fuhr ihn alſo an:

Was ſuch'ſt bei Nacht und Graus
Du Unglücksſohn vor meiner Hütte?
Entfleuch, entfleuch mit ſchnellem Schritte,
Sonſt reiß' ich dir dein Herz heraus! —

Dieſer unholde Empfang erſchreckte unſern Wanderer nicht wenig; aber ſowohl ſein heftiger Hunger, als auch der Gedanke, daß er nichts mehr zu verlieren hätte, und dies häßliche Ungethüm mit ſeinem Säbel doch noch kirre machen könnte, ließen ihn bald Muth faſſen, um der Alten mit gleichem Trotze zu begegnen; er zog vom Leder und ſagte:

Ich bin ein Fremdling, bin verirrt,
Und alles Gelds und Guts beraubt;
Bin matt von langer, ſchwerer Reiſe,
Und ſuche Obdach, Trank und Speiſe.
Verſagſt du, Hexe, mir's, ſo klirrt
Mein Säbel dir ſogleich um's Haupt.

Einer ſo bündigen Antwort hatte die Alte ſich keineswegs verſehen; daher ließ ſie auch alſobald ſanftere Töne vernehmen. „Nu, nu,“ ſagte ſie, „ſo ſchlimm wirſt du es doch nicht meinen; komm denn, und folge mir. Was ich habe, ſei dir geboten, denn ohne Zweifel biſt du derſelbe, auf deſſen Ankunft ich ſchon dreihundert Jahre warte.“ — Während ſie dieſe Worte ſprach, ſah ſie mit offenbarem Wohlgefallen auf ſeinen Säbel, nahm ihn am Arm, und führte ihn ins Innere ihrer Hütte.

Dieſe Alte war das Weib eines ehernen Königs, der ſie einſt, wegen begangener Untreue, verdammt hatte, in der häßlichſten Geſtalt und voll des bitterſten Lebensüberdruſſes, in der ſchlechten Hütte zu leben, bis ein Fremdling, zum Danke für eine empfangene Wohlthat, ihr den Kopf abhauen würde. Der Anblick unſers Fremdlings ſchien ihr die Nähe ihrer Erlöſung zu verkünden; da ſie derſelben ſchon ſo lange entgegen ſchmachtete, fand ſie ſich auch leicht geneigt, ihm Alles aufs Wirthlichſte zu reichen, was er begehrte. Sie ſetzte ihm ein gebratenes Schwein, einen Laib Brot, welchen kaum ein Debreziner Backofen gefaßt haben würde, und einen ungeheuren Krug des trefflichſten Weines vor.

Miska ließ ſich Alles wohl ſchmecken, beſonders mundete ihm der Wein ſo ſehr, daß er bald einen zweiten Krug verlangte. So behaglich auch die Alte bisher die wackere Eß- und Trinkluſt ihres Gaſtes bemerkt hatte, ſo ängſtlich ward ſie doch über deſſen Forderung. Sie beſchwor ihn feierlich, ja keinen Tropfen mehr zu trinken, bevor er nicht Eins vollbracht hätte, das ihn und ſie zugleich auf immer glücklich machen würde.

Glücklich? dachte Miska bei ſich, — und zwar auf immer? — ei, das wäre wohl der Mühe werth, meinen Durſt auf kurze Zeit zu bekämpfen. — Die Alte drang um ſo nachdrücklicher in ihn, da eben jene Stunde ihr die einzig günſtige ſchien, ihre Rettung zu beſchleunigen.

Indem ſie ihm verſicherte, es werde nach einer Stunde ihm mehr Wein zu Gebote ſtehen, als er je getrunken, führte ſie ihn an einen unweit ihrer Hütte gelegenen Hügel, öffnete eine kleine Fallthüre, die den Eingang ins Innere deſſelben verſchloß, und bat ihren Gaſt, getroſt eine Treppe in dieſe unterirdiſche Wohnung hinab zu ſteigen, und ihr aus dem dritten Gemach, das er da finden würde, ein Stück Kerze, einen Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen herauf zu holen. Sie ermahnte ihn aber zugleich, ja nicht über eine Stunde zu verweilen, da ſonſt ihr eherner Gemahl, der in jener Tiefe hauſte, und nun eben des Schlafes pflegte, ihn ohne Gnade ermorden würde. Schon war es ſpät nach Mitternacht, und da der königliche Schläfer täglich auf den erſten Ruf eines ehernen Hahns, welcher auf dem Hügel ſaß, erwachte, ſo fürchtete ſie, durch den verhaßten Wächter noch viel zu frühe verrathen zu werden.

Miska kam ihrer Beſorgniß ſogleich dadurch entgegen, daß er ſeinen Säbel ſchwang, und dem ehernen Hahne den Kopf wegputzte. Nun aber trat er, ihrer Weiſung gemäß, unverzüglich den geheimnißvollen Weg an, und begab ſich hinab in jene unterirdiſchen Gemächer, deren Eingang er um ſo leichter fand, da ihm aus jedem derſelben eine Lampe entgegen leuchtete, die alle Gegenſtände um ihn her mit zauberhaftem Licht erhellte.

Bald befand er ſich in einem prächtigen Gewölbe, wo ungeheure Haufen Kupfermünze, ſo blank, als wären ſie erſt geprägt worden, um ihn her lagen. Miska faßte davon ſo viel in ſeine Taſchen, als er zu tragen vermochte, und begab ſich ſodann in ein zweites Gewölbe, das an Pracht ſeiner Einrichtung das erſte bei Weitem übertraf. Wie erſtaunte er, als er hier eben ſo viel Silbermünze ſah, wie er zuvor des Kupfergeldes gefunden hatte. Schnell leerte er ſeine Taſchen, und füllte ſie mit dieſem viel edleren Gelde an. Nun trat er aber in das dritte und letzte Gewölbe, deſſen Schimmer ihn beinahe ganz verblendete. Rings um ihn her lag ein Haufe Goldes an dem andern, und ſogar die Wände und die Meublen ſchienen ihm aus dieſem Metalle zu beſtehen. In einer Ecke des Gemachs ruhte der eherne König in hoher Majeſtät auf einem goldenen Bette, und ſchnarchte gewaltig. Neben ihm ſtand ein goldner Tiſch, auf demſelben aber lagen die drei Dinge, welche die häßliche Alte von Miska verlangt hatte, nämlich ein Stück Kerze, ein Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen. Der Anblick dieſer prachtvollen Umgebung, vielleicht aber auch das Geſchnarche des Königs, ſetzte den Fremdling in Verlegenheit. Er ſtarrte eine Weile vor ſich hin, ohne zu wiſſen, was er zuerſt verrichten ſollte. Dem Schläfer mit ſeinem Säbel den Kopf abzuſchlagen, ſchien ihm gleich bei ſeinem Eintritt das Erſprießlichſte; aber da erwog er auch bald, daß es weit ſchwerer ſei, einen König zu köpfen, als einen Hahn; deßhalb beſann er ſich ſchnell wieder eines Beſſern; er leerte ſeine Taſchen nochmals aus, und füllte ſie vollauf mit Golde. So bald er aber dies vollbracht, nahm er die drei Stücke vom Tiſche, und begab ſich über die Treppe hinauf, wo ihn bereits die Alte mit geſpannter Sehnſucht erwartete. Schon an der Schwelle ſtreckte ſie ihm ihre dürren Arme begierig entgegen, um ihm jene drei Dinge abzunehmen. Miska aber ſchloß die Fallthüre ganz gelaſſen hinter ſich, und that, als wäre er nie Willens geweſen, ihr Begehr zu erfüllen. Da ſie jedoch hierüber ſo böſe ward, daß ſie ihm drohte, durch ihr Geſchrei den ehernen Schläfer wecken zu wollen, und wirklich ſich ſchon bückte, um nach dem unterirdiſchen Gewölbe hinab zu rufen, verſah dieſer ſich ſogleich ſeines Augenblicks, und hieb ihr mit eben ſo raſchem als kräftigem Streiche den Kopf ab.

Die Alte blieb dahingeſtreckt in der Nähe des Hügels liegen, Miska aber eilte mit ſeiner reichen Beute um ſo froher aus dem Walde, als ihm durch die erſte Dämmerung des Tages ſeine Umgebung ſchon deutlich genug wurde, um einen Ausweg zu finden, der ihn auf die offene Straße zuführte.

Nachdem er einige Stunden gegangen war, begegnete ihm ein Zigeuner auf einem herrlichen Pferde. Die goldne Laſt in ſeinen Taſchen hatte ihm ſein Fortkommen immer mehr erſchwert; deßhalb fragte er den braunen Ritter ſogleich, ob ihm das ſchöne Pferd nicht feil wäre. Jenem war dieſe Begegnung eben ſo willkommen, da er das Thier erſt kürzlich in der Stadt geſtohlen hatte, und eben Willens war, daſſelbe nach einem nahen Flecken zu Markte zu führen. Beide kamen leichtlich überein; Miska gab dem Zigeuner zwanzig Goldſtücke, ſetzte ſich auf den Gaul, und ritt vergnügt nach der Stadt, deren Dächer ihm gar begehrlich entgegen winkten.

Wollte er ſich je gütlich thun, ſo war es diesmal um ſo natürlicher, da er noch nie ſo viel Uebel erlitten, wie ſeit wenig Tagen, und auch nie ſo viel Geld in der Taſche hatte, wie jetzo. Er kehrte in dem ſchönſten Gaſthof der Stadt ein, befahl ſein Pferd aufs Beſte zu verſorgen, und ließ ſich eins der ſchönſten Zimmer öffnen.

Der Schweinebraten, womit ihn jene Alte bewirthet hatte, war nun ſchon längſt verdaut, und Hunger und Durſt regten ſich von Neuem. Der Wirth führte ihn in den Speiſeſaal, wo er Alles aufs Glänzendſte beſtellt, und eine Menge anſehnlicher Gäſte an der Tafel fand. Er ſetzte ſich und ſchmauſte ſo behaglich, daß Aller Augen, beſonders jene des Wirthes, mit ungemeiner Aufmerkſamkeit auf ihm ruhten, da er nur die köſtlichſten Speiſen forderte, und manche derſelben ſich zwei und dreimal reichen ließ. Eben ſo wacker leerte er eine Flaſche Weins nach der andern, und that im Ganzen ſo vornehm, als wäre er in der Abſicht gekommen, die Zeche aller ſeiner Tiſchgenoſſen zu bezahlen. So vornehm ihm auch dieſe Geſellen Anfangs geſchienen hatten, ſo zutraulich fand er ſie in Kurzem. Allgemach rückte Einer nach dem Andern näher zu ihm heran, lobte bald die Farbe des Weins, bald den ſchmackhaften Geruch der Speiſen, die er genoß, und ehe man ſichs verſah, waren ein Dutzend Flaſchen des köſtlichſten und theuerſten Rebenſaftes auf Miska's Wohl und Rechnung ausgeleert. Auf einmal glänzte Frohſinn und muntere Laune aus Aller Augen; man ſang und trank, und ward dadurch noch immer heiterer, und Alles drängte ſich voll Jubel um den liberalen Gaſt, der mit wahrer Glorie als König des Feſtes ſich dieſe Huldigung gefallen ließ.

Bald aber regte ſich auch hier eben ſo lebhaft, wie vormals im Kreiſe anderer Schmauſegeſellen unſers Abenteurers, der Spielgeiſt wieder, und bot demſelben Gelegenheit, ſich die viel zu ſchwere Bürde ſeines Goldes zu erleichtern. Das Spiel begann, und endete eben ſo wie vormals; nur machte diesmal der Umſtand einigen Unterſchied, daß Miska tauſendmal mehr Geld verlor, als neulich, und nun nicht unter dem Tiſche liegen blieb, ſondern durch den Wirth ſelbſt, ſo ehrerbietig auch dieſer ihn Anfangs behandelt hatte, zum Hausthore hinaus geprügelt, bald nachher aber von Häſchern ergriffen, und als Dieb, der das Pferd, ſo er dem Wirthe für die Zeche zurück ließ, aus dem Stalle eines Grafen geſtohlen hätte, feſtgeſetzt wurde.

In dieſer mißlichen Lage wußte Miska ſich weder zu rathen noch zu helfen. Er ſchwor und betheuerte, das Pferd von einem Zigeuner gekauft, und weder jenen Grafen, noch deſſen Stall jemals geſehen zu haben. Aber dies Alles half nichts; er ſaß drei Tage und drei Nächte in einem finſtern Loche, und hatte keine andere Nahrung als Brot und Waſſer, welches ihm nur einmal des Tags, und obendrein ſehr kärglich, gereicht wurde.

Obſchon er vor Kummer und Betrübniß immer matter ward, und auch durch Schlaf ſich nicht zu erholen vermochte, da dieſer durchaus nicht über ſeine Augen kommen wollte; ſo ſehnte er ſich doch gar ſehr nach Licht, und bat den Wächter ſeines Gefängniſſes, ihm ſolches zu geben. Aber vergebens. Endlich fiel ihm das Stück Kerze ein, welches er aus den unterirdiſchen Gemächern geholt, und immer noch in der Taſche hatte. Er zog Stahl, Feuerſtein, Zunder hervor, welche er als Tabakſchmaucher ſtets bei ſich trug, ſchlug ſich Feuer, und drehte den glimmenden Schwamm in einer Hand voll Stroh, das er aus ſeinem Lager genommen, ſo lange im Kreiſe herum, bis dieſes zu brennen anfing, und er ſeine Kerze anzünden konnte.

Aber welch ein Staunen ergriff ihn, als er in dem Augenblick, da die Flamme den Docht ergriff, den ehernen König, den er in dem unterirdiſchen Gewölbe ſchlafend gefunden hatte, vor ſich erblickte. Demüthig beugte dieſer ſein Haupt vor Miska, und ſprach: „Durch die Entwendung meiner drei Zauberſchätze, der Kerze, des Tabaksbeutels und des Pfeifchens, welche du nun beſitzeſt, aller meiner Herrlichkeit beraubt, ſtehe ich nun als ein dienſtbarer Geiſt vor dir, und erwarte deine Befehle.“

Miska, welchen dieſe Erſcheinung viel zu ſehr überraſchte, als daß er gleich zu Beſinnung hätte kommen können, ſtarrte eine gute Weile vor ſich hin, bevor er im Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Endlich aber, nachdem ihm der Kobold erklärt hatte, daß er, durch die Zaubermacht der Kerze hierher gebannt, ihm nun und jedesmal, wenn er dieſelbe anzünden würde, in allen Dingen, die er von ihm verlangen wolle, behilflich ſein müſſe, faßte er ſich dennoch, und that Beſcheid auf den ſo günſtigen Antrag. Er ſchilderte dem ehernen Gaſte ſeine Lage und forderte alſobald einen Sack Goldes, ein ſchönes Pferd, und ſicheres Geleit aus ſeinem verhaßten Gefängniſſe. Der Kobold verſprach alles dieſes mit ehrerbietiger Verbeugung und verſchwand. In wenig Minuten befand Miska ſich wirklich vor den Thoren der Stadt auf einem herrlichen Rappen, über deſſen Rücken ein ungeheurer Sack Goldes befeſtigt war. Froh ſegnete er nun ſein Glück, verwünſchte die böſe Stadt, wo ihm ſo großes Unheil widerfahren war, und machte ſich getroſt auf den Weg, um in eine Gegend zu gelangen, wo er ſein Geld wenigſtens mit heiler Haut verzehren könnte.

Nachdem er mehrere Tage geritten, und ſich unterweges weidlich gepflegt hatte, kam er in ein Land, welches ihm bis nun nur dem Namen nach bekannt war.

Hier herrſchte ein ſehr geitziger und grauſamer König, welcher aber eine überaus ſchöne Tochter hatte, um deren Hand ſich bereits eine Menge Prinzen fruchtlos beworben. Denn da keiner derſelben ſo reich und mächtig war, wie es der Vater der Schönen gewünſcht hätte, ſo mußten ſie Alle leer abziehen, und durften ſich nie wieder mit ähnlichen Geſuchen bei Hofe blicken laſſen.

Der Gaſthof, wo Miska einſprach, befand ſich in der Nähe der Königsburg und war der größte und glänzendſte, den er je geſehen hatte. Unſer Glücksritter forderte fürſtliche Bewirthung, und ließ ſich eine prachtvolle Wohnung einräumen. Bald wimmelten ſeine Vorzimmer von reichverbrämten Leibhuſaren, Kutſchern und Reitknechten, und in ſeinem Stalle wieherten die herrlichſten Pferde, die man nur wünſchen könnte. Das ſaftigſte Gulyasfleiſch, die köſtlichſten Speckklöße mit Sauerkraut und zarten Schweinsſchwärtchen wurden ihm, ſeinem Befehle zufolge, täglich in ſilbernen Geſchirren zum Frühſtück aufgeſetzt, und auch ſeiner Dienerſchaft durfte nichts fehlen, was ſie bedurfte.

Schon die erſten Tage nach ſeiner Ankunft ſchmolz all ſein Gold dahin, denn er hatte nicht nur beträchtliche Ankäufe an Kleidern, Wägen, Pferden und allerlei Koſtbarkeiten gemacht, ſondern auch jeden Tag für hundert und mehrere Gäſte offene Tafel gegeben, und dieſelben auf eine wahrhaft königliche Weiſe bewirthet. Da mußte dann die Zauberkerze bald wieder herhalten, und der eherne Kobold ſeine Künſte ins Werk ſetzen. Dieſer fehlte nie, ſobald das Licht brannte, und legte jedesmal einen Sack Goldes zu ſeines Gebieters Füßen, welcher mit jedem Tage herrlicher lebte, und Letztern beinah jede Woche ein Paar Mal citirte.

Einſt, nachdem er des Gaſtirens und Banketirens allgemach ſatt geworden war, fühlte er eine gewiſſe Leere in ſeinem Lebenskreiſe, die ihn von Tag zu Tage immer kälter und gleichgiltiger gegen all ſeine bisherigen Beluſtigungen und Liebhabereien zu machen ſchien. Zugleich regte ſich aber ein Bedürfniß in ſeinem Herzen, das er bisher nur ſelten, und leicht vorübergehend gefühlt hatte. Er ſehnte ſich nach Mitgefühl und Theilnahme eines empfindenden Weſens, ſo wenig er auch den Gegenſtand ſeiner Wünſche zu nennen oder zu bezeichnen wußte. Da er von den Reizen der Königstochter viel Rühmens gehört hatte, miſchte ſich unwillkürlich der Gedanke in ſeine Abſichten, ſie zu ſehen, und ihr ſeine Herzensnoth klagen zu können. Er malte ſich ihr Bild, ſo gut er konnte, im Geiſte aus, und reihte an daſſelbe zugleich eine Menge Folgen, die er kaum zu überſehen vermochte. „Ei“, ſagte er einſt zu ſich ſelbſt, „wenn mir meine Kerze auch aus dieſer Noth helfen könnte, wie herrlich wäre das!“ Schnell zündete er ſie an, und alſobald ſtand der eherne Mann ehrerbietig vor ſeinen Augen.

„Könnteſt du wohl,“ begann Miska, „auch mein Herz ſo gut verſorgen, wie du meine andern Bedürfniſſe bisher befriedigt haſt? — Siehe, ich ſehne mich nach Liebe, und dies mein Verlangen iſt viel dringender, als es je meine Geldnoth werden kann. Kannſt du mir verhilflich ſein, unbeſchadet die ſo hoch geprieſene Königstochter zu umarmen, ſo will ich dieſen Dienſt dir weit höher anrechnen, als alle, die du mir bisher geleiſtet.“

Der eherne Mann bejahte Miska's Frage in aller Demuth, indem er ſagte, er wolle ihm die nächſte Nacht die ſchöne Prinzeſſin in die Arme führen, nur habe er weder bei Tage, noch ſonſt, wenn ſie nicht ſchliefe, Gewalt über ſie; Miska wolle daher um Mitternacht getroſt ſeine Kerze anzünden, und der Erfüllung ſeines Wunſches gewärtig ſein. Dieſer war außer ſich vor Freude, und von nun an wuchs ſeine Begierde und Ungeduld immer mehr und mehr, ſo daß er die Stunde ſeines Glücks kaum erwarten zu können glaubte.

Endlich erſcholl des Wächters Ruf vom Thurme der Königsburg, und Miska eilte über Hals und Kopf, ſeine Wunderkerze anzuzünden. Sogleich öffnete ſich die Thür ſeines Gemachs ganz leiſe, und der Eherne brachte das ſchönſte und liebenswürdigſte Mädchen, das je der Mond beſchienen, in tiefem Schlafe ruhend, auf den Armen. Nachdem er die Prinzeſſin ſanft auf ein Ruhebett niedergelegt hatte, ermahnte er ſeinen Gebieter, das Kerzenlicht nicht über zwei Stunden brennen zu laſſen, weil er die Schöne ſodann wieder zurück in ihr Schlafgemach bringen müſſe, und nicht über dieſe Friſt verweilen dürfe.

Miska ſtand wie verſteinert vor Verwunderung über den Ausbund aller nur erdenklichen Schönheit, der das ganze Weſen der Schlafenden bezeichnete, und es währte lange, bis er ſich von der Wahrheit dieſer Erſcheinung überzeugte. Entzückt ſtürzte er der Prinzeſſin zu Füßen und glaubte gleich bei dem erſten Kuß, den er auf den Saum ihres Nachtkleides drückte, in Wonne hinzuſchmelzen. Sie erwachte wie aus tiefer Betäubung und erſtaunte nicht allein über ihre Umgebung, ſondern weit mehr über die Geſtalt ihres Anbeters, denn dieſer war, vermuthlich durch die zauberhafte Einwirkung des Kobolds, ihr erſt vor wenig Stunden im Traume erſchienen, und hatte einen ſo tiefen und vielvermögenden Eindruck in ihrem Herzen zurück gelaſſen, wie ihn nur die heftigſte Gluth der erſten Liebe irgend zu bewirken fähig wäre. Schüchtern und ſchweigend ſahen ſich Beide an, und nur ihre Herzen ſprachen mit einander; aber mit einem Mal rötheten ſich die Wangen der Prinzeſſin, ſanfte Gluth ſtrahlte aus ihren himmelblauen Augen, und allgemach, wie eine Roſe auf die Berührung eines liebevollen Zaubers ſichtbar ihren Kelch erſchließt, gaben ihm Blick und Lippen zu verſtehen, daß er das Urbild ihrer Liebe ſei.

Miska glaubte bei dieſem Geſtändniß in Entzückung zu zerfließen, aber kaum wagte er ſeiner Empfindung Ausdruck zu geben, ſo ſtand der eherne Mann ſchon wieder an der Thüre, um die Schöne in ihr Schlafgemach zurück zu bringen, denn die zwei Stunden waren bereits vorüber, obgleich Miska erſt ſo viele Sekunden verträumt zu haben wähnte. Der Kobold berührte ihre Stirne ſanft mit ſeinem Zeigefinger, worauf ſie ſogleich wieder einſchlief, nahm ſie ganz ſachte auf ſeine Arme, und verſchwand, ehe Miska ſich Zeit genommen hatte, Abſchied von ihr zu nehmen.

Der Ueberglückliche löſchte nun ſein Licht aus, und warf ſich in ſeliger Trunkenheit auf ſein Lager hin, um die Folge ſeines Glückes im Traume fortzugenießen. Und wirklich gelang ihm dieſes nicht nur im Schlafe, ſondern auch Tags darauf ſo ganz, daß er auch bei offenen Augen nichts als ihre Stimme zu hören, ihr Antlitz zu ſehen, und am Strahle ihres holden Blickes dahin zu ſchmelzen wähnte.

Als die zwölfte Stunde der zweiten Nacht gekommen war, zündete er ſeine Kerze wieder an, und ſogleich erſchien der Kobold mit der ſchönen Schläferin wie Nachts vorher. Beide Liebenden umfing auch nun das ſüßeſte Glück mit ſeinen Wonnen, und ließ ſie den allzuraſchen Vorüberflug der Stunden nicht eher gewahr werden, als bis der dienſtbare Kobold wieder kam, und ſeine holde Bürde von hinnen trug.

Indeſſen hatten aber die drei Zofen der Prinzeſſin dem Könige hinterbracht, daß ſie das Bett ſeiner Tochter leer fanden. Er eilte ſogleich herbei, überzeugte ſich von der Wahrheit ihrer Meldung, und ließ alle Drei, noch in derſelben Stunde, vor den Fenſtern ſeiner Tochter hängen. Kaum aber war das Urtheil vollzogen, ſo fand man die Prinzeſſin wieder ſo ruhig und ſüß in ihrem Bette ſchlafen, als hätte ſie daſſelbe noch keinen Augenblick verlaſſen. Staunen und Wuth bemächtigte ſich des Königs. Jähzornig wie er war, ſtürzte er mit gezücktem Dolche auf die Schlafende los, und drohte ſie zu durchbohren, wofern ſie nicht alſogleich geſtände, was es mit ihrer Abweſenheit für eine Bewandtniß habe. —

Bleich vor Schrecken, und zitternd vor Angſt, ſich auf ſo grauſame Art aus dem ſüßeſten aller Träume geweckt zu ſehen, geſtand ſie, es wäre ihr, als hätte ſie ein eherner Mann mit Gewalt zu einem Jünglinge gebracht, deſſen Bild ihr erſt kürzlich im Traume erſchienen war, und ſie ganz mit Entzücken erfüllte.

Der König drang voll Ingrimm in ſie, ihm den Namen und Aufenthalt jenes Verwegenen anzugeben, der ſich ſolchen Frevels an ihr vermäße. Aber die Prinzeſſin wußte dieſe Frage nicht zu beantworten, denn Beides war ihr fremd geblieben, und auch das, was ſie wirklich eingeſtanden, ſchien ihr ſelbſt nur geträumt zu haben.

Außer der Reſidenz des Königs, in einem waldigen Thale, lebte ein frommer Klausner, welchen Jung und Alt verehrte, und in allerlei Nöthen um Rath zu fragen pflegte. Dieſen ließ der König rufen, und als er erſchien, erzählte er ihm den Vorfall und fragte ihn, was in der Sache zu thun wäre.

Der fromme Mann gab ihm ein Stück Kreide, über welche er zuvor ſeinen Segen geſprochen hatte, und verſicherte ohne viel Bedenken, er werde jenen Frevler leicht auskundſchaften, wenn die Prinzeſſin in dem Augenblicke als ſie in deſſen Zimmer gebracht würde, die Thüre deſſelben mit einem Kreuze bezeichnen, der König aber, ſobald man ſie in ihrem Bette vermiſſen ſollte, alle Thüren in der Stadt beſichtigen laſſen wollte. Die Befolgung dieſes Raths ſchien dem Könige eben ſo zweckmäßig als leicht; daher eilte er ſogleich zu ſeiner Tochter, gab ihr das Stück Kreide, und wiederholte ihr die Worte des frommen Einſiedlers mit dem nachdrücklichen Beiſatz, daß, wofern ſie unterließe, dieſelben pünktlichſt zu befolgen, ſie ohne Weiteres das Schickſal der drei Zofen würde theilen müſſen. Todtenblaß vor Entſetzen über den Anblick des unſeligen Kleeblatts vor ihrem Fenſter, verſprach ſie, treulich ſeinem Befehle zu gehorchen, und bat vor der Hand nur um die Gnade, ihre Fenſter verhängen zu dürfen.

Als die dritte Nacht herannahte, ſtellte der König mehrere Wachen vor die Thüre ſeiner Tochter, und auch ſie ſelbſt mußten Rieſen, Zwerge, Pagen und allerlei Hofgeſinde genau beobachten. — Aber Mitternacht brach ein, die Arguſſe wachten mit geſpannten Augen, und doch war die Prinzeſſin mit einem Mal aus dem Bette verſchwunden, ohne daß man den ehernen Mann oder ſie ſelbſt beim Weggehen bemerkte. Der Kobold, welcher gleich bei ſeiner Ankunft die Wachen erblickt hatte, machte ſowohl ſich ſelbſt, als auch die Schöne unſichtbar, und brachte ſie ungefährdet, wie bisher, in ihres Geliebten Arme. Indeſſen ermangelte ſie nicht, des ſtrengen Befehls eingedenk, in dem Augenblicke, als ihr Träger ſie über Miska's Schwelle brachte, deſſen Thüre mit einem Kreuze zu bezeichnen.

Froh empfing Miska auch nun den holden Gegenſtand ſeiner Liebe, wie auch ihres Theils die Prinzeſſin, obſchon durch ihres Vaters Drohung nicht wenig beunruhigt, willig ſeine Gefühle theilte. Denn nicht nur die Macht des Zaubers, womit der Kobold ihre Beſorgniß zu beſchwichtigen wußte, ſondern die Alles überwindende Liebe ſelbſt beſiegte ihre Angſt ſehr bald und um ſo leichter, da der Zuſtand, worin ſie ſich während der zwei kurzen Schäferſtündlein befand, doch mehr jenem des Träumens als des Wachens ähnlich war.

Indeſſen geſchah was geſchehen ſollte; die geweihte Kreide entſprach ihrer Beſtimmung. Leicht gelang es den Häſchern, das Kreuz an Miska's Thüre zu erſpähen, und mit wildem Ungeſtüm ſtürzten ſie in deſſen Gemach und überraſchten die Liebenden ſehr unſanft in ihren ſchönſten Träumen. Ihn führten ſie ſogleich in ſchweren Feſſeln ins Gefängniß, die Prinzeſſin aber zurück in ihre Schlafkammer.

Obgleich Miska über dieſe gewaltſame Erſcheinung nicht wenig erſchrak, ſo behielt er doch ſo viel Beſinnung, ſogleich nach dem Kobolde zu rufen. Aber wie groß war ſeine Beſtürzung, als er weder dieſen, noch ſeine Kerze erblicken konnte! Da Letztere nur aus einem unvollkommenen Stücke beſtanden, und durch den bisherigen Gebrauch verzehrt war, ſo hatte auch der Talismann, womit er den ehernen Mann zu bannen vermochte, nun mit einem Mal ſein Ende.

Bald befand ſich der unglückliche Liebesritter im tiefſten Kerker, und durch den Ausſpruch des Königs, der ſeiner Rache kaum mehr einen Tag Aufſchub zu geben vermochte, verurtheilt, ſchon den nächſten Morgen gehangen, ſodann gerädert und endlich geſpießt zu werden.

Schon vor Tages Anbruch verſammelte ſich Jung und Alt auf dem Richtplatze, und bald erſchien auch der König ſelbſt an der Spitze eines Geſchwaders und von ſeinen Höflingen begleitet, um Zeuge der Vollſtreckung ſeines Befehls zu ſein. Miska ward zum Hochgerichte hinan geführt, und ſollte, nachdem man dem Volke ſein Verbrechen, und ihm nochmals ſein Urtheil bekannt gemacht hatte, den Todesweg über die Leiter hinauf wandeln. Als er ſchon hoch oben ſtand, neigte er ſich mit überaus wehmüthigen Blicken gegen den König herab, und flehte alſo:

Verwirkt' ich Aermſter auch das Leben,
Und bin nun da, es hinzugeben,
So reut es mich doch keinen Augenblick;
Genoſſen hab' ich all ſein höchſtes Glück. —
Doch eh' ich meinen Geiſt verhauche,
Sei gnädig mir, o König, und gewähre,
Daß ich, zu deines Namens Ehre,
Nur noch ein Pfeifchen Tabak ſchmauche!

Alles ſchwieg und wunderte ſich höchlich über dieſen ſeltſamen Wunſch des auf ſeinem letzten Wege begriffenen Verbrechers. Da man in jenem Lande, einem uralten Geſetz zu Folge, auch Miſſethätern eine letzte Bitte zu gewähren pflegte, ſo ſtand der König nicht an, bei aller ſeiner Rache, womit er das Todesurtheil vollzogen wiſſen wollte, ihm dieſe Gnade zu geſtatten.

Miska zog ſein Pfeifchen und ſeinen Tabaksbeutel aus der Taſche, ſtopfte Erſtere, und begann mit ſelſamem Behagen zu ſchmauchen. Kaum aber hatte er den erſten Zug gethan, ſo ſtand ſein eherner Kobold neben ihm auf der Leiter und fragte, was er befehle, ohne daß ihn ſonſt Jemand bemerkte. Miska beſann ſich ſchnell, und beſchwor ihn bei allen Wundern ſeiner Zaubermacht, ihn zu retten. Der Eherne bejahte es, und verſchwand. Aber in wenig Augenblicken ſprengte ein ungeheures Heer eherner Reiter aus dem nächſten Walde heran, und richtete ein ſo gewaltſames Gemetzel unter der Menge an, daß der König ſammt ſeinem Geſchwader mauſetodt auf dem Platze blieb, und das Volk haufenweiſe auseinander lief. Und alſobald ſah Miska ſich nicht nur gerettet, ſondern, rings von dem ſchützenden ehernen Heer umgeben, auf die Burg geleitet, wo er noch denſelben Morgen zum Könige ausgerufen, und mit ſeiner geliebten Prinzeſſin vermählt wurde.

Nun ließ er durch Hilfe ſeines Kobolds, welcher ihm fortan ſtets getreu blieb, ſeine beiden Brüder herbei holen, und betheilte ſie mit Würden und reichen Gütern. Durch ſein Tabakspfeifchen aber, das er immer bei ſich trug, ward er in Kurzem ſo reich und mächtig, daß ihm alle benachbarten Könige und Fürſten zinsbar und unterwürfig wurden.

Waldhüter-Mährchen.

In einem tiefen Gehölze wohnte einſt ein Waldhüter mit ſeinem lieben Weibe, oblag der Jagd, und lebte zufrieden mit dem Ertrage, den ſein nie erſchlaffter Bogen ihm von Tag zu Tage gewinnen half. Auf dieſe Weiſe brachte er zwei Jahre in ſüßem Ehefrieden hin, aber ohne ſich eines holden Kinderſegens erfreuen zu können, nach welchem ihm doch gar ſehr verlangte. Indeſſen tröſtete ihn das Sprichwort: Geduld bringt Roſen, ja es bewährte ſich endlich auch ſo offenbar an ihm, daß man meinen ſollte, das Schickſal habe all ſeine Macht aufgeboten, daſſelbe ſeinetwillen im Uebermaß zu beſtätigen. Im dritten Jahre ward ſeine Gattin ſchwanger, und als ſie das Herannahen ihrer Weheſtunde immer mehr und mehr fühlte, da bedurfte ſie einer Hebamme. Der Waldhüter, gleichwohl beſorgt für das Heil ſeiner Ehehälfte, aber unbekümmert um die Dinge, die derlei Vorfälle zu begleiten pflegen, machte ſich ſchleunig auf den Weg nach dem nächſten Dorfe, und brachte die erſehnte Wehemutter ſo ſchnell er konnte. Bald aber empfahl er die beiden Weiber dem guten Glücke, nahm Pfeil und Bogen, und begab ſich auf die Jagd in ſein Gehölze.

Kaum hatte er ſeine Hütte verlaſſen, ſo rückte der entſcheidende Augenblick heran, und das Weib gebar, ohne alle Gefahr, nicht weniger als zwölf rüſtige, geſunde Knäblein.

Die Wehemutter wuſch jedes derſelben aufs Reinlichſte, und ſetzte ſie alle zuſammen in die Mitte der Stube in einen Kreis herum. Da ſchlugen die wackern Kleinen lebhaft um ſich her, und erhuben ihre erſten Lebenslaute zu einem kraftvollen Tutti.

Während dieſer Begebenheit war der Tag geſchieden, und der Abend rückte mit ſeinen Schatten allmälich über Feld und Gebirge. Der ſorgloſe Schütze dachte an ſein Abendbrot, und kehrte, mit einigen Haſen beladen, zurück in ſeine Hütte.

Aber welch ein Unfall traf hier den Unbefangenen, wo der Segen des Himmels in ſo zahlreichen Geſtalten ſeiner wartete Er kam, ſah, und verlor gleich beim erſten Anblick ſeiner Beſcherung den Verſtand, daß er alſobald raſend zur Thüre hinaus ſtürzte, geraden Wegs wieder ins Dunkel der Wälder eilte, und von der Stunde an nimmermehr zurück kam.

Das arme Weib blieb nun mit ihren zwölf Knäblein verlaſſen in ihrer Hütte, und wünſchte, da ſie außer dem Beiſtande der Wehemutter, welche gleichwohl nach Möglichkeit für ſie ſorgte, keine Hilfe zu hoffen hatte, nichts ſehnlicher, als bald ihr Lager meiden, und Nahrung für ihre Kinder ſuchen zu können.

Als nun nach langem ſchmerzlichem Warten dieſe Zeit endlich gekommen war, verfertigte ſie ſich Pfeil und Bogen, durchſtrich Wälder und Gebirge, und brachte täglich ſo viel Wild nach Hauſe, als ſie und die Ihrigen zum Unterhalt bedurften. Alſo verlebte ſie fünfzehn Jahre; die Kleinen wuchſen voll Geſundheit und Kraft heran, und lernten bald auf dieſelbe Art ihre Bedürfniſſe befriedigen.

Ehe ſie aber noch ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatten, gefiel es dem Himmel, die Mutter zu ſich zu rufen, und ſo blieben die Knaben nun, ohne elterliche Pflege und Aufſicht, ſich und ihrem Schickſale überlaſſen. Indeſſen lebten ſie, wie bisher, von der Jagd, theilten den Ertrag brüderlich unter ſich, und blieben beiſammen in Eintracht und Frieden.

Der wahnſinnige Vater hingegen irrte immer noch unaufhaltſam in den Wäldern umher. Seine Kleider waren längſt zerriſſen, und ſeine Geſtalt ſchreckte Jeden, der ihn erblickte. Obgleich andere Waldhüter ihm zuweilen begegneten, und ſeinen Söhnen Nachricht von ſeinem Schickſale brachten, ſo konnte ſeiner doch Niemand habhaft werden, da er Jedermanns Nähe vermied, und bei dem bloßen Anblick eines Menſchen gleich einem ſcheuen Wilde ſich in das tiefſte Dunkel der Wildniß zu verbergen eilte. Indeſſen ging aber das Schickſal des Unglücklichen den Herzen ſeiner Söhne mit jedem Tage näher. Einſt traten ſie zuſammen, und beriethen ſich ſehr ernſt und angelegentlich, ein Mittel zu erkunden, denſelben in ihre Hände zu bekommen, um ihn ſodann nach Möglichkeit zu pflegen und zu Verſtand zu bringen.

Sie kamen überein, ſich mit einer gebratenen Gans, einem Kruge Branntwein, und einem großen Stiefel in den Wald, und zwar zu einem daſelbſt befindlichen Brunnen zu begeben, bei welchem ihr Vater ſchon oftmals von den Waldhütern geſehen ward. Mit dieſen Dingen machten ſie ſich eines Tags auf den Weg, und ſtellten, als ſie an beſagtem Orte angekommen waren, das Mitgebrachte vor den Brunnen hin, zogen ſich ſodann ins Gebüſch zurück, und lauerten verſtohlen auf ſeine Ankunft.

Geraume Zeit hatten ſie hier bereits gewartet, als ſie plötzlich ein Geräuſch nahender Tritte hörten, und eine dunkle Geſtalt erblickten, welche ſich nach dem Brunnen hin bewegte. Mit geſpannter Neugier guckten ſie aus ihrem Hinterhalt hervor, und erſahen endlich mit Staunen und Entſetzen den Nahenden, der mehr einem Geſpenſte, als einem Menſchen ähnlich ſchien, mit der Beſchreibung aber, welche ihnen die Waldhüter von ihrem Vater gemacht hatten, vollkommen übereinkam.

Kaum war er dem Brunnen genaht, ſeinen Durſt zu löſchen, als er beim Anblick der ungewöhnlichen Dinge, die ſich vor demſelben befanden, ſtutzig zuſammenfuhr, ſogleich nach allen Seiten hinblickte, und ſich dabei gar eilfertig anſtellte, um bei der erſten Entdeckung einer Menſchengeſtalt hinweg zu laufen. Da aber die Jünglinge ſich ſehr behutſam verborgen hielten, und auch ſonſt ſich nirgends ein Laut vernehmen ließ, ſo legte ſich ſeine Beſorgniß nach und nach und er wagte es, aus dem Brunnen zu trinken.

Nachdem er ſich erquickt hatte, ſchien der Gänſebraten, das Krüglein und der große Stiefel ſeine Aufmerkſamkeit von Neuem auf ſich zu ziehen, und er konnte es ſeiner Lüſternheit nicht verſagen, ſich dieſer Dinge zu bemächtigen. Ganz gemächlich legte er ſich am Brunnen hin, verzehrte mit ſichtbarem Heißhunger die Gans, und leerte mit faunenhaften Zügen das Krüglein.

Der Trank ſchien bald zu wirken; denn kaum hatte er ihn ausgeſchlürft, als er ſein Behagen durch muthwillige Sprünge und allerlei poſſierliche Geberden zu erkennen gab. Bald ergriff er auch den Stiefel, betrachtete ihn von allen Seiten, und nickte frohlockend mit dem Kopfe, als winkte er ſich ſelbſt Beifall, den Gebrauch deſſelben errathen zu haben.

Alſo in ſich vergnügt, ſetzte er ſich wieder auf die Erde, und verſuchte den Stiefel über beide Füße zugleich anzuziehen. Obſchon dieſer weit genug war, den Fuß eines Halbrieſen zu bekleiden, ſo koſtete es dem Verirrten doch ungemeine Anſtrengung, ſeine Abſicht zu erreichen. Von Mühe und dem Geiſte des genoſſenen Trankes überwältigt, ſank er allgemach am Brunnen hin, und entſchlief in behaglichem Taumel.

Als ſeine Söhne dies bemerkten, eilten ſie zugleich mit aller Behutſamkeit aus dem Gebüſch hervor, huben den Schlaftrunkenen von der Erde auf, und trugen ihn nach Hauſe. Aber noch waren ſie nicht auf halbem Wege, als ſie mit Entſetzen bemerkten, daß die Bürde, welche ihnen bei jedem Schritte ſchwerer geſchienen hatte, eine Leiche war. War es Wirkung des zu haſtig verſchlungenen geiſtigen Getränkes, oder der zu ſchnellen Sättigung eines langen Hungers, genug, der Vater lag todt in ſeiner Söhne Armen.

Beſtürzt umſtanden nun die Unglücklichen den theuren Leichnam, und begruben ihn ſodann unter Reuethränen und manchem Vorwurf, womit ſie ihr thörichtes Unternehmen beſchuldigten, unfern ihrer Hütte unter einer Eiche.

Nach dieſem Ereigniſſe blieben ſie noch einige Zeit beiſammen; endlich aber ſehnten ſie ſich in die Fremde, beſchloſſen, ihr bisheriges Verhältniß aufzugeben, und auf verſchiedenen Wegen ihr Glück zu ſuchen.

Nachdem ſie einen Tag feſtgeſetzt hatten, ſich zu trennen, begaben ſie ſich nochmals mit einander auf die Jagd, um ſich im Voraus ſo viel Wild zu verſchaffen, als ſie wenigſtens für die erſten Tage ihrer Wanderung bedurften. Als nun aber jener Tag gekommen war, gingen ſie zur Eiche, die das Grab ihres Vaters beſchattete, ſchworen ſich ewige Bruderliebe, und gingen ſodann mit herzlichem Abſchiede auseinander.

Wie weit jeder dieſer zwölf Brüder auf ſeiner Wanderung gekommen, wo und auf welchem Wege er ſeine Beſtimmung gefunden, — dies zu erzählen wäre eine um ſo weitläufigere Aufgabe, da das Schickſal des Letztgebornen allein merkwürdig genug iſt, um demſelben unſre Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Dieſer Junge hatte von Kindheit auf eine Abneigung vor jeder mühſamen Arbeit und Beſchäftigung; daher verließ er ſich in allen Nöthen auf die Gunſt des Glücks, um ſo mehr, da er ſich ſchon mehrmals überzeugt zu haben glaubte, daß daſſelbe ihm beſonders gewogen ſei. Während die Andern bei allem Ungemach der Zeit, der Witterung und der Wege einem Wilde zuweilen mit aller Mühe nachſetzten, legte dieſer ſich mit ſeinem Geſchütze behaglich auf den nächſten graſigen Hügel hin, und ließ ſich im Schatten der Bäume wohl geſchehen. Und meiſtens geſchah es, daß, während ſeine Brüder die Fährte eines Haſen im Schweiße ihres Angeſichts verfolgten, ihm, wie gerufen, ein Rehbock oder wohl gar ein Hirſch ſo nahe vor Augen kam, daß er ihn ohne Mühe erlegen konnte. Dafür hatte er aber auch gar manche Neckerei von ſeinen Brüdern zu erdulden; denn ſein Glück weckte ihren Neid, und ſie nannten ihn ſchlechtweg den Faulpelz.

Das Vertrauen auf die Huld der blinden Göttin geleitete ihn treulich auf ſeinen Wegen. Bei Tage erlegte er allerlei Wild, das ihm in großer Menge aufſtieß, machte ſich Feuer an, briet und verzehrte es; des Nachts bettete er ſich auf weichem Graſe, und ſchlief getroſt dem kommenden Morgen entgegen.

Nachdem er ſeine Wanderung auf dieſe Weiſe ſechs Tage fortgeſetzt hatte, gelangte er in eine ihm ganz unbekannte Reſidenzſtadt eines Königs. Hier ſprach er im erſten beſten Gaſthofe ein, und bot dem Wirthe einen Haſen für einen Trunk Wein, um ſich nach ſeinen Reiſebeſchwerden behaglich zu erquicken. Der Wirth kredenzte ihm mehr als er trinken und eſſen mochte, bot ihm auch ein Nachtlager, und beköſtigte ihn aufs Billigſte.

Kaum hatte er ſich zu Tiſche geſetzt, als eine Menge Leute ſich in der Gaſtſtube verſammelten, und mit großer Bedeutenheit von einem unerhörten Vorfalle, der ſich ſo eben zugetragen hätte, einander Kunde gaben. Die Sache war auch in der That von nicht geringem Belang, denn ſie betraf das Intereſſe des Königs. Dieſer hatte neun und neunzig Sauhirten in ſeinem Dienſte, welche ſämmtlich in Verluſt gerathen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach auf immer unſichtbar geworden waren. Der neun und neunzigſte derſelben wurde nun erſt ſeit der letztverfloſſenen Nacht vermißt, und doch zweifelte man allgemein, daß der König je wieder einen finden würde, der den gefährlichen Dienſt deſſelben auf ſich zu nehmen wagte. Denn ſo reichlichen Lohn man auch Jedem verſprach, der ſich entſchlöſſe, die königliche Schweineheerde nur einen einzigen Tag zu hüten, ſo meldete ſich doch Niemand im ganzen Reiche, und der erhabne Eigenthümer lief Gefahr, ſeine Heerde zu verlieren.

Der junge Fremdling hörte dieſe Erzählung mit Verwunderung an, konnte ſich aber die Schwierigkeit nicht denken, die mit dem Sauhirtendienſte verbunden wäre. Da der Wirth es ſich ſchon ſeit geraumer Zeit angelegen ſein laſſen, Hirten für die Heerde des Königs zu werben, ſo fragte er ſeinen jungen Gaſt, ob er ſich nicht herbeiließe, dieſen Dienſt anzutreten, indem er zugleich hinzuſetzte, der König bezahle für jeden einzelnen Tagsdienſt ein ganzjähriges Dienſtlohn. Warum nicht? antwortete Piſta, (ſo hieß der junge Abenteurer,) und zeigte ſich ganz entſchloſſen, den Antrag einzugehen, da er durchaus nicht glauben wollte, daß zum Dienſte eines Sauhüters mehr Kenntniß und Mühe nöthig ſei, als er aufzubieten gewohnt war. Seine Zuſage ward angenommen, und der Wirth führte ihn ſogleich mit vieler Freude zum Könige, und rühmte in der ganzen Stadt die muthvolle Entſchloſſenheit ſeines Gaſtes.

Der Herrſcher empfing Beide mit großer Huld, und beſtätigte dem Jünglinge nicht nur die ihm ſchon durch den Wirth gemachte Zuſage, ſondern auch ein Ehrengeſchenk noch obendrein, wenn er ſeinem Dienſte mit Eifer und Standhaftigkeit obläge. Er ließ ihm ſogleich ein reichlich beſtelltes Nachtmahl auftiſchen und beſchied ihn auf morgen mit den huldvollſten Glückwünſchen auf die Haide hinaus zu ſeiner Schweinheerde.

Ehe der Tag zu grauen begann, hatte Piſta ſich ſchon am beſtimmten Orte eingefunden. Die Haide lag in einer anmuthigen Gegend, welche von der einen Seite Gebirge, von der andern ein dichter Wald begrenzten. Bei ſeiner Ankunft war Alles ruhig, und darum konnte er nicht begreifen, welche Gefahr hier zu befürchten wäre.

Unter mancher Erwartung verging ihm der Tag, und auch der Abend nahte eben ſo friedlich heran, wie der Abend geſchieden war. Mond und Sterne erleuchteten die Gegend weit umher, und die wohlthätige Kühle der Luft lud den ſorgloſen Hirten zur Ruhe. Er legte ſich getroſt in die Nähe ſeiner Heerde hin, empfahl ſich und ſeine Pfleglinge dem Glücke, und ſchlief in Frieden ein.

Noch hatte er aber kaum ein Stündchen geſchlafen, als ihn die ſeltſamſte aller Nachterſcheinungen aus ſeinen Träumen weckte. Der oberälteſte Eber ſeiner Heerde ſtand vor ihm und redete ihn alſo an: „Fürchte dich nicht, denn ich bin dir freundlich gewogen, und komme nun als wohlmeinender Rathgeber zu dir, um dich vor den Gefahren zu warnen, welche dir bevorſtehen. Da ich dich einmal zu meinem Günſtlinge auserſehen habe, ſo will ich dir meinen Beiſtand beſtens angedeihen laſſen. Wenn du uns morgen Abends heim treibſt, ſo ſorge ſogleich, daß der König dir einen Laib Brot, und eine Flaſche Wein für den nächſten Tag mitgebe. Dieſe zwei Dinge werden dich vor jedem Unglück ſchützen. Ein großer Drache, der dieſen Wald beherrſcht, wird dich überwältigen und verſchlingen wollen; gibſt du ihm aber dieſe Geſchenke, ſo wirſt du ihm nicht nur widerſtehen, ſondern, wenn er den Wein wird getrunken haben, ihn auch ermorden können.“

Piſta erſtaunte nicht wenig über dieſe Erſcheinung; er rieb ſich die Augen, ſpitzte die Ohren, und nahm alle ſeine Sinne zuſammen, um ſich zu überzeugen, ob er träumte oder wachte. Da er aber den Eber leibhaft vor ſich ſah, und jedes ſeiner Worte ganz deutlich vernahm, dankte er endlich demſelſelben für die ſo günſtige Weiſung, und verſprach ihm, ſolche pünktlich zu befolgen.

Als der zweite Abend gekommen war, trieb er die Heerde heim. Der König ſah ihm nicht ohne Verwunderung entgegen, ließ ihm alſobald den verheißenen ganzen Jahreslohn bezahlen, und erlaubte ihm noch obendrein, ſich eine beſondere Gnade auszubitten. Piſta ſtrich ſein Geld frohlockend in die Taſche, und verlangte vor der Hand nichts weiter, als Brot und Wein für den nächſten Tag.

Kaum hatte noch der Hahn der erſten Frühſtunde entgegengekräht, ſo war unſer Hirt mit ſeiner Heerde ſchon wieder zum Thor der Stadt hinausgezogen. Er begab ſich auf dieſelbe Haide, wo er die vorige Nacht zugebracht, und jenes ſeltſame tête à tête mit dem Schweinbären gehalten hatte. Sobald er an Ort und Stelle ankam, trat ſein borſtiger Mentor wieder zu ihm und ſprach:

Flink und ohne Zagen
Setze dich auf meinen Rücken,
Und in wenig Augenblicken
Siehſt du dich an's Ziel getragen.

Der Junge beſtieg den Eber, und im Nu ſah er ſich zu dem nahen Walde gebracht, und unter einer ungeheuern Eiche abgeſetzt. Hier wiederholte der Eber nochmals, was er ſeinem Günſtlinge ſchon Tags zuvor an's Herz gelegt hatte, und eilte alſobald zurück zu ſeiner Heerde.

Piſta hielt ſich bereit, ſeinem Abenteuer zu begegnen, und ehe er ſich noch genau nach dem Tummelplatze umgeſehen, drang ihm mit einem Mal aus dem Innern des Waldes ein ſo gewaltiges Geräuſch zu Ohren, daß alle Bäume um ihn her, wie bei einem Sturme, rauſchten. Dieſes Getöſe kam immer näher, und bald erblickte er einen ungeheuern Drachen, welcher gerade auf ihn heran eilte, in ſeinem Laufe eine Menge Bäume und Geſträuche erſchütterte und manche auch ſogar zu Boden riß, und ihn ſchon von ferne zu verſchlingen drohte. Wohl eingedenk der Worte ſeines Mentors, faßte Piſta ſich ein Herz, bot dem Drachen Brot und Wein, und flehte um Schonung ſeines Lebens.

Dieſe liberale Begegnung überraſchte das Ungeheuer mehr, als es der Widerſtand einer ganzen Schaar Schweinehirten vermocht hätte. Ruhig empfing der Drache die Gaben des Jünglings, verzehrte ſie mit großem Behagen, und taumelte, da der Trank ſeine Wirkung ſehr bald begonnen hatte, ſchläfrig zu Boden hin. Piſta ſäumte nicht, ſeinen Vortheil zu nutzen. Wie er bemerkte, daß der Drache eingeſchlafen war, zog er ſein Taſchenmeſſer hervor, und ſchnitt dem trunkenen Ungeheuer die Kehle ab; ehe er aber ſeine Operation noch ganz vollbrachte, ſah er aus dem Rachen deſſelben einen kupfernen Schlüſſel herausfallen; dieſen hob er ſogleich auf, und ſteckte ihn in ſeine Taſche.

Indeſſen hatte die Schweineheerde ſich allgemach waldeinwärts gezogen, und zwar nach einer Gegend zu, die ziemlich weit von der Stelle entlegen ſchien, wo das Ungeheuer ſeinen Tod gefunden. Piſta, beſorgend ſeine Pfleglinge zu verlieren, beſchloß ſogleich, die Krümmung des Forſtes abzuſchneiden, und in gerader Richtung und zwar auf eben dem Wege, welchen der hervorſtürzende Drache genommen hatte, denſelben zu Hilfe zu eilen.

Kaum war er eine Strecke weit gekommen, als eine neue überraſchende Erſcheinung all ſeine Beſorgniß zerſtreute. Ein ungeheures, ganz von Kupfer gebautes Schloß ſtand vor ihm da, deſſen Pracht die Reſidenz ſeines Königs bei Weitem übertraf, und das um ſo mehr Einladendes für ihn zu haben ſchien, da nirgends, ſo weit ſein Auge ſpähte, ihm eine Wache den Zugang wehrte. Still und einſam war Alles um ihn her, auch nicht eines Vogels Stimme unterbrach das Schweigen ſeiner Umgebung. Er eilte daher ohne Bedenken zur Burg hinan, fand aber alle Thore derſelben feſt verſchloſſen. Sogleich erinnerte er ſich des Schlüſſels in ſeiner Taſche; er zog denſelben hervor, verſuchte ihn am nächſten Schloſſe, und ſah mit froher Verwunderung, daß ſich ihm alle Riegel und Thore aufthaten. Bald befand er ſich in dem herrlichſten Palaſte, den er je geſehen. Die Zahl der Prachtgemächer, die ſich rings um ihn her öffneten, war ſo groß, daß er nicht gleich mit ſich einig werden konnte, welches er zuerſt betrete. Getroſt ging er durch die erſte Vorhalle, und kam von Gemach zu Gemach, bis er endlich mit verblendetem Geſichte in einen Spiegelſaal gelangte, wo ihm allerlei goldenes und ſilbernes Geräthe entgegen glänzte. In der Mitte des Saals ſtand ein ſilberner Tiſch, auf welchem eine goldene Gerte lag. Ohne eigentlich zu wiſſen warum, nahm er die Gerte, und machte einen Schlag auf die Tafel, worauf ſogleich ein junger Drache vor ihm erſchien, und mit unbeſchreiblicher Höflichkeit fragte, was ihm zu Befehle ſtände.

Piſta faßte ſich, und äußerte den Wunſch, das ganze Innere des Palaſtes, ſammt den dazu gehörigen Gärten in Augenſchein zu nehmen, worauf der dienſtbare Drache ſich ſehr bereitwillig erwies, und ſeinen Gaſt bat, ihm zu folgen. Er führte ihn durch alle Gemächer und Säle des Schloſſes, deren jedes allein die Schätze eines ganzen Königreichs zu enthalten ſchien; ſodann ging er in die Stallungen, wo herrliche Hengſte goldenen Hafer aus ſilbernen Krippen ſpeiſten, und den Eintretenden voll Muth entgegen wieherten. Endlich aber kamen Beide in einen Garten, der voll wunderſchöner Blumen und köſtlicher Früchte prangte, und den Fremdling wie ein zweites Paradies mit allen Reizen der Natur umfing. Piſta konnte ſich nicht enthalten, eine Roſe zu pflücken, und ſie auf ſeinen Hut zu ſtecken.

Nachdem er Alles beſehen hatte, fragte er den Drachen nach dem Herrn dieſes Palaſtes; dieſer aber bückte ſich mit tiefer Ehrerbietung vor dem Fremdlinge, und bat ihn, als den nunmehrigen Eigenthümer aller dieſer Schätze, ſeine Huldigung in Gnaden anzunehmen, indem er ihm zugleich verſprach, genau über Alles und Jedes wachen und deſſen hohe Zufriedenheit aufs Würdigſte verdienen zu wollen. Piſta erſtaunte nicht wenig über dieſe Begegnung; da er aber wohl merkte, daß alle die Erſcheinungen, welche ihm ſeit Kurzem vorgekommen waren, nichts weniger als natürlich ſeien, ließ er ſich die Huldigung des Drachen gefallen, und ſpielte ſeine Rolle ſo gut er konnte. Nachdem er Letzterm Beifall zugewinkt hatte, ging er mit ſtolzer Gravität aus dem Schloſſe. Raſch donnerten hinter ihm von ſelbſt die Thore zu, er aber verſperrte Schlöſſer und Riegel mit ſeinem Schlüſſel, und begab ſich nun weiter in den Wald, um ſeine Schweine aufzuſuchen.

Es währte nicht lange, ſo begegnete ihm die ganze Heerde in beſter Ordnung. Schon war der Tag in Weſten verglüht, und die Schatten der Berge breiteten ſich allgemach über das Gefilde. Nun ſchien es ihm Zeit, ſeinen Rückweg anzutreten; er pfiff, ſeine Heerde ſetzte ſich in Bewegung, und ehe noch der Abendſtern am Himmel glänzte, war ſie daheim in ihren Hürden.

Piſta hatte nicht ſo bald ſeine Pfleglinge verſorgt, als ihm die Töchter des Königs mit ungemeiner Freundlichkeit entgegen eilten. Schon von ferne hatte die Jüngſte derſelben die ſchöne Roſe auf ſeinem Hute bemerkt, und konnte dem Wunſche nicht widerſtehen, ſie zu beſitzen; ſchnell kam ſie daher mit ihren Schweſtern herbei gelaufen, und forderte die ſchöne Blume. Der Sauhirt überreichte ſie der Prinzeſſin alſogleich, und fand ſich ſehr hochgeehrt, ſeine Gabe an dem Buſen der liebenswürdigſten Königstochter zu ſehen.

Der König aber, der ſich indeſſen über die eben ſo glückliche als pünktliche Zurückkunft ſeines Hirten höchlich verwunderte, ließ denſelben ſogleich zu ſich berufen, und fragte ihn angelegentlich um Alles, was ihm auf ſeiner Haide begegnet wäre. Allein Piſta wich dieſen Fragen ſehr behutſam aus; er antwortete ſehr kurz, und vermied jede Erklärung, die ſeine ſo ſeltſamen und glücklichen Abenteuer hätte verrathen können. „Dieſe Roſe,“ ſprach er, „die ich ſchon abgepflückt auf einem Baumſtrunke liegen gefunden, iſt Alles, was mir unterweges vorgekommen; ich ſteckte ſie auf meinen Hut, um ſie nicht ganz ungenoſſen verwelken zu laſſen.“

Der König bewies ihm neuerdings ſeine hohe Zufriedenheit und Gnade, indem er ihm auch für die künftigen Tage denſelben reichlichen Lohn zuſicherte, den er bis jetzt genoſſen. — Der Hirt dankte ſeinem Gebieter und begab ſich zu ſeinen Schweinen, um in der Nähe derſelben die Nacht über auf ſeinem Strohlager auszuruhen.

Kaum war es Mitternacht, ſo weckte ihn der vertrauliche Eber ſo wie geſtern, und ſagte: Piſta wolle ſich auch für den kommenden Tag mit Brot und Wein verſehen, da er es mit einem zweiten, noch größern Drachen, als der erſte war, würde zu thun haben. Er rieth ihm, den Mundvorrath zu verdoppeln, fügte aber hinzu, daß er auch diesmal nichts zu befürchten hätte, wenn er dem Ungeheuer eben ſo muthig wie dem geſtrigen begegnete.

Schon vor Tages Anbruch ließ Piſta ſich zwei Brote und zwei Flaſchen Wein reichen, und begab ſich mit ſeinen Schweinen abermals hinaus auf die Haide. Dort angelangt trat der Eber ſogleich wieder zu ihm hin und ſprach:

Piſta, flink und ohne Zagen
Setze dich auf meinen Rücken;
Will dich heut noch weiter tragen,
Und noch Größer's ſoll dir glücken.

Der Jüngling that nach des Ebers Willen, und raſcher als auf eines Renners Rücken ſah er ſich zu einem Gehege getragen, das eine gute Strecke Weges von dem geſtrigen entfernt war. Der Eber ſetzte ihn auch hier unter einer Eiche ab, wiederholte ihm nochmals was er ihm zum erſten Mal empfohlen hatte, und überließ ihn ſeinem Schickſale.

Piſta wartete nicht lange; bald hörte er ein furchtbares Geräuſch von den Wipfeln der Bäume herab; allgemach ſchien es dunkler um ihn her zu werden, und mit einemmal kam in der Luft ein ungeheurer Drache heran, der, noch weit größer als der erſte, die ganze Gegend, wie eine finſtere Gewitterwolke, mit ſeinen Flügeln überſchattete, und mit gräßlicher Haſt auf den Hirten hernieder zu ſtürzen drohte. Aber eben ſo ſchnell reichte Piſta ihm die zwei Brote und Flaſchen hin, und begütigte das Ungethüm ſo glücklich, daß es alſobald ſich ruhig niederſtreckte, die Victualien mit vielem Behagen verzehrte, und ſodann mit brauſendem Geſchnarche einſchlief. Piſta nahm auch diesmal den günſtigen Augenblick wahr, und ſchnitt dem Drachen die Kehle ab, wobei demſelben ein ſilberner Schlüſſel aus dem Rachen fiel, den Jener ſogleich in die Taſche ſchob.

Nun ging er, ſo wie geſtern, ins Innere des Waldes und erblickte bald ein Schloß, das, ganz von Silber gebaut, ſeinen Augen ſchon von fern mit blendendem Schimmer entgegen ſtrahlte. Was er in der kupfernen Burg gethan und geſehen hatte, daſſelbe that und ſah er auch hier, nur war die Pracht der innern Einrichtung hier noch weit größer, weßhalb er auch bei Betrachtung derſelben länger als dort verweilte. Nachdem ihm auch hier ein dienſtbarer Drache alle Schätze und Koſtbarkeiten gezeigt, und ihn endlich in den Garten geleitet hatte, pflückte er ſich eine ſilberne Roſe, dergleichen unzählige an den Sträuchern prangten, und ſteckte ſie auf ſeinen Hut. Hierauf verſchloß er die Thore des ſchönen Schloſſes mit ſeinem ſilbernen Schlüſſel, begab ſich wieder zu ſeiner Heerde, und trieb ſie, als der Tag ſich zu neigen anfing, ruhig nach Hauſe.

Sobald er an Ort und Stelle war, ſprangen die drei Königstöchter ihm wieder freundlich entgegen, und die Jüngſte haſchte ihm die ſilberne Roſe vom Hute weg, und lief mit derſelben frohlockend zu ihrem Vater. Der König ließ, wie geſtern, den Hirten zu ſich berufen, fragte ihn nach Allem, was ihm den Tag über begegnet wäre, und äußerte, da Jener ihm befriedigend geantwortet, ſeine volle Zufriedenheit.

Dieſes Abenteuer wiederholte ſich auch den dritten Tag, jedoch mit dem Unterſchiede, daß der Hirte in einen goldenen Palaſt kam, und aus dem Garten deſſelben eine goldene Roſe mit nach Hauſe brachte, welche die ſchöne Königstochter, ſo wie die vorigen, ſich zueignete.

Zufälligerweiſe fiel gerade in dieſe Zeit die Feier eines Feſtes, das der König den Freiern ſeiner drei Töchter zu geben ſchon längſt beſchloſſen hatte. Er ließ drei goldene Aepfel von gleicher Größe verfertigen, deren jeder mit dem Namen einer der Prinzeſſinnen bezeichnet, und im Vorhofe ſeiner Burg an goldnen Schnüren hangend, das Ziel eines Wettkampfs werden ſollte, wobei den Siegern die Hände der Königstöchter zum Lohn zuerkannt würden. Wer nämlich von den Kämpfern, zu Pferde, im ſchnellſten Lauf einen dieſer Aepfel mit ſeiner Lanze herab ſtieße, dem ſollte mit der Goldfrucht auch die Prinzeſſin, deren Name darauf geſchrieben ſtand, zu Theil werden. Da die drei Schweſtern eben ſo ungemein ſchön als reich waren, ſo läßt ſich leicht erachten, daß die Anzahl ihrer Freier nicht gering ſein mochte. Eine zahlloſe Menge Prinzen aus nahen und fernen Ländern war um die Königsburg verſammelt, und auch des Königs Bruder mit ſeinen neun Töchtern war zugegen. Das ganze Reich nahm Antheil an dieſer Feier, und Jung und Alt freute ſich auf ihren Anfang. Alles was königlicher Reichthum an Schätzen aufzubringen vermag, war hier beiſammen zu ſehen, und alle Reichen und Vornehmen ſtrömten herbei, durch Schimmer und Aufwand das ſchon längſt erwartete Feſt zu verherrlichen.

Da ſich wohl vermuthen ließ, Piſta werde einer ſo großen Feierlichkeit ſeine Gegenwart nicht verſagen, ſo lud die jüngſte Prinzeſſin, aus Dankbarkeit für die ihr gegebenen drei Roſen, den Jüngling zum Zuſchauer, indem ſie ihm rieth, ja nicht wegzubleiben, wenn er anders das Herrlichſte, was ihres Vaters Reich an Menſchen, Pferden, Kleidern und Edelſteinen beſäße, zu ſehen nicht verſchmähte.

Aber zu nicht geringem Erſtaunen der Prinzeſſin dankte der Hirt für ihre Einladung: er wolle lieber bei ſeines Gleichen bleiben, und ſich, wie bisher, zu ſeiner Schweinheerde auf die Haide begeben.

Als der Morgen kam, und ſich in und außer der Burg ſchon Alles regte und bewegte, die Straßen von zahlloſem Volke wimmelten, ja ſelbſt die mühſeligſten Krüppel ſich ſchauluſtig herbei ſchleppten, trieb Piſta ganz gleichgiltig ſeine Heerde aus, und ließ ſich nicht den geringſten Anſchein von Neubegierde merken.

Wer hätte aber vermuthet, was der verſchmitzte Junge geheim bei ſich beſchloſſen, und welch gewaltigen Streich er alle den fürſtlichen Freiern zu ſpielen vorhatte? — Kaum war er auf der Haide angelangt, ſo eilte er ſogleich in jenen Wald, wo er ohnlängſt ſein erſtes Abenteuer beſtanden. Hier begab er ſich gerade in den kupfernen Palaſt, trat in den Saal, und befahl durch einen Schlag mit der goldenen Gerte dem dienſtbaren Drachen, ihm das koſtbarſte Prachtgewand, wie auch das herrlichſte Reitpferd herbei zu ſchaffen. Der Drache befolgte den Befehl ſeines Gebieters aufs Schleunigſte; er kleidete denſelben ſo geſchickt und flink, als es je ein Kammerdiener vermocht hätte, und führte ihm eben ſo bald ein prächtig gezäumtes Roß herbei, das ſchon im Herannahen vor Kampfbegier Funken zu ſprühen ſchien.

Kaum hatte Piſta den Renner beſtiegen, ſo donnerten von deſſen Hufſchlage die Hallen des Schloſſes hinter ihm; er flog, wie auf Schwingen des Blitzes getragen, über Haide und Straße, und erſchien, ehe man ſichs verſah, in den Schranken der königlichen Kämpfer. Der Schimmer ſeines Gewandes, die Kraft und Schnelle ſeines Pferdes, und alle die koſtbaren Edelſteine, die ihn ſchmückten, verblendeten Aller Augen, und Niemand hätte ſich beikommen laſſen, den Schweinehirten in ihm zu ſuchen. Alles wich bei ſeiner Ankunft von der Stelle, und verneigte ſich wie vor einem Gotte. Der König ſelbſt hielt ihn wenigſtens für ſeines Gleichen, und bot ihm vor allen Anweſenden ſogleich die Ehre des Vortritts an. Allein Piſta lehnte dieſe Auszeichnung beſcheiden ab, und bat vielmehr, der Letzte unter den Freiern ſein zu dürfen.

Endlich ward das Zeichen gegeben. Alles drängte ſich zu den Schranken, und der Wettlauf nahm ſeinen Anfang. Reiter und Pferde flogen mit heißer Kampfbegier nach dem Ziele, aber Keinem gelang es, auch nur einen der drei Aepfel mit der Lanze zu berühren.

Auf einmal aber ſprengte der unbekannte Gaſt wie ein Pfeil über die Bahn dahin, und traf alſobald den Erſten der drei Aepfel ſo glücklich, daß derſelbe ſammt der goldnen Schnur, waran er befeſtigt war, an ſeiner Lanze hängen blieb. Aller Blicke ſtarrten ihm verwundert nach, er aber flog mit ſeiner Siegesbeute unverwandt, und in gerader Richtung über alle Schranken hinweg, und entſchwand endlich in der Ferne.

Dieſer unerwartete Vorfall bewirkte allgemeine Verlegenheit unter den Freiern und beſtimmte den König, die Fortſetzung der Feier auf den kommenden Tag zu verſchieben. Indeſſen ſchickte er ſogleich einige ſeiner beſten Reiter dem ſeltſamen Flüchtlinge nach, um deſſen Aufenthalt zu erkunden; aber ehe dieſe ſich auf den Weg machten, war unſer Ritter bereits unſichtbar geworden, und hatte ſich in ſeiner Hirtentracht wieder bei ſeiner Heerde eingefunden.

Abends kam er, wie gewöhnlich, mit derſelben nach Hauſe, und beſtellte ſeine Geſchäfte. Ehe er ſich aber zur Ruhe begab, erſah ihn auch diesmal die Jüngſte der Prinzeſſinnen, eilte zu ihm herbei, und erzählte ihm mit großer Beſtürzung den unerwünſchten Vorfall, wodurch ihr heute der ihr beſtimmte Apfel, und mit ihm zugleich der Bräutigam entriſſen worden. Der

Hirt 'tröſtete ſie mit vieler Theilnahme, indem er ſagte, man könnte noch nicht wiſſen, ob der Unfall, der ſie getroffen, ihr nicht noch zum Glücke gereichen werde.

Tags darauf, ehe die Feier des Feſtes von Neuem begonnen hatte, war Piſta mit ſeiner Heerde wieder auf der Weide. Nun ging er aber in den ſilbernen Palaſt, kleidete ſich in ein noch ſchöneres Prachtgewand als das geſtrige war, und wählte ſich auch ein noch weit herrlicheres Pferd, als das vorige. Schnell wie der Wind, und leuchtend wie Gold und Juwelen, ſprengte er nun abermals auf den Kampfplatz heran. Alles erſtaunte über dieſe neue Erſcheinung, Alles neigte ſich vor ihm, und Niemand erkannte ihn für denſelben Gaſt, welcher ſich geſtern auf eine ſo ſeltſame Weiſe hervorgethan hatte.

Aber eben ſo, wie geſtern, gab er, als aller Augen auf ihn gerichtet waren, ſeinem Roſſe die Sporen, ſprengte mit verhängtem Zügel auf das Ziel los, und flog, wie ein Pfeil, mit dem zweiten goldenen Apfel hinaus über die Schranken, und gar bald auch weit aus dem Geſichtskreis der erſtaunten Menge.

Der König und ſeine hohen Gäſte geriethen nun ſchon in Beſorgniß, es walte irgend ein übernatürliches Weſen über dieſem Vorfalle, und entſchloſſen ſich beinahe, das Kampfſpiel erſt nach einem Jahre wieder erneuern zu wollen. Da nun aber ſchon zwei Goldäpfel verloren waren, ſo wollte man ſich doch auch vom Schickſale des dritten und letzten überzeugen. Der König beſtimmte daher die Beendigung des Feſtes auf den nächſten Morgen, und ſuchte ſich indeſſen zu beruhigen ſo gut er konnte.

Wie bisher, geſchah es auch zum dritten Mal. Der Hirt war in aller Frühe auf die Haide gezogen, und erſchien nun auf einem noch weit herrlichern Roſſe, und in einem noch viel prächtigern Gewande als vormals in den Schranken. Er ſprengte heran, erhaſchte auch den dritten Goldapfel, und jagte zu Aller Erſtaunen, ſchnell wie der Wind, ins Weite.

Das Feſt war nun zu Ende; die Verſammlung der Freier ging auseinander, und der König beklagte das Loos ſeiner lieben Töchter. Dieſe zerfloſſen beinahe in Thränen, und bejammerten ihr Schickſal als eine Fügung des Himmels, welcher zufolge Keiner von ihnen je ein Bräutigam zu Theil werden ſollte.

Da der König ſchon über den erſten dieſer bedenklichen Vorfälle vergeſſen hatte, dem Hirten ſein Taglohn auszuzahlen, und dieſer nun ſchon dreitägigen Gehalt zu Gute hatte, ſo bediente Piſta ſich der Befugniß, ſein Dienſtlohn zu fordern, als einer ſchicklichen Gelegenheit, zu erfahren, welche Wirkung bei Hofe ſeine drei Abenteuer hervorgebracht hätten. Noch denſelben Abend, nachdem er ſeine Heerde nach Hauſe getrieben hatte, verfügte er ſich zu dem Könige, verbarg aber ſeine drei goldnen Aepfel, aus Beſorgniß, dieſelben möchten ihm, wenn er ſie im Schweinſtalle zurückließe, entwendet werden, unter ſeinem Hute, und behielt dieſen, gleichwohl im Angeſichte ſeines Gebieters, auf dem Kopfe.

Der König bemerkte dieſes gröbliche Benehmen ſeines Sauhirten nicht ohne Befremden; da er ihm aber wegen ſeiner wichtigen Dienſte überaus gewogen war, ſo fragte er ihn mit Nachſicht, was er verlangte. Piſta hatte ſich noch kaum geſammelt, ſeine Bitte vorzubringen, als die jüngſte nun ohnehin mißlaunige Prinzeſſin haſtig herbei eilte, und ihm, mit der Miene höchlich beleidigten Stolzes, den Hut vom Haupte riß. Sogleich fielen die drei Goldäpfel heraus, und rollten vor des Königs Füße hin.

Welches Staunen ergriff nicht den ganzen Hof! Die Königstöchter erkannten ſogleich ihre Namen, und konnten kaum Worte finden, ihre Freude über ihre wiedergefundenen Aepfel auszudrücken. Der König drang aufs Huldvollſte in den Jüngling, um zu erfahren, wie er zu denſelben gekommen wäre. Dieſer aber erwiederte mit ungemeiner Freimüthigkeit, er ſelbſt ſei der Eroberer der koſtbaren Beute, und glaube daher, auf Eine der drei ſchönen Bräute vollkommnes Recht zu haben.

Da nun der König, wohl eingedenk jener beiſpielloſen Pracht und Herrlichkeit, wie auch des ſo ſeltſamen Siegesglücks, wodurch der Fremdling ſich bei jedem Kampfſpiele ausgezeichnet hatte, noch gar manchen erheblichen Vortheil hinter dem Dunkel dieſes räthſelhaften Ereigniſſes vermuthete, ſo willigte er ohne langes Bedenken in des Hirten Anſpruch. Die Jüngſte der Prinzeſſinnen fühlte ſich mit einem Mal erheitert, und ſo liebevoll zu dem metamorphoſirten Sauhirten hingezogen, daß ſie, ungeachtet ſeines zweideutigen Geruchs, ihm um den Hals fiel. Der König aber beſtimmte ihn ſogleich zum Gatten ſeiner Tochter, und den nächſten Morgen ward die Hochzeit im Angeſichte des ganzen Hofs auf der goldenen Waldburg, welche Piſta ſich ſogleich zur Reſidenz erſehen, aufs Glänzendſte vollzogen.

Nach geendigtem Mahle befahl der Bräutigam ſeinem dienſtbaren Drachen, welcher ſchon Tags vorher ein zahlreiches Dienerperſonal aus ſeinem geflügelten Geſchlechte geworben hatte, unverzüglich ſeine eilf Brüder herbei zu holen, indem er demſelben ihre Namen angab, und ihre Geſtalten nach Möglichkeit bezeichnete.

Ehe die Sonne geſunken war, ſahe man dieſe eilf Brüder im geſtreckten Galopp zur Goldburg herein ſprengen. Alle waren auf Anſtalt des dienſtbaren Zauberdrachen überaus herrlich geziert, und ſie freuten und verwunderten ſich nicht wenig über die ſo unerwartete Verwandlung ihres Schickſals. Zwei von denſelben heiratheten die Schweſtern ihrer königlichen Schwägerin, die Andern aber die neun Töchter des andern Königs. Bald eroberten ſie eben ſo viele Königreiche, und lebten alle zuſammen glücklich bis an ihr Ende.

Hans Chriſtoph Ernſt Freiherr von Gagern.

Dieſer geiſtreiche Staatsmann, der ſich nach vielfachen Richtungen hin auszeichnete, ward am 25. Januar 1766 zu Klein-Niedesheim in der Unterpfalz geboren, und begann, noch ſehr jung, ſeine politiſche Laufbahn vor der franzöſiſchen Occupation, in fürſtlich Naſſau-Weilburgiſchen Dienſten. Nach dem Frieden von Luneville ging er als Geſandter ſeines Hofes nach Paris, und verſtand es, nicht allein mit ſeltener Gewandtheit für denſelben zu unterhandeln, ſondern auch ſich die beſondere Hochachtung Talleyrands zu erwerben. — Durch ein Decret Napoleons genöthigt, ſeinen Poſten niederzulegen, begab er ſich nach Wien, und half durch kräftige Mitwirkung eine beſſere Zeit für Deutſchland vorbereiten. Dadurch ſah er ſich aber gezwungen, dieſe Stadt wieder zu verlaſſen, um den Verfolgungen der Franzoſen zu entgehen. Nachdem er eine Zeit lang im preußiſch-ruſſiſchen Hauptquartier verweilt, ſchiffte er nach England über, kehrte jedoch 1814 bereits zurück, um die Verwaltung der oraniſchen Fürſtenthümer zu leiten, und nahm 1815 als Geſandter des Königs der Niederlande Antheil an dem Wiener Congreſſe. Von dort begab er ſich nach Paris, und ward dann 1818 Königl. Niederländiſcher Geſandter bei dem Bundestage und der freien Stadt Frankfurt, 1820 aber Mitglied der Heſſen-Darmſtädtiſchen Ständeverſammlung. In demſelben Jahre von ſeinem Könige ehrenvoll penſionirt, lebt er ſeitdem auf ſeinem Gute Soden bei Frankfurt als Privatmann. Er iſt Ritter des heſſiſchen Löwenordens, des belgiſchen Civilverdienſtordens u. a. O. m.

Von ihm erſchien im Druck:

Ueber Religion. Deutſchland, 1798.
Die Reſultate der Sittengeſchichte. Frankfurt a. M., 1808 — 1822. 6 Thle.
Die Nationalgeſchichte der Deutſchen. Wien, 1813. I. N. A. Frankfurt 1823. II. 1826. Gr. 4.
Berichtigung einiger politiſchen Ideen. Am Rhein, 1813. 4.
Beiträge zur Zeitgeſchichte. Am Rhein, 1814. 4.
Ueber die Auswanderungen der Deutſchen. Frankfurt 1817.
Ueber Deutſchlands Zuſtand und Bundesverfaſſung. Stuttgart, 1818.
Mein Antheil an der Politik. 4 Bde. Stuttgart, 1823 — 1833.

Was v. G. als Patriot und Staatsmann Großes und Bedeutendes vollbracht, iſt uns hier nicht geſtattet zu würdigen, da dieſes Werk nur literäriſchen Leiſtungen gewidmet iſt. Als Schriftſteller zeichnet er ſich durch tiefe und gründliche Kenntniſſe, ſeltenen Scharfſinn, Feinheit und Gewandtheit, außerordentliche Kraft der Rede und einen eben ſo blühenden als gewandten Styl höchſt rühmlich aus, und kann namentlich Politikern als ein muſterhaftes Vorbild dienen. —

Anſprache an die deutſche Jugend.

Rem populi tractas? — — — — —
— — — — — — — — — —
Quo fretus? Dic hoc magni pupille Pericli.
Scilicet ingenium, et rerum prudentia velox,
Ante pilos venit, dicenda tacendaque calles.
Ergo cum motâ fervet plebecula bile,
Fert animus calidae fecisse silentia turbae
Majestate manûs. Quid deinde loquêre? Quirites,
Hoc, puto, non justum est, illud male rectius illud.
Scis etenim justum geminâ suspendere lance
Ancipitis librae; rectum discernis, ubi inter
Curva subit, vel cum fallit pede regula varo;
Et potis es nigrum vitio praefigere theta.

„Die Sache des Volkes handelſt du ab? Zögling des Pericles! Worauf geſtützt? Vermuthlich kam Genie und ſchneller Begriff der Dinge noch vor dem Bart; du weißt genau, was man ſagen und verſchweigen ſoll. Alſo wenn der gemeine Haufen mit bewegter Galle brauſt, wird dir ſchon der Verſtand ſagen, mit majeſtätiſcher Hand der erhitzten Menge Stille zu gebieten. Und was dann ferner der Stoff der Rede?

„Bürger, das, meine ich, iſt nicht recht, jenes ſchädlich, beſſer dieſes. Denn du weißt das Gerechte auf der doppelten Schaale der in Schwingung begriffenen Wage vortrefflich an- und feſtzuhängen! Das Gerade unterſcheideſt du auch zwiſchen den Krümmen, oder wo der Maaßſtab trüglich iſt; und ganz wohl biſt du fähig, der Untugend das ſchwarze Mal zu ſetzen."

Der edle Zögling von Volterra, Aulus Perſius Flaccus; würdig der Freundſchaft der Beſſern ſeiner Zeit, des Cornutus, Thraſea und der Arria, aber noch innerhalb den zwanzigen der Erde und den Seinigen entriſſen. IV.

* * *

Auf unſern Univerſitäten haben ſich viele Jünglinge heftig für die Landsmannſchaften gegen die Burſchenſchaft, und die Andern für die Burſchenſchaft gegen die Landsmannſchaften geſchlagen. Auf der Wartburg iſt Manches, wahrſcheinlich Mittelmäßiges, aber unſtreitig auch Gutes, verbrannt worden. Die Andern haben es verleugnet, mißbilliget und für ein post festum und hors d'oeuvre ausgegeben. Einen ſehr angeſehenen Mann hat man ungefähr zur ſelbigen Epoche auf ſeiner Durchreiſe auf einer der Akademien inſultirt; einer noch höhern Perſon auch nicht einmal den Dank der Stiftung bezeigt; und die andern Klügern haben von freien Stücken gleichſam Entſchuldigung und Abbitte gethan, oder Reue empfunden. Nein fürwahr, das ſind doch vortreffliche Sinnbilder, Muſter und Saamen künftiger Einigung und Eintracht in Deutſchland, und wir alternde Leute mögen da zur Schule gehn, da uns das ſo ſchwer vorkommt! — Junge Freunde, nach dieſem Eingang, halb Scherz halb Ernſt, ſoll das Folgende gänzlich Ernſt ſein. Die innerſten Gründe eurer falſchen Anſichten, Irrthümer und Trugſchlüſſe zu entdecken, nachdrücklich zu rügen und wohlwollend, ja liebevoll und väterlich euch zu warnen und zurückzuführen, und ſicher nicht die Verdorbenen, ſondern die Geiſtreichſten unter euch, ſei mir jetzt eine heilige Pflicht, mir wohl bewußt, daß ich auch hier auf dem Pfade der Alten wandle! Aber auch gegen mich gekehrt, jenes quo fretus, wo iſt mein Beruf! Nicht nur ſechs Söhne, die zu euch gehören, Erfahrung, Studium unſerer Geſchichte, und mein Zwiſchenalter; es ſind noch ſpeziellere Verhältniſſe, die mich an euch binden. Es iſt hier nur die Fortſetzung meines frühern Beginnens. Als noch Alles die Flügel hängen ließ, am Vaterland und an ſich ſelbſt verzweifelte, und mein Beruf mich an Napoleons Hof führte, widmete ich euch dort die Reſultate der Sittengeſchichte, das Buch von den Fürſten, und erließ im Eingang an euch die ernſte Mahnung:

> Euren Seelen Feſtigkeit und Stahl zu geben, den geſunkenen Geiſt zu heben, der Sittenlehre und dem Völkerrecht mit den Beſſern unter uns das Wort zu reden, und alles Feuer, allen Entſchluß und Streben der Jünglinge zu einer beſſern Vaterlandsliebe zurückzuführen, das ſind meine erſten offenen unverhohlenen Zwecke.

Und als die Stunde der Befreiung näher rückte, ſprach ich am Schluß des andern Theils noch einmal im ſelbigen Sinn; beides, wie mich dünkt, des großen Gegenſtands nicht unwürdig:

> Ich kehre noch lieber zu den Platoniſchen Ideen von den Metallen zurück. — Die Alten ſagten, wir ſeien die Schmiede unſers Glücks. Jedes Alter iſt bereits in Uebung. Darum, muntre Knaben, pocht die Erze, Jünglinge, den geſchliffenen Stahl gebe ich euch in die Hand, das Silber ſucht, das Gold verdient.

Freunde, das war nicht der Stahl, den Sand erkohren hat; es war einzig der Stahl, den eben jene Söhne bei Leipzig, bei Arcis ſur Aube, und bei Waterloo führten; es war eben der Stahl, womit die deutſche Jugend bald ſiegreich aus den Schlachten kam.

Allein man hat dem Vaterland und euch damals Dinge verſprochen, und ihr behauptet, oder gebt zu verſtehen, oder Andre ſagen für euch, das ihr vergeblich auf die Erfüllung wartet! Das laßt uns verſtändig, offen und recht umſtändlich prüfen.

Ich war einſt auch einer der Verſprechenden und erinnere mich noch ſehr wohl meiner Vollmacht, meiner Abſicht und meiner Allocution. Was im Naſſauiſchen überhaupt ſich zutrug, ſoll als Analogie gelten, und ich werde dann leicht vom Beſondern zum Allgemeinen gehen.

Zu der Zeit Miniſter in den Oraniſchen Fürſtenthümern, fügte es ſich, daß in Abweſenheit des Landesherrn Alles auf mir lag. Die Freiwilligen, die Landwehr, auch die ſtehende Mannſchaft, als Napoleons Herrſchaft dort im Großherzogthum Berg aufhörte, habe ich allein komponirt. Unſtreitig ganz außer meinem Fach und Handwerk. Auf die gebildete Jugend des Landes ſetzte ich Vertrauen; ich fand und nährte mit all meinen Mitteln den public spirit; ſie gingen zu den großen Heeren, und waren unter den Erſten, auf welche in jenen blutigen Tagen der Feind traf.

Aber dieſe einzige Schlacht endigte den Krieg. Sollen wir es als ein Uebel anſehen, daß die Verlängerung nicht beitrug, die Haufen zu verdünnen, die Ehrgeizigen empor zu heben, oder in das Reich ihrer Väter zu ſenden! Freunde, dieſer Kannibalen-Gedanke kann weder in euerer, noch in meiner Bruſt ſtatt finden. Das Vaterland, und was uns rechts und links umgiebt, hatte früher, ſo viele Jahre lang, genug geblutet! —

Seinen Werth und ſein Verdienſt kann man leicht überſchätzen. Häufig hörte ich die Franzoſen im Lauf ihrer Siege ſelbſt ſagen: Tout le monde est brave. Sicher gilt daſſelbige von Leipzig und Hanau, von Ligny und Waterloo! Man führt die Kriege nicht mit den Greiſen, ſondern mit der Jugend des Landes! Daß die unſrige dem Aufruf folgte, war recht und lobenswerth und nichts weiter! Nach dem Tag von Cannä wunderte man ſich nicht, daß die jungen Männer, ſondern daß Sklaven in die Reihen traten! Für jene bedurfte es keiner beſondern Lockungen, als daß ihr Vaterland in Gefahr, ihres Arms, ihrer vermehrten Anſtrengung bedürfe! Und die Sybilliniſchen Bücher hießen ſie ſchon früher nach dem Tag von Thraſymene = aedem menti, der Vernunft und Einſicht und der Beſonnenheit einen Tempel bauen, und ſonſt nichts. Daſſelbige thut uns nothwendig, und die Sybille hat für alle Jahrhunderte geſprochen.

Damit will ich keineswegs euren Enthuſiasmus und ſeine herrlichen Früchte leugnen, noch den Werth verringern. Als ewiges Muſter in künftigen Bedrängniſſen wird dieſer Feuereifer geſchichtlich daſtehn, und ich möchte ihn ſchildern können; lieber als ihm Abbruch thun.

Allein hier treffe ich bereits auf den Wirrwarr der Ideen, auf Thorheit und Ueberſpannung. Sicher hat Niemand verſprochen, das Regiment der Länder und der Heere, die Führung der Dinge auf der Erde nach vollbrachtem Kampf den Jünglingen zu übergeben; noch, was ungefähr daſſelbige wäre, ihrem Urtheil, was dieſer Erde frommt! Laßt der Natur, den Jahren und dem Fortrücken ſeinen Lauf.

Alſobald fallen mir jene grauſen Handlungen ein, noch weit andre, bedeutendere, als die zur öffentlichen Kunde kamen. In meinen Augen weit ſtärkere Symptome der unermeßlichen Verwirrung und Empörung der Gemüther! Als ich jüngſt in meiner Nähe nach dem botaniſchen Garten des Ortes Langenhayn ritt, mit den dortigen Verhältniſſen unbekannt, hörte ich vom neuen Oberförſter. — Wo iſt der vorige? — Der Oberförſter F... hat ſich, und J... auch, erſchoſſen. Warum? Liebe, Melancholie, Mangel, Darben zahlreicher Familie? Nein, — politiſche Ideen; es gefiel ihnen nicht mehr in der deutſchen Welt.

Ein Paar junge ledige Freunde, Beide Freiwillige, getäuſcht nach ihrer Meinung, haben ſich nach genommener Abrede und gewechſelten Billetten hier und in H. zur ſelbigen Zeit ſelbſt entleibt! Alſo hier nicht zugefügtes Unrecht, unerfülltes Verſprechen, langes Warten, gehemmte Laufbahn und Dürftigkeit; von Allem vielmehr das Gegentheil. Gunſt und Rückſicht, Brod, ehrbares Amt, fernere Ausſicht, genügende Beſchäftigung! Kein Reiz, keine Verführung, als aus ihnen ſelbſt. Folglich überſpannte Erwartung, Grille, unermeßliche Extravaganz und Verſtimmung, ja Empörung des Gemüthes! Sand war vielleicht durch ſpeziellere Dinge gereizt; durch Stolz, Selbſtvertrauen und Gefühl gewaltiger Stärke; durch die Erwartung, auf dieſem Wege berühmt zu werden, Eindruck, ja vielleicht nach ſeiner Weiſe Nutzen hervorzubringen. Hier nicht, hier iſt allein kalte Verzweiflung am Schickſal. Was haben ſie alſo früher erwartet und gehofft, wenn gleich dunkel? Tumult, Umwälzung, ein tolles Glücksſpiel! Als könnte der Völker Band nur mit flüſſigem Blut gekittet und geleimt werden! Davor aber wolle die Vorſehung die Erde und den vaterländiſchen Boden bewahren!

Sinnliche Begierden — vermehrte Luſt zu haben, ſind nur zu oft bei dieſem und jenem im Hintergrund, und republikaniſche Maximen, sesquipedalia verba nur im Mund! Sparta und Champagner Wein gehören nicht auf dieſelbe Zunge. Wir ſind nicht reich in Deutſchland, und andre Nationen haben dieſen Vorzug für uns! Und auch die Armuth muß man tragen können. Fürwahr, dieſer Mißmuth hätte keineswegs ſo überhand genommen, hätte unter uns das Bewußtſein wiedererrungener Freiheit und Unabhängigkeit, des wiedererrungenen Anſehens und der Ehre, und noch mehr hätte das Bewußtſein, auch nur einen entfernten Theil dazu beigetragen zu haben, in unſerer und der Jünglinge Seelen den rechten Sterlingwerth! Ja wären ſie der Freiheit ächte Söhne! Und hätten die, welche ſich zu Lehrern und Führern oder Sprechern aufwarfen, kluge Männer in bedeutenderer Anzahl, mannigfaltig, einſtimmig, eben dieſe des Vaterlandes wiedergewonnene Vortheile billig erwogen und verherrlicht; hätten ſie verſtändiger geprüft und verglichen, was haben wir errungen! Wären wir auf ſolche Weiſe dankbar gegen die ſchirmende Vorſehung geweſen; fürwahr es wäre Vieles anders.

Iſt denn der ganze Becher des Lebens und des Lebensgenuſſes auf einmal auszutrinken? Iſt der Durſt nach That ſo eilend und ſo dringend? Haben wir Brief und Siegel, daß das Vaterland dieſer raſchen Arme nicht mehr bedürfen werde? Blücher ſelbſt, wie viele Widerwärtigkeiten, wie viele herbe Stunden gingen an ihm vorüber, bis er in ſo ſpätem Alter zum gehofften Ziel und zum Lorbeerkranz kam! Noch am Vorabend war er gewichen, und zur Erde geſunken.

Wie unendlich viele Täuſchungen ſehe ich, dem Chaos ähnlich, nah und fern! Dieſe angeſprochenen Konſtitutionen der Unſrigen, was auch die Modalität der Verheißung war, werden allerdings gegeben. Nur eine große und grobe oder verſchmitzte Unwiſſenheit hält dieſe Dinge für leicht; nur der Leichtſinn ſchüttelt ſie aus dem Aermel. Wenn irgend etwas den natürlichen Lauf, den planmäßigen Fortgang, die verſtändige Entwickelung, das behutſame Dringen der Beſſern geſtört hat, ſo ſind es eben dieſe Exzeſſe! Ich habe wohl auf Reiſen vernommen, daß die jungen Berner nach den Schulen zu Rath ſaßen und fingirte Geſchäfte trieben, von den Vätern unterwieſen; ich habe gehört, daß man zu Eaton die Parlamentsſitzungen präludirt und debattirt, aber keineswegs, daß das Schickſal von Helvetien und Großbritannien dahin verlegt ſei, oder Lehrer und Jünglinge ſich anmaßen, der Staatsſachen kundiger zu ſein und den Ton anzugeben. Und dort war noch ein gewöhnlicher Verlauf, ein Fortrücken in der Zeit, ein feſterer Standpunkt, von welchem das Geſchäft des morgenden Tages leichter vorzuſehen war. Bei uns eine tabula rasa, auf welche die Konturen mit geübter Hand erſt wieder aufzutragen ſind. Dieſe erſte Zeichnung, die Sichtung und Wiederherſtellung iſt unendlich ſchwerer. O, vortrefflich, wenn ihr uns einſt übertrefft, wenn ihr ähnliche Uebel ſeiner Zeit verhütet, ſie niemals über eure Kinder kommen laßt; vortrefflich, wenn ihr den Vorſatz ſchon jetzt in eurer Bruſt faſſet! Aber die Weisheit und die Tugend a priori iſt baarer Unſinn. Leander war erſt bei der Hero, als er durch das Waſſer geſchwommen war. Mit dem bloßen Vorſatz, oder mit optiſcher Theorie wäre ſie ewig Jungfrau geblieben. Vor allen Dingen meßt die Breiten und die Tiefen. Der ächten Weisheit Kern, junge Freunde, iſt in den drei kleinen Worten enthalten: ne quid nimis; und ehe man zu dieſem Kern gelangt, ſind die Rinden abzuthun, und die Schaalen aufzubeißen. Die großen politiſchen Weltweiſen haben den Staaten-Bau und Schirm mit Muſik und Harmonie verglichen. Den Fiedelbogen mit ſtarker bewegter Hand zu ſtreichen, und in die Backen zu blaſen, giebt noch kein gutes Konzert.

Als ich zu Leipzig ſtudirte, hatte kurz vorher Dr. Sammet, und zwar mit Beifall, Staatswiſſenſchaft gelehrt. Er verfehlte nie, im Kurſus den Kurfürſten, der noch regiert, anzuſprechen: Auguſte, Auguſte, wenn du mich hätteſt, wie ganz anders würden deine Finanzſachen ſtehen! Und dieſe Sachen des Auguſt's ſtunden und ſtehen noch ſehr gut; der arme Doctor aber brauchte mehr als er ſollte, und machte mehr wie einmal Bankrutt!

Alſo auf der Wartburg habt ihr literariſch-politiſches Auto-da-Fe gehalten, und auch Ancillon und Wangenheim ſind dort den Flammen preisgegeben worden. Wie ſehr bedaure ich, als Dritter, nicht in ſo guter Geſellſchaft geweſen zu ſein. Was Jenen, der zu unſren denkenden Köpfen und talentvollen Literatoren gehört, und dem das anerkannte Verdienſt gebührt, einen unſrer edelſten Kronerben gebildet zu haben; was Jenen und ſeine politiſchen Anſichten betrifft, ſo iſt mir am deutlichſten erinnerlich geblieben, daß, ehe man nach Rom gelangt, Alpen und Apenninen zu überſchreiten ſind; oder wie ein andres unſrer Sprüchwörter ſagt, daß Rom nicht in einem Tag ſei gebaut worden. Und in meines edlen Freundes muntrem Sinn, in ſeinem unvergleichlichen warmen wohlwollenden Herzen, in ſeinem ornirten farbenſpielenden Verſtand hat der Groll gegen euch nicht einen Augenblick Herberge gefunden. Bedürftet ihr eines Fürſprechers, ſicher wäre Wangenheim der beredteſte und mannigfaltigſte. Für euch, glaube ich, hat er ſeine politiſche Logik in bildliche Sprache, in die Terminologie philoſophiſcher Schule gewickelt. Denn auch ſeine dominirenden Ideen, in planen Worten ausgedrückt, waren der Geſchichte und dem praktiſchen Verſtand gänzlich entlehnt, mit der Wirklichkeit gepaart, und in Würtemberg befolgt man keine andren. Umſonſt erwehrt ihr euch jener Unarten, die auf der Burg ſtattgefunden haben. Vergeblich deutet man ſophiſtiſch die ſchlimmen Worte, die damals dort verlauteten. Wenn ein Regiment eine Gegend oder Stadt durchzieht, und es fallen grobe Exceſſe vor, ſo ſagt man hinterher nicht, der Caſpar und der Kunz, wären es auch nur zahlreiche Nachzügler geweſen, ſondern man nennt das Regiment und ſeine Führer. Unſtreitig war bei dieſen Urtheilen über Literatur, über der Freiheit echten Werth, über der Verfaſſungen Elemente und Bildung, etwas vom ſpitzen Meſſer in der Hand der Kinder, wären ſie auch noch ſo entwachſen geweſen. Vergeblich wählt ihr die Beſonnenern zu Vorſtehern. Sie werden das ſpitze Meſſer zu unterſcheiden, zu entwinden nicht vermögen. Ihr habt es ſelbſt erkannt und erfahren. Und um ſo übler waren dieſe Peccadillen, als der Gegenſtand, die Idee, die Feier des Tages edel, fromm, des ernſtlichſten Nachdenkens empfänglich war, keineswegs Spuren der Zwietracht und der Thorheit hätte tragen ſollen. Denn auf dieſe Weiſe wird man bald bei uns alles ſolenne, alles große Andenken, allen Handſchlag und feſten Vorſatz in üblen Ruf bringen. Dieſe Feuer des 18. Juni, des 18. Oktobers lodern ſchon nicht mehr auf den deutſchen Bergen, oder matt; während dem ich doch eben noch über die Brücken von Jena und Auſterlitz gegangen bin. Und doch bedarf unſer deutſches Gemüth ſolcher Funken, ſolcher Wiederkehr der Seelen-Erhebung, ſolches Entgegenwirkens gegen Phlegma und Lethargie mehr wie irgend wo.

So werde ich allmälich zur großen Lehre des Kriminalrechts von der Imputation, oder dem Grad der Schuld geleitet, und ſtehe an Sand's ſchauerlicher That.

Alſo es war nicht perſönliche Rache, nicht ſchnöder Gewinn, nicht heimliche Tücke, und wie die böſen Triebe alle heißen; — kein alt verderbtes Herz, kein verſtocktes mißhandeltes Gemüth, das ihn zur Greuelthat trieb. Er glaubte in ſeinem fürchterlichen Wahn, eine nothwendige vaterländiſche Handlung zu begehen; höchſtens war geheimer Stolz ſein letzter Impuls; und ſo lautete der blutige Syllogism:

> Uebel, und beſonders große Uebel auf der Erde ſind nicht zu dulden, ſondern auszurotten. Kotzebue iſt ſo ein großes Uebel. Alſo muß man, muß ich ihn tödten?

Wenn das Fehlerhafte irgend eines der drei Sätze gefunden iſt, hat ſonſt der Logiker ſeinen Prozeß gewonnen. Aber wo ſoll ich hier zuerſt die hohle wurmſtichige Schlußfolge erfaſſen? Der Raum wird mir gebrechen. Vorherrſchend wird immer bleiben das ganze Relative im Begriff und Maaß des Uebels. Alſo der Lügner, der Ehebrecher, der Verführer, der Spieler, der hoffärtige Thor, der Verſchwender, der ungehorſame Sohn, der hartherzige Vater, am Ende der Leichtſinnige, ſind, wenn man ihnen nicht anders beikommen kann, mit Dolch und Piſtole zu vertilgen; — Bellesnay — hätte am Ende ſo den Vater ganz löblich aus der Welt geſchafft, weil es offenkundig war, daß er nicht viel taugte. — Und die menſchliche Ordnung, die menſchliche Geſellſchaft ſollte fortan auf den Angeln dieſer Vernunftſchlüſſe ruhen! Und von den Fakultäten des Verſtandes, von der Muskelkraft oder Nervenſchwäche der Individuen hinge das Leben der Menſchen ab! Und das wäre in Europa das Reſultat politiſcher Weisheit, das Reſultat der Chriſtus-Lehre, die Luther und Melanchthon wieder von den Schlacken der Jahrhunderte ſäuberten! Oder wenn ihr Andre lieber wollt, von der Chriſtus-Lehre, die auf zwei Extremen Pius Chiaramonte, und Weſſenberg zu unſren Tagen wieder edler üben oder lehren! Wie allgemein muß der Abſcheu der menſchlichen Gattung, wie verrucht, wie dreimal verrucht die Perſon ſeyn, wenn Charlotte Corday Abſolution in den Augen der Sittlichen empfangen ſoll! Aber Kotzebue —— Es iſt nicht meine Art, auf der Oberfläche der Dinge ſtehn zu bleiben; ich werde überall hindringen. Kotzebue war in Sand's Augen unſittlicher Dichter und Dramatiker, falſcher Politiker und Anbringer bei dem mächtigen Kaiſer, und ich fürchte, ich fürchte, auch das lag in der Wagſchale des ergrimmten Jünglings, und lag ihm nah — er hat Verdruß und böſe Händel in Jena gehabt!

Schon die Mannigfaltigkeit der Anklage zeigt die Undeutlichkeit und die Unzulänglichkeit dieſes ſo arg vermeinten Corpus delicti. Komiker, und Satyriker und Vielſchreiber ſind ſolchem deſultoriſchen ſehr ausgeſetzt. Kaum ſind ſie ja mit ſich ſelbſt einig; und nach Witz und Beifall haſchend, iſt es ihr Anſpruch nicht, der Sitten Lehrer zu ſein! Ihr Treiben iſt ein luſtiges Quodlibet. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, im Theater zu Drurylane, als man eben ein Kotzebueſches Stück aufführte, in den Zwiſchenakten über den Werth des Dichters mit einem Engländer in Geſpräch gekommen zu ſein. Ich meinte, er hätte wohl beſſer gethan, ſeine Stücke mehr zu feilen und zu reinigen; und in Deutſchland ſei der Beifall nicht ſo ungetheilt. In dieſe Unterredung miſchte ſich ein Dritter, nicht ſehr höflich. Ich möchte wohl einer der deutſchen Zwingherrn und Freiheitsfeinde ſein, denen Kotzebue mißfiele!! Wahrlich in ſeiner Hand lag das Aequilibrium unſrer Freiheiten nicht. — Uns war er Fremdling, und was er von dieſem Zuſtand dachte oder träumte, war keineswegs der Gegenſtand unſrer Ahndung und unſers Zorns. Wohlunterrichtete wußten wohl, daß ſein Urtheil weder eine Nation, noch ihr Oberhaupt ausſchließlich leitete. Sein Auftrag war auch kein geheimer, verbotener, treuloſer! Wir wußten ihn ungefähr Alle! — Doch warum bewege ich die Aſche des Jünglings, der nicht mehr iſt, und der Gerechtigkeit und den Menſchen ein Opfer gefallen iſt? Längſt habe ich darüber laut reden, und nur eben die Diſtanz des Anſtandes und der erſten Verkühlung behalten wollen. — Vergeſſenheit war nicht ſein Ziel; Vergeſſenheit iſt ihm nicht geworden; die That wird im Andenken bleiben; in ſo hohem Grade charakteriſtiſch unſerer Zeit. Sicher verwechſelt ihn der Ton, den ich hier nehme, nicht mit dem Alltags-Böſewicht; ich bezeichne ihn ſelbſt weit mehr als einen Wildverirrten, denn als Böſewicht überhaupt. Ja trauren darf man über dieſer Aſche, daß ſo viel Entſchloſſenheit und Widmung und Beharrlichkeit nicht zu beſſern, überlegtern reifern Zwecken ſeien aufgeſpart worden.

Der Kaiſer Alexander . . . . . Doch eben bin ich an die Außenwerke unſrer größten Irrthümer gekommen, und ich erfülle eine ſchwere, unerläßliche Pflicht, was ich ſchon früher ſo oft bezweckte und zum Theil erreichte, politiſche Ideen, trügeriſche Anſichten zu berichtigen. Um ſo nachdrücklicher dieſe, weil ich ſie ungeziemend, unſittlich, und meiner Nation höchſt ſchädlich halte, ihren ganzen Standpunkt in Europa verrückend. Es ſind zugleich die Elemente unſres poſitiven Staats- und Völkerrechts, zum Theil ſtatiſtiſcher Würdigung, die ich berufener und fähiger bin zu entwickeln als die Theoretiker, die dieſe Kunde, dieſe Hilfsmittel von uns, den praktiſchen Staatsleuten, zu erwarten befugt ſind. Der Kaiſer Alexander war nicht nur berechtigt, ſondern vermöge ſeiner hohen Würde verpflichtet ſogar, über den Zuſtand entfernter Länder Kundſchaft einzuziehen. Es iſt Folge ſeiner Klugheit, daß er ſich auf die geſandtſchaftlichen Berichte nicht ausſchließlich verläßt, welche Perſonen ſich nur um die Großen bewegen; daß er auf dieſem Standpunkt der Civiliſation, aber auch der Gährung, ſich aus den mannigfaltigſten Notizen ein Urtheil bildet. Einige können ihn täuſchen, wahrſcheinlich nicht lange, weil er die Mittel der Vergleichung in der Hand hat. Und wenn ihr Kotzebue den Vater der Spionirung in ſolchem Sinn zu beſchuldigen wagt, ſo war er es nicht mehr, als Cook und als die Forſter, als Vancouver, als Kotzebue der verdienſtvolle Sohn, die in ähnlichen Abſichten, Länder zu erforſchen, die Welt umſegelten. Ihnen ſind wahrſcheinlich wildere Kreaturen, aber keine wilderen Ideen begegnet! — Allein es iſt die hohe Sorgfalt für unſere National-Unabhängigkeit, jene edle Eiferſucht und feſter Vorſatz, nimmermehr zu dienen, jene Furcht und Erbitterung gegen fremden ſchädlichen Einfluß, der euren jugendlichen Sinn beflügelte, belebte, entrüſtete! Und von jener Seite ſchien euch dieſe Unabhängigkeit bedroht! Haltet inne! In dieſem erlauchten Senat muß ich mir einen kleinen Platz erbitten. Wohlan, wie ſieht dieſe Frage, auf allen Seiten betrachtet, aus?

Junge Freunde; Deutſche nach Völkerſchaften, die Naſſauer allein nicht, hatten, unter Napoleons Heerhaufen gemiſcht, Tod und Verderben in die ruſſiſchen Provinzen, und bis nach Moskau getragen. Wie wenn Alexander nach den Tagen an der Bereſina von unſren Entſchuldigungen nicht viel Notiz genommen und wieder Tod und Verderben unſren Fluren gedroht und zurückgegeben hätte! Daß dieſe Beſorgniſſe da waren, bin ich ſelbſt Zeuge und Bürge, denn ich habe Wort und Auftrag gehabt ſie zu beſchwichtigen. Wir waren genöthiget! Aber warum habt ihr es ſo weit kommen laſſen, wäre immer der bündige Einwand geweſen! Um ſo unwiderleglicher, weil Deutſchland nicht kraftlos, wie ehedem Armenien zwiſchen Rom und den Parthern, mitten inne liegt. Wir ſind mächtig, tapfer, zu jeder Wehre im Stande. An unſren Häuptern und Führern und ihrer Zwietracht, Lauigkeit und Meineidigkeit wird immer die Schuld ſein, wenn es nicht geſchieht! Wahr geſprochen, waren alſo alle dieſe Entſchuldigungen ſeicht und ſophiſtiſch. Statt deſſen kam Alexander als Freund! Die Hand, die er einſt auf Friedrichs Grab dem königlichen Nachbar gegeben hatte, konnte er nach Auſterlitz und Friedland, und zu Tilſit nicht bewähren. — Aber er bewährte ſie, ſobald der Raum dazu da war. Er bewährte ſie, ſobald York mit Entſchloſſenheit und Selbſtaufopferung die Bahn brach, und als mein illuſtrer Freund, den ich nicht zu nennen brauche, in ſeinem Feldlager, ſo viel an ihm war, ſolche Verbindungen und ſolche günſtige Ideen unterhielt. Ob es gleich nach ſeinem eignen Urtheil einer fremden Zuſprache keineswegs bedurfte. Ich bin Sr. Majeſtät wenig nah gekommen, und mein Urtheil hätte darum wenig Gewicht und Werth; aber dieſer ſelbige eiſerne Baron, wie Lord Chatham die Helden der Vorwelt nannte, dieſer nämliche der Schmeichelei ganz unfähige Charakter hat mir mit ſolcher Liebe und Anhängigkeit von dem Monarchen geſprochen, daß ich ihm vollkommen Glauben beimeſſe. Echter Größe huldige ich auch ſehr gern, und es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er die Stufe der großen Vorfahren, Peters I. und Katharina II., bereits betreten, erreicht, und binnen einem Jahrhundert dieß Trio vollgemacht hat. Ohne ſeine große Hilfe hätten wir Paris und die Seine nicht erreicht; ohne ihn hätten wir dieſe Grenzen unſrem Vaterland nicht wieder gegeben.

Ich war wohl Zeuge des doppelten Congreſſes zu Wien und Paris, und ſah Alles in der Nähe. Wohl war dort Polen der Stein des Anſtoßes. Wohl hätte ich gewünſcht, daß ein andrer Verlauf nach den Verträgen von Kaliſch wäre möglich geweſen. Nichts hat ſo mein eignes Schickſal, meine Laufbahn in allen Beziehungen geſtört. Aber wißt, daß es faſt eine übermenſchliche Anmuthung war, jedem namhaften Vortheil, erſt nach ſolcher Einbuße und dann nach ſolchem Siege zu entſagen. Und wenn eine ſolche Selbſtverleugnung, ein ſolcher unermeßlicher Grad der Großmuth auch in der Seele ſtattgefunden hätte, ſo iſt es nicht erwieſen, daß dieſe Entſagung ſeiner Perſon bei der eignen Nation wäre ganz unſchädlich geweſen! Denn es iſt kein Monarch, der nicht irgend eine Art von Reſponſabilität auf ſich trägt. Das Alles ſage ich im Gefühl der Billigkeit, das mir eigen iſt, das ich noch über die Gerechtigkeit ſetze. Ich habe von dort weder Gunſt noch Gnade oder Band zu erwarten, und noch eher würde der Kaiſer in meinen Gärten Kirſchen ſpeiſen, als ich die Herrlichkeiten von Petersburg und Czarskoſelo ſchauen.

Auf dieſem ſelbigen Kongreß nahm ich mit Vergnügen wahr, daß der Kaiſer ſich mitten unter uns gefiel, unſrer Nation, unſren Sitten wohlwollte, das Beſtreben, ihm einfach zu huldigen, anerkannte. Ich ſah und ſagte voraus, daß er oft unter uns ohne Prunk erſcheinen und deutſche Städte der Schauplatz der Verhandlungen ſein würden, und freute mich deſſen aufrichtig. Ich ſah ſolche Freundſchaft, ſolch gutes Vernehmen gern; ſah gern die Vermählungen der kaiſerlichen Schweſtern und habe nachdrücklich für die der jüngſten in meinem Beruf opinirt.

Ich glaube an die ruſſiſche ſtarke Macht; nicht ſo an die Uebermacht, die uns ſchrecken ſoll, was auch die Wilſon in England und Deutſchland ſagen mögen. Vor nichts ſollen wir ſo erſchrecken, als vor unſren eignen Thorheiten, Unarten und Entzweiungen; vor der Wiederkehr jener gleichgiltigen Nachläſſigkeit, die die Alten desidia und inertia und socordia und torpor nannten; und welche ſich dicht neben andern Zwang-, Drang- und Kraft-Maximen, wie ſie Käſtner belachte, gar wohl wieder einfinden können! Nur ſehe ich, außer der Furcht, der ich mich ſchämen würde, alle, ja alle Beweggründe, daß beide Nationen in gutem Vernehmen bleiben, daß die Witgenſtein, die Bennigſen, die Winzingerode oder wie ſie heißen, die Fürſtenkinder ungerechnet, dort in den Heeren Lorbeern ſammlen; daß unſre gelehrte, geſchickte, erfinderiſche, fleißige Leute aller Stände dort eine wohlwollende Aufnahme finden. Und ſchon iſt es vielleicht nicht ganz mehr ſo. Die Gemüther, das Vertrauen, die Thüren ſind verſchloſſener. Denn ſo viel an euch war, habt ihr geſtrebt jene Verhältniſſe zu ſtören; weil ihr, vielleicht in edler Abſicht und Selbſtgefühl, geiſtreich, emporſtrebend, aber der Dinge und der Welt noch unkundig ſeid, und zu leicht dem nächſten Eindruck Raum gebt. So viele nützliche und große Verhältniſſe habt ihr geſtört, weil Kotzebue und Sturdza leichte Waare zu Markt gebracht haben!!

Doch Welt und Weltkenntniß, die ich eben erwähnte, gehören ja kundbar zu den großen Sünden; es iſt die bloße Anmuthung eine Herabwürdigung ſo feſter erhabener genialiſcher Jünglinge. Höfe, die Umgebung der Großen, ſind ein Sündenpfuhl und die Verbeugungen unter der Würde des Menſchen! Gewöhnlich wird das mit Diatriben ausgedrückt gegen Knickſe, Bücklinge und Fußſcharren. Junge Freunde, die Kunſt des Weltmanns beſteht vielmehr darin, wie man dieſe Knickſe nicht oder nicht zu tief macht. Es ſind Regeln übereingekommener Höflichkeit und man muß dieſe Regeln wiſſen, um eben darin Ziel und Maaß zu halten. Dieſe Dinge beweiſen ſich am beſten durch den Satz des Widerſpruchs. Ihr duldet ja auch nicht und möget nicht hören die Tiraden gegen die Weltweisheit und ſelbſt gegen die Reformation. Ihre Widerſacher definiren ſie erſt ganz gemächlich als Weltunweisheit und Unglauben. Als baaren Jakobinism, mit einem Wort. So iſt es vollkommen mit der Welt, dem usage du monde, der Bildung und Erziehung. Wenn die Weltweisheit nicht taugt, ſo muß die Weltunweisheit oder die Thorheit Vorzüge haben, und wenn Weltklugheit und Weltſitte und Courtoiſie Tand und Schlechtigkeit ſind, ſo muß die Weltunklugheit und Unſitte große und ganz beſondere Vorzüge haben. Beide Aſſertionen ſind in Logik und Werth ſich vollkommen gleich. Freunde, wir ſind der Möglichkeit nicht überhoben, mit ſiegenden Feinden zuthun zu haben. Vor der Schlacht von Leipzig war die von Lützen, der Waffenſtillſtand, und bevor man zu Waterloo ſchlug, war man zu Ligny geſchlagen. Vaeh victis, iſt ein hartes Wort, das wir ſo viel möglich von uns entfernen wollen. Erſcheint es aber, ſo ruft uns abermals die ſtrenge Pflicht, es verſtändig durch Würde und Anſtand zu mildern. Glaubt es dem Augenzeugen, wir haben in den vergangenen Kriegen viel verloren, unſre Völkerſchaften manche Bedrückungen erfahren, daß und weil wir dieſe würdige Haltung nicht genug kannten, dieſe Reverenzen, viele Knickſe zur Unzeit machten! Jene Welt- und Lebensweiſe iſt ein suum cuique. Jedem Stand, jeder Würde und Verhältniß das Seinige; und nichts diſpenſirt uns davon. So wie wir es nothgedrungen, wider Willen, im Lauf des Lebens dennoch thun und thun müſſen, ſind wir auf dem Weg zur Linken, auf dem Weg der Tücke und des Lächerlichen! Es iſt auch keineswegs an dem, daß die deutſche Nation dazu minder tauglich ſei. Möge Andren mehr natürliche Grazie, ein freundlicheres Aeußere angeſtammt ſein, ich habe keinen edlern Anſtand geſehen als den ernſten und biedern einfachen Deutſchen, aufmerkſam auf ſich ſelbſt! keinen edlern Anſtand als unter den deutſchen Großen unſrer Zeit. Lebende oder Herrſchende mag ich nicht nennen. Die Fürſten von Anhalt-Deſſau und Naſſau-Weilburg waren Muſter in ihrer Art. Dem Herzog von Braunſchweig, Carl Wilhelm Ferdinand, deſſen Aſche ich ſonſt überall ehre, wurde ein Uebermaß nicht mit Unrecht vorgeworfen. Der Marſchall Vorwärts war im geſellſchaftlichen Leben ein Original, ein ſehr edles Original. Die Copien würden vermuthlich ſchlecht ausfallen. Denn es gehört vor allem dazu genialiſcher Verſtand und Glück und lange Zeit.

Statt hier Erziehungs-Regeln niederzuſchreiben und zu erfinden, oder in Lord Cheſterfields Manier zu ſagen, laßt uns die großen Züge des Meiſters zergliedern, nicht des platten übertünchten zweideutigen Mannes, ſondern jener ſtarken kühnen Hand, Rembrand und mehr als Rembrand unter den Sittenlehrern, wie er des Schwiegervaters Schickſale von Jugend an beginnt.

Cnaeus Julius Agricola, veteri et illustri Forojuliensium colonia ortus, utrumque avum Procuratorem Caesarum habuit: quae Equestris nobilitas est. Pater Julius Graecinus, Senatorii ordinis, studio eloquentiae sapientiaeque notus, iisque virtutibus iram Caii Caesaris meritus, namque M. Silanum adcusare jussus et, quia abnuerat, interfectus est. Mater Julia Procilla fuit, rarae castitatis. In huius sinu indulgentiaque educatus, per omnem honestarum artium cultum pueritiam adolescentiamque transegit. Arcebat eum ab illecebris peccantium, praeter ipsius bonam integramque naturam, quod statim parvulus sedem ac magistram studiorum Massiliam habuerit, locum Graeca comitate et provinciali parsimonia mixtum ac bene compositum. Memoria teneo, solitum ipsum narrare, se in prima iuventa studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac Senatori, hausisse, ni prudentia matris incensum ac flagrantem animum coercuisset. Scilicet sublime et erectum ingenium pulchritudinem ac speciem excelsae magnaeque gloriae vehementius, quam caute, adpetebat, mox mitigavit ratio et aetas: retinuitque, quod est difficillimum, ex sapientia modum. Prima castrorum rudimenta in Britannia Suetonio Paullino, diligenti ac moderato Duci, adprobavit: electus, quem contubernio aestimaret. Nec Agricola licenter, more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, neque segniter, ad voluptates et commeatus titulum Tribunatus et inscitiam retulit: sed noscere provinciam, nosci exercitui, discere a peritis, sequi optimos, nihil adpetere iactatione, nihil ob formidinem recusare, simulque anxius et intentus agere.

Cnaeus Julius Agricola aus der Colonie Forli gebürtig, war von ritterlicher Abkunft. Den Vater verlor er früh durch gewaltſamen Tod. Die Mutter war Julia Procilla, eine Frau des unbeſcholtenſten Rufes. Unter ihren Augen erzogen, brachte er das Knaben- und Jünglings-Alter in der Cultivirung alles guten Wiſſens hin.

Freunde, was ich mein ganzes Leben hindurch that, auch hier huldige ich den Frauen! Der Vater iſt beſchäftigt, abweſend, launig, zwiſchen ihm und dem Kind iſt die Diſtanz zu groß. Der Mutter milder und verſtändiger Sinn, ihre zärtliche Sorgfalt pflegt die erſten Keime, giebt die erſten Maximen des Guten und Schicklichen, öffnet des Lebens Bahn, dringt durch alle Wege und Pfade in Gemüth und Herz. Wie ſie zu jeder Stunde die phyſiſchen Uebel bewachen, das bewährte Heilmittel ausfindig machen, ſpähen ſie mit wunderbarem Inſtinkt, entdecken ſie auch die böſen Spuren des verderbenden Gemüths und bekämpfen Ungeſtüm, Zorn, Haß, Dünkel und Unart. Wie ſie dem ſtarren Blick freundlichere Richtung geben, das Lächeln hervorrufen, den geſenkten Kopf aufrichten, die gepreßten Schultern rückwärts biegen, ſo dämpfen ſie ſpäter den Uebermuth, ſo zügeln ſie den Leichtſinn, ſo vertreiben ſie die Faulheit, ſo weiſen ſie richtig auf des Lebens Pflichten hin. Richtig fühlend, richtig ſehend, die Ahnung der Zukunft in ihrer Seele, wecken ſie ſo die beſſern Triebe, und ſo weihe ich noch dem Andenken der meinigen alle Empfindungen des Dankes und der Rührung. Wir bedurften vor Kurzem ihres entſchloſſenen Zurufs, und wir haben ihn zu rechter Zeit gehört. Und da der jugendliche Sinn jetzt der Zügelung, des Rappells bedarf, ſo zähle ich feſt auf ihren Eindruck und ihre Warnung; wie immer ſie das ihren Lieblingen einprägen mögen: *Vergreift euch nicht an dieſer mütterlichen Erde, verwüſtet ſie nicht, ſondern rüſtet euch, ihre Bürde einſt auf ſtarke Achſeln zu nehmen.*

Es hielt ihn ab von verführeriſchen Vergehungen noch außer ſeinem guten graden Naturell, daß er gleich von kleinem an Marſeille zum Sitz und zur Meiſterin ſeiner Studien hatte, jenen Ort durch griechiſche Bildung und die den Provinzen eigene Mäßigkeit ſo wohltemperirt und wohl geeignet.

Das iſt das ſtärkſte Gegengift gegen jenen Grobianism und Barbarism, den ihr erſt Derbheit nennt, und dann mit Stärke und Energie ſo leicht und ſo gern und ſo fälſchlich verwechſelt; glaubend, euch ſelbſt täuſchend, mit einem Mantel von ſo ſchlechter Wolle die Blößen lange zu decken. Jene feinere Bildung ſeid ihr allerdings nicht fähig — alleſammt euch in gleichem Grade anzueignen, obgleich auch hier der Frauen Hand ſo Vieles leiſten mag. Ihr vertheilt euch bald in die Rollen des bürgerlichen Lebens! Wo kann jemals dieſes ſogenannte Derbſein unvermiſcht euch frommen. Dem Offizier vor ſeinem Oberſten? dem Sohn vor dem Vater? dem Jüngling wenn er freyt? Auf der Kanzel fürwahr nicht immer, am Krankenbett viel weniger, vor dem Richter höchſt ſelten. Und den Oberrichter ſelbſt, der die Urtheile diktirt, kleidet edler Anſtand viel beſſer, er wirkt viel mehr, als wenn er plump die Sache ſagt. Und eben die Aermeren unter euch ſollten im Kreiſe der Familien wieder der Jugend Führer werden! Bereits ſcheut man euch, ich will nicht ſagen eure Dolche, aber Grillen, Maximen und Anmaßungen. So, die ihr des Lebens beſſere Bahn brechen wolltet, beſtreut ihr ſie mit grobem Granit zu des Wagens beſſerem Rollen! Und am meiſten trifft der Vorwurf die Trotzigen, die Reichen, denen es wohl iſt, und wahrſcheinlich ſein wird. Ihr ſchadet dem Dürftigen, der des täglichen Unterhalts bedarf, welchen ihr ihm im Voraus raubt oder erſchwert.

Vergeblich hofft ihr auf euren eignen künftigen Schutz — auf die gereichte Hand! Ibell und Löhning ſehen nothwendig die Sachen aus ganz andern Geſichtspunkten an: Montgelas, Zwackh, Dalberg vielleicht, behalten auf hohen Stellen ſehr wenig von den Maximen der Illuminaten. Und vergeblich klagt ihr dann über Untreue; ihr verlangt etwas wider die Natur; ihr verlangt, daß der Kirchthurm, der euch auf eine Meile Wegs groß wie eine Meſſerklinge erſcheint, euch, nun näher gerückt, noch eben ſo vorkomme! Die blauen Berge der Jugend werden zu Dörfern, Aeckern, Wald und Haide mit allen den Höhen und Tiefen, die des Lebens zackige Bahn bezeichnen.

Ich erinnere mich noch, wie er zu erzählen pflegte, daß er ſich in erſter Jugend dem Studium der Philoſophie ſchärfer und mehr als es dem Römer und dem Senator ge-

> ziemt, gewidmet haben würde, wenn nicht die Klugheit der Mutter das erhitzte und lodernde Gemüth in Schranken gehalten hätte!

Hier bezeichnen offenbar der Sittenrichter, der Römer, und dieſe kluge Mutter nicht die praktiſche Weltweisheit, deren man nie genug ſchöpfen und üben kann, der ſicher Cornelius Tacitus eifrig genug anhing, ſondern eben Syſteme und Sucht der Syſteme, jene blendenden theoretiſchen Sätze, die nur auf der Erde und in unſrem Bering nicht anwendbar ſind! Jene Syſteme von Menſchenrechten, die bei den Nachbarn den Dienſtboten ſtatt domestique, ſtatt Glied des Hausweſens, zum attaché ſtempeln, und ihn nur um ſo ſichrer zur Untreue und zur Unzufriedenheit führen, ohne ihn im mindeſten zu dispenſiren vom Gehorſam, oder Lohn anzunehmen. Jene Syſteme von Gleichheit, die des Lagers Disciplin aufheben, und in ihren Extremen beſtändig das Eigenthum gefährden, und beſtändig die Erde mit Blut färben werden! Und ich füge hinzu, jene Sucht, metaphyſiſche Syſteme ſelbſt zu ſchaffen, ſie zu vervielfältigen, eine conventionelle Wortbedeutung den gewöhnlichen Begriffen unterzuſchieben, die geſunde Vernunft, die jede Sache ausdrücken kann, in eine Seiten-Loge zu verbannen, und am Ende mit Hoffart, aber im Nachtheil, den helleren Köpfen gegenüber zu ſtehen, die ſich nicht die Mühe nehmen, dieſe Dutzende von Kartenhäuſern in Augenſchein zu nehmen. Zufrieden, wenn ſie etwa mit Leibnitz und Kant vertraut geworden, das Labyrinth beſucht, und mit Platner und Garve wieder die Heerſtraße aufgeſucht haben; zufrieden wenn ſie mit Montaigne und Pope und Hume und den edleren Zweiflern zweiflen. Zufriedener noch, wenn ſie ſich mit den edelſten Chriſten vereinigen.

> Er that die erſten Kriegsdienſte in Britannien unter Suetonius Paullinus, einem emſigen und wohlgeſitteten Feldherrn, der ihn würdig fand, in ſein Gefolg zu treten. Agricola ließ ſich keine Ausſchweifungen zu Schulden kommen, nach Art der Jünglinge, die den Soldatenſtand dazu für bequem achten; noch mißbrauchte er müßig ſeine Berechtigung und ſein Tribunen-Amt zu Luſt und Gemächlichkeit. Die Provinz genau zu kennen, ſich dem Heer zu empfehlen, von den Erfahrnen zu lernen, die beſten Muſter zu befolgen, nichts mit Prahlen anzuſprechen, nichts aus Beſorglichkeit von ſich zu weiſen, überall aufmerkſam, nachdrücklich, fürſichtig, ſorgſam zu Werke zu gehen, waren ſeines Lebens Regeln.

Jünglinge, auf jeder Stufe ſeien ſie die eurigen, euren Beruf für jene Provinz genommen! Der Deutſche, durch die Mannigfaltigkeit ſeiner innern Einrichtungen, hat viel mehr zu lernen als jeder Andere. Durch die Neuheit ſeines Zuſtandes wird der Stoff ſeines Wiſſens ungemein vervielfältigt. Er muß das Alte kennen, und das Neue wiſſen, und ſo vergleichen und kombiniren, und den Uebergang ebnen. Sei es im Dienſt des Fürſten, in der Verwaltung, auf den Bänken der Gemeinde und Provinz, oder in den ſtändiſchen Sälen. Er bedarf weniger der Reichsgeſchichte, um ſo mehr der Nationalgeſchichte und Weltgeſchichte. In David Hume und Rapin Thoyras iſt mehr echter Gehalt zur Geſtaltung oder Abwägung der Vorkommniſſe rund um uns her, als in allen metaphyſiſch-politiſchen Schriften unſrer Zeit. Ja, um von unſrer Zeit zu reden, mehr Gehalt im Moniteur ſeit der Revolution; weil alle die Tiraden, Gemeinplätze, frommen Wünſche, extravaganten Grillen faſt im Zirkel der Möglichkeit darin neben ſo vielem Trefflichen enthalten ſind, und in viel eleganterer Form, in viel geiſtreicherem Gewande, als man ſie uns täglich auftiſcht. — Die Spittler, die Heeren, die Wachler, die Beck, ſo manche Andre, ſind bewährte, ja berühmte Lehrer und Muſter; aber noch beſſere Wegweiſer, um mehr zu ſuchen. — Welchen Umfang hat nicht die Frage von den Finanzen und der Staatswirthſchaft; vom einfachen Addiren und Subtrahiren, bis zu den Lehren der Smith und Malthus; oder der Büſch und Nebenius unter den Unſrigen — und bis zu den Verpflichtungen und den Verhältniſſen von Necker und Calonne, und dem compte rendu; eine Rolle, die jedem Staatsmann, als Hauptperſon oder Gehilfe, zu Theil werden kann. Wie iſt nicht Naturlehre und Chemie und Mathematik und Mechanik in die großen Fragen vom Handel, ja in alle Verzweigungen des Menſchenlebens verflochten! — Was verlangten nicht Cicero und Quintilian vom Redner, welch weites Feld iſt nicht dieſe Redekunſt, da wo die eigne Sprache noch ſo ſehr der Nachhilfe und Veredlung empfänglich iſt! Was iſt dieſe Redekunſt anders, als ein eitles Geplauder, wenn ſie nicht auf Weltweisheit und ſolider Rechtskenntniß beruht; wenn ihr nicht alle Bilder und Verhältniſſe des Lebens, die Früchte der Geſchichte und Mythologie, mit den Allegorien und Metaphern, mit den Ueberlieferungen und Kernworten der großen Sterblichen zu Gebot ſtehen! Und wenn ich vom Recht rede, nicht die Kunſtgriffe der Advokaten, ſondern durch dieſe Prüfungszeit hindurch, jenen höhern Standpunkt, von welchen Cicero, der Vortrefflichſte unter den Sachwaltern, ſo nachdrücklich ſagte: justitia in qua virtutis splendor est maximus, ex qua boni viri nominantur. Und Naturrecht, und des römiſchen Rechts, und der alten Formen Verhältniſſe zu den neuen! Und Religion, und Kirchengeſchichte, das Gegeneinander-Verhalten der Glaubens-Parteien unter uns. Fürwahr da genügen nicht die Diatriben gegen Päpſte und Jeſuiten, oder gegen Luther und Janſenius. Mit der Wirklichkeit muß man bekannt ſein. Es genügen nicht, nein, im Bundesſyſtem, im vaterländiſchen Dienſt gelten nichts die Vorurtheile der alten Weiber, und die Klagelieder der Kurzſichtigen gegen die Diplomaten und die Politik überhaupt; und die Weiſen anderer Nationen mögen uns belehren, wie Nivernois in den mémoires de l'académie:

> La politique est une science respectable, dont le but est de resserrer les liens de la société entre les hommes, et tout ce qui tend à les rompre, non-seulement ne saurait être attribué à cette science, mais va directement contre sa nature et sa fin.

Und dann jene Proportionen der Gewalten, das jus regium, der Klaſſen und Stände und Gewerbe Rechte, Anſprüche und Mißbräuche; des Volkes Sinn, Hoffnungen und wahre Bedürfniſſe! Ja, ich wiederhole es, das iſt Alles in des Tacitus Worten enthalten: sed noscere provinciam — nihil ob formidinem recusare — simulque anxius et intentus agere. Und das iſt die Gattung der Unerſchrockenheit, die ich jetzt im Namen des Vaterlandes nachdrücklich an euch geſinne.

Johann Georg Galletti

ward am 19. Auguſt 1750 zu Altenburg geboren, ſtudirte in Göttingen Jurisprudenz und Geſchichte und erhielt dann eine Collaboratur am Gymnaſium zu Gotha. Im Jahre 1783 wurde er Profeſſor an derſelben Anſtalt, und 1806 herzoglich Sachſen-Gothaiſcher Hofrath und Hiſtoriograph. — Seine Profeſſur legte er 1819 nieder. Er ſtarb am 26. März 1828.

Seine zahlreichen Schriften ſind, in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt:

Beſchreibung von Deutſchland. Gotha 1821.
Geographiſches Elementarbuch. Gotha 1804. N. A. 1809.
Elementarbuch für den erſten Schulunterricht in der Geſchichtskunde. Gotha 1795. 6. A. 1824.
Anſchauliche Erdbeſchreibung. Berlin 1825—26. 3 Thle.
Frankreich. Gotha 1815.
Geographie für Frauenzimmer. Kaſſel 1828.
Geſchichte Deutſchlands. Halle 1787 — 96. 10 Theile. gr. 4.
Beſchreibung und Geſchichte des Herzogthums und der Stadt Gotha. Gotha: N. A. 1817.
Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Gotha 1806.
Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Gotha 1806.
Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerthums. 2. A. Gotha 1832.
Geſchichte des osmanniſchen Reichs. 2. A. Gotha 1832.
Geſchichte von Perſien. 2 A. Gotha 1832.
Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Gotha 1808—11. 3 Bde.
Geſchichte von Rußland 2. A. Gotha 1832.
Geſchichte der Fürſtenthümer der Herzoge von Sachſen von der Gothaiſchen Linie u. ſ. w. Gotha 1826.
Geſchichte der Völker und Staaten der alten Welt. Leipzig 1822—23. 3 Bde.
Geſchichte von Thüringen. Gotha 1782—85. 6 Bde.
Verſuch einer Geſchichte der Herrſchaft Tanna. Tanna 1777.

Geſchichte von Spanien und Portugal. 3 Bde. Erfurt. 1809—11.
Geſchichte des türkiſchen Reichs. Gotha 1801.
Handbuch der neuen Staatengeſchichte. 1r. Bd. Leipzig. 1810.
Die St. Johanniskirche bei Altenberga. Gotha 1811.
Katechismus der deutſchen Vaterlandskunde. Leipzig 1826.
Katechismus der deutſchen Geſchichte. Leipzig 1825.
Katechismus der Weltgeſchichte. Leipzig 1825.
Allgemeine Kulturgeſchichte der 3 letzten Jahrhunderte. Gotha 1814.
Lehrbuch der Geographie. Gotha 1790. — 4. A. 1818.
Lehrbuch für den erſten Schulunterricht in der Geſchichtskunde. Gotha 1793. 8. A. 1820.
Lehrbuch der alten Staatengeſchichte. 4. A. Gotha 1818.
Lehrbuch der deutſchen Staatengeſchichte. 2. A. Gotha 1805.
Lehrbuch der europäiſchen Staatengeſchichte. 3. A. Gotha 1815.
Lehrbuch für die thüringiſche Geſchichte. Gotha 1794.
Reiſe nach Paris. Gotha 1809.
Reiſebeſchreibungen. 1r Th. (Reiſe nach Italien). Gotha 1820.
Geographiſches Taſchenwörterbuch. 3. A. Peſth. 1821. 3 Bde.
Kleine Weltgeſchichte. Gotha 1787—1819. 27 Thle.
Allgemeine Weltkunde. Leipzig 1807. N. F. 7. A. von G. N. Schnabel. Peſth 1831. gr. 8.

Ein überaus fleißiger und gewiſſenhafter, aber geiſt- und geſchmackloſer Hiſtoriker, deſſen Styl obendrein durch eine faſt unerträgliche Breite leidet. Das meiſte Verdienſt erwarb er ſich durch ſeine Lehrbücher für die Jugend, welche viel und lange gebraucht wurden, bis zeitgemäßere Werke dieſer Gattung ſie zuletzt verdrängten.

Friedrich Andreas Galliſch

ward am 28. Auguſt 1754 in Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt Arzneiwiſſenſchaft, und bekleidete ſpäter, nachdem er die Doctorwürde erhalten, eine außerordentliche Profeſſur der Medizin an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb am 15. Februar 1783.

Von ihm erſchien:

Ein Dutzend leichter Erzählungen. Petersburg 1782.
Nettchen Roſenfarb. Ein Roman. Leipzig. 1782—83. 2 Thle.
Gedichte, herausgegeben von Jünger. Leipzig. 1784.

G. hat den ſchönen Ruhm hinterlaſſen, einer der liebenswürdigſten und ruhmvollſten Menſchen geweſen zu ſein. Sein früher Tod ward lebhaft und allgemein bedauert, da er zu großen Erwartungen berechtigte. Als lyriſcher Dichter zeichnete er ſich, für ſeine Zeit, durch Anmuth, Gefälligkeit und Leichtigkeit aus, gefiel ſich aber zu ſehr in allegoriſchen Spielereien. Sein Roman, Nettchen Roſenfarb, ward früher nicht ungern geleſen, iſt jedoch unbedeutend und gerieth bald in Vergeſſenheit.

Johann Gansbein

Notar und Stadtſchreiber zu Limburg an der Lahn, lebte im vierzehnten Jahrhundert, und iſt der Verfaſſer der

Limburgiſchen Chronik, herausgegeben unter dem Titel Fasti Limpurgenses durch J. F. Fauſt von Aſchaffenburg 1617. 8. Fernere Ausgaben ſind: Heidelberg 1619. Fol., Wetzlar 1720. 8. Marburg 1829. 8.

Er begann dieſe für die deutſche Sittengeſchichte höchſt wichtige Arbeit im dreißigſten Jahre ſeines Alters, 1347, und führte ſie von 1336 bis 1398. — Später ward ſie von Adam und Georg Emmel bis 1461 fortgeſetzt. Wir theilen hier eine Probe aus derſelben mit.

Anno 1357. wurden die von Wartpurg in Weſtphalen, in dem Stift von Maulbron, die zwo gute Stett, nidergeworfen. Das theten die von Hatzfelt, die Ritterſchaft, vnd wurden gefangen bey hundert man, vnd bey virtzig getödtet. Die gefangene wurden loß vmb 4900 Marck ſilbers

In demſelben jahr ſang vnd pfieffe man in allen diſſen landen, dis Lied:

Mancher went, daß niemand beſſer ſey dann he,
Dieweil das Im gelingen,
Dem will ich wünſchen daß Im nimmer heil geſche,
Vnd will das frölich ſingen.
Lieb, kehr dich an ſein klaffen nicht
Das bitt Ich durch die treuwe bloß,
Iſt an im klein Ihr gut geloß
Gar wol Ihr ſtat das Angeſicht.

Ein Jahr darnach oder dabey, da wurden die von Limpurg vor Merenburgk nidergeworfen. Das thaten die von Merenburgk, vnd blieben drey Erbare mann todt, dern hieſe einer Hartung, vnd was ein Schulteiß vnd ein Schöpff zu Limpurg: vnd achtet man denſelben Hartung vor den allerbeſten Layen in allen diſſen landen. Auch wurden jhrer 10 oder zwölf gefangen.

Anno 1359. vmb S. Margrethen Meß, da lag das Reich vor Vilmar, vnd Ertzbiſchoff Bemund von Trier, mit Herrn, Rittern vnd Knechten, mit denen von Limpurg vnd andern ſeinen Stetten, vnd auch mehr Fürſten vnd Herrn, vnd ward gewonnen. Vnd geburte ſich, ehe daß es gewonnen wurd, daß die von Franckfurt ſolten der Katzen eine nacht hüten. Da kamen die feind in der nacht heimlich, vnd ſpickten die Katzen, vnd ſtieſen ſie an vnd verbranten ſie. Vnd verplieben deren von Franckfurt fünftzig todt. Vnd kam jhnen das von jhrer rechten Füllerey. Dann in vollerey je nie kein guts geſchach, als S. Bernhard ſchreibt in einer Epiſtel: Ebrietas non facit aliud, nisi quod cadit in lutum: Das ſprecht alſo aus:

Einem trucknen mann höret das zu,
In dem dreck liegen ſpat vnd fru.

In derſelbigen zeit ſang vnd pfieffe man dis lied:

Gott geb jhm ein verdorben jar,
Der mich macht zu einer Nonnen,
Vnd mir den ſchwartzen mantel gab,
Den weiſſen Rock darunden.
Soll ich ein Nonn gewerden
Dann wider meinen willen,
So will Ich auch eim Knaben jung
Seinen kummer ſtillen.
Vnd ſtilt he mir den meinen nit,
Daran mag he verlieſen.

In denſelben zeiten war ein Herr zu Würtzburgk, der war Keyſer Carln, Konig zu Beheim, vngehorſam, vnd zoge der Keyſer vber Ihn mit groſſer Pomp vnd gewalt, vnd gewann Ihm viel leut vnd land an. Vnd hette es jhm zumahl abgewonnen. Aber der von Würtzburg fiele jm zu fuß, vnd bat ſein Gnad. Da thet Er es, vnd behilte doch der Keyſer ſeinen willen mit groſen Ehren.

Anno 1360. ward Keyſer Carln, Konigen zu Beheim, ein Sohn geboren, deſſen alle die Chriſtenheit erfreuwet was, vnd wuſte man nit, daß ſein alter ein wunderliche endt vnd leben haben würde. Den Sohn thete Er führen von Prag gen Nürnberg, vnd ward Er getauft vnd genant Wentzeslauw, vnd war ſein Mutter geboren von der Schwedenitz. Zu der kindstauf kamen mehr dann virtzig oder funftzig geborne Fürſten, dem Keyſer zu freuden vnd zu dienſt, iglicher das jm zugehört von ſeines Ampts wegen, vnd dazu Grafen, Herrn, Ritter vnd Knecht alſo viel, daß unzelig was, vnd hilten den aller herrligſten gröſeſten köſtlichſten Hoffe zu Nürnberg, der je geſehen ſolt werden, mit groſſer köſtlichkeit, zehrung, kleidung, vnd aller herrlichen manirung der Fürſten, Grafen, Herrn, Rittern vnd Frauwen, vnd mit ritterlichen Wapen, mit ſtechen, brechen vnd fechtirung, vnd von allem Spiel, das dazu gehöret. Vnd war geprüfet, daß vf der Stechbane hilten alweg mehr dann tauſendt mann mit verbundenen vnd gekrönten helmen.

In denſelbigen Jahren verwandelten ſich die Carmina vnd Gedichte in Teutſchen landen. Dann man bishero lange lieder geſungen hatte, mit fünf oder mit ſechs geſetzen. Da machten die Meiſter neuwe lieder, das hieſet Widerſang mit drey geſetzen. Auch hatte es ſich alſo verwandelt mit dem Pfeiffenſpiel, vnd hatten aufgeſtigen in der Musica, daß die nicht alſo gut war bishero, als nun angangen iſt. Dann wer vor fünf oder ſechs jaren ein guter Pfeiffer war im land, der dauchte jhn jtzund nit ein flihen.

Da ſang man dis Widerſang:

Hoffen helt mir das leben,
Trauren thet mir anders wehe ꝛc.

In diſſen zeiten zog Landgraf Otto, Heinrichs Sohn von Heſſen vorgenant, vber einen Abt von Fulda, mit zwelff hundert glenen, vnd verzohe vierzehen tag in ſeinem land mit rechter gewalt.

In diſſen vergangenen Jahren, war der ehrwürdig Cuno von Falckenſtein, ein Thumherr zu Mentz, Vormunder vnd beſchirmer des Stifts zu Trier. Vnd in der neuwen leiſe ſo bauwete Herr Philips von Iſenburg, Herr zu Grenſauw, der wonete zu Vilmar, ein neuwe Burgk, vnd ſchlug die auf einen ſtein nit fern von Limpurg vnd von Vilmar, vnd ward genant Gretenſtein, dann Sein liebge hieſſe Gretha, vnd nant die Burgk nach jhrem namen, vnd wolt Er jhr ein gut teſtament alda beſetzen. Vnd da die aufgeſchlagen was, da ſpeiſet Er ſie, vnd mahnete ſie voll Ritter vnd Knecht, die waren fern auß des Hertzogen land von Beyern, Pfaltzgrafen bey Rein, vnd wolten wol geneſtet han. Da kame der vorgenante Cuno von Falckenſtein von des vorgenanten Stifts wegen mit Reiter vnd Knechten, vnd zog mit der glocken auß mit der gantzen Statt von Limpurgk. Vnd die hatten des tags bey achthundert man gewapnet. Wol. Da Sie darquamen vor das hauß, da lagten Sie ſich nieder, aßen vnd truncken eins, vnd ſtelten ſich zu ſtürmen. Vnd der vorgenante Herr Cuno ging ſelber mit denen von Limpurg vnd andern ſeinen Freunden, als feindlich zu ſtürmen. Vnd die auf dem Hauß waren, wurffen da feindlichen auß, daß man keinen geſehen konte. Vnd gewonnen das hauß vmb ein halben tag vnd je baß in dem ein, vnd das mit rechter gewalt überhaupt. Vnd was auch denen von Limpurg zu mahl ernſt, ſintenmahl daß es Ihnen ſo nahe beylage, vnd fingen auff dem hauß den hauptman, Herrn Philipſen, mit Sechs vnd dreiſſig Rittern vnd Knechten, vnd zubrachen das hauß in den grund. Vnd ward Herr Cuno von Falckenſtein gar ſehr geworfen, daß Im ſein Antlitz mit ſchweitz vnd blut rann. Vnd ein Juncker von Runckel ward alda geworfen, daß Er nicht lang lebete, der ward genant Heinrich. Das ſoltu wiſſen, daß dem vorgenanten Herrn Philips geſchahe als David ſchreibt im Pſalter, Incidit in foveam quam fecit. Das ſprech alſo:

Eim andern hat Er ein grub gemacht,
Vnd iſt ſelber darein gejagt.

Den vorgenanten Herren Cunen vergleichen ich der Tugendt, die da heiſſet Stercke: als da ſchreibet Aristoteles lib. 3. Ethicor: Fortitudo est aggressus terribilium ubi mors videtur perimere. Das ſoltu alſo verſtahn:

Der Tugend eine heiſt Sterck,
Die pfleget ſterckliche werck,
Daß Sie erlöß das gemeine Gut,
Darumb ſo ſtilt ſie jhren mut.

Nun ſolt du wiſſen, der nach hundert jaren geboren ſoll wiſſen ein memorabile, das iſt, ein gedechtnus, das vor dem Haus geſchach, vnd kam alſo. Da man ſolte zu Sturm gehen, da kompt rennen ein Amptman des Biſchoffs von Trier, vnd ſprach wider die Burgermeiſter vnd Burger zu Limpurg, daß Sie ſich ſtelten, vnd gingen dauor zu Sturm. Darauf antwortet jhm der Burgermeiſter mit namen Johann Bopt, vnd ſprach alſo: Wir ſeind hier daß wir ſtreiten wollen. Das dorfend jhr nit gedenken, daß man den graben mit denen von Limpurg allein füllen ſolle. Ritter vnd Knecht ſollen bey vns nidertretten. Zu denen wollen wir uns mengen, vnd mit ihnen zu gleich zu ſturm gehen, vnd wollen nit die letzten ſeyn. Da der Amptman vnd andere Ritter vnd Knecht die Antwort höreten, da fielen Sie nieder mit denen von Limpurg, vnd gingen zu Sturm, vnd niemand gab dem andern im ſturm nit zu fertel, vnd ſtürmeten als vorgeſchrieben ſteht.

Mehr ſoltu wiſſen die physionomy vnd geſtalt Herrn Cunen vorgenant. Dann ich Ihn dick geſehen vnd geprüfet han, in ſeinem weſen vnd in mancher ſeiner manirung, daß Er was ein herrlich ſtarck man, von Leib, von Perſon, vnd von allem gebeine, vnd hatte ein groß haubt mit einer ſtrauben, ein weite braune grelle, ein weit breit Antlitz mit bauſenden backen, ein ſcharpf manlich geſicht, einen beſcheidenen mund mit gleffe etlicher maſen dick, die naß was breit mit gerunden naßlöchern, die naß was in mitten nidergedruckt mit einem groſen kine, vnd mit einer hohen ſtirn, vnd hatte auch eine groſſe bruſt, vnd rötelfarb vnder ſeinen augen, vnd ſtund auff ſeinen beinen als ein Löw, vnd hatte gütliche geberden gegen ſeine freunden, vnd wann Er zornig war, ſo bauſeten vnd floderten Ihm ſeine backen, vnd ſtunden Ihm herrlich vnd weißlich, vnd nicht vbel. Dann Aristoteles ſpricht lib. 4. Ethicor.: Non irasci quos oportet, insapientiae est. Das heiſſet alſo:

Wer nit vmb noth zoren hat,
Das en iſt nit eines weiſſen Naht.

Ein Jahr darnach ward derſelbig Cuno von Falckenſtein Vormunder des Stifts zu Trier, vnd zog auß mit der Statt zu Limpurg, vnd gewann Aldendorf eines Ritters wonung gelegen bey Merenburg, vnd war ein wüſtes hauß, vnd verbrande das vnd zuſchleifte es zumahl.

In diſſer zeit ſang man diß lied:

Aber ſcheiden ſcheiden das thut warlich wehe
Von einer die Ich gern anſehe,
Vnd iſt das nit vnmüglich.

Anno 1362. ſtarb zu Auinion Bapſt Innocentius. Der hatte regirt geiſtlich vnd heiliglich bey zehen Jahr. An ſeine ſtatt wardt gekoren zu Auinion Vrbanus V. Der was ein Münch geweſen Benedictiner Ordens zu Massilien, vnd war gar ein rechtfertiger mann, als du findeſt hernach geſchrieben an ſeim End. Der was wohnhaft zu Auinion Sieben Jahr, vnd fuhr von dannen gen Rom, vnd bauwete vnd vermehrete Clöſter vnd Capellen, wo Er die fand, da es noth war, vnd verplieb da ein Jahr. Wie er ſein leben endet, das finſtu hernach geſchrieben.

Anno 1362. in dem Herbſt nach Sanct Michaels tag, Da vberzoch Herr Gerlach Ertzbiſchoff zu Mentz, geborn von Naſſauw, Graf Johannen von Naſſauw, Herrn zu Dillenberg, mit vielen Rittern vnd Knechten, daß ſie wurden geacht an fünfhundert man mit glenen, dazu mit dem Rynckauw, vnd theten Ihn groſſen ſchaden, vnd hetten noch mehr ſchaden gethan, hetten ſie gut wetter gehabt. Dann Sie der Rein vnd gewäſſer dannen trieb.

In diſſem Jahr vergingen die groſſe weite Ploderhoſen vnd ſtifeln. Die hatten oben rot leder, vnd waren verhauwen, vnd die lange lederſen mit langen ſchnäbeln gingen an. Dieſelben hatten krappen einen bey dem andern, von der groſſen zehen biß obenauß, vnd hinden aufgeneſtelt halb bis auf den rücken. Da ginge auch an, daß ſich die menner hinden, vornen vnd neben zuneſtelten, vnd gingen hart geſpant. Vnd die junge menner trugen meiſtlich alle, geknaufte kugeln, als die frauwen. Vnd diſſe kugeln wereten mehr dann dreiſſig Jahr, da vergingen Sie.

Anno 1363. vf Montag zu Pfingſten da war Friderich von Hatzſtein der Wolgeborne Knecht, der ein Hauptman was der Statt von Limpurg, erſchlagen an der Löhne, vnder dem Stein, da man gehet von Greipenpforten in die Hell. Das thaten die von Reiffenberg. Die waren feind der Statt von Limpurg zu der zeit vnd manche zeit. Vnd die Herren vnd die Statt von Limpurg verlohren Ihn zumahl niet. Dann er jhnen nutzlich vnd dienſtlich was. Auch war derſelbig Friederich groß vnd ſtarck, alſo daß Er ein Ohm weins aufhub, vnd tranck auß der ponten.

In derſelbigen zeit da ward der vorgenante Herr Cuno von Falckenſtein erwehlet zum Ertzbiſchoff zu Trier.

In diſſer zeit vnd Jahr da ſande Gott ein neuwe plage auf Erdreich, ſonderlich in Teutſchland. Das waren Heuwſchrecken, die kamen vnd flohen alſo dick in der luft vnd in dem felt, als hette ein groſer Schnee gefällen. Die fielen in die frucht, vnd thaten groſen verderblichen ſchaden, vnd flohen dann wider auf. Die wereten von der Erndte biß das Sie vergingen mit einem reiff vnd von kelt, bey nahe Sechs gantzer wochen. Auch waren die heuſchrecken groß vnd fett, einer halben ſpannen lang, vnd alſo in der maſſe. Diſſe plag kam von groſer hoffart. Vnd mag man diſſe plage gleichen, als David ſpricht in dem **Psalter: Et dedit crucis fructus eorum et labores eorum locustis:** Das bedeutet alſo:

Die raupen ſollend jhrer frucht geleben,
Arbeit der leut iſt den Heuſchrecken gegeben.

In demſelbigen jahr galt ein quart weins zu Limpurg ein ſchilling pfennig, vnd ein heller, vnd folglich anderswo ſein gelt. Das werete bey nahe ein Jahr.

In diſſen zeiten pfeiffe vnd ſang man dis lied vnd widerſang:

Jch will in hoffnung leben fort,
Ob mir nichts heil möcht geſchehen
Von der liebſten Frauwen mein.
Sprech Sie zu mir ein freundlich wort,
So müſt trauwren von mir flihen.
Jch hoffe Jhr gunſt mich je mit heil
Bekehre. Ach Gott daß Jch ſie ſolte ſehen,
Jch wolte in hofnung leben.

Anno 1365. zu mittem Sommer vmb S. Johans Meß **Baptistae.** Da war die groſe Geſellſchaft gezogen vor Straßburgk bey Colmar, vnd in dem land all vmb im Elſaß, vnd thaten gar groſen ſchaden, vnd lagen ein gantzen Monat in dem land. Vnd die Ehrwürdige Fürſten, Herr Cuno von Falckenſtein Ertzbiſchof zu Trier, vnd Herr Gerlach Ertzbiſchof zu Mentz, vnd dazu die Hochgeborne Fürſten von Beyerland, vnd ſonderlich Herr Ruprecht Pfaltzgraf bey Rein, auf der Moſel, auf der Löhne, auf dem Mayn, vnd darumb, waren die aller meiſtliche Wygande, vnd zogen gen Elſaſſen mit groſſer herrligkeit der Wafen, alle wol erzeugt einer vor dem andern mit ſilbern vnd gülden geſchmeid. Vnd die Geſellen flohen auſſer dem Land nacht vnd tag wider in Welſchland. Vnd geſchahe den Teutſchen nit alſo wehe vnd laid, daß die Geſellen jhnen entflohen waren. Die Geſellſchaft ward gezehlet an zwantzig tauſendt man, ſo, ein vnd ander ausgenommen. Die Francken vnd die Teutſche Herrn von diſſem land, vnd die Stett vf dem Rein, in Elſas, aus Schwaben (Vnd die Statt von Limpurg hatte auch jhren Burgermeiſter alda mit vier vnd zwantzig Pferden) Vnd Sie hatten bey vier vnd zwantzig tauſend reiſiger leut, wol gewapnet. Das was ſchein vnd glantz von den wafen.

Anno 1365. da was das dritte groſe ſterben, vnd was mäßlicher als die zwey erſten, alſo daß zehen oder 12. menſchen des tags ſturben in Stetten als Limpurg, vnd dergleichen. Vnd da ſtarb Herr Gerlach Herr zu Limpurg, vnd war kaum allererſt von der groſſen reiß von Elſas kommen, da Er wolt han helfen beſtreiten die groſſe Geſellſchaft auß Welſchem Lande. Vnd ſtarb die Edle ſein Frauw Elſge inner drey wochen auch, ohne leibserben. Derſelb Herr Gerlach war eben braun von antlitz, groß, ſcharpf von reden, vnd hatte ein ſchwartzen Kroll vnd ein ſchwartzen bart, vnd war raiſch vnd gedorſtig ein ding zu thun. An ſeine ſtatt kame der Edle Juncker Johann ſein bruder, vnd der war ein Thumherr zu Cöln vnd zu Trier, vnd war gar ein weidlich man, vnd hatte ein wolgeſetzten leib von kleiner gröſſe, mit einem ſchönen antlitz weiß vnd roth, mit einem gelben Kroll vnd bart, vnd was das haar alſo gelb als golt, vnd war gütlich zu ſprechen, vnd von gütlicher antwort, Er was auch weiß zu ſchimpfe vnd zu ernſt, vnd baitet er auch bey nahe zwantzig Jahr, ehe dann Er ſein frauwe kaufte.

Ein jahr darnach zu halbfaſten ſolten die Meiſter des Wülnhandwercks zu Limpurg auf die Meß gen Franckfort fahren mit jhrem gewande, vnd wurden nidergeworffen zwiſchen dem Cloſter zu dem Throne vnd der Höhe, vnd wurden jhnen genommen mehr als dreyhundert duch, vnd waren etliche gefangen, vnd blieben etliche todt. Das thete Heinrich, Graf Otten ſohn, von Naſſauw Dillenberg. Der war ein Thomherr zu Cöln, vnd ward mit dem zunahmen genant Graf Schindleder. Auch ſo fuhren ſie im gelait Graf Johans von Naſſauw Herrn zu Merenberg.

In demſelben jahr ſchlug der vorgenant Graf Johann ein Burgk auf, zu Kirchberg auf der Lahne, vnder Scharpfenburg. Dieſelbig Burgk zubrach Landgraf Heinrich zu Heſſen, vnd fing darauf mehr dann zwantzig wehrhaftig mann.

In demſelben jahr, vnd darnach ein wenig, ward Lintz auf dem Rein gewonnen, alſo daß es erſtigen wurd vnd gar geplündert biß auf ſein grund.

Da ſang man vnd pfeiff dis lied:

Schach, Tafelſpiel
Jch numehr beginnen will.

An. 1367. wurden die zwey Schwerter von der welt eindrechtig. Vnſer geiſtlicher vatter der Babſt **Vrbanus V.** vnd der Römiſche Keyſer **Carolus IV.** König zu Boheim, zogen mit einander mehr dann mit Sibentzig tauſend Rittern vnd Knechten mit groſer gewalt vber den Herrn von Meyland. Der hatte gethan wider die heilige Kirch. Vnd behilte der Bapſt vnd der Keyſer jhren gantzen willen. Mit dem zug vnd reiſe werete es beynahe ein jahr, vnd waren geachtet an hundert tauſendt reiſiger Pferde.

In diſſer zeit war harte zeit vnd teuwre jahr, alſo daß ein Malter korns Limpurger maaß galt fünf pfundt vnd zween Turnes, vnd das malter habern galt drey pfundt heller. Vnd hatten arme leut groſen gebrechen vnd mangel. Die quart weins galt zwentzig alt heller.

An. 1367. vf S. **Petri** abend **Vincula,** zu der Haberernd, da erſtach ein Freye von Dern, todt Juncker Johann eins Grafen ſohn von Dietz, vf der Burgk zu Derne, daß Er von ſtund an bleid. Vnd war ein jung mann vnder dreiſſig Jahren, von guter leng, Hatte ein langelicht angeſicht mit einer hohen naſen, vnd ein ſchlecht haar mit einem hohen zopf, als gewohnlich in der zeit was. Vnd derſelb Johann, were ein Graf zu Dietz worden, hette Er gelebt. Vnd das ward in ein andere hand geſchoſſen, als das hernach geſchrieben ſteht. Derſelbig Freye hieſe Friederich, ein ſtreng Ritter von fünftzig Jahren, vnd was ein rechter Freye geboren von all ſein vier Anchen, vnd ward gefangen zu Dern auf dem Hauß vnd gen Dietz gefürth. Vnd Graf Gerhard von Dietz, Juncker Johans Bruder, thete ein landgericht beſcheiden zu Reckeforſt. Vnd ward dem vorgenanten Freyen ſein haupt abgeſchlagen, vnd ward begraben von ſtund an zu Limpurg zu den Barfüſern. Alſo ſoltu ſehen, wen du ſchlegeſt: Als dann Salomon ſpricht: **Fremes ira nulli parcit,** Dz iſt,

Der grimme zorn gibt niemand friſt,
Des du von Salomon beſcheiden biſt.

Nun ſoltu wiſſen die **Physiognomy** vnd ware geſtalt des Freyen. Der Freye war ein vierſchützig man, mit einer greiſen Kroll, ein breitlecht antlitz mit einer flachen naſen. Auch hatte der vorgenante Freye von Dern einen Bruder, der hieſe Juncker Craft, der war ein Thomherr zu Cöln vnd zu S. Gereon, Derſelb ward erſchoſſen in Weſtphalen.

Da ſang vnd pfeiff man dis lied:

Nit laß ab alſo ein weil.
Ach Jch, Jch will dir immer in gantzer treuw leben,
Jch hoff Jch find daſſelb an dir.

In derſelben zeit war der ſtreit zu Sprendlingen zwiſchen Lingen vnd Creutzenach. Da blieben todt mehr dann zweyhundert man. Vnd den ſtreit verlohr der Graf von Sponheim, der war genant Walrabe, der ward auch gefangen, vnd der Herr von Boclanden behilt das felt.

In demſelben jahr, da ward das groſſe wetter von donner vnd blitzen, zwiſchen den zweyen vnſer Frauwen tag, als man vor langer zeit je hatte geſehen, vnd das was eins nachts, vnd in der terminey zu Mentz vnd zu Franckfurt. Vnd unſer Frauwen Münſter zu Mentz verbrand zu mahl, was daran was von holtzwerck mit einem gar hohen Thurn. Das verging gehlingen, vnd war groſer verderblicher ſchaden, vnd geſchach auch mehr ſchaden in derſelben terminey herumb in dem land.

Zu denſelben zeiten kaufte der Ehrwürdig Herr **Cuno** von Falckenſtein Ertzbiſchof zu Trier, vnd trang ſich mit weißheit in die gantze Herrſchaft zu Malſburg vmb Herr Görgen daſelbſt, vnd damit ernehrte Er den Stift zu Trier. Vnd darnach nit lang, vber drey jahr oder vier, da machte Er ein Statt zu Nidernbrechen. Dann es zuvor ein dorf geweſt, vnd gehort in die Grafſchaft zu Molſburg. Derſelbig Herr **Cuno** behilte auch ein die **incorporation** derſelben kirchen vnd **Pastoreien** zu Brechen. Dieſelbſt **Pastorey** zu Brechen wirdt nun zu ewigen tagen einem Biſchoff zu Trier in ſein kuchen dienendt. Das löſet ſich wol an hundert malter Korngülden, darüber hat ein **Vicarius** dannoch genug zu beſcheidenheit.

Nota, quòd pater praedicti Georgij Dominus in Molſpurg nomine Gyso, propriam filiam carnaliter cognovit, que à patre postea duxit quoddam corpus heterogenium, id est, animal rationale mortale. Quam ob rem forsan maledictus Psalmistae videtur, ipsum notans, ubi dicit: Fient dies ejus pauci, et Episcopatum ejus accipiet alter: et sic dominium Molſperg est translatum in Episcopatum Trevirensem.

Die plaſirung von dem Wapen von Molſpurg iſt alſo. Das feld was von gelb, darin war ein Löw von Silber.

Anno 1367. da waren feind die Edlen Johann Graf zu Naſſauw Dillenberg, vnd Johann Herr zu Weſterburgk, vnd gedeiten ſich, daß ſie ein gerenn vnd ein Ponytz hatten bey Gudendorn. Vnd Johann Herr zu Weſterburgk behilt das felt, vnd fing den Graffen von Naſſauwe mehr dann mit dreißig Rittern vnd Knechten. Vnd blieben auf des von Naſſauw ſeiten drey todt, vnd einer auf des Weſterburges ſeiten, gute Handwercksleut. Derſelbige Graff war loß mit den Rittern vnd Knechten vor Acht tauſend gülden. Vnd hetten Jhme wol mehr gelt geben. Aber er genoß ſeiner freundt die ſehr vor Jhn arbeiteten.

In diſſer zeit lebte Magister Iohannes Pyritoneus, der zu Pariß das Studium regiret hat mehr dann viertzig Jahr. Der ward geacht der beſt Logicus vnd Philosophus auf Erdreich in der gantzen Chriſtenheit. Vnd man fande nit ſeines gleichen. Der machte Quaestiones Ethicorum die beſten die je gemacht waren vor Im. Dieſelbige Quaestiones gab Er zu letzt vnd zu einem ewigen Teſtament allen Meiſtern vnd Studenten.

In derſelbigen zeit gewann Herr Cuno von Falckenſtein, Ertzbiſchoff zu Trier, Sonnenberg.

In diſſen jahren entſtund ein groſſe zweyung in der Statt zu Wetzlar auf der Lahne, zwiſchen Raht vnd der Gemeine, alſo daß der alte Raht ward vertrieben der Statt, vnd die Gemein machte ein neuwen Raht, vnd regirten nach jhrem ſinn in das Siebende jahr, vnd gaben niemand kein leibzucht ſo wieviel das jhnen gebürte, alle jahr bey fünftauſend gülden gelts leibzucht vnd renten. Vnd da es kam an das Siebende jahr, da kamen die alten von dem Raht wider in die Statt mit einem Werwort, alſo, daß man damit ſolte vmbgehen, daß Sie geſünet würden. Des worden die vorgenante alten von dem Raht eintrechtig, mit Juncker Johann dem Grafen von Solms. Vnd dem war gar leufig vmb die Neuwe welt, vnd war heimlich den Alten vnd auch den neuwen. Denn er kam wol mit fünftzig Ritter vnd Knechten in die Statt, vnd lieſe die von dem neuwen Raht alle kommen in ein hauß. Vnd Er nahm ſich an, Er wolte mit in Raht gehen, vmb nutz Erbare Sach der Statt. Vnd fing den neuwen Raht gemeinlich, und beſtalt da ſo viel ſeiner diener bey, daß Sie muſten in dem haus bleiben. Vnd nam des Reichs Panir, vnd trat auf den plan, vnd der alte Raht bey Ihn. Da kam die gemein wol mit fünfhundert man gewapnet, vnd wolten dem neuwen Raht geholffen han. Da Sie ſahen, daß der neuwe Raht vnd freundt nit bey jhnen waren, da wurden Sie entſchupfet. Vnd der vorgeſchriebene Graf Johann der beriete Sie mit ſüſen worten, vnd ſprach dazu, daß Sie die wafen austhäten, vnd wurden eintrechtig mit Ihme vnd dem Alten Raht, vnd legten den neuwen Raht in den Thurn, vnd nahmen Ihr gut, vnd ſchlugen jhrer dreyen die köpf ab, vnd wurfen jhr ein theil ins waſſer. Alſo ging der vorgenante Graf von Solms vmb mit ſüſen vnd betrogen worten, daß Er die Statt zu Wetzlar in ſeinen ſinn brachte, daß Sie wol betrogen wurden, als man den kindern ein gleichnuß in der ſchul lieſet:

Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps, Das iſt,

Des voglers pfeiff gar ſüſe ſang,
Da er thete den vogelfang.

Anno 1370. in der Faſten, Da lagen die von Erfurt, die von Mülhauſen, vnd die von Northauſen, vnd andere viel Herrn die zu Ihnen gelobet vnd geſchworen hatten, vor Honſtein. Die Burgk ligt in Sachſen vnder Hertzog Otten von Braunſchweig. Vnd derſelb Hertzog Otto der warf feur in das Heer, vnd das Heer brach auf vnd zog hinweg, vnd doch ſo konten Sie nit gar hinweg kommen, vnd beſchneid Sie, vnd ſchlug Ihr gar viel todt, und finge deren von Erdfurt, Mühlhauſen vnd Northauſen alſo viel, daß Sie gaben zu ſchatzung Sechs vnd dreißig Marckſelle marck lötiges Silbers.

Darnach zu hand gingen gemeinlich die Tappert an, die trugen man vnd frauwen. Auch trugen die man kurtze Houcken vnd weit vf beyden ſeiten gekneuft. Vnd das en werete nit lang in diſſen landen.

Anno 1370. ſtarb Bapſt Vrbanus V. zu Avinion. Der hatte regirt acht Jahr, der groſſe ding gethan hat vmb der heiligen Kirchen willen, als vorgeſchrieben ſtehet. Vnd der ward heilig vnd iſt canonisirt. An ſeine ſtatt ward gekoren Gregorius XI. Der fuhr von Avinion gen Rom, vnd blieb alda.

Anno 1371. vierzehen tag vor Faßnacht, da geburt es ſich, daß ein Burgermeiſter zu Limpurg, der war genant, Cuntz Nente, der ſolte einen führen in den Kargen thurn gefangen von dieberey wegen. Da Sie kamen ein halben ſteinwurf von diſſer pforten auf der Maur, da ſprang der gefangene mit dem Burgermeiſter von der Mauren, vnd dem ſein hals ab alſo daß Er vmb acht tag ſtarb, vnd der gefangene wurde zu ſtund an gehangen. Dann Er alſo ſehr gefallen hatte von der Maurn, daß Er nit dauon kommen mochte.

Anno 1371. Freytags nach vnſer Frauwen tag als man die Würtz weihet, wurden Feind die zween Hochgebornen Fürſten, der Hertzog von Braband, der war genant Wenceslaus, vnd war Keyſers Caroli IV. Bruder, vnd des blinden Konigs Johannis in Beheim Sohn, vnd der Hertzog von Jülch, der war genant Wilhelm. Vnd auf den vorgenanten tag hatte der Hertzog von Braband mehr dann 2400 glenen Ritter vnd Knecht, gar gute leut, vnd ſuchte den Hertzogen von Jülch daheim in ſeinem land zu ſchädigen zu herrſchen vnd vber Ihn zu reitten. Da Sie kamen vber die Maaß, das waſſer in Jülcherland, da begegnet Im der Hertzog von Jülch mehr dann mit tauſend glenen, Grafen, Herren, Rittern vnd Knechten, vnd waren vf der ſeiten viel Herrn vnſers Lands auf der Lohne, mit Namen Graff Johann zu Naſſauw Herr zu Dillenberg, Graf Ruprecht von Naſſauw, Graf Eberhard von Lützelberg, der Graf von Wiede, vnd Juncker Friederich Herr zu Runckel, vnd andere die Ich nit genennen kann, vnd huben den ſtreit an gar feindlichen. Vnd in dem anheben, ſo kompt der Hertzog von Gellern mehr dann mit Sechshundert glenen Ritter vnd Knecht zu hülf den Jülchern, vnd ſtritten mit den Brabandern. Vnd behilten die Jülchiſchen mit groſſen Ehren vud Würdigkeit den ſtreit, vnd fingen den Hertzogen von Braband mehr dann mit tauſend Rittern vnd Knechten, vnd blieben todt mehr dann Achthundert Ritter vnd Knecht. Vnd der Hertzog von Gellerland, den man nante die Blum von Gellern, der ward in dem ſtreit erſchoſſen, auf der Jülcher ſeiten, vnd der Graf von S. Paul von Welſchland blieb auf der Brabander ſeiten mit viel ſeiner Landsleut aus Welſchland, vnd Johann Ertzbiſchoff zu Mentz, der war ein Bruder des vorgenanten S. Paul, wiewol doch daß Er ein Wahl war. Alſo ward der meinſte hauf leut von dem minſten nidergeworffen. Vnd das war von Gott, als da ſpricht Iudas Maccabaeus: Non in multitudine exercitus, sed de coelo victoria belli est: Das iſt:

Der Sieg kompt viel vom Himmel ho,
Vnd nit von viele der leut, das iſt alſo.

In diſſem Jahr erhub ſich zu Cölln in der Statt ein groſſe zweyung vnd ſpeit zwiſchen dem Raht vnd den Meiſtern von dem Wölnhandwerck, vnd geſchach das alſo. Zu Cöln kam ein man in gaſtweiß, der ward mit rechtem gericht alda bekümmert mit leib vnd gut, vnd ward verurtheilt, daß man den man ſolte das haupt abſchlagen, vnd furthe man jhn auf das felt an das gericht. Dabey ſtunden gar viel die von dem Wülnhandwerck waren, die namen den man dannen, den das gericht verurtheilt hatte, vnd furten In mit gewalt in die Statt von Cöln, vnd meinten daß Sie jhn erloſen wolten. Zu ſtund kam der richter vor den Raht, vnd ſchreye, vnd clagte vber den gewalt, der da geſchehen were. Vnd der vorgenante Raht vnd jhre Freund wapneten vnd bereiteten ſich zum ſtreitte, vnd kamen an die Weber, deren waren auch eine groſſe Rott mehr dann Sechshundert wolbereit, mit aufgerecktem Panir, vnd traten zu Ihm ein feindlichen. Da behilt der Raht mit groſſen Ehren den plan vnd das felt, vnd auf der Weber ſeiten blieben vf der Walſtat Sieben oder Acht man todt, die andern flohen, da doch jhrer zwir mehr waren dann deren von dem Raht. Dazu fingen Sie jhrer drey vnd dreyßig in den nechſten vierzehen tagen, denen ſchlug man jhr haubt ab auf dem Heuwmarck, ſo, heut vnd morgen, als ſich das gebürte, vnd dazu ſo vertrieben Sie manchen reichen Erbarn man von dem vorgenanten Handwerck, vnd nahmen jhnen jhr gut, vnd thaten jhnen groſſen verdrieß, vnd brachen ab ein groß gemein hauß, das gleichet ſich einem groſſen Pallaſt, darauf Sie zuſammen gingen vmb jhres Handwercks noth, vnd hat der Raht darauß gemacht ein ſchone Fleiſchſchirne, alſo daß die von dem vorgenanten Handwerck kein recht mehr dazu haben. Alſo hat der Raht zu Cöln ſeinen willen behalten.

In derſelbigen zeit da gingen an die Weſtpfäliſche Lendener, die waren alſo, daß Ritter, Knecht vnd reiſige leut, führeten Lendener, vnd gingen an der bruſt an hinden auf dem rück hart zugeſpant, vnd waren alſo fern als die ſchoppen lang war, hart gepflept bey nahe eines fingers dick. Vnd kame das auß Weſtphalen land.

In derſelbigen zeit, zu halbfaſten, da ſolten die Niderlendiſche kaufleut mit jhrem gewand den Rein auffahren in die Meß gen Franckfurt. Da Sie kamen bey Andernach den Rein auf, ein meil wegs, da kam der Graf von Wieth, vnd Velten von Iſenberg, vnd nahmen da den Kaufleuten mehr dann viertauſend gülden werth gewand, vnd furthen das gen Iſenburg. In der zeit erhub ſich der Ehrwürdig Fürſt, Herr Cüno von Falckenſtein, Ertzbiſchof zu Trier, mit groſer gnügen vnd gewalt, vnd hieſche die Nam wider, die in ſeinem geleit vnd gebiet geſchehen war, vnd en mögt das nit ſein. Des legte er ſich in der vorgenanten Herrn land, vnd gewann jhnen ab das Angirs, vnd machte zu Engers ein Burgk, die iſt geheiſſen biß an diſen heutigen tage Cunoſtein nach ſeinem Namen, vnd gewann jhnen ab Henſpach vnd die dorf, vnd bracht ſie in groſen verderblichen ſchaden, vnd dazu ward den Kaufleuten die Name vnd der gewand wider. Alſo behilt Herr Cuno Ertzbiſchoff mit gewalt ſeinen willen, vnd name ein Land vnd Leut, vnd das Fahre biß vber den Rein, biß auf diſſen heutigen tag.

An. 1372. da entſtunde ein groſe Geſelſchaft in Teutſchen landen, ſonderlich in dem land zu Heſſen, die ward genant die Geſelſchaft von dem Stern. Vnd furten die Ritter in der Geſelſchaft güldene vnd die Knecht ſilberne ſtern. Mit nahmen war da ein Hertzog von Braunſchweig, des Göttingen vnd das land da iſt, der war tochterSohn Landgraf Heinrichs von Heſſen, der Graf von Zigenhan, Graf Johann von Naſſauw Herr

UNIWERSYTECKA

zu Dillenberg, der Graf von Catzenelnbogen, Herr Johann von Büdingen vnd andere, die Herrn von Iſenburg, der Herr von Hanauw, der Herr von Lisberg, der Herr von Helfenſtein, vnd der Herr von Epſtein, vnd dazu meiſtlich alle Ritter vnd Knechte in dem land zu Heſſen, in der Wetterauw, in der Buchen, vnd auf dem Rein, in Sachſſen, in Döringen, in Weſtpfalen, alſo daß man pfrüfet, daß dieſelben Geſellen von dem Stern bey zwey tauſend Ritter vnd Knecht waren, die da hatten bey 350 Schlöſſer.

In denſelben zeiten war der Hochgeborne Fürſt Landgraf Heinrich von Heſſen feind des vorgenanten Herrn von Lißberg, vnd ſchicket Er ſeines Bruders ſohn Landgraff Herman dazu, daß Er ſich legte, mehr dann mit tauſend Rittern vnd Knechten vor den Hirtzberg, vnd ſchlug ein hauß da auf. Des kame die Geſelſchaft von dem Stern zuhauf mehr dann mit funfzehn hundert Rittern vnd Knechten vor der Hirtzberg vnd trieben den Landgrafen ab, vnd branten Im ſein land ab biß an Fritzlar, und lagen da mehr dann acht tag inn, vnd ſchieden da von dannen. Des clagte ſich der vorgenant Landgraf Heinrich, Landgraf Herman ſeines Bruders Sohn, gegen den Sterngeſellen zu täglichem Krieg, vnd verhieſe Sich Landgraf Heinrich, daß Er den Krieg nit ſünen wolte bey tag vnd jahr, vnd hilt auch das herrlich, vnd hilte mehr dann Sechshundert glenen Ritter vnd Knechte mehr dann Jahr vnd tag zu täglichem Krieg, die Er köſtlich verſoldet.

Zu diſſer zeit da war der Edel Ruprecht Graf zu Naſſauw, der ein Enckel war Konig Adolfs Grafen zu Naſſauw, helfer des Hochgebornen Landgrafen Heinrichs von Heſſen wider die Geſelſchaft von dem Stern, vnd nahm darumb ſeinen ſold. Vnd gebürte ſich, daß der Sterner ein theil, vnd ſonderlich die Grafen von Catzenelnbogen, Graf Wilhelm, Graf Eberhard, vnd Graf Diethern, öſeten eins nachts den thal zu Hadamar, vnd gewunnen den, vnd gingen in der nacht ohn ſorg, vnd wolten es halten vnd jhren willen ſchaffen. Da ermanten die Gemeinde zu Hademar, vnd ſtalten ſich feindlichen zu gewehr, mit gewerfen, mit geſchoß, mit anderer groſer arbeit, vnd trieben die auß herrlich, vnd behilten deren acht, vnd fingen die in derſelbigen nacht, vnd deren ſturben drey, ohn andern groſen ſchaden, den Sie empfingen von Sturm vnd von geſchütz.

Anno 1373. Donnerſtags vor Faßnacht da war ein groß Flut auf erdreich vnd groſe Noth von Waſſers wegen, alſo daß der Rein vnd die Lohn vber rechten Staden in die höhe gingen mehr dann Sechs vnd zwantzig füß hoch. Vnd kam die Flut von einem groſſen ſchnee der gefallen war, Der ſchmoltz vnd verging gar balt, vnd war der gröſſeſt ſchnee der je gefallen war in hundert Jahren. Vnd die Flut weret mehr dann fünf tag vnd nacht vff vnd ab, und war groß betrübnus von den Leuten. Vnd das geuögels in den heuſern, als haan vnd hüner, ſangen auch betrüblichen. Vnd die Lahne vor Limpurg warf jhnen die gärten all vmb vnd vmb, vnd manche Ramen mit gewand, vnd furten die Obermülen zu ſtücken enweg, auch furten Sie hinweg die Walckmuln, vnd die Lohemühln, vnd die Brück zu Dietz die war höltzern, das fuhr alles hinweg. Auch ſo war ein flut zuuor geweſt, auff den zwölften tag nach Weihenachten, die nechſt war, vnd die flut war diſſer nit gleich, dann dieſſe gröſer war.

An. 1374. zu mitten Sommer da erhub ſich ein wunderlich ding auf Erdreich, vnd ſonderlich in Teutſchen landen, auf dem Rein vnd auf der Moſel, alſo daß leut anhuben zu dantzen vnd zu raſen, vnd ſtunden je zwey gen ein, vnd dantzeten auf einer ſtett ein halben tag, vnd in dem Dantz da fielen Sie etwan dick nider, vnd lieſen ſich mit füſſen tretten auf jhren leib. Davon namen ſie ſich an, daß ſie geneſen weren, vnd liefen von einer Statt zu der andern, vnd von einer Kirchen zu der andern, vnd huben gelt auf von den leuten, wo es jhnen mocht gewerden. Vnd wurd des dings alſo viel, daß man zu Cöln in der Statt mehr dann fünffhundert Dentzer fand. Vnd fand man, daß es ein Ketzerey was, vnd geſchach vmb gelts willen, daß jhr ein theil Frauw vnd Man in vnkeuſchheit mochten kommen vnd die volnbringen. Vnd fand man da zu Cöln mehr dann hundert Frauwen vnd Dienſtmägd die nit ehrliche menner hatten. Die wurden alle in der Dentzerei kindertragend, vnd wann daß Sie Dantzeten, ſo bunden vnd knebelten ſie ſich hart vmb den leib, daß Sie deſto geringer weren. Hierauf ſprachen ein theils Meiſter, ſonderlich der Guten Artzt, daß ein theil wurden dantzend, die von heiſer Natur weren, vnd von andern gebrechlichen natürlichen ſachen. Dann deren war wenig, denen das geſchach. Die Meiſter von der heiligen Schrift die beſchworen der Dentzer eins theils, die meinten daß Sie beſeſſen weren von dem böſen Geiſt. Alſo nam es ein betrogen end, vnd werete wohl Sechzehen wochen in diſſen Landen oder in der maaß. Auch nahmen die vorgenannte Dentzer Man vnd Frauwen ſich an, daß Sie kein rot ſehen möchten. Vnd war ein eitel teuſcherey vnd iſt verbotſchafft geweſt an Xystum nach meinem beduncken.

Karl Christian Gärtner.

Dieſer um die erſte Regeneration der deutſchen Poeſie ſehr verdiente Mann, ward am 24. November 1712 zu Freiberg geboren, erhielt ſeine gelehrte Vorbildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen und ſtudirte darauf zu Leipzig, wo er in innigem Verein mit Gellert und Rabener lebte und ſich den ſchönen Wiſſenſchaften mit beſonderer Liebe zuwendete. Anfangs ſchloß er ſich gleichfalls den Beſtrebungen der Gottſchediſchen Schule an und nahm an ihren Arbeiten Theil; ſpäter trennte er ſich jedoch von derſelben und gab gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden Ebert, Giſecke, Zachariä u. A. die ſogenannten Bremiſchen Beiträge heraus. Im Jahre 1745 ging er als Erzieher zweier junger Grafen nach Braunſchweig und ward ſpäter Profeſſor der Moral und Eloquenz an dem Collegio Carolino daſelbſt, ſowie 1775 Canonicus des Stiftes St. Blaſii. Er ſtarb allgemein geliebt und verehrt, als herzogl. Braunſchweigiſcher Hofrath am 14. Februar 1791. —

Seine Schriften ſind:

Sammlung einiger Reden. Braunſchweig 1761.
Die geprüfte Treue, ein Schäferſpiel. Braunſchweig 1768.
Linguets Beiträge zum ſpaniſchen Theater, aus dem Fronzöſiſchen (gemeinſchaftlich mit Zachariä). Braunſchweig 1769. 2 Thle.
Die ſchöne Roſette. Luſtſpiel. Leipzig 1782.
Einzelne Beiträge zu Zeitſchriften u. ſ. w.

Nicht ſowohl durch ſeine Schriften, als durch die ſtrenge und feine Kritik, die er namentlich als Mitherausgeber der Bremiſchen Beiträge anwendete, ſowie durch ſeine amtliche Wirkſamkeit, hat er weſentlich dazu beigetragen, einen beſſeren Geſchmack in der deutſchen Literatur zu verbreiten und den Beſtrebungen ausgezeichneter Schriftſteller leichteren Eingang bei der Nation zu verſchaffen.

Sein Bildniß, von Bauſe geſtochen, findet ſich vor dem eilften Bande der „Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ (1770). —

Vgl. über ihn: Roſe. Ueber K. A. Schmidts und K. C. Gärtners Verdienſt, beſonders um die deutſche Literatur. Helmſtädt 1792.

Ein ſehr ſchönes Denkmal hat ihm ſein großer Freund Klopſtock in wenigen Zeilen geſetzt (Wingolf, fünftes Lied Nro. 7 bis zu Ende: Klopſtocks Werke. Leipzig 1823. Bd. 1. S. 15 fgde.) wo er von ihm ſagt:

Der du dort wandelſt, ernſtvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiſer Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz; (Es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin,
Wer biſt du, Schatten? Ebert, er neiget ſich
Zu mir und lächelt. Ja er iſt es!
Siehe der Schatten iſt unſer **Gärtner**!

Uns werth, wie Flakkus war ſein Quintilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichſter,
Ach kehre, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! doch du flieheſt fern weg!

Fleuch nicht, mein Gärtner, fleuch nicht! du flohſt ja nicht,
Als wir an jenen traurigen Abenden
Um dich voll Wehmuth ſtill verſammelt,
Da dich umarmten, und Abſchied nahmen.

Die letzten Stunden, welche du Abſchied nahmſt,
Der Abſchied ſoll mir feſtlich auf immer ſeyn!
Da lernt' ich, voll von ihrem Schmerze,
Wie ſich die wenigen Edlen liebten.

Viel Mitternächte werden noch einſt entfliehn.
Lebt ſie nicht einſam, Enkel, und heiligt ſie
Der Freundſchaft, wie ſie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden.

Chriſtian Garve

ward am 7. Januar 1742 zu Breslau geboren. Seinen Vater, einen wohlhabenden Färber, verlor er früh, aber ſeine Mutter, eine kluge und vortreffliche Frau, ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Nachdem er durch Hauslehrer eine hinreichende Vorbildung erhalten, jedoch ſeinen urſprünglichen Plan, ſich der Theologie zu widmen, hatte aufgeben müſſen, bezog er 1763 die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, und ſtudirte hier unter Baumgarten Philoſophie und Mathematik. — Nach ſeines Lehrers Tode begab er ſich nach Halle, wo er die Magiſterwürde erhielt, und von dort nach Leipzig, wo er ein Liebling Gellerts wurde, in deſſen Hauſe er wohnte. Er lebte hier in den angenehmſten Verhältniſſen ganz ſeinen Studien und kehrte 1767, auf den Wunſch ſeiner Mutter, in ſeine Vaterſtadt zurück, ſich fort und fort im Privatſtande ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Beſchäftigungen widmend. Nach Gellert's Tode wurde er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Leipzig und hielt mehrere Jahre hindurch eifrig beſuchte Vorleſungen über Gegenſtände ſeines Faches. — Anhaltende Kränklichkeit zwang ihn jedoch, dieſem Berufe zu entſagen und wieder in den Privatſtand zurück zu treten. Er verlebte nun den Reſt ſeiner Jahre, von mannichfachen körperlichen Leiden heimgeſucht, die ihn jedoch nicht in ſeinen äußerſt eifrigen Beſtrebungen zu ſtören vermochten, in Breslau, und ſtarb daſelbſt als Mitglied der Berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften am 1. December 1798.

Seine Schriften ſind:

Sammlung einiger Abhandlungen u. ſ. w. N. A. Leipzig, 1802.
Ueber den Character Zollikofers. Leipzig, 1788.
Verſuche über verſchiedene Gegenſtände. 5 Thle. Breslau, 1792 — 1802.
Einige Züge aus dem Leben des Herrn C. J. Pacgeosky von Tenczien. Breslau, 1793.
Vermiſchte Aufſätze. 2 Thle. Breslau, 1796—1800.
Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, des Characters und der Regierung Friedrichs II. N. A. Breslau, 1801.
Ueberſicht der vornehmſten Principien der Sittenlehre. Breslau, 1798.
Eigene Betrachtung über die allgemeinſten Grundſätze der Sittenlehre. Breslau, 1798.
Vertraute Briefe an eine Freundin. Leipzig, 1801.
Briefe an C. F. Weiße und andere Freunde. 2 Thle. Breslau, 1803.
Briefwechſel zwiſchen Garve und Zollikofer. Breslau, 1804.
Briefe an ſeine Mutter. Breslau, 1830.

Viele Ueberſetzungen, unter denen die bedeutendſten:

Burke's Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Riga, 1773.
Ferguſon's Moralphiloſophie. Leipzig, 1772.
Gerard, über das Genie. Leipzig, 1776.
Cicero's Abhandlung über die menſchlichen Pflichten, nebſt Anmerkungen und Abhandlungen zu denſelben. N. A. Breslau und Leipzig, 1801.
Macferlan's Unterſuchungen über die Armuth. Leipzig, 1785.
Payley's Grundſätze der Moral und Politik. Leipzig, 1787.
Adam Smith's über den Nationalreichthum. 4 Bde. Breslau, 1794 — 96.
Ariſtoteles Ethik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1801.
Ariſtoteles Politik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1800.
Einzelne Aufſätze und Abhandlungen in der Berliner Monatsſchrift, den Schleſiſchen Provinzialblättern, dem deutſchen Muſeum und anderen Zeitſchriften.

Die treffendſte Characteriſtik Garve's und ſeiner Leiſtungen gibt der geiſtreiche Bouterweck (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. Bd. 11. S. 509), indem er von ihm ſagt: „Eine Philoſophie des Lebens, die an metaphyſiſchen Speculationen nur entfernten Antheil nimmt, deſto aufmerkſamer aber bei der moraliſchen Seite der menſchlichen Natur verweilt, wurde und blieb das vorherrſchende Bedürfniß ſeines klaren und ruhigen Geiſtes. Lieber noch aus eigner Anſchauung und Beobachtung, als aus Büchern, Belehrung ſchöpfend, näherte er ſich Menſchen aus allen Ständen. Beſonders aber erwarb er ſich im Umgange mit den gebildeteren Claſſen einen Schatz von pſychologiſchen Wahrheiten, die der ſchätzbarſte Theil des Inhalts ſeiner Schriften ſind. Den Formen des geſelligen Lebens angemeſſen bildete ſich auch ſein Geſchmack, und nach dieſem Geſchmacke ſein Styl. Kein philoſophirender Kopf unter den deutſchen Schriftſtellern hat über die Geſetze einer ernſten, einfachen und doch eleganten Verſtandesproſa gründlicher nachgedacht, und keiner hat dieſe Geſetze beſſer beobachtet, als Garve. Die Muſter, nach denen er ſeinen Styl mit vieler Sorgfalt und ohne alle Affectation bildete, waren die alten Claſſiker und einige engliſche Schriftſteller, beſonders Burke, Ferguſon und Adam Smith, von denen er auch mehrere überſetzt hat.“— So ſehr wir im Allgemeinen auch dieſem Urtheil beiſtimmen, ſo müſſen wir doch bemerken, daß Garve, trotz jenen gerühmten Eigenſchaften als theoretiſcher Philoſoph, von einer gewiſſen Beſchränktheit und Engherzigkeit befangen war, die ihm oft den freien Ueberblick raubte und ihn verhinderte, ſich in geiſtiger Kraft auf den rechten Standpunkt zu ſchwingen; was er dagegen auf dem Gebiete der populären practiſchen Philoſophie leiſtete, trägt durchaus den Stempel der Vortrefflichkeit.

Vgl. Manſo: Chriſtian Garve nach ſeinem ſchriftſtelleriſchen Character. Breslau, 1799. 4. — K. G. Schelle's Briefe über Garve's Schriften und Philoſophie. Leipzig, 1800. — Das ähnlichſte Portrait Garve's findet ſich vor der Schrift: „Garve und Fülleborn von J. G. Schummel.“ Breslau, 1804.

Die Tugend macht den Menſchen glücklich *).

Es ſcheint mir zur leichtern Befolgung der moraliſchen Vorſchriften ſehr nützlich, wenn man ſie ſimplifizirt, ſo weit es ohne Aufopferung der Wahrheit oder Verſtümmelung der Begriffe geſchehen kann. Mir leuchtete bei einer neulichen Selbſtbetrachtung folgende Darſtellung dieſer Vorſchriften auf eine ſo angenehme Weiſe ein, daß ich geneigt wurde, ſie auch Andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es ſich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt ſich unter die zwei Geſichtspunkte bringen: des moraliſch beſten paſſiven und des moraliſch beſten thätigen Zuſtandes. Aus dieſen beiden Sachen, Thun und Leiden, iſt unſer Leben, unſer ganzes Weſen, unſer Sein, inſofern wir es gewahr werden, — und nur in ſo fern kömmt es für uns in Betrachtung, — zuſammengeſetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Ver-

---

*) Aus Garve's Abhandlungen und Aufſätzen.

änderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und ſind uns unſrer Thätigkeit bewußt. Daraus entſtehen zwei Hauptarten der Tugend: eine leidende und eine wohlthätige. Zufriedenheit mit unſern Schickſalen ſcheint mir die erſte, — Wohlwollen und Gutthätigkeit die zweite zu ſein. Aus beiden Eigenſchaften in ihrem größten Umfange und zuſammengenommen ſcheinen mir die menſchlichen Tugenden, als aus ihrer erſten Quelle, herzufließen. In Ertragung des Böſen und in Beförderung des Guten ſcheinen mir alle menſchlichen Pflichten als in den letzten Endpunkten zuſammenzulaufen. Wenn ich mich einer ſchon etwas veralteten und in mancher Abſicht unſchicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: ſo würde ich ſagen, daß das Erſtere den Inbegriff unſrer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unſrer Pflichten gegen die Menſchen bezeichne.

In Abſicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, iſt eine Geſinnung, ein Betragen, wie ſie den beſten, reinſten Begriffen von Gott gemäß ſind. Aber dieſe Begriffe ſagen, daß alle Eigenheiten unſrer Natur oder unſrer Umſtände, und alle Veränderungen, die in beiden vorgehen, ihren letzten Urſprung in Gott haben; und daß Alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich Beſte iſt. Beruhigung des Gemüths alſo bei dem Unangenehmen, das wir fühlen und doch nicht wegſchaffen können, iſt die größte, oder iſt vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unſre Ueberzeugung von ſeiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in dieſem großen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angeborne Beſchaffenheiten unſerer körperlichen und geiſtigen Natur, oder durch die Verhältniſſe und Veränderungen des Weltlaufs beſtimmt werden, — was bleibt in dieſem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgeſetzt, daß wir wirklich nichts dabei ändern können, ſo iſt nur ein Geſchäft uns übrig gelaſſen — dies, unſre Natur ſo viel, als möglich iſt, dabei aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden ſo wenig als möglich unterdrücken zu laſſen; unſre Freiheit gegen das, was dieſe Freiheit einſchränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch iſt dies anders zu erreichen, als durch Gelaſſenheit, Geduld, ſtillen Geiſt, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menſchen im unthätigen Zuſtande und vornehmlich im Leiden unterſcheidet?

Auf der andern Seite bezieht ſich alles moraliſche Gute im Handeln auf Wohlwollen. Lieben, die Glückſeligkeit aller empfindenden Weſen nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns gerne ſehen, begehren und befördern, das iſt der Grund oder die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroiſchen Handlungen.

Viele Pflichten entſtehen aus einer Miſchung und Vereinigung beider Tugenden. Es muß dabei ertragen, und es muß gehandelt; — dem Eindrucke des Uebels auf unſer Gemüth muß geſteuert, und Gutes muß zugleich bewirkt werden. Ja diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen ſollen, müſſen die leidende und die thätige Güte in ſich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu ſehen, wo wir große Tugenden bewundern ſollen. Eine jede Aufopferung aber ſetzt eine gelaſſene, mit Gemüthsruhe verbundene Ertragung eines Schmerzes voraus. Wenn in der Gefahr den Helden dieſe Gleichmüthigkeit, dieſe Zufriedenheit verließe: ſo würde er durch den Aufruhr verdrießlicher oder ängſtlicher Gefühle ſeiner Beſonnenheit beraubt und an der Ausführung ſeines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben ſo iſt die Tugend der Mäßigung zuſammengeſetzt. Die Begierde, wenn ſie zum Genuſſe gelangt, will im Genuſſe immer weiter gehen. Die Mäßigung hört bei dem, von dem Verſtande angegebenen Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bei Endigung des Vergnügens eine verdrießliche Leere zu erwarten ſteht. Je gelaſſener der Menſch das Unangenehme erträgt: deſto leichter wird er ſich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten oder in ſolchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, iſt Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geiſtes dabei ſich offenbaret, iſt Heiterkeit, die nur ein größerer Grad von Geduld iſt.

Die Pflicht des Fleißes bei der Arbeit iſt nichts Anderes, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verdrießliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man ſeine Kräfte zu nützlichen Abſichten anwendet.

Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle dieſe ſchweren und heroiſchen Tugenden werden nur deßwegen höher als andere geſchätzt, weil ſich in ihnen jene beiden Hauptzüge, oder jene Beſtandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weiſe zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweiſt, muß ein ihm angethanes Uebel mit Gelaſſenheit ertragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere ſeine Ruhe, ſeine Geſundheit und ſein Leben wagt, muß zugleich ſeine Liebe gegen das Gute, welches es befördern will, zu entflammen, und ſeinen Abſcheu gegen das Uebel, dem er ſich ausſetzt, zu mäßigen wiſſen.

Und wenn dies ſich ſo verhält; wenn Zufriedenheit und Wohlwollen, die beiden Grundſäulen tugendhafter Geſinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: ſo iſt auch ohne weitläuftige Beweiſe klar, daß Tugend den Menſchen, und warum ſie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe ſind eben ſo gut für die beiden Hauptarten des glücklichen Zuſtandes, als für die der pflichtmäßigen Geſinnungen anzuſehen.

Alles Vergnügen iſt ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen iſt die Liebe: das leidende hat keinen andern Namen als den Namen des Vergnügens ſelbſt; aber es iſt in Abſicht der Gemüthsſtimmung von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterſchieden.

Man kann ſein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beſchäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unſern Sinnen, von unſrer angebornen Stimmung ab. Dieſer Theil unſers Zuſtandes iſt alſo nicht in unſrer Gewalt: er muß erwartet, er muß genoſſen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens iſt, das Aufſehen auf Gott und die Vorſehung, alles dieſes, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zuſtand des Gemüths mit Vorſatz dem unwillkürlichen Zuſtande des Vergnügens oder der Luſt (ſo weit dieſes geſchehen kann) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Geſunden: aber er arbeitet daran, ſeinen Gemüthszuſtand dem eines Geſunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelaſſene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen: aber er wird ſich bemühen, in ſeinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern geſegneten Lebens iſt.

Die Geduld alſo arbeitet auf die Glückſeligkeit los, obgleich unfähig, ſie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünſtige Einfluß äußerer Urſachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: ſie ſind unmittelbarer Genuß; ſie ſind Freude mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an lebloſen Dingen bleibt bloße Empfindung; und heißt deßwegen, wenn es ohne Maß und Ziel genoſſen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wolluſt. Vergnügen an Menſchen, welches Lieben heißt, geht immer in Handlungen über, und iſt ohne ſolche nicht zu genießen. Entweder ſind dies Handlungen des denkenden Verſtandes, wie beim Umgange, im Geſpräch, bei der Mittheilung der Gedanken: oder es ſind Handlungen des Herzens, wie bei erwieſenen Wohlthaten oder bei geleiſteten Dienſten. In allen Aeußerungen der Liebe iſt die Befriedigung, welche jedes Weſen erfährt, das ſeiner Natur gemäß wirkſam iſt, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenſtand auf unſre Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidiſche, der Schadenfrohe, der Böſewicht haſſen: alſo leiden ſie. Es ſind Menſchen vorhanden, die den äußerſten Verdruß in ihnen erregen: ſie ſind alſo nicht glücklich.

Der Faule, der für andere Menſchen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für ſie aufwendet, lieben nicht und haſſen nicht. Sie ſind alſo leer an Vergnügungen: ſie ſind gewiß weniger glücklich, als wenn ſie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte aufwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man ſetze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorſehung der murrenden oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber: und man wird finden, daß ſelbſt der Name der erſteren Eigenſchaften ſchon etwas Verdrießliches und Unglückweiſſagendes in ſich ſchließt. Bei der Beobachtung der Gemüthszuſtände ſelbſt wird man noch deutlicher entdecken, daß von den moraliſch ſchlechtern Unluſt ein Beſtandtheil ſei, daß hingegen Stimmung zum Frohſein oder vermindertes Mißvergnügen bei den beſſern vorausgeſetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Zornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt, — die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Verſöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schickſale liegt immer zugleich ein Troſt und eine Quelle der Freude verborgen oder wird dabei vorausgeſetzt. Enſteht die Geduld, wie ſie dann am leichteſten entſtehen und am ſicherſten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: ſo iſt nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Daſein eben des Gottes, welchem wir unſre Geduld aufopfern, zugeſichert wird. Iſt aber dieſe Gelaſſenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entſchluſſes, — der aufgebotenen Seelenkraft, welche dem Uebel widerſteht, — ſelbſt des Ehrgeizes, der keinen unanſtändigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an ſich blicken laſſen: ſo gibt dies zwar unmittelbar keinen Grund des Troſtes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerei einer melancholiſch gewordenen Einbildungskraft, einer Gemüthskrankheit, welche oft ſchlimmer iſt, als das Unglück, wodurch ſie erzeugt wurde.

Was bei großen Verbrechen augenſcheinlich ſichtbar iſt, findet ſich bei ben meiſten unmoraliſchen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abſcheulichkeit. Da herrſcht in dem Augenblicke, da man ſie begeht, eine der Leidenſchaften in der Seele, die aus dem Verdruſſe herſtammen und Abarten der allgemeinen Leidenſchaft ſinnlicher Unluſt ſind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente da er ſich zum Morde entſchließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung von Fröhlichkeit vorhanden ſein? Muß man nicht glauben, daß ſein Geiſt eben ſo finſter und melancholiſch iſt, als ſeine Mienen ſchrecklich und wild ausſehen? Iſt auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß ſchon ein ſtilles Lächeln auf dem Geſichte des tugendhaften Mannes das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die ſein Inneres in dieſem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menſchen empfindet, (ohne welches es nicht möglich wäre, ihnen wohlzuwollen), Gutes in ſeiner eigenen Handlung gewahr wird und in deren Folgen vorausſieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele beiwohnen?

Wenn es uns alſo gelänge, daß über die unwillkürlichen Eindrücke von außen und innen, durch welche unſer Zuſtand ſchmerzhaft, die Gegenſtände uns verdrießlich, die Menſchen verhaßt, und wodurch wir alſo nach und nach boshaft werden, die Selbſtthätigkeit unſrer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der lebloſen und Liebe gegen die lebendige Natur vorſätzlich zu bewirken ſucht, die Oberhand gewänne: müßte nicht eben dieſe Bemühung, durch welche wir nach Aller Geſtändniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückſeligkeit näher bringen?

Ich ſehe wohl ein, daß die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche ſich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer ſyſtematiſchen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie iſt einer von den vielen Geſichtspunkten, unter welchen ſich die Moral bei der Betrachtung einzelner Menſchen und beſonderer Fälle zeigt. Es iſt deſſen ungeachtet nicht unnütz, auch dieſe eingeſchränkten Geſichtspunkte zu ſammeln: theils, weil ihre vollſtändige Aufzählung, wofern ſie möglich iſt, dereinſt richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen laſſen, von wo aus wir alle unſre Pflichten und nach ihrem ganzen Zuſammenhange überſehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeſchränkte Geſichtspunkt immer für diejenigen Menſchen beſonders lehrreich iſt, mit deren Natur und Lage er insbeſondere harmonirt.

Für mich zum Beiſpiel hat der Gedanke ſowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, daß meine Pflichten ſich in zwei große Vorſchriften vereinigen, — mich von dem Uebel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu laſſen, und an der Beförderung des Guten, ſei es mit noch ſo eingeſchränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

Ueber fehlgeſchlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menſchlichen Leben ſo häufig und in dem Leben mancher Menſchen ſo unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlſchlagen; — und zwar die hoffnungsvollen ſowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter ſind, wenn wir ſie erlangen, von ſo großem Werthe, — wenige Vergnügungen ſo ergötzend, als wir uns Beide einbildeten, da wir ſie wünſchten. Oder verringert auch die Gegenwart der Sache die günſtige Vorſtellung nicht, welche wir bei der Vorausſetzung von ihr hatten, ſo vermiſchen ſich doch vielleicht mit dem Genuſſe kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir ſie zum Ziele unſers Beſtrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, ſo geringfügig ſie ſein mögen, doch wegen ihrer Mannigfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande ſind, die frohe Empfindung in dem Beſitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den ſchönſten Sommertag in der anmuthigſten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht ſehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öfterſten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unſers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen ſuchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns ſelten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartſchaft darauf hatten. Und eben ſo thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in deſſen Umgange wir uns aufzuheitern uns verſprachen, nicht zu Hauſe; werden auf einer Spazierreiſe, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen; und bringen von einem Freudenfeſte, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geſchickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben ſo oft trügen uns unſere traurigen Ahnungen. Es iſt ſchon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menſchen an der Krankheit ſterben, die ſie im Leben am meiſten geängſtigt hat. Unfälle, die unſer ganzes Glück zu zerſtören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber: andere werden ſogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlſtande. Perſonen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verluſt uns unüberſtehlich ſcheint; und wir überſtehen ihn nicht nur recht wohl, ſondern wir genießen von dieſem Zeitpunkte an einer beſſern Geſundheit und eines größeren Frohſinns. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an *einem* Tage ihrer ſchon halb erwachſenen Kinder beraubt wurden, und ſich und Andern die unglücklichſten aller Sterblichen ſchienen; und die doch in der Folge ſo ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei ſolchen Vorfällen im Großen geſchieht, ſehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Geſellſchaft, in welche wir aus Furcht ſchrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Luſtreiſe mit dem ungünſtigſten Anſcheine des Himmels an, und genießen auf derſelben des angenehmſten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unſern Hausgenoſſen, den Verweis eines Höhern: und werden mit einer leichten und ſelbſt angenehmen Entwickelung der Sache überraſcht.

Woher kömmt denn nun dieſe ſo oft wiederholte Täuſchung menſchlicher Vorausſehungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menſchlichen Klugheit ſpotten will, und ſich über die Verlegenheiten beluſtigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unſerer Schickſale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu ſchlecht beobachten, und daher falſch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß ſie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverläſſige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewiſſen Einſchränkungen Statt.

Es iſt richtig, daß in Abſicht dieſes Fehlſchlagens der Erwartungen ein großer Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß ſich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anſchläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorſtellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugeſtehen, daß in den Schickſalen einiger Menſchen eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrſcht, in den Schickſalen Anderer ein immerwährender Widerſpruch der Begebenheiten mit den Vorausſehungen vorkömmt. Der Menſch, welchem dieſes Letztere widerfährt, und der ſich ſelbſt keine Schuld beimeſſen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieſer Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuſchenden Vorfälle, — Etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zuſammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt ſich auch die Urſache jenes Unterſchieds ſehr oft entdecken, wenn man auf den Geiſt und den Charakter der Perſonen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Perſonen, deren Vorausſehungen am öfterſten eintreffen, ſind die, welche am beſten beobachten. Alle Vorausſehung iſt ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Urſachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer alſo ein Menſch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewiſſe Rechnungen zu machen, oder für dieſelbe Entſchlüſſe zu faſſen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umſtände bemerkt: deſto richtiger wird er beſtimmen können, was darauf erfolgen werde. Dieſe Beobach-

tungen oder dieſe Schlüſſe geſchehen nicht immer mit vollem Bewußtſein, und ſo, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenſchaft geben könnte: und eben deßwegen ſehen ihre Reſultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der ſogenannte Takt: der zur Ausführung weitausſehender oder keinen Aufſchub leidender Unternehmungen nöthig iſt, von denen die Erſtern durch die Größe ihres Umfangs, die Andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Unterſuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menſchen iſt es der erſte Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigſten Lichte zeigt Viele würden lange nicht ſo oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn ſie bei dem Entſchluſſe blieben, zu welchem ſie ſogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Inſtinct geneigt waren. Zu dieſer Verfolgung ſeines erſten Gedankens gehört beim Menſchen Feſtigkeit, Muth und Selbſtvertrauen. Man bemerkt auch, daß Perſonen, welchen dieſe Eigenſchaften fehlen, ſich öfters als andere von gleichen Geiſtesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Urſache kann ſchwerlich eine andere ſein, als weil ſie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeſchwächten Geiſtes zu folgen, und durch die endloſen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentſchloſſenheit ſie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenſtände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn ſie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entſcheidung dem Zufalle überlaſſen.

Andere aber ſind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverläſſigkeit zu durchſchauen, was ihnen bei der erſten Anſicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Menſch zu der einen oder zu der andern dieſer beiden Claſſen gehöre, kann er am beſten aus dem Erfolge ſeiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläuftige Berathſchlagung, durch die langſame Abwägung der beiderſeitigen Gründe eine poſitive Entſcheidung hervorgebracht wird, bei der er ſich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er ſelbſt hat, oder der Rathſchläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: ſo iſt dieſer Weg für ihn wahrſcheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine ſtandhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für ſich, daß ſie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber ſeine Ueberlegungen, ſo tief ſie in die Sache hineinzugehen, und ſo ſehr ſie ſeine theoretiſche Kenntniß derſelben zu erweitern ſcheinen, doch nicht feſt und entſchloſſen machen; wer die praktiſchen Reſultate ſeines angeſtrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Anſehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit ſeiner eignen Gemüthsſtimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrſcheinlich beſſer dabei fahren, wenn er ſeinem erſten Gedanken folgt, als wenn er ſich zu ausführlich mit ſich ſelbſt berathſchlagt. Die Gefahr zu irren, inſofern ſie aus Unwiſſenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entſteht, iſt in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entſteht, iſt dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden Manche, wenn ſie einen Gegenſtand zu lange mit unverwandten Augen anſehen.

2. Eine Urſache, welche viele fehlgeſchlagene Erwartungen veranlaßt, iſt, daß die Menſchen überhaupt zu große haben: und diejenigen werden ohne Zweifel am öfterſten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menſchen zu viel erwarten. Das geſchieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, ſo wie ſie den Menſchen verführt, von ſeiner Perſon und ſeinen perſönlichen Eigenſchaften zu groß zu denken, ſo gibt ſie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu ſchmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorſteht. Denn man ſtellt ſich leicht angenehme und glückliche Erfolge, ſo außerordentlich ſie ſein mögen, als wahrſcheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth ſei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher ſich einbildet, ſeiner Thaten oder ſeiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder ſelbſt verachtet ſein; im Grunde ſeines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß ſeine Verdienſte künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erſcheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher ſich ſelbſt für liebenswürdig hält, ſieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und ſo iſt mit jeder Einbildung von einem gewiſſen Verdienſte die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch ein Mal den ihm angemeſſenen Lohn erhalten werde. Dieſe Empfindung, welche tief in der menſchlichen Natur eingewurzelt iſt, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit ſein. Dem beſſern Menſchen ſteht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein beſſeres Schickſal bevor, und wenigſtens iſt es unſrer vernünftigen Natur gemäß, Glückſeligkeit mit Tugend in unſern Vorſtellungen zu verknüpfen. Nichtsdeſtoweniger iſt es gewiß, daß, wenn der Menſch dieſe ſeine Verdienſte zu hoch berechnet, und wenn er beſtimmte Belohnungen in dieſem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter als Andere in ſeinen Erwartungen getäuſcht wird.

Bei Andern entſteht dieſe zuverſichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde ſelbſt, die ſie nach dem gehofften Gegenſtande haben. Die meiſten Leidenſchaften haben den Zauber, daß ſie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege ſtehen. Wenn ſie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit ſteigen, ſo können ſie ſogar den Menſchen in denjenigen Zuſtand des Wahnſinnes verſetzen, in welchem er, trotz des Zeugniſſes ſeiner Sinne und ſeiner Vernunft, das Gut, deſſen Wunſch ſeine ganze Seele erfüllt, wirklich ſchon zu beſitzen glaubt. Dieſer Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Beſitze der Sache hat die Tollhäuſer mit ſo viel Unglücklichen angefüllt, die ſich für Könige und Fürſten, oder die ſich für begünſtigte Liebhaber irgend einer ſchönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenſchaft, bei welchen die geſunde Vernunft noch Meiſter über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorſtellung eines heftig gewünſchten Gegenſtandes eigen iſt, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Jemehr alſo ein Menſch Leidenſchaften, und je heftigere er hat, deſto mehr und deſto gewiſſere Erwartungen hat er; und deſto öftern und ſchmerzlichern Täuſchungen iſt er alſo ausgeſetzt. Je größre Dinge er begehrt, deſto ſeltnere Zufälle gehören dazu, ſie ihm zu verſchaffen, und die Unwahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächſt mit dem Ausſchweifen der Wünſche.

Oft vereinigt ſich Beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geſchieht bei denen, die ſich ihres Glückes ſelbſt als eines Verdienſtes rühmen und wie Cäſar glauben, daß die zerbrechlichſte Barke im Sturme ſich erhalten müſſe, wenn ſie derſelben ihre Perſonen und ihre Entwürfe anvertrauen. Dieſe Einbildung, ſo ſehr ſie an ſich Irrthum iſt, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich ſein, beſonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn ſie bei gewöhnlichen Menſchen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrſchende Meinung wird, ſo iſt ſie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagſtücke.

Faſt jeder Menſch traut, beſonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, ſeinem Glücke mehr zu, als er billig ſollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag ſind die meiſten ängſtlich und furchtſam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren ſich günſtige Vorfälle ereignen werden. Daher ſind ſie ſo karg mit ihren Dienſten oder mit ihrem Gelde, wenn ſie heute jene zu leiſten, dieſes zu geben aufgefordert werden, und hingegen ſo freigebig mit Verſprechungen, die ſie erſt nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es iſt nicht immer die Abſicht zu täuſchen, was ſie zu dieſem Letztern ſo bereitwillig macht. Nein, ſie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: ſie glauben ehrlicherweiſe, daß bis zu dem beſtimmten Zeitpunkte die Umſtände zu ihrem Vortheile ſich abändern, ihre Hilfsquellen ſich vermehren und die Erfüllung ihrer Zuſagen erleichtern werden.

Dieſe gemeine Schwachheit der Menſchen wächſt bei Einigen zu einer ſchädlichen Thorheit auf. Der äußerſte Grad davon zeigt ſich bei gewiſſen halb Blödſinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorſtehen ſoll. Aber auch ohne ſich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereigniſſe zu täuſchen, ſind die, welche ihrem Glücke und der Gunſt des Zufalls zu ſehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel deſſelben zu werden, und ſich am Ende eine deſto bittrere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche ſie ſich bei der Ausſicht auf dieſelbe machten.

Dieſes Fehlſchlagen überſpannter Erwartungen iſt

3. den trägen und ſinnlichen Menſchen eigen, die, je weniger ſie ſelbſt zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Luſt haben, deſto mehr vom Zufalle und von andern Menſchen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm ſein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menſchlichen Geſellſchaft hat, die Wichtigkeit der Dienſte, die er dem gemeinen Weſen oder einzelnen Perſonen leiſtet, geradezu und unmittelbar verſchaffen können, der wird gemeiniglich, wenigſtens in den Hauptſachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umſtände, die er nicht veranſtaltet hat, ſich ſeine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer ſein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, ſondern einen beſonders günſtigen Wind, der in ſeine Segel ſtoßen ſoll, erwartet: der wird immer Urſache haben, über ſein Unglück und fehlſchlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, ſagt ein uralter griechiſcher Dichter, haben die Götter den Menſchen zu Kauf gegeben, und Arbeit iſt der

Preis, den ſie dafür fordern. Wer alſo dieſe Güter, die er ſich verdienen ſoll, geſchenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit ſich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt ſehr unzufrieden ſein.

Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß, wenn in irgend einem Umſtande des menſchlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menſchen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günſtiger oder widriger Zufälle, — ſich deutlich zu zeigen ſcheint, es in dieſem Umſtande iſt, daß die Vermuthungen des einen Menſchen bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung öfter mit den Erfolgen zuſammentreffen als die des andern. Daraus entſteht, daß die Veranſtaltungen des einen immer paſſender ſind und daher ihre beabſichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald ſeine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von ſich verſäumt findet, immer aber ſeine frühern Handlungen mit den ſpätern Ereigniſſen im Widerſpruche ſieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewiſſen Menſchen ſtimmt, wie es ſcheint, die Cauſalität der Natur mit dem Principe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verſtandes und den Entſchlüſſen ihres Willens, die Wirkſamkeit der unbekannten Urſachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeſchränkten aber vernünftigen Thätigkeit beſſer als bei andern zuſammen. Sie ſind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der ſie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall ſeine Würfe den Erwartungen des einen Menſchen ſtandhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, iſt ſchon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat ſie, wie alle wunderbaren Erſcheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um ſie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig iſt als der Lauf der Geſtirne, dieſe zu ihrer Erklärung zu Hilfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher ſich über die Dinge, deren Urſachen er nicht ergründen kann, wenn ſie ihm doch zu wichtig ſind, um ſtillſchweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Abſichten zu beruhigen ſucht, kann ſich ſehr wohl vorſtellen, daß es zu der Erziehung mancher Menſchen gehöre, ſie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlſchlüſſe machen zu laſſen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menſchen, ihm diejenigen Eigenſchaften zu geben, welche zum Glücke führen. Perſonen, in deren Leben die Dinge ſich oft ſo ereignet haben, wie ſie ſich dieſelben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geſchäften geſchickter. Die Dreiſtigkeit, welche ſie erhalten, iſt eine nützliche Eigenſchaft, nicht nur bei Ausführung, ſondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in ſeine Einſichten wegen des öftern Fehlſchlagens ſeiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu ſetzen anfängt, iſt, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein ſchüchterner Menſch, wenn er in eine große und fremde Geſellſchaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er ſich vom erſten Augenblick an befindet, hört und ſieht er nichts mehr genau, und ſeine eigenen Talente ſtehn ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat alſo auch falſchere oder zweideutigere Ahnungen als bei einem ruhigen Zuſtande des Gemüths ſich von dem Maße ſeiner Einſichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Menſch, welcher ſich im entgegengeſetzten Falle befindet, leicht ſtolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er ſich ſelbſt weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer ſtärker angefeſſelt.

Ohne Zweifel ſchmerzt nichts ſo ſehr, als oft fehlſchlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geiſt ſo lebhaft als durch ſie erweckt, die Natur der Dinge oder ſeine eigne Handlungsweiſe, — die Geſetze, wonach die natürlichen und moraliſchen Urſachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er ſelbſt zu urtheilen und zu ſchließen pflegt, — zu erforſchen, es ſei, um die Quelle ſeiner irrigen Vorausſehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es ſei, um ſich zu beruhigen, und ſein Gemüth an einen ſchlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anſchläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber ſich auch das Schickſal oder die Urtheilskraft der Menſchen in der glücklichern Ahnung oder der weiſen Berechnung der Zukunft zeigen mag, ſo iſt es doch das allgemeine Loos der Menſchheit, oft und vielfältig in ihren Ausſichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich iſt nicht allein für uns gemacht. Unſere Wünſche hingegen, unſere Entwürfe und unſere Erwartungen gehen bloß von uns ſelbſt aus, und vereinigen ſich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Univerſum hat ſeine eigne Natur, ſeine eigne Laufbahn, ſo zu ſagen, — ſein von den Abſichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle dieſe Wirkungen durchkreuzen ſich, — vereinigen ſich das eine Mal, und zerſtören ſich zu andern Zeiten: — zwar Alles nach einem Plane, (ſo glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht überſehen können. Nur ſo viel wiſſen wir, daß bei dieſem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und ſelbſt das Wohlſein eines großen Theils der Individuen beſtehen kann. Was habe ich aber Urſache mich zu wundern, daß bei dieſem ſo unendlich mannigfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geiſtigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Geſetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Beſtrebungen oft gleichſam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die ſich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Urſachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menſchen iſt in einem ſo verwickelten Syſtem allerdings ſehr unſicher; aber ſeine innere Vollkommenheit kann dabei beſtehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieſer uns unüberſehliche Kampf aller Naturkräfte unter ſich und mit unſern Bemühungen, und die daraus entſtehende Unſicherheit unſerer Hoffnungen und unſerer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der ſie in den Augen des Weiſen iſt.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er ſo oft in ſeinen beſtgegründeten Erwartungen betrogen worden iſt, und ſeine nach reifſter Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen ſehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das iſt überhaupt dem Menſchen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder ſich dem Unmuthe und der Niedergeſchlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit beſſerm Erfolge an ſeinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrſcheinlichkeiten noch kurzſichtiger werden. — Was bleibt ihm alſo übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von ſeiner, ſich auf dieſe äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulaſſen. In den Handlungen ſelbſt, die er thut, in dem Fleiße, den er auf ſeine Geſchäfte verwendet, in den guten Geſinnungen, die er dabei in ſich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzuſtellen, — und in der Tugend und Stärke des Geiſtes, welche er zu beweiſen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wiſſen, deſſen Erreichung ihm gewiß iſt, und der ihn ſchadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den ſeine Handlungen in gewiſſen äußern Erfolgen haben, verfehlen ſollte. Auf dieſe Art iſt es möglich, die beiden, ſonſt unverträglich ſcheinenden Sachen zu vereinigen: ſo munter und dreiſt an jedes Geſchäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange ſicher entgegen ſähe, und doch ſich auf einen ungünſtigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieſer weiſe Mann wird theils überhaupt ſeine Erwartungen herabſtimmen, theils wird er bei ſeinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei ſicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch Beides werden ſein Verſtand und ſein moraliſcher Charakter gewinnen.

Es iſt unausbleiblich, daß, ſo lange ſich der Menſch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Weſen betrachtet, und in ſeinen Ideen eben ſo egoiſtiſch auf ſich ſelbſt eingeſchränkt iſt, als in ſeinen Gefühlen und Wünſchen, er ſich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach ſeiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo ſolche Geſinnungen herrſchend werden, würde der Menſch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert ſehn, um nur eine ſeiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erſt, wenn er den Zuſammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlſein berechtigten Geſchöpfen ſteht, — und die Unmöglichkeit einſieht, daß dieſe Alle, in Allem, was ſie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er ſeine Wünſche einſchränken. Von dieſem Zuſammenhange, — von dieſer Unmöglichkeit aber wird er durch theoretiſche Beweiſe bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß Beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden ſoll. — Und wie kann er dieſe Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in ſeinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er ſeine zuweit getriebenen Anſprüche und Hoffnungen unter den Anſprüchen und Beſtrebungen anderer Menſchen erliegen ſieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der geſellſchaftlichen Einrichtungen, ſeines ſicher erwarteten Glücks verluſtig geht. Anfangs ſchreibt er dies vielleicht bloß einem Mangel der Einſicht von ſeiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menſchen zu, und hofft immer noch, jene zu verbeſſern und gegen dieſe Schutz zu finden. Am

Ende erkennt er es für ein Geſetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Menſch den andern einſchränken ſoll; daß, indem jede einzelne Kraft ſo weit um ſich zu greifen und ihren Wirkungskreis ſo ſehr zu erweitern ſucht, als ſie kann, alle in einer gewiſſen Sphäre erhalten werden. So ſucht er denn endlich ſeine Wünſche ſchon zum voraus ſo einzuſchränken, wie die Natur der Dinge die Wirkſamkeit ſeiner Kraft eingeſchränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen ſo großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im erſten Aufbrauſen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüſternheit in Anſpruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu ſtören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich iſt der Mann, welcher es verſteht, bis an das Ende ſeines Lebens, ſich in ſeinen häuslichen und öffentlichen Geſchäften, in den Arbeiten ſeines Verſtandes und in denen ſeiner Hände, immer ſo zu beeifern, als wenn er die höchſten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen ſo zufrieden zu ſein, als wenn er ſich keiner Talente und keiner Anſtrengungen bewußt wäre. So vergnügt ſich unter allen Spielern keiner beſſer, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerkſamkeit anwendet, um gut zu ſpielen, und am Ende deſſelben mit dem kleinſten Gewinn fröhlich nach Hauſe geht.

Ueber den Charakter der Bauern.

Es iſt nichts gewöhnlicher, als Schilderungen von den Charaktern ganzer Nationen zu machen. Ich glaube, daß es weit nützlicher, und daß es auch eher möglich iſt, die Charaktere der verſchiedenen Stände in Einer Nation richtig zu ſchildern.

Zwar, wenn dieſe Nationen verſchiedene Sprachen reden, unter ganz unähnlichen Regierungsformen ſtehn, und Länder von verſchiedenem Klima bewohnen, ſo können allerdings ihre Unterſchiede ſo groß, und das Eigenthümliche jeder kann unter den Individuen derſelben ſo herrſchend ſein, daß ſich dieſe Charakter-Züge beobachten und mit einiger Beſtimmtheit angeben laſſen. Der franzöſiſche, engliſche und deutſche National-Charakter läßt ſich ſchildern. Nur iſt auch hier die Beobachtung ſchwer, weil der Gegenſtand zu groß iſt; und die Täuſchung iſt leicht, weil jeder Beobachter immer von einem Theile auf das Ganze ſchließen muß.

Aber wenn man von den Einwohnern einer eingeſchränkten Provinz, z. E. Schleſiens, — weil man ſie wegen ihres eigenthümlichen Namens als eine eigene Nation anſieht, — auch einen beſondern Charakter angeben will; ſo iſt es faſt unmöglich, daß dieſe Schilderung beſtimmt, oder daß ſie richtig ſein ſollte. Sie ſagt entweder nichts Bedeutendes, oder ſie ſagt etwas Falſches. Wer kann es z. B. wagen, den Charakter der Schleſier mit einiger Zuverläſſigkeit zu beſtimmen? Die Grenzen der Länder und Provinzen ſind nach ſo vielen Wanderungen, Eroberungen, Vertauſchungen, nicht mehr die Grenzen der Nationen. Nicht da, wo eine neue Benennung des Landes anfängt, fängt auch ein neues Syſtem von Regierung, Religion und Sitten der Einwohner an. Polen und Deutſche ſind gemeinſchaftliche Einwohner von Schleſien: die Charaktere der beiden Nationen zeichnen ſich noch immer merklich aus. Sachſen und Niederſchleſien hingegen werden Beide von Deutſchen bewohnt: die Unterſchiede von Menſchen in beiden Provinzen ſind feine, kaum zu bemerkende Schattirungen.

Aber weit auffallender ſind diejenigen Unterſchiede, und weit wenigern Ausnahmen unterworfen, welche in jeder Nation die verſchiedenen Stände von einander abſondern, ſeitdem die Ungleichheit dieſer Stände, durch eine Reihe von Generationen befeſtigt, jedem ſeine eigene Beſchäftigung angewieſen, jeden mehr in ſich ſelbſt verbunden, und von den übrigen getrennt hat. Zwiſchen den Sitten der großen Welt in allen europäiſchen Hauptſtädten iſt eine Aehnlichkeit, welche machen könnte, daß, wenn man aus den Geſellſchaften der einen in die der andern plötzlich verſetzt würde, man nur aus einem Hauſe deſſelben Orts in das andere gekommen zu ſein glaubte. Zwiſchen den Sitten des Adeligen, des Bürgers, des Bauern iſt, in Frankreich ſowohl als in Schleſien, ein Abſtand, der Jedem in die Augen fällt, ſobald er von der einen Claſſe zu der andern übergeht.

Dieſe Charaktere der verſchiedenen Stände zu kennen, iſt auch ohne Zweifel, für das Privatleben und für die innere Regierung eines Landes, von eben ſo großer Wichtigkeit, als es für die Führung der auswärtigen Angelegenheiten iſt, die National-Charaktere zu wiſſen.

Der Charakter der verſchiedenen Stände hat einen Einfluß auf das Betragen derſelben gegen einander; und alſo auf alle Geſchäfte, wo Leute aus mehreren Claſſen ſich zu einem gemeinſchaftlichen Endzwecke vereinigen. Jeder Menſch hat mit Perſonen von höherm und niedrigerm Stande zu thun: die Regierung hat mit Allen zu thun. In politiſchen alſo ſowohl als in ökonomiſchen und moraliſchen Rückſichten iſt es nützlich, die Geſinnungen und Gewohnheiten kennen zu lernen, welche in jeder Ordnung der Bürger herrſchen.

Unter dieſen Claſſen nimmt ſich wieder der Bauernſtand durch größere und abſtechendere Verſchiedenheiten aus.

Der Charakter der Bauern wird hauptſächlich durch zwei Urſachen beſtimmt. Erſtlich durch ihre Beſchäftigung, die eine körperliche, ſchwere, einförmige Arbeit iſt, und wenig Umgang mit Menſchen andrer Stände veranlaßt; zweitens durch ihr bürgerliches Verhältniß, nach welchem ſie in einer beſtändigen Abhängigkeit von einem ihnen immer gegenwärtigen Herrn leben, deſſen Gerichtsbarkeit ſie unterworfen und dem ſie zu Dienſten und Abgaben verpflichtet ſind.

Vermöge des erſten Umſtandes haben ſie alſo diejenige Ausbildung des Verſtandes und die Stimmung des Geiſtes, welche Leute bekommen, die ſich nur mit einem einzigen Gegenſtande beſchäftigen, aber dieſen Gegenſtand durch beſtändige Erfahrung, durch das eigne Handanlegen und durch eine von dem Intereſſe geſchärfte Aufmerkſamkeit ſehr genau kennen lernen. — Die Begriffe ſolcher Leute ſind eingeſchränkt, aber ſie ſind, ſo weit ihr Geſichtskreis reicht, richtig. Sie kennen wenige Dinge aus Erzählungen, aus Nachrichten, aus Büchern: ſondern Alles, was ſie wiſſen, haben ſie mit Augen geſehen und mit ihren Händen betaſtet. — Die Begebenheiten ihres Lebens, die Vorfälle ihrer Verwandten, Nachbaren und Bekannten, nebſt dem, was zum Ackerbau und zu ihrer Wirthſchaft gehört, machen den einzigen, ſo wie den immerwährenden Gegenſtand ihres Nachdenkens und ihrer Geſpräche aus. Dies Alles nun führt zu dem, was man bonsens nennt. Denn Jedermann würde ihn haben, wenn Keiner von mehr Dingen urtheilen wollte, als die er täglich unter Händen hat. Die meiſten der halb verſtandnen Begriffe, die zu falſchen Schlüſſen Gelegenheit geben, kommen von dem Unterrichte, der durch Worte gegeben wird, her; er mag nun aus der Schule mitgebracht oder aus dem Umgange und aus Büchern geſchöpft ſein. Wenn das Gedächtniß wenig oder nichts zu faſſen bekömmt, als was die Sinne vorher beſchäftigt hatte: — da kann der Verſtand vielleicht leer bleiben, wenn der Geſichtskreis des Menſchen zu klein iſt; — aber er wird nicht ſchief und unrichtig werden.

Der zweite Umſtand, der das Eigenthümliche der Bauern, wenigſtens in deutſchen Staaten, beſtimmt, iſt ihr Verhältniß gegen ihre Gutsherrn und gegen die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt. Sie ſind die unterſten Glieder der Letztern, und ſind alſo oft der Verachtung, zuweilen auch der Unterdrückung von Seiten der Höhern ausgeſetzt. Sie ſind von den Erſtern zugleich Dienſtleute, die ihnen arbeiten müſſen, und Vaſallen, die von ihnen gerichtet und geſtraft werden. Dieſe doppelte Gewalt führt nothwendig etwas Willkürlicheres mit ſich. Kein Stand wird ſo unaufhörlich der Oberherrſchaft, die Andre über ihn haben, gewahr, als der Bauernſtand.

Es gibt eine andere Claſſe unſerer Mitbürger, die, ſo unähnlich ihre übrigen Umſtände mit den Umſtänden der Bauern ſind, doch in dieſen beiden Stücken mit ihnen übereinkommen, daß ſie Alle nur eine einzige Art von Geſchäften treiben, und daß ſie lange ſind gedrückt und verachtet worden. Das ſind die Juden. Beide nämlich, Juden und Bauern, bekümmern ſich nur um eine einzige Sache, interreſſiren ſich nur für eine: Jene um den Handel, dieſe um den Ackerbau. Beide ſind in der bürgerlichen Geſellſchaft von langen Zeiten her größern Laſten unterworfen, und mehrern Ungerechtigkeiten ausgeſetzt geweſen als ihre Mitbürger. Und zum Beweiſe, daß dieſe Lage auf den Charakter des Menſchen einen ſichern und beſtimmten Einfluß hat, finden ſich auch zwiſchen dieſen beiden Claſſen, ſo groß im Uebrigen die Verſchiedenheit ihrer Volksart, ihrer Religion und ihres Glaubens iſt, gewiſſe Aehnlichkeiten des Charakters, die auffallend ſind.

Der Jude wird, wie der Bauer, gewitzigt und klug gemacht, — nicht durch Lehrer und Bücher, (die, welche ſie haben, ſind in Beiden oft mehr geſchickt, ihre Köpfe zu verderben, als zu bilden,) ſondern durch ihre Beſchäftigung in ihrem Gewerbe, auf das ſie Aufmerſamkeit wenden müſſen, weil ſie die Noth dazu treibt, und auf das ſie alle Aufmerkſamkeit wenden können, weil ſie und alle die Ihrigen mit keinen andern Gegenſtänden zu thun haben.

Eine Folge bei Beiden von dieſer ſelbſterlangten Klugheit in einer einzigen Sache, und dem Mangel von Kenntniſſen in allen andern iſt, daß ſie ſich noch klüger zu ſein einbilden, als ſie ſind.

Wenn man die Reden der Bauern hört, ſo oft ſie unter ſich und bei der Luſt ſind; wenn man nur auf die gelegentlichen Aeußerungen ihrer Denkungsart genau Acht gibt, die ihnen zuweilen auch gegen Höhere entwiſchen, ſo wird man finden, daß ſie von dem Verſtande der vornehmen Leute keine hohe Meinung haben, und daß, wenn ſie dieſe als gelehrter gelten laſſen, ſie ſich und ihres Gleichen doch für klüger halten. Den großen Haufen der Vornehmen ſieht der Bauer für eine Art von leichtſinnigen Thoren an, die nur mit Kleinigkeiten oder mit ihrem Vergnügen beſchäftiget ſind, und die von dem Soliden und Nothwendigen, dergleichen der Ackerbau iſt, keine Begriffe haben. Wenn er einzelne Perſonen aus jenem Orden klug auch nach ſeiner Weiſe und in ſeinem Geſchäfte einſichtsvoll findet: ſo iſt es immer mit einer Art von Befremdung, daß er ihnen dieſe Vorzüge einräumt. Man wird gewahr, daß erſt Vorurtheile bei ihm überwunden werden mußten, ehe er dem Augenſcheine trauen konnte.

Auf gleiche Weiſe habe ich oft geſehn, daß der Jude, wenn er merkt, daß ein Chriſt die Kunſtgriffe ſeines Handels und die Ränke, die dabei angewandt werden können, einſieht, ſich wundert, wie deſſen Scharfſinn ſo weit habe reichen können.

Dieſe geringe Meinung von dem Verſtande Anderer iſt allen Menſchen eigen, die ſelbſt einen eingeſchränkten, — aber in Einer Sache durch Uebung geſchärften, — Verſtand haben. In Abſicht derſelben überſehen ſie wirklich viele Andre. Von andern Gegenſtänden aber, wobei ſich auch Scharfſinn und Klugheit zeigen können, haben ſie keine Begriffe. Die Pedanten unter den Gelehrten ſind in eben dem Falle.

Die zweite Aehnlichkeit zwiſchen Juden und Bauern, die aus der zweiten Urſache entſteht, aus dem Drucke, unter welchem ſie oder ihre Vorfahren gelebt haben, iſt das Mißtrauen Beider gegen ihre Obern und in gewiſſer Maße gegen Alle, welche nicht von ihrem Volke oder von ihrem Stande ſind; — die Einbildung, daß ſie nicht Unrecht thun, wenn ſie durch Liſt und Betrug denen etwas abzugewinnen ſuchen, die ſo viele Vortheile vor ihnen voraus haben.

Das Mißtrauen des Bauern gegen ſeine Herren und gegen Perſonen, die von dem Stande deſſelben, oder die mit ihm in Verbindung ſind, — daher auch gegen die Unter-Regierungen ſelbſt, — iſt ein charakteriſtiſcher Zug ſeines Gemüths, der auf ſein ganzes Betragen Einfluß hat. Dieſes Mißtrauen iſt, ſo wie die Urſache deſſelben, von doppelter Art. Entweder iſt es Mangel des Zutrauens und eine Art von Scheu aus Unwiſſenheit, oder es iſt wirklicher Argwohn aus vermeinter Erfahrung vom böſen Willen des Andern.

Das Mißtrauen der erſten Art iſt die Geſinnung der Geringern gegen die Höhern überhaupt. Zum Theil werden dieſe von jenen zu wenig gekannt. Und wirklich, nur die Bekanntſchaft, nur der öftere Umgang vertreibt die dem Menſchen natürliche Schüchternheit, die man bei Kindern gegen Fremde bemerkt und die jedem Geſchöpfe, das ſeine Schwäche fühlt, in Abſicht neuer und ungewohnter Gegenſtände eigen iſt. Dieſe Furcht aber geht leicht in Widerwillen und Haß über: denn man iſt Perſonen nicht gewogen, die eine ſo unangenehme Empfindung, als die Furcht iſt, erregen. — Zum Theil iſt der Anblick des Prunks, der den Höhern unterſcheidet, ſind alle die ſichtbaren Zeichen der Ungleichheit dem niedrigern Theile unangenehm. Wenn der gemeine Mann nicht ſo tief in die Sclaverei verſunken iſt, daß er gar keine Vergleichung zwiſchen ſich und ſeinem Gebieter anſtellt, ſo ſieht er den Letztern ſelten ohne Neid an: und mit dem Neide iſt Liebe und Vertrauen unverträglich.

Eine zweite Art des Mißtrauens entſteht aus mehr poſitiven Urſachen. Die Erfahrung hat den Bauer gelehrt, daß wirklich viele Gutsbeſitzer in dem Betragen gegen ihre Unterthanen bloß durch Eigennutz getrieben werden; daß ſie ihre Rechte ſo weit auszudehnen, die Vortheile des Bauern ſo zu beſchränken ſuchen als möglich. Dieſe Geſinnung, die mehrern Gutsherrn zukömmt, vermuthet der Bauer bei allen: dieſe Bewegungsgründe, die bei manchen Operationen derſelben ſichtbar ſind, ſieht er als die einzigen an, durch die ſie regiert werden.

Ueberdies ſind ſeine und ſeines Herrn Vortheile wirklich in vielen Stücken einander entgegengeſetzt: nämlich in ſofern die Vortheile des Arbeiters und deſſen, der die Arbeit bezahlt, entgegengeſetzt ſind. Dieſer Widerſpruch fällt in die Augen. Die Verbindung, die in andrer Abſicht zwiſchen ihrem beiderſeitigen Intereſſe obwaltet, iſt verſteckter und erfordert Ueberlegung. Daher bleibt der nicht denkende Bauer bei dem erſten ſtehn. Bei jeder Neuerung, die ſein Herr macht oder ihm vorſchlägt, wenn er auch für jetzt noch keine ihm ſchädliche Folgen ſieht, vermuthet er doch ſchädliche Abſichten. Um alſo nicht überliſtet zu werden, widerſetzt er ſich, ehe er noch geprüft hat. Dieſe Partei ſcheint ihm immer die ſicherſte zu ſein.

Dieſes Mißtrauen des Bauern, habe ich geſagt, erſtreckt ſich auch auf die Regierung. — Nicht bis auf den Landesherrn. — Eben weil dieſer auf der andern Seite durch ſeine Erhabenheit von den Gutsherren ſo weit entfernt iſt, als er ſelbſt, der Bauer, es durch ſeine Niedrigkeit iſt; ſo glaubt Letzterer, daß der Fürſt unparteiiſch ſei. Aber die Beiſitzer der Gerichtshöfe und Landescollegien ſind mit ſeinem Gutsherrn von gleichem Range; Beide gehen viel mit einander um; jene können von dieſem Gefälligkeiten und Dienſte erwarten: ſie ſind ihm alſo nicht weniger verdächtig.

Ein dritter Umſtand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern: der, daß ſie ſehr zuſammenhängen. Sie leben viel geſellſchaftlicher unter ſich als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie ſehen ſich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit; — des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnſtube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entſtehen mehrere Folgen. Erſtlich, ſie werden durch den Umgang nach ihrer Art geſchliffen, abgewitzigt. Sie ſind zum Verkehr mit ihres Gleichen geſchickter; ſie haben von vielen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens, — von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, — beſſere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieſer beſtändige Umgang, dieſe immerwährende Geſellſchaft iſt es auch bei ihnen, wie bei den Soldaten, was die Mühſeligkeiten ihres Zuſtandes erleichtert. Es iſt ein großes Glück, nur mit ſeines Gleichen, aber mit dieſen viel und ohne Unterlaß umzugehn; damit eine genauere Bekannntſchaft und eine wechſelſeitige Vertraulichkeit, wenigſtens ein vertraulicher Ton im äußern Betragen entſtehe, ohne welchen der Umgang nie angenehm iſt. Der Adel genießt dieſer Vortheile. Er geht meiſtentheils nur mit ſeines Gleichen um, weil er ſich aus Stolz von den Niedrigern abſondert; und er kömmt mit ſeines Gleichen viel zuſammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand ſetzen. — Dem Bauer werden durch entgegengeſetzte Urſachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit iſt ſo groß, daß ſie ihn hindert, auch nur den Wunſch, — noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehn. Er ſieht faſt nie andre Menſchen, als Bauern um ſich. Und ſeine Dienſtbarkeit, ſeine Arbeit bringt ihn mit dieſen ſeines Gleichen häufig zuſammen. Der Handwerker aus den geringern und zahlreichern Zünften hat einige dieſer Vortheile auch, obgleich bei weitem nicht in dem Grade wie der Bauer; der vornehmere Handwerksmann aber, der geringe Kaufmann, ſelbſt ein großer Theil der Gelehrten entbehrt ihrer gänzlich. Der Höhere mag mit dieſen nicht umgehn: ſie mögen mit dem Niedrigern nicht umgehn; ihre Claſſe iſt nicht zahlreich, ihre Arbeit kann nicht in Geſellſchaft gethan werden, und Stunden der Muße haben ſie wenig.

Eben dieſer Umſtand macht aber auch ferner, daß die Bauern wie ein politiſcher Körper handeln; daß bei ihnen gewiſſermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratiſchen Verfaſſung eintreten: daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrer Mitte ſo viel über ſie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er iſt ferner Urſache, daß Perſonen andrer Stände ſo wenigen moraliſchen Einfluß über die Bauern haben können, es ſei denn durch Herrſchaft und Zwang. Die Urtheile, Vorſtellungen, Beiſpiele der Höhern hören und ſehen ſie ſelten, immer nur auf kurze Zeit; und diejenigen, von welchen ſich ein ſolcher Einfluß erwarten ließe, ſind nur einzelne Perſonen, mit denen ihrer Viele zu thun haben. Von den Leuten ihres Standes hingegen ſind ſie beſtändig umgeben; deren Meinungen und Geſinnungen müſſen alſo nothwendig auch bei denen, welche richtigere und beſſere kennen gelernt haben, die Oberhand bekommen.

Der Cardinal Retz macht an mehrern Stellen ſeiner Memoiren, indem er das Verfahren des Pariſer Parlaments bei den Unruhen der Fronde beſchreibt, die Bemerkung: daß zahlreiche Corpora, ſie mögen noch ſo viele aufgeklärte und fein gebildete Leute in ſich enthalten, doch, wenn ſie beiſammen ſind, um gemeinſchaftlich etwas zu berathſchlagen oder zu beſchließen, immer wie Pöbel handeln, d. h. durch ſolche Vorſtellungen und Leidenſchaften regiert werden, wie das gemeine Volk. Einige Urſachen davon laſſen ſich muthmaßen. Erſtlich in großen Verſammlungen wirken Vernunft und ſittliches Gefühl, wenn auch dieſe Eigenſchaften vielen einzelnen Gliedern zukommen, nicht ſo viel als Eigenſchaften ſchlechterer Art, die aber einen mehr ſinnlichen Eindruck machen: dergleichen eine gewiſſe populäre Beredſamkeit und Witz, mit Kühnheit verbunden, ſind. Ferner giebt es Bewegungen des Gemüths, die, wenn viele Menſchen beiſammen ſind, anſteckend werden wie das Lachen. Viele Perſonen nehmen an dem Unwillen oder der Freude einer Geſellſchaft, worin ſie ſich befinden, Theil, ohne die Gegenſtände recht zu kennen, worüber der eine oder die andere entſtanden iſt. Noch mehrere, wenn ſie auch den Grund der Sachen wiſſen und ſelbſt daran Antheil nehmen, gerathen doch in eine größere Bewegung, als dieſe Sache an und für ſich bei ihnen verurſachen würde. Der Anblick ſo vieler in Leidenſchaft geſetzter Menſchen bringt ſie aus ihrer gewöhnlichen Faſſung; und ſie ſtimmen mit dem Haufen zu Maßregeln ein, die ſie gewiß würden verworfen haben, wenn ſie allein in der Stille darüber nachgedacht hätten. Endlich, da der größre Theil der Menſchen ſchwach und ohne beſtimmten Charakter iſt, ſo werden die Entſchlüſſe, die durch die Mehrheit der Stimmen ihre Sanction bekommen — das nothwendige Grundgeſetz aller berathſchlagenden Geſellſchaften, — von dieſer Schwäche und Thorheit die Spuren tragen.

Wenn dies in Verſammlungen, deren Glieder aus den geſitteten Ständen ſind, ſich ſo verhält: wie viel mehr wird der Pöbel Pöbel ſein, wenn er ſich in zahlreichen Haufen verſammelt, um durch die Mehrheit der Stimmen Angelegenheiten, die ihm wichtig ſind, auszumachen. Daher ſieht man auch, daß Bauern, welche bisher die geſittetſten und vernünftigſten geſchienen hatten, ſobald ſie ſich zuſammen rotten und für Einen Mann ſtehen, es ſei gegen ihren Herrn oder gegen die Regierung, alsdann ganz blind handeln, keinen vernünftigen Vorſtellungen mehr Gehör geben, und durch die thörichtſten und ungereimteſten Ideen regiert werden. Unter den Bauern, Mann für Mann genommen, giebt es kluge und gute Leute in demſelben Verhältniſſe als unter allen übrigen Ständen: aber eine Bauernverſammlung charakteriſirt ſich faſt immer durch Dummheit und Unbändigkeit.

Daher kommen auch die nachtheiligen Begriffe, welche die Höheren von dieſem Theile der Menſchen hegen. Sie betrachten die, welche dazu gehören, faſt immer nur unter dem allgemeinen Geſichtspunkte als Bauern, — nach den allgemeinen Verhältniſſen des Standes, nicht nach den beſondern des perſönlichen Charakters. Auf die individuellen Unterſchiede zwiſchen Bauer und Bauer geben ſie nur wenig Achtung: bei dieſen verweilen ſie wenigſtens mit ihrer Aufmerkſamkeit nicht lange. Aber die Geſinnungen, das Betragen des ganzen Standes, dieſe ſind es vornehmlich, welche ihnen in die Augen fallen, welche ihnen am längſten in Gedanken ſchweben. Und da dieſes Betragen ſich ſelten anders als durch Widerſetzlichkeit, und oft durch Dummheit auszeichnet: ſo entſteht daraus die Veranlaſſung zu ſehr nachtheiligen Urtheilen vom Bauer überhaupt; Urtheile, die nur derjenige prüfen kann, und die der gewiß mildern wird, welcher in die Häuſer der Einzelnen geht, und das Verhalten eines Jeden gegen die Seinigen, gegen ſein Geſinde, ſeine Nachbarn u. ſ. w. unterſucht.

Man findet bei den Bauern noch eine andere Folge von dem esprit de corps; daß nämlich in manchen Gegenden, ſelbſt in einzelnen Dörfern, ein gewiſſer eigner Charakter herrſchend wird; daß ſich die Anlagen zu gewiſſen Laſtern oder Tugenden, — auf der einen Seite Hang zur Trägheit und Liederlichkeit, oder Widerſetzlichkeit und Grobheit, oder diebiſches Weſen, auf der andern Arbeitſamkeit oder Sparſamkeit, — bei den Einwohnern dieſes oder jenes Diſtrikts gleichſam feſtſetzt und durch mehrere Generationen forterbt. Man wird eben dies nach dem Zeugniß verſtändiger Offiziere unter der Armee bei einzelnen Regimentern, ſelbſt bei Compagnien gewahr: daß ſie ſich durch einen gewiſſen Ton auszeichnen, der in jedem Individuum aus denſelben mehr oder weniger ſichtbar wird. So iſt der Fall bei Univerſitäten, bei Schulen, bei allen ſolchen politiſchen Körpern, deren Mitglieder in einer Entfernung von den übrigen Menſchen leben, ſtark unter ſich zuſammenhängen, und ſich nur durch einen ſo allmälichen Zuwachs wieder ergänzen, daß die vom alten Stamme und von den alten Sitten über die Neuankommenden, wenn ſie auch von anderer Denkungsart wären, immer die Oberhand behalten. Fehler, die in ſolchen Geſellſchaften herrſchend geworden ſind, laſſen ſich deßhalb ſchwer und nur langſam verbeſſern. Bei den Corps aus dem Soldatenſtande kann ein neuer Befehlshaber ſehr viel ändern, weil dieſer nicht nur Obrigkeit, ſondern auch Erzieher ſeiner Untergebenen iſt. Der Edelmann kann bei ſeinen Bauern weniger, und er kann das nicht ſo ſchnell ausrichten, da er nicht in ſo vielen Verhältniſſen ſie beherrſcht und nicht in ſo immerwährendem Verkehr mit ihnen ſteht.

Die bisher genannten Charakterzüge der Bauern waren aus dem Eigenthümlichen ihrer Lage gleichſam a priori zu ſchließen; andere werden am beſten a posteriori erkannt, wenn man theils ihre äußern Sitten und ihre Handlungsweiſe betrachtet, theils auf die Meinungen Acht giebt, welche in der Welt von ihnen herrſchen und dann zurückgeht, um von jenen die Gründe, von dieſen die Veranlaſſung aufzuſuchen.

Die Anmerkungen dieſer Art können als Beobachtungen nicht in einem ſtrengen Zuſammenhange unter ſich ſtehn. Die meinigen werden um deſtomehr Stückwerk ſein, da ich nur kurze und immer unterbrochne Beobachtungen anzuſtellen Gelegenheit gehabt habe.

I.

Es iſt ein altes Sprüchwort, wenn der Bauer nicht muß, ſo rührt er weder Hand noch Fuß: und wirklich iſt bei einem großen Theile auch des jungen Dienſtvolks die äußerſte Trägheit in Geberden und Stellungen ſichtbar. Woher kömmt das?

Erſtlich. Von jeder ſchweren körperlichen Arbeit, wenn ſie nicht zugleich abwechſelnd und beluſtigend iſt, oder zum Schauſpiele für Andre dient; wenn ſie die Glieder des Körpers nicht in ſchnelle und lebhafte, ſondern in langſame und anhaltende Bewegung ſetzt: von jeder ſolchen Arbeit iſt wegen der damit verbundenen Ermüdung der Hang zur Trägheit faſt unausbleiblich die Folge. Von dieſer Art iſt die Arbeit des Bauern: ſie macht ſeinen Körper ſteif und unbehilflich, und alſo ſeine Seele geneigt zur Ruhe.

Zweitens. Trägheit iſt eine Folge der Leerheit des Geiſtes. Niemand ſetzt ſich anders in Bewegung, als wenn in ſeiner Seele Begierden entſtehen, welche die Triebfedern zu Handlungen ſind. Und Begierden ſetzen Vorſtellungen, ſetzen Kenntniß von gewiſſen Gütern voraus. Wer nichts denkt, wünſcht auch nichts; und wer nichts wünſcht, wird auch wenig zu thun Luſt haben. Je geringere Bekanntſchaft daher der Bauer mit gewiſſen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, und je weniger Neigung er dazu hat, deſto ſchwächere Triebfedern hat er auch; folglich deſto weniger Thätigkeit, — wofern ihn nicht Hunger oder äußerer Zwang dazu antreibt. Dieſe Quelle der Trägheit wird unſtreitig durch Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts verſtopft. Vielleicht trägt die Aufklärung des Bauern nicht immer zu ſeiner moraliſchen Beſſerung bei; denn wir ſehen ja, daß Güte des Charakters oft da fehlt, wo die Cultur am höchſten iſt: aber das thut ſie gewiß, daß ſie ihm ſeine Gedankenloſigkeit benimmt, wodurch auch ſeine Unbeweglichkeit vermindert wird; daß, indem ſie ſeinem Geiſt etwas mehr Beſchäftigung giebt, ſie ihn auch zur äußern Geſchäftigkeit aufgelegter macht.

Vielen Faulen koſtet nur der erſte Schritt etwas. Wenn ſie einmal in Bewegung ſind, ſo fahren ſie mechaniſch fort zu arbeiten, und ſind oft unermüdeter als die, welche mit Luſt und Munterkeit an die Arbeit gingen. Die Urſache iſt dieſe: ihre Faulheit liegt mehr in der Seele als im Körper. Beim Anfange einer Arbeit iſt Nachdenken nöthig, es ſei, um ſich zu entſchließen; es ſei, um die Anſtalten dazu zu treffen. Zur Fortſetzung einer ſolchen Arbeit aber, dergleichen der Bauer ſie hat, iſt nur Anſtrengung der Muskeln nöthig. Wer daher dem Bauer das Denken erleichtert, ihm entweder mehr Gegenſtände dazu darbietet, oder ihn mehr in die Uebung deſſelben bringt, der macht ihn gewiß auch behender, gewandter und thätiger. Jenes thut aber der Unterricht.

Der Charakter des Bauern nähert ſich dem Charakter des Wilden; und dies um deſto mehr, je ungeſitteter er iſt. Die Unthätigkeit des Irokeſen oder des Hottentotten in ſeiner Hütte iſt unbegreiflich. Er kann halbe Tage lang auf einem Flecke ſitzen oder zuſammengekrümmt wie ein Igel liegen, ohne ſich zu rühren, ohne einen Laut von ſich zu geben. Eben derſelbe Menſch wird, wenn ihn die Luſt oder der Hunger auf die Jagd treibt, wochenlang die Wälder durchſtreichen und in einer unaufhörlichen Bewegung ſein können, ohne zu ermüden. Jene todtenähnliche Ruhe kömmt aus der Gedankenloſigkeit: dieſe unermüdete Thätigkeit kommt von der Stärke des Körpers. Der Uebergang von dem einen Zuſtande zu dem andern kann nur durch Erregung einer Leidenſchaft geſchehn.

Dieſe Schilderung ſcheint nichts Anderes, als die Karrikatur von dem Bilde vieler unſrer Bauern zu ſein. Ihre Faulheit ſteht immer im Verhältniſſe mit ihrer Grobheit und Dummheit. Sie iſt nicht ſowohl Abneigung vor aller Arbeit, als Abneigung vor der Arbeit, die man ihnen aufträgt, weil ſie die Bewegungsgründe dazu nicht einſehen, oder weil dieſe Bewegungsgründe nicht ſtark genug auf ſie wirken. Sie iſt periodiſch und wechſelt mit Zeiten einer unmäßigen Arbeitſamkeit ab. Sie zeigt ſich hauptſächlich alsdann, wenn der Mann von der Ruhe zur Arbeit aufgefordert wird. Sie kann nicht gehoben werden, wenn nicht die Seele Mittel bekömmt, ſich immerwährend auch in den Zeiten der Ruhe zu beſchäftigen. Nur dadurch wird der Menſch vor dieſer durchgängigen Abſpannung aller ſeiner Kräfte verwahrt, die ihm den Entſchluß zu einer neuen Anſtrengung ſo ſchwer macht.

Der gedankenloſe Bauer iſt faul, weil er keine Verbeſſerung ſeines Zuſtandes wünſcht, und ſich nach keinen Mitteln, ſich ſolche zu verſchaffen, umſieht. Aber auch der überlegende Bauer wird träge und läſſig, wenn er nach dieſen Mitteln lange vergeblich geſucht, wenn er gar keine Ausſicht vor ſich hat, zu den beſſern Umſtänden, die er wohl wünſcht, zu gelangen. Die natürliche Begierde des Menſchen, ſich glücklicher zu machen, iſt wie jede andre Triebfeder: ihre Spannkraft wird durch einen zu großen Gegendruck, den ſie nicht zu überwinden vermag, endlich zerſtört. Die Thätigkeit ermattet unter beſtändigen Fehlſchlagungen. So werden Familien, ſo werden ganze Gemeinden, in denen weder Dummheit noch Unempfindlichkeit herrſcht, faul, wenn ſie vielleicht durch mehrere Generationen immer vergeblich geſtrebt haben, aus der Armuth herauszukommen. Da alſo, wo der Landmann entweder keine Gelegenheit zu Gewinn bringenden Arbeiten hat, oder wo die Arbeiten zu ſchlecht gelohnt werden und keinen der darauf gewandten Zeit und Mühe verhältnißmäßigen Verdienſt geben, oder wo durch landesherrliche oder herrſchaftliche Abgaben zu viel von dieſem Gewinn abgenommen wird; kurz, wo der Bauer mit ſeinem ſauerſten Schweiße doch nichts vor ſich bringen kann: da entſteht dieſe, ich möchte ſagen erzwungene Faulheit, die ſich von der natürlichen, ſowohl der Art als der Urſache nach, unterſcheidet. Der Bauer, da er alle andre Wünſche aufgeben muß, ſucht endlich das einzige Vergnügen, das dem ohnmächtigen Menſchen übrig bleibt, die Ruhe.

Daß dieſes ſo ſei, zeigt ſich durch deutliche Erfahrungen, wenn man Achtung giebt, in welchen Ländern, Gegenden und Zeiten die fleißigen, und in welchen die faulen Leute wohnen und leben.

1. Faſt immer wird man in den fruchtbarſten Gegenden eines Landes, an den Flüſſen, in der Nachbarſchaft großer Städte die Emſigkeit, — und auf dürren unfruchtbaren Haiden, in abgelegenen Oertern, in unbevölkerten und unbeſuchten Gegenden die Faulheit zu Hauſe finden. Wenn ein tragbarer Boden und die Nähe der Käufer für die gewonnenen Erzeugniſſe an einem Orte zuſammen kömmt: ſo iſt es faſt unfehlbar, daß ſeine Einwohner betriebſam ſein werden.

2. Man ſieht aus der Geſchichte der Colonien, wie erſtaunlich fleißig die Menſchen in einem Lande ſind, welches ſie erſt zu bebauen anfangen und deſſen Grund und Boden noch ſo wenig vertheilt iſt, daß jeder ſein Erbtheil nach Maßgabe ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit erweitern kann. Freilich giebt dieſen Ankömmlingen, die ein wüſtes Land anpflanzen, auch die bloße Nothwendigkeit, ſich vor Hunger, vor den Elementen und wilden Thieren zu ſchützen, eine größere Energie. Aber dieſer Antrieb hat auf die Kinder und Kindeskinder der Anbauer keinen Einfluß. Entweder überwinden die Menſchen dieſe Hinderniſſe bald, oder ſie werden von ihnen überwunden. Hingegen die Leichtigkeit, mit welcher jeder Vater durch Urbarmachung wüſter Flecke ſeinen Kindern neue Beſitzungen verſchaffen kann, die Möglichkeit, welche der Fleißige und Verſtändige vor ſich ſieht, ſein Eigenthum ohne Ende zu erweitern: dieſer Antrieb dauert in ſolchen Colonien lange fort. Daher werden in dieſen erſten Zeiten des Anbaues in dem zuvor unbewohnten Lande in kurzer Zeit Werke zu Stande gebracht, über welche die Nachkommenſchaft, wenn ſie nun den Grund und Boden unter ſich vertheilt hat und an eine ruhigere Arbeit gewöhnt iſt, erſtaunt. Sie iſt alsdann in Verſuchung zu glauben, was doch von andern Seiten ſo wenige Wahrſcheinlichkeit hat, daß in frühern Zeiten die Bevölkerung müſſe größer geweſen ſein. So viele Ableitungen, ſagt man, ſo viele Graben, Brücken, Schleuſen, Wege, Dämme, Gebäude waren zu errichten. Wo kamen die Hände dazu her? Die Antwort kann keine andre ſein, als daß die Hände fleißiger waren; daß Noth und große Hoffnungen alle Stände belebten: daß von der Arbeit, die gethan wurde, noch alle, welche Hand daran legten, auch die Früchte genoſſen oder zu genießen hofften: und daß daher die Vereinigung der Kräfte der Geſellſchaft vollkommner war als jetzt, weil Jeder in dem allgemeinen Beſten ſeinen Privatvortheil fand.

In unſern längſt gegründeten und gleichſam ſchon alternden Staaten, wo Viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen faſt leer an aller Belohnung ausgeht, iſt Eifer und Luſt bei einem großen Theile erloſchen, und es geſchehen nur die nothwendigen Arbeiten kümmerlich, da unter andern Umſtänden dieſelbe Anzahl von Händen weit mehrere gut zu Stande bringen würde.

3. Was man von den Urſachen des Fleißes und der Faulheit durch die Vergleichung der verſchiednen Perioden in der Geſchichte einer Nation entdeckt, das wird durch die Vergleichung verſchiedner Nationen oder verſchiedner Provinzen in derſelben Periode beſtätigt. Faulheit und Fleiß des Landmannes richten ſich, wenn andre Urſachen gleich ſind, nach der billigern oder unbilligern, mehr oder weniger drückenden Einrichtung ſeiner Frohndienſte. Da, wo ſie ihm zu viel Zeit rauben, ſo daß er deren für ſeinen Erwerb keine übrig behält, oder wo ſie ihm zu ſchlecht bezahlt werden, da iſt er faul. Beſonders reizt nichts ſo ſehr zur Faulheit, als Dienſte, die immer gefordert werden können und nicht immer gebraucht werden. Ein Bauer in dieſen Umſtänden iſt nie Herr über ſeine Zeit; er wird aber auch nicht die ganze Zeit über in den Dienſten ſeiner Herrſchaft beſchäftigt. Dadurch gewöhnt er ſich zu einem müßigen Erwarten der ihm aufzutragenden Arbeit oder zu einer langſamen Vollziehung derſelben.

4. An allen Orten, wo man eine neue Art der Induſtrie hinbringt, oder wo ſie ſich von ſelbſt einfindet, da werden die Einwohner auf einmal fleißiger. Ein Reiſender, der in dieſem oder jenem Bezirk eines Landes eine beſondre Munterkeit und auch einen mehrern Wohlſtand des Landmannes bemerkt, forſche nur nach den Umſtänden dieſes Bezirks: und er wird gemeiniglich hören, daß in demſelben der Bauer noch irgend eine Gelegenheit hat, außer ſeinem Ackerbau etwas zu verdienen, es ſei durch Fuhren oder durch die Gärtnerei oder durch eine Manufaktur; er wird hören, daß eine große Landſtraße durchgeht, oder daß einige reiche Städte in der Nähe liegen, wo die gewonnenen Erzeugniſſe in größerer Menge und um beſſere Preiſe abgeſetzt werden können. Kurz, wie Arbeit Gewinn bringt, ſo bringt Gewinn Luſt zur Arbeit hervor. Man zeige dem Bauer, ſagte ein einſichtsvoller und begüterter Edelmann Schleſiens zu mir, einen Weg, durch Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit empor zu kommen, und er wird ihn gewiß einſchlagen. Dieſer Edelmann ſelbſt hat den Wetteifer ſeiner Unterthanen ſowohl zum Fleiße als zur Erziehung ihrer Kinder ſchon dadurch allein erweckt, daß er ſeine Vögte und Amtsleute aus denſelben genommen hat, wenn ſich Einige durch Arbeitſamkeit und Verſtand auszeichneten.

Außer Dummheit oder Mangel des Erwerbs giebt es noch eine dritte Urſache von der Faulheit des Landmanns, die in einem ihm ſehr gewöhnlichen Fehler liegt; das iſt die Neigung zum Trunke. Verſoffene Bauern ſind nothwendig faul. Das Uebermaaß in hitzigen Getränken macht ſie zuförderſt dumm und zum Nachdenken — alſo auch zu einer zweckmäßigen Arbeit — unfähig. Und dann iſt es nur der Trunk, der ſie ohne Arbeit von dem quälenden Gefühle der langen Weile befreien kann. Nur wenige, auch faule Bauern, ſind fähig, in ihrem Hauſe müßig zu gehn; aber in der Schenke ganze Tage ohne andern Zeitvertreib, als das Glas Bier oder Brandtwein, welches immer angefüllt vor ihnen ſteht, zuzubringen, das lernen ſie bald. In einem Stande, wo geſellſchaftliche Zerſtreuungen fehlen, hat der Fleiß keinen größern Feind als die Trunkenheit.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß eine der Urſachen von der Trägheit des Bauers auch in ſeinem Körper liegt, der, ermüdet von ſchwerer Arbeit, und ungeübt in einer geſchickten Bewegung ſeiner Glieder, in kurzem unbehilflich wird. Ich will hierzu noch Folgendes ſetzen. Es iſt nicht zu leugnen, daß, wo der Bauer durch übertriebene Dienſte geplagt, oder um ſich zu erhalten zu einer raſtloſen Arbeit genöthigt iſt, dabei aber durch zu ſchlechte, unverdauliche oder zu ſparſame Koſt genährt wird, ſein Körper nothwendig ſchwach und ſein Blut träge werden muß. Der erſte Grund zu dieſer Schwäche wird in der Kindheit gelegt. Der wohlgenährte Bauernknabe, der überdies nicht zu zeitig ſchwere Laſten zu heben bekömmt und eine Kleidung und ein Lager hat, welche ihn vor der Witterung ſchützen, erwächſt natürlicherweiſe zu einem ſtärkern, behendern und alſo thätigern Manne als der, welchen ſeine Eltern mit genauer Noth und nur mit der elendeſten Koſt ſättigen, der ſchon als Kind die Arbeiten des Jünglings thun ſoll und der, in einem leinenen Kittel und auf einem elenden Strohſacke, nicht ſelten des Winters friert, wenn er ſich durch Schlaf und Ruhe erholen ſollte. Fleiſchſpeiſen ſind es ohne Zweifel, die dem Körper am meiſten zugleich Kräfte und Behendigkeit geben, weil ſie, auch in nicht zu großer Menge genoſſen, den Körper hinlänglich nähren. Grobe Mehlſpeiſen und Zugemüſe, wenn ſie auch den Körper eben ſo ſtark machen, machen ihn doch gewiß träger, weil ſie in zu großer Quantität genoſſen werden müſſen, und den Magen alſo durch das größere Volumen beſchweren.

Auf der andern Seite aber wird auch eine Bauernklaſſe vor der andern fauler oder fleißiger ſein, nachdem ihre Verrichtungen mehr oder weniger Anſtrengung des Körpers und Aufmerkſamkeit der Seele erfordern: und wie die zu viele, zu ununterbrochene, ſo macht auch die wenige, die zu leichte Arbeit träge. Perſonen, die mit Aufmerkſamkeit auf dem Lande gelebt, haben mich verſichert, daß die Hirten, wie die dümmſten, ſo die faulſten unter den Bauern wären. Es iſt begreiflich. Kein anderer als ein Menſch ohne Fähigkeiten kann bei einer ſo einförmigen Beſchäftigung lange aushalten. Und hat einer von beſſerm Stoff aus Noth dieſelbe mehrere Jahre getrieben, ſo muß er nothwendig gedankenlerer und zu Verrichtungen, welche Nachdenken und anhaltende Arbeit erfordern, ungeſchickter werden *).

---

*) Die Kuhhirten auf den Alpen ſind nicht ſo dumm, noch unthätig. Das weiß ich. Auch unſre Schäfer ſind es nicht. Jene haben die ganze Viehwirthſchaft über ſich: — dieſe haben in Ver-

Ein andrer Unterſchied, ſagen dieſe Perſonen, iſt zwiſchen dem Fleiße des Hofknechts, der Hofmagd und zwiſchen dem Fleiße eines Bauers oder einer Bäuerin, die ihrer eignen Wirthſchaft vorſtehen. Oft werden diejenigen, die als Hofgeſinde fleißig geweſen ſind, träge Wirthe. Das kömmt erſtlich daher: ſie ſind gewöhnt worden, immer Befehle zu bekommen, und von Andern getrieben zu werden. Es fehlt ihnen nicht an der nöthigen Kraft und Luſt, ihre Glieder zu bewegen: aber es fehlt ihnen an derjenigen Thätigkeit der Seele, von der ich gleich anfangs geredet habe; an der, welche nöthig iſt, um Entſchlüſſe zu faſſen, über die Folge und Ordnung ihrer Verrichtungen nachzudenken, das, was heute geſchehen muß, von dem, was auf morgen verſchoben werden kann, zu unterſcheiden. Ueberdies thut es ihnen, bei ihrer Entlaſſung aus dem Herrendienſte, ſo wohl, nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, daß ſie auch die, welche ihnen die Liebe zu ihrem eignen Wohl auferlegen ſollte, unterlaſſen. Sie ſind immer getrieben worden; ſich ſelbſt anzutreiben haben ſie nicht gelernt.

Ein Gutsherr wird am beſten den Fleiß unter ſeinen Unterthanen befördern, ſetzten meine Freunde hinzu, wenn er dieſelben kennen zu lernen und ſie nach ihren Anlagen und ihrem Charakter auf diejenige Stelle zu befördern ſucht, welche ſie am beſten auszufüllen gemacht ſind; wenn er die, welche befohlne Arbeit unter Aufſicht gut und emſig machen, als Geſinde braucht, und in dem Dienſtſtande erhält; denen aber, welche Kopf und natürlichen Fleiß haben, um ſich ihre Arbeit ſelbſt zu wählen, zu dem Beſitze von eignen Grundſtücken verhilft. Er thut unrecht, ſagten ſie weiter, und befördert die Faulheit, wenn er ihr ſo zu ſagen nachgiebt, und diejenigen, welche einen Hang dazu haben, zu Verrichtungen beſtimmt, welche wenig oder keine ſchwere Arbeit erfordern, wenn er ſie z. E. zu Haideläufern macht. Ruhe und Bequemlichkeit muß die Belohnung des Fleißigen ſein. Nur derjenige Herr kann unter ſeinen Vaſallen den Fleiß aufmuntern, der zugleich im Stande und bemüht iſt, (denn ungerecht wäre es, dies von allen Gutsbeſitzern zu fordern), denen, welche mehr und ſchwerer gearbeitet haben, als Andre, in ihrem Alter ein etwas beſſeres Auskommen mit Gemächlichkeit zu verſchaffen.

II.

Eine andre Eigenſchaft jedes, in der Unwiſſenheit und Niedrigkeit erzogenen Menſchen iſt eine mit Scheu verbundne Neugier in Abſicht alles deſſen, was fremd iſt. Die Unwiſſenheit des Bauers macht, daß er an neuen Gegenſtänden oder unbekannten Perſonen, beſonders wenn Letztere aus den höhern Ständen ſind, etwas Außerordentliches findet, das ſeine Bewunderung erregt, oder wenigſtens ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt. Seine Ungewohnheit, mit Andern als mit ſeines Gleichen und mit Bekannten umzugehn, macht, daß er ſich mit Fremden nicht zu benehmen weiß, und ſich alſo im eigentlichen Verſtande vor ihnen ſchämt. Das Gefühl ſeiner Niedrigkeit und Schwäche endlich erregt etwas der Furcht Aehnliches, das nicht ſelten mit Widerwillen verbunden iſt, wenn der Fremde weit über ihm zu ſein ſcheint. Alle dieſe Gemüthsbewegungen äußern ſich um deſto mehr, je ſchlechter erzogen, je plumper, je unwiſſender und je ſklaviſcher der Bauer iſt. Sie bilden ſich überdies noch auf mehr als eine Art um, nach der beſondern Lage, in welcher ſich der Stand der Bauern überhaupt, oder gerade die Geſellſchaft der Bauern befindet, unter welche der Fremde geräth.

Ich habe auf meinen kleinen Ausflügen in Schleſien und in den angrenzenden Provinzen Deutſchlands eine fünffache Begegnung des Landmanns gegen Fremde bemerkt.

Da, wo er ganz ungeſchliffen und dumm iſt, gafft er ſie an, ohne eine andere Bewegung. Der Anzug des Fremden, ſein Thun und Laſſen, iſt für einen ſolchen Bauer eine ſeltſame Erſcheinung, die er ſich nicht zu erklären weiß, und die ſeine wenigen, bloß in den Bezirk ſeines Dorfs eingeſchränkten Begriffe auf gewiſſe Weiſe in Verwirrung bringt. Ich glaube, daß ein Reiſender den Grad dieſer mit Befremdung vermiſchten Neugier, die er unter den Einwohnern eines Dorfs erregt, ſo lange ihm andre Gelegenheiten, dieſe kennen zu lernen, fehlen, ziemlich richtig als den Maßſtab der Verfeinerung und Aufklärung brauchen kann, zu welchem ſie gelangt ſind. Wenn ich in einem Dorfe bemerke, daß Junge und Alte ruhig ihren Weg fortgehn, geſetzt auch, daß ſie einen beſſer oder anders gekleideten Menſchen, — oder wenn ſie ihn auf andere Weiſe ſich betragen, anders beſchäftiget ſehen, als ſie ſelbſt ſind, da ſchließe ich ſchon auf eine gewiſſe Bildung des Verſtandes und der Sitten. Dieſe Menſchen, ſage ich zu mir ſelbſt, müſſen entweder ſchon mehr Sachen geſehen haben, um das, was ihnen jetzt vorkömmt, nicht mehr neu zu finden: oder ſie müſſen beſſer und ſchneller urtheilen und Begriffe verbinden können, um ſich das, was ihnen wirklich als neu erſcheint, bald zu erklären, und dadurch ihrer Verwunderung Einhalt zu thun. In beiden Fällen ſind ſie gewiß klüger als Andre ihres Gleichen.

Zweitens. Da wo der Bauer durch Unterdrückung ſklaviſch geworden iſt, bezeigt er ſich gegen jeden anſehnlichen Fremden ſehr demüthig, aber eben an ſolchen Orten wird er auch leicht dieſen Fremden anbetteln. Die Schüchternheit des Sklaven iſt mit der Unverſchämtheit des Bettlers nahe verwandt.

Drittens. Der tückiſche und etwas boshafte Bauer iſt ſehr zum Spott über Fremde oder ſolche Perſonen, die etwas ihm Auffallendes an ſich haben, geneigt. Wer zu Fuße durch ein Land reiſt, wird ſehr oft das erfahren, was Moritzen in England widerfuhr; daß er, ohne ſich des geringſten Uebelſtandes bewußt zu ſein, bei der Jugend in den Dörfern ein Gelächter hinter ſich her erregt: beſonders wenn der bäuriſchen Zuſchauer viele beiſammen ſind. Dieſe Neigung des gemeinen Mannes, über Alle, die nicht ſeines Gleichen, und doch nicht ſeine Herren ſind, zu ſpotten, iſt im Grunde ein Zug von kindiſchem Charakter. Denn der Menſch ohne Erziehung bleibt in vielen Rückſichten immer Kind. Das Fremde und Unbekannte wirkt nämlich auf ſolchen auf eine doppelte Weiſe. Iſt es zugleich mit den Zeichen von überlegner Macht oder Würde verbunden, als z. B. wenn ein Wagen mit ſechſen gefahren kömmt, oder ein Herr mit mehreren Bedienten einhertritt; ſind der Fremden mehrere, und der Zuſchauer aus dem Pöbel wenige: ſo erregt es Furcht; der Bauerknabe verbirgt ſich alsdann. Hat es aber nichts Fürchterliches; fühlt der Bauer, der den Fremden ſieht, ſeine Ueberlegenheit für dieſen Augenblick, es ſei durch die Anzahl ſeiner Kameraden oder auf andre Weiſe, iſt er außerdem bei der Luſt: ſo wird der Contraſt zwiſchen ihm und den Fremden ihm leicht in einem lächerlichen Lichte vorkommen. Was ihm vorher fürchterlich war, iſt ihm jetzt nur fremd und poſſirlich. In dieſem Verhältniſſe darf nur Etwas geändert werden; der Fremde, welcher der Bauern-Geſellſchaft nicht ehrwürdig vorkömmt, oder den ſie, weil er ohne Begleitung iſt, augenſcheinlich nicht zu fürchten hat, darf nur über ihr Feld, oder durch ihre Gärten gehn, oder ſich irgend Etwas erlauben, was ſie als einen Eingriff in ihr Eigenthum anſieht, auch wenn er daſſelbe nicht im mindeſten verletzt: ſo wird der Trupp, anſtatt in Spöttereien, vielmehr in Schimpfreden und Grobheiten ausbrechen. Dieſe größre oder geringere Bereitwilligkeit der Dorf-Einwohner einer Gegend, Unbekannten einen ihnen ſelbſt unſchädlichen Gebrauch ihres Eigenthums zu verſtatten, iſt ebenfalls ein Zug, woran der Reiſende Denkungsart und Charakter derſelben erkennen kann.

Viertens. Diejenigen Bauern, welche durch Wohlhabenheit, Kriegsdienſte oder größre Unabhängigkeit mehr Zuverſicht zu ſich ſelbſt bekommen haben, und zugleich etwas mehr Weltkenntniß beſitzen, doch ohne dadurch moraliſch gebildet worden zu ſein, ſind gegen Fremde trocken und kalt. Sie laſſen keine beſondre Aufmerkſamkeit auf ſie blicken. Sie beantworten, was ſie gefragt werden, nur kurz und einſilbig. Sie laſſen ſich nicht durch jeden Schein blenden. Sie müſſen des Ranges oder des Reichthums des Fremden gewiß ſein, wenn ſie ihm höflich begegnen oder dienſtfertig gegen ihn ſein ſollen. Dieſe Vorzüge, deren Beſchaffenheit und Werth ſie beſſer als Andere ihres Standes kennen gelernt haben, haben für ſie eine Wichtigkeit, durch welche der Eindruck der bloßen Neuheit verdrängt wird. Ihr erſter Gedanke alſo, wenn ſie einen Fremden ſehen, iſt insgemein, danach zu forſchen, von welchem Stande und wie reich er ſein möge. Fallen die Nachrichten, die ſie einziehen, günſtig für ihn aus, ſo werden ſie geſprächig und dienſtwillig. Finden ſie das Gegentheil, ſo bleiben ſie ſtumm unb kalt. — In dem Uebergange von gänzlicher Rohheit zu dem wahrhaft geſitteten Weſen giebt es eine mittlere Stufe, wo der Menſch gegen die Unterſchiede des Glücks ſehr aufmerkſam iſt, größre Vorzüge aber noch nicht kennt. Auf dieſer Stufe ſteht derjenige Bauer, deſſen Betragen gegen Fremde ich jetzt beſchrieben habe. Da er den Reichen und Vornehmen nicht bloß fürchtet, ſondern ſchätzt: ſo iſt in ihm gewiß ſchon eine Begierde, ſelbſt vornehmer und reicher zu werden. Und dies zieht unfehlbar größre Betriebſamkeit nach ſich.

Eine fünfte Art des Betragens gegen Fremde iſt die eigennützige Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit, die nur bloß auf den Beutel derſelben ſieht. Sie findet ſich bei einem durch Induſtrie und durch Handel ſich bereichernden Landvolke mehr, als bei einem, das bloß vom Ackerbau lebt; ſie findet ſich in allen Ländern leicht an den großen Heerſtraßen ein, wo der Durchzug der Fremden häufig iſt. Jenes Landvolk iſt zur Sparſamkeit und Aufhäufung kleiner Gewinnſte gewöhnt, und verachtet alſo keinen: Jedermann iſt ihm willkommen, welcher ihm Et-

---

pflegung der Schaafe einen Gegenſtand abwechſelnder Beſchäftigungen. Unſre ſogenannten Hirten thun nichts, als daß ſie das Vieh auf der Weide hüten.

was zu ſeinem geſammelten Schatze hinzuthut; nur umſonſt iſt bei ihm nichts zn haben. Bei dem Bauer im letztern Falle wird der Eigennutz durch die Gelegenheit, die er hat, viel auf einmal zu gewinnen, vergrößert, und ſeine natürliche Dienſtfertigkeit, wenn er deren zuvor hatte, wird durch die Menge derer, die Anſpruch darauf machen, geſchwächt. In den kleinern Cantons der Schweiz und in den höhern Alpen iſt die Gaſtfreiheit und Dienſtfertigkeit zu Hauſe: in den häufiger beſuchten Ebnen dieſes Landes herrſcht der Eigennutz.

Doch die Beobachtung der Bauern mehrerer Länder zeigt deutlich, daß die äußere Lage nicht Alles beim Menſchen thut. Naturell und Umſtände müſſen zuſammenkommen, wenn eine gewiſſe Wirkung im Charakter und Betragen unausbleiblich erfolgen ſoll.

III.

Man lernt den Charakter eines Standes nicht beſſer kennen, als wenn man ihn mit dem Charakter der ihm ähnlichſten Stände vergleicht. Wenn ich auf dieſe Weiſe den Bauer mit dem geringern Handwerksmanne in den Städten vergleiche: ſo entdecke ich folgende Eigenheiten an jedem.

Auf der einen Seite ſind viele Handwerker mehr eingeſchränkt in ihren Begriffen; ſie ſind nicht ſo klug, ſo überworfen, ſo bekannt mit den Vorſichts-Regeln, welche man im Verkehr mit Andern, bei Sachen, die das Eigenthum betreffen, zu beobachten hat, nicht in Ränken ſo erfinderiſch als der Bauer. In der That hat der gemeine Handwerksmann mit wenigern und einförmigern Gegenſtänden zu thun. Er iſt in ſeiner Stube eingeſchloſſen; was er in der Jugend gelernt hat, wiederholt er nur ohne Aufhören ganz mechaniſch: er ſteht, vermöge ſeiner Unabhängigkeit ſelbſt, und weil er keine liegende Gründe beſitzt, in weniger bürgerlichen Verhältniſſen. Der Bauer hingegen hat ein weiteres Feld von Betrachtungen. Die Landwirthſchaft erfordert mehrere auf einander folgende Arbeiten, die nicht immer auf einerlei Art, noch in gleicher Ordnung geſchehn können, und die alſo immer neue Ueberlegung brauchen. Die freie Luft und Bewegung ermuntert auch den Geiſt, und viele der bäuriſchen Geſchäfte laſſen dem Bauer Freiheit zu denken, worüber er will, und wenn er mit Andern arbeitet, auch davon zu reden. Der Bauer iſt überdies Eigenthümer, Lehnsmann, Pächter, er kauft und verkauft. Alle Arten von Contracten kommen ihm unter die Hände; er erhält von den verſchiedenen Arten des Eigenthums und ihrer Unterordnung Begriffe: er lernt viele der perſönlichen und dinglichen Rechte aus ſeinem eignen Zuſtande kennen, von welchen der geringere Einwohner der Städte nichts erfährt. Dieſer iſt daher weit weniger Juriſt und Rechenmeiſter als der Bauer. Da er überdies nicht ſo oft in den Fall kömmt, Rechenſchaft von ſeinen Handlungen geben und ſich entſchuldigen zu müſſen, ſo hat er weniger Liſt und Verſtellungskunſt.

Der Bauer auf der andern Seite iſt erſtlich in ſeinem Aeußern ungebildeter und rauher als der Handwerksmann. Man pflegt dies gemeiniglich Grobheit zu nennen. Er hat ſeltner Leute von höherm Stande und beſſerer Erziehung vor Augen, und hat weniger Antrieb des Ehrgeizes, ſie nachzuahmen. Seine Sitten bleiben alſo ſo, wie er ſie bei ſeines Gleichen von Jugend auf geſehen hat, und ſo wie ſie zu ſeiner Beſchäftigung und zu dem Grade der Ausbildung ſeines Gemüths ſich ſchicken. Es iſt nichts Fremdes, nichts Angenommenes an ihm: aber das Eigene iſt noch roh und ungeſchliffen. Der Handwerker hingegen, der den Vornehmen näher iſt, der oft, obgleich immer nur auf kurze Zeit, mit ihnen zu thun hat, und der weder durch ſeine Erziehung vorbereitet iſt, noch durch die Art ſeines Umgangs mit den Vornehmern angeleitet wird, ſich nach den Muſtern, die er gelegentlich ſieht, wirklich zu bilden: der Handwerksmann, ſage ich, nimmt einzelne Ausdrücke, Stellungen, Gebräuche von ihnen an, die zu ſeiner übrigen Handlungsweiſe, ſelbſt zu ſeiner Denkungsart und ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen nicht paſſen. Er wird daher nicht ſelten affectirt; er bekömmt einen falſchen Wohlſtand. Dieſes Gemiſch von vornehmen und gemeinen Sitten iſt es eben, was man das bürgerliche Air nennt, und welches in verſchiedenen Graden allen ſtädtiſchen Gewerben anklebt, bis es ſich endlich bei denjenigen Perſonen verliert, welche entweder durch ſehr ausgebreitete Geſchäfte einen großen Umgang mit der Welt bekommen, oder wegen des alten Wohlſtandes ihrer Familien einer frühzeitigen Cultur ihres Verſtandes und ihrer Sitten theilhaft geworden ſind. Oft iſt daher der Handwerker von dem wahren Anſtande, der immer das Natürliche vorausſetzt, weiter entfernt als der Bauer. Man ſieht auch, daß ein geſunder, wohlgebildeter, wenn gleich noch ſo tölpiſcher Bauer leichter zu dem Anſtand, den die militairiſche Diſciplin fordert, gebracht wird als ein Schneider- oder Schuſter-Geſelle. Dieſes kommt zum Theil auch daher, daß zwar der Körper des Bauern durch ſeine Arbeit ſehr ermüdet und abgehärtet wird, daher auch ſeine Seele etwas, theils von Trägheit, theils von ähnlicher Rauhigkeit und Härte bekommt; daß er aber doch nicht ſo zuſammengeſchrumpft, nicht ſo verſchoben und gleichſam gelähmt iſt, als der Körper vieler ſitzenden Handwerksleute, welche daher wegen des Zuſammenhanges, der zwiſchen Körper und Geiſt iſt, auch in ihren Urtheilen, Sitten und ihrem ganzen Betragen etwas Schiefes und Verſchobenes bemerken laſſen.

An geſchärftem Mutterwitze, an Geſundheit und Stärke des Körpers alſo thut es der Bauer dem geringern Einwohner der Städte zuvor. Dieſer aber gewinnt wieder einigen Vorzug durch ſeine Erziehung und durch ſeine Freiheit. Im Ganzen iſt der Unterricht in den Landſchulen doch noch ſchlechter als der, welchen die gemeine Jugend in den Städten erhält. Der Handwerksburſche iſt in den Zeiten ſeiner Lehrjahre unter einer ſtrengen Aufſicht, wird zur Arbeit und Eingezogenheit angehalten, und vor den Ausſchweifungen ſeines Alters eben durch ſeine Häuslichkeit bewahrt. Iſt er in einer frommen und gutdenkenden Familie, ſo werden ihm durch gute Beiſpiele oder durch Leſen und Unterricht doch einige religiöſe und ſittliche Grundſätze eingeflößt. Der Bauerjunge iſt mehr ſich ſelbſt überlaſſen, beſonders ſobald er anfängt zu dienen: er iſt eher den Verſuchungen der Wolluſt ausgeſetzt, und hat faſt mehr Gelegenheit, die aufkeimenden Lüſte zu befriedigen; er iſt mit vielen eben ſo jungen rohen Menſchen, als er ſelbſt iſt, und auch mit liederlichen in Geſellſchaft; er hört außer der Predigt ſelten etwas Moraliſches oder zur Religion gehöriges. Wenn der junge Handwerker heranwächſt, und ſich in ſeinem Stande anſäſſig macht: ſo nimmt er doch an der Aufklärung, die in der Stadt und in dem Zeitalter herrſcht, einigen Antheil, theils durch die Gelegenheit, die er hat, auch gute Kanzel-Vorträge zu hören, theils durch die Bücher, die ihm in die Hände fallen, theils endlich durch manche gelegentliche Unterredung mit Männern von Einſicht. Der Bauer findet außer ſeinen Geſchäften, ſeinen Erfahrungen und ſeinem Nachdenken ſelten neue Quellen des Unterrichts in ſeinem höhern Alter, unabhängig von denen, welche er in ſeinen Kinderjahren gehabt hat. Daher dauern bei ihm die ererbten oder in der Jugend erlernten Begriffe und mit denſelben auch alte Vorurtheile am längſten fort: und ſein Geſchmack, ſeine Religionskenntniſſe, ſeine phyſikaliſchen und moraliſchen Einſichten ſind hinter dem Grade der Erleuchtung des Zeitalters weiter zurück, als die des gemeinen Bürgers. In Welthändeln und Geſchäften weiß er ſich mehr Rath: im Räſonniren, in wiſſenſchaftlichen Begriffen, in Kenntniß allgemeiner Wahrheiten iſt ihm der Städter überlegen.

Dieſer iſt ferner frei: ein zweiter Umſtand, der, wenn er auch nicht ſeinen Charakter ſehr veredelt, doch ihm manchen Anlaß zur Verſchlimmerung benimmt. Der Bauer iſt auch da, wo wie in Deutſchland keine Leibeigenſchaft Statt findet, doch dem Beſitzer des Grundes und Bodens, den er bewohnt, als ſeinem Richter und zugleich ſeinem Dienſtherrn unterworfen, der in dem erſten Verhältniſſe die allgemeinen Geſetze an ihm oder in ſeinen Angelegenheiten zu vollziehen, in dem andern beſondre Dienſte und Abgaben für ſich ſelbſt zu fordern hat. Der Handwerksgeſelle dient auch: aber er kann ſeinen Herrn verlaſſen, ſobald dieſer ihm nicht mehr gefällt; und dieſer Herr iſt nicht ſeine Obrigkeit. Selbſt der Handwerksmann ſteht in einer mannigfaltigen Abhängigkeit, — unter vielerlei Zwange: aber dieſe Herrſchaft, die über ihn ausgeübt wird, iſt unter Viele vertheilt; ſie iſt weniger ſichtbar und alſo weniger beſchwerlich. Der Bauer hat eine einzige Perſon vor Augen, die ihm durch die Macht, welche ſie ausübt, fürchterlich, durch die Abgaben und Dienſte, die ſie von ihm fordert, oft verhaßt iſt. Er ſieht oder bildet ſich ein, daß ſeine Vortheile mit den Vortheilen dieſer Perſon in beſtändigem Widerſpruche ſtehn. In dieſer Lage, wenn nicht Religion und ein natürlich guter Charakter dem Menſchen zu Hilfe kommt, erlangt Haß, Bitterkeit, Widerwillen die Herrſchaft in der Seele. Und da der Bauer zu ohnmächtig iſt, dieſe Leidenſchaften durch offenbaren Widerſtand auszulaſſen, ſo nimmt er zum Betruge, zur Liſt, zu heimlichen Ränken ſeine Zuflucht.

Dies mag es wohl ſein, was dem Bauer den beſondern Beinamen des tückiſchen zugezogen hat, mit welchem man ſo oft das Eigenthümliche ſeines Charakters bezeichnet.

Ich habe lange ſtudirt, was das Wort tückiſch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede geweſen iſt, eigentlich bedeute. Es iſt nicht gleichgeltend mit betrügeriſch. Es iſt nicht ſo hart als dieſes; es geht aber mehr auf den ganzen Charakter, da das Wort betrügeriſch mehr auf einzelne Handlungen geht. — Das Wort liſtig drückt etwas zu Allgemeines aus: das tückiſche Weſen iſt eine Unterart von der Liſt.

Außer den Bauern ſind es vornehmlich die Kinder, von denen man ſagt, daß ſie tückiſch ausſehen. Es ſoll alſo ohne Zweifel ein Gemiſch von kindiſchem Weſen, von Einfalt, von Schwäche, — mit Bosheit, mit Liſt anzeigen. Ich will die Phyſiognomie zu Hilfe nehmen, um das Geiſtige, welches jener Ausdruck bezeichnen ſoll, mir zu erklären. Jeder erinnert ſich ohne Zweifel, ſolche Geſichter von Bauernknaben geſehn zu haben, wo das eine Auge, oder auch vielleicht beide unter den halbgeſchloſſenen Augenliedern wie verſtohlen hervorſchielen, der Mund offen und zu einem ſpöttiſchen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Bruſt angedrückt oder doch zur Erde geſenkt iſt, als wenn er ſich verbergen wollte: mit einem Worte Geſichter, in welchen ſich Furcht, Blödigkeit, Einfalt, mit Spott und Abneigung vermiſcht, abmalen. Solche Knaben ſtehen, wenn man Etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und ſtumm wie ein Stock; ſie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln ſind wie ſteif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde ſich ein wenig entfernt hat, laufen ſie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Man kann nach wahrſcheinlichen Vermuthungen glauben, daß einige mit dieſem Ausdrucke des Geſichts, mit dieſem Betragen übereinſtimmende Züge in dem Charakter des Bauern mehr als in dem Charakter anderer Stände lebenslang herrſchen. Der Gemüthszuſtand, welcher ſich dadurch zu erkennen giebt, ſcheint der oben angezeigten beſondern Lage angemeſſen zu ſein, in welcher der Bauer ſich befindet. Sein niedriger Stand, ſeine Dienſtbarkeit, ſeine Armuth bringen ihm eine gewiſſe Furcht vor den Höhern bei; ſeine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegſam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwiſſend; der öftere Widerſpruch ſeines Willens und ſeiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen ſeiner Vorgeſetzten giebt ſeinem Gemüthe eine Anlage zum Haſſe. Er wird alſo, wenn die Fehler ſeines Standes bei ihm nicht durch ſeine perſönliche Eigenſchaften aufgehoben worden ſind, jenem Knaben beſonders im Betragen gegen ſeine Obern ähnlich ſein. (Und gerade die Obern und Herren des Bauern ſind es auch, die ihm den tückiſchen Charakter zuſchreiben.) Er wird Verſtellung an die Stelle offenbaren Widerſtandes ſetzen; er wird vor den Augen derſelben demüthig, nachgebend, ſogar ihnen ergeben ſcheinen, und wo er glaubt, verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren Willen und ihr Intereſſe thun. Er wird auf Ränke und Intriguen ſinnen, die demunerachtet nicht ſo fein ausgeſponnen ſein werden, daß ſie ſich nicht ſollten bald durchſehn laſſen.

Man kann zwei Hauptunterſchiede, wie in den Schickſalen, ſo in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz Unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sclaverei ſeufzt, wird in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande fühllos ſich Alles gefallen laſſen, ohne den mindeſten Widerſtand zu thun, ſelbſt ohne den Wunſch nach Erleichterung in ſich zu fühlen: er wird ſich ſelbſt zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieſer Schlafſucht durch beſondre Umſtände, durch Aufhetzungen, durch einen liſtigen und kühnen Anführer erweckt wird, dann wird er wüthend wie ein Tiger, und verliert auf einmal mit der Demuth des Sclaven auch alle Gefühle der Menſchlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Geſetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger läſtigen Bedingungen an die Erdſcholle, und mit ihr an den Dienſt des Eigenthümers derſelben gebunden und ſeinem Richteramte unterworfen iſt: dieſer Bauer erträgt gemeiniglich ſeine Beſchwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er ſich dieſelben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halſe zu ſchaffen ſuche: aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit ſeinem Herrn. Deſſen Vortheile zu ſchmälern, die ſeinigen zu vergrößern, das iſt ein Wunſch, den er im Grunde ſeines Herzens immer mit ſich umherträgt, und eine Abſicht, die er insgeheim, ſo oft es angeht, zu verfolgen ſucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern ſeines Herrn, hält er für lange nicht ſo ſchändlich, als wenn er ſie ſich gegen ſeines Gleichen erlaubte. Er iſt nicht der ganz demüthige Sclave ſeines Herrn, er iſt nicht ein für ihn fürchterlicher Feind: er iſt aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorſamer Unterthan; er iſt das, was man wahrſcheinlicherweiſe durch das Wort tückiſch hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückiſchen Weſen kann man als einen Beſtandtheil oder als eine Folge einen gewiſſen Eigenſinn ſetzen, der den Bauer, wenn er in Leidenſchaft iſt, oder wenn ein Vorurtheil ſich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterſcheidet. So wie ſein Körper und ſeine Glieder ſteif ſind, ſo ſcheint es in dieſem Falle auch ſeine Seele zu ſein. Er iſt alsdann taub gegen alle Vorſtellungen, die man ihm macht, ſo einleuchtend ſie ſind und ſo fähig er mit unbefangnem Gemüthe ſein würde, ihre Richtigkeit einzuſehn. Die richterlichen Perſonen, welche in Prozeſſen der Bauern arbeiten, werden zuweilen ſolche Individuen gekannt haben, bei denen es zweifelhaft iſt, ob die Hartnäckigkeit, mit der ſie auf einer augenſcheinlich ungereimten Idee beſtehn, von ihrer Blindheit, oder ob ſie von einer entſchloſſenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein ſolcher Schwindelgeiſt anfallen. Sie ſind alsdann gewiſſen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorſtellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechſelung einnimmt, oder welche bei der kleinſten Veranlaſſung wiederkommt, und die, ſo falſch ſie iſt, nicht durch den Augenſchein der Sinne, nicht durch Vorſtellungen der Vernunft weggeſchafft werden kann, weil ſie wirklich nicht in der Seele, ſondern in der Beſchaffenheit der Organe ihren Grund hat.

Nichts bringt mehr gegen den Bauer auf, als wenn man dieſen Eigenſinn an ihm gewahr wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verſtändigen und Gutdenkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit ſeiner Vorſtellungen und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?

Aber auch hier wird der Menſchenfreund Urſache finden, Geduld und Nachſicht zu beweiſen. Es iſt dieſe Hartnäckigkeit nicht immer, ja ſie iſt nur bei dem kleinſten Theil derer, welche ſie beweiſen, Bosheit. Dieſer verführte große Haufe, der gegen ſeine Anführer ein blindes Vertrauen und gegen ſich ſelbſt das Mißtrauen hat, nicht genug überſehen zu können, was zu ſeinem Vortheil oder Schaden iſt: dieſer hütet ſich ſchon, auf die Vorſtellungen, die ihm der Richter, oder der Vorgeſetzte macht, auch nur Acht zu geben. Er fürchtet ſich vor ſeiner eignen Schwäche und hört deßwegen den, welchen er für ſeinen Gegner hält, nicht einmal mit derjenigen Aufmerkſamkeit an, welche nöthig wäre, wenn er von den Gründen deſſelben gerührt werden ſollte*). Andre hingegen ſind durch diejenige Ungelenkſamkeit des Verſtandes, die eine Folge von weniger Kultur und geringen Kenntniſſen iſt, unfähig, aus einer Reihe von Vorſtellungen, in die ſie ſich einmal hineingedacht haben, in eine andre überzugehn. Die Worte, die ſie hören, gleiten, ſo zu ſagen, an ihren Ohren hinweg. Ihr Verſtand vernimmt nichts davon. Und wenn die Rede zu Ende iſt, ſo ertönt in ihrem Kopfe nichts als der alte Satz, den jene Rede widerlegen ſollte. Man ſieht, daß die Hartnäckigkeit, welche aus dieſer Quelle bei den Bauern entſteht, nur durch die Verbeſſerung ihrer Erziehung, und durch die Veredlung ihres Geiſtes wegzuſchaffen iſt.

IV.

Es iſt ein allgemein bekannter und ſchon oft bemerkter Charakterzug des Bauern, daß er gern beim Alten bleibt. Es müſſen ungewöhnlich ſtarke Bewegungsgründe auf ihn wirken, wenn er die von ſeinen Eltern ihm gleichſam angeerbte Art, ſeine Geſchäfte zu treiben, ſo lange ſie ihm nur einigermaßen ſein Auskommen verſchafft, abändern ſoll. Dieſer Hang, den er mit einem großen Theil aller Handarbeiter gemein hat, rührt theils aus Trägheit her, — jede Neuerung erfordert Nachdenken, um ſie zu faſſen, erfordert neue Uebung, um ſie gehörig auszuführen; theils aus Unverſtande, — der Bauer iſt nicht fähig, allgemeine Gründe zu durchdenken, und er hält ſich alſo an die Erfahrung, als ſeine einzige Führerin; theils aus Mißtrauen gegen die Höhern, — die meiſten Vorſchläge zu Verbeſſerungen kommen von der Obrigkeit, oder von den Gutsherren, oder von den Gelehrten, wovon er den einen nicht die nöthige Einſicht, den Andern keinen guten Willen gegen ſich zutraut; theils endlich aus Mangel der Begierde nach einem beſſern Zuſtande, als ſein gegenwärtiger iſt.

Bei einer ſolchen blinden Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten iſt die Dienſtbarkeit des Bauern ſelbſt beinahe das einzige Mittel, wodurch er belehrt werden kann. Als freier Bauer würde er auf ſeinem Acker nie eine neue Methode verſucht haben. Als Fröhner iſt er gezwungen, auf dem Acker ſeines Herrn dergleichen zu verſuchen. Seine Dienſte bei einem verſtändigen Wirthe lehren ihn alſo manches verbeſſerte Ackerwerkzeug, manche nützliche Bearbeitung des Bodens kennen und ſchätzen, die er in ſeiner Hütte würde verlacht haben. Er ſieht zugleich die Wirkung davon vor Augen, und dasjenige Vorurtheil, welches keine Gründe ihm würden benommen haben, muß doch den wiederholten Experimenten, die er gezwungenerweiſe anſtellt, weichen.

---

*) Der Bauer, habe ich oben geſagt, hält ſich für klug und nicht ſelten für klüger als andre Stände. Der Bauer, ſage ich hier, fürchtet ſich in gewiſſen Fällen vor ſeiner eignen Einfalt. Beides kann ſehr wohl mit einander beſtehen. Der Stolz auf ſeinen Verſtand überhaupt und das Mißtrauen gegen ſeinen Verſtand in einzelnen Fällen iſt bei noch mehrern Menſchen vereinigt, als bei den Bauern: — bei denen nämlich, die überhaupt einen eingeſchränkten Verſtand haben. Wenn ſie bloß über ſich und Andre urtheilen, ſo erheben ſie ſich über Andre: wenn ſie aber mit Andern in Sachen zu thun haben, wo es auf ihren Nutzen oder Schaden ankommt, ſo erkennen ſie ihre Schwäche und vergrößern ſie ſich oft.

Uebrigens iſt dieſes Vorurtheil des Alterthums bei einer Claſſe von Menſchen, die mit ganz unentbehrlichen Arbeiten ohne Aufhören beſchäftigt iſt, und die weder Muße noch Fähigkeit hat, à priori Sachen zu durchdenken, überhaupt genommen, mehr nützlich als ſchädlich. Die Erfahrung leitet in der That die Menſchen, wenn ſie von Generation zu Generation, an demſelben Orte, daſſelbe thun, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, gerade auf die Methoden, welche den Umſtänden die angemeſſenſten ſind. Daher kommen die Neuerer, welche, ohne die Localkenntniſſe aus Erfahrung zu haben, aus allgemeinen Gründen glaubten, Aenderungen machen zu müſſen, nach einigen Jahren von Verſuchen, ſo oft auf die zuerſt verachteten Methoden zurück. Verſtändige Landwirthe ſind auch einig, daß viele, und ſelbſt der größte Theil der in neuern Zeiten vorgeſchlagnen Veränderungen keinen weſentlichen Nutzen haben, und daß es überhaupt in der Landwirthſchaft auf die genaue und pünktliche Ausführung mehr, als auf neue Methoden ankomme, wenn man ſich gute Erndten verſchaffen will. Wenigſtens würde der Landmann weit mehr irre gehen, wenn er ſeinen eignen Speculationen traute, oder jedem Rathe eines Reformators Gehör gäbe, als wenn er ſich an die Beiſpiele und die Uebung ſeiner Vorfahren hält, und das, was dieſe gethan haben, nur mit Sorgfalt und Fleiß nachahmt.

V.

Die letzte der oben angezeigten Urſachen von der Anhänglichkeit des Bauern an das Alte, die Gleichgiltigkeit deſſelben gegen die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, verdient noch eine etwas weitere Erörterung, da ihr Einfluß ſich nicht bloß auf dieſen Fehler erſtreckt, ſondern in der That bei ihm das größte Hinderniß alles Fortganges, ſowohl in ſeinem Fleiße und in ſeinen Einſichten, als in ſeinem Wohlſtande werden kann.

Der erſte Schritt zur Bildung des Geiſtes iſt eine feinere Empfindlichkeit der Sinne; der erſte Sporn zur Thätigkeit iſt der Wunſch nach Befriedigung der Bedürfniſſe, welche daraus entſtehn.

Der unterſte Grad dieſer Verfeinerung iſt, daß man einen Unterſchied zwiſchen dem macht, was dem Geſchmack und Gefühl angenehm oder unangenehm iſt. Auch unter den Thieren iſt dasjenige das dümmſte und gröbſte, welches alles frißt, was ihm vorkömmt. Je gewählter das Thier in ſeinem Futter iſt, deſto mehr Fähigkeit, Gelehrigkeit und Anlage zur Sittlichkeit zeigt es auch im Uebrigen. Schon einige Grade weiter iſt derjenige Menſch vorgerückt, und weiter, als je ein Thier kommen kann, der von den Gegenſtänden des Auges und Ohres vergnügt oder beleidigt wird, der an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung ein Wohlgefallen findet, der in der Letztern Licht und freie Luft verlangt; der an ſich und an den Dingen, die um ihn herum ſind, gerne Etwas, das auch bloß zum Schmucke gehört, anbringt. Mit dieſer Verfeinerung der ſinnlichen Begierden wächſt allerdings auch der Fleiß: und er wächſt faſt nur durch dieſe. Denn der Bauer, welchem der Schmutz, darin er lebt, nicht mißfällt, der, welcher ſich nicht vorſtellt, daß er glücklicher ſein würde, wenn er etwas beſſere Speiſen äße, einigen reinlichen Hausrath, manierliche Kleider und ein helles Zimmer hätte, welche Triebfedern ſollte der haben, ſich ſehr zu bemühen?

In dem jetzigen Zuſtande der Dinge und in unſerm deutſchen Vaterlande giebt es noch Bauern genug, welche kein anderes Wohlleben kennen, als das bloße Nichtsthun, — und dann, Uebermaaß in gemeinen Speiſen und Getränken. Wenn ſie bei dieſen Geſinnungen arm ſind, ſo bleiben ſie es auch: wenn ſie durch Zufälle wohlhabend werden, ſo werden ſie zugleich übermüthig. Denn wozu ſollen ſie ihr Geld anwenden, da ſie nicht ihre Bedürfniſſe vervielfältigt haben, da ſie nicht für mehrere Arten des Vergnügens empfindlich geworden ſind, als die auch der Aermſte unter ihres Gleichen genießen kann? Es bleibt ihnen nur eins von folgenden zwei Sachen zu thun übrig; Entweder, wenn ſie gute Wirthe ſind, ſo kaufen ſie ſich größre Güter an, (und dies iſt die beſte Anwendung, die ſie von ihrem Gelde machen können;) oder wenn ſie mehr den Genuß ſuchen, ſo befriedigen ſie damit nur ihre gröbern Sinne, — ſie trinken, ſie ſpielen, ſie gehen deſto mehr müßig. Im erſten Fall iſt das Glück, welches ſie ſuchen, — das, deſſen ſie genießen, der Stolz auf ihren Reichthum; der, da ſie doch deßwegen nicht weniger in dem Verhältniſſe der Unterthänigkeit bleiben, mit den ihnen dadurch aufgelegten Pflichten in Widerſpruch kömmt, und ſie daher ihren Herren vorzüglich beſchwerlich, ſie trotzig und proceßſüchtig macht. Im andern Falle verſinken ſie deſto tiefer in Unſittlichkeit und alle ihrem Stande gewöhnlichen Fehler.

Dergleichen Erfahrungen ſind es ohne Zweifel, die das unglückliche Vorurtheil hervorgebracht oder beſtätigt haben, daß der Bauer nie beſſer ſeine Pflicht thue, als im Elende und unter dem Drucke; und daß Wohlhabenheit und gute Tage ihn verderben. Das lateiniſche Sprichwort, welches dieſes ſagt, *) hat ganz das Gepräge der finſtern Jahrhunderte, woraus es herſtammen mag, und es empört, ich geſtehe es, meine Empfindung äußerſt. Aber alle jene Erfahrungen beweiſen das nicht, zu deſſen Erweis ſie angeführt werden. Es iſt ein großer Unterſchied, ob eine gänzliche und dauerhafte Verbeſſerung mit den Umſtänden des Bauern vorgehe, oder ob einzelne unter ihnen ſich durch plötzliche Glücksfälle bereichern. Die Letztern können leicht übermüthig und unſittlich werden. Denn da ſie nicht durch ihre Erziehung und durch die allmäliche Verfeinerung ihres Geſchmacks zu dem Gebrauche ihres Vermögens vorbereitet worden ſind; ſo erhalten ſie dadurch nur Mittel, in denjenigen groben Leidenſchaften mehr auszuſchweifen, von welchen ſie in ihrer Armuth waren beherrſcht worden. Im erſten Falle hingegen, wenn der ganze Stand der Bauern, durch ſtufenweiſen Fortgang ihres Fleißes und eine allmäliche Erleichterung ihrer Laſten zu einem größern Wohlſtande gelangt, wird dadurch gewiß auch ſein moraliſcher Charakter veredelt. Durch die Kenntniß mehrerer Bequemlichkeiten und die Liebe zu einem gewiſſen Luxus wird er von grober Schwelgerei abgehalten. Ueberdies bekömmt eine wohlhabende Bauerſchaft mehr Ehrliebe, und etwas mehr Achtung gegen ſich ſelbſt. Sie giebt ihren Kindern eine etwas beſſere Erziehung. Sie kömmt den höhern Ständen etwas näher. Eben dadurch lernt ſie aber auch die großen Vortheile und Vorzüge derſelben kennen: und dies unterdrückt hinwiederum bei ihr den Stolz, den der Reichthum erregen könnte.

VI.

Es iſt eine Folge langer und immerwährender Abhängigkeit, und zwar um deſto mehr, je ſklaviſcher ſie iſt: daß die in derſelben lebenden Menſchen ſich gewöhnen, auch in Abſicht ihres Unterhalts ſich mehr auf ihre Obern als auf ſich ſelbſt zu verlaſſen. Es iſt eine Art von Erſatz für die Sklaverei, daß der Sklave unter allen Umſtänden von ſeinem Herrn ernährt werden muß, wenn dieſer nicht ſein Eigenthum verlieren will; es iſt aber auch eine Folge derſelben, daß der Sklave den Gedanken, ſich ſelbſt zu ernähren, aufgiebt.

Es iſt daher kein gegründeter Einwurf gegen die Vorzüge derjenigen Verfaſſung, worin der Bauer Freiheit und Eigenthum hat, daß der leibeigne Bauer ſelbſt dieſe Vortheile, wenn ſie ihm angeboten werden, von ſich weiſt. Wenn durch eine gewiſſe Lage, ſie ſei den natürlichen Neigungen des Menſchen noch ſo ſehr zuwider, der Geiſt einmal niedergedrückt worden iſt, ſo iſt es kein Wunder, daß er ſich zu der beſſern unfähig fühlt, und alſo auch nach und nach die Luſt dazu verliert. Insbeſondere aber wird in unſerm Falle der Trieb, durch eignen Fleiß nicht nur ſein Auskommen zu erwerben, ſondern auch Etwas für ſich auf Fälle der Noth, oder für ſeine Kinder bei Seite zu legen, bei dem Bauer, welcher lange in armſeliger Abhängigkeit geſchmachtet hat, unwirkſam und ohne Einfluß. Er bekömmt den Bettlerſinn; ſein armſeliger Zuſtand behagt ihm, wofern er nur weiß, daß ſein Herr ihm Brod geben muß, wenn er keines hat. Die Sicherheit ſeines Unterhaltes iſt ihm mehr werth, als die Hoffnung, zu gewinnen: und jene glaubt der träge gewordene Leibeigene mehr in dem Eigennutze ſeines Herrn, der keinen Unterthan, ohne ſelbſt Schaden zu leiden, verhungern laſſen kann, als in ſeinem Fleiße zu finden.

Die unzählbaren Abſtufungen, die es, auch nur in dem Bezirke unſers Landes, von der Dienſtbarkeit der Bauern und den Rechten ihrer Herrn giebt, machen, daß ein Gemälde dieſer Art nur auf einen kleinen Theil der Claſſe, von welcher die Rede iſt, vollkommen paſſet; und daß, wer daſſelbe mit dem Zuſtande eines einzelnen Bezirks, eines einzelnen Dorfs vergleichen wollte, es leicht für unähnlich und ſchlecht getroffen halten könnte. Aber es iſt nothwendig, in einer ſolchen Schilderung diejenigen Züge abgeſondert darzuſtellen, die in der Wirklichkeit mit vielen andern Umſtänden vereinigt erſcheinen, wodurch ihre Natur mehr oder weniger verändert wird. Es iſt nothwendig, die Urſachen, deren Wirkungen man unterſuchen will, in ihrer ganzen Kraft und ungeſchwächt von Hinderniſſen anzunehmen. Es iſt alsdann leicht, diejenigen Fälle zu bemerken, wo jene Urſachen weniger vollſtändig vorhanden geweſen ſind, oder wo ihnen durch begleitende Umſtände Widerſtand geleiſtet worden iſt.

So wird man auch endlich dieſen Bettlerſinn der Bauern, dieſe Sorgloſigkeit für die Zukunft, dieſe Geneigtheit ſich wegen ihrer Ernährung auf ihren Herrn, den ſie doch nicht lieben, zu verlaſſen, dieſe Gleichgiltigkeit gegen alle Mittel, ſich aus einer ſolchen Abhängigkeit zu reißen: dies Alles wird man, bald mehr, bald weniger, — im Ganzen aber immer im Verhältniſſe

---

*) **Rustica gens optima flens, pessima ridens.**

der Strenge der Leibeigenſchaft finden. Dies iſt alſo Beweiſes genug, daß jene Eigenſchaft des Gemüths aus dieſer Lage entſteht.

VII.

Man begreift unter dem Namen der Bauern zweierlei Leute, die in Abſicht ihrer Lage und ihres Verhältniſſes mit ihrem Herrn von einander merklich unterſchieden ſind: ich meine die Beſitzer von Bauergütern, — und diejenigen eigentlichen Fröhner, welche von dem Lohne der Dienſte, die ſie ihrem Herrn leiſten, ganz allein oder vornehmlich ihren Unterhalt haben.

In Aufklärung, in äußern Sitten ſind Beide, wie in der Mundart die ſie reden, einander faſt gleich: weil ſie in beſtändigem Umgange mit einander und in gleichem Maße von den geſitteten Ständen abgeſondert, ſich durch einander wechſelsweiſe bilden. Im Charakter aber, in den Grundſätzen, wonach ſie in dem geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verkehr handeln, in den Geſinnungen und dem Betragen gegen ihre Herren, weichen ſie durch merkliche Schattirungen von einander ab. Das iſt wenigſtens der Erfahrung und dem Zeugniſſe derjenigen Gutsherrn gemäß, welche Dörfer, worin eine ſtarke Bauerſchaft iſt, und ſolche, worin es nichts als Gärntnerſtellen giebt, zugleich beſitzen. Unter den eigentlichen Bauern herrſchen diejenigen Fehler vorzüglich, welche dem Stande und der Beſchäftigung ankleben; als Grobheit, Anhänglichkeit an alte Vorurtheile, und Eigenſinn; unter den Dienſtleuten hingegen diejenigen, die aus der Knechtſchaft, aus der ſchlechten Erziehung und aus der Armuth entſtehn: Verſtellung, heimtückiſches Weſen und Dieberei. Jene, da ſie von ihrem Herrn mehr abgeſondert leben, können auch weniger durch ihn gebeſſert werden; da ihr Intereſſe weniger an den Vortheil ihres Herrn gebunden iſt, und ihre Dienſte nicht durch den Antheil, den ſie an ſeinen Erndten haben, vergütet werden: ſo thun ſie unwilliger Dienſte; ſie ſind ſchwerer im Gehorſam zu erhalten, und wenn ſie einmal aufſätzig geworden ſind, ſchwerer zur Ruhe zu bringen. Dahingegen haben ſie oft alle übrigen Tugenden des Menſchen und des Hausvaters, in dem Maße und nach den Verſchiedenheiten, als man ſolche bei jedem andern Stande findet. Wenigſtens ſind gewiß die Vernünftigſten, die Edelſten des Bauernſtandes unter denjenigen zu finden, die ihren väterlichen Acker ſelbſt pflügen. Dieſe, (die Hofgärtner), werden durch die beſtändige Aufſicht, unter der ſie bei Leiſtung ihrer Dienſte ſtehn, wenn ſie auch für ſich ſelbſt Hang zur Ausſchweifung und zur Faulheit hatten, in einer gewiſſen Ordnung und zum Fleiße angehalten; ſie ertragen die Unterthänigkeit leichter und verweigern den Gehorſam ſeltner, weil ſie Vortheil davon haben, wenn ihres Herrn Wirthſchaft gut beſtellt wird: aber ſie können auch, wenn ſie aufgebracht werden, zu einem viel höhern Grade von Bosheit kommen. Sie ſind ſo gewöhnt, zu ihren Arbeiten getrieben zu werden, daß ſie ohne Aufſicht, ſich ſelbſt überlaſſen, ſelten ihre Schuldigkeit thun. Sie haben endlich häufiger diejenigen Fehler, die mit der Verſtellung und mit einem kleinen, niedrigen Eigennutze verbunden zu ſein pflegen, — Unredlichkeit gegen ihren Herrn und Neid gegen ihres Gleichen.

Unter den Bauern, welche Eigenthümer und wohlhabend ſind, beſonders wenn ihr Wohlſtand durch einige Generationen fortgedauert hat, entſteht ein gewiſſer Familienſtolz, der ſich von dem perſönlichen ſehr deutlich unterſcheidet, und der als charakteriſtiſch in dieſer Claſſe und unter ſolchen Umſtänden angeſehen werden kann. Der reiche Handwerksmann iſt auch ſtolz; aber ſelten bleiben ſeine Kinder bei demſelben Gewerbe; wenigſtens iſt es ein außerordentlicher Fall, wenn durch etliche Generationen hindurch Wohlſtand und Beſchäftigung zugleich in einer und derſelben Familie fortleben. Dadurch allein aber nur kann der Name einer Familie, in dieſer Zunft, unter dieſer Claſſe von Bürgern, ein Anſehn, einen gewiſſen Vorzug bekommen. Bei reichen Bauern treffen dieſe Umſtände weit öfter zuſammen. Die Familien können lange wohlhabend bleiben, ohne doch ihren Stand zu verlaſſen, oder ihren Wohnſitz zu verändern. Ihre Zweige breiten ſich oft in derſelben Gegend weit aus. Mit dem Namen derſelben verknüpft ſich alſo endlich in der Geſellſchaft, unter welcher ſie immer gelebt haben, ein gewiſſer Vorzug. Dies erregt den Stolz, wovon ich rede. Ein Bauer dieſer Art thut ſich etwas darauf zu Gute, aus dieſem und dieſem Geſchlechte herzuſtammen, zu den Kunzen und Heinzen zu gehören, die in der Gegend, wo er lebt, die angeſehenſten ſind. Dieſer Stolz, der dem Adelſtolze ähnlich iſt, wird dadurch vergrößert, wenn ſich mehrere ſolcher Familien oft unter einander verheirathet haben. Kömmt irgend noch ein andrer Unterſchied in Herkunft, Sitten oder Tracht hinzu: ſo wird dieſes Syſtem von bäuriſchem Adel noch vollſtändiger ausgebildet. — Ein Beiſpiel davon ſind die Altenburgiſchen Bauern. Aber auch, wo ſie keinen ſolchen statum in statu ausmachen, findet man Gegenden, wo gewiſſe wohlhabende Bauernfamilien, unter einander verſchwägert, ſich die beſten Güter zu eigen gemacht haben. Und dieſe ſind es, die ſich auch auf ihren Stand, als Bauern, auf ihre Tracht und auf Alles, was den Stand anzeigt, etwas zu Gute thun. Man hat deren geſehen, welche wohlhabende Bürgerstöchter geheirathet haben, aber nur unter der Bedingung, daß ſie ſich wie Bäuerinnen trügen. Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Eheweiber ſich unter ihrer Claſſe als wohlhabender, durch eine größre Koſtbarkeit ihrer Kleidung auszeichneten, aber nicht, daß ſie ſich durch eine fremde Kleidung von derſelben abſonderten.

VIII.

Es iſt eine allgemeine Eigenſchaft derer, welche mit Strenge beherrſcht werden, daß ſie diejenigen hinwiederum ſtrenge beherrſchen, die unter ihnen ſtehn. Es giebt, der Erfahrung gemäß, keine ärgern Despoten, als die, welche es aus Sclaven geworden ſind. Ein altes Sprüchwort ſagt das Nämliche vom Bauer, der zum Edelmanne wird. Und ſchon in dem Stande der Unterthänigkeit ſelbſt, wenn der Bauer noch täglich Gelegenheit hat zu erfahren, wie weh der Druck und die Härte eines Obern thue, iſt er doch geneigt, ſeine Kinder und ſein Geſinde hart zu behandeln. Nicht, daß er einen genauen Gehorſam, und auf eine gleichförmige Art von ihnen fordert: ſondern er giebt nur ſeinen Leidenſchaften ohne Einſchränkung gegen ſie nach. Er ſtraft ſie oft unmäßig ſtrenge wegen kleiner unvorſätzlicher Fehler, beſonders wenn dadurch etwas von ſeinem Eigenthume iſt verletzt worden, und läßt große muthwillige hingehen, ohne ſie zu bemerken. Dies iſt auch der größte Fehler, den er bei der Erziehung ſeiner Kinder begeht, und wodurch er ſie, anſtatt des Gehorſams, Bosheit und Widerſetzlichkeit lehret.

Ueberhaupt ſind Zorn und Furcht die beiden Leidenſchaften, welche bei rohen Gemüthern die Oberhand haben und gewöhnlich wechſelsweiſe dieſelben beherrſchen. Die Liebe der beiden Geſchlechter gegeneinander, die bei den höhern Ständen ſo viel zur Bildung der Sitten und des Charakters beiträgt, indem ſie das eine Geſchlecht auf Alles, wodurch es dem Andern gefallen kann, aufmerkſam, und nach den Eigenſchaften, wodurch es dem Andern liebenswürdig wird, begierig macht, hat bei dem Stande, von welchem wir reden, weniger oder doch einen ganz andern Einfluß. Die Liebe iſt bei ihm meiſtentheils eine Sache der Sinne und des Temperaments. Die Imagination wird nicht ſehr dadurch ins Spiel geſetzt; es verbinden ſich wenige moraliſche Gefühle damit; und die Begierde zu gefallen wird nicht erreget. Ueberdies haben die Bauern nicht genug Muße, aus der Liebe eine Beſchäftigung zu machen. Nur auf zweierlei Weiſe wirkt dieſer Trieb auf den Charakter der Bauern: zum Schlimmen durch Ausſchweifungen, bald vortheilhaft, bald nachtheilig durch das Heirathen. Liederlichkeit und Unzucht hat bei ihnen, wie bei allen Ständen, die Folge, zugleich nachläſſige Wirthe und Verſchwender, — oft Spieler und Trunkenbolde zu machen. — Doch iſt dies nicht von einer einmaligen Ueberraſchung der Sinnlichkeit, ſondern von der Herrſchaft derſelben zu verſtehn. Viele gefallene Mädchen ſind treue Weiber geworden, und der Bauer hat ſich oft als Ehemann und Hausvater ſehr gut aufgeführt, welcher als junger Burſche ausgeſchweift hatte. — Was die Wirkung der Verehelichung betrifft, ſo iſt dieſelbe bei den Männern vielleicht am ſichtbarſten. Viele derſelben heirathen ſich, wie man zu ſagen pflegt, beſſer, artiger, fleißiger als ſie vorher waren. Ich weiß nicht, ob es eben ſo viel Beiſpiele von Weibern giebt, die ſich durch das Heirathen verbeſſert hätten. — Andere verderben, — werden aus fleißigen und ordentlichen Jünglingen faule und liederliche Ehemänner. Dieſes, welches in allen Ständen zuweilen geſchieht, iſt bei dem Bauer deſto weniger zu verwundern, weil das Weib in ſeiner Haushaltung von großer Wichtigkeit iſt, und zum guten oder ſchlechten Fortgange der Wirthſchaft, durch ihre Eigenſchaften und ihre Arbeit, beinahe noch mehr beiträgt als der Mann. Daß dem wirklich ſo ſei, beſtätigen die Zeugniſſe Aller, die ſich um den Wohlſtand der Bauern durch eine Reihe von Jahren bekümmert haben; und wie es zugehe, erhellet aus zwei Betrachtungen. Erſtlich, das Weib hat die Milchwirthſchaft über ſich: und an vielen Orten machen die Kühe den vornehmſten, — an Allen aber einen ſehr wichtigen Theil des Reichthums von dem gemeinen Landmanne aus. Ferner bei einer ſo kleinen Haushaltung, als die ſeinige iſt, kömmt auf das Zurathehalten, Sparen und Vertheilen eben ſo viel an als auf das Erwerben. Dieſes kann oft durch den größten Fleiß des Mannes nicht erhöht werden: durch die häusliche Wirthſchaft des Weibes aber kann der nämliche Erwerb ungleich weiter ausreichen. Viele mittelmäßige Wirthe kommen vorwärts durch gute Weiber: aber ein liederliches Weib richtet den fleißigſten Mann zu Grunde. Wenn nun aber in der ehelichen Geſellſchaft der Bauern die Dienſte der Frau von ſo großer Wichtigkeit für die Wirthſchaft des Mannes ſind, ſo kann es nicht fehlen, daß nicht auch ihr Betragen einen Einfluß auf den Charakter deſſelben haben ſollte. Derjenige arbeitet mit mehr Luſt, welcher ſieht, daß er Etwas vor ſich bringt: das wirthſchaftliche Weib alſo, durch deren Sorgfalt dem Manne ſein Erwerb mehr zu Gute kommt, macht oder erhält denſelben auch fleißig. Auf der andern Seite, wenn im Hauſe, in dem Gebiete des Weibes, Verſchwendung und Unordnung herrſchen, und das, was der Mann außer dem Hauſe im Schweiße ſeines Angeſichts erarbeitet hat, aufzehren oder fruchtlos machen: dann wird der Fleiß des Letztern bald nachlaſſen, und oft wird ihn der Unmuth darüber zum Trunke und zur Liederlichkeit verleiten. Ferner, ein verträgliches, gutes Weib hält den Mann in den Stunden der Ruhe und der Erholung zu Hauſe; ein zänkiſches treibt ihn fort und macht, daß er die Schenke und das Spiel ſucht. Endlich, das weibliche Geſchlecht iſt auch bei dieſem Stande, wenn es gut geartet iſt, gemeiniglich frömmer als das unſrige; und in der Ehe mit einer ſolchen Gattin wird der Bauer zu einem häuslichen Gottesdienſte gewöhnt, der, wenn er nicht geradezu ihn beſſert, doch als eine ernſthafte und regelmäßige Beſchäftigung ihm nützlich iſt.

So wirkt bei den Bauern die Verbindung der beiden Geſchlechter. Weniger durch Zärtlichkeit und Leidenſchaft, als durch die Gewohnheit, das Beiſpiel und die Triebfedern des Eigennutzes. Faſt eine gleiche Bewandtniß hat es mit den übrigen Arten der Liebe und den Verbindungen, worauf ſie ſich beziehn, — mit der Zuneigung zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Geſchwiſtern, zwiſchen Freunden. Sie iſt ſelten unter Leuten dieſes Standes zärtlich, ſo daß das Gemüth damit immer beſchäftigt und davon belebt ſei, aber ſie iſt deswegen nicht weniger reell, in ſofern ſie auf die Erfüllung weſentlicher Pflichten geht. Sie äußert ſich mehr bei außerordentlichen Gelegenheiten durch Dienſtleiſtungen, als durch eine beſtändige Gefälligkeit in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens; mehr durch Beiſtand in Krankheiten und bei Unglücksfällen und durch thätige Hilfe bei der Arbeit, als durch ein angenehmes, gefälliges, liebreiches Betragen und durch das Verlangen nach dem Umgange der geliebten Perſon.

Dies iſt nun das Bild des Bauern, ſo wie ich es habe entwerfen können. Vielleicht fehlen noch viele Züge dazu, welche zu bemerken ein längerer und weniger unterbrochener Umgang mit ihnen nöthig geweſen wäre. — Vielleicht giebt es falſche Züge darin, die ich aus einzelnen Beobachtungen abſtrahirt und zu ſchnell auf den ganzen Stand angewendet habe. Immer werden aber doch einige der angeführten Eigenſchaften, die auch dem gemeinſten Beobachter nicht entgehen können, als Unterſcheidungsmerkmale dieſes Standes angeſehen werden, — und alſo Perſonen, die mit demſelben zu thun haben, zu einem Leitfaden dienen können.

Adam Chriſtian Gaspari

ward am 18. November 1752 in Schleuſingen geboren, erhielt, nachdem er ſeine akademiſchen Studien vollendet, eine Hofmeiſterſtelle bei dem Grafen Moltke auf Noer, im Holſteiniſchen, und privatiſirte dann eine Zeit lang in Hamburg, Erfurt und Weimar. Im Jahre 1790 ward er Doctor der Philoſophie und 1795 außerordentlicher Profeſſor derſelben Wiſſenſchaft an der Univerſität Jena, vertauſchte jedoch dieſes Amt 1797 mit einem gleichen am Gymnaſium zu Oldenburg. Er legte daſſelbe indeſſen bereits 1798 nieder und hielt ſich als Privatgelehrter abwechſelnd in Wandsbeck und in Weimar auf, bis er 1803 als K. Ruſſiſcher Hofrath und Profeſſor der Geſchichte und Geographie nach Dorpat berufen wurde. — Von hier begab er ſich 1810 in gleicher Eigenſchaft nach der Univerſität Königsberg. Er ſtarb am 27. Mai 1830. —

Von ihm erſchien im Druck:

Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniß der Geſchichte und Staatsverwaltung nordiſcher Reiche. Hamburg 1786—90. 3 Bde.
Ueber den methodiſchen Unterricht in der Geographie. Weimar 1791. 5. A. 1819.
Lehrbuch der Erdbeſchreibung. 1r Curſus. Weimar 1792. 17. A. 1831. 2r Curſus. Weimar 1793. 11. A. 1826.
Vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. Weimar 1797 —1801. 2 Theile.
Der Deputationsreceß. Hamburg 1803.
Vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung (mit Hoſſel, Cannabich, Fröbel, Guthsmuths, Ukert). Weimar 1819—1832. 23 Bände.

G. erwarb ſich ſeiner Zeit großes Verdienſt durch ſeine gründliche, umſichtige und genaue Behandlung der Geographie und Statiſtik; namentlich wurden ſeine Lehrbücher bei dem Jugendunterricht faſt allgemein gebraucht, bis ſie in den neueſten Tagen durch zeitgemäßere Werke in dieſer Wiſſenſchaft verdrängt wurden. —

Johann Chriſtoph Gatterer

ward am 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg geboren, ſtudirte in Altdorf, vorzüglich Geſchichte und deren Hilfswiſſenſchaften, und erhielt 1755 eine Lehrerſtelle bei dem Gymnaſium zu Nürnberg. 1758 kam er als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Göttingen, ſtiftete dort 1764 das hiſtoriſche Inſtitut und ſtarb daſelbſt als Hofrath, Director des eben erwähnten von ihm geſtifteten Inſtituts und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften am 5. April 1799.

Er gab heraus:

Allgemeine hiſtoriſche Bibliothek u. ſ. w. Halle 1767—1771. 16 Theile.
Abriß der Chronologie. Göttingen 1777.
Abriß der Diplomatik. Göttingen 1798.
Practiſche Diplomatik. Göttingen 1799.
Abriß der Genealogie. Göttingen 1788.
Handbuch der neueſten Genealogie und Heraldik von 1759—1772. Nürnberg 1761—1772.
Abriß der Geographie. Göttingen 1775. N. A. 1793.
Practiſche Heraldik. Nürnberg 1791.
Hiſtoriſches Journal. Göttingen 1772—1781. 16 Thle.
Grundriß der Numismatik. Göttingen 1772.
Abriß der Univerſalhiſtorie. Göttingen 1765. N. A. 1773.
Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſalhiſtorie. Göttingen 1771. 2 Thle.
Handbuch der Univerſalhiſtorie. Göttingen 1761—1764. 2 Thle.
Kurzer Begriff der Weltgeſchichte. 1r. Th. Göttingen 1785.
Ideal einer allgemeinen Weltſtatiſtik. Göttingen 1773.
Verſuch einer Weltgeſchichte bis zur Entdeckung von Amerika. Göttingen 1792.
Die Weltgeſchichte in ihrem ganzen Umfange. Göttingen 1785—1787. 2 Thle.
32 Stammtafeln zur Weltgeſchichte. 1e Sammlung. Gr. 4. Göttingen 1790.
Einzelne Abhandlungen, Programme u. ſ. w.

Gatterer erwarb ſich um die hiſtoriſchen Studien namentlich dadurch ein großes Verdienſt, daß er für dieſelben, und vorzüglich bei dem akademiſchen Vortrage, eine beſſere

Methode anwandte, ſo wie einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft mit eben ſo tiefer Gründlichkeit als ausgebreiteter Gelehrſamkeit behandelte und ein helleres Licht über ſie verbreitete, indem er namentlich das Gebiet der hiſtoriſchen Kritik erweiterte und das Feld der übrigen Hilfswiſſenſchaften, die er ſämmtlich genau ergründete, mit großem Fleiße anzubauen verſtand. Sein Styl entbehrt zwar der Anmuth und Leichtigkeit, iſt aber präcis, körnig und correct. —

Vom hiſtoriſchen Plan und der darauf ſich gründenden Zuſammenfügung der Erzählungen.

Daß eine Nation, die ihren Geſchmack verbeſſern will, die guten Muſter der Alten zuerſt ſtudieren und nachahmen müſſe, alsdann aber erſt etwas Eigenes mit Zuverſicht wagen könne, iſt eine alte und bekante Erfahrung; und wir leben in Zeiten, da man die Wirkungen hievon auch unter uns in Teutſchland wahrnimmt. Ich würde mich an meiner Nation verſündigen, wenn ich damit ſoviel ſagen wollte, daß der deutſche Geſchmack erſt in unſern Tagen ſich vortheilhaft zn zeigen angefangen habe. Keine, mit unſerer Literatur bekante ausländiſche Nation, ſolte es auch die immer ſich ſelbſt nur ſchätzende Franzöſiſche ſeyn, kan, ohne durch die Sache ſelbſt beſchämt zu werden, läugnen, daß ſie nicht, ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, von Zeit zu Zeit in Schriften der Teutſchen Unterricht und Vergnügen gefunden. Allein dieſe Werke von Teutſchen, die den Ausländern mit Rechten gefallen, können wir uns, als Teutſche betrachtet, nicht zueignen, da ſie in einer Sprache geſchrieben ſind, die nicht die unſrige iſt. Wenn ich alſo behaupte, daß man jetzt auch unter uns deutliche Merkmale von dem vortheilhaften Umgange mit den Alten finde, ſo ſieht man leicht, daß ich von Schriftſtellern rede, die ſich über das Vorurtheil unſerer Väter erhoben haben, „man müſſe, wenn man einen zu guten Geſchmack hätte, um Zeſianiſch ſchreiben zu wollen, Lateiniſch ſchreiben, und alsdann erſt Beyfall der Welt und Unſterblichkeit ſicher hoffen.“

Die Dichtkunſt hat unter uns bereits einen ſolchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß man uns nicht leicht einen groſſen Dichter unter den Griechen und Römern wird nennen können, der nicht an einem unſerer Dichter einen kühnen Nebenbuhler, oder auch völlig ſeines Gleichen, und an einem und dem andern vielleicht noch etwas mehr, als ſeines Gleichen, gefunden hat.

Aber auch faſt nur die Dichtkunſt allein iſt es, die von unſerer Nation in der Mutterſprache vortheilhaft bearbeitet worden: wenigſtens iſt die Muſe, die der Geſchichte vorſtehet, unſern teutſchen Genies noch nicht ſonderlich günſtig geweſen. Erſt in unſern Tagen fängt man an zu glauben, daß es wol auch gut wäre, in der Mutterſprache Geſchichtbücher zu beſitzen, die auf das Lob der Alten Anſprüche machen, und die Vorwürfe der ausländiſchen Neuen durch die That ſelbſt widerlegen könten. Vielleicht iſt jetzt auch die rechte Zeit vorhanden, ein ſo ſchönes und rühmliches Vorhaben mit glücklichem Erfolge auszuführen. Die Hiſtorie, die, ſo lang ſie unter den Menſchen bekant iſt, immer gern ihre Schweſter, die Dichtkunſt, voran gehen läßt, aber auch ſogleich nach ihr den Rang zu behaupten pflegt, die Hiſtorie, ſage ich, findet jetzt unter uns eine durch die Dichter geöfnete Laufbahn vor ſich, eine ausgebeſſerte und erweiterte Sprache, und einen an die Muſter der Alten gewönten Geſchmack. Es kömt nur darauf an, daß man die jüngere Schweſter nicht von dem Wege der ältern abweichen laſſe, oder vielmehr ſie nur nicht verführe, daß ſie ſelbſt, wenn es auf ſie ankömt, den Fußtapfen derſelben gerne folgt.

Im hiſtoriſchen Plan, denn es iſt Zeit, daß ich den Gegenſtand anzeige, womit ich meine Leſer unterhalten will, in dem hiſtoriſchen Plan alſo, und in der darauf ſich gründenden Zuſammenfügung der Erzählungen ſind die alten Geſchichtſchreiber, wie mich dünkt, noch immer, wo nicht allen, doch den meiſten Neuern überlegen; ungeachtet es eben nicht ſchwer zu ſein ſcheint, die Alten in dieſem Stücke nicht nur einzuholen, ſondern ſogar zu übertreffen. An ſich zwar betrachtet, iſt die Stellung und Zuſammenfügung der Erzählungen eine der ſchwerſten Arbeiten des Geſchichtſchreibers, zumal des neuen, und am meiſten desjenigen, der die Univerſalhiſtorie ſchreiben will, zu einer Zeit, da der Erdboden viel bekanter, und folglich die Anzahl der Nationen, deren Geſchichte und Verfaſſung erzählet zu werden verdient, ungleich größer iſt, als in den Tagen eines Herodots, oder auch eines Polybs und Trogus. Ein Geſchichtſchreiber, der zu unſern Zeiten die Univerſalhiſtorie ſchreiben will, hat, wenn er noch dazu ein Chriſt iſt, eben darum, weil er ein Chriſte iſt, zwar dieſes für allen Geſchichtſchreibern unter den Alten voraus, daß er ſeine Erzählung von Erſchaffung der Welt an bis auf die neueſten Zeiten mit Zuverläſſigkeit fortführen, und ſelbſt in der alten Zeit Nationen beſchreiben kan, deren Geſchichte den Griechen und Römern entweder gar nicht, oder richt hinlänglich bekant war: er iſt aber auch zu der herculiſchen Arbeit verpflichtet, einen Plan von einem unendlich größern Umfange, als der Alten ihrer war, auszuführen, und unzähliche Reihen und Folgen von Merkwürdigkeiten zu verbinden. Gleichwol wird auch ein ſolcher chriſtlicher Verfaſſer einer allgemeinen Geſchichte zu unſern Zeiten, keine vergebliche Arbeit, wie mich dünkt, unternehmen, wenn er die Kunſt der Alten, Erzählungen zu ſtellen und unter einander zu verbinden, oder die größern und kleinern Theile eines weitläuftigen Ganzen geſchickt zu ordnen und zuſammen zu fügen, ausſtudiert, und ſich auf alle Weiſe zu Nutze zu machen ſucht.

Um über den Plan der alten Geſchichtſchreiber vernünftig urtheilen zu können, muß ich meine Leſer bitten, mit mir bis in die Zeiten der Kindheit der Geſchichte hinauf zu ſteigen. Wir finden Anfangs keinen Unterſchied zwiſchen Dichtkunſt und Hiſtorie. Die letztere täuſcht uns immer unter der Geſtalt ihrer Schweſter, der Dichtkunſt, oder vielmehr ſie wird, da ſie ſelbſt noch nicht gebohren iſt, von ihrer Schweſter eine Zeitlang vertreten. In der Folgezeit kömt die Hiſtorie zwar zum Vorſchein, nnd man findet ſie von der Dichtkunſt unterſchieden: allein die Geſchichtſchreiber laſſen doch noch immer aus einigen Merkmalen die Verſchwiſterung ihrer Göttin mit der Poeſie erkennen.

Warum ſchrieb man eher in Verſen, als in Proſa? So fragt man in der*) Literärgeſchichte. Eine wunderliche Frage, bey der man nicht bedenkt, daß die poetiſche, das iſt, eine wortarme und bilderreiche Sprache die erſte Sprache der Welt war, die jederman im gemeinen Leben redte, bis mit der Zeit einige Nationen zu einem ſolchen Reichthum an eigentlichen und unverblühmten Worten und Redensarten gelangten, daß ſich unter ihnen eine proſaiſche Sprache von ſelbſt nach und nach bilden konte, da denn die Bilderſprache ein beſonderes Eigenthum, ein Reſervat, der Dichter worden iſt, ungefähr auf eben die Art, wie die Prieſter, ſonderlich in Egypten, die Bilderſchrift, die zuerſt die einzige Schrift des gemeinen Lebens geweſen iſt, nach der erfundenen Buchſtabenſchrift ſich als eine geheime Schrift, die man ſeitdem die Hieroglyphiſche nennet, zugeeignet haben.

Dieſes vorausgeſetzt, daß Anfangs unter den Menſchen alles, was man redte, oder auch ſchrieb, poetiſch geredet und geſchrieben worden iſt; ſo wird man ſich nicht mehr verwundern, wenn man unter allen Himmelsſtrichen Nationen findet, die den Nachkommen nicht nur Religion und Sitten und Geſetze, ſondern auch Geſchichten, die Werke und Thaten der Gottheit, und die Unternehmungen und Verdienſte groſſer Leute vorgeſungen haben, und zum Theil noch vorſingen: denn unausgebildeten Nationen ſind unſere aufgeklärte Zeiten noch immer erſte und alte Zeiten.

Die älteſte Art der Jahrbücher beſtand alſo überhaupt in ſolchen Geſängen, dergleichen Tacitus unter den Teutſchen gefunden, Karl der Große geſamlet, und das unglückliche Mittelalter wieder verloren hat, oder, welches einerley iſt, der hiſtoriſche Stoff ward zuerſt unter den Nationen von Leuten bearbeitet, die ungefähr eben ſo redeten und ſchrieben, wie diejenigen reden und ſchreiben, die wir im eigentlichen Verſtande Dichter zu nennen pflegen.

Man muß aber, um ſich von den hiſtoriſchen Liedern der erſten Zeiten einen rechten Begriff zu machen, außer der wortarmen und bilderreichen Sprache noch alle übrige Umſtände, in welchen ſich die Sänger befanden, hinzudenken. Die zuerſt angebauten Länder und deren natürliche Beſchaffenheit und Producte, die Verpflanzung ſo wie der erſten Keime von allem menſchlichen Wiſſen, alſo auch des Geſchmacks in hiſtoriſchen Liedern aus dem Oriente, in die übrigen Länder des Erdbodens, die politiſche und häusliche Verfaſſung der erſten Welt, die Menge noch unerhörter Verdienſte in eben jetzt erſt entſtandenen und aus der Zerſtreuung geſamleten Nationen, ja das Anſchauen der groſſen Leute ſelbſt, und die durch alle dieſe und mehr andere Dinge erhitzte Einbildungskraft: alles dieſes muß mit in die Rechnung gebracht, und zuletzt auch dieſes nicht vergeſſen werden, daß die poetiſche Sprache des gemeinen Lebens noch politiſcher, das iſt, bilderreicher geſungen, als geredet, worden, ſo wie gute proſaiſche Schriftſteller unter allen geſitteten Völkern zwar immer die proſaiſche Sprache des Umgangs, aber etwas veredelt, beſſer geordnet und verbunden in Schriften zu gebrauchen pflegen.

---

*) Siehe des ſel. D. Heumanns Conspectum Reipublicae literariae, Cap. III. §. 21.

Wer dieſes erwägt, den wird es nicht befremden, wenn er die hiſtoriſchen Lieder mit bildlichen Ausdrücken und allegoriſchen Vorſtellungen, die dem beſungenen Gegenſtande niemals genau angemeſſen waren, erfüllt ſiehet. Eine Menge von Nationen verlor bei dieſer ſonderbaren Art des hiſtoriſchen Fleiſſes ihre erſte Geſchichte, bis endlich allerley günſtige Umſtände den Unterſchied zwiſchen poetiſchen und hiſtoriſchen Wahrheiten unter einigen Völkern kenntbar und beliebt machten. Nun lernte man auch, daß die Dichtkunſt und Hiſtorie zwar Schweſtern, aber gleichwol ſo verſchieden wären, daß man die eine von der andern unterſcheiden könte und müſte.

Meine Abſicht erlaubt mir nicht, mich über dieſen angenehmen Gegenſtand weiter auszubreiten. Vielleicht hält man das, was ich mehr berührt, als geſagt habe, ſchon für eine Ausſchweifung. Ich kan zu meiner Entſchuldigung nichts anführen, als dieſes, daß ich geglaubt habe, man könne ſich von dem hiſtoriſchen Plane der Alten keinen vollſtändigen Begriff machen, wenn man nicht vorausſetzt, daß Dichtkunſt und Hiſtorie Anfangs nur ein Ding geweſen, endlich aber beyde zwar von einander unterſchieden worden, doch ſo, daß man immer, wenn man eine Geſchichte ſchrieb, dieſelbe nach den Regeln der Gedichte bearbeitete, und den Unterſchied zwiſchen beyden meiſt nur in der Art der Gegenſtände ſetzte. Inſonderheit haben die alten Geſchichtſchreiber ihren Plan faſt eben ſo, wie die Dichter, angeordnet und je älter die Geſchichtſchreiber ſind, deſto mehr beweiſen ſie die genaue Verwandtſchaft der Dichtkunſt und Hiſtorie. Man mag es nun Epiſoden, oder Einſchaltungen, oder wie man ſonſt will, heiſſen, die Alten bedienten ſich dieſes Kunſtgriffes, gleichzeitige Nationen und Begebenheiten zu verbinden: ſie legten eine merkwürdige Nation zum Grunde, und ſchoben in die Geſchichte derſelben an bequemen Orten die Geſchichte anderer Nationen bald ganz, bald ſtückweiſe hinein, und brachten dadurch ein wunderbares Ganze aus unzähligen groſſen und kleinen Stücken heraus.

Ich wünſche, daß dieſes jemand, der Geſchicklichkeit genug dazu hat, durch das Beyſpiel des Plans Moſis, des älteſten Geſchichtsſchreibers, beweiſen möge; durch das Beyſpiel Herodots, des Vaters der Geſchichte unter den Griechen, werde ich es in der Folge dieſes Werks ſelbſt zu beweiſen ſuchen. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mit der Zeit auch von dem Plan anderer Alten zu reden, und von dieſen auf die Neuern überzugehen. Man kan dergleichen Plane als Beylagen oder Documente zu der gegenwärtigen Abhandlung anſehen.

Jetzt will ich, um nachdenkende Perſonen an eines der wichtigſten Hauptſtücke der hiſtoriſchen Kunſt zu erinnern, dasjenige etwas umſtändlich ausführen, was mir unter dem Leſen der alten und neuen Geſchichtſchreiber, in Anſehung des hiſtoriſchen Plans, und der darauf ſich gründenden Zuſammenfügung der Erzählungen beygefallen iſt.

Wenn der Geſchichtſchreiber die mühſame Samlung des hiſtoriſchen Stoffs zu einem Werke vollendet, und aus dieſem Chaos das Merkwürdige ausgeleſen hat: denn unnütze Dinge wird man allemal noch wegzuwerfen finden, wenn man gleich ſchon bey der Samlung des Stoffs nur auf erhebliche und des Andenkens der Menſchen würdige Dinge aufmerkſam geweſen zu ſeyn vermeynet; wenn alſo die Sammlung und Auswahl der Materialien geſchehen iſt, alsdann iſt es Zeit, an den Plan zu denken, nach welchem alle große und kleine Stücke, woraus das Gebäude aufgeführet werden ſoll, am ſchicklichſten in Ordnung gebracht werden können, ſo daß man, nach der Vollendung des Werks, ohne Mühe begreifen kan, warum ein Stück der Materialien eben hieher, und nicht an einen andern Ort geſetzt worden iſt. Dies iſt die erſte Arbeit des Geſchichtſchreibers nach der Samlung und Ausmuſterung des Stoffs, man mag ſie nun die Stellung, oder die Anordnung, oder auch die Anlage der Erzählungen heiſſen.

Hat nun der Geſchichtſchreiber die Stellung der Erzählungen auf eine begreifliche und für den Leſer durchaus bequeme Art entworfen; ſo muß er ferner überlegen, wie aus allen in Ordnung gebrachten Materialien, als ſo vielen für ſich beſtehenden und abgeſonderten Ganzen, ein einziges und wohlverbundenes Ganze entſtehen könne. Und dieſe Verrichtung kan man, wie ich glaube, nicht unſchicklich die Zuſammenfügung der Erzählungen nennen. Wenn ein Verfaſſer in der Stellung oder Anordnung der Erzählungen den natürlichſten und faßlichſten Weg erwählet hat, ſo wird er ohne viele Mühe (denn ich ſetze einen geſchickten Arbeiter voraus) die Zuſammenfügung bewerkſtelligen können. Eine Erzählung bahnet bey ihm der andern, ſo zu ſagen, von ſich ſelbſt den Weg, und der Leſer kan durch leichte und aus der Stellung ſelbſt entſpringende Uebergänge von einem Gegenſtande zum andern geführt werden. Es komt alſo das meiſte auf eine ungezwungene Stellung der Erzählungen an: ehe ich aber von den Mitteln reden kan, die, meinem Bedünken nach, am leichteſten zu dieſem Zwecke führen, muß ich über die verſchiedenen Arten der Geſchichte einige Betrachtungen anſtellen.

Man handelt nicht übel, ja man iſt dazu durch das Anſehen und Beyſpiel der Alten ſelbſt berechtiget, wenn man die verſchiedenen Schickſale der Religion, die abwechſelnden Fortgänge und Hinderniſſe der menſchlichen Erkentnis in den Wiſſenſchaften und Künſten, und die Gaben und Veränderungen der Natur unter allen Himmelsſtrichen, in beſondern Werken beſchreibt, um ſie deſto ſorgfältiger und wichtiger beſchreiben zu können. Denn ſo weit fühlt ſich doch wohl ein jeder ſelbſt, daß er eine umſtändliche, und in allen einzelnen Stücken durch eigene Unterſuchungen geprüfte Nachricht von allen dieſen Dingen nicht von dem Leben und den Einſichten eines einzigen Verfaſſers erwartet, noch auch die Merkwürdigkeiten des ganzen Erdbodens, und aller ihn bewohnenden Nationen, in den Grenzen eines einzigen Werks eingeſchloſſen zu finden glaubt.

Aber das wird ſchwerlich ein Kenner der Sache zu rechtfertigen unternehmen, daß man dieſe, aus der allgemeinen Geſchichte der Völker losgeriſſene und mit vorzüglichem Fleiß bearbeitete Stücke faſt immer ſo angeſehen hat, als wenn ſie einer eigenen Völker- oder Staatsgeſchichte entgegen geſetzt werden könten. Denn was bleibt wol noch dem Verfaſſer einer Staatsgeſchichte übrig, wenn er nichts von Religionsſachen, nichts von der Lage, der natürlichen Beſchaffenheit und den Producten der Länder, und der daraus zu beurtheilenden Emſigkeit, Handlung und Macht der Nationen, nichts endlich von den Künſten und Wiſſenſchaften derſelben ſagen darf? Soll es etwa ein chronologiſches Verzeichniß der Regenten ſeyn, das allenfals noch mit einigen, entweder unerheblichen, oder in eine Biographie gehörigen Lebensumſtänden durchwebt, oder mit Erzählungen von Einzügen, Geburts,-Krönungs-,Vermählungs-,Begräbniß-Feierlichkeiten, oder wie die artigen Staatsceremonien alle heiſſen, aufgeputzt, oder mit den gewöhnlichen Hof- und Liebesränken erbaulich unterbrochen, oder durch Beſchreibungen von Kriegen und Schlachten ſchröcklich gemacht, oder mit andern Nachrichten angefüllet iſt, die entweder ohne die losgeriſſenen Stücke nicht verſtanden und beurtheilet werden können, oder dem gröſten Theile nach gar nicht in die groſſe Hiſtorie gehören, ſondern in derſelben mehr berührt, als beſchrieben werden ſollen? Zu einer ſolchen Staatsgeſchichte, die der Religions-Literär-Natur und Kunſtgeſchichte entgegen geſetzt, und von denen, zu dieſen letztern gerechneten Begebenheiten entblöſſet iſt, wird man unter den Alten kein Muſter finden. Sie iſt ein bloſſes Hirngeſpinſt der neuern Zeiten. Ich weis wohl, was man mir dagegen, aus Liebe zur neuen Mode, einwenden kan; allein bey einer unpartheyiſchen, allenfals auch nur auf eine mittelmäßige Kentnis ſich gründenden Beurtheilung der Sache wird man bemerken können, daß man nur um Worte ſtreiten würde, wenn man das Gegentheil zu behaupten ſich das Anſehen geiben wolte. Es giebt alſo, eigentlich zu reden, nur eine Hiſtorie, die Völkergeſchichte, und dieſe kan entweder alle bekante Nationen, oder einige derſelben, oder auch nur eine einzige betreffen. Von dieſer Seite allein betrachtet, läßt ſich die Hiſtorie in die allgemeine, beſondere und ganz beſondere eintheilen. Wenn man ſich bey dieſen 3. Hauptarten der Völkergeſchichte entweder nur auf einen gewiſſen Zeitraum, oder auf eine gewiſſe Claſſe von Merkwürdigkeiten einſchränket; ſo entſtehen daraus verſchiedene Specialtheile der allgemeinen, beſondern und ganz beſondern Hiſtorie: z. E. die allgemeine Geſchichte eines oder mehrerer Jahrhunderte, die beſondere Geſchichte von Europa, oder von Aſien, von Afrika, von America, die neuere Geſchichte von Teutſchland; eine allgemeine, beſondere, oder ganz beſondere Religionsgeſchichte, oder Litterär- oder Kunſt-,Handlungs-,Kriegsgeſchichte. Eine allgemeine Völkergeſchichte hingegen, die ſich auf alle Arten von Merkwürdigkeiten aller bekanten Nationen ausbreitet, und von Erſchaffung der Welt bis auf unſere Zeiten geht, iſt die wahre und eigentliche Univerſalhiſtorie; ein Werk, das noch nicht geſchrieben iſt, ob ich wohl glaube, daß ſich das bekante Werk der Engländer dem Umfange einer ſolchen allgemeinen Welthiſtorie in manchen einzelnen Theilen nähert.

Vom Plan der hiſtoriſchen Compendien, ſonderlich über die Univerſalhiſtorie.

Ich muß noch einige Gattungen hiſtoriſcher Schriften berühren, weil ſie einen unmittelbaren Einfluß in die Lehre von dem Plan und der Zuſammenfügung der Erzählungen haben. Gleich Anfangs unterſcheiden ſich die hiſtoriſchen Beyträge auf eine merkliche Art von ſyſtematiſchen Werken. Von dem Plan der erſtern habe ich hier nichts zu ſagen, eben darum, weil ſie keine ſyſtematiſchen Werke ſind und weil ſie unter allen Geſtalten gefallen, und auch nützlich ſeyn können. Unter den ſyſtematiſchen Werken machen wir in den neuern Zeiten aus denen für Anfänger geſchriebenen Lehrbüchern eine eigene Claſſe hiſtoriſcher Schriften. Man kan wol dieſen Eifer für den Unterricht der Jugend, ohne unbillig zu ſeyn, nicht tadeln: aber daß ſich viele Verfaſſer ſolcher Lehrbücher recht geflieſſentlich hüten, Geſchmack zu zeigen, als wenn der Geſchmack etwas giftiges für die Anfänger mit ſich führte, das wird manchem nicht gleichgültig ſeyn. Aus dem zu urtheilen, wie man die Geſchichte unter uns mündlich und ſchriftlich vorzutragen pflegt, ſcheint man immer voraus zu ſetzen, ſie wäre nur ein Werk des Gedächtniſſes, und daher geht meiſtentheils die ganze Sorge des Lehrers oder Schriftſtellers dahin, eine Methode zu finden, wie die Begebenheiten am leichteſten ins Gedächtnis gebracht und darin erhalten werden können. Allein man raubt durch ſolche künſtliche, oder vielmehr geſchmackloſe Methoden nicht nur der Geſchichte alle Anmuth, deren ſie auch in kleinen Büchern nicht unfähig iſt (welches nur demjenigen ein geringer Verluſt zu ſeyn ſcheint, der nicht weis oder bedenkt, daß Dinge, die gut erzählet werden, leichter ins Herz dringen, und groſſe Wirkungen in dem Willen des Menſchen erzeugen); ſondern man vergißt auch dabey, daß die Geſchichte nicht darum gelernt werde, um etwas blos im Gedächtniſſe zu haben, ſondern vielmehr, um durch groſſe und rührende Beyſpiele tugendhaft, klug, geſittet, geſellſchaftlich ꝛc. mit einem Worte zu allen Arten von Handlungen und Geſchäften geſchickt zu werden. Aber man muß doch etwas davon im Gedächtniſſe haben? Ja, ich behaupte es ſelbſt. Dazu hat man eben die chronologiſchen Tafeln. Wer aber ein Buch über die Hiſtorie, es mag klein oder groß ſeyn, ſchreiben will, der muß, wie mich dünkt, immer bedenken, daß er keine Tafeln ſchreiben wolle, und daß es Leute in der Welt gebe, welche glauben, daß ſich die Definition der Hiſtorie auf ein jedes Buch müſſe anwenden laſſen, das den Namen Hiſtorie an der Stirne führt.

Was inſonderheit die Univerſalhiſtorie anbetrift, ſo finde ich, daß man ſie bisher unter uns vornämlich auf zweyerley Art für die Anfänger entworfen habe: denn der Plan nach den 4. Monarchien iſt jetzt Gott Lob! ſo ziemlich altmodiſch worden. Man macht alſo ſeit einiger Zeit den Plan meiſtens entweder nach gewiſſen Epoquen, oder nach den Nationen. Die der erſtern Methode folgen, ſetzen gewiſſe Zeitpuncte feſt, und erzählen bei jedem derſelben dasjenige ſtückweiſe hinter einander, was ſich während der Zeit in den berühmteſten Reichen, Staaten und Ländern zugetragen hat. Ich nenne unter den Büchern dieſer erſten Claſſe das Freyeriſche anſtatt aller, weil man nach demſelben bisher viele tauſend Perſonen den Grund zur Univerſalhiſtorie hat legen laſſen, und noch immer darin fortfährt. Ich tadle dieſes Buch nicht durchgehends: es hat wirklich einige Vorzüge für andern; aber ich kann mir doch nichts widerſinnigers vorſtellen, als der Plan deſſelben iſt. Die Geſchichte, die ganz Zuſammenhang ſeyn ſoll, iſt hier in lauter kleine abgeſonderte Stückchen zerſchnitten. Eben das gilt von allen Büchern, die nach Epoquen entworfen ſind, und man wird alſo dieſen Plan ſchwerlich rechtfertigen oder nachahmen wollen. Der ungezwungenſte Plan einer Univerſalhiſtorie für Anfänger ſcheint der zu ſeyn, der nach den Nationen, das iſt, alſo eingerichtet iſt, daß man die Geſchichten der Nationen einzeln hinter einander erzählet, und übrigens bei jeder Nationalgeſchichte die chronologiſche Ordnung beobachtet. Auf dieſe Art haben Puffendorf, Struv, und andere mehr, Univerſalhiſtorien (wiewol doch auch, in Anſehung des allzukleinen Umfangs, nicht im ſtrengen oder eigentlichen Verſtande) geſchrieben. Man wird leicht einſehen, daß auch wider den Plan dieſer Bücher noch ſehr viel eingewendet werden kan. Sie tragen zwar die Geſchichte einer jeden Nation unzerſtückt vor, allein ſie vernachläßigen zugleich gänzlich die Regeln des Gleichzeitigen. Durch dieſe Anmerkung ſcheine ich mir ſelbſt den Proceß, in Anſehung meiner Bücher über die Univerſalhiſtorie, gemacht zu haben. Ich habe bei der Abfaſſung meines Handbuchs lange über die Methode, die Nationen zu ſtellen, nachgedacht, und ich glaubte zuletzt, die bequemſte erwählet zu haben: vielleicht iſt ſie auch zur Erreichung der Abſichten, um deren Willen ich dieſe Bücher geſchrieben habe, nämlich zur erſten Grundlegung, zur Wiederholung, zum Nachſchlagen, nicht ſo unbequem, als die Bücher meiner Vorgänger: wenigſtens wollen mich einige verſichern, daß ſie meine Bücher bisher nicht ohne Nutzen gebraucht haben, und noch gebrauchen. Ich will auch weder ſo gefühllos, noch ſo ungeſittet ſeyn, und durch eigene Verachtung meiner Bücher diejenige, denen ſie gefallen, für partheyiſche, oder für unwiſſende Richter erklären. Man erlaube mir alſo nur das hier anzuführen, was ich ſowol meiner unbezwinglichen Wahrheitsliebe, als auch der Hochachtung gegen das Publicum ſchuldig zu ſeyn glaube. In Anſehung des Umfangs der Merkwürdigkeiten habe ich mir nichts vorzuwerfen, da ich, wie mir deucht, alle Gegenſtände kürzlich zuſammen gefaßt, die eine Univerſalhiſtorie im eigentlichen Verſtande ausmachen: allein in Anſehung des Plans, wovon hier eigentlich die Rede iſt, wird mich das freylich allem Anſehen nach vor ſtrengen Richtern nicht ganz tadelfrey machen können, daß ich in der Stellung der Nationen einige Fehler meiner Vorgänger vermieden, daß ich z. E. die zuſammengehörenden Nationen näher an einander gerücket, daß ich allgemeine Ruhepuncte bey der Sündfluth, bey der groſſen Zerſtreuung des menſchlichen Geſchlechts, bey der Babyloniſchen Gefangenſchaft, bey der Völkerwanderung, gemacht, und auf dieſe Art die beyden Methoden anderer gewiſſermaſſen mit einander verbunden habe. Den Regeln des Gleichzeitigen glaubte ich auſſerdem noch dadurch eine Genüge gethan zu haben, daß ich erinnert, man müſſe, wenn man die Geſchichte der Nationen einzeln hinter einander gelernet oder geleſen hätte (denn von Erlernung der Geſchichte einzelner Nationen muß wohl der Anfang in der Univerſalhiſtorie gemacht werden), das Gleichzeitige derſelben durch den Gebrauch ſynchroniſtiſcher Tabellen ſelbſt herſtellen. Allein, wo ſind die ſynchroniſtiſchen Tafeln, auf welchen alle von mir abgehandelte Nationen neben einander vorgeſtellet ſind? Selbſt die Bergeriſchen, ob ſie gleich die beſten unter allen übrigen ſind, thun die gewünſchten Dienſte nicht, und ſie ſind noch dazu, weil ſie ganz zur Unzeit mit Erzählungen beladen ſind, ſehr mühſam und von den wenigſten zu gebrauchen. Dies hat mich bewogen, nach Maasgabe und zum beſſern Gebrauch meiner Bücher über die Univerſalhiſtorie, ſelbſt *) ſynchroniſtiſche Tafeln auszuarbeiten. Sie ſind theils gedruckt, theils in Kupfer geſtochen. Findet man ſie zu dem Zwecke dienlich, wozu ich ſie verfertiget, ſo bin ich für die groſſe Mühe, die ich darauf verwendet habe, hinreichend belohnt, und meinen Büchern über die Univerſalhiſtorie wird, glaube ich, alsdann nie der Mangel des Gleichzeitigen vorgerückt werden können.

Doch ich eile zu dem Plan anderer hiſtoriſcher Schriften: denn es iſt unſerer Nation zu wünſchen, daß ſie den Vorwurf der Ausländer nicht mehr hören dürfe, als wenn die hiſtoriſche Claſſe ihrer Schriftſteller nur aus Ueberſetzern und Compendienſchreibern beſtünde.

Von dem Plan der Biographien oder Lebensbeſchreibungen.

Die Alten, die nichts von hiſtoriſchen Lehrbüchern wuſten, ſchrieben Biographien, Jahrbücher und eigentliche Hiſtorien, und in allen dieſen Gattungen bemüheten ſie ſich, pragmatiſch zu ſeyn, oder wenigſtens Geſchmack zu zeigen. Ich will zuerſt vom Plane der Biographie reden. Der Biographe iſt, in ſoferne er ein Biographe iſt, kein eigentlicher Geſchichtſchreiber, ſondern er beſchäftiget ſich mit Dingen, die der Geſchichtſchreiber nicht verarbeiten kan und darf. Karl XII u. Peter der Groſſe haben für jenen ſo gut, als für dieſen gelebt. Der Geſchichtſchreiber betrachtet ſie als Fürſten und Krieger, der Biographe als Menſchen. Beyde würden alſo zum Verdruß ihrer Leſer in ein fremdes Amt greifen, wenn ſie ihre Pflichten verwechſelten. Der Biographe vergißt ſeine Niedrigkeit, wenn er die groſſen Begebenheiten, an welchen ſeine Perſonen Antheil haben, umſtändlich erzählet, anſtatt ſie nur zu berühren, oder vorauszuſetzen. Er ſoll ja nur zur Ergänzung der groſſen Geſchichte, nicht die groſſe Geſchichte ſelbſt, ſchreiben. Ein Geſchichtſchreiber aber iſt ſeiner Würde uneingedenk, wenn er bis in das Privatleben der Fürſten und groſſen Leute herabſinket. Eugen erſcheint in der Geſchichte als ein groſſes Werkzeug für Teutſchland in den Händen des Oeſterreichiſchen Hauſes, aber auch ſtets nur als ein Werkzeug, nie als eine Hauptperſon und ſein Leben würde am unrechten Orte ſtehen, wenn es in der Geſchichte von Oeſterreich, oder von Teutſchland, oder gar von Europa erzählet würde. Allein eben ſo unerwartet müßte in einer Lebensbeſchreibung dieſes Prinzen einem verſtändigen Leſer die umſtändliche Hiſtorie des von ihm wider die Türken geführten Kriegs vorkommen. Es iſt natürlich, daß der Biographe des Helden dieſen Krieg nicht vorbeygehen darf, allein er ſoll immer bedenken, daß er nicht die Hiſtorie des Türkenkriegs, ſondern Eugens Leben beſchreibe. Die Marathoniſche Schlacht iſt eine der berühmteſten in der Welt. Miltiades hat ſie gewonnen, und Nepos, ſein Biographe, erzählt ſie nicht, er berührt ſie nur.

Es giebt aber andere Dinge, die der Biographe ausführlich beſchreiben, ja ſelbſt ausſchmücken, mit Betrachtungen und Schilderungen verſchönern darf. Das ganze Privatleben ge-

---

*) Unter dem Titel: Synopsis Historiae universalis, sex tabulis, quarum duae in aes incisae coloribusque illustratae sunt, comprehensa, et Academiae Historicae Goettingensi oblata. Goettingae impensis Auctoris. 1765. fol. maj.

hört zu ſeinem Gebiete: es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß weder bey ihm, noch bey der Perſon, deren Leben er beſchreibt,

Res angusta domi

ſeyn müſſe. Darf er ſich nun gleich nicht bis zur groſſen Geſchichte hinaufſchwingen; ſo hat er dagegen, wenn er anders ein guter Schriftſteller iſt, den Troſt, daß ihn einige Millionen Menſchen mehr, als den Geſchichtſchreiber, mit Nutzen leſen können: denn er beſchreibt den Menſchen.

Da in Biographien die Menge von Sachen nicht ſonderlich groß, auch die Begebenheiten ſelbſt nicht ſo ſehr in einander gewickelt und verſchlungen ſind, als in der eigentlichen Hiſtorie; ſo wird weder die Stellung, noch die Zuſammenfügung der Erzählungen den Biographen in Verlegenheit ſetzen.

Insgemein bringt man die Materialien unter gewiſſe Claſſen, und handelt von einer nach der andern, ohne dabei weder auf die Zeitordnung, noch auch ſelbſt auf eine genaue Zuſammenfügung ängſtlich zu ſehen. Doch vernachläßigen gute Biographen ſelten das bequeme Mittel, durch natürliche Uebergänge den Leſer von einem Stücke zum andern zu führen. Plutarch, Nepos und Sueton gehören zu dieſer Claſſe.

Mich dünkt aber, man könne auch hier überall der Zeitordnung folgen, und gleichzeitige Begebenheiten und Umſtände an den rechten Stellen als Epiſoden einſchalten.

Im übrigen handelt, wie ich glaube, ein Lebensbeſchreiber wohl, wenn er die Notenſucht der Britiſchen Biographie vermeidet; in allen Stücken aber juſt das Gegentheil von dem thut, was Pauli in dem Leben groſſer Helden des letztern Kriegs gethan hat.

Vom Plan genealogiſcher Hiſtorien.

Wir haben, außer den Biographien, noch genealogiſche Hiſtorien, eine gemiſchte Gattung, die aus Genealogie und Biographie zuſammen geſetzt iſt. Der Plan bedarf hier keiner Regeln. Man folgt den Reihen in den Stamtafeln, und wenn ſich eine Familie, wie mehrentheils geſchieht, in mehrere Linien theilt, ſo beſchreibt man eine Linie nach der andern. Die beygefügten Stamtafeln erhalten den Lauf der Erzählung in Ordnung, und gewähren zugleich den Vortheil des Gleichzeitigen eben ſo leicht, als in der eigentlichen Hiſtorie die ſynchroniſtiſchen Tabellen. Köhlers Wolfſteinſche, und Treuers Münchhauſiſche Geſchlechtshiſtorie können zum Muſter dienen.

Ich habe auch einmal eine Geſchlechtshiſtorie geſchrieben. Ich weis nicht, ob ich wünſchen darf, ſie geſchrieben zu haben: wenigſtens ſo jung, als ich damals war. So viel ich ſehe, hat man meine Holzſchuheriſche Geſchlechtshiſtorie *) bisher vielfältig gebraucht, und mir war ſie auch bey meinen diplomatiſchen Beſchäftigungen von jeher ungemein nützlich. Das Werk hat in der That einen reichen, und mit ſorgfältiger Wahl und Richtigkeit ausgefertigten Codicem diplomaticum, allerley die Lehre vom hohen und niedern Adel betreffende, vielleicht nicht ganz bekante, wenigſtens diplomatiſch bewieſene Anmerkungen; die beygefügten Kupferſtiche ſind auch nützlich, den Originalien gemäs, von einigen Gelehrten zum Theil ſchon genutzt, und meiſtens ſauber geſtochen; endlich mag das Werk, nach ſeinem weſentlichen Inhalte betrachtet, vielleicht keine ganz zu verachtende, ſondern nach einem, von unpartheyiſchen Kennern gebilligten Plan abgefaßte Probe von der Anwendung der Urkunden auf die Genealogie ſeyn. Man wird alſo der adelichen Familie, die es mit groſſen Koſten prächtig genug hat drucken laſſen, immer dafür verbunden ſeyn dürfen. Aber die Art des Vortrags in dem Texte? Kein gar zu ſchlechtes Latein, aber = = mit einem Worte, der biographiſche Theil dieſes vielleicht ſonſt nicht unbrauchbaren Werks iſt ungefähr das, was Hallers Leben von Zimmermann iſt, ein unſeliges Mittelding von Panegyr und Hiſtorie = = doch ich rede ja hier nicht von dem Ausdrucke und der Schreibart, ſondern von dem Plan genealogiſcher Hiſtorien, und an dem Plan meiner Holzſchuheriſchen Hiſtorie wird man hoffentlich nicht viel auszuſetzen finden. Was ich indeſſen hier beyläufig geſagt habe, kan den Nutzen haben, daß mein Beyſpiel denen, die es für etwas zu halten ſcheinen, in keinem Stücke im Wege ſtehen möge. Ich liebe die Wahrheit, und haſſe den Irthum gleich heftig an mir ſelbſt, und an andern.

Vom Plan der Jahrbücher.

Es iſt Zeit, daß ich nun auf die Jahrbücher komme. Der Annaliſte hat nicht nöthig, ſich erſt ängſtlich einen Plan zu entwerfen. Er folgt dem Laufe der Zeit, und die Begebenheiten, ſo ſehr ſie auch der Gattung nach von einander unterſchieden ſind, hängen ſich von ſelbſt an ihre Jahre.

Von dem Plan pragmatiſcher Jahrbücher.

Es giebt aber noch eine mittlere Gattung von Annaliſten, die von den eigentlichen Annaliſten nichts, als den Leitfaden der Jahre entlehnen; in der innern Einrichtung aber ganz pragmatiſch, und alſo zugleich Annaliſten und Geſchichtſchreiber ſind. Es iſt mir leid, daß ich einen Thucydides und Tacitus, anderer zu geſchweigen, in dieſer Claſſe finde. Weil ſich die Syſteme der Begebenheiten ſehr ſelten juſt mit dem Ende eines Jahres ſchlieſſen, ſo ſieht man leicht, daß die Stellung und Zuſammenfügung der Erzählungen in ſolchen gemiſchten Werken ſehr oft gezwungen, allezeit aber mit den gröſten Schwierigkeiten verbunden ſeyn müſſen, und auf eine erträgliche Art nur von den gröſten hiſtoriſchen Genies erwartet werden können; ob ſich wol in den neuern Zeiten Schriftſteller unter dieſe Claſſe gemenget haben, die eben nicht mit den Talenten eines Thucydides oder Tacitus ausgerüſtet ſind. Thucydides, der die Hiſtorie eines einzelnen Kriegs geſchrieben hat, konte, ungeachtet er gar nur nach halben Jahren ordnete, doch in der Zuſammenfügung der Erzählungen noch ungezwungener verfahren, als Tacitus, der die ganze römiſche Geſchichte eines Zeitraums in die Form von Jahrbüchern gezwungen hat: denn die Feldzüge, die jener beſchreibt, ſcheinen ſelbſt den Plan nach halben Jahren an die Hand zu geben. Allein, ich wünſchte doch, daß dieſer groſſe Mann eine bequemere Anlage zu ſeinem unſterblichen Werke erwählet hätte. Wer den Thucydides geleſen hat, wird mir, wie ich hoffe, glauben, daß viele Gründe dieſen Wunſch bey mir hervor gebracht haben, ob ich gleich die Vertheidigung ſeines guten Ueberſetzers, des ſel. D. Heilmanns, geleſen habe.

Im übrigen iſt der Plan und die Art der Zuſammenfügung in dergleichen vermiſchten Werken der Hauptſache nach von derjenigen nicht unterſchieden, die in der eigentlichen Hiſtorie zu beobachten iſt. Und hievon will ich ſogleich meine unmaßgebliche Gedanken entdecken.

Vom Plan in der eigentlichen oder groſſen Hiſtorie.

Hiſtoriſche Werke beſchäftigen ſich theils mit Nationen, die in dem einen Werke ſtückweiſe, in dem andern ganz, bald in geringerer, bald in gröſſerer Anzahl, bald alle zuſammen beſchrieben werden; theils mit Begebenheiten, und zwar von verſchiedener Art, und auch von verſchiedenem Werthe, mit Naturbegebenheiten und mit menſchlichen Begebenheiten (Nationalbegebenheiten), welche letztere bald die Religion, bald die Gewerbe, Handlung, Schiffarth, Künſte und Wiſſenſchaften, bald die Perſon des Regenten, den Hof, die Miniſter, den Krieg und die Armee, u. ſ. f. betreffen.

Der Zweck beſtimmt die Zahl der Nationen, und die Claſſen von Begebenheiten, und ein Schriftſteller wird ja wiſſen, warum und wovon er ſchreiben will. Weil die Univerſalhiſtorie die vollkommenſte Gattung hiſtoriſcher Schriften iſt, ſo werde ich nicht nur den Anfang von derſelben machen, ſondern auch am längſten mich bey ihr verweilen: denn der Plan einer Univerſalhiſtorie kan, wie mich dünkt, mit geringer Veränderung als ein Muſter für alle übrigen Specialtheile der Geſchichte angeſehen werden.

Von der Stellung der Nationen in der Univerſalhiſtorie.

Die erſte Sorge eines Verfaſſers der Univerſalhiſtorie muß ohne Zweifel auf die Stellung der Nationen gehen: hernach kan er ſeine Gedanken auf die Anordnung einzelner Begebenheiten und Merkwürdigkeiten richten. Die Zuſammenfügung der Erzählungen wird ſich zuletzt leicht von ſich ſelbſt geben.

Wenn alle Nationen und alle Begebenheiten in der Welt auf einander folgten, ſo würde es dem Geſchichtſchreiber etwas leichtes ſeyn, ſie in Ordnung zu bringen und mit einander zu verbinden. Er dürfte nur der Ordnung der Nationen und Begebenheiten ſelbſt, das iſt, der chronologiſchen Ordnung folgen; ſo hätte er ſeiner Pflicht ein Genüge gethan. Und man kan auch auf einander folgende Nationen und Begebenheiten nicht wol anders ſtellen und zuſammenfügen. Die Fügung ſelbſt geſchieht meiſt durch Uebergänge, die in den bekanten Zeitformeln, oder auch in der Anzeige der Jahre beſtehen. Ich

---

*) Historia Genealogica Dominorum Holzschuherorum ab Aspach, Harlach et Thalheim cet. Patriciae Gentis tum apud Norimbergenses, tum in exteris etiam regionibus toga sagoque illustris, ex incorruptis rerum gestarum monimentis conquisita: accedunt multae tabulae in aes incisae, itemque Codex omnis generis diplomata atque documenta nondum publicata complexus. Norimb. 1755. fol.

wünſchte nur, daß man ſich nicht, wie doch viele thun, ſo unbeſtimt in Anſehung der Zeit, wenn ſie anders genug bekant iſt, ausdrücken möchte. Nicht lange hernach ꝛc. Kurz nach deſſen Thronbeſteigung ꝛc. Der Krieg war kaum geendigt u. ſ. f. Dieſe Formeln ſind zu unbeſtimt in Fällen, wo die Folge der Begebenheiten hinlänglich bekant iſt.

Die gröſte Schwierigkeit aber äuſſert ſich in der Stellung und Zuſammenfügung gleichzeitiger Nationen und Begebenheiten, wenn zumal ein Werk von einigem Umfange, noch mehr aber eine Univerſalſtiſtorie zu ſchreiben iſt. Schon eine einzige Hauptbegebenheit, ein Krieg, zum Exempel, ja ſelbſt eine Belagerung, eine Schlacht, enthält eine Menge ſowol gleichzeitiger, als auf einander folgender Begebenheiten. Wie gros muß nicht die Anzahl derſelben in der Geſchichte einer ganzen Nation ſeyn; wie weit gröſſer endlich, oder vielmehr wie faſt grenzenlos muß ſie erſt in einem Werke werden, das ſich auf mehrere, oder gar auf alle, wenigſtens bekante Nationen erſtrecken ſoll? Wie viele Reihen von Merkwürdigkeiten, wie viele gleichſam neben einander fortlaufende Ketten von Begebenheiten, unter denen einige ſich von dem Geſchichtſchreiber zurück bis auf die Zeit Adams oder Noahs, alle aber bis in vergangene Zeiten erſtrecken, müſſen in einem Werke ſichtbar gemacht werden, das die Geſchichte der Welt in ſich faſſen ſoll? In einer wahren Univerſalhiſtorie das Gleichzeitige dem Leſer ſtets gleichſam zu empfinden geben, iſt unſtreitig die ſchwerſte Aufgabe, die man einem Geſchichtſchreiber zur Auflöſung vorlegen kan. So wie er ſelbſt gleichzeitige Gegenſtände in der Erzählung nicht auf einmal gleichſam hinwerfen, oder auf die Art eines Malers auf einer Fläche neben einander hinſtellen kan; alſo kan auch der Leſer dieſelben nicht auf einmal umfaſſen, oder mit einem Blicke überſchauen. Der eine ſowol, als der andere verfahren bey gleichzeitigen Nationen und Begebenheiten, als wenn ſie auf einander folgten, und doch muß der Leſer von dem Geſchichtſchreiber alſo geführet werden, daß er ſtets fühlen kan, er leſe Dinge, die in eine und eben dieſelbe Zeit gehören, oder daß er Dinge, die in der Welt neben einander vorhanden waren, auch unter dem Leſen, ob ſie ihm gleich hinter einander vorgelegt werden, ſtets in Gedanken zuſammen ſtellen kan. Wie ſoll der Geſchichtſchreiber dieſe widerſprechend ſcheinende Dinge bewerkſtelligen? Bloſſe Uebergänge, wenn ſie auch noch ſo ſorgfältig ausgedacht werden, thun hier keine Wirkung. Alles komt auf die Stellung und Anlage der Erzählungen an. Hier iſt alſo der vorzüglichſte Ort, wo der Geſchichtſchreiber Witz und Scharfſinn haben und gebrauchen muß, und er kan deſſen nicht zu viel haben, um alle die Verhältniſſe und Beziehungen der Nationen und Begebenheiten zu und auf einander geſchwind zu überſehen; nur muß Witz und Scharfſinn von einer geſunden Beurtheilungskraft geleitet werden, um nicht Verhältniſſe, wie ſie ſich am erſten anbieten, ohne Unterſchied und ohne Schätzung ihres Werthes, zu ergreifen. Mit einem Worte hiezu gehört Genie.

Doch ich muß ſelbſt, ſo viel als mir die Kräfte meines eingeſchränkten Genies zulaſſen, etwas tiefer in die Verhältniſſe der Nationen und Begebenheiten hineingehen, damit es nicht das Anſehen habe, als lehnte ich unter einem guten Vorwande eine Pflicht ab, die ich doch übernommen habe.

Ich will zuerſt von den Verhältniſſen der Nationen und ſodann von den Verhältniſſen der Begebenheiten reden.

Mit einem kühnen Blick durch alle Jahrhunderte kan man, wie mich dünkt, ohne ſonderliche Schwierigkeit ein gedoppeltes Verhältnis der Nationen entdecken. Es ſey mir erlaubt, das eine das Syſtem der Unterwürfigkeit, und das andere das Syſtem der Bündniſſe zu nennen. Das erſtere geht durch alle Jahrhunderte, ſeitdem Nationen vorhanden ſind, das andere fängt ſich erſt im 16ten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt an, und erſtreckt ſich nur auf die Europäiſchen Staaten. Das Syſtem der Unterwürfigkeit ſetzt auf der einen Seite herrſchende, auf der andern unterthänige, bald nur zinsbare, bisweilen auch für ihre Freyheit kämpfende oder gar um die Herrſchaft buhlende Nationen voraus. Man kan eine jede herrſchende Nation nebſt denen ihr unterthänigen und zinsbaren oder aufſätzigen Völkern zuſammen als ein eigenes Nationalſyſtem betrachten, und weil alle zu einem ſolchen Syſtem gehörige Nationen eine bald ſtärkere, bald ſchwächere Beziehung auf die jedesmal herrſchende Nation haben; ſo ſieht man leicht, daß der Plan am natürlichſten nach den herrſchenden Nationen gemacht werden könne, ſo nämlich, daß man allezeit die herrſchende Nation zum Grunde lege, und die Merkwürdigkeiten der übrigen Völker, die mit der herrſchenden Nation ein Syſtem ausmachen, an den ſchicklichſten Orten als Epiſoden einſchalte. Ich finde nicht mehr als acht Nationalſyſteme: das Aſſyriſch-Mediſche, das Perſiſche, das Griechiſch-Macedoniſche, das Römiſche, das Parthiſch-Perſiſche, das Fränkiſch-Teutſche, das Arabiſche, und das Tatariſche. Die herrſchenden Nationen in den 4. erſtern Syſtemen folgen der Zeit ihrer Herrſchaft nach meiſtens auf einander, und können alſo dem Geſchichtſchreiber in der Stellung keine ſonderliche Schwierigkeit machen. Er ſtellt ſie nach der Zeitordnung, und wenn er bey der Einſchaltung der übrigen, zu einem jeden dieſer Syſteme gehörigen Nationen ſcharfſinnig genug verfährt, ſo wird er auch in dieſem Stücke ſeinen Pflichten ein Genüge thun können, ob man ſchon voraus ſehen kan, daß ihm das Vergnügen den Leſer zu befriedigen, wegen der Menge gleichzeitiger Nationen beym 3ten und 4ten Syſtem, noch immer theuer genug zu ſtehen kommen werde. Aber wie ſoll ſich der Verfaſſer aus dem Labyrinthe herausfinden, das ihm die 4. letztern Syſteme darbieten, wo die herrſchenden Nationen nicht nur unter ſich, ſondern auch mit dem noch lange fortdaurenden römiſchen Syſtem faſt immer gleichzeitig fortlaufen? Hier kan, wie mich dünkt, mit der Einſchaltungsmethode der Alten die Epoquenmethode der Neuern, aber freylich erſt nach einer merklichen Verbeſſerung derſelben, verbunden werden. Und eben hierin liegt meiner Meinung nach das Vorzügliche eines neuen Geſchichtſchreibers für den Alten, wenn er aus der Vereinigung der Einſchaltungsmethode der Alten mit der Neuen ihrer Stellung nach Epoquen und nach Nationen ein neues Ganze geſchickt hervorbringen kan. Nur dünkt mich, müſſen der Epoquen ſehr wenige angenommen werden. Man kan unſtreitig mit 5. ſolchen Ruhepuncten in der ganzen Univerſalhiſtorie auskommen. Die erſte Epoque endigt ſich juſt da, wo die Nationen ihren Urſprung nehmen, mit der Zerſtreuung der Menſchen nach dem Babyloniſchen Thurmbau um das Jahr der Welt 1809. Bibliſche Nachrichten von dem Urſprung und erſten Zuſtande der Welt und der Menſchen, von der Erfindung einiger Künſte, von der Vertilgung des menſchlichen Geſchlechts durch die Sündfluth, von dem neuen Anbau der Erde durch die ſich nach und nach vermehrende Nachkömlinge Noahs, erfüllen dieſen an andern Merkwürdigkeiten ganz unfruchtbaren Zeitraum, und können alſo wegen ihrer geringen Anzahl den Verfaſſer einer Univerſalhiſtorie in Anſehung des Plans in keine Verlegenheit ſetzen. Die andere Epoque einer Univerſalhiſtorie würde ich nicht eher als mit dem 5ten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt endigen. Der Urſprung der Nationen um das Jahr der Welt 1809. und die Völkerwanderung im 5ten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung würden alſo dieſen Zeitraum begrenzen, und die 4. erſtern herrſchende Nationen, die in chronologiſcher Ordnung auf einander folgen, würden darin die Erzählungen leiten und verbinden. Bey dem Aſſyriſch-Mediſchen Syſtem würde ich zwar meine Leſer gleich Anfangs durch alle 3. Theile der alten Welt führen, und ihnen die erſten Reiche, die darin entſtanden ſind, zeigen; ich würde ihnen aber zugleich auch ankündigen, daß viele derſelben nicht zu dem Gemählde gehören, das ich ihnen entwerfen wolte. Es würde ihnen alſo von China, von Scythien oder von der jetzt ſogenanten Tatarey, von Japan, von Egypten, von Griechenland ꝛc. nur im Vorbeygehen etwas geſagt werden, damit ſie nur wiſſen, daß dergleichen Staaten zum Theil eben ſo alt, zum Theil nicht viel jünger ſeyn, als die Reiche von Babylon, Aſſyrien und Medien, worauf ſie nun ihre ganze Aufmerkſamkeit zu richten hätten. Auf dieſe vorläufige Beſchäftigung könte eine geographiſche Nachricht von denen, zum Syſtem gehörigen Ländern, Babylonien, Aſſyrien, Medien, Perſien, Arabien, Paläſtina, Phönicien, Syrien, Phrygien, Troja, Lydien ꝛc. folgen. Nun wäre es Zeit an die Geſchichte zu denken. Zwey mäßige Reiche, Babylonien und Aſſyrien, wovon jenes Nimrod, dieſes Aſſur errichtet, kommen unter dem Sohne des letztern, dem Ninus zuſammen. Es entſteht daraus ein Reich von 9. Städten, das zu einer Zeit, da alle andere Reiche meiſt nur aus einer Stadt oder aus einem Dorfe und der herumgelegenen Feldmark beſtanden, mächtig genug war, andere damalige Staaten zu überfallen. Das Aſſyriſche Reich erwächſt ſchon unter ſeinem Stifter zu einem weitläuftigen Staate, und Semiramis kan bereits am Indus Krieg führen. Epiſode von dem Trojaniſchen Reiche beym Jahr 2800, da es ein Ende genommen. Dreyhundert Jahre nach der Zerſtöhrung Trojens komt unter dem Sardanapal die Herrſchaft an die Meder, das Syſtem bleibt, nur der Name der herrſchenden Nation ändert ſich. Es befinden ſich Araber mit unter den aufrühriſchen Völkern, die den Arbaces unterſtützen: ein Beweis, daß Arabien wenigſtens zum Theil mit zum Syſtem gehöre. Kurze Epiſode von Arabien überhaupt, die in die Beſchreibung der Empörung des Arbaces eingerückt werden kan. Die nunmehrige Mediſche Monarchie geräth bald in Verfall. Aſſyrien buhlt um die Herrſchaft und erlangt ſie zugleich mit Medien. Nun ſind 2. herrſchende Nationen im Syſtem, die Meder und Aſſyrer. Die letztern machen groſſe Eroberungen im Weſten, gehen aber auch ſelbſt bald zu Grunde. Ihre Geſchichte wird unter dem Cyapares als eine Epiſode der Mediſchen einverleibt: ſo wie von Meſopotamien und Syrien in einer Epiſode unter dem Aſſyriſchen Monarchen Tiglathipleſar gehandelt wird. Das

Königreich Iſrael wird bey der Vernichtung durch den Salmanaſſer nur berührt. An die Stelle der Aſſyrer kommen nun die Babylonier ſowol, als die Scythen, beyde als mitherrſchende Nationen. Von den Scythen wird nur im Vorbeygehen geredet. In Abſicht auf die Babylonier geſchieht ein gleiches; man meldet nur kürzlich ihre Befreyung, und ihre Eroberungen in Paläſtina und Phönicien. Die Mediſche Geſchichte läuft als die Grundgeſchichte bis ans Ende. Cyrus ſtößt ſeinen Grosvater vom Thron, und fängt ein neues Syſtem von Nationen, das Perſiſche an. Nachholung der ältern Geſchichte von Perſien. Cyrus eroberte Lydien. Epiſode von dem Lydiſchen Reiche, in deſſen Geſchichte, unter dem Cröſus, die Geſchichte von Myſien und Phrygien, ſo dieſer Nebenbuhler des Cyrus an ſich gebracht hat, und von den Celten überhaupt, als eine neue Epiſode eingeerbt wird. Von den Aſiatiſchen Griechen im Vorbeygehen. Nun folgt die Eroberung von Babylonien, deſſen Geſchichte hier ganz eingeſchaltet wird, und zwar ſo, daß unter dem Nebucadnezar die Geſchichte der Canaaniter, Moabiter, Amoriter, Midianiter, Edomiter, Amalekiter, Philiſter, wie auch die ganze Hiſtorie des Volks Gottes vom Abraham an bis auf die Wegführung der Iſraeliten durch die Aſſyrer, und der Juden durch die Babylonier, als Epiſoden eingerückt werden. Die Rückkehr der letztern aus der Babyloniſchen Gefangenſchaft wird nur angezeigt; die Phönicier werden auch nur berührt, und die umſtändlichere Erzählung von ihnen wird bis auf die Zeit Alexanders des Groſſen verſparet. Nun komt Cambyſes zur Regierung. Die Eroberung von Egypten bahnt den Weg zur vollſtändigen Nachricht von dieſem Reiche ſeit dem Urſprunge deſſelben: ſo wie unter dem Darius Hyſtaſpis von den Scythen im Zuſammenhange, und von den Thraciern, Macedoniern, Griechen und Indianern nur im Vorbeygehen geredet wird. Darius Codomannus befördert den Uebergang zum 3ten oder Macedoniſch-Griechiſchen Syſtem. Der Sitz der Herrſchaft iſt nun das erſtemal in Europa. Kurze Nachricht von dem damaligen Zuſtande der Europäiſchen Nationen: von den Römern im Vorbeygehen, auch etwas von den Carthaginenſern in Africa. Geographiſche Nachricht von den Griechen auf dem feſten Lande in Europa, Aſia und Africa, ſowol als auf den Inſeln. Hierauf folgt die Geſchichte der Griechen bis auf Philipps und Alexanders des Groſſen Zeiten. Wenn man die Heracliden in die Mitte ſtellt, ſo entſtehen 2. Nebenepoquen der griechiſchen Nationen, vor und nach den Heracliden, und es wird keine ſonderliche Schwierigkeit verurſachen, das Merkwürdigſte der griechiſchen Hiſtorie, mit Beyhülfe einiger Epiſoden in guter Ordnung und nach einem faßlichen Plan vorzutragen. Nun iſt man bis auf die Zeiten des K. Philipps von Macedonien gekommen. Man holt die Erdbeſchreibung und die ältere Geſchichte der Macedonier nach, beſchreibt ihre Verfaſſung, und ſchreitet zu Alexanders des Groſſen Eroberungen fort. Als Hauptepiſoden in dem Leben dieſes Räubers werden die Merkwürdigkeiten von Phönicien und Indien im Zuſammenhange angebracht. Epirus, das griechiſche Kleinaſien, die griechiſchen Inſeln, und darunter auch Sicilien, werden nur von Ferne gezeigt, und erſt in der Geſchichte der Römer näher betrachtet.

Alexanders des Groſſen Tod veranlaßt zuerſt groſſe Zerrüttungen in ſeiner Monarchie, und bald eine völlige Zergliederung derſelben. Jene ſowol, als dieſe werden umſtändlich beſchrieben: man erzählt auch die Geſchichte des Aſiatiſchen Reichs des Antigonus und des Thraciſchen des Lyſimachus ganz; aber von Macedonien, Syrien, Egypten, und den vielen kleinen Reichen in Aſien wird nur eine allgemeine Abbildung gemacht. Die zuſammenhängende Geſchichte eines jeden dieſer Staaten wird Epiſodenweiſe der Geſchichte des römiſchen Syſtems einverleibt. Mit Griechenland, das nur in Zwiſchenzeiten der Freyheit genoſſen, wird eben ſo verfahren. Man erinnert nur den Leſer, daß die meiſten Länder des Griechiſch-Macedoniſchen Syſtems nach und nach unter die Bothmäſſigkeit der Römer gekommen ſeyn, und nun eilt der neugierig gemachte Leſer gern mit ſeinem Verfaſſer nach Rom, und läßt ſich von dieſem erhabenen Standorte aus das 4te Nationalſyſtem, das Römiſche mit Vergnügen bekant machen. Eine geographiſche Nachricht von Italien, und den vielerley Nationen, die es bewohnten, geht voran, und die Geſchichte der Lateiniſchen und Albaniſchen Könige bahnt den Uebergang zur Geſchichte der Römer. Roms Kindheit zur Zeit ſeiner Könige. Carthago ſchließt im nächſten Jahre nach Ausbreitung der römiſchen Könige einen Commercientractat mit der Republik. Man erinnert hier den Leſer an dieſe mächtige Nebenbuhlerin von Rom, man beſchreibt aber noch nicht ihre Geſchichte. Rom erhält erſt nach einem langen Kampfe einiges Anſehn unter den Städten Italiens. Endlich glückt es dieſer herrſchſüchtigen Stadt, alles um ſich herum zu überwältigen. Sie iſt nun die Beherrſcherin des mittlern und untern Theils von Italien. Zur Zeit der Puniſchen Kriege macht ſie auch auswärtige Eroberungen. Sie unterwirft ſich Sardinien und Corſica im Jahr 3753, und Spanien im Jahr 3783. Kurze Nachricht von dieſen Ländern. Die Macedonier werden im Jahr 3816. und die Illyrier im folgenden Jahre bezwungen. Einſchaltung der ganzen Geſchichte des Macedoniſchen Reichs nach Alexander dem Groſſen, auch etwas von den Illyriern. Nach dem glücklichen Ausgange des dritten Puniſchen und des Achäiſchen Kriegs im Jahr 3838. ſind die Römer Meiſter von ganz Griechenland und von dem Gebiete der Carthaginenſer. Hier iſt der bequemſte Ort, die ganze Geſchichte und Verfaſſung von Carthago und von Epirus, wie auch von Griechenland ſeit dem Tode Alexanders des Groſſen, und folglich inſonderheit die Geſchichte und Einrichtung des Achäiſchen und Aetoliſchen Bundes nachzuholen. Nun hat Rom völlig die Geſtalt einer herrſchenden Nation des Erdbodens, ſeine Länderſucht aber dauert noch immer fort. Pergameniſche Erbſchaft und Pergameniſcher Krieg im Jahr 3853-55, und Einſchaltung der Hiſtorie des Königreichs Pergamus. Da der Leſer auf dieſe Art nach Aſien geführt worden, ſo kan man ihm einen Blick auf andere Aſiatiſche Reiche der damaligen Zeiten thun laſſen, und weil die Parther im Jahr 3850. das mächtige Bactrianiſche Reich der Griechen, nachdem dieſes kurz zuvor das Indianiſche Reich verſchlungen, nebſt dieſer wichtigen neuen Eroberung unter ihre Bothmäſſigkeit gebracht haben, ſo muß man auch dieſer groſſen Staatsveränderung kürzlich gedenken. Die Römer ſetzen inzwiſchen ihre Eroberungen gleichfals fort. Bezwingung der Dalmatier im Jahr 3868. und etwas von der Geſchichte dieſer Nation bey Gelegenheit des Cimbriſchen Kriegs im Jahr 3870-83. kan man einen Blick auf die Nation thun, die 600. Jahre hernach den Raub der Römer unter ſich getheilet hat: doch ſieht man diesmal Teutſchland nur, ſo zu ſagen, von der Seite an. Nachholung der Geſchichte des Königreichs Pontus, wie auch der Aſiatiſchen Griechen, der Cretenſer und Cyrenäer bey Gelegenheit des Mithridatiſchen Kriegs im Jahr 3896. Entweder hier, da von den Cyrenäern die Rede iſt, oder weiter unten, wenn beym Untergang des Königreichs Egypten ein neuer Weg nach Africa zu gehen gebahnet wird, kan man kürzlich von den Aethiopiern und Lybiern handeln. Zum Jahr 3909. gehört die Epiſode vom Königreich Bithynien. Da Syrien im Jahr 3918. zur römiſchen Provinz gemacht worden iſt, ſo kan bey dieſem Jahre die Geſchichte dieſes Königreichs ſeit der Stiftung deſſelben durch die Seleuciden ganz eingeſchaltet, und von dem Abfall der Parther und Armenier unter den Königen, Antiochus II. und Antiochus III. oder Groſſen im Vorbeygehen gehandelt werden. Die ältere Geſchichte Galliens ſowol, als der Inſel Cypern, laſſen ſich am ſchicklichſten beym Jahr 3926. anbringen, weil in dieſem Jahre Cäſars Eroberungen in Gallien ihren Anfang nahmen, und Cypern durch Clodii Geſetz in eine römiſche Provinz verwandelt worden. Nur ein Blick auf Britannien und Germanien, ſo flüchtig, als Cäſars Uebergang in beyde Länder im Jahr 3929. Aber der zweyte Blick auf Germanien bey Cäſars wiederholtem Anſchlag auf dieſes Land im Jahr 3931. muß etwas aufmerkſamer ſeyn. Die Teutſchen ziehen ſich bey der Ankunft dieſes Römers von dem Rhein tiefer in ihr Land hinein. Die, vermuthlich zur Zeit Auguſts nach Böhmen wandernde Marcomannen bringen die erſte Bewegung unter die Germanier. Von dieſes Kaiſers Zeiten an wird das Drängen der teutſchen Nationen immer ſtärker gegen die Weichſel zu, und Tacitus findet ſchon die Grenzen zwiſchen Germanien und Sarmatien in der gröſten Verwirrung, zu einer Zeit, da das im äuſſerſten Oſten von Aſien ſeinem Untergange ſich nähernde groſſe Hunniſche Reich im Begriffe iſt, ganze Schaaren zerſtreuter Nationen an die Grenzen dieſer Länder zu ſchicken, wo ohnedem ſchon alles in voller Bewegung iſt, aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunct, oder vielmehr aus einem Sammelplatz weſtlicher und öſtlicher Nationen die römiſchen Provinzen anzugreifen. Doch ich bin ganz unverſehens über das Ziel der Zeiten hinaus geſchritten, von denen ich noch erſt zu reden habe. Die römiſchen Provinzen, die bey der Völkerwanderung zuerſt von den Barbarn überſchwemmet worden, ſind noch nicht erobert. Octavius muß erſt ſeinen Nebenbuhler Antonius zu Grunde richten. Er thut es, und nachdem er Egypten im Jahr 3954. ans Reich gebracht, ſo findet er den Weg zum Kaiſerthron geöfnet, und der Geſchichtſchreiber kan nun, wenn er zuvor die Egyptiſche Geſchichte ſeit Alexanders des Groſſen Tode eingeſchaltet hat, anfangen, die Geſchichte der römiſchen Kaiſer zu erzählen. Die Hiſtorie der, zur Zeit der Kaiſer eroberten Länder kan leicht bey den Jahren, in welchen die Eroberung geſchehen, in die Geſchichte des römiſchen Kaiſerthums verwebt werden. Ich will ſie anzeigen. Unter dem Auguſt Paphlagonien, Galatien, Rätien, Vindelicien, Noricum, Pannonien, und Teutſchland bis an die Elbe, welche letztere Eroberung jedoch bey der Niederlage des Varus verloren gegangen iſt: unter dem Tiber Cappadocien: unter dem Claudius

Lyrien, Numidien und Mauritanien, wie auch Britannien: unter dem Veſpaſian Cilicien, Kleinarmenien, Comagene, Emeſa, Chalcis, wie auch Rhodus und Samos, inſonderheit aber Judäa, deſſen Geſchichte von den Zeiten der Wiederkehr aus Babel bis auf die Zerſtöhrung Jeruſalems hier im Zuſammenhange zu erzählen iſt: unter dem Trajan Dacien, Meſopotamien, Armenien, Aſſyrien, welche Länder jedoch nur, ſo lang als er lebte, behauptet worden ſind: unter dem Severus das Königreich Bosporus: unter dem Caracalla Edeſſa.

Von dieſer Zeit an iſt nicht mehr an Eroberungen zu gedenken. Das römiſche Reich erhält ſich nur mit Noth gegen die ihm immer gefährlicher werdende aſiatiſche und teutſche Nationen. Die Epiſoden hören alſo auf, und die Geſchichte folgt dem geraden Laufe der Zeit. Der Krieg, den der Kaiſer Alexander Severus mit dem erſten Perſiſchen Monarchen Artaxerxes führe muſte, leitet den Blick des Geſchichtſchreibers ohnedem auf die groſſe Staatsveränderung in Aſien, da das Reich der Parther jetzt faſt auf eben die Art, wie ehehin das Reich der Meder, auf die Perſer komt. Von dieſer Monarchie wird hier nur im Vorbeygehen geredet. Der Geſchichtſchreiber verfolgt die Reiche der Kaiſer, meldet die Theilung des Reichs in das Morgenländiſche und Abendländiſche, und führt die Geſchichte des letztern, mit Uebergehung des erſtern bis zu ſeinem Untergange durch die Einfälle der wandrenden Völker. Er hat nun die zweyte Epoque der Univerſalhiſtorie geendiget. Die 3te bis zur Zeit Karls des Groſſen, und die 4te und 5te, die durch die Entdeckung von America begrenzet werden, dienen ihm meiſtens nur, die Geſchichte der Europäiſchen Staaten in Ordnung zu erhalten, und ſind alſo gewiſſermaſſen nur Nebenepoquen. Die Erzählung von dem Untergang des abendländiſchen Kaiſerthums muß den Leſer nothwendig auf die Urſachen, die dieſe groſſe Veränderung nicht etwa nur eines Staats, ſondern einer groſſen Menge von Staaten hervor brachten, begierig gemacht haben. Jetzt führt ihn der Geſchichtſchreiber nach dem äuſſerſten öſtlichen Lande von Aſien, und zeigt ihm in der Zerſtöhrung der groſſen Hunniſchen Monarchie durch die Chineſer den erſten Stoß zu den Bewegungen, wodurch die Völkerwanderung in Europa verurſachet worden. Der Leſer iſt erſtaunt zu ſehen, wie das weſtlichſte und öſtlichſte Kaiſerthum, die Römer und die Chineſer gleichſam einſtimmig ſind, die Nationen gegen einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct in Sarmatien zuſammen zu treiben, von da aus dieſe hernach ſich ſtromweiſe über die Länder des römiſchen Kaiſerthums ergoſſen haben. Es iſt alſo ganz natürlich, hier die Geſchichte und Verfaſſung der Chineſer, die den gröſten Antheil an der Völkerwanderung haben, im Zuſammenhange, und zwar entweder nur bis auf dieſen Zeitpunct, mit Verſparung der neuern Geſchichte auf die Zeit der erſten Schiffarth der Portugieſen nach Oſtindien, oder auch, weil man Völkergeſchichten nicht leicht ohne Noth trennen ſoll, in ungetheilter Folge bis auf unſere Zeiten zu beſchreiben. Die Hiſtorie und Verfaſſung der Corianer und Tibetaner wird als eine Epiſode der Chineſiſchen behandelt, und an denen Orten ganz eingerückt, wo erzählet wird, daß dieſe Völker den Chineſern zinsbar worden ſind. Von Japan und den Inſeln auf der Südſee wird, weil ſie nicht zum Syſtem gehören, und vielleicht auch, wie gedacht, von der neuern Chineſiſchen Geſchichte, erſt zu der Zeit geredet, da ſie den Europäern, durch den wiedergefundenen Weg zur See über das Vorgebürg der guten Hofnung nach Oſtindien, alſo um den Anfang des 16ten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, näher bekant worden ſind.

Die Bezwingung der Chineſer durch die Mantſheu macht den natürlichſten Uebergang zur Geſchichte der ſogenanten öſtlichen Tataren überhaupt, und von dieſen ſodann zu der erſten Claſſe der weſtlichen Tataren, das iſt, der Hunniſchen Nationen. Denn obgleich nur eine Nation von den öſtlichen Tataren, nämlich die Sheu-ſheu oder Avaren, nach Europen übergegangen ſind; ſo haben ſie doch überhaupt durch ihre Bewegungen und Kriege ſehr viel mit zur Völkerwanderung beygetragen.

So bald bie Hunnen im 4ten Jahrhundert Mine machen, nach Europa überzugehen, ſo bringt man dem Leſer die ganze Lage der Sachen in dem abend- und morgenländiſchen Kaiſerthum der Römer wieder kürzlich ins Gedächtnis; man zeigt die zu jedem derſelben gehörigen Provinzen an, und ſchildert den elenden Zuſtand derſelben und die daraus entſtandene Unzufriedenheit der Unterthanen; man begiebt ſich endlich auf die Grenzen des römiſchen Reichs, und ſieht, wie die zur Auswanderung ſchon gleichſam in Ordnung geſtelten teutſchen Völker wohnen. Bey dieſer Gelegenheit kan die ältere Geſchichte und Verfaſſung der Teutſchen vom Anfange an bis auf dieſen Zeitpunct im Zuſammenhang nachgeholet werden. Nach dieſen Einſchaltungen wird dem Leſer das Wunderbare der Völkerwanderung begreiflich gemacht. Man verbindet gleich damit die ganze Geſchichte der Hunniſchen Nationen, geht alsdann zur Geſchichte der auswandrenden teutſchen Völker und aller ihrer auf den Ruinen der römiſchen errichteten Reiche bis zu eines jeden Untergange fort. Wenn man die Geſchichte der Franken, als der herrſchenden Nation, zum Grunde legt, ſo laſſen ſich nicht nur die auswandrenden, ſondern auch die übrigen teutſchen Völker eben ſo, wie bey dem römiſchen Syſtem geſchehen iſt, leicht in epiſodiſchen Erzählungen an den gehörigen Orten mit der Geſchichte der Franken verbinden. Die Geſchichte der Franken wird bis auf Karl den Groſſen fortgeführt.

Die Erneuerung des Kaiſerthums im Occidente bringt das orientaliſche Kaiſerthum wieder ins Gedächtnis, deſſen Geſchichte vom Arcadius an ganz erzählet wird.

Die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken könte zwar Gelegenheit geben, auf die 2te Claſſe der weſtlichen Tataren, nämlich auf die türkiſchen Nationen zu kommen; da aber die Araber ſchon zuvor das morgenländiſche Kaiſerthum ſehr geſchwächt haben, ſo wie ſie ſelbſt durch die Türken gröſtentheils zu Grunde gerichtet worden ſind: ſo ſcheint es ſchicklicher zu ſeyn, noch vor den Türken die Geſchichte der arabiſchen Monarchie zu beſchreiben und die Ueberbleibſel derſelben bis auf unſere Zeiten fortzuführen.

Aber wie verfährt man mit der Geſchichte des Parthiſch-Perſiſchen Syſtems, wovon bisher immer nur an ſchicklichen Orten im Vorbeygehen geredet worden? Mich dünkt, man könne ſie unter dem 2ten Caliphen, dem Omar, der Perſien zur muſelmänniſchen Provinz gemacht hat, als eine Hauptepiſode einſchalten. Ich will mich darüber, weil die Unterſuchung eine herrſchende Nation des Erdbodens betrift, etwas umſtändlicher erklären. Daß man der Parther und Perſer in der Geſchichte des Griechiſch-Macedoniſchen Syſtems ſowol, als des Römiſchen bey allen ſchicklichen Gelegenheiten kürzlich gedenken müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt auch an mehrern Orten erinnert worden. In der Geſchichte der Seleuciden wird dem zufolge von den Parthern, als von einer Nation geredet, die ſich vom Syſtem losgeriſſen, und nicht nur ihre Freyheit auf Koſten der Seleuciden behauptet, ſondern auch ihr Gebiet nach und nach anſehnlich vermehrt hat. Zur Zeit der Römer betrachtet man ſie als eine groſſe herrſchende Nation, die zuerſt unter dem Namen der Parther, und ſeit dem Jahr Chriſti 226. unter der Benennung der Perſer die Eroberungen der Römer im Oriente an dem Euphrat und Tigris aufgehalten hat, ſo wie die Teutſchen der Länderſucht eben dieſer Römer an dem Rhein und der Donau Grenzen geſetzt haben. Nachdem nun der Leſer die wichtigſten Staatsveränderungen des Parthiſch-Perſiſchen Syſtems ſtückweiſe an den gehörigen Orten vernommen hat, ſo muß man einen ſchicklichen Zeitpunct aufſuchen, wo ihm die Geſchichte dieſer herrſchenden Nation im Zuſammenhange vom Anfang an erzählet werden könne. Und dieſen Zeitpunct ſcheint mir die Bezwingung derſelben unter dem Caliphen Omar ganz natürlich zu beſtimmen. Denn da die Parther und Perſer nur das Wachsthum des römiſchen Gebiets gehindert, nicht aber ſelbſt wichtige Eroberungen in demſelben gemacht, noch auch von den Römern bezwungen worden ſind; ſo kan man ihre Geſchichte nicht wol dem römiſchen Syſtem unmittelbar einverleiben. Bey andern Syſtemen geht es auch nicht an, weil ſie mit denſelben in keinem ſonderlich begreiflichen Verhältnis geſtanden. Es iſt alſo, wie mich dünkt, das Ende ihres Reichs unter dem Caliphen Omar die bequemſte Zeit, ihre Geſchichte vom Urſprung ihres Reichs an bis zum Untergang deſſelben im Zuſammenhange vorzutragen. Weil die Parther und Perſer, wie oben ſchon erinnert worden, und ſonſt bekant genug iſt, viele andere Reiche unter ihre Bothmäſſigkeit gebracht haben; ſo muß die Geſchichte der wichtigſten unter den bezwungenen Nationen an den gehörigen Orten epiſodenweis in die Parthiſch-Perſiſche Hiſtorie eingeſchaltet werden. Man erzählt alſo die Geſchichte des Bactrianiſchen Reichs der Griechen, und des von dieſen kurz verſchlungenen ſpätern Indiſchen Reichs beym Jahr der Welt 3850; ſo wie von Media Atropatene beym Jahr Chriſti 54, von Gros-Armenien beym Jahr Chriſti 412, und bey dieſer Gelegenheit auch von Iberien und Albanien das Merkwürdigſte angeführt werden kan.

Nach dieſer Hauptepiſode, und ihren Nebenepiſoden lenkt der Geſchichtſchreiber wieder ein, und ſetzt die Geſchichte der Caliphen und der berühmteſten Arabiſchen Dynaſtien in Aſien, Africa und Spanien, muthig fort.

Von der Geſchichte der Araber iſt der Uebergang leicht zu den Türkiſchen Nationen, als der 2ten Claſſe der ſogenannten weſtlichen Tataren. Zwo Epiſoden müſſen auch hier das Gleichzeitige befördern helfen; die eine von den Kurden, das iſt ſowol von den Meruaniden, als Ajubiten, und bei dieſen ſonderlich vom Saladin: die andere von dem neuern Perſiſchen Reiche, oder von der Arabiſchen Dynaſtie der Sophi, nachdem zuvor die Zergliederung Perſiens durch Arabiſche, Perſiſche und

Türkiſche Stämme, und die Bezwingung aller derſelben durch die Mogoln erzählet worden iſt.

Wenn nun die Geſchichte der Türkiſchen Nationen geendiget, und unter denſelben zuletzt noch etwas ausführlicher von dem Türkiſch-Ottomanniſchen Reiche ſowol vor, als nach der Eroberung Conſtantinopels bis auf die neueſten Zeiten geredet worden iſt; alsdann folgt die Geſchichte und Verfaſſung der 3ten Claſſe der weſtlichen Tataren, oder der Mogoliſchen Nationen, ſowol der Zingiskaniden, als der Timuriden, von ihrem Urſprunge an bis auf unſere Tage, ſonderlich was das Reich des groſſen Mogols von Indien anbetrift: wiewol man verſchiedenes davon, und inſonderheit die Nachricht von dem Reiche des Groſſen Mogols bis auf die Wiederherſtellung der Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung durch die Portugieſen; das iſt, bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts verſparen kan.

Jetzt geht der Geſchichtſchreiber mit ſeinem Leſer wieder nach Europa, beſchreibt ihm zuerſt die Fränkiſch-Teutſche Monarchie ſeit Karl dem Groſſen bis gegen das Jahr 1500. Eben ſo weit führt er auch die Geſchichte der übrigen Europäiſchen Nationen epiſodenweiſe fort.

Auf dieſe Art erzählt er ſich unvermerkt in die letzte Epoque hinein, die ihren Anfang mit der Entdeckung Amerikens im Jahr 1492. nimt.

In dieſem Zeitraum fängt erſt das Europäiſche Staatsſyſtem, das iſt, das Syſtem der Bündniſſe an, ſich vollends zu entwickeln und auszubilden.

Die Weſtindiſchen Beſitzungen und die Schiffarth nach Oſtindien geben einigen Europäiſchen Nationen eine Ueberwucht für der andern. Dieſe andern Völker, welche in Gefahr zu ſeyn glauben, helfen ſich durch Bündniſſe, und es theilen ſich dadurch die Europäiſchen Nationen in 2. Waagſchaalen.

Es iſt alſo natürlich, daß man hier zuerſt von der Entdeckung Amerikens reden, und die Länder und Völker der neuen Welt beſchreiben müſſe.

Darauf folgt man dem Laufe der durch die Portugieſen wieder hergeſtelten Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung.

Hier entdecken ſich zuerſt verſchiedene Länder und Nationen auf den Africaniſchen Küſten, wichtige Inſeln auf dem Südmeere, das Reich des groſſen Mogols, und andere Aſiatiſche Staaten, wenn nicht zuvor ſchon von ihnen geredet worden iſt, und zuletzt auch das Kaiſerthum Japan, deſſen Geſchichte und Verfaſſung hier ganz vorgetragen wird.

Nachdem man in Weſt- und Oſtindien die Quellen der Macht und der Eiferſucht der neuern Europäiſchen Staaten kennen lernen, ſo betrachtet man nun dieſe ſelbſt, und zwar nach dem Syſteme der Bündniſſe, da denn die Geſchichte des Europäiſchen Gleichgewichts den Lauf der Europäiſchen Staatsgeſchichte leicht in Ordnung erhalten wird.

Die Geſchichte der Religionen, daß ich das noch hinzuſetze, alſo die Geſchichte der Religionen, der Künſte und Wiſſenſchaften, der Handlung und Schiffarth, des Kriegsweſens u. ſ. f. wird zwar an ſchicklichen Orten epiſodenweiſe eingeſchaltet; es ſcheint aber auch nöthig zu ſeyn, jede dieſer Specialgeſchichten an Einem Orte ganz und im Zuſammenhange vorzutragen. Die allgemeine Religionsgeſchichte kan vielleicht am bequemſten als eine groſſe Epiſode bei Gelegenheit der Reformation Lutheri: die allgemeine Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte bey Gelegenheit der neuen Philoſophie: die allgemeine Geſchichte der Handlung und Schiffarth bey Gelegenheit der erſten Portugieſiſchen Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung nach Oſtindien: die allgemeine Hiſtorie des Kriegsweſens bey Gelegenheit der Erfindung des Pulvers durch Schwarzen, u. ſ. f. erzählet werden.

Dies ſind meine wenige Gedanken von der Stellung der Nationen in einem Werke des Geſchmacks über die Univerſalhiſtorie. Vielleicht findet man den Plan nicht ganz unbequem, vielleicht aber verwirft man ihn aus guten Gründen, oder verbeſſert ihn wenigſtens. Wenn meine Einfälle ſonſt keinen Nutzen haben, als daß ſie andern Gelegenheit zu weiterm Nachdenken über eine ſo wichtige Sache geben; ſo bin ich ſchon zufrieden. So lang ich indeſſen nicht durch Gründe von einem beſſern Plan überzeugt werde, glaube ich, daß durch den meinigen das wol verbundene, aus unzählich ſcheinenden Theilen beſtehende und vom Anfang der Welt bis auf unſere Zeiten fortgehende Ganze, das Carmen perpetuum zu Stande gebracht werden könne, welches Ovid ſeinem Werke von den Verwandelungen gleich Anfangs von den Göttern erbittet

> - - Di, coeptis (nam Di, mutastis et illas)
> Adspirate meis, *primaque ab origine mundi*
> *Ad mea PERPETVVM deducite tempora CARMEN.*

Es ſcheint wenigſtens, daß man durch die Ausführung des Plans, den ich vorgeſchlagen habe, drey Abſichten zugleich erreichen könne. Erſtlich bleibt die Geſchichte der Nationen unzerriſſen und im Zuſammenhange: denn man ſchaltet immer ganze Nationen, oder von der Natur ſelbſt getrente Zeiträume ein und die Einſchaltungen können auch in der Geſchichte der Hauptnationen, eben weil ſie Einſchaltungen ſind, keine nachtheilige Zertrümmerung oder Verwirrung verurſachen. Sodann thut man auch den Regeln des Gleichzeitigen ein Genüge: denn alle Nationalſyſteme werden ungetrent beſchrieben, und was nicht zum Syſtem gehört, iſt für den Leſer ſowol, als für den Geſchichtſchreiber nicht als gleichzeitig zu betrachten, wenn auch wirklich in den Sachen ſelbſt etwas Gleichzeitiges ſich findet. Endlich vermeidet man die ſonſt nicht zu verhütende, und doch ſtets eckelhafte Monotonie, das einſchläfernde Einförmige der Erzählung: indem der Leſer immer von einem Lande in das andere geführt, bald durch Begebenheiten, bald durch geographiſche Nachrichten, bald durch Abſchilderungen der Nationen nach ihrer Religion, Staatsverfaſſung, nach ihren häuslichen Umſtänden, Sitten, Künſten, Wiſſenſchaften ꝛc. unterhalten wird.

Iſt es erlaubt zu wünſchen, und darf man die Erfüllung des Wunſches hoffen, daß eine Univerſalhiſtorie nach einem Plane, der dem Meinigen nicht unähnlich iſt, ausgearbeitet werde?

Ein Einwurf iſt noch zu beantworten, und dies wird mir Gelegenheit geben, meine Meinung noch deutlicher zu erklären. Wie iſt es möglich, könte jemand ſagen, der das ungeheure Werk der Engliſchen allgemeinen Welthiſtorie in Gedanken hat, wie iſt es möglich, die Geſchichten ganzer Nationen ohne Verwirrung und Zwang in einander zu ſchieben, und wie kan man da den Faden der Geſchichte behalten, wenn immer ein unüberſchauliches Ganze in das andere hinein gewebet wird? In dem Einwurfe iſt, wie mich dünkt, der Stoff zur Antwort ſelbſt vorhanden. Wenn man freylich die Definition der Univerſalhiſtorie aus dem Anſchauen der Engliſchen Welthiſtorie, oder auch nur des Auszugs, den Guthrie und ſeine Gehülfen daraus verfertiget haben, abſtrahiren müſte; alsdann würde ich ſelbſt die Ausführung meines Plans, wo nicht für unmöglich, doch für äuſſerſt unbequem halten. Allein wer heiſt uns ſo verfahren? Man erwäge nur mit Aufmerkſamkeit den Zweck, warum eine Univerſalhiſtorie geſchrieben wird, und man wird bald gewahr werden, daß ſie, gegen Specialhiſtorien betrachtet, eben das in der Hiſtorie thun müſſe, was in der Geographie die Charte vom Globus thut. Die Univerſalhiſtorie muß alſo kurz ſeyn, muß ſich nur mit den Hauptrevolutionen beſchäftigen, muß den allgemeinen Zuſammenhang der Merkwürdigkeiten in den Specialhiſtorien, und das Gleichzeitige aller groſſen Veränderungen auf dem Erdboden, im Staate, in der Religion, in den Künſten und Wiſſenſchaften, in der Handlung und Schiffarth ꝛc. unter einem ins Kleine gebrachten Bilde nicht ſowol erzählen, als vielmehr vormalen.

Sollen die Regeln des Gleichzeitigen in der Univerſalhiſtorie beobachtet werden, und dieſe ſind die Grundgeſetze, ja alles in allem; ſo muß man ſehr oft, man wolle, oder wolle nicht, die Einſchaltungsmethode der Alten anwenden. Wie kan aber das geſchehen, und es muß doch geſchehen, wenn die Nationen ſo umſtändlich, als in einer Specialhiſtorie beſchrieben werden? Wie kan ich ein Ganzes durch Epiſoden unterbrechen, wenn die Epiſoden, jede einzeln für ſich ſchon gröſſer ſind, als das ganze Werk ſeyn ſoll? Wie kan ſich derjenige einen allgemeinen Begriff von den Merkwürdigkeiten der Welt machen, der aus einem grenzenloſen Labyrinth in das andere geführt wird? Wer wird die Jahrhunderte durchſchauen, und alles Wichtige, das ſich in jedem derſelben zugetragen hat, ſich ſo oft er will und ſoll, gegenwärtig machen können, wenn man ihn recht gefliſſentlich nirgends bis ans Ende ſehen läßt?

Dies brachte eben die neuen Geſchichtſchreiber von dem guten Plane der Alten ab, daß ſie glaubten, ihr Vorzug für den Alten beſtünde in der Gröſſe des Werks, das ſie zu ſchreiben unternahmen: und dies gieng ſo weit, daß ſelbſt die Nation, die es ſonſt immer gern bey ſehr wenigen und kleinen Duodezbändchen bewenden läßt, Rollin's viele und ſtarke Bände über die alte Geſchichte gerne lieſt, die doch bey aller ihrer Umſtändlichkeit noch weit von der Vollſtändigkeit einer Univerſalhiſtorie, nur der ältern Zeiten, entfernet iſt. Das Vorurtheil der Weitläuftigkeit, denn ſo kan man, wie mich dünkt, dieſe Verführerin der Neuen heiſſen, das Vorurtheil der Weitläuftigkeit alſo brachte uns ſo weit, daß wir uns unter einer Univerſalhiſtorie nicht das, was ſie ſeyn ſolte, und was ſie auch wirklich bey den Alten war, ſondern eine Congeriem, eine unüberſchauliche Maſſe von lauter hinter einander geſtelten Specialhiſtorien gedenken konten. Und durch Hülfe dieſer falſchen Vorſtellung kamen wir endlich gar bis auf den ſonderbaren Einfall, ein Werk über die Univerſalhiſtorie, das alle andere an Weitläuftigkeit überträfe, verdiente den Vorzug für allen, nicht nur neuen, ſondern auch alten Schriften dieſer

Art. Soll denn das, oder kan denn das eine Univerſalhiſtorie ſeyn, wenn alle Specialgeſchichten zuſammen in ein einziges groſſes Werk gebracht werden? Jeder, durch das herrſchende Vorurtheil noch nicht verblendete Kenner der Sache wird es vielmehr ein hiſtoriſches Archiv, oder auch allenfals eine hiſtoriſche Bibliothek, in welcher alle Bände gleichförmig zugeſchnitten ſind, nennen. Laßt es uns alſo nur geſtehen, daß die Neuen hierin gar keinen Vorzug für den Alten haben, ſondern vielmehr getadelt zu werden verdienen, daß ſie den Plan und Geſchmack der Alten zur Unzeit vernachläſſiget haben.

Und was hat man denn für eine Abſicht, wenn man, an ſtatt eine Univerſalhiſtorie zu ſchreiben, nichts als zuſammen gehäufte Specialhiſtorien unter einem allgemeinen Titel herausgiebt? Man wird ſich doch wol nicht einbilden, daß man ſie ſo richtig und ſo gut, oder gar richtiger und beſſer, als ein Eingebohrner die ſeinige, ſchreiben könne. Das Original der Engliſchen Welthiſtorie beweiſt wenigſtens das Gegentheil in allen Hauptſtücken: und es würde gewiß dieſes Werk den Beyfall, den es jetzt mit ſo vielem Rechte verdient, in Teutſchland niemals erhalten haben, wenn ſich nicht Franzoſen und Holländer und Teutſche zur Verbeſſerung und Ergänzung deſſelben vereinigt hätten, und wenn man nicht beſonders bey der teutſchen Ueberſetzung, nach dem ſcharfſinnigen Fleiſſe eines Baumgarten und Semlers, den heilſamen Entſchluß gefaßt hätte, die zu ſchlecht gerathenen Theile des Originals völlig auszumuſtern, und an ſtatt derſelben ganz neue Ausarbeitungen durch mehrere geſchickte Männer verfertigen zu laſſen.

Eine jede Nation ſoll ihre eigene vaterländiſche Geſchichte ſelbſt ſchreiben, und das von Rechts wegen: ſie hat die beſten Hülfsmittel dazu in den Händen, ſie kennt das Merkwürdige und Intereſſante in derſelben, und ſie kan auch ein groſſes Werk richtig ſchreiben. Läßt ſie ſich durch Partheylichkeit oder Begeiſterung gegen ſich ſelbſt hier und da verblenden, ſo werden Ausländer, und unter denſelben vorzüglich die critiſch-fleiſſigen und wahrheitsliebenden Teutſchen aus dem Zuſammenhange aller Geſchichten (der vornehmſte und wichtigſte Dienſt einer wahren und eigentlichen Univerſalhiſtorie) das Unrichtige oder Uebertriebene, der in ſich ſelbſt verliebten Nation bald entdecken können.

Ich will damit nicht die Verſuche in Abfaſſung der Geſchichte ausländiſcher Nationen verwerfen: nur glaube ich, daß der Ausländer hierin niemals glücklich ſeyn werde, wenn ihm die Eingebohrnen nicht in allen Stücken vorgearbeitet haben. Barre befand ſich in dieſem Falle, wie er eine Geſchichte von Teutſchland ſchrieb, die von den emſigen Teutſchen, zur Vermehrung ihrer Schande, noch dazu in ihre Sprache überſetzt worden iſt. Freylich bleiben immer noch Nationen übrig, die ihre vaterländiſche Geſchichte nicht ſchreiben, und zum Theil gar nicht ſchreiben können. Daß ich meine Nation unter dieſer Claſſe von Nationen finde, die keine eigenthümliche vaterländiſche Geſchichte, weder in ihrer eigenen, noch in einer fremden Sprache beſitzen (denn die Struviſchen Werke wird man wol nicht dafür ausgeben wollen), das ſchmerzet mich bis in das Innerſte der Seele.

Manche Nationen können überhaupt nicht ſchreiben. Zum Glücke iſt auch nicht viel an einer genauen und umſtändlichen Geſchichte derſelben gelegen. Was man von ihnen wiſſen muß, kan man jetzt ſo ziemlich aus der Menge von Reiſebeſchreibungen lernen: nur muß man freylich ihre Glaubwürdigkeit zuvor geprüfet haben.

Ein Verfaſſer der Univerſalhiſtorie betrachtet alle gut geſchriebene Specialgeſchichten, als ſo viele für ihn angefüllete Fächer, aus denen er ſeinen Stoff hervorlangt. Er darf nicht alles nehmen, was er darin findet: das würde ein Raub ſeyn, der ihn in ſeinem geſchwinden Gange aufhalten würde. Nur das, was die Nation und das Land ſchildert, das Eigene aus der Erdbeſchreibung und Naturgeſchichte, nicht die Erdbeſchreibung und Naturgeſchichte ſelbſt, das Merkwürdigſte von der Verfaſſung einer Nation, nur die Revolutionen, nicht die beſondere Geſchichte der Könige und Regenten, ja nicht einmal alle Namen derſelben: nur die kurze Geſchichte derjenigen, die eine Revolution veranlaſſet, durch Eroberungen das Gebiet erweitert u. ſ. f. Dies ſind Gegenſtände einer Univerſalhiſtorie. Ich würde alſo, wenn ich eine Univerſalhiſtorie, nicht blos für Anfänger, ſondern für den leſenden Theil der Nation, und mit einem Worte im Geſchmacke der Alten, ſchreiben wolte, die im 2ten Theil meines Handbuchs angeführte Namen ſo vieler kleinen Regenten in China, Corea, Tibet und Japan ohne Bedenken dem Herrn Deguignes laſſen dürfen. In deſſen Werk gehören ſie, weil der erſte Theil allgemeine chronologiſche Tafeln von Aſien, und die übrigen eine Specialgeſchichte einiger Aſiatiſchen Völker enthalten.

Wird die Univerſalhiſtorie auf die Art, wie ich geſagt habe, in Anſehung der Materialien eingeſchränket, ſo iſt ein Verfaſſer derſelben deſto eher im Stande, die Regeln des Gleichzeitigen zu beobachten, die ihm bey dem allen, wie aus dem obigen erhellet, noch immer Schwierigkeiten genug machen werden: denn er muß ja die ganze Erde, ſo weit ſie bekant iſt, und einen Zeitraum von beynahe 6000. Jahren durchwandern.

Wir wollen alſo den Fall ſetzen, daß ein Buch alle andere gute Eigenſchaften eines Geſchichtbuchs hätte, geſetzt, es wäre überall richtig, überall vollſtändig, überall pragmatiſch, und durchaus ein Werk des guten Geſchmacks: hat es den Zuſchnitt auf mehr als 6. bis 8. Octavbände, ſo kan es übrigens ein ganz gutes und brauchbares hiſtoriſches Werk ſeyn, aber daß es nicht unter die Bücher von der Univerſalhiſtorie gehöre, zeigt es ſchon ſelbſt durch ſeine Laſt an. Es fehlt ihm juſt die erſte und weſentlichſte Eigenſchaft, und der unterſcheidende Character einer Univerſalhiſtorie, die Kürze des Vortrags, die Vorſtellung des Gleichzeitigen, und die Bequemlichkeit das ganze Triebwerk der Begebenheiten ſchnell zu überſchauen und geſchickt zu verbinden

Daß ich die Engliſche Welthiſtorie, nach den Verbeſſerungen, die ſie in der teutſchen Ueberſetzung ſchon erhalten, und noch weiter zu hoffen hat, für eines der wichtigſten und ſchätzbarſten Werke unſers Jahrhunderts halte, habe ich ſchon oben geſagt: nur gebe ich dieſem Werke den Namen, den ihm ſeine Verfaſſer hätten geben ſollen. Es iſt, wenn man anders nicht mit Worten ſpielen will, keine Univerſalhiſtorie, es iſt weit mehr, es iſt ein allgemeines hiſtoriſches Archiv, ein Corpus historicum, das man nicht ſowol zum Leſen, als vielmehr zum Nachſchlagen mit Nutzen gebrauchen kan. Stellt man ſich dieſes ungeheure Werk von dieſer Seite vor, ſo wird deſſen Umſtändlichkeit eine Tugend, und der Plan nach der Reihe der Nationen eine nothwendige Eigenſchaft, und alles gereicht darin zum Nutzen ſowol als zur Bequemlichkeit derer, die es gebrauchen wollen.

Man ſcheinet es nun in Engeland und in Teutſchland ſelbſt einzuſehen, daß die allgemeine Welthiſtorie nicht zum Leſen, ſondern nur zum Nachſchlagen diene: denn man fängt an, Auszüge aus derſelben, dort zu machen, und hier zu überſetzen, und noch einen neuen anzukündigen. So viel ich von der Sache urtheilen kan, ſo wird durch dieſe Auszüge der Mangel einer Univerſalhiſtorie in der neuen Litteratur noch nicht erſetzet: und wenn ich noch dieſes erwäge, daß man dabey vorausſetzet, daß alles Wahre in der allgemeinen Welthiſtorie ſtehe, und daß nichts darin ſtehe, was nicht wahr ſey; ſo halte ich ſolche Auszüge für unglückliche Unternehmungen, die uns im hiſtoriſchen Geſchmacke aufs neue zurückſetzen.

Des Herrn Guthrie und ſeiner Gehülfen Auszug hat zwar nicht völlig die Umſtändlichkeit des groſſen Engliſchen Werks: er iſt aber doch noch viel zu weitläuftig, hat gar nicht die Anlage einer Univerſalhiſtorie, mangelt der Verbeſſerungen, die das groſſe Werk in Teutſchland erhalten hat, und ſchläfert den Leſer durch eine unerträgliche Monotonie bey einer Miene von affectirter Schönheit und Anmuth ein. Ein ſolches Werk vermehrt nicht nur den Reichthum unſerer Litteratur nicht: es ſetzt uns ſogar in Armuth. Wie, wenn ſich, da nun doch einmal die Buchhändler das Ruder des Bücherſchreibens in Händen haben, wenn ſich dieſe Herren einfallen lieſſen, ſie könten bey dem Verlage eines neuen Werks über die Univerſalhiſtorie ihr Glück nicht machen? Solte das nicht eine Verarmung ſeyn, wenn durch den Auszug der Britten ein beſſeres teutſches Original umkäme, oder gar, ſo zu ſagen, in der Geburt erſticket würde? Mit einem Worte, Guthrie hätte keinen Auszug aus der Welthiſtorie machen ſollen: und da er ihn gemacht, ſo hätten wir ihn doch nicht überſetzen ſollen. Das gröſte Glück für Teutſchland iſt, daß man dieſes Werk nicht ohne Anmerkungen herausgiebt, und daß die Anmerkungen von einem Manne, dem Herrn Prof. Heyne herrühren, der im Stande iſt, das Buch der Britten von Seiten der Wahrheit gefällig und brauchbar zu machen.

Ein neuer Zurückgang im hiſtoriſchen Geſchmacke! In Berlin iſt ſchon im vorigen Jahre der erſte Theil einer allgemeinen Geſchichte erſchienen, die, wie man ſagt, der Herr Prof. Franz zu Halle ſchreibt. Gerechter Himmel, was wird noch unter uns aus der Univerſalhiſtorie werden! Der erſte Theil dieſer allgemeinen Geſchichte, ein recht ſtarker Band in Grosoctav, enthält noch gar nichts von der Hiſtorie: man findet darin theils eine vorläufige Einleitung von der Hiſtorie überhaupt, von den Theilen derſelben, von ihrem Nutzen, von der Methode ſie zu ſtudieren ꝛc., theils ein Lehrgebäude der Chronologie. Man wird vermuthlich dem Leſer wenigſtens ſo viel Bände zu liefern vorhaben, als der Verfaſſer Epoquen angenommen hat. Er will die Geſchichte nach 23. Zeitbegriffen abhandeln, und bey dem Plan, den er uns darüber zum voraus mitgetheilet hat, finden wir nicht, daß er ſich viel mit den groſſen Aſiatiſchen Reichen in der mittlern Zeit, die doch ſo viel Einfluß auf unſer Europa hatten, zu beſchäftigen gedenke. Mit einem Worte, der Herr Profeſſor Franz hat ſich noch nicht den rechten Begriff von einer Univerſalhiſtorie gemacht: er äuſſert nur eine Kentnis der alten Geſchichte, und vielleicht auch einiger Europäiſcher Staaten. Es ſey ferne von mir, daß ich ihm dieſes zum Tadel auslege. Wir ſind Menſchen, ſind eingeſchränkt, der eine hat zu dieſem, der andere zu etwas anderm, alle aber, wenn ſie nur wollen, zu einer gewiſſen Sache, Genie erhalten. Warum gebraucht man dieſe Talente nicht dazu, wozu ſie gegeben ſind, und wozu ſie folglich auch nützlich gebraucht werden können?

Wenn ich recht geſehen habe, ſo hat Herr Profeſſor Franz mehr gute teutſche Schreibart, und mehr Geſchmack in der Geſchichte, als die meiſten bisher unter uns gezeigt haben. Zur Univerſalhiſtorie fehlt ihm, wie man leicht ſehen kan, die nöthige Einſicht in das Ganze, und ſelbſt der Begriff von dem, was Kenner in dieſer Gattung der Litteratur vermiſſen. Warum will er denn juſt eine allgemeine Geſchichte ſchreiben? Warum macht er nicht lieber Verſuche in der Specialgeſchichte, in Theilen der vaterländiſchen Hiſtorie, oder auch in der alten Geſchichte? Daß ihm jemand unter den Teutſchen in irgend einem dieſer Theile der Hiſtorie zuvor gekommen ſey, wird er wol nicht ſagen können. Das Feld der Geſchichte iſt für uns meiſtens ganz ungebaut, und man kan überall Ehre erwerben, und Nutzen ſtiften. Man glaube nicht, daß ich damit ihm oder ſonſt jemanden Geſetze ſeines Verhaltens vorzuſchreiben mich erkühne. Wer mich kennet, wird mir es zuglauben, daß nicht Tadelſucht, nicht Begierde für andern etwas voraus zu haben, nein, daß Eifer für die Ehre der Teutſchen, und ein Patriotismus für die Geſchichte rede. Genug für den Weiſen!

Aber noch etwas von der allgemeinen Hiſtorie, die ſeit einigen Jahren zu Heilbron Theilweiſe herauskomt. Man laſſe ſich durch den Titel des Werks nicht irre machen. Es ſoll nach den Abſichten der Verfaſſer und des Verlegers das nicht ſeyn, wovon ich hier rede. Das Werk wird, wenn es vollendet ſeyn wird, nichts anders, als eine Europäiſche Staatenhiſtorie von mittlerer Gröſſe, nicht ein trockenes Compendium, auch nicht ein ungeheures Syſtem, ſondern eine Mittelgattung von beyden ſeyn. Die Europäiſchen Staaten werden einzeln, folglich als Specialhiſtorien abgehandelt, und die Miene des Allgemeinen rührt nur daher, daß ſie alle zuſammen unter die Lieblingsrubrik unſerer Zeiten, unter die täuſchende Aufſchrift einer allgemeinen Geſchichte gebracht ſind. Man verkauft auch wirklich die Geſchichte eines jeden Staats beſonders, und das iſt für die Liebhaber bequem, und zugleich mit dem Vortheile des Verlegers unmittelbar verbunden. Der eine Leſer hat gern die Grosbritanniſche, ein anderer die Franzöſiſche, wieder ein anderer die Geſchichte eines andern Staats, er kauft ſie auch, bald einzeln, bald mehrere zuſammen genommen. Warum ſollen aber dieſe einzelnen Europäiſchen Staatsgeſchichten auch unter dem Titel der allgemeinen Geſchichte verkauft werden? Daß ſie dieſen Namen verdienen, wird niemand, der die Sache verſteht, im Ernſte behaupten. Glaubt etwa der Verleger, durch dieſen Kunſtgriff mehr Käufer anzulocken? Tauſende werden abgeſchröckt werden, ein Werk zu kaufen, das aus vielen Bänden beſteht, die größtentheils noch erſt erwartet werden.

Ich habe noch einen Gedanken auf dem Herzen, den ich vorbringen muß, ehe ich die Materie vom Plan der Univerſalhiſtorie verlaſſe. Wenn von Werken des Geſchmacks die Rede iſt, und von dieſen rede ich hier allein, ſo wünſchte ich, daß man in Teutſchland nicht den Anfang darin von der Univerſalhiſtorie, ſondern von Specialtheilen der Geſchichte, und am liebſten von der vaterländiſchen, oder allenfals auch von der alten Geſchichte machen möchte. Man darf eben kein Geheimnis daraus machen, noch ſich zur Unzeit ſchämen, daß es der teutſchen Litteratur an wolgeſchriebenen Geſchichtbüchern überall fehle. Wenn nun aber jetzt, da alle Umſtände der Ausführung eines ſo groſſen Vorhabens günſtig zu ſeyn ſcheinen, wenn jetzt mit Talenten begabte Schriftſteller den Geſchmack unſerer Nation in der hiſtoriſchen Schreibart verbeſſern und nach und nach ganz ausbilden wolten, ſo würden ſie, wie mich dünkt, wohlthun, wenn ſie im Anfange nur Verſuche in kleinen Stücken machten, und darüber zuvor die Stimmen der Nation abwarteten, ehe ſie durch einen mislungenen Verſuch im Groſſen Schaden anrichten. Etwas Papier wird freylich, dieſer Vorſicht ungeachtet, unnütze verſchrieben und verdruckt werden: ich traue aber meiner Nation zu, daß, da ſie bereits durch das Beyſpiel ſchlechter Dichter gewarnet iſt, die Verſuche in hiſtoriſchen Arbeiten vielleicht nicht allzuofte mislingen werden: und etwas von hiſtoriſcher Maculatur zum Umſchlag guter hiſtoriſcher Werke wird man doch immer noch in Buchläden brauchen können, wenn anders der Vorrath elender Gedichte nicht noch auf einige Jahre zureichen ſolte.

II. Von der Stellung der Nationen in Specialhiſtorien.

Nun wird es, glaube ich, Zeit ſeyn, etwas von der Stellung der Nationen in Specialgeſchichten zu erwähnen. Viel wird nicht über dieſen Punct zu ſagen ſeyn, weil faſt alles, was hievon bei der Univerſalhiſtorie bemerket worden iſt, auch in Specialgeſchichten angewandt werden kan: nur mit dem Unterſchiede, daß das, was dorten ſo viele Schwierigkeiten macht, hier ziemlich leicht bewerkſtelliget werden kan. Weil die meiſten oder vielmehr alle Länder Anfangs von vielen kleinen Stämmen oder Nationen, die weder einen gemeinſchaftlichen Namen hatten, noch einander unterworfen waren, bewohnet wurden, und aus der Zuſammenſetzung dieſer kleinen zuerſt unabhängigen Stämme die groſſen Nationen entſtanden ſind, und zum Theil noch entſtehen; ſo wird man in beſondern Völkerhiſtorien, zumal wenn man bis auf den Urſprung eines Staats zurückzugehen entſchloſſen iſt, allemal eine gewiſſe Anzahl von Nationen einſchalten müſſen, und dieſe Einſchaltung wird bald häufiger, bald ſparſamer geſchehen, je nachdem nämlich die Nation, deren Geſchichte der Hauptzweck eines Werks iſt, mächtig iſt, oder nicht, das iſt, nachdem ſie mehr oder weniger Nationen verſchlungen hat. Meiſtens haben Nationen, von denen eine die andere ſich unterworfen hat, lange Zeit zuvor Krieg mit einander geführt. Es ſey nun dieſes, oder nicht, ſo wird niemand läugnen, daß auch hier eine Art von Syſtem, ein beſonders Nationalſyſtem ſtatt finde, und daß folglich die Geſchichte und Verfaſſung der überwundenen, oder ſonſt vereinigten Nationen einen Theil der Hauptgeſchichte ausmachen müſſe. Aber an welchen Orte und auf welche Art ſoll die Einſchaltung geſchehen? Ich glaube, daß man auch hier die Epiſodenmethode der Alten mit Nutzen anwenden könne und müſſe; Maſcau, wenigſtens (und welcher Geſchichtſchreiber) bediente ſich, da er die Geſchichte der Teutſchen ſchrieb, dieſer Methode wirklich, und in vielen Fällen auch mit glücklichem Erfolge. Das ſchöne Ganze aber, das uns in den Alten ſo ſehr gefält, konte er durch ſeine Einſchaltungen doch nicht völlig hervorbringen, es ſey nun, daß die Materie, womit er beſchäftiget war, ſich ihm widerſetzte, oder vielmehr, daß es auch hier eintraf, was man ſonſt zu ſagen pflegt, aller Anfang ſey ſchwer. Meines Erachtens kan man die Geſchichte eines bezwungenen, incorporirten oder ſonſt verbundenen Staats als eine Epiſode ganz und im Zuſammenhang bey demjenigen Jahre anbringen, in welchem die Vereinigung deſſelben mit dem Hauptſtaate geſchehen iſt: aber eine kurze und gleichſam nur im Vorbeygehen ertheilte Nachricht von eines ſolchen Staates Urſprung, Zuſtand und von deſſen bisher vorgefallenen Merkwürdigkeiten würde ich ſchon an dem Orte zu leſen wünſchen, wo ſeiner in der Hauptgeſchichte am erſten gedacht wird. Von der Zeit an ſolte man, wie ich glaube, einen ſolchen Staat, geſetzt, daß die Vereinigung erſt nach einigen Jahrhunderten erfolgte, immer ſchon in der Geſchichte des Hauptſtaates als einen Theil derſelben behandeln, der je mehr und mehr ins Licht geſetzet wird, je näher man den Zeiten der Vereinigung komt. Auf dieſe Art würde die Epiſode zur Zeit der Vereinigung nur in einer zuſammenhängenden Wiederholung aller dem Leſer ſchon zuvor an den gehörigen Orten bekant gemachten Begebenheiten des bezwungenen oder vereinigten Staates, das iſt, eine Zuſammenfügung aller vorhergangenen kleinen Epiſoden ſeyn: folglich würde dadurch niemals der Zuſammenhang der Hauptgeſchichte merklich unterbrochen, und dennoch das Geſetz des Gleichzeitigen überall beobachtet werden. Daß die alten Geſchichtſchreiber auch hierin Muſter für die Neuen ſein können, werden wir unten ſehen. Die Anwendung hievon kan leicht auf die Geſchichte der Fränkiſchen Monarchie in Anſehung der Allemanniſchen, Bayriſchen, Thüringiſchen, Sächſiſchen Geſchichte u. ſ. f.; auf die Grosbritanniſche in Anſehung Irlands und Schotlands; auf die Polniſche in Anſehung Lithauens ꝛc. gemacht werden. Maſcau würde hierin das beſte Muſter für die Geſchichtſchreiber unſerer Nation ſeyn, wenn es ihm gefallen hätte, denen Anmerkungen, die er dem 2ten Theile ſeiner Geſchichte der Teutſchen am Ende beygefüget hat, eine ſolche Geſtalt zu geben, daß ſie als Hauptepiſoden in die Geſchichte ſelbſt hätten eingerückt werden können.

Wer eine Specialhiſtorie, die Geſchichte einer oder mehrerer Nationen, einer oder mehrerer Religionen, Wiſſenſchaften, Künſte u. ſ. f. ſchreiben will, reiſt ein Stück von einem wol verbundenen Ganzen los. Will er haben, daß der Leſer gleichwol durch ein ſolches Fragment unterrichtet und vergnügt werde, ſo muß er ihn von Zeit zu Zeit die Enden zeigen, mit welchen das abgeriſſene Stück an das Ganze verbunden iſt. Er läßt darum nicht ſeinen Hauptgegenſtand aus den Augen, wenn er ein verſtändiger Menſch iſt: denn er geht nicht in das Ganze ſelbſt hinein, er ſtreift nur an den Grenzen herum, und erwartet von dem Leſer, daß dieſer, wenn er bis an die Grenzen geführt worden iſt, von ſich ſelbſt einen Blick in das Innere thun werde. Wenn man alſo eine Geſchichte der Teutſchen zu ſchreiben hätte, ſo würde man ſich, meines Erachtens, bemühen müſſen, den Leſer ſo zu führen, daß er ſich immer des Zuſtandes der übrigen gleichzeitigen Nationen nach ihrer Thätigkeit oder Ruhe bewuſt ſeyn müſte. Man würde nicht beſorgen dürfen, Ausſchweifungen zu machen. Ein Blick zur rechten Zeit auf andere Nationen kan wundernswürdige Wirkungen bey dem Leſer thun, und dieſen Blick hervorzubringen, koſtet, wie mich dünkt, einem geſchickten Verfaſſer nur etliche Worte.

III. Von der Stellung und Zuſammenfügung der Begebenheiten.

Nun komme ich auf die Stellung und Zuſammenfügung der Begebenheiten: ein Gegenſtand, der zwar auch in der Univerſalhiſtorie nicht ohne Nutzen iſt, in Specialgeſchichten aber eine der erſten und beſtändigſten Pflichten des Geſchichtſchreibers ausmacht, ob ſie gleich von den Neuern ſehr oft vernachläſſiget wird. Man merkt es auch ſelbſt den guten unter den neuern Geſchichtſchreibern ſehr ſtark an, daß ihre Vorgänger Chronikſchreiber geweſen ſind. Würden uns nicht die finſtern Jahrhunderte der mittlern Zeit von dem aufgeklärten Jahrhundert Auguſts getrennet haben, ſo würden wir vielleicht nicht immer nur Jahrbücher oder Chroniken ſchreiben, wenn wir die Abſicht haben, Hiſtorien zu ſchreiben. Denn dies iſt die Weiſe der meiſten neuern Geſchichtſchreiber: mit chronologiſchen Tafeln in der Hand, gehen ſie von einem Jahre zum andern, beobachten bey jedem Jahre faſt immer einerley Rangordnung der Begebenheiten, ſagen uns z. E. zuerſt, was im Cabinette vorgefallen, führen uns hernach ins Feld, laſſen uns die Kriege und Händel zuerſt in Europa, hernach in Aſia, Africa und America fein hübſch hinter einander wahrnehmen, und haben ſie endlich den Zeitraum, welchen zu beſchreiben ſie ſich vorgenommen hatten, auf dieſe Art durchlevert, alsdann ſchlieſſen ſie das Werk mit Vergnügen, und ſetzen auf den Titel pragmatiſche Geſchichte; ja wol pragmatiſche Geſchichte im rechten eigentlichen Wortverſtande!

Ach die Alten! = = Das waren freylich auch pragmatiſche Geſchichtſchreiber, aber ſo ziemlich von den Neuern verſchieden. Die Alten glaubten immer, ein pragmatiſcher Geſchichtſchreiber müſte ein Philoſoph ſeyn. Die einfältigen Alten! Sie ſollen nur kommen, und von den Neuern die Kunſt lernen, wie man Geſchichten ohne alle Philoſophie pragmatiſch ſchreiben könne. Eine ſtrenge Beobachtung der Zeitfolge nach den Jahren, und übrigens keine Ordnung in den Erzählungen, alles fein durch einander, das dient zur Abwechslung, nur immer dieſelbe Ordnung bey jedem Jahre, ſo kan man gleich bey dem Anfang des Werkes aus der Ordnung der Geſchichte eines Jahrs die Folge der Erzählungen unter allen folgenden Jahren zum voraus wiſſen, das hilft dem Gedächtniſſe; o ja! Dies ſind herrliche Vorzüge der Neuern für den Alten. Dieſe Grillenfänger, die Alten! Wozu das innere Verhältnis der Begebenheiten? Wozu die unnöthige Unterſuchung des Zuſammenhangs zwiſchen Urſachen und Wirkungen? Die Zeitfolge macht ſchon alles ſichtbar, hält alles in Ordnung. Ein geſcheuter Leſer wird ſchon ſelbſt ſehen, wie er die Urſachen zu den Wirkungen herausfinde.

Daß die meiſten neuern Geſchichtſchreiber dieſen Begriff von dem Pragmatiſchen haben, lehren ihre Werke. Ich habe es aber noch nicht ſo weit in der Kunſt des Pragmatiſchen bringen können. Mir gefält noch immer die veraltete Mode der griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber, und ich tröſte mich damit, daß ich wenigſtens bey einigen meiner Zeitgenoſſen Gehör finden werde. Daß dieſes der Beyfall der Vernünftigſten ſey, auf den ich mich verlaſſe, will ich hier nicht beweiſen: ich will nur diejenigen, die der alten hiſtoriſchen Mode durchaus gram ſind, bitten, von hier an nicht weiter zu leſen.

Ich ſetze aus der täglichen Erfahrung voraus, daß einige Begebenheiten mit einander im Verhältnis ſtehen, andere nicht. Wie wenn man im Verhältnis ſtehende Begebenheiten, wenn man die Folge von Urſachen und Wirkungen, von Mitteln und Abſichten mit einem mir oben ſchon, wie ich hoffe, zu gut gehaltenen Ausdrucke bezeichnete, wenn man ſie kurz ein Syſtem von Begebenheiten hieſſe? Ich werde keinen üblen Gebrauch von dieſem Worte machen. Es iſt eben ſo ſchwer, gleichzeitige Begebenheiten, als gleichzeitige Nationen in der Erzählung zu ſtellen. So wie man aber gleichzeitige Nationen am natürlichſten und begreiflichſten ſtelt, wenn man ſie ſyſtemweiſe ordnet; ſo kan man auch am leichteſten gleichzeitige Begebenheiten ordnen, wenn man ſie ſyſtemweiſe ſtelt. Die erſte Regel, die hieraus flieſt, beſteht darin: Man ſoll Begebenheiten, die zuſammen ein Syſtem ausmachen, nicht in der Erzählung trennen, wenn gleich die Reitzung dazu wegen der Verſchiedenheit des Orts und der Zeit und der Art der Begebenheiten noch ſo ſtark ſeyn ſolte. Man darf alſo den Plan zur Erzählung der Begebenheiten nicht nach einer geographiſchen Ordnung, auch nicht nach einzelnen Jahren, und noch weniger nach gewiſſen Claſſen der Begebenheiten machen, ſondern man ordnet nach Syſtemen; die Urſachen gehen voran, die Wirkungen folgen, und der Geſchichtſchreiber, der ſo verfährt, iſt pragmatiſch. Welch ein Ruhm! Er iſt aber auch nicht leicht zu erwerben, und ſo wie die pragmatiſche Claſſe der Geſchichtſchreiber die vorzüglichſte unter allen iſt, ſo iſt ſie auch die am wenigſten zahlreiche. Pragmatiſche Geſchichtſchreiber kommen nur in ſehr glücklichen Zeitaltern zum Vorſchein, und ſelbſt die Griechen können ſie nur in geringer Anzahl aufweiſen.

Es geht alſo die Hauptſorge eines Geſchichtſchreibers, der ſich bis zur höchſten Geſchichtſchreiber Claſſe, der pragmatiſchen, aufſchwingen will, dahin, die Veranlaſſungen und Urſachen einer merkwürdigen Begebenheit aufzuſuchen, und das ganze Syſtem von Urſachen und Wirkungen, von Mitteln und Abſichten, ſo verwirrt auch alles im Anfange durch und neben einander zu laufen ſcheint, aufs möglichſte entwickelt darzuſtellen. Nichts muß ihn in dieſer Bemühung irre machen oder aufhalten, nicht die Entfernung der Oerter, nicht der Zwiſchenraum der Zeiten, nicht die Verſchiedenheit der Begebenheiten ſelbſt. Wie oft iſt der Stoß des ganzen Triebwerks Europäiſcher Cabinette nicht in dem Europäiſchen Staate, den man beſchreibt, ja nicht einmal in Europa ſelbſt, ſondern in einer Amerikaniſchen Begebenheit zu ſuchen? Hier würde man die Ordnung der Natur verkehren, man würde die Kette zerreiſſen, wenn man bey den Europäiſchen Cabinetsangelegenheiten anfangen wolte. Es geht auch darum nicht an, daß man die Begebenheiten allezeit nach den Jahren ordne, weil ſich das Syſtem ſelten mit einem Jahre anfängt oder endigt. Syſteme von Begebenheiten haben zwar ihren eigenen Zeitlauf, allein dieſer richtet ſich nicht nach der bürgerlichen Abtheilung der Zeit. Die Urſache, daß wir im Herbſte des Jahrs 1760. zu Göttingen franzöſiſche Einquartirung bekommen haben, iſt in dem eben ſo merkwürdigen, als für uns unglücklich geweſenen Vorfalle bey Maxen im Jahr 1759. zu ſuchen. Und wie will man mit einer gewiſſen Claſſification der Begebenheiten zu rechte kommen? Man ſtelle Naturbegebenheiten zuſammen, man mache wieder eine andere Claſſe von Cabinetsangelegenheiten, man bringe die Kriegsoperationen, die Commercienſachen u. ſ. f. unter abgeſonderte Artikel. Welche Verwirrung unter den Urſachen und Wirkungen, was für ein Chaos von Erzählungen würde nicht ein ſolcher Plan hervorbringen? Und doch ſieht man ſonſt gute Geſchichtſchreiber, und ſelbſt ſolche, die das Herz haben, auf den erhabenen Ruhm pragmatiſcher Geſchichtſchreiber Anſprüche zu machen, die Begebenheiten nach ſolchen Claſſen ordnen: ungeachtet es einem jeden die tägliche und gemeine Erfahrung lehren kan, daß z. E. eine Naturbegebenheit nicht juſt wieder eine andere merkwürdige Begebenheit zur Folge habe, ſondern oft ganz andere Wirkungen bald im Felde, bald in dem Cabinette u. ſ. f. nach ſich ziehe. Wie ausgebreitet und verſchieden können die Folgen einer groſſen Ueberſchwemmung, die Entdeckung eines Bergwerks ꝛc. für den Miniſter, für den Feldherrn, für den Bauer, den Handwerksmann, den Künſtler, den Kaufmann, ja bisweilen für mehr als einen Staat ſeyn? Wie unbarmherzig würde es ſeyn, dem Leſer aufzubürden, daß er die Folgen einer ſolchen Naturbegebenheit, die der Geſchichtſchreiber unter mehrere einmal von ihm feſtgeſetzte Claſſen von Begebenheiten vertheilt hätte, ſelbſt zuſammen ſuchen, einander unterordnen, und die gemeinſchaftliche Urſache derſelben unter der Rubrik: Naturbegebenheiten, mehr ſelbſt entdecken, als aufgeklärt vor Augen ſehen ſolte?

Aus allem dieſen ergiebt ſichs alſo von ſelbſt, daß man am natürlichſten verfahre, wenn man Begebenheiten ſyſtemweiſe zuſammenſtellet, wenn man bey jedem Syſtem die Wirkungen gleich unmittelbar auf ihre Urſachen folgen läßt, und alle zu einem Syſtem gehörige Begebenheiten ſo zu ſagen von den Wurzeln an durch alle Haupt- und Nebenzweige verfolgt, bis das Syſtem geendiget iſt, und ein leichter Uebergang zu einem andern Syſtem, das man auf eben dieſe Weiſe behandelt, gemacht werden kan. Begebenheiten, die nicht zum Syſtem gehören, wenn ſie gleich zu anderer Zeit, das iſt, wenn man auf ihr Syſtem komt, erzählet werden müſſen, ſind jetzt für den Geſchichtſchreiber, ſo zu ſagen, keine Begebenheiten: ſo wie eine ſonſt noch ſo merkwürdige Nation für ihn, zur Zeit da er Nationen zu ſtellen hat, keine Nation iſt, wenn ſie nicht zu dem Syſtem gehört, das er jetzt dem Leſer vorſtellen will.

Wenn verſchiedene Syſteme, ſowol gleichzeitiger, als auf einander folgender Begebenheiten aus einer entfernten gemeinſchaftlichen Urſache entſtehen, ſo machen ſie zuſammen eine ganze Geſchichte, z. E. die Geſchichte eines Kriegs aus. Solcher Geſchichten, deren jede für ſich ein beſonderes Ganze auszumachen ſcheint, muß natürlicher Weiſe eine beträchtliche

Anzahl in einem Buche vorkommen, das ſich auf mehrere Jahrhunderte erſtrecket. Auch hier wird ein philoſophiſcher Geſchichtſchreiber die obige Regel mit Nutzen beobachten können. Er ordnet in dieſem Falle jedes ſo, wie er in dem vorigen einzelne Begebenheiten geordnet hat.

Aber wie findet man die Urſachen der Begebenheiten, die bey jedem Syſteme den Anfang der Erzählungen machen müſſen? Sie ſind entweder in den Quellen, aus welchen man ſchöpft, ſchon entdeckt, oder man muß ſie erſt mit Mühe aufſuchen. Bey dem erſten Falle hat man keine Regeln nöthig, und bey dem andern ſind ſie ſchwer zu geben, und noch ſchwerer auszuüben, wenn man kein vorzüglich gutes hiſtoriſches Genie hat. Freylich wer ſelbſt eine wichtige Rolle auf dem Schauplatze der Welt geſpielt, oder ſonſt einen wichtigen Antheil an groſſen Begebenheiten gehabt hat, wer ſelbſt bey Regierungsgeſchäften gebraucht worden iſt, ein Thucydides, ein Xenophon, ein Cäſar, ein Eginhard, ein Luitprand, ſolche Geſchichtſchreiber, die bey der Entſtehung der Begebenheiten gleichſam in der Fabrike mit gegenwärtig geweſen ſind, ſelbſt Hand mit angelegt haben, u. ſ. f. dieſe werden freylich, auch ſelbſt in dem Falle, wenn ſie nicht ihre eigenen Begebenheiten beſchreiben, das Triebwerk in menſchlichen Dingen aus dem Grundſatze, daß aus ähnlichen Urſachen ähnliche Wirkungen entſpringen, und einerley Mittel zu einerlei Zwecke führen, weit eher heraus bringen, als Leute, die in der Studierſtube über den Zuſammenhang der Dinge ſpeculiren. Doch auch für dieſe, wenn ſie nur lernen wollen, ſind noch Hülfsmittel genug vorhanden, den erſtern, wo nicht gleich zu werden, doch nahe zu kommen. Der von den Geſchäften der Welt entfernte Geſchichtſchreiber kan ſich in dieſer hiſtoriſchen Philoſophie, in der Kunſt des Pragmatiſchen üben, wenn er über die Begebenheiten ſeines eigenen Lebens, ſeiner Familie, ſeiner Freunde, ſyſtematiſch nachdenkt. So gros auch der Unterſchied zwiſchen dem Catheder und dem Throne, zwiſchen dem Hausvater und dem Könige, hierin zu ſeyn ſcheint, ſo komt es doch hier nur auf den Grad des mehrern und wenigern an, Sonſt gilt es überhaupt von allen Begebenheiten, ſie ſeyn gros oder klein

Eadem fabula agitur.

Mit eigenen Erfahrungen im Kleinen ausgerüſtet, wagt ſich nun der Geſchichtſchreiber in die groſſe Welt, wie ſie von guten Geſchichtſchreibern pragmatiſch beſchrieben iſt, und wird durch Hülfe ſeiner getreuen und erfahrnen Führer mit derſelben jetzt ſo gut bekant, als es ſeine Führer ſelbſt waren. Iſt er endlich ein Philoſoph, und dieſer muß er ſchlechterdings ſeyn, wenn er pragmatiſch werden will, ſo macht er ſich allgemeine Maximen, wie die Begebenheiten zu entſtehen pflegen, ſtudiert mit ſteter Erinnerung an dieſe Maximen, die zuverläßigen Nachrichten von der Nation, die er beſchreiben will, recht durch, ſucht die Grundſtützen auf, worauf ein Staat urſprünglich errichtet worden, vergleicht die Begebenheiten, die dieſe Grundſtützen entweder beveſtiget, oder erſchüttert haben, giebt auf den Character der handelnden Hauptperſonen acht, thut immer einen ſcharfen Blick auf die Nationen, die mit der ſeinigen ein Syſtem ausmachen, und wagt es, hieraus ein Syſtem von Begebenheiten, das Triebwerk, herzuleiten, das er mit Vergnügen entweder von gleichzeitigen Schriftſtellern beſtätiget, oder durch den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte gerechtfertiget findet.

Gleichwol wird er bisweilen, aller Nachforſchung ungeachtet, das Schickſal des Naturforſchers erfahren, der, wenn er den wirklichen Urſachen einer Erſcheinung noch ſo eifrig nachgeſpühret hat, doch zuletzt nicht ſelten nur die möglichen oder muthmaslichen Urſachen finden kan.

Der höchſte Grad des Pragmatiſchen in der Geſchichte wäre die Vorſtellung des allgemeinen Zuſammenhangs der Dinge in der Welt (Nexus rerum universalis). Denn keine Begebenheit in der Welt iſt, ſo zu ſagen, inſulariſch. Alles hängt an einander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menſchen und aller zuſammen, des Privatlebens und der groſſen Welt, ja ſelbſt der unvernünftigen und lebloſen Geſchöpfe und der Menſchen, alle ſind in einander verſchlungen und verbunden. Daß ein Menſch dieſen höchſten Grad des Pragmatiſchen in der Hiſtorie erreichen könne, wird kein Vernünftiger erwarten: und wenn auch kein innerer Widerſpruch in einer ſolchen Forderung enthalten wäre, ſo ſtritte ſie doch auf der andern Seite mit den weſentlichen Pflichten eines Geſchichtſchreibers. Dieſer ſoll nur merkwürdige Begebenheiten erzählen: er darf alſo auch nur die Triebfedern und Wirkungen merkwürdiger Begebenheiten aufſuchen. Wie viele tauſend Triebfedern und Folgen muß er alſo wegen ſeiner eingeſchränkten Seelenkräfte, wie viele andere tauſend derſelben wegen der weſentlichen Pflicht ſeines Amts verſchweigen! Er kan alſo immer nur einen Theil, und bisweilen gar nichts von dem Syſtem der Begebenheiten ins Licht ſetzen, und oft muß er nur rathen. Um dieſer Urſache willen nennen wir bald einige Begebenheiten zufällige, und bald ſcheint es uns, als wenn groſſe Erfolge aus unproportionirlich kleinen Urſachen entſtanden wären. Paris raubt die Helena, und die Griechen richten aus Rache das Trojaniſche Reich zu Grunde. Sextus Tarquinius ſchändet die Lucretia, und die Regierung der Könige zu Rom hat ein Ende. Die römiſchen Päbſte und die Kaiſer zu Conſtantinopel ſtreiten über den Bilderdienſt, und Karl der Groſſe wird König von Italien und Kaiſer im Occidente. Wilhelm der Eroberer wird Herzog von der Normandie, und das Königreich von beyden Sicilien entſteht, und England wird eine Normänniſche Provinz. Welch Verhältnis zwiſchen Urſachen und Wirkungen! Allein man betrachte nur das ganze Syſtem ſolcher Begebenheiten, ſo wird man bald finden, daß hier eine ganze Kette von Urſachen vorhanden iſt, an welcher die erzählte nur ein Glied ausmacht.

Ich will alſo nicht haben, daß ein Geſchichtſchreiber alle kleinen Urſachen, die ihm bekant worden ſind, übergehen ſolle: Nein! er ſoll meinem Bedünken nach alles aufſuchen, was zur Hervorbringung eines wichtigen Vorfalles nur irgend etwas beygetragen hat; es wird ihm ſeiner Mühe ungeachtet, dennoch manche Urſache, ja manche Reihe von Veranlaſſungen und Urſachen unbekant bleiben, und er wird ſelten den Leſer bis zu einem ſehr hohen Grad der Begreiflichkeit eines Erfolgs bringen können. Ich kan mir nichts gröſſers in der weltlichen Geſchichte der ältern Zeiten gedenken, als wenn ich ſehe, wie Attila ſeine beyden Arme, ſo zu ſagen, über unſre halbe Erdkugel ausbreitet, hier mit der einen Hand dem Kaiſer zu Conſtantinopel Frieden ſchenkt, und dem abendländiſchen Kaiſer Frieden anbietet, dort mit der andern Hand mit dem Kaiſer von China ein Bündnis ſchließt, um den morgenländiſchen Tataren Sheuſheu, die ſich ſeine Entfernung zu Nutze machen wolten, einen mächtigen Feind im äuſſerſten Oſten zu erwecken. Ich getraue mir dieſe höchſterſtaunenswürdige Begebenheit zu erweiſen: ich bin aber zur Zeit noch nicht im Stande, das Syſtem, wozu ſie gehört, auf eine ganz begreifliche Art zu entwickeln; und vielleicht wird es mir die Entfernung der Zeiten und Oerter, und der Mangel hinlänglicher Nachrichten auf immer unmöglich machen. Noch unbegreiflicher, und vielleicht gar unmöglich muß den Nachkommen die Erzählung von dem letzten Kriege, der ſelbſt uns als Zeitgenoſſen, als Bedrückten noch ziemlich unbegreiflich iſt, vorkommen, wenn nicht zur Zeit noch verſteckte Umſtände an den Tag kommen, und hernach alle Syſteme von den Begebenheiten dieſes geheimnißvollen Kriegs mit allen großen und kleinen Urſachen durch einen recht pragmatiſchen Geſchichtſchreiber auf die Nachwelt gebracht werden.

Alles, was ich bisher geſagt habe, kann Vorſicht und Billigkeit in der Beurtheilung eines pragmatiſchen Geſchichtſchreibers anrathen. Man muß keine unmöglichen Pflichten von ihm fordern, ſondern immer daran denken, daß er ein eingeſchränkter Menſch, und ein Geſchichtſchreiber iſt.

IV. Von der Stellung der Charactere und Remarquen.

Ich ſollte nun auch etwas von der Stellung der Charactere und Remarquen reden: allein ich erwähne nichts hievon. Sie ſind ganz das Werk der gröſten Meiſter, und dieſe haben meiner Regeln nicht nöthig. So viel läßt ſich leicht bemerken, daß die Charactere zuverläſſig ſeyn, aus den Begebenheiten ſelbſt entſpringen, und an denen Orten eingeſchaltet werden müſſen, wo dem Leſer daran gelegen iſt, die handelnde Perſon näher zu kennen. Erſt am Ende der Geſchichte eines Königs, wie insgemein geſchieht, ſeinen Character zu ſchildern, komt mir ſehr unſchicklich vor. Charactere ſollen in der Geſchichte das ſein, was Definitionen in Wiſſenſchaften ſind. Beide müſſen da angebracht werden, wo man ſie zu den übrigen Vorſtellungen am nöthigſten braucht.

Die Remarquen machen einen hiſtoriſchen Vortrag angenehm und nützlich: ſie müſſen aber, wenn man dieſen gedoppelten Zweck erreichen will, weder gemein noch gehäuft ſein. Wer ſie machen will, muß ſich immer vorſtellen, daß ſeine Leſer ſchlechterdings auch denken wollen und können, und von ihm nichts weiter, als Veranlaſſung zu eigenen Betrachtungen, nicht eine ſyllogiſtiſche Vorbuchſtabirung, ſondern eine enthymematiſche Entwickelung des Triebwerks erwarten. Dieſe gehört in das Buch, jene in die Werkſtatt des Geſchichtſchreibers. Das Gegentheil that Rollin, und nach ihm ein ganzer Schwarm neuerer Geſchichtſchreiber: ſie misfallen aber Kennern durch ihre Geſchäftigkeit. An einem Orte ganz ſtille ſtehen, und durch eine moraliſche Predigt über Perſonen oder Begebenheiten den Lauf der Geſchichte aufhalten, iſt nicht die Art eines Thucydides, eines Tacitus; es iſt nur die Sache eines armen Geiſtes, der gern für reich gehalten werden möchte.

Doch ich nehme ganz unverſehens Theil an der Sache, und ich wolte mich doch losreiſſen. Ich eile alſo, da ich dieſes merke, zum Schluß meiner zufälligen Gedanken über den hiſtoriſchen Plan, und gebe lieber Beyſpiele aus alten und neuen Geſchichtſchreibern. Für ein hiſtoriſches Genie iſt vielleicht das, was ich geſagt habe, ſchon zu viel, und für Leute, die keine Talente zur Geſchichte haben, würden ganze Bände nicht zureichen. Aber Beyſpiele wird auch ein Genie nicht ungerne haben.

Franz, Freiherr von Gaudy,

mit ganzem Namen Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy, ward am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren. Seine Eltern waren der K. Preußiſche Generallieutenant von Gaudy, und Conſtanze, geborene Gräfin Schmettow. Mit dem ſechſten Lebensjahre verließ er ſein väterliches Haus, und erhielt ſeine Bildung in mehreren wiſſenſchaftlichen Anſtalten, u. A. im Collège français zu Berlin, zuletzt auf der Landesſchule Pforta, von welcher er 1818 mit dem Zeugniß der Reife für die Univerſität abging. Er trat in das K. Preuß. Heer, avancirte während der Folgezeit zum Officier, und diente in mehreren Regimentern bis zum Jahre 1833, wo er ſeinen Abſchied nahm, um fortan zu privatiſiren. 1835 reiſte er nach Rom, und kehrte im Laufe deſſelben Jahres nach ſeinem Wohnort Berlin zurück.

Er gab heraus:

Erato. Glogau, 1829. N. A. 1835.
Gedankenſprünge eines der Cholera Entronnenen. Glogau, 1832. 2. A. noch in demſelben Jahr.
Geſchichtliche Geſänge der Polen v. J. U. Niennewicz, metriſch bearbeitet. Glogau, 1833.
Schildſagen. Glogau, 1834.
Korallen. Glogau, 1834.
Desengaño. Novelle. Leipzig, 1834.
Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace, metriſch bearbeitet.
Kaiſerlieder. Leipzig, 1835.
Mein Römerzug. 3 Thle. Berlin, 1836.
Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergeſellen. Leipzig, 1836.
Clotilde von Vallon-Chalys. Berlin, 1836.
Lieder und Romanzen. (Unter der Preſſe).

Ein ſehr gefälliges und gewandtes lyriſches Talent, das zwar Anfangs mehr als Nachahmer beliebter Vorbilder, namentlich Heine's auftrat, bald aber alle Feſſeln von ſich ſtreifte, und ſich mit großer Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen weiß. Innigkeit und Gemüthlichkeit, raſcher und treffender Witz, Herrſchaft über Sprache und Reim, Gluth der Phantaſie ſind ihm in nicht geringem Grade eigen und haben ihm binnen wenigen Jahren einen geachteten Ruf erworben. —

Der ſteinerne Ritter *).

Es ſprudelt die ſilberne Quelle
Am Maktplatz Tag und Nacht;
Auf ſteinernem Geſtelle
Hält dort ein Ritter Wacht.

Die Rechte umkrampft den Degen,
Die Linke den Wappenſchild.
So ſteht bei Sonn' und Regen
Des alten Kämpen Bild.

So ſeht ihr den ſtarren Recken
Mit ernſt-griesgrämigem Blick,
Die zitternde Well' im Becken
Glänzt ihn noch finſt'rer zurück.

Des Abends trippeln die Mädchen
Zum Born mit Kann' und Krug.
Spähſt du nach Schönen im Städtchen,
Hier triffſt du ihrer genug.

Die Kannen und die Krüge,
Sind auf den Rand gerückt.
Vertraut wird zur Genüge
Was lange das Herz bedrückt.

Es rieſelt und plätſchert die Quelle,
Und ſprudelt fort und fort,
Doch flüchtiger rinnt das ſchnelle,
Geſchwätzige Mädchen-Wort.

Und was der Liebſte geſchworen,
Wann Hochzeit ſolle ſeyn,
Dem Ritter kommt's zu Ohren,
Dem alten Vertrauten von Stein;

Und wie der Liebſte geſprochen,
Sich hoch und theuer vermaß,
Und wie er das Wort gebrochen,
Der Ringe Wechſel vergaß.

Manch Seufzer ſchwellt das Mieder,
Manch Thränchen rollt herab —
Der Ritter plaudert's nicht wieder,
Stumm bleibt er wie das Grab.

Du ehrenveſter Geſelle,
Nur einmal öffne den Mund.
Was that an dieſer Stelle
Von mir mein Mädchen kund?

Was hat, du alter Geſtrenger,
Mein Liebchen dir vertraut?
Gelt, Freund, ſie zweifelt nicht länger,
Sie reicht mir die Hand als Braut!

Ja, führ' ich, Herr Brunnenritter,
Mein ſchmuckes Bräutchen nach Haus,
Dann ſoll wie den Hochzeitsbitter
Dich ſchmücken der ſtattliche Straus.

Der Morlake in Venedig.

(Illyriſch.)

Als ich traurig, arm an Gelde und verlaſſen ſaß am Herde,
Kam ein liſtiger Dalmatier, ſprach mit ſchmeichelnder Geberde:
Weshalb weilſt du in den Bergen? Nach der großen Waſſerſtadt
Wandre, welche mehr Zechinen als dein Acker Kieſel hat.

Im Gewand von Sammt und Seiden prunken üppig die Soldaten,
Jubeln dort in Saus und Brauſe, ſammeln ſpielend ſich Dukaten.
Schwere Silberkett' am Dolche, Weſte reich geſtickt mit Gold
Bringſt du leicht in deine Heimath von des Venetianers Sold.

Blumen werfend ruft dich freundlich dann die ſüßerblüh'nde Schöne
An das Gitterfenſter, klingen deiner Guzla Schmeicheltöne.
Geh' zu Schiffe! geh' zu Schiffe! Nach der großen Waſſerſtadt
Wandre, welche mehr Zechinen als dein Acker Kieſel hat. —

Und ich thöricht Kind, ich glaubt es was der Falſche vorgelogen,
Stieg in's Rieſenſchiff von Marmor *), rings umſpült von Meereswogen:
In der Sumpfluft wird das Brot mir eitel Gift; ich liege ſtill
Gleich dem Wolfshund an der Kette, darf nicht zieh'n wohin ich will.

Red' ich meines Landes Sprache, ſo verſpotten mich die Schönen;
All' die Töchter unſrer Berge eilten hier ſich zu entwöhnen

---

*) Deutſcher Muſenalmanach für 1836. S. 127 fgde.

*) Venedig.

Volkes würd'ger Sitt' und Rede. Einſam ſteh' ich und allein;
Gleich dem Baum, verpflanzt im Sommer, geh' ich langſam welkend ein.

Wenn in meinen Felſenſchluchten ich dem Wanderer begegnet,
Grüßt' er mich: Sohn des Alexis! ſey der Tag von Gott geſegnet!
Hier tritt mir kein Freund entgegen; hülflos bin ich wie der Wurm,
Welchen in des Teiches Mitte ſchleuderte des Herbſtes Sturm.

Die Reiterin.

Ich ſah jüngſt — es war im Traume —
Einen wunderſeltnen Ritt:
Auf bejahrtem, ſteifem Klepper,
Welcher, ſchleichend Schritt vor Schritt,
Mit den Ranken, Dornen, Neſſeln
Sich ſchwerfäll'gen Hufes ſtritt,
Saß ein Weib, das ſchlafend nickte
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
In der Hand den Schwanz als Zaum,
Wankt' hinüber und herüber,
Murmelt' auch, doch wie im Traum.
Wen'ge Worte nur vernahm ich,
Die ich hört' verſtand ich kaum,
Gab auch nicht drauf acht, und muſtert'
Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
Nicht ſo farbigen Talar;
Grau nur gegen ihn bedünkte
Mich der Regenbogen gar,
Große Lappen, kleine Fetzen
Angeſtückt faſt wunderbar:
Nun, der Himmel mag es wiſſen,
Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu ſchauen
Dieſer Edelfrau Geſtalt,
Zeigte gleich gebogner Nacken
Spuren von der Zeit Gewalt,
Hatte ſie mit häm'ſchem Finger
Gleich manch Fältchen eingekrallt —
Immer ließ ſich noch ermeſſen,
Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen ſchien die Dame,
Leiſ' und ſchüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seyd Ihr Frau Germania? —
„Bis zu Achtzehnhundert neune
Ward ich ſo genannt. O ja.“
Und jetzt? — „Hab' ich hundert Namen.
Nennt mich Frau Etcätera.“

Wie Ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet Ihr? So abgetrieben,
Buglahm, hinkend, träg' und faul.
Seht — doch nein Ihr könnt nicht ſehen —
Im Moraſte wühlt ſein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle.
Schafft ihn ab. Es iſt ein Grau'l.

„Naſeweiſer Neurungsthümler,
Welch ein übermüth'ger Wahn
Treibt Euch, meinen Gaul zu läſtern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich ſchon ſeit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den ält'ſten Stammbaum vorweiſt —
Ihn, den alten Schlendrian?“

Das Orakel.

Die Mutter hält auf dem Schooße
Das Knäblein zart und hold,
Lippen glüh'n ihm wie Roſe,
Löckchen glänzen wie Gold.

Das Küßen und das Herzen,
Heute bekommt ſie's nicht ſatt;
Ein Jahr iſt's, daß ſie viel Schmerzen
Um ihn gelitten hat.

„Ein Jahr iſt's, daß ich viel Schmerzen
Um dich erduldet hab';
Ein Jahr ſeit den Himmel im Herzen
Die Mutterbruſt dir gab.

Wie ſo reizend entfaltet
Haſt du, mein Knöspchen, dich.
Engel des Himmels, erhaltet,
Schützet ihn mildiglich!“

„Herrin, wollt mir erlauben,
So flüſtert jetzt die Magd,
Daß nach des Volkes Glauben
Das Schickſal werde befragt.

Laßt looſen das jahresalte
Knäblein am heutigen Tag.
Der Himmel gnädig walte,
Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,
Den Apfel, das Thalerſtück.
Ein Loos verkündet Uebel,
Zwei Looſe verkünden Glück.

Roth bleibt er wie Apfels Bäckchen,
Wenn er die Frucht erkieſt;
Nie fehlen die Thaler im Säckchen
Wenn er das Silber erlieſt.“

„Und, fragt die Mutter bebend,
Erwählt er das heilige Buch?“
Die Magd ſpricht widerſtrebend:
„Dann wird ihm das Leichentuch.“ —

„O nimmer, nimmer wage
Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.
Dies hieße mit ſündlicher Frage
Verſuchen Gott den Herrn.“

Die Magd trägt in die Kammer
Wohl die drei Looſe zurück.
Die Bibel mit ſilberner Klammer,
Sie feſſelt des Kindes Blick.

Zappelnd und ringend windet
Es ſich von der Mutter Schooß,
Tappt in das Kämmerlein, findet
Das ernſte Todesloos.

Am goldig=gleißenden Schnitte
Erkennt er das Erbeſtück.
Mit kurzem, ſchwankendem Schritte
Bringt er's der Mutter zurück.

Schon jetzt deine Thränen fließen?
Warte noch, Mutter, ein Jahr,
Dann magſt du die bittern vergießen,
Dann wird das Orakel wahr.

Chriſtian Auguſt Gebauer

ward am 28. Auguſt 1792 zu Knobelsdorf im Königreich Sachſen geboren, erhielt, nach vollendeten Studien, eine Collaboratur in Meiſſen, wurde dann Lehrer an einem Inſtitute in Cöln, 1818 Profeſſor in Bonn, was er jedoch nur kurze Zeit blieb, und ſpäter Inſtructor des Prinzen von Wittgenſtein. — Gegenwärtig lebt er als Hofrath und Doctor der Weltweisheit im Privatſtande zu Mannheim.

Er ſchrieb:

Geiſtliche und weltliche Gedichte. Heidelberg 1814. 4. A. Heidelberg 1821.
Des Auſonius Biſſula. Köln 1817.
Bilder aus der Gemüthswelt. Elberfeld 1819.
Blüthen religiöſen Sinnes. Elberfeld 1819. N. A. 1828.
Legende vom heiligen Engelbert. Köln 1819.
Bilder der Liebe. Köln 1819.
Die Morgenröthe. Elberfeld 1819 — 1820. 2 Thle.
Stunden der Einſamkeit. Aachen 1820.
Blumenſtücke. Mannheim 1821.
Aurora. Mannheim 1823.
Lebensbilder. Ulm 1825 — 1826. 2 Thle.
Altes und Neues. Nürnberg 1826.
Deutſcher Dichterſaal. Leipzig 1827. 2 Thle.
Die Monate des Jahres. Stutgart 1828.
Veſta. Berlin 1828.
Luther und ſeine Zeitgenoſſen als Kirchenliederdichter. Leipzig 1828.
Simon Dach und ſeine Freunde. Tübingen 1828.
Das Schönſte aus Jean Paul's Schriften. Leipzig 1827. 2 Thle.
Lilienblätter. Stuttgart 1831.

Mit reicher Phantaſie und innigem Gefühl ausgeſtattet, hat ſich G. vorzüglich der lyriſchen religiöſen Poeſie zugewandt und hier Ausgezeichnetes geleiſtet. —

Friedrich Gedike.

Dieſer um das Schul- und Erziehungsweſen in Deutſchland zu ſeiner Zeit hochverdiente Gelehrte, ward am 15. Januar 1754 in dem Dorfe Boberow bei Lengen in der Priegnitz, wo ſein Vater Prediger war, geboren. Er hatte das Unglück, denſelben ſchon im neunten Jahre zu verlieren, und wurde nun, Anfangs in Seehauſen, dann in dem Waiſenhauſe zu Züllichau erzogen, zeichnete ſich jedoch während ſeiner früheren Jugendjahre eben nicht durch hervorſtechende Fähigkeiten aus. Erſt in der letzten Zeit erwachte ſein Geiſt und entwickelte ſich zum Erſtaunen Aller, die ihn früher gekannt hatten. Im Jahre 1771 ging er nach Frankfurt an der Oder, um Theologie zu ſtudiren. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn berief ihn Spalding 1775 nach Berlin, als Erzieher ſeiner Söhne. 1776 wurde er Subrector des Friedrichswerder'ſchen Gymnaſiums daſelbſt, 1778 Prorector und 1779 Director dieſer Anſtalt, 1791 Mitdirector des Berliniſch-Kölniſchen Gymnaſiums, und 1793 Director deſſelben. — Bereits 1784 war er zum Oberconſiſtorialrath, und 1787 zum Oberſchulrath ernannt worden. Bei der Gründung eines Seminariums für gelehrte Schulen wurde ihm gleichfalls die Direction deſſelben übertragen. Im Jahre 1790 trat er als Mitglied in die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, und 1791 erhielt er von der theologiſchen Facultät zu Halle das Diplom eines Doctors der Theologie. Er ſtarb am 2. Mai 1803 zu Berlin, nach höchſt geſegnetem und ausgedehntem Wirken.

In deutſcher Sprache erſchien von ihm:

Pindar's Olympiſche Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1777.
Pindar's Pythiſche Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1779.
Ariſtoteles und Baſedow, oder Fragmente über Erziehung und Schulweſen. Berlin und Leipzig 1779.
Vier Dialogen des Platon. Berlin, 1780.
Geſammelte Schulſchriften. Berlin, 1789 — 1795. 2 Bde.
Vermiſchte Schriften. Berlin, 1801.
Berliniſche Monatsſchrift (mit J. E. Bieſter). Berlin, 1783 — 1790.
Einzelne Oden, Schulreden, Beiträge zu Zeitſchriften u. ſ. w.

Die vielfachen großen Verdienſte, welche ſich G. durch ſeine Schriften ſowohl, wie durch ſeine amtliche Thätigkeit um das Schul- und Erziehungsweſen, zunächſt in Preußen, dann aber auch in ganz Deutſchland erwarb, ſind ſo allgemein anerkannt, daß es einer näheren Auseinanderſetzung derſelben hier um ſo weniger bedarf, als ſolche in einem Werke dieſer Art nicht einmal an ihrer rechten Stelle wäre. — Als Schriftſteller im engeren Sinne hat er wohl das Vorzüglichſte in ſeinen Nachbildungen griechiſcher Originale geleiſtet, und namentlich in ſeiner Ueberſetzung des Pindar gründliche Kenntniß mit Geſchmack, wahrem Gefühl und großer Herrſchaft über Sprache und Form vereinigt. Weniger glücklich iſt er dagegen in ſeinen Reden und Oden, da es ihm zwar nicht an Kraft, Gewandtheit und Reichthum des Gedankens, ſo wie an Anmuth und Wärme des Styls fehlt, eine eigenthümliche Neigung zum Allegoriſiren ihn aber zu weit führt, und ihn oft zu unnützer Häufung der Bilder und Figuren, ſo wie zu rhetoriſcher Uebertreibung hinreißt. —

Eduard Heinrich Gehe,

gewöhnlicher Eduard Gehe, ward am 1. Februar 1793 zu Dresden geboren, erhielt ſeine erſte Bildung im väterlichen Hauſe, und bezog dann Schulpforte. Er ſtudirte darauf die Rechtswiſſenſchaften zu Leipzig, machte nach vollendeter akademiſcher Laufbahn mehrere Reiſen, und ließ ſich bei ſeiner Rückkehr als Rechtsconſulent in ſeiner Vaterſtadt nieder. 1827 ward er Großherzoglich-heſſiſcher Hofrath, und in neueſter Zeit K. Sächſiſcher Cenſor.

Von ihm erſchien:

Das Schloß Candra. Oper. Dresden, 1834.
Desgleichen. Trauerſpiel. Leipzig, 1821.
Guſtav Adolph. Tragödie. Leipzig, 1818.
Der Tod Heinrichs IV. von Frankreich. Trauerſpiel. Dresden, 1820.
Maja und Algino, oder die bezauberte Roſe. Dresden, 1827.
Hiſtoriſche Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, 1830 u. 1832. (Der 10. u. 12. Band der Bibliothek hiſtoriſcher Romane. Leipzig, bei Focke.)
Das Schloß Perth und die Pulververſchwörung. Leipzig, 1835.
Die Eroberung Sibiriens. Leipzig, 1835.
Vermiſchte Schriften. Bunzlau, 1836. 2 Thle.
Mehrere ungedruckte Tragödien, Beiträge zu Zeitſchriften u. ſ. w.

Als dramatiſcher Dichter gehört Gehe zu denen, welche Schiller zum Vorbilde nahmen, und auf der von dieſem unſterblichen Geiſte eingeſchlagenen Bahn weiter ſtrebten. Seine Verſuche waren nicht ohne Erfolg, da ein glückliches Talent ihn begünſtigte und unterſtützte. Reichthum der Erfindung, Anmuth und Kraft der Sprache, Wahrheit der Charakterzeichnung und geſchickte Verbindung der einzelnen Situationen treten in ſeinen dramatiſchen Leiſtungen hervor, und erwerben ihnen nicht geringes Lob; doch fehlt es ihnen an Tiefe und Gluth der Leidenſchaft, daher war ihre Wirkung weder nachhaltig, noch dauernd. Mit größerem Glück bearbeitete G. ſpäter die deutſche Oper, die überhaupt ſeiner ruhigen, gleichen Sinnesart wohl mehr zuſagt, und hat auf dieſem Gebiete wohl das Beſte geliefert, was unſere Literatur bisher aufzuzeigen vermochte. — In der Gattung der hiſtoriſchen Novelle und des hiſtoriſchen Romans, welcher ſich Gehe in den letzten Jahren faſt ausſchließlich zuwandte, hat er mit Recht großes Lob geerndtet, da er mit gründlichen Kenntniſſen eine ſehr anmuthige, phantaſiereiche Darſtellungsgabe verbindet. —

Charlotte Corday.

„Ruhe herrſcht in der Natur; der Geiſt ihres Friedens grüßt meine Seele. Schildere mir den Sommerabend, daß ſeine jungen Farben meinem Alter lebendig werden.“

So ſprach Corday, der Vater, zu ſeiner Tochter. Er war blind, ein ſiebenzigjähriger Greis.

„Das Gewitter,“ ſagte Charlotte, „hat ſich verzogen und einen Regenbogen zurückgelaſſen, der Land und See verbindet. Wie flüſſiges Silber liegt ſie vor uns, trägt Boote und Schiffe, die dieſer Küſte enteilen. Die Segel glänzen wie Schleier, während das Abendroth ſeine Farben auf die Geſtade haucht. Nur das Meer gibt einer Gegend den Charakter der Größe, und ſchön iſt es, wenn zu dieſer Größe ſich, wie hier, die Lieblichkeit geſellt.“

„Ein Abend, geeignet, daß man an ihm von Heinrichs und Sully’s Weltfrieden träume!“ erwiederte Corday. „Das waren Menſchen, ſo groß, als liebenswürdig; echte Franzoſen. Im Strahl der untergehenden Sonne feiere ich ihr Andenken. Auf die Liebe, die damals Volk und König einte, folgte der Haß, auf das Glück das Unglück, auf den Tag die Nacht. Aber auch unſere Zeit hat ihre Tugenden. Gemeſſene Kraft muß ſich der Leidenſchaft, echtes Volksthum dem Jacobinismus entgegenſtellen. Jene Bürger Frankreichs, welche dem Boden der Tyrannei enteilen, ſündigen am Vaterlande. Die Beſſeren dürfen nicht ihren Platz dem Laſter räumen. Jeden Fuß breit muß man ihm ſtreitig machen. Gibt es ein ſchöneres Loos, als über den Gräbern ſeiner edlen Ahnen edel fallen für das Recht? O, daß in mir noch die Kraft des Jünglings lebte!“

„Sie lebt, mein Vater, in Euren Söhnen — den Girondiſten!“

„Ich habe Freude an meinen Kindern,“ ſprach Corday. „Im nahen Caen wirken meine zwei Jünglinge ſtill, doch kräftig. Ein edles Feuer lodert in ihrer Seele und Du biſt — Corday’s Tochter.“

Sie drückten ſich die Hand. Nie waltete zwiſchen einem Vater und ſeinem Kinde ein zarteres Einverſtändniß.

„Mein Vater,“ ſagte jetzt Charlotte und richtete den Blick auf die felſige Küſte, „dort ſehe ich Leute, die wohl unſerer Hülfe bedürfen. In dieſen Zeiten der Tyrannei erkennt man leicht die unverdient Verfolgten.“

Wirklich zeigten ſich zwiſchen den Klüften des Felsgeſtades vier Männer; in ihren blaſſen, aber edlen Zügen malte ſich die tiefſte Noth.

„Sei Du mein Auge, mein hülfebringender Arm!“ ſagte der Alte zu Charlotten.

Die vier Männer, Corday’s Landſitz erblickend, der nicht weit von Caen, näher dem Meere, lag, eilten darauf zu, ſo viel es ihre ſichtbar erſchöpften Kräfte erlaubten. Plötzlich ſchien Furcht und Entſetzen ihre Schritte zu hemmen. Unſchlüſſig blieben ſie ſtehen, ſcheu umherblickend wie Verfolgte, die den Tod auf ihren Ferſen wandeln ſehen.

„Geächtete, den Gefängniſſen und Hinrichtungen entfliehend!“ ſagte Charlotte leiſer.

„So weißt Du, was wir thaten und wieder thun wollen,“ antwortete der Vater. „Aber vorſichtig! Wenn nicht das Landvolk, doch die Fiſcher der Küſte dienen auch hier den Tyrannen.“

Charlotte ging. Leiſe die Thür der Gartenmauer öffnend, trat ſie auf das Feld und winkte.

„Euer Anblick kündet mir Euer Schickſal. Tretet ein in Frieden!“

„Thut es nicht!“ ſchrie Einer der Flüchtlinge den Andern zu. „Statt der Hülfe könnte Verrath uns antreten.“

„Niemand traue ich mehr, außer Dir, o Mädchen!“ ſagte der jüngſte der Männer und ergriff Charlottens Hand. Die Andern folgten. Aber als ſie nun tief aufathmend eintraten in dieſen Wohnſitz der Ruhe, unter die Schatten wohlgepflegter Bäume, der hohe Greis Corday, wie ein Patriarch aus beſſerer Zeit, durch die wohl bekannten Räume ſich ihnen entgegenbewegte, da zögerte der Fuß der Unglücklichen, die Schwelle des Glücks ganz zu überſchreiten.

„Ihr wollt uns laben.“ ſagten ſie, „und wir bringen Euch Tod. Fort, fort von hier, ehe Henriots Banden die Feuerbrände auf das gaſtliche Haus ſchleudern. Es iſt die Zeit des Sylla und Marius. Weil ſie Geächtete bei ſich verbarg, ſtarb die Bouquet auf dem Schafote.“

„Den Tod der Ehre,“ erwiederte ruhig Charlotte. „Glaubt Ihr, es gäbe nur eine Franzöſin?“

Bei dieſen Worten war es, als ließen die Geiſter der Angſt, des von irdiſcher Noth erzeugten Wahnſinnes plötzlich von den vier Männern ab. Kühner, ſtolzer erhoben ſie das Haupt. Ihre Augen fingen an zu glänzen, ihre bleichen Wangen färbte Feuer.

„Frankreich ſtirbt nie ganz!“ riefen ſie. „Verwandte Geiſter treffen ſich noch; der Engel der Gaſtfreundſchaft kehrt uns ſein himmliſches Antlitz zu. Und auch wir, nach Monden des Kampfes, der Verfolgung, begehren nur eine Nacht des Schlummers, um dann wieder geſtärkt die Nation gegen die Wüthrige zu vertreten.“

„Das iſt die Sprache der Vaterlandsfreunde,“ ſagte Corday. „Voll klingt ſie und lieblich, wie Orgelton durch Sturmesnacht. Laßt mich Eure Namen wiſſen, daß ich ſie in meinem Herzen trage.“

„Du ſiehſt Genſonné, Buzot, Salles und Lanjuinais vor Dir, die Abgeordneten der Gironde bei dem Pariſer Convent, doch jetzt geächtet, aus Paris, dieſem Rachen des Todes, entflohen, von Henkern verfolgt.“

„Ihr ſeid es, Söhne des Geſetzes, ſeinen Frieden predigend in der Schreckenszeit?“ rief froh bewegt Corday, ſie unter ſein gaſtliches Dach geleitend. „O, mein Alter neigt ſich vor Eurer Jugend! Zwiſchen königlich Geſinnten und Jacobinern die ſchmale Bahn der Mäßigung zu wandeln, erforderte Römermuth, durch Chriſtenſinn geläutert.“

„Die letztentſchwundenen Jahre gaben große Hoffnungen,“ ſagte, in ruhigere Betrachtung verſinkend, Lanjuinais, indeß ein Strahl der Abendſonne ſein edel-ſchönes Antlitz verklärte. „Ein neues Licht ſchien tagen zu wollen und wir, die Mitglieder der Nationalverſammlung, ſollten Verkünder dieſes Lichtes ſein. Welch ein Anblick! — Auf der einen Seite der König, ſtatt des Flittertandes falſcher Größe, die Liebe des Volkes zu ſeinem Juwele erwählend; auf der andern Seite dieſes Volk, auftauchend aus tiefſtem Druck, die Menſchenrechte laut begrüßend. Welch ein Tag, als der dritte Stand mit Adel und Geiſtlichkeit zuſammenfloß und in der Flamme der allgemeinen Begeiſterung die Vorrechte der Einzelnen untergingen! Es war der Silberblick der Staatsumwälzung. Da — iſt es doch, als ſollte die Menſchheit nie zur Vollkommenheit gelangen — bildete ſich aus den Fehlern des Königs und der Reizbarkeit der niederen Volksclaſſen das Ungeheuer des Bürgerkrieges. Erſt ſchüchtern, wie das Licht des Tages ſcheuend, hob es ſein Haupt, das Sansculotten küßten. Wir fühlten ſeinen Peſthauch und kämpften, ob uns das Blut erſtarrte. Aber ſchon zog es Viele zu dem Unthiere mit Baſiliskenblick hinüber. Wir ſtritten fort, mit unſerem linken Arm das bebende Königthum deckend. Aber nun tauchten ſie auf, die Vampyre der Nation, die Ungeheuer der Schreckenszeit, Robespierre, der heimliche, Marat, der offene Tiger, ſeine Zähne fletſchend. Nie habe ich geahnt, welch ein entſetzlicher Geiſt in der Menſchenbruſt wohne. Das kleine Stückchen Fleiſch, Herz genannt, iſt ſchlimmer als Aetna und Veſuv und alle Vulcane der Welt. Doch nein! in dieſen Entmenſchten iſt kein Herz, eine Kröte an deſſen Stelle. Aber ſie ſiegen. Der einundzwanzigſte Januar mit ſeiner Königsleiche, der einunddreißigſte Mai und zweite Junius, an denen die Lärmkanonen donnerten, vollendeten den Sturz der Gemäßigten. Wir wurden nicht beſiegt, nein! erdrückt von den Achtzigtauſenden, die, mit Schwertern, Piken, Flinten und Dolchen den Schloßplatz beſetzend, die Kanonen gegen den Convent richtend, Mörder waren und ſich Bürger des ſittlichen Aufſtandes nannten *)“.

Schnell trat jetzt Charlotte herein.

„Männer des Vaterlandes,“ ſagte ſie, folgt mir zur ſicheren Ruheſtätte.“

„Droht Gefahr?“ fragte Buzot.

„Nicht für Euch, ſo lange wir leben;“ erwiederte Charlotte dringender.

„Geht mit ihr!“ ermahnte Corday. „Sie hat das Auge des Falken und das Herz der Taube.“ Leicht ſchritt Charlotte voran, bis wo vor einer Grotte des Gartens wilde Oleander und Kaſtanien ſich zu einer anmuthigen Nacht verſchlangen. Der Boden vor der Grotte war mit einem Getäfel bedeckt, eine künſtlich eingefügte Platte ward gehoben und ein unterirdiſches Gewölbe ſichtbar, darin eine brennende Lampe und erquickende Früchte, von der wirthlichen Charlotte hinein geſtellt.

„Steigt hinab und laßt es Euch wohl ſein,“ ſagte ſie lächelnd.

---

*) Geſchichtlich.

„Ohne Zweifel naht ſchon die Gefahr. Du willſt ſie uns nur verbergen und lächelſt, Mädchen!“

„Den Tyrannen bleibe die Angſt, dem reinen Gewiſſen das Lächeln!“ erwiederte ſie. „Steigt ſchnell hinab, ruht ſüß, indeß ich wache.“

Sie ſtiegen nieder, die Platte über ſich ziehend. Ueber dem Aſyle der Geretteten ſtand Charlotte. Von ihrem Antlitze verſchwand das Licht, um der ſchönſten und tiefſten Trauer Platz zu machen. Sie zog einen eben empfangenen Brief aus dem Buſen hervor und las ihn. Alle Empfindungen der Wehmuth, der Liebe, des Schmerzes, der zarteſten Weiblichkeit malten ſich auf ihrem lieblichen Antlitze. Groß war der Kampf, ſchwer der Sieg.

Als ſie geendet, zitterte eine Thräne in ihrem Auge und feine Bläſſe deckte ihre Wange. Aber die Hand auf das Herz legend, als wollte ſie dort ein gewaltiges Gefühl niederdrücken, rief ſie: „Es muß!“ und ging entſchiedenen Schrittes zu dem Greiſe.

„Die Viere ſind geborgen,“ ſagte ſie. „Aber dort, von Caen her, über die Hügel, ſchwärzer als die Schatten der Abenddämmerung, kommen auch ſchon die Feinde angezogen. Waffen ſehe ich blinken, Gebrüll ertönt.“ Sie neigte ſich an des Vaters Bruſt.

„Was iſt Dir? Du zitterſt? Wann zitterte bei dem Nahen eines Feindes Corday’s Tochter?“ fragte der Alte, ihre beiden Hände liebreich faſſend.

„Er hat mir geſchrieben, in allem Feuer ſeiner brennenden Leidenſchaft, wird gleich ſelbſt hier ſein,“ ſeufzte Charlotte kaum hörbar.

„Romme wagt Dir zu ſchreiben, in mein ehrliches Haus zu kommen?“

„Er wagt noch mehr, mein Vater, er hofft, der Mächtige, auf die Hand Eurer Tochter.“

„Der Königsmörder, zu Seiten eines Marat und Robespierre ſitzend?“

„Ein gefallener Engel!“ ſprach Charlotte leis und ſchmerzlich.

„Was Du ihm ſagen wirſt, meine Tochter, weiß ich, ehe Dein Mund es ausſpricht.“

„Ich dachte an ſeine erſte Jugend, das hat mich weich gemacht. Vergib Deinem Mädchen die Schwachheit;“ erwiederte Charlotte und richtete ſich entſchloſſen empor.

Waffen klirrten, Fackelbrände wehten wie feurige Zungen durch die Gebüſche. In einem Augenblicke war der Landſitz von einer Rotte eingenommen. Aus ihrer Mitte, in gebietender Hoheit, trat Romme, Vorſitzer des Pariſer Umwälzungsgerichtes, das ohne Schwurrichter und Berufung über Leben und Tod ſprach. Das Adlerauge auf die Corday’s gerichtet, ſchritt Romme vor. Als er Beide ruhig ernſt ihm entgegenſchauend fand, ſchien ſein Fuß zu zögern. Die ſtolze Lippe zuckte, ein dunkles Roth leuchtete auf ſeinem Antlitz, in dem ſich eine Miſchung von Scheu, Liebe und zorniger Majeſtät zeigte, während das wiederkehrende Gewitter am Himmel ſeine Wolkenſcharen aufjagte und leiſer Donner über Land und See rollte.

„Vater Corday,“ ſagte er dann, ſich faſſend, faſt weich, „Euer Sohn grüßt Euch wie ſonſt.“

Corday aber erwiederte: „Laßt die Vergangenheit ruhen! Der Conventsdeputirte tritt mit Gewalt umgürtet in das Haus, das ihn erzog. Er hat darüber zu verfügen. Der Henri, der Jugendgeſpiele meiner Kinder, halte es meinem Alter zu Gute, zieht es ſich vor der einbrechenden Nacht zurück. Ich laſſe Euch Charlotten hier; ſie hat Euch etwas zu ſagen, was gleich und nur zwiſchen Euch Beiden beſprochen werden muß.“

Langſam wanderte er dem Hauſe zu. Romme biß die Lippe, während ſein Blick über die Rotten hinſtreifte, die ein Wink von ihm zähmte oder entfeſſelte. Dann fragte er im leicht vornehmen Tone, den aber ein Hauch der Seelenangſt umſchleierte: „Und Charlotte?“

„Iſt ſich ſelbſt getreu!“ erwiederte ſie nicht ohne Anſtrengung.

Eine Pauſe folgte, nur durch ein Säuſeln unterbrochen, welches, das herannahende Wetter verkündend, durch die Natur zog.

Gewaltig arbeitete es in Romme’s Bruſt. „Höre, Mädchen!“ ſagte er, „das Rad der Zeit geht im Rieſenſchwunge, Königskronen zermalmt es, aber, bei Gott! nicht die Blume der Liebe.“ Er ergriff ihre Hand; ſie zog ſie zurück.

„Wie?“ ſagte er gedehnt und ſetzte dann feurig und entſchloſſen hinzu: „Sie iſt mein, dieſe Hand der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechtes, mein für Zeit und Ewigkeit.“

„Sie war es,“ antwortete Charlotte in edler Würde.

„Sei verſtändig, Mädchen, lerne eine männliche Seele begreifen, ſchätzen. Fortgerungen hat ſie ſich durch alle Kämpfe der Revolution, erſt bewältigt, dann bewältigend. Wer war ich, als ich Euer Haus, ein armer Jüngling, verließ? Wer bin ich jetzt — ſpielend mit des Volkes fürchterlichen Kräften? Nur der Sturm, der Alles vor ſich niederwirft, ſiegt in ſolcher Zeit. Und nun, wo ich, geſtellt zu den Gefürchtetſten, getragen von der Woge des Glückes, das Haupt geſchmückt mit dem Lorbeer der Volksgunſt, Dich an mein Herz drücken will, vermiſſeſt Du Dich, Eis zu ſein der Flamme gegenüber? Du vermagſt es nicht. Dein Mund ſchweigt, Dein Zittern ſpricht. Warum ſtrömt denn jetzt, wenn Du mich nicht mehr liebſt, von Deinem Antlitz alles Blut zu dem Herzen meiner Charlotte? Ja, Du liebſt mich noch, Dein Henri iſt Dein Alles, Dein Gott und —“

„Zurück!“ rief Charlotte jetzt mit Hoheit, „zurück, Unedler, liſtig wie der Leopard, aber nicht wie der Löwe großmüthig. Schleicht noch eine Schwäche für Dich durch mein Gebein, ſo iſt es die Flamme eines ſterbenden Fiebers. Seit jenem Blutbade des zweiten Septembers, das Du mit geleitet, ſind wir geſchieden vor Gott und der Welt.“

Wie entſetzt fuhr Romme zurück, ſie mit weitaufgeriſſenen Augen anſtarrend.

„Laß uns tiefer hinab zum Garten gehen!“ ſagte er dann leiſe und ſchrecklich. „Es könnte Dir und den Deinen Gefahr bringen, hörten Jene eins Deiner Worte.“

Er deutete auf die mit Piken, Dolchen und Säbeln bewaffnete Menge, die an ſeinen Blicken hing, und leitete Charlotten zur Grotte. Seine Augen rollten, dunkle Geiſter ſchienen in ihm emporzuſtürmen, jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen. Als Romme gerade dieſen Weg nahm, zuckte in Charlottens Seele eine Ahnung empor. An dem offenen Fenſter eines Gartenſaales vorbeiwandelnd, griff Charlotte nach etwas, das auf dem Fenſterbrete lag, ſteckte es, von Romme unbemerkt, in ihren Buſen und war fortan ruhiger.

„Weißt Du, Charlotte,“ hob Romme wieder an, „warum ich nach Caen kam und mit wem ich kam? Mit Henriot und ſeinen Tauſenden, nach dem Beſchluſſe des Convents*), an den Girondiſten Strafe zu vollziehen. In dieſem Caen ſelbſt, dieſem Sitze des Aufruhrs, ſollen ſie fallen, morgen früh. Die Guillotinen ſind für permanent erklärt, nur Schrecken bändigt die Empörung. Ihre bedeutendſten Häupter ſind ſchon in unſerer Gewalt, vier Entflohene, um die jedoch nur ich weiß, ſo gut als ergriffen.“

Sein ſtummer Blick fiel auf die Platte, er ſetzte den Fuß auf ſie, die dumpf dröhnte. Ohne Zweifel war ihm, der von ſonſt her die Gelegenheit des Ortes kannte, Alles verrathen worden. Aber Charlotte ſchlug nicht, wie Romme erwartete, den Blick nieder.

„Fahrt fort,“ ſagte ſie, und ihre edle Geſtalt ſchien ſich noch edelkühner zu heben und der Geiſt der Entſchloſſenheit leuchtete aus ihrem ſonſt ſo ſanften Auge.

Dieſe Seelenhoheit ergriff Romme; er drückte die Hand vor die Augen und vor ſeiner entzündeten Phantaſie tauchten die Bilder ſeiner Jugend auf, „Engel mit Schwanfittichen. Sonſt und jetzt!“ Romme ſeufzte. Nie war er ſchöner, nie verführeriſcher als in dieſem Augenblicke, wo er wie von dem Engel der Unſchuld entwaffnet ſtand. Von einem wahren Gefühle hingeriſſen, ſtürzte er zu Charlottens Füßen.

„Während ich Dich liebe, anbete, haſſeſt Du mich, ſchwebſt, für Fremde Dich opfernd, mir fluchend, am Rande des Abgrundes, während Angſt des Todes um Dich, Du undankbares, göttliches, beweinenswerthes Geſchöpf, in meinem Buſen wühlt. Dich zu warnen kam ich hierher, in aller Sehnſucht der Liebe. Als ich Dich ſah nach Jahren der Trennung, das ſtarre Marmorbild, da riß es wie Geier mir am Herzen. Ich bin ein Mann meiner Zeit, that nur, was Hunderte thaten. Richte nicht, ſchilt nicht; Deine erſten Briefe, denen, ach! ſo lange ſchon keine folgten — trag’ ich — blick’ her! auf meiner Bruſt, Dein Bild in meinem Herzen.“

Und ſo ſtürmte er fort und fort, ſchmeichelnd, flehend; und Charlottens weiches Herz trank den verführeriſchen Strom ſeiner Rede. Allgewalt der erſten Liebe! Wir verabſcheuen, wenn er ſich ſelbſt entheiligte, ihren Gegenſtand und vergöttern ihn doch noch in der Erinnerung an vergangene ſchöne Tage. Umſonſt erhebt ſich zürnend der Geiſt; das Herz liebt, was es einmal ergriff, in Schmerzen fort, und muß es entſagen, ſo iſt es ein Riß durch’s Leben. Charlottens Kraft fing an zu wanken. Immer ſüßer, immer berauſchender klang Romme’s Rede. Ein Hauch von ſeinen glühenden Lippen hatte ihre Wange getroffen. Er ahnte Sieg.

„Du wirſt nicht ewig zürnen, wirſt barmherzig ſein wie Engel. Mädchen meiner Wahl, ſüßes, himmliſches Geſchöpf, zu mir! zu mir!“

Und vor ihr niedergeworfen, ſtreckte er die Hand flehend zu ihr auf. Da zückte, hoch über die Hand hinweg, ſie in blutrothes Licht kleidend, während das Uebrige im ſchauerlichen Dunkel blieb, ein Blitz. Aller Schmerz dieſer entſetzlichen Zeit,

---

*) Geſchichtlich.

Eliſabeths Schweſterklage, die Todesſeufzer der Lamballe, Antoinettens leiſes Wahnſinnslied, alles das unerſchöpfliche Weh der Septembertage, an denen Romme Antheil nahm, richtete ſich wie ein Sturm in Charlotten auf und der Boden ſchien unter ihren Füßen zu wanken.

„Königsmörder!“ hallte ihre bebende Lippe.

Romme lachte wild. „Nicht blos der Himmel hat Blitze,“ ſagte er, „dies kleinſte ſeiner Wetter war nur ein Vorſpiel, das größere geb' ich.“

Und durch die Nacht mit tönender Stimme rief er: „Hierher, ihr Bürger, Freunde des Geſetzes!“ Im Augenblicke erſchien die rohe, entmenſchte Menge, grell vom Fackelbrand beleuchtet, und nur mit Widerſtreben den ihr von Romme angewieſenen Standpunkt nicht überſchreitend, denn ſie witterten Blut.

„Bürgerin,“ ſagte Romme kalt und nur Charlotten vernehmbar, „von meiner Jugend her entſinne ich mich, daß dieſer Boden — blickt nicht auf ihn herab, es würde Euch jenen Männern zu zeitig verrathen — ein Geheimniß bewahrt. In letzter Zeit barg er, birgt noch Schätze, vier Leben, dem Tode angehörend. Den Kunſtgriff, dieſe Platte zu öffnen, lernte ich, wenn ich nicht irre, von Euch ſelbſt.“

Dieſe Tücke, Frucht der furchtbaren Gefühle, die jetzt Romme's Bruſt durchkreuzten, gab Charlotten alle ihre Waffen wieder. Es galt, vier Unglückliche zu vertheidigen. Eben ſo leiſe und den Zeugen durch keine Miene die Wichtigkeit des Zwiegeſprächs verrathend, erwiederte ſie:

„Stein, Baum und Räume kennt Ihr hier, wäret ja, der ausgeſetzte Knabe, verſchmachtet, hätte Euch mein Vater nicht aufgenommen. Schön, daß Ihr von allem dieſen das Einzige, den Stein dort unten, nicht vergaßt, noch rühmlicher, daß Ihr Eure Gedächtnißkraft jetzt ſo zum Heil unſres Hauſes benutzet. O, Ihr werdet Charlotten noch liebenswürdiger werden!“

Nie in ihrem Leben hatte ſie mit ſo viel Bitterkeit geſprochen. Aber Charlotte war durch dieſen Undank in tiefſter Seele gekränkt und ein ſtolzes Vaterlandsgefühl, mit Verachtung gepaart, verhieß ihr Rettung der Unglücklichen, durch ſchneidenden Vorwurf in die Seele des Verfolgers geworfen. Auch faßte er den gewaltigen Mann. Ein Blick ſeines Auges, wie von brennenden Thränen feucht, zeugte von Romme's Scham und beſſerem Gefühl. — Es benutzend, fuhr Charlotte leiſe fort:

„Die Viere ſind unten. Aber im Augenblicke, wo Ihr die Platte oder mich berührt, ſtoß' ich mir dies Meſſer — deſſen Heft ich jetzt aus dem Buſen ziehe — tief in das Herz. Daſſelbe geſchiehet, wenn Ihr nicht binnen einer Minute Euch von hier entfernt, ſammt den Gefährten. Ihr kennt mich!“

Romme erzitterte ob des Lebens der Geliebten, ballte heimlich die Fauſt; mit dem Böſen rang ſein beſſerer Genius. Aber er kannte Charlotten. Ohne nur noch einen Blick auf ſie zu werfen, wandte er ſich und ging. Charlotte aber ſank an der Stelle ihrer That in Thränen nieder.

„O, wäre er rein geblieben!“ ſeufzte ſie, „ich wäre ihm gefolgt in Noth und Tod, ſein Weib, ſeine treue Magd. Gibt es ein ſchöneres Glück, als den Geliebten die Bahn der Ehre wandeln zu ſehn? Und fände er dabei den Tod und läge er blutig zu meinen Füßen, ich könnte eine Locke von ihm an meinem Herzen und ſein unſterbliches Bild in meiner Seele tragen. Aber ſo, lebend und doch für mich todt, nicht begraben und doch begraben von den Trümmern ſeines Rufes, von ſeiner Schmach! — Liebe, ſchöner, verführeriſcher Schweſterengel der weiblichen Seele, mit ihr aufwachſend, ihr, ach! mit tauſend ſüßen Thränen ſchmeichelnd, entfliehe denn zum Himmel, deiner Heimath, oder — baue deinen Thron in andere, beglücktere Herzen. Das meinige — es entſagt. Vielleicht — dunkel ſchwebt es vor meiner Seele — wird mir eine andere Krone als die von Myrten. Wie du willſt, mein ſtarker Gott!“

Sie lag auf den Knieen und betete. Da rauſchte es neben ihr. Zwei Jünglinge, Arm in Arm geſchlungen, belauſchten ſie mit dem Auge der Bruderneigung, der Eine blond gelockt, ein heiteres Achilleshaupt, der Andere ſtill ernſt, ein Antinous; Beide in der Blüthe der friſcheſten Jugend.

„Die Schweſter betet mit für uns und das Glück unſerer Waffen,“ ſagten ſie und falteten die Hände, indeß der Mond ſeinen Glanz auf die die drei herrlichen Geſtalten goß.

Jetzt gewahrte Charlotte die Brüder. In wonniger Wehmuth hing ſie an ihrem Halſe.

„Schweſter,“ ſagten die Brüder, „der morgende Tag wird ein Tag der Entſcheidung, groß und ernſt und blutig ſein; die Vornacht mit ihrer erhabenen Ahnung bringen wir vereint mit Dir und dem Vater zu.“

„Er erwartet Euch und ich führe Euch Mitkämpfer zu,“ ſagte Charlotte; dann, die Platte erhebend, rief ſie: „ſteigt auf, Freunde, die Gefahr iſt vorüber.“

„Durch Deinen Muth!“ antwortete, mit den Andern aufſteigend, Lanjuinais. Feindestritte, immer wiederkehrend, ſchallten über uns; uns war als faſſe der Tod uns.“

„Lebt,“ ſprach Charlotte, „lebt, von Feinden nicht mehr verfolgt, unter Freunden! Hier Camille und Georges, meine Brüder; hier Lanjuinais, Buzot, Genſonné und Salles, die glänzenden Redner und Streiter der Gironde. — Wohl! ſchüttelt Euch die Hände; die Geiſter verſtanden ſich längſt. Und nun laßt uns zum Vater gehn.“

Sie gingen, Charlotte voran, die Männer Hand in Hand, zu Corday dem Vater. Er ſaß, hoch über dem Thalgrunde, auf der Plateforme ſeines Hauſes, deren Getäfel von weißem Blech im Mondenlicht wie Silber flimmerte. Und um ihn her ſäuſelten, aus der Tiefe ragend, die Wipfel der Pappeln, die er einſt ſelbſt gepflanzt hatte. Theilte ein Windſtoß die Blätterfülle, ſo zeigte ſich das unendliche Meer. Frei und ſchön über der See ſtand der Mond, eine güldene Säule auf die Gewäſſer zeichnend; ausgeſäet war der Sterne Heer; die Erde ruhete. In dieſer feierlichen Mondnacht, unter dem reinſten Himmel, verſammelten ſich auch die andern Getreuen auf der Terraſſe, die jedem Späherblick von unten durch den Kranz der Bäume entzogen ward, und nachdem Corday, dem es nicht mehr vergönnt war, die Söhne zu ſehen, ſeine Hand zu ſeinem Auge gemacht und lind das Antlitz der Jünglinge berührt hatte, ſich der lieben Züge zu erfreuen, ſetzten ſich Alle zu einem einfachen Liebesmahle. Mit jener leichten Gräzie, die Franzöſinnen auszeichnet, hatte Charlotte ſchnell Alles zugerichtet; ſelbſt Blumen fehlten als Zierde des Tiſches nicht. Wie blinkte unter ihnen der rothe Wein feurig hervor! Aber zu ſehr ſtrahlten alle Leidenſchaften dieſer großen und heftigen Seelen in einen Brennpunkt zuſammen, als daß nicht das „morgen“ mit ſeinen Kämpfen und Schreckniſſen ſie gleich wieder ausſchließlich beſchäftigte.

„Die Sache unſeres Calvado's ſteht beſſer, als der Feind glaubt. Aber erzähle Du es dem Vater!“ ſagte der blonde Georges, den Arm um den Bruder ſchlingend, als erfreue es ihn, von den Lippen ſeines Camille wiederklingen zu hören, was ſie Beide begeiſterte.

Camille nahm das Wort: „General Wimpfen iſt da, noch heimlich, aber mit Rath und That. Zu Bordeaux, Lyon, Marſeille ſind Verbindungen angeknüpft*). Der Aufſtand der Bezirke gegen den blutigen Convent gedeihet, wird morgen ſchon losbrechen.“

„Nicht ohne uns!“ ſagten die vier Geretteten.

„Die Königsmörder wähnen, uns ſchon wie zappelnde Fiſche im Todesnetz zu halten,“ fuhr Camille fort. „Uns zu erdrücken, ſandten ſie den Henriot. In Mitte ſeiner Banden, mit Ketten belaſtet, führt er von Paris aus einundzwanzig der Unſern**); ihre Häupter morgen zu Caen fallend, ſollen beſſer als Kartätſchenkugeln uns aus einander jagen. Weil man unſere Mittelclaſſe fürchtet, hat man Aſſignaten an die Hefe des Volks ausgeworfen.“

„Das ſind,“ ſagte Buzot, „die furchtbaren Mittel, wodurch Marat allen Schlamm der Höllentiefe aufwühlt. Erſt ſpritzt er durch das verruchteſte aller Blätter, ſeinen Volksfreund, Medeengift in Köpfe und Herzen, daß die Leute zu raſen beginnen, dann zeigt er noch ihren ausgehungerten Magen das Gold. Alle die unſeligen Volksaufſtände zu Paris wurden und werden auf dieſe Weiſe vorbereitet. Nicht blos die Männer, auch die Frauen macht ſein entſetzliches Gold zu Hyänen. Jene Leon, mit Piſtolen bewaffnet, raſ'te erſt neulich wieder mit funfzehnhundert andern Weibern durch Paris. Dieſe ſogenannte Volkskönigin nennt Marat ihren göttlichen Freund und bezieht zuerſt von ihm alle Liſten der Neugeächteten. Robespierre's und Marats bezahlte Strickerinnen ſind der Ausbund der Scheußlichkeit. Dieſe Weiber heulen jedesmal ſo lange im Convent, bis die Männer darüber den Verſtand verlieren.“

Stumm hörte Charlotte zu. Als ſie aus dieſem Munde vernahm, was ſie hundert Mal gehört und niemals hatte glauben wollen, verſagte ihr die Sprache.

Camille aber rief froh begeiſtert: „In der Normandie fällt ſolche Drachenſaat auf ſtarren Boden. Er wirft ſie zurück und der ſchreckliche Säemann ſehe ſich vor!“

Dann erzählte er und Georges, feurig beredt, von den mit Liſt und Kraft heimlich getroffenen, der Normandie würdigen Gegenanſtalten.

„Auf das Heil des morgenden Tages und ſeiner Streiter!“ rief, wie in Jünglingsgluth, Corday, der Vater. „Möge Gott der gerechten Sache Sieg verleihen!“

„Er wird es,“ ſagte Camille. Ein tiefer, unendlicher Ausdruck lag auf ſeinen Zügen. Er ſtand auf, trat an das Geländer der Terraſſe, während Georges, glücklich in tauſend

---

*) Geſchichtlich.

**) Geſchichtlich.

Hoffnungen, den Vater und die neuen Freunde umarmte. „Fühle, wie ich glühe,“ ſagte Georges, die Schweſterhand an ſeine Wange drückend. „Unendlich wohl iſt mir. Eine ſolche Lebensfülle empfand ich nie. Man genießt doch das Leben nie ſo ganz, als wenn man in Gefahr iſt, es zu verlieren. Aber gewiß, morgen Abend kehren wir als Sieger heim, ſorge für zwei Kränze, Schweſterchen!“

„Liebe Seele!“ ſcherzte Charlotte und wandte ſich von ihm zu Camille, dem ſie vorzüglich zugethan, Vertraute ſeiner tiefſten Gefühle und einer unglücklichen Liebe war. Sie fand ihn, hinaus in die Mondnacht blickend, ernſt, doch weich.

„Dort drüben unter Pappeln liegt das Grab unſerer Mutter. Die Todten rufen mir. Leb' wohl, meine Freundin!“ ſagte er leiſe.

„Mein Bruder, ſiegen wirſt Du.“

„Siegen und ſterben, erwiederte er. „Laß Dir gegen den Vater nichts von meiner Ahnung merken. Sieh, wie Georges glüht, wie er ſchwärmt! Tröſte den Vater, wenn — gib mir den Abſchiedskuß. Du biſt das ſanfteſte, edelſte, liebenswürdigſte Mädchen. Dank, heißen Dank für Deine Liebe! Leb' wohl! keinen Abſchied weiter! Denk', ich ſei Dir ſchon geſtorben.“

Er riß ſich von ihr los, trat zu den Freunden. Niemand hatte den Abſchied der Geſchwiſter bemerkt. Aber Charlottens Herz war ſchwer, Begeiſterung erfüllte es, doch auch tiefſte Wehmuth. Ein Schmerz, gewaltiger als alles Leid dieſer Tage, ſchien noch auf ſie zu warten — Camille, Romme! — Und morgen ſchon werden ſie zuſammentreffen! Schon ſinkt die Nacht, bald wird das Morgen zum Heute. Die innere Aufregung malte Charlottens Wange mit Purpur. Die Geiſter der Angſt, Liebe, Hoffnung brachen lichtverklärt aus ihrem Auge. Sie war himmliſch ſchön, als ſie wieder zu den Vaterlandsfreunden trat, die ſich von den größten Geiſtern ihrer Nation, jetzt durch die Schlechten bedrängt, verdrängt, unterhielten.

„Bailly hat das Gute gewollt,“ ſagte Lanjuinais. „Auch Mirabeau, der hinreißende Mann. Daß er, Beherrſcher der Volksleidenſchaften, Opfer ſeiner eigenen Leidenſchaft, ſo bald ſtarb, war ein Unglück für unſere Nation. Roland iſt ein Mann, den die Freiheit ſo fertig fand, als wäre er ſchon bei ſeiner Geburt aus ihren ſchöpferiſchen Händen hervorgegangen, und wie ſoll ich Dich rühmen und preiſen, Dich, der Du für die Freiheit zweier Welttheile ſtritteſt, Dich, Waſhingtons Waffenbruder, Dich, La Fayette! Trinken wir auf La Fayettens Wohl, und möge der Herzenswunſch, den er mir einſt unter den wüthendſten Parteikämpfen mittheilte: „Ruhigen Sonnenabend nach Sturm!“ in Erfüllung gehen!“

Die Gläſer klangen. „Meine Freunde,“ ſprach feierlich bewegt Lanjuinais, „vergeſſen wir die Frauen nicht. Größer noch als Roland iſt die Bürgerin Roland. In das Gefängniß geworfen, ſetzte ſie unter den Todesſeufzern ihrer Mitgefangenen, ſelbſt dem Tode nah', ruhig ihr Tagebuch fort*). Dort hat ſie die Beobachtungen über ſich ſelbſt, und in wie weit in dem Augenblicke, als die Henker ſie fortſchleppten, ihr Puls lebendiger ging, niedergelegt. Das iſt die Ruhe des Weiſen, der auf das eigene Leben, wie auf ein Außending, herabſchauet.“

Charlotte war näher hinzugetreten. Als er ſchloß, reichte ſie ihm ſchweigend die Hand, und als er nun, dieſe küſſend, von der himmliſchen Aufopferung der Lamballe ſprach, die von dem glänzenden Hofe zu Sanct James zu ihrer Freundin in das Elend zurückkehrte, von Eliſabeth, dieſer Königin aller Schweſtern, die je auf Erden für einen Bruder litten und ſtarben — da glänzten an des Mädchens langen, ſeidenen Augenwimpern zwei Perlen.

„Dieſe Lamballe, dieſe Eliſabeth,“ ſagte ſie, „ſind nicht minder groß, als die ſtärkere Roland. Hingebende, aufopfernde Liebe iſt die echte weibliche Tugend. Aber ich begreife, daß in unſerer Zeit auch die Tauben ſich in Adler verwandeln können, müſſen. Es lebe die Roland, und die in dem Kerker ſeufzet, Eliſabeth, und Du, jetzt über den Sternen wandelnd, Lamballe!“

Schon lange hatte Corday, der Vater, geſchwiegen. Er dachte der Söhne und des morgenden Kampfes. Jetzt rief er entſchloſſen: „Brecht auf, daß noch die ſchützende Nacht Euch nach Caen geleite! Leb' wohl, mein Camille, mein Georges! Ihr Freuden, Ihr Stützen, Lichter meines blinden Alters. Hätte ich noch mehr Söhne — die zwei älteſten ſtarben den Heldentod — ich ſendete ſie mit Euch, Alle, Alle unter die Fahnen des Vaterlandes.“

Und er trieb ſie fort, und die leiſe geöffneten Pforten ließen des Hauſes Söhne und Freunde aus. — Still und groß war der Augenblick der Trennung.

Als Charlotte in ihr einſames Gemach gelangte, wollte der Geiſt in ihr, einmal aufgeregt, nicht ruhen. Im Geſpräche hatten die Freunde flüchtig auch jener zwanzigjährigen Renaud gedacht, welche auf dem Schafote ſtarb, weil ſie zweimal ſich durch Robespierre's Hauswache zu drängen geſucht und im Verhör geäußert hatte: „Ich wollte durchaus einmal einen Tyrannen ſehen*)!“ Das fiel jetzt Charlotten bei. Wie zu ſich ſelbſt, ſagte ſie: „Renaud, Du wunderliches Mädchen, was haſt Du denn eigentlich gedacht? Einen Tyrannen ſehen iſt Nichts. Die Tyrannei vernichten — Alles!“ So ſchlief ſie ein, und über ſie kam der Geiſt des Traumes. Er zeigte ihr das Gefängniß la Force, die Roland darin. Sie ſchüttelte ihre Ketten und ſagte:

„Wäre ich nur wieder frei, ich könnte noch etwas Beſſeres thun, als am Tagebuche zu ſchreiben. Das hilft nichts dem Gatten, den tauſend Andern nichts. Marat läßt ſie Alle hinrichten, wenn nicht —“

Hier riß der Faden des Traumgedankens ab, die Roland, oder vielmehr Charlottens Seele, ſchien vor Etwas zu erſchrecken. Radförmig wälzte ſich ein Nebel vor ihr. Wieder ward Ruhe; die Renaud trat aus dem Traume Charlotten an und ſchalt:

„Du haſt unrecht von mir gedacht, ich wollte wohl etwas mehr als den Tyrannen ſehen, aber weil es mir nicht gelang, rühmte ich mich nicht meines Willens. Auch gibt es noch einen Schlimmeren, als Robespierre. Weißt Du wen? —“

Hier neigte ſich das Traumbild tief hinab an Charlottens Ohr, aber ſo leiſe flüſternd, daß ſie es nicht verſtand. Auch mit dieſem Gedanken ward die Seele nicht fertig, ſank vielmehr unter ſeinem Drucke in Bewußtloſigkeit. Tiefer Schlaf feſſelte die ſchönen Glieder, bis er von dumpfen, aber mächtigen Schlägen aufgeſcheucht, plötzlich entfloh. Charlotte fuhr empor. Der Morgen graute; zu Caen donnerte die Lärmkanone.

In der Mitte des großen Marktes von Caen erhob ſich mit der Guillotine ein breites Schauergerüſt, an welches die Nachrichter eben noch ungeheure dreifarbige Cocarden nagelten und dabei luſtig pfiffen und ſangen.

„Kröten!“ murrte ein breitſchultriger Normand und nickte einem Truppe bewaffneter Bauern, die hinter ihm ſtanden, zu.

„Ruhe! Ruhe!“ ermahnte ein Anderer. „Es iſt noch nicht Kolbenzeit. Pfiffig ſind die Pariſer Bluthunde doch mit ihren ausgeſtreuten Aſſignaten. Sie hätten uns armes Landvolk beinahe herumgekriegt. Aber mein Gewiſſen gab mir eine Maulſchelle und das war gut. Geraden Weges ging ich zu den jungen Corday's und zu Wimpfen und erzählte Alles, wie die Rothmützen uns Geld an den Hals geworfen hätten, ſagend, Caen müſſe aufhören zu ſein, und wir ſollten mit ausziehen gegen ſeine Reichen — die Staatsmänner. Darauf gaben die Corday's und Wimpfen uns den Plan zur Verſtellung ein. Wir nahmen von den Anarchiſten, die darum auf uns rechnen zu können glauben, das Geld und wollen es in Fauſtſtößen an ſie zurückzahlen.“

„Wenn's nur gelingt!“ ſagte ein Vierter. „Die Feinde ſind uns überzählig. Der Henriot führt einen Theil der Pariſer Nationalgarde mit ſich, und hier erweckt eben, zum dritten Male donnernd, ſeine Lärmkanone die Ohnehoſen.“

Tauſende der Sanscülotten lagen ſchnarchend auf dem Markte umher und fuhren jetzt wie große Schlangenknäuel aus einander. In der brennendſten Sonnenhitze waren ſie von Paris nach Caen gerannt. Jeder von ihnen erhielt täglich vierzig Sous. Dafür mußten ſie — wie die Machthaber es wollten — vor und im Convente brüllen, die Korn- und Zuckergewölbe plündern, ça ira! und vive la nation! ſchreien, ſengen und brennen, tanzen und morden. Erwacht, und ihre Freunde, die Kanonen, hörend, ſchwangen auch jetzt ſie die rothen Mützen. Wer keine hatte, ſtreckte, vom Sonnenſtich halb verwirrt, wenigſtens alle zehn blutige Finger unter Grimaſſen in die Luft. Der ganze Menſch, in ſeinem Schmutz, in ſeiner Lumpenkleidung, Dürre und Gelbe, war an ihnen Fratze. Mit der Zunge konnten ſie auf eine eigene, fürchterliche Weiſe ſchnalzen, mit den Zähnen knacken. Jetzt, die Mäuler aufreißend, ſchrieen ſie aus vollem Halſe: „Es lebe die freigewordene, die glückliche Nation! Es lebe die Pariſer Gemeinde und ihre Väter: Henriot und Romme! Nieder, nieder mit den Ränkeſpinnern!“ Eben rückte, unter dem Gebrüll der Sanscülotten, dem Geheul der Sturm- und zugleich Todtenglocke und dem raſſelnden Generalmarſch, Henriot, der Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht von Paris, auf den Markt, an ſeiner Seite Romme, hinter ihm eine Abtheilung der Nationalgarde, die einundzwanzig Opfer in ihrer Mitte. Zuvor gedenken wir jedoch einer Erſcheinung, die, ſo abſtoßend ſie war, doch von den Ohnehoſen mit ungeheuerem Beifallsgeklatſche empfangen wurde. Durch die Menge drängte ſich heftig ſchnaubend Léon, die ſogenannte Volkskönigin, von Paris zur Hinrichtung mitgekommen. Unter dem breiten Strohhute hervor, den eine Feuerlilie ſchmückte, hingen auf die Schultern verſtreut die ſchwarzen Haare. Die Augen waren groß und blitzend. Sie trug zwei Piſtolen in ihrem Gürtel, an Bruſt und Hut glänzte die dreifarbige Cocarde, auch auf den Schuhen. Die Figur war breit, die ſtarken Arme bis über die Ellbogen entblößt. Einige häßliche Weiber folgten ihr, einen Freiheitsbaum tragend.

---

*) Alle dieſe Züge ſind aus der Geſchichte entlehnt.

*) Geſchichtlich.

„Dort pflanzt ihn hin, dicht an der Straftribune, daß die Vaterlandsverräther ihn noch ſehen müſſen!“ ſchrie ſie mit faſt männlicher, aber heiſer gewordener Stimme.

Im Augenblicke war das Straßenpflaſter aufgeriſſen, der Baum gepflanzt und mit rothen Mützen und dreifarbigen Bändern geſchmückt. „Ça ira!“ ſagte die Volkskönigin, wie befriedigt, und nahm eine Priſe. Dann, wieder heftig, zog ſie ein großes weißes Tuch hervor.

„Freies Volk, ſiehſt Du das Tuch? Marat, mein göttlicher Freund, gab es mir mit einem Kuſſe. Lachend, denn ſeine hohe Seele lacht allemal, wenn es gilt zu ſeptembriſiren, lachend reichte er mir das Tuch, das ich mir erbat, es ihm, an allen vier Zipfeln in das Herzblut der Einundzwanzig getaucht, wieder zurückzubringen.“

„Die Hyäne!“ murmelten die Männer des Calvado's, jetzt durch anderes Landvolk verſtärkt, und ſuchten den Platz am Schafote zu gewinnen. — Die Ohnehoſen klatſchten erneuten Beifall der Léon, die wieder ſchnupfte und dann, die Franzöſin nicht verläugnend, Handſchuhe anzog, ſelbſt einen Fächer nahm, Henriot und Romme zu empfangen. Langſam kam der Zug näher, voran auf einer hohen Stange die Freiheitsmütze, hinter ihr zehn Trompeter, mit ſchmetterndem Luſtlied dem Schmerze der Stadt hohnſprechend, dann hochgeſchwungen drei Banner mit der Inſchrift: „Vaterland!“ „Freiheit!“ Gleichheit!“ Hierauf zwei Marmortafeln mit der Erklärung der Menſchenrechte, dann unter Fahnen des Vaterlandes, die mit drohenden Inſchriften verſehen waren, vierzehn Trommelſchläger, fortwährenden Wirbel ſchlagend. Hinter ihnen, getragen vom Brauer Sauterre, der ſich dieſe Luſt nicht hatte nehmen laſſen, das Schwert des Geſetzes, ſodann auf fahlgelbem Roſſe Henriot mit den tückiſchen Augen, ſtarken Backenknochen und Backenbart, und auf feuerſchnaubendem Rappen Romme, Beide mit klirrenden Säbeln umgürtet. Wie die eiſerne Larve ſtierte Henriot auf die Menge herab, während Romme's Blick an den Häuſern hing, in deren geöffneten Fenſtern, Kopf an Kopf, nichts als Frauen zu ſehen waren.

„Da ſchauen ſie,“ dachte er, „wieder nieder, die Neugierigen, weil es Leichen geben wird. Ha, falſches, grauſames Geſchlecht, fortan ſchon um einer Einzigen willen von mir gehaßt! Romme flehend und doch von ihr verſtoßen. Romme vor einem Mädchen fliehend, wo er gebieten, vernichten konnte! Geht unter, Bilder meiner Liebe, in den Blutſtrömen dieſes Tages!“

Da griff Jemand in die Zügel ſeines Roſſes. Léon war's; ſie rief:

„Ihr reitet ja faſt über mich weg. Ehre den Damen! Und das ſag' ich Euch, Bürger, laßt mir die Einundzwanzig langſam hinrichten. Thut das meinem guten Kinde Frankreich zu Liebe; ich bitte Euch darum, ich, ſeine Mutter.“

Romme bemerkte die Megäre kaum. Etwas ganz Anderes hatte ſich ſeinem Späherblick gezeigt. Das Landvolk von Calvados, das Henriot ihm als für die Freiheit gewonnen geſchildert hatte, kam ihm verdächtig vor. Selbſt die Frauengeſichter in den Fenſtern trugen nicht den Stempel der Neugier der Pariſerinnen. Er glaubte, hinter ihnen verſteckt, Männer mit Flinten zu gewahren. Raſch wandte er ſich zu Henriot. „Laßt die ganze Nationalgarde mit den Kanonen auf den Markt nachrücken!“

Aber Henriot, vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben höflich, hörte die Klage der von Romme hoch entrüſtet zurücktretenden Léon.

„Das der Freundin des göttlichen Marat?“ rief ſie. „Zieh' ich nicht Tag für Tag vom Staate einen Ehrenſold von fünfzig Sous? Bin ich nicht enrollirt? numerirt*)? Seht her! dieſer Arm trägt Nummer Eins, ſchwarz eingeätzt. Bei der Tugend einer freien Bürgerin, ich will gehört ſein!“

„Ihr ſeid es ſchon,“ entgegnete begütigend Henriot der Einflußreichen. Dann zu Romme gewandt, ſagte er kurz:

„Das Volk iſt unſer, ſo gnügen die vierhundert Gardiſten.“

„Aber ich ſage Euch, das Volk hier iſt nicht unſer und Eure Ohnehoſen haben ſich müde gelaufen,“ erwiederte Romme.

Henriot, durch den Widerſpruch, den er von Keinem ertrug, wild gemacht, rief trotzig: „Thut was Eures Amtes, redet, und überlaßt es mir, zu ſchlagen.“

Romme, nachdem er dennoch an die im andern Stadtviertel haltende bewaffnete Macht einen Eilboten abgeſandt, beſtieg die Schauerbühne; ihm zur Seite ward das Schwert des Geſetzes erhöht. „Die Feinde der Freiheit ſchlag' ich!“ ſtand darauf. Und Romme zeigte es dem Volke und ſprach, indeß Todtenſtille ſich über die Stadt lagerte:

„Bürger von Caen! Ludwig Capet hörte in dem Augenblicke auf, zu den Lebendigen zu gehören, als man die Papiere des eiſernen Schrankes fand. So wird Caen aufhören zu ſein, lehnt es ſich noch einmal gegen die Volksvertreter auf. Empörer, nicht in der That, nur in Gedanken, erkennt, was Euch dräuet, an den fallenden Häuptern dieſer Gerichteten!“

Er winkte, und zwiſchen den Nationalgarden, die einen dreifachen Kreis um das Gerüſte bildeten, wurden die Einundzwanzig ſichtbar. Von ihren Lippen, als Sterbehymne, tönte der Marſeiller Geſang einfachgroß. Paarweis, mit allem Stoicismus jener Zeit, zogen ſie zum Tode. Schon ſteigen ſie die Stufen aufwärts, ſchon ſollen die Hände ihnen gefeſſelt werden, ſchon neigt der Erſte ſich unter das blinkende Beil, da — durch die dreifache Reihe der Feinde auf das Schafot ſpringen zwei Jünglinge, Camille und Georges Corday, das erſte Opfer wegreißend vom Beile — Zeichen des Aufſtandes! und ein Schrei den Krieg der Stadt Caen gegen die Machthaber verkündend, tönt aus allen Herzen. Blitzſchnell dringt, den Corday's nach, das bewaffnete Calvados auf das Schafot. Statt des Beiles empfangen die Opfer die Dolche der Rache. Ueberwältigt von dieſem ungeheuren Wechſel wanken ſie, ſich gleich wieder in den Armen der Freunde zu erheben und dann vom Schafot herab, das ſie eben verſchlingen ſollte, wie einundzwanzig Flammen auf die Feinde zu ſtürzen. Jüngſt Angreifer, jetzt zur Vertheidigung gezwungen, fluchend ziehen dieſe die Säbel, fällen die Bajonette, unterſtützt von den Ohnehoſen, die mit unermeßlichem Gebrüll, mit Senſen, Piken, Flinten und Heugabeln auffahren. Aber in den Fenſtern weichen die Frauen, Scharfſchützen Platz zu machen. Aus ihren Feuerröhren fällt mörderiſcher Hagel auf die Pariſer. Die Nationalgarden fallen, ganze Haufen von Sanscülotten. Um ſo mehr wüthen ihre Rächer. Ueber den zerriſſenen Fahnen, dem zerbrochenen Schwerte des Geſetzes, über ſtürzenden Feinden und Freunden wird gekämpft mit Dolchen, Piken, Säbeln, Flintenkolben und Bajonetten. Die Corday's und Wimpfen ſind überall. Schon neigt ſich auf die Seite der Gironde der Sieg, aus einer Schußwunde vergießt Henriot ſein ſchwarzes Blut — da reißen Kartätſchenkugeln, in die Reihen des Calvados einſchlagend, ſie nieder, und während zum Erſatz die Männer den Häuſern entſtürzen, erheben die Frauen, wieder an den Fenſtern erſcheinend, Wehklage über den Todten. Sie ermuntern mit wehenden Tüchern zum Kampf, reichen Waffen herab, ſtatt der zertrümmerten.

„Kämpft“ rufen ſie, „kämpft, Ihr Männer von Calvados! Rächt das entheiligte Vaterland an den Königsmördern! Sie zu zerſchmettern, reißt, wenn Euch die Waffen gebrechen, die Steine aus der Erde.“

Aber Romme, der furchtbare Romme, wirkt jetzt entgegen. In einem Augenblicke hatte er Alles überſehen, naht jetzt mit der bewaffneten Macht, den Aufſtand zu erdrücken. Kettenkugeln wälzen ſich vor ihm her gegen Calvados. Henriot eint, was noch übrig blieb von der Guillotinenwache; wie die lernäiſche Hyder, todſäend, erhebt ſich neugeſtärkt der Sanscülotte. Der Sieg ſchwankt, da ſtürmen mit den Kanonen des Zeughauſes, das ſie erbrochen, die Corday's heran. Blitz antwortet dem Blitze, Donner dem Donner. Die Normands halten Stand, die Sauscülotten reißen aus. Wo ſie die verrätheriſche Nationalgarde gewahren, ſchießen jetzt ſelbſt die Frauen auf ſie herab von Häuſern, von Dächern. Pulverwolken erfüllen den Markt. Jetzt wird es Licht. Romme ſteht vor Camille, und Camille's Antlitz, wie geſtern Charlottens, ſtrahlet Sieg, ſtrahlet Hohn. Um ſo brennender Romme's Wuth. Aller Schmerz der Niederlage, die er ahnt, zuckt in der Spitze ſeines Schwertes. Sie fechten. Romme empfängt eine Wunde, Camille fällt, der Jugendfreund Romme's, Sohn ſeines Wohlthäters, Bruder ſeiner Geliebten. Aber ſchon blitzt neben Romme ein zweiter Säbel auf, tönt eine bekannte Stimme: „Mörder meines Bruders ſteh'! — Es war Georges. Seinen Patroklus zu rächen, dringt er auf Romme ein. Dieſem ſträubt ſich, als er den letzten Sprößling jenes Hauſes, das ihn aufnahm, erzog, auf ſich einſtürmen ſieht, das Haar. Doch der mächtige Lebenstrieb waltet dunkel in ihm und richtet die Stöße nach des Feindes Herzen. Romme glaubt getroffen zu haben, hört einen dumpfen Fall, aber gleich darauf reißt der Anarchiſten allgemeine Flucht auch Romme mit fort. Das Schickſal des Tages iſt entſchieden, der Zweck des Aufſtandes erreicht, manch' Girondiſtenhaupt gerettet, den andern Bezirken ein glorreiches Beiſpiel gegeben, Caen ſieggekrönt — um theueren Preis.

---

*) Geſchichtlich.

Als Calvados ſich liebend zu ſeinen Gefallenen neigte, fand es die Corday's, Helden des Tages, aber todt. Arm in Arm lagen die Brüder auf Feindesfahnen. An demſelben Abend wurden ſie dem Vater gebracht. Ganz Caen folgte, die aufſtehenden Departements legten den Siegeskranz auf ihre Bahre. Nichts von des Vaters, der Schweſter Schmerz. Jener Maler, Iphigenia's Opferung darſtellend, verhüllte Agamemnons Antlitz.

Die Nacht nach jenem verhängnißvollen Tage brachte Charlotte wachend zu. Sie hatte ihre Thränen getrocknet.

„Was hilft das Weinen! Thaten will die große Zeit, und das Werk der Befreiung, mit dem Blute der Brüder erkauft, muß vollendet werden. Wohl wird nach dieſem Siege der neue Bund der Bezirke, an den Leichen der Söhne Corday's beſchworen, ſich mächtig erheben, aber auch ganz Paris gegen den Bund. Seine Tyrannen werden die Geſchlechter mähen, ſeine Mörderbanden Feuer tragen in die Städte der Normandie. — Wie viel Mütter, Schweſtern werden noch weinen müſſen über geliebte Gefallene? Kann nicht eine reine Seele in Selbſtaufopferung all den Fluch dieſer Zeit auf ſich allein herabziehen, daß das Herz der Nation freier ſchlage, daß die Tage des Glückes, des Friedens wiederkehren?" Der Traumgedanke der letzten Nacht lag ausgebildet vor Charlottens Seele. In dieſem Augenblicke vernahm ſie, daß im Nebengemache auch der Vater noch wache. Ihr war, als ſollte ihr vom Vatergeiſte Beſtätigung ihres Entſchluſſes kommen. Leiſe öffnete ſie die Thür. Auf ſeinen Knieen lag der Alte und betete kummervoll: „Du gabſt ſie mir, Du nahmſt ſie mir, die herrlichen Söhne! Aber nun bin ich auch dem Vaterlande gegenüber ein Körper ohne Arm, ein Auge ohne Licht, muß hören Frankreichs Todesſchrei und kann ihm nicht helfen. Andere kämpfen noch ſelbſt oder durch die Söhne gegen die Anarchiſten. Ich muß wie ein ſtummer Sklave an ihrem Throne ſitzen, habe für mein Vaterland, für meine vier gefallenen Söhne keine Rächer mehr, habe nur eine Tochter, und das Weib iſt ſchwach und kann nicht einherziehen wie der Engel des Todes."

„Das Weib iſt nicht ſchwach," dachte Charlotte. „Das Vaterland ſoll ſeinen Rächer finden. Vertilge den Satan aus der Welt und ſie iſt wieder Reich Gottes. Aber ich will nicht von dem Vater Abſchied nehmen. Nervenlöſende Wehmuth entwaffne nicht meine Kraft. Ich brauche ſie ganz, ganz, und weniger Schriftzüge bedarf es, mich mit der großen Seele meines Vaters zu verſtändigen." Sie ſchrieb.

„Lies das, mein Töchterchen, morgen früh dem Vater vor," ſagte ſie, und liebkoſ'te eine kleine Waiſe, die, mit im Gemache ſchlafend, wieder aufgewacht war und die Händchen nach ihr ausſtreckte.

„Gern," ſagte die Kleine. „Aber komm' jetzt zu Bette, Charlotte. Was kramſt Du denn ſo in Deinen Sachen? Willſt Du verreiſen? Mir wird angſt; ach bleibe bei mir, liebe Charlotte!"

„Sei ruhig, mein Kind," ſagte dieſe.

„So laß' uns noch zuſammen beten und gib Deiner Laura ein Küßchen!"

Charlotte küßte das Kind mit Inbrunſt, gab dem wieder Entſchlummernden den Segen. Dann breitete ſie die Arme aus. Der ſtumme Abſchied galt dem Vater, dem Grabe der Mutter und Brüder. Bei Sternenlicht verließ ſie das Haus.

Am andern Morgen brachte das Kind dem Alten den Zettel, las ſeine Worte: „Sei freudig, mein Vater, Dein Gebet leitet Deine Tochter!"

Charlotte iſt fort!" ſagte das Kind und weinte.

Als der Greis dies hörte, erbebte er und verſchloß ſich zwei Tage über in ſein Gemach. Am Abend des dritten Tages ſaß er wieder, ruhig wie die Weiſen des Alterthums, in ſeinem Garten, das Antlitz gewendet gen Paris.

* * *

Tumult wogte durch die Straßen von Paris. Mit Stöcken bewaffnet, rannten junge Männer wie wüthend auf Straßen und Märkten umher. Aber es waren nicht Sanscülotten. Ein echter Ohnehoſe ging nie in die Verſammlungen, ohne ſich vorher im Koth gewälzt zu haben. Er ließ die Nägel der Hand zur Adlerklaue wachſen, das ſtruppige Haar wie Schweinsborſten in ſein Geſicht fallen. Von ſeinen Lippen ging nur unflätige Rede. Er lernte ſie aus den Flugſchriften eines Hebert und des bekannten Gottesläugners Anacharſis Kloots, die Beide wieder dem Marat dienten*). Jene jungen Männer aber, die ſo heftig tobten, waren von anſtändigerem Aeußern, Söhne der beſten Familien der Stadt, nur durch irgend eine neue Unbill in die äußerſte Wuth verſetzt.

„Welcher brave Franzoſe," ſchrieen ſie, „föchte nicht gern gegen die Ausländer, gegen jenen kleinen Herzog von Braunſchweig, der es wagte, ſein Schimpfmanifeſt gegen die große Nation zu erlaſſen! Aber man ſoll uns vereint unter Dumouriez fechten laſſen, nicht in kleinen Haufen dem Feinde preis geben. — Seht doch, wie vampyrartig! Nur uns hebt man zur neuen Conſcription aus, die Ohnehoſen ſind alle frei, daß ſie, während wir gegen den Feind ziehen, unſere Mütter und Schweſtern erwürgen können, wie ſie ſchon unſere Väter mordeten! Das Alles kommt von jenem Hetzhunde, der wohl weiß, nur nach dem Untergange aller guten Franzoſen könne er Dictator werden!"

„Habt Ihr das neueſte Blatt ſeines Volksfreundes geleſen?" rief Einer. „Darin ſagt er, die Freiheit der Nation fordere noch dreimalhunderttauſend Köpfe*)."

„Die Natur kann dieſes Scheuſal nur aus einem Verſehen geſchaffen haben," rief ein Zweiter. „So häßlich wie die Nachteule Lafontaine's, gleicht es in ſeinem Grimme den Geſpenſtern der Odyſſee, die nur durch Blut aus ihrer Höhle herauf beſchworen werden."

„In ſeinem Geſichte ſoll er vereint die Züge des Wieſels, der Kröte und Hyäne tragen!" ſchrie ein Vierter.

„Ja, ja! es iſt ein feuerſpeiender Kopf, der Marat," ſagte jetzt, heiſer lachend, ein kleiner Mann in Nationalgardenuniform, der lauſchend unter ſie getreten war. Die Figur war liliputartig, aber in Gang und Mienen originell, die Stimme ſcharf, die Finger klein und krumm gebogen. Aber ſein dunkles Auge ſprühte Feuerfunken.

Die Jünglinge ſtutzten und ſahen betreten das breitſchultrige Männchen an, das ſich mit Megärenlächeln auf den Zehen wiegte, während das ſiedende Queckſilber, das ihm in den Adern rollte, ſeinem Kopfe und andern Gliedern die Regſamkeit eines Schwanzes der Bachſtelze verlieh.

Der Kleine fuhr fort: „Wo er nur jetzt wieder ſtecken mag, der Böſewicht! Verkleidet iſt er bald da, bald dort. Meine jungen Eiferer, wir ſollten ihn aufſuchen und durchprügeln. Seinen Steckbrief will ich noch richtiger abfaſſen. Marats Hauptſchönheit, über die er immer ſelbſt Witz macht, beſteht darin, daß ſein linkes Auge ihm um drei Viertelzoll tiefer im Geſichte ſteht als das rechte — gerade wie bei mir. Die Herren erblaſſen? Wahre Lilienwangen! Nehmt eau de mille fleurs, Königlichgeſinnte, und grüßt Eure ſämmtlichen Familien von mir."

Wie vom Donner gerührt ſtanden bie Jünglinge. Marat, der Beherrſcher des Sicherheitsausſchuſſes und des Gemeinderathes von Paris, eben jetzt von heranſtürmenden Banden der Cordeliers beſchützt, hatte, als Nationalgardiſt verkleidet, Alles gehört. Die Jünglinge waren verloren und fühlten ſchon das kalte Eiſen der Guillotine an ihrem Halſe.

„Ihr Truthähne, fort!" ſchrie jetzt mit ſeiner gewöhnlichen Schimpfrede Marat ihnen zu. Dann, zu ſeinen Rotten gewandt, die ihn jubelnd begrüßten, ihm Hände, Rock und Füße küßten, ſagte er mit fanatiſchem Lächeln: „Es iſt wieder ein Aderlaß nöthig. Brod und Zucker wird noch viel wohlfeiler werden, meine Kinder."

„Freund der Menſchheit!" heulte die Menge dankerfüllt.

Léon, die nach dem Unfall zu Caen fluchend über die Berge zurückgelaufen war, ohne das bewußte Tuch in das Herzblut der Schlachtopfer tauchen zu können, drängte ſich jetzt durch den Pariſer Pöbel.

„Mein kleiner Meutemacher, göttlichſter aller Royaliſtenfreſſer!" rief ſie und ſtürzte ſich an Marats Bruſt, der ſich lachend ihren Umarmungen hingab. Aber bald ging bei Léon die Freude in Wuth unter. Sie lag an Marats Ohr mit leiſer, blutheiſchender Rede.

„Romme?" fragte Marat. „Gut, ich werde es benutzen. Aber weißt Du, ſüße Freundin, daß auch gegen mich ein Anklagedecret im Werke iſt?"

Kein Wort der Anklage ſoll man im Convent verſtehen, wenn ich mit meinen Fünfzehnhunderten auf den Tribunen lärme," erwiederte die Volkskönigin.

„Ich weiß, Ihr, meine Rednerinnen, raſſelt beſſer wie Henriots Lärmkanonen und Trommelſchläger," ſcherzte Marat. „Auch kümmert mich das Anklagedecret gar nicht. Gibt der Convent ein Geſetz, ſo erkläre ich mich dagegen in Aufſtand**), thue, was ich will und lebe und ſterbe für Euch, brave Ohnehoſen."

„Hoch lebe Marat, das Bollwerk der Freiheit, der Apoſtel der Revolution!" ſchrie das Volk.

---

*) Geſchichtlich.

*) Geſchichtlich.

**) Geſchichtlich.

Dann riefen Einige: „Guter Vater, wir haben nun durch Dich zu beißen und zu brocken. Du ſagſt nicht, wie der alberne Convent: Ehrt fremdes Eigenthum und ſterbt ſelbſt Hungers. Aber ſchon ſeit einer Woche haſt Du Deinen Kindern keine patriotiſche Vorleſung gehalten. Wir hungern darnach wie vormals nach Brod. Die Damen der Halle ſind ganz trocken geworden; friſche ſie auf mit Deiner ſalbungsvollen Rede!“

„So bringt mir erſt meinen verwitterten Pelz,“ ſagte Marat. „Die Uniform zog ich nur an, um an den Ludwigsſöhnen meine anatomiſchen Studien fortzuſetzen. Ich komme mir in dieſer Kleidung zu geputzt vor unter Euch Kindern der heiligen Natur. — Ich habe mich überhaupt nur einmal in meinem Leben geputzt, als Ludwig vor den Schranken des Convents erſchien. Da trug ich die allerſchönſte Soutane*). Nehmt mir das verdammte Halstuch ab, ſchlingt mir ein rothes Tuch um den Kopf.“

Nun ging es fort, dem nah' gelegenen Garten und Kirchhof der Franciscaner zu, dem gewöhnlichen Verſammlungsorte dieſer Republicaner. — „Marat wird heulen!“ erſcholl es durch Paris.

„Laßt uns ſehen, wie Marat krächzt,“ ſagten das Fiſchweib, der Sackträger, der Kohlenſchlepper.

Wie Horniſſenſchwärme ſummend, toſend lagerte ſich das Volk auf den Gräbern. Auf das höchſte, polichinellartig, ſchwang ſich Marat. Die Erſcheinung dieſes Vampyrs, halb gräßlich, halb lächerlich, ward jedesmal von der Menge beklatſcht. Seine Popularität gründete ſich auf dieſen blutigen Humor. Er zeigte der Menge einen Strick, den er in der Hand hielt, rufend:

„Freiheitskinder, was deute ich damit an? Das Symbol kündet Euch, daß ein echter Republicaner das Seil zur Sturmglocke niemals aus der Fauſt geben darf.“

Beifallklatſchen der Menge.

„Die Staatsmänner, die Eſel, läſtern mich,“ fuhr Marat fort. „Warum? Weil ich, einſt Leibarzt jenes Artois, mich jetzt zum Arzt von Frankreich erklärt habe und ihm mit dem Meſſer des Patriotismus jede kranke Nerve und Flechſe ausſchneide. Das iſt wahrhaft göttliche Chirurgie. — Man beſchuldigt mich, einſt Royaliſt geweſen zu ſein. Das iſt grundfalſch. Ich habe den Hof immer zum Beſten gehabt und hatte früher den Plan, ihn in Waſſerſtrömen zu erſäufen. Darum ließ ich in Verſailles meine berühmte Waſſercur austrompeten. Die zarten Damen ſoffen nicht nur ganze Ströme des von mir geſegneten Gewäſſers, ſie ließen ſogar ihr Tiſch- und Bettzeug, Gabel und Meſſer und Löffel darin waſchen**). Weil es mir aber mit der Waſſercur viel zu langſam ging und die Aerzte oft ihre Methoden ändern, habe ich mich zur Blutcur gewandt, die beſſer anſchlägt. Wer, meine Freunde, erkühnt ſich, zu behaupten, daß wir unſre Patienten lange leiden laſſen?“

Ein wüthendes Gelächter unterbrach ihn hier. Von allen Grabhügeln regnete es Beifall. Ein rieſengroßer Kerl mit ſchwarzem Haar, braunrothem Geſichte und ungeheueren Fäuſten fing immer wieder von Neuem an zu klatſchen. Es war derſelbe, der am zweiten September zum Frühſtück das Herz und zum Abendmahle die Hand der Lamballe zu ſich genommen hatte und dann hoch erzürnt auf die Blutrichter ſchalt, weil ſie ihm, außer dem verheißenen Lohne, nicht noch eine Bürgerkrone decretirten***).

„Ohnehoſenvater,“ ſagte der Kerl zu Marat, „da haben ſie mir neulich etwas von Unſterblichkeit der Seele in das Ohr geſchrieen und wie die That dem Thäter vergolten würde.“

„Was iſt Seele? Haben wir eine? — wie lange währt ſie?“ ſchrie das Volk.

Marat warf einen malitiöſen Blick auf die Gräber. Dann ſagte er:

„Die da unten wiſſen es jetzt. Aber ſie ſind ſtumm wie die Fiſche. Mich, den Arzt, fragt nicht. Es gibt in der Natur verdammte Pillen, die gerade wir armen Söhne des Aeſkulap roh hinunterwürgen müſſen. Euch will ich ſie überzuckert geben in einer Frage. Als Ihr unter Capets Regierung Wochen lang hungern mußtet, wo war da Eure Seele? — Sie lag dicht neben Eurem Magen in Ohnmacht. Als er zu kauen bekam, ſchnell war auch ſie wieder auf den Beinen, und wie munter! Ich ſage weiter nichts, aber denkt darüber nach. Es könnte zu etwas führen und Ihr ſeid auf dem rechten Wege.“

„So decretiren wir,“ ſchrie das Volk, „daß es keine Unſterblichkeit der Seele gibt und Alles mit unſerem Leibe zuſammenfällt.“

„Gottlob!“ murmelte vor ſich hin der Mörder der Lamballe, und ein Fels ſchien ihm von der Bruſt zu ſtürzen, ſo heftig athmete er auf.

In Marats Auge glühte die Hölle. Ewig trieb der innere Dämon ihn an, alle Bande, welche den Menſchen an Mitmenſchen und Himmel knüpfen, zu zerreißen. Jetzt rief er flammend:

„Söhne der Natur, laßt uns den Dienſt unſerer Göttin noch weiter begründen! Gobel, der Erzbiſchof, hat ſich — beiläufig geſagt — für dreimalhunderttauſend Livres, die ich ihm aber zu entziehen wiſſen werde, erboten, das katholiſche Chriſtenthum öffentlich abzuſchwören*). Mit ihm bricht die alte Kirche zuſammen und die Ohnehoſen umarmen ſich im Tempel der Natur. Laßt die ſchönſten Kinder der Luſt ſich ſchmücken, daß ſie als Prieſterinnen der Freude die Altäre beſteigen, bunte, lockende, verführeriſche Bilder. Laßt Weihrauch dampfen um ſie her aus ſilbernen Schalen. Wie ein Blüthenregen ſtröme das Glück über mein Volk. Doch zuvor noch eine Kleinigkeit! Ich habe mir es überlegt. Ich brauche nicht blos, wie ich im letzten Blatte ſagte, dreimalhunderttauſend Köpfe, ſondern achtmalhunderttauſend, denn alle Eure Feinde müſſen ſterben, damit ſie Euch nicht, was Ihr ihnen jetzt billigſt nahmt, dereinſt wieder abfordern. Das Werk der Reinigung wird unſer Glück, die Freiheit des Vaterlandes vollkommen begründen. Ich behalte es den nächſten Tagen vor. Damit Ihr jedoch, Freunde der Menſchheit, Euern Patriotismus auch heute glänzen laſſen könnt, rathe ich, die auf dieſen Blättern verzeichneten Großhändler an die Laternen zu hängen, ihre Vorräthe zu vertheilen. Lange genug haben ſie das Eigenthum der Nation verſchlungen. Mit ihrem Tode fällt Euch, den rechtmäßigen Eignern, Alles wieder zu. Es lebe die Freiheit!“

Mit Augen, in denen des Panthers und Tigers Mordluſt brannte, hatten die Sanscülotten dieſer Rede gelauſcht.

„Gegen die Großhändler!“ riefen ſie jetzt wuthſchnaubend und ſtürmten fort.

„Die Leichen der Feinde haben immer einen guten Geruch,“ rief Marat ihnen nach und ſtieg von ſeiner Rednerbühne, dem hohen Grabe, nieder, ſinnend auf neu zu Begrabende.

In einem der größten, aber damals leer ſtehenden Kaffeehäuſer von Paris — denn die Reichen wagten ſich nicht auf die Straße und der Pöbel tobte unter freiem Himmel — ſaßen an einem kleinen Tiſchchen zwei Freunde, Beide Conventsdeputirte, Adam Lux aus Mainz und Carra. Dieſer, ein Römerkopf mit feurigem Auge und markirten Zügen, ein Dreißiger, hatte eben ſcharf geſprochen. Lux ſaß ihm, ein Bild der tiefſten Ruhe, gegenüber. Er war ein ſchöner Mann von achtundzwanzig Jahren, blond, ſchlank und wohlgebaut. Die großen, blauen, von ſchwarzer Wimper beſchatteten Augen gelaſſen gegen Carra aufſchlagend, ſagte er:

„Fahren Sie fort. Es miſcht ſich zwar einige Empfindlichkeit in Ihre Vorwürfe, ſie verdirbt mir aber meinen Kaffee nicht. Er iſt heute beſonders gut und ſtark.“

„Eben dieſe unendliche Ruhe, dieſes Phlegma iſt es, was mich an Ihnen verletzt,“ entgegnete Cara. „Wie iſt es möglich, daß ein Mann, wie Sie, in der Blüthe ſeiner Jahre, mit ſchönen Talenten, mit glänzender Rednergabe ausgeſtattet, dieſen Rieſenkämpfen aller Kräfte unſerer Nation ſo apathiſch zuſehen könne? Dieſe Gelaſſenheit, verzeihen Sie mir, ſteht viel tiefer als das Phlegma des Indianers, der, an einen Pfahl geſpießt, ſeine Pfeife raucht, und Sie, der Abgeordnete der Stadt Mainz bei dem Convente, ſprechen ſollend und doch ſchweigend, ſind auf dem Wege, ein arger Egoiſt zu werden.“

„Ich bin es ſchon und aus Grundſatz,“ erwiederte Lux. „Können Sie, nach alle dem Unſinn dieſer zweiten Staatsumwälzung, der bald eine dritte, noch ſchlechtere, Marats Dictatur, folgen wird, zweifeln, daß in der menſchlichen Natur ein wahrhaft böſes Princip herrſche? Ich gehe ihm nur aus dem Wege, miſche mich in Nichts mehr. — Kellner, noch eine Taſſe Kaffee.“

Er empfing ſie und fuhr dann, mit dem kleinen ſilbernen Löffel in der Taſſe ſpielend, fort: „Sie, lieber Carra, trauen mir einigen Verſtand zu; dieſer Verſtand aber ſagt mir, die Menſchheit ſei nicht werth, daß man irgend etwas für ſie thue. Von jeher hat ſie ihre Heiligen geſteiniget und ihre Gerechten gekreuzigt. Wie ging dieſe erſte, das Gute wollende Nationalverſammlung unter! Wozu haben wir Talente, wenn ſie nie zur Herrſchaft gelangen, ſondern im ewigen Kampfe mit der Dummheit der Menge ſich abmühen müſſen, die am Ende doch ſiegt? Die Geiſtreichen könnten ſich verſucht fühlen, die Einfältigen zu beneiden, denn dieſe ſind die einzig Glücklichen auf Erden. Der Fanatismus erobert ſich Vöiker, die Weisheit nie. La Fayette muß einem Robespierre weichen, der ſanfte König ſtarb und Marat lebt und herrſcht.“

---

*) Geſchichtlich.

**) Geſchichtlich.

***) Geſchichtlich.

*) Geſchichtlich.

„Er lebt, er herrſcht, weil die da handeln ſollen gegen ihn, ſich, wie Diogenes, in eine Tonne verkriechen,“ rief gereizt Carra. „Aber, Mann der Philoſophie, darf das Vaterland nicht wenigſtens heute auf Sie rechnen, wo die ſtürmiſchſte aller Sitzungen bevorſteht, wo es gilt, das Anklagedecret gegen Marat, als Verräther des Staates, durchzuſetzen?“

„Durchzuſetzen?“ lächelte Lux. „Ja, dort ziehen ſchon unſere Mitabgeordneten, im Herzen und Kopfe den Sturz des Tyrannen, dem Conventhauſe zu. Die Anklage wird vorgenommen, um — wieder beigelegt zu werden. Parturiunt montes. Ich will nicht noch Narr ſein unſrer Narrenzeit. Ich gehe gar nicht in den Convent.“ —

„Ich aber ſpreche darin. Leben Sie wohl!“ ſagte Carra mit Stolz, faſt mit Verachtung. Dann, ſich der Liebenswürdigkeit erinnernd, die der jetzt ſo kalte junge Mann in anderen Stunden entfaltet hatte, kehrte er zurück, faßte Luxens Hand und ſagte: „Freund! ſo jung noch und doch ſchon ſo alt, im reichſten Frühling Ihrer Jahre und doch ſo kalt wie Eis; Sie leben, ohne eigentlich zu leben, ein Daſein des Verſtandes, nicht des Herzens. Alle dieſe Nüchternheit Ihrer Betrachtungen, alle dieſe Gleichgültigkeit bei dem tragiſchen Schickſale unſerer Nation ſteht am Ende damit in geiſtiger Beziehung, daß Sie — wie Sie mir neulich vertrauten — nie in Ihrem Leben geliebt haben.“

„Wie ſoll das zuſammenhängen?“ ſcherzte Lux.

„Wie Alles im menſchlichen Leben,“ entgegnete Carra in ernſter Innigkeit. „Mein junger Freund, der Verſtand, uns in die Eisregionen von Nova Zembla verſetzend, verleiht dem Leben einen grauen Ton. Es gibt nur ein Licht, das, ſchöner als Frühlingsſonnen, jene matte Nordpoldämmerung durchblitzt, daß die grauen Schleier reißen und die Welt verjüngt, verklärt vor uns liegt. Dies Licht iſt die Sonne des Gefühls. Hätten Sie je ein einziges Weſen mit Begeiſterung und bis zur Aufopferung geliebt, Sie würden auch ein Herz für die leidende Menſchheit haben. O, daß jene große, erhabene Leidenſchaft Sie, wie der Blitz, einmal durch und durch erſchütterte! Alle Tugenden Ihres Geiſtes und Herzens würden heldenkühner hervortreten und auch das Vaterland auf Sie rechnen können.“ — Er ging.

Lux ſchaute ihm mit den großen, blauen Augen nach. „Das haben mir nun ſchon ſo Viele gerathen,“ ſagte er. „Lieben ſoll ich, mit aller Seeleninnigkeit lieben, das würde mein Weſen, meine Anſicht von der Welt verändern. Was iſt denn dieſe ſo viele Menſchen bewältigende Leidenſchaft der Liebe? Thorheit oder Göttlichkeit, Irrlicht oder Sonne? Belügt mit ſolchen wunderbaren Träumen die Welt ſich ſelbſt, oder wäre mir das Leben, das Andern glüht, noch gar nicht aufgegangen? Es gibt manches Glück, das man erſt gar nicht ahnt, und das doch, wenn man es kennen lernte, uns entzückt. Stände ich mit allen meinen Fähigkeiten noch immer vor dem Tempel, nicht ahnend, daß hinter ſeinen mir verſchloſſenen Pforten Paradiesgärten glühen? Aber weg mit ſolchen Träumen, welche die ewig in den Kinderjahren bleibende Menſchheit ſich ſelbſt als Spielzeug um die Wiege ſtellt. Es iſt denn doch auch etwas Schönes um eine ruhige Seele in dieſer ſturmbewegten Welt. Wenigſtens brauchen nicht alle Menſchen ſich wie Mücken in die Flamme zu ſtürzen, um darin unterzugehen. Mögen Andere mein Leben mit einer matten Mondnacht vergleichen; manchmal ſingt denn doch darin eine einſame Nachtigall ihr Lied.“ —

Unter dieſem Selbſtgeſpräch war er in die jetzt wenig beſuchten Gärten der Tuilerien getreten. In lieblicher Stille lagen ſie da wie eine Oaſe. Die Bäume, dunkle Schatten ſtreuend, badeten ihr Laub im Sonnenglanze. An den fernen Bergen hing es wie Silberſchleier. Lux fühlte ſich heiterer; wohlthätige Lebenswärme durchdrang ſeine Bruſt. Gedankenvoll hatte er eine Roſe gepflückt und betrachtete dies Symbol alles Zarten und Schönen. Jetzt gleitete von der Blume hinweg ſein Auge auf eine Erſcheinung, die ihn gleich im erſten Augenblicke mit magnetiſcher Kraft feſſelte. Unter einer jungen Eiche ſaß, ſich unbemerkt glaubend, ein Mädchen, das Ideal der reinſten weiblichen Schönheit. Sie war im Leſen vertieft, und welche Seele ſprach, indem ſie las, aus ihren Zügen! An den Vignetten der Blätter, die in ihrer Hand ruhten, erkannte Lux, daß es die damals berüchtigtſten und einflußreichſten Flugſchriften waren. Eine Schrift von Hebert, wie es ſchien, legte ſie mit kalter Verachtung zurück. Aber jetzt fiel ihr Auge wie durchbohrend auf einzelne Stellen in Marats Volksfreunde. Die Röthe des Unwillens flog auf dem edlen Antlitze empor, aus welchem der Geiſt einer Minerva ſprach. Als wollte ſie es bewahren, um es deſto ſicherer zu vernichten, verbarg das ſchöne Mädchen das Blatt an ihrer Bruſt.

„Iſt dies himmliſche Geſchöpf politiſche Schwärmerin? Wie kommt ſie, die Reine, Hohe, zu dieſen, allen Schlamm der Verworfenheit ausſpritzenden Blättern!“ dachte Lux. Es zog ihn nah' und näher. Eine ihm ſelbſt unerklärliche, geheimnißvolle Scheu hielt ihn wieder zurück. Jetzt nahm die Unbekannte ein anderes Blatt, las, erblaßte, große Thränen entſtürzten ihrem Auge, die Flugſchrift entſank der Hand. Einen ſo rührenden Ausdruck des Schmerzes, durch deſſen Schatten die Geiſteshoheit blitzt, hatte Lux nie geſehen. Er ergriff ihn. Das Mädchen, nachdem es eine Zeit lang ſein Tuch vor die Augen gedrückt hatte, ſtand jetzt auf, ganz Adel, ganz Grazie. Der Schmerz, wie eine dunkle Wolke zu den Füßen der Jungfrau niedergeworfen, ſchien die Glorie dieſer Geſtalt nor noch zu erhöhen. Lux wollte, mußte das wunderbare Mädchen näher kennen lernen. Er ſchlug durch das Gebüſch einen Weg ein, auf dem er ihr zu begegnen hoffte; aber ſie hatte einen andern gewählt. Als er ſie wieder erblickte, war ſie ſchon weit entfernt. Mit einem majeſtätiſchen Anſtande, der ſchon bei dem erſten Anblicke eine gewiſſe Bewunderung, eine geheime Ehrerbietung für ſie einflößte, ſchwebte die ſchlanke, prächtige Geſtalt durch die Baumgänge. Bald verſchwand ſie ganz. Mißmuthig kehrte Lux zu der Raſenbank zurück, wo er ſie zuerſt erblickte. Mit geheimnißvollem Zauber ſprach dieſer Sitz ihn an. Er warf ſich darauf nieder. Da lag noch die Flugſchrift, über welche das ſchönſte Auge Thränen vergoß. Ihre Hand hatte die Blätter berührt — ſchon lagen ſie in der ſeinigen und ein ſtilles Feuer ſtrömte davon zu ſeinem Herzen aus.

Die Flugſchriſt enthielt eine Erklärung Romme's an die Pariſer über den Vorfall zu Caen. Daß die Haupturheber der Empörung ſie mit dem Tode gebüßt, wurde darin erwähnt. War die Unbekannte in dieſes Unglückverflochten? Calvados iſt das Land der Treue, der Kraft, des erhabenen Muthes; Calvados ſtritt, während Paris zitterte.

Lux verlor ſich in Gedanken. Als er wieder aus ſeinen Träumen emporfuhr, die Augen aufſchlug, lag die große, reiche Welt glänzender und erhabener vor ihm. Ueber der Bäume dicht belaubte Wipfel tönte die Stimme des Ruhmes: „Erwache, Schläfer!“ Zugleich niſtete ſich geheimes, ſüßes Leid in ſeinem Herzen ein. Zorn und Schmerz der Unbekannten waren einmal in dem Wehmuthsblick der Liebe untergegangen. Galt das Romme? Er iſt ein verführeriſcher, hoheitblickender Mann, übertüncht mit äußerer Schönheit. Dieſem Tiger gegenüber Löwe zu ſein, wäre rühmlich.

Solche und tauſend ähnliche Gedanken durchkreuzten Luxens Geiſt.

Erſt in ſeinem Zimmer fand Lux ſich wieder, um bald dort die geheimnißvolle Macht zu empfinden, die plötzlich in ſein Leben eingriff. Bereits am Abend vorher hatte er, ohne es weiter zu beachten, vernommen, ein wunderſchönes Mädchen ſei in demſelben Hauſe, wo mehrere Zimmer zu vermiethen waren, abgeſtiegen. Ohne Zweifel war ſie es, die jetzt vor ſeiner halb offenen Thüre mit der Dame des Hauſes ſprach.

„Haben Sie,“ fragte dieſe, „unter den Rednern des Convents Verwandte?“

„Nein.“

„Bekannte?“

„Nein.“

„Was ſuchen Sie alſo in dem ſtürmiſchen Convent?“

„Frankreich!“ erwiederte die wohllautendſte der Stimmen.

Dieſe ſpartaniſche Antwort ſprach zu Luxens Geiſt, die ſanfte Stimme mächtig zu ſeinem Herzen. Raſch ſchritt er zur Thüre, ſie flog auf. Die Unbekannte aus den Gärten der Tuilerien ſtand vor ihm. In ihrem Anſchauen blieb Lux verloren, indeß ſein Antlitz flammte.

„So kann ich Sie,“ ſagte, zu dem Mädchen gewandt, die Wirthin, „dem würdigſten Schutze empfehlen. Hier, der Herr Deputirte der Stadt Mainz wird wohl die Gefälligkeit haben, Sie in den Convent zu geleiten.“

„Herr Adam Lux?“ fragte, hell aufblickend, die Unbekannte. „Derſelbe, der,“ ſie hielt inne, ſetzte jedoch bald hinzu: „derſelbe, der einſt ſo ſchön für ſein Vaterland ſprach?“

Es lag in dieſem Einſt ein ſtiller Vorwurf für Lux. Das wunderbare Mädchen mußte auch ihn und ſeine Schriften kennen. Er fühlte ſich zugleich erhoben und gekränkt; doch, ſeiner innern Bewegung Meiſter, bot er ihr auf verbindliche Weiſe an, ſie auf die Gallerien zu führen.

„Ich werde es Ihnen danken, ich bin hier ganz fremd,“ ſagte das Mädchen und nahm unbefangen ſeinen Arm.

Sie gingen. Das Herz des jungen Mannes ſchlug hoch. Nie wandelte ein ſchöneres Paar zuſammen. Viele Vorbeigehende blieben, ihnen nachſchauend, ſtehen; Manche grüßten. Dies ſchien die Unbekannte zu änſtigen, ſie ließ den Arm des Führers los. In eine abgelegene Straße gelangt, ſagte ſie:

„Mein Herr, Ihr Charakter iſt mir bekannt. In böſer Zeit müſſen die Beſſeren ſich verſtehen. Sagen Sie offen, wer iſt mehr Frankreichs Feind, Robespierre oder Marat?“

Dieſe überraſchende Frage, zu ſolcher Zeit von einer Fremden gethan, würde vielleicht von dem Muthigſten unbeantwortet gelaſſen worden ſein. Aber eine hohe Seele that ſich darin kund, Vertrauen ſchenkend und fordernd. Lux, ihr feſt in das Auge blickend, antwortete:

„Robespierre iſt ein Teufel, der aber doch noch einige Scheu vor den Heiligthümern der Menſchheit beſitzt. Marat hingegen greift das ſittliche Gefühl der Nation an.“

„Und wann wird er guillotinirt?“ fragte ſie im beſtimmteſten Tone.

„Die Beſſeren der Nation werden heute ein Anklagedecret verſuchen.“

„Blos verſuchen? In Angſt beginnen, um in Schande zu enden?“ unterbrach ihn die Unbekannte.

Staunend betrachtete ſie Lux. „Was war das für ein Mädchen! auf friſchen Lippen den Donnerkeil!“ — Eben ſtanden ſie am Eingange des Rieſengebäudes der Nationalverſammlung.

„Verlaſſen Sie mich jetzt; kennen Sie mich nie wieder,“ bat das Mädchen auf das Dringendſte und war verſchwunden. Lux hörte nur noch, daß einige Stimmen mit franzöſiſcher Artigkeit: „Platz der Schönheit!“ riefen. Außer ſich geſetzt durch das Großartige, Geheimnißvolle jener Erſcheinung, ſchlug er ſich mit der Hand vor die Stirn und ſprach:

„Jetzt wäre ich aufgelegt, den vernichtendſten Blitzſtrahl der Rede gegen die Feinde des Vaterlands zu ſchleudern. Aber heute ſprechen, nachdem ich es dem Carra abſchlug, nachdem ein Weib, o welches Weib! mich zu den Hallen der Pflicht zurückführte — es wäre die unmännlichſte Coquetterie. Treuere Söhne Frankreichs werden reden. Meines Ehrenamtes unwürdig, verdamme ich mich ſelbſt zu der Strafe, hier am Eingange unter dem Pöbel zu lauſchen, während im Heiligthume der Nation ihre Vertreter ſprechen.“

Der Convent war bereits verſammelt. In der Mitte des ungeheueren Raumes, an roth behangenen Tiſchen, auf welchen die Verfaſſungsurkunde, die Tafeln mit der Erklärung der Menſchenrechte und das Schwert des Geſetzes lagen, ſaßen der Präſident und die Secretaire. Frei, nach allen Seiten ſichtbar, ſtand die Rednerbühne. Auf der rechten und linken Seite, und vom Hintergrunde des Saales her dräueten die Parteien mit ihren Waghälſen, Rednern und Vorfechtern. Weiter zurück, auf ungeheueren, rings um den Saal geſchweiften Gallerien ſaß, ſtand und lag das Volk. Von Außen aufgeſtiegen, an allen Fenſtern des Rieſenſaales hing Geſindel, mit Cannibalengeſichtern hereinſtierend; ſelbſt von der Gallerie, die um die Kuppel des Gebäudes lief, hingen Menſchenleiber und Köpfe nieder, von ſchwarzſtruppigen Haaren umflattert.

Manchmal, wenn ein Redner ſich Aufmerkſamkeit erzwang, herrſchte die tiefſte Stille. Den Fall eines Blattes hätte man wahrnehmen können. Dann brach ungeheures Beifallklatſchen wie Hagelſchlag los, vom Ziſchen und Pfeifen der Feindlichgeſinnten übertobt. Jubel der ſiegenden, Klage der unterliegenden Parteien erklang oft. Manchmal ging ſo ſeelenverwirrender Sturm durch die Verſammlung, daß es ſchien, als läge die Nation in Wahnſinn. Auf einmal ward Ruhe. Vom Eingange her, durch den Saal, leiſe, doch verwüſtend wie Samum, ſchritt Marat. Viele erblaßten. Frecher hob, trotz der Drohworte, die heute ſchon vom Rednerſtuhle herab gegen ihren Helden gefallen waren, Marats Partei das Haupt. Der Gottesläugner Kloots heulte ihm zuerſt Brudergruß entgegen. Sechs Schlächter und acht Fiſchweiber auf den Gallerien fingen den Ton auf. Erſt dumpf wie Unkengeſang, dann laut aus dem Munde von Tauſenden ertönte: „Marat lebe!“ während Jacobinermützen wie rothe Bälle aufflogen. Bei dieſem allgemeinen Gruße ſtand den Beſſeren der Nation das Herz ſtill. Marat, ſeine Macht fühlend, dem Volke nickend, ſetzte ſich unter dem lauten Bravo ſeiner Banditen, höchſt ungeſchliffen ſeinem rechten Fuße auf ſeinem linken Knie Platz verleihend und koboldartig kichernd, als bei ſeinem Anblicke ein Feiger die Rednerbühne aufgab und ſich hinter ihr verkroch. Einen Augenblick ſtand dieſelbe ganz leer. Aber die Freunde des Vaterlandes hatten ſich das Wort gegeben, heute nicht zu weichen und zu wanken und das Ungeheuer aus dem Heiligthume der Nation zu vertreiben. Carra, flammenden Blicks, ſchwang ſich auf den Rednerſtuhl und rief:

„Gut, Marak, daß Du kommſt, denn bei dem racheforderndem Geiſte unſerer von Dir entweihten Verfaſſung —“

Mit unbeſchreiblichem Lärm unterbrachen ihn hier die Gallerien. Sie ziſchten, pfiffen, trommelten mit den Füßen. Vorzüglich tobten die heute doppelt bezahlten, im Branntweinbade verjüngten Weiber.

Aber Carra ließ ſich nicht ſtören. Das Amt des in dieſer Zeit des Tumultes ohnmächtigen Präſidenten ſelbſt übernehmend, mit der Fauſt auf die Rednerbühne donnernd, daß ſie bebte, rief Carra:

„Zur Ordnung! Schlächter vom zweiten und dritten September, hat dieſer Tage blutiges Geſpenſt Euch denn noch nicht erwürgt? Ihr Weiber dort auf den Gallerien, ſeid Ihr denn noch nicht erſtickt am letzten Biſſen der Brode, von Euch am zehnten Auguſt getaucht in die Wunden der Schweizerleichname*)? Geſetzloſe, Ehrfurcht dem Geſetze!“

Verdutzt ſchwieg die Pariſer Gemeinde. So hatte, ihren Patriotismus läſternd, ſie noch Niemand angefahren, und Carra, unterſtützt von dem Beifalle aller Edlen, fuhr in ſeiner Philippika fort. „Marat untergrabe das ſittliche Gefühl der Nation, raube ihr den Ruhm, gebe ihr den Tod. Marat allein, Unterdrücker der Tugend, Herold des Laſters, habe die Schandthat jener Soldaten vertheidigt, welche ihre eigenen Officiere in Stücke hieben**). Marat mit ſeinen cannibaliſchen Grundſätzen ſei Schuld, daß das Ausland ausſpeie bei dem ſonſt ſo vergötterten Namen: Frankreich. Er, Carra, trage darauf an, gegen Marat die Anklage zu —“

Jetzt wälzte ſich die überlegene Volkspartei gegen den kühnen Redner. Von der Bühne herunter gedrängt, dennoch fortſprechend, faſt zu Boden geriſſen und dennoch wieder auftauchend mit dem Blitz ſeiner Strafrede, kämpfte Carra, mit ihm die Freunde. Aber bald verhallte in dem unbeſchreiblichen Tumulte jede einzelne Stimme. Nur der Rieſenton des Aufruhrs im Allgemeinen, alle Laute des Haſſes, Neides, der Wuth und Mordgier in ſich vereinend, hallte durch das Gebäude.

Endlich wurden wieder einzelne Schreie vernommen. „Keine Anklage, keine Anklage gegen Marat! Des Todes ſchuldig, wer nur auf ſie anträgt!“ — und der kleine Beelzebub, auf den Schultern ſeiner Cordeliers zu der leergewordenen Rednerbühne getragen, beſtieg ſie feuerſpeiend. Ein Piſtol hervorziehend und vor die Stirn haltend, ſchrie er: „Ich erſchieße mich, geht das Anklagedecret durch.“ — „Schieß zu, ſchieß zu!“ ruft die ganze rechte Seite. Aber die linke beklatſchte die Bravade***).

„Ich habe Feinde im Convent!“ klagte jetzt Marat.

Die Gegenpartei antwortete: „Wir Alle ſind es, Du, einſt Royaliſt, jetzt Royaliſtenfreſſer!“

Nun waren alle Bande ſeines Zorns gelöſ't. Nichts verwundete Marat tödtlicher, als wenn man ihm nur einige Anhänglichkeit an den alten Königsthron beimaß. Die blaue Lippe ſchwoll, Blitze, giftgrün und weiß, zückte ſein Auge. Er krächzte: „Ihr Strohmänner, Ihr Truthähne! wohl ließet Ihr ſchon im October vorigen Jahres an alle Straßenecken den Aufruf kleben: Marat muß gehängt werden! Aber noch im Junius dieſes Jahres gibt er dem Gotte der Ohnehoſen Feſte: Marat *läßt* hängen! iſt *ſein* Motto! Und weſſen beſchuldigt man mich? daß ich einige Tropfen Blut fließen ließ. Ihr Dummköpfe! meint Ihr denn, ein an allen Leibestheilen von ſcheußlichen Krankheiten angefreſſener Staatskörper könne mit Rhabarberpurganzen geheilt werden? Ihn ausweiden muß man. Darum hat mir, was man an der Lamballe that, ſo gefallen. Es zeigt uns, was wir mit ganz Frankreich machen ſollen, müſſen. Ihr Königsfreunde, wäret Ihr nur Alle ſo ſcharfblickende und ſchneidende Chirurgen, wie Ihr blinde, zahme Maulwürfe ſeid, Ihr würdet meine großen Abſichten einſehen! Aber wartet, Ihr Staatsmänner, Ihr Ränkeſpinner, ich will Euch in die Lehre nehmen, und gar nichts ſollt Ihr mir dafür bezahlen als Hab' und Gut und Leben. Euch, geliebte Kinder Frankreichs, mit denen ich Brüderſchaft trank am Tage, wo Capet fiel, gute Cordeliers, liebenswürdige Jacobiner, Euch rufe ich, der Märtyrer der Freiheit, zu: es iſt noch Nichts gethan, Alles muß erſt geſchehen. Wir brauchen durchaus eine dritte, größere Revolution, die auf die Köpfe Dieſer da ſich gründet!“

Solche Rede Marats, unter krampfhaften Zuckungen ſeines Leibes dem verderblichſten aller Geiſter entſprühend, machte auf alle beſſere Gemüther eine Wirkung, wie Vitriolſäure, wenn ſie auf Erdpech fällt, oder Metall auflöſ't. Auch fühlte die Pariſer Gemeinde ſogleich den Sieg der Gemeinheit über das Edle.

---

*) Geſchichtlich.

**) Geſchichtlich.

***) Geſchichtlich.

„Wohlan, laßt uns das Vergnügen einer dritten Revolution genießen! Löſ't die Lärmkanonen, läutet die Sturmglocke! Zerreibt dieſe Reichen, dieſe Ariſtokraten wie Stroh zwiſchen Euren Händen!“ — Und dabei brannten die Augen dieſer Banden ſo mörderiſch, daß es ſchien, als wolle mitten im Convent die Flamme aufſchlagen, um von dort aus Stadt und Land zu überziehen. Zugleich ließ ſich von Außen dumpfer Lärm vernehmen. Nach vollbrachtem Raub- und Mordzuge gegen die Großhändler wälzten ſich neue Horden der Cordeliers heran und zogen mit Flinten, Dolchen, Piken, Heugabeln, Senſen und Dreſchflegeln bewaffnet, unter Trommel- und Pfeifenklang, triumphirend durch die Hallen der Nationalverſammlung bis vor die Rednerbühne, Marats Thron. Und Léon, mit andern Weibern mänadenartig den Zug, ſo lange er vorſchritt, umtanzend, pflanzte ſich nun vor dieſen Thron hin und ſprach: „Was Du, Marat, mein göttlicher Freund, uns auftrugſt, iſt vollbracht. Groß war die Arbeit, ſchön der Sieg. Die Großhändler hängen an den Laternen, ihr Eigenthum iſt in unſern Händen und bereits vertheilt.“

Dieſe neue Plünderung, mit ſataniſchem Hohne in den Hallen der Nation ausgeſchrien, die durch ihr neueſtes Geſetz jeden Raub dieſer Art als Staatsverrätherei verpönt hatte, erweckte die wahren Patrioten zu neuer Thatkraft. Ihre Stockdegen und Säbel flogen empor. Zugleich ſchleuderte eine Fauſt die Léon, ſie bei den Locken faſſend, bis an die Schranken des Convents zurück. Derſelbe Mann, ſich in einem Augenblicke der Rednerbühne bemeiſternd, von der Marat, wie ein Sperling vor Adlerflug, niederſtürzte, ſtand dort in Gluth und Erhabenheit, Adam Lux aus Mainz. Draußen in der Eingangshalle hatte er den Zornruf der Gerechten, das Satansgelächter der Cannibalen gehört. Sein Geiſt, durch die mächtigſte der Leidenſchaften, die Liebe, erweckt, konnte nicht länger raſten. Seine Stunde war gekommen, ihn rief der Geiſt, auszuſprechen, was er eben, eine entſetzliche Kunde, vernommen hatte.

„Patrioten,“ rief er, „laßt uns zuerſt uns ſelbſt anklagen! Wir waren mürber Sandſtein und ſollten Granitfels ſein, an dem das Haupt des Sanscülottismus ſich zerſchellt. Sei denn abgeſchworen jede unrühmliche Schwäche! Laut bekenne, laut verfluche ich den Egoismus, der mich und Andere dem Vaterlande abtrünnig machte. Aber dieſer Fluch, ſiebenmal verſtärkt, falle dann wieder zurück auf den Verräther, vor deſſen offenen Wolfsrachen die Bürgertugenden wie Lämmer flohen! Marat, ich klage Dich an, daß Du für den Tod Ludwigs, als Anſtifter des Blutbades vom zweiten September, ſtimmteſt und doch ſelbſt jene Mörder dangſt*), dann gräuelvoll ſchwelgteſt in ihren Blutberichten. Ich klage Dich ferner an, daß Du, gräßlicher als Saturn, der ſeine eigne Kinder verſchlang, in einer dritten Revolution nach dem Blute aller Söhne Frankreichs lechzeſt. Ich klage Dich wieder an, Dich Gotteslläugner, daß Du auf die Altäre unſerer katholiſch-chriſtlichen Religion Deinen Ohnehoſengott zu ſetzen trachteſt, das lächerliche Nachbild eines indianiſchen Götzen. Ich klage Dich ferner an, daß Du, Mörder alles ſittlichen Gefühls, unſere unſterbliche Seele mit gräßlichem Zweifel vernichten, und ſelbſt die Kinder in der Wiege anſtecken willſt mit der Peſt Deiner Gedanken. Beſtellt bei allen Drechslern der Stadt haſt Du Guillotinenklappern, die das Zuklappen Deiner Höllenmaſchine nachahmen. Dieſe Klappern — hört es, Ihr Väter und Mütter! ſollt Ihr Euern Kindern anhängen, daß ſie ſchon in der Milch der Amme den Blutdurſt erben. Endlich — alle Donner des Himmels und der Erde über Dich! klage ich Dich an, daß Du, wie Zeugen erhärten und ich eben erſt vernahm — am geſtrigen Tage ein zehnjähriges Kind verleitet haſt, ſeine eigene Mutter durch eine falſche Anklage auf das Schafot zu bringen. Die Mutter iſt todt, das Kind wahnſinnig. Wollt Ihr es ſehen, Bürger? Aber nein, Abſcheu, Entſetzen bemächtigt ſich Eurer. Patrioten, mir nach, unterſchreibt gegen Marat das Anklagedecret!“

Und faſt zugleich mit Lux ſtürzten Unzählige zu den Tiſchen, die Anklage zu unterſchreiben. Der Geiſt jenes wahnſinnigen Kindes regierte racheheiſchend die Federn.

„Herunter mit den Terroriſten, den Blutſäufern, Marat vor die Schranken, in das Gefängniß!“ tönte es von tauſend Lippen.

„Nicht vor die Schranken, nicht in das Gefängniß!“ ſchrie Marat. Ich habe nicht Luſt, melancholiſch zu werden und Ungeziefer zu bekommen.“

Seine Partei unterſtützte den dummen Einfall, ſchwang Piken, Heugabeln und Dreſchflegel. Alles umſonſt. Der Geiſt der Natur ſelbſt, tödtlich beleidigt, ſchien immer neue Streiter der guten Sache zu erwecken. Der namentliche Aufruf gegen Marat ward erzwungen, eine Commiſſion zu ſchleunigſter Unterſuchung von Marats Verbrechen ernannt. — Von der wogenden Menge hin und her gedrängt, zweimal in Gefahr, ſammt ſeinen Weibern zum Fenſter hinausgeworfen zu werden, hatte dieſer bis jetzt immer noch als Kobold in das Getümmel hineingegrinſ't. Auf einmal zuckte er zuſammen, ſtieß einen gellenden Schrei aus und verſchwand.

Was trieb ihn, der den ganzen Convent verachtete, dazu an? Etwas, das er eine Viertelſtunde ſpäter als Wahnbild ſeiner entzündeten Phantaſie ſelbſt belachte.

Es war ihm vorgekommen, als zücke, von einer der höchſten Gallerien herabgelehnt, ein weißgekleidetes Mädchen ein Meſſer nach ihm. Obſchon die Geſtalt auf hundert Schritte von ihm entfernt in der Höhe des Saales war, hatte er doch den Stich ihres Meſſers im Herzen zu fühlen geglaubt. Er verſpürte noch darin ein ſtilles Weh.

„Dumm Zeug! Es wird der Froſch, den ich in der Herzkammer tragen ſoll, geweſen ſein,“ ſagte er ſpaßhaft zu ſeinen Freunden.

Allein, als Sanscülotten und Patrioten das Conventhaus verlaſſen hatten, ſtieg wirklich eine weißgekleidete Jungfrau von den Tribunen herab, die Letzte von Allen.

An der Stelle, wo nach dem errungenen Siege Lux und Carra ſich in die Arme geſtürzt waren, ſtand ſie ſtill, leiſe ihr Haupt ſchüttelnd wie Kaſſandra. „Ich baue nicht auf dieſen Sieg!“ ſprach ſie vor ſich hin. „Beſſer als Worte iſt That.“

Sie trat aus den Hallen der Nation und miethete einen Fiacre, ſie — zur nächſten Guillotine zu fahren. Das ſonderbare Gelüſt nahm in dieſer Zeit den Mann nicht Wunder. Schnell fuhr er ſie hin, dann mit leerem Wagen zurückkehrend. Das Mädchen aber, vor dem Schafote ſtehend, betrachtete unverwandten Blickes das Schauergerüſt.

„Ich muß mein Auge daran gewöhnen,“ ſprach ſie zu ſich. „Uebermorgen, wenn Alles gut geht, ſtehe ich dort auf der Guillotine.“

Ein ſchwärmeriſcher, thränenverklärter Blick ihres ſchönen Auges maß Himmel und Erde. Dann lagerte ſich auf ihrem Antlitze die freudigſte Majeſtät und von dannen ging ſie, ſprechend den Vers Corneille's:

Le crime fait la honte et non pas l'échaffaud.

Gleich dem Saul, dem Davids Harfe fehlte, lag Romme, vom böſen Geiſte verfolgt, auf ſeinem Ruhebette. Auch ihm war der Harfenton himmliſcher Begeiſterung und Liebe verklungen. Aber die mächtige Seele, den Fieberſchauern trotzend, die als Folge der zu Caen erhaltenen Wunde Romme's Gebein durchwühlten, richtete ſich in ihm auf und ſprach: „Zerſprengt ſind die Bande, die Dich an ein engbürgerliches Leben zu ketten drohten. Die Freiheit ſei Deine Göttin, Deine Liebe — der Ruhm! Wornach trachten ſie Alle, dieſer Orleans, dieſer Robespierre, dieſer Marat? — Nach Dictatur und Königskrone. Aber ſie tanzen nur Veitstanz, dem Abgrunde zu. Ein echter Feldherr knüpft an ſeine Niederlage ſeine ſchönſten Siege. So verhöhnte nach dem Vorfall zu Caen mich Aberwitz, und doch war es meine Partei, die nach meinem Wink, den rechten Augenblick benutzend, Marat im Convent ſtürzte, mich zu ſeinem Richter machend. Selbſt abweſend ſchlug ich den Feind auf das Haupt. So müſſen ſie Alle nach einander fallen, dieſe Puppen der Revolution, einem höheren Geiſte dienend. Dies Chaos kann nicht dauern. Ihre Rechte wird die ewige Ordnung der Dinge geltend machen. Ein Halbgott der Mann, der dann, im entſcheidenden Augenblicke die Zügel faſſend, Friedensſtifter, Geſetzgeber, Herrſcher wird.“

Romme ſprang vom Lager auf, nicht mehr krank. Stolz, wie Fiesco im Angeſicht der aufflammenden Sonne und des herrlichen Genua, durchſchritt er das Gemach.

Da klopfte es an der Thür. Ein freundlich grinſendes Männchen trat herein, ſich tief, faſt bis zur Erde verneigend.

„Was ſoll's?“ fuhr Romme ihn herriſch an.

Der Kleine machte nochmals den tiefſten, faſt komiſchen Bückling; dann, mit halbkrummem Rücken ſich nähernd, wiſperte er in Demuth:

„Theurer Mann, darf ein Unglücklicher nahen?“

Romme ſah näher hin; es war Marat, der wie ein armer Sünder vor ihm ſtand, die gefalteten Hände zittern laſſend und die Augen wie in Seelenangſt verdrehend.

„Wie lautet das Begehr?“ fragte Romme vornehm fremd.

„Ach Gott, es geht mir ſchlimm!“ klagte der Kleine, vernehmlich ſeufzend. „Meine Feinde im Convent haben mich geſtürzt; in das Gefängniß, vor dem ich mich ſo ſehr fürchte, ſoll ich wandern, bin morgen mauſetodt, wenn nicht Romme, der hohe, mächtige Romme, Präſident des Umwälzungsgerichts, das über Marat richten ſoll, mich armen Mann erhält. Einzigſter, ich bitte um Gnade. Es wäre doch entſetzlich, wenn mir, deſſen Seele ſo rein wie die eines Kindes iſt, ein blutiges Leid geſchähe."

---

*) Geſchichtlich.

Stumm betrachtete Romme ſeinen Mann. Hinter dieſer erkünſtelten Demuth lauerte Etwas. Der Kleine ſchien, Komödie ſpielend, ſich in den poſſierlichſten Geberden zu gefallen. Romme's Unmuth ſtieg furchtbar empor. Leicht mit dem Haupte nickend ſagte er, „Ganz recht. Marat ſteht vor ſeinem Richter. Was hat der Angeklagte für ſich vorzubringen?"

In Marats Geſicht zuckte es wie ein Lächeln. Aber gleich war die Wehmuthsmiene wieder da.

„Ich hoffe bei meinen Richtern auf Menſchlichkeit," ſagte er, „und könnte Vieles zu meiner Entſchuldigung und Rechtfertigung anführen; wenn mir nur nicht die Angſt die Sprache verſetzte. Sehe nur der Herr Präſident, wie aus meinem ſonſt nicht leicht weinenden Auge eine Thräne fleußt."

Und mit dem Zeigefinger zeichnete er der Erzwungenen den Weg vor, auf welchem ſie über die gelbe Wange rollte.

„Laßt die Poſſen!" rief aufbrauſend Romme. „Das Anklagedecret iſt durchgegangen, die Zeugen harren, Marats Volksfreund iſt Marats Ankläger, binnen Tagesfriſt ſpricht die Commiſſion über Leben und Tod." —

„Seht doch, ſteht es ſo?" krächzte, wie umgewandelt, Marat, ſich auf den Zehen wiegend. Die Augen funkelten, Kopf und Hände zuckten gichteriſch. Megärengift lief durch den ganzen Leib. Plötzlich wieder in die alte Demuth zurückſinkend, wiſperte er mit geheuchelter Sanftmuth eines Kindes:

„Ich hoffe doch, man wird es nicht allzuſtreng mit mir nehmen. Der Marat iſt immer ein guter Kerl geweſen. Auch hat er Freunde — ganz Paris."

„Baut nicht auf Euer Paris!" rief, wie der Todesengel flammend, Romme und kehrte ihm ſtolz den Rücken.

Er hörte den Kleinen ein gellendes Gelächter aufſchlagen, am Thürſchloſſe klappen, wähnte ihn fort und ſann, durch den ſichtbaren Spott, den ſich Marat gegen ihn erlaubt hatte, tödtlich gereizt, auf ſeinen Untergang. Plötzlich, ſich umkehrend, gewahrte er Marat wieder.

Mit verſchränkten Armen und Hyänenblick ſtand dieſer da. Sich ſo von dem Feinde finden zu laſſen, ſchien ihm königliches Vergnügen zu gewähren. Den krummen Zeigefinger bedeutſam gegen Romme bewegend, ſchrie er:

„Hähä! ich bin noch da, Euch eine Fabel zu erzählen. Ein gülden Kirchenkrüglein war geſtohlen und der vermeintliche Dieb zum Strange verurtheilt. Als jedoch der Strick ihm um den Hals gelegt werden ſollte, nahm er ihn gelaſſen zwiſchen die Finger, ſagend: Ihr Leute, den Strick nicht mir, ſondern dem Richter! Publicus war verblüfft, der Richter trotzig. Aber der Todescandidat, nicht feig und nicht dumm, rief lachend: Hebt nur unter dem Richterſtuhle die künſtlich eingefügte Steinplatte auf, dort liegt neben anderem Geſtohlenen das Kirchengut und der es ſtahl, war der Richter ſelbſt. Vom Schlage getroffen, konnte dieſer nur noch den Raub geſtehen, der auch gleich darauf zu Tage gefördert wurde. — Sollte es ſich nun zufällig finden, daß mir gegenüber, Du, der Richter, vier von Convent und Nation zum Tode verdammte Girondiſten entwiſchen ließeſt, ſo würde ſich zwar nicht mehr in Corday's Garten die Platte, aber — das Blättchen wenden. — Warum ſo blaß? wirkt meine Blauſäure? Gelt, der Marat iſt ein verfluchter Spitzbube, hat Luchsaugen? — Nun, Richter, richte über mich. Auf meinem Spaziergange hinter der Guillotine herum erzähle ich dem Volke die Geſchichte von Corday's Garten und Grotte. Leb' wohl! leb' wohl! und recht bald wieder ein ſo herzliches tête-à-tête!"

Luſtig pfeifend ſprang er die Treppe hinab, an der Hausthüre von Haufen der Cordeliers empfangen, die ihren Schutzpatron unter Gelächter, Trommel- und Pfeifenklang, wie zu einem Faſtnachtsſchwanke zu dem Gefängniſſe geleiteten, wo Marat, ſeine ganze Anklage als Poſſe behandelnd, ſo lange als es ihm beliebte, zu verweilen beſchloſſen hatte, um — wie er dem Convente im teufliſchen Hohne ſagen ließ — auch noch in den Gefängnißmauern Frieden zu predigen. Romme aber, auf der Bahn der Größe durch die Schlange aufgehalten, die jetzt urplötzlich vor ihm aufſchoß, warf wildrollenden Auges einen anklagenden Blick gen Himmel, der aus einer guten That ihm Verderben ſpann. „Marat oder ich!" ſagte er dann leiſe und ſchrecklich. „Ehe ſeiner Lippe das mir tödtliche Geheimniß entflieht, ſchnell fallen muß Marat durch die Commiſſion oder mich!" Und noch einmal warf er den ſtolzen Blick wie zürnend gegen die Wolken. — „In Zeiten wie dieſe," rief er, „hat Alles verloren, wer nicht Alles wagt. Wohlan, die Würfel ſind geworfen! Auch Cäſar überſchritt einſt den Rubikon."

Und Romme eilte fort, klar beſonnen wie ein Feldherr zur Schlacht.

Unterdeſſen hatte auch Lux gewirkt. Seit er liebte, war er wieder wie damals geworden, als noch der erſte Enthuſiasmus der Jugend ihn beſeelte, thätig, beredt, theilnehmend, unter Stürmen und Todesgefahren fröhlich. Jetzt, nach arbeitsvollen Stunden, trug er nur eine Sehnſucht in der Bruſt, ſie wieder zu ſehen, die geheimnißvolle Prieſterin der Flamme, die in ſeinem Leben den neuen Morgen aufgerufen hatte. Ihr wollte er ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen mittheilen. Seit er das kurze, aber ſchöne Leben des Achilles wählte, war er auch raſch im Vertrauen. Zweimal ſchon hatte er nach der Unbekannten gefragt. Sie war noch nicht wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt. Jetzt, zum dritten Male ſich einſtellend, fand er ſie, ohne von ihr bemerkt zu werden. Sie ſaß und ſchrieb. Wie eine Roſe im Feuer himmliſcher Begeiſterung glühte ihr Antlitz. Da war keine Spur des Schmerzes mehr. Die Augen ſchienen in die lichteſte Zukunft zu blicken, Engel des Himmels das Haupt der holden Schwärmerin zu krönen. Rings tiefe Stille, nur die raſche Hand des Mädchens über den weißen Bogen fliegend, auf dem oben in großen Lettern — das erkannte Lux — ſtand: „Meine Adreſſe an das franzöſiſche Volk." Immer bedeutſamer wurde ihm die Unbekannte. In dieſem zarten Körper ſchien ein Geiſt zu wohnen, durch Adel mächtiger als Männerkraft.

Jetzt bemerkte das Mädchen den Eingetretenen. Die Purpurröthe ihrer Wangen verlor ſich in Lilien. Raſch war das Blatt, an dem ſie ſchrieb, an ihrer Bruſt verborgen Sie ſtand auf und ſagte ſichtbar bewegt:

„Um Gott! was wollen Sie noch bei mir? Ich bat Sie ſo dringend, mich nie wieder —"

Da legte Lux treuherzig die Hand auf ſeine Bruſt und ſah die ſchöne Sprecherin mit großen blauen Augen bittend an.

„Fordern Sie nicht," ſagte er dann leiſe, „was ich nicht mehr gewähren kann — Trennung. Ich kenne Ihren Namen, Ihre Familie, Ihre Schickſale nicht, aber mir iſt, als träten die Ideale meiner erſten Jugend mich wieder an, blicke ich auf Sie."

Lebhaft, mit dem Blick der Theilnahme, unterbrach ihn die Jungfrau:

„Sie haben heute im Convent den Beifall aller Rechtlichen und meine Bewunderung davon getragen. Aber um dieſer Kraft, dieſer ſchönen Begeiſterung willen, die ſich für das Vaterland retten, noch lange Großes und Gutes ſchaffen ſoll — ketten Sie ſich nicht an mein Schickſal, meiden Sie mich."

„Und was iſt das," unterbrach ſie Lux, „für ein grauſames Geſchick, das, die Unſchuld verfolgend, dieſem ſchönen Auge Thränen erpreßt? Sind Sie in Gefahr? Ich will Sie vertheidigen. O, Sie wiſſen nicht, welche Palme himmliſchen Friedens mir aus ſolchen Kämpfen blühen wird."

„Erhalten Sie," ſagte leicht erröthend die Jungfrau, „dieſe ſchöne Wärme unſerem Vaterlande. Ihm werden noch Tage des Glückes erſcheinen, goldener Friede ihm leuchten über den Gräbern ſeiner Getreuen. Seine Tempel mögen wieder ſteigen, Weiſe ſtatt Tigern ſeine Richterſtühle einnehmen, alle Thränen, in der Schreckenszeit vergoſſen, einſt als Strahlendiadem auf der Stirne meines Frankreichs glänzen."

„Und von ſich ſelbſt ſprechen Sie nicht?" fragte feierlich bewegt Lux. „O Mädchen, deſſen Geiſt im wunderbaren Fluge um ſtürmiſche Höhen des Lebens ſchwebt, es hat auch ſeine ſtillen, traulichen Thäler, wo die Freundſchaft weilt, die Liebe."

Er ſprach nicht weiter. Eine Todeswehmuth war auf ihrem Antlitze aufgetaucht. Aber ſchnell faßte ſie ſich wieder.

„Die Einzelnen, ſelbſt wenn ſie für die gerechte Sache ſterben, leben fort im Vaterlande!" ſagte ſie groß und erhaben.

Welch ein Zauber lag für Lux in dieſem Wechſel der zarteſten Weiblichkeit und des Heroismus. Die jungfräuliche Geſtalt, ſich immer tiefer in ihr Geheimniß hüllend, erſchien ihm in wahrhaft magiſchem Reize. Hinter dieſen reinen Veſtalſchleiern, welche Fülle und Gluth des großartigen Lebens, Seelenhoheit, Willensſtärke, vereint mit der Anmuth! So hatte Lux ſich einſt das Weib gedacht, das er verehren, anbeten könnte. Spät war es ihm erſchienen, trat jetzt im Lichtglanz ihm nahe, ihn auf ewig zu feſſeln. Er nahete ihr, nahm ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz.

„Bürgerin eines Staats, wie die edelſten Geiſter der Nation ihn je gedacht," ſprach er innig bewegt, „nehmen Sie mich zu Ihrem Freunde, Ihrem Bruder an. Dieſe Stunde, wo ich Ihnen Rath, Schutz, mein Leben biete, iſt meine heiligſte. Ich feiere in ihr die Wiedergeburt meines Geiſtes, den Egoismus langſam und ſchrecklich zu ertödten drohte. Ich ſchäme mich nicht, Ihnen, aber nur Ihnen zu bekennen, daß Sie durch ein Wort, einen Blick! der milde Arzt meiner

Seele geworden ſind. Das iſt ja der Triumph edler Frauen, daß ſie Licht und Frieden in die ſtürmiſche Welt bringen.“

Langſam wandte die Unbekannte das Haupt, mit Theilnahme den jungen Offenherzigen betrachtend, deſſen beredter Mund, noch mehr ſein lichtſtrahlendes Auge, Frauentugend feierte. Das Lächeln der Zufriedenheit ging in ihrem Antlitz auf. Sanft wallte die Bruſt.

„Sehen Sie, mein junger Held,“ ſprach ſie zugleich freudig und gerührt, „ſo vereint Liebe zum Vaterlande ſelbſt die, welche in anderer Hinſicht für immer getrennt ſind!“

„Warum getrennt?“ hallte es tief in Lurens Seele. Aber er ſprach es nicht aus. In der Begeiſterung des Mädchens für das Glück der Nation, in dem ſanften Ablehnen aller Lebensfreuden für ſich ſelbſt, bei ſolcher Jugend und Schönheit, lag etwas unendlich Rührendes. Wie eine Gottgeweihte ſtand ſie vor ihm. Ihre ſtille Würde, ihr Unglück ſelbſt bat um Schonung.

„So leben Sie denn wohl,“ ſagte er, „Sie wollen allein ſtehen und Sie mögen es.“

„Könnte ich mich Jemand vertrauen, ſo wären Sie es,“ ſprach das Mädchen mit verſöhnender Güte und reichte ihm die Hand. Schweigend küßte er dieſe. — Ach! er hätte die Unbekannte in ſeine Arme, an ſein Herz ſchließen mögen, aber Alles drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß in ihrer Bruſt jetzt ein mächtigerer Genius als der zarte Geiſt der Liebe walte, daß ſie, im Jugendreiz, mit dem Leben abgeſchloſſen habe. Dies zu ſehen, welche Quelle von Schmerz, geheimer Beſorgniß und Sehnſucht für den Liebenden! Der Kampf ſeiner Gefühle mußte ſich auf ſeinem männlichen Antlitz, das jetzt von dem herrlichſten geiſtigen Ausdrucke beſeelt war, gemalt haben. Wie innerlich erbebend ſtand die Jungfrau vor ihm, die ſeidenen Augenwimpern geſenkt, die Hände über die Bruſt gekreuzt.

„Ihren Beiſtand erbitte ich mir doch, erbitte ihn gern,“ ſagte ſie ſanft, faſt weich. „Ueber gewiſſe Ereigniſſe, die ſich in den nächſten Tagen entſcheiden werden, wünſche ich meinem Vater Nachricht zu geben. Kann ich es, ſo finden Sie den Brief in den Gärten der Tuilerien, in der Höhlung der Eiche, unter der eine Raſenbank —“

„Ich kenne den Sitz,“ unterbrach ſie Lur.

„Wohlan!“ beſtellen Sie — die Poſt iſt jetzt unſicher — dieſen Brief, deſſen Aufſchrift Ihnen das Nähere ſagen wird. Dieſer Dienſt, treu geleiſtet, ſichert Ihnen Ihrer Freundin Dank. Leben Sie wohl, Gott ſei mit Ihnen und laſſe Sie wieder ſehen Frankreichs Glück, Glanz und Ruhm!“

Sie ſchieden. Während deſſen lagerte ſich Erwartung über Paris. — Nah' und näher rückte die Stunde, wo über Frankreichs Schickſal entſchieden, Marat ſchuldig oder nicht ſchuldig, zum Tode oder zur Dictatur geführt werden ſollte. Sein Sturz — Triumph aller Guten, ſein Sieg — Untergang aller Franzoſen! Die Aengſtlichen, jeden Augenblick einen Ausbruch der Volksrache befürchtend, hielten ſich in ihren Häuſern verſchloſſen, ſo daß manche Stadtbezirke wie ausgeſtorben ſchienen. Entſchloſſenere, mit Waffen verſehen, ſtanden in kleinen Haufen auf Straßen und Märkten, berathſchlagend, was für das Gemeinwohl zu thun ſei, wenn ſich Volkswuth entlade.

Männer von entſcheidendem Anſehn ſah man eilenden Schrittes in die Klubbs ziehen, in denen allen es gährte. Vorzüglich tobte im gedrängtvollen Jacobinerklubb die raſende Volkspartei. Ein Redner nach dem andern beſtieg die Bühne. Alle unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen die Gemäßigten, die ſie Vaterlandsfeinde, Verräther nannten, ſchrieen: „Er darf nicht fallen, der Vertheidiger der Volksrechte, der Apoſtel der Freiheit, das Bollwerk der Revolution, unſer Marat! Laßt den rothen Hahn auf den Dächern aller derer krähen, die für ſeine Anklage ſtimmten! — Was? Unſer Vater, unſer Abgott, bei deſſen Namen wir ſchwören, nach welchem echte Patrioten jetzt ihre neugebornen Kinder rufen, in den Händen der Royaliſten, unter dem Beile der Guillotine? Treffe es ſeine Richter und nicht Marat! Wir haben, wodurch wir dieſen aufgeblaſenen Ariſtokraten das Zittern in ihren Leib jagen können — Dolche, Schwerter, Feuerbrände. Jetzt, eben jetzt verſammeln ſich Marats Mörder, ſchon jetzt ſetzen ſie ſich, ſtecken unheilbrütend die Köpfe zuſammen, ſpitzen die Federn, das Todesurtheil zu unterſchreiben. Zwiſchen das Blatt und die tödtliche Feder werfe ſich die Nation, ihren Liebling zu retten, neu zu erhöhen, zu —“

Ungeheures Krachen, Donnerton unterbrach hier den Prediger des Mordes. Staub wirbelte in Tiefen und Höhen, daß Nacht auf Augenblicke Zuhörer und Redner umhallte. Und aus dem Dunkel ſchauerlich tönte Aechzen der Sterbenden, Winſeln der Verwundeten. Ein Theil der Gallerie war ob der ungeheueren Menſchenlaſt eingeſtürzt*), die Darunterſtehenden erdrückend. — Aber der wildflammende Redner, ſelbſt dieſes fürchterliche Ereigniß zum Diener ſeiner Wuth machend, ſchrie, als es wieder Licht ward, wie außer ſich: „Die Natur ſelbſt kündet uns durch dieſes ihr blutiges Wunder an, was uns Alle treffen würde, laſſen wir Marat richten. Wie jetzt herabdonnernd die Tribune unſere Brüder zerſchmetterte, ſo würde der einſtürzende Bau unſerer Freiheit uns ſelbſt begraben. Auf denn! auf! und umdräue, Volk, den Richterſaal, daß Angſt des Todes durch die Gebeine der Richter zittere, und die lächerliche Sitzung in alle Weltgegenden zerſtiebe.“

Geſagt, gethan. — Was im Jacobinerklubb noch athmete, ſtürzte hinaus. Selbſt unter den Trümmern hervor, äußerlich noch Leiche, innerlich ſchon wieder glühend von Haß und Mordluſt, wankten Fanatiker und rannten, blutbefleckt und blutdürſtend, mit den Unverletzten. Aus allen Stadtvierteln zuſammenſtrömend, ſchloſſen ſich neue Haufen an, bis der ganze ungeheuere Aufruhr ſich um das Gebäude, welches Marats Gefängniß und das Sitzungszimmer der Richter enthielt, zuſammendrängte.

Und drinnen im Gebäude, während Marat eben daſelbſt Orgien feierte, ſaßen, der Volkswuth preisgegeben, ſeine Richter. Ihr Amt ward ihnen zur Pein, der Richterſtuhl zum Sitz der Verdammten. Vergebens hatte Romme, ſein königliches Haupt groß und ruhig wie eine Eiche über Binſen erhebend, Worte des Muthes, Worte der Kraft an ſie gerichtet, mit einer unendlichen Tiefe, Klarheit und Ruhe den Stand der Sache, die Pflicht der Richter, die Gründe zu Marats Todesurtheil, die Mittel, es trotz des Volksaufſtandes zu vollſtrecken, entwickelt, zuletzt geheime Juſtiz empfohlen, wodurch Venedig und Hermandad ihre Opfer lautlos hinwürgten. — Als er die gänzliche Zaghaftigkeit der Richter bemerkte, die auf alle ſeine Vorſchläge nur mit einem: „Aber Robespierre! — aber die Jacobiner! — aber das Volk dort unten!“ antworteten, warf Romme dem jungen Intendanten der Gefängniſſe, ſeinem Schützlinge, der nicht ohne Abſicht ab- und zuging, einen vielſagenden Blick zu. Der Mann eilte fort und Romme, offenbar nur, um Zeit zu gewinnen, denn er las in der Seele der Feigen Marats Losſprechung — ſagte mit eiskalter Ruhe: „Eurem zarten Gewiſſen, Bürger, ſcheint es zwar zur Folter zu gereichen, dem Marat den Triumph ſeiner Unſchuld auch nur noch eine Minute länger vorzuenthalten. Indeſſen würden wir, Marat gleich jetzt vor uns ladend, ſeine Tafelfreuden ſtören. Und das wagt Ihr doch wohl nicht? Unſer Sardanapal, im Arm ſeiner Buhldirnen, gießt eben noch Ströme ſüßen Weines in ſich. Beſſer alſo, wir nehmen, ſo lange Marat ſich Labetrunk credenzen läßt —“

Hier trat der junge Aufſeher etwas bleich wieder ein, ſein Haupt gegen Romme bedeutſam neigend, als habe er einen Auftrag vollbracht. Gleich darauf entfernte er ſich wieder.

„Beſſer alſo,“ ſo nahm Romme, der Alles bemerkt hatte, ſeine Rede in unerſchütterlicher Ruhe wieder auf, „wir nehmen inzwiſchen diejenigen Anklagepunkte noch einmal vor, die Ihr — zufällig waren es die ſchwerſten — ganz außer Acht gelaſſen habt. Ich beſtehe darauf, Euer Präſident.“

Und die Anklagepunkte wurden wieder vorgetragen. Das eine Auge der Referenten ruhte auf den Protokollen, das andere ſtarrte zum Fenſter hinaus, ſah Mörderpiken, Feuerbrände. Man hatte die Dächer der gegenüberſtehenden Häuſer abgedeckt; das Volk, auf den Gebälken hängend, ſchrie, daß die Fenſter des Saales zitterten, herüber: „Wie lange währt's mit Eurem Nichtſchuldig! — Sollen wir kommen, es Euch abzufordern?“

Unter ſolchen Umſtänden hätte auch wohl ein unbeſtechlicher Richter ein falſches Urtheil geſprochen, geſchweige denn dieſe ſchon lange vor der Sitzung von den Jacobinern bearbeiteten Mitglieder des Ausſchuſſes, die zum Theil ſelbſt der Volkspartei angehörten. Bedeutſam ironiſch blickte Romme bald auf das Volk, bald auf ſeine Collegen. In ihm lachte es: „Wenn dieſe Puppen ahneten, was jetzt vorgeht! Ob es gelingen wird, weiß Gott, aber der Moment iſt einzig. Im nächſten Augenblicke kann ganz Paris in Flammen ſtehen.“

Plötzlich ward draußen Todtenſtille. Die Aufmerkſamkeit des Volks ſchien durch etwas Anderes, als die Sitzung der Richter, gefeſſelt. Eine einzelne Stimme krächzte — Marats Stimme — aus einem Fenſter ſeines ſogenannten Gefängniſſes, das Niemand ſeinen Anhängern zu verſchließen wagte. „Um Gott! was iſt das?“ ſchrie entſetzt einer der Richter. — Romme fuhr auf. Sein Schützling, der junge Intendant des Gefängniſſes, ward — umbarmherziger Anblick! — vor ſeinen Augen vom Volke gemißhandelt, geſchleift. Und nach den Fenſtern des Gerichtsſaales dräuen Tauſende.

---

*) Geſchichtlich.

Sie brechen in das Haus ein, erſtürmen die Treppen, krachend ſtürzen die obern verſchloſſenen Pforten, Tritte, Mordgeſchrei ertönen vor der letzten Thüre. — Wie ſie unter Fauſt- und Kolbenſchlägen erzittert, ſprechen die Richter einſtimmig, außer Romme, ihr „Nichtſchuldig“ für Marat aus, und Romme, am Tode ſeines Schützlings, deſſen Treue ſich ohne Zweifel ſtumm für ihn geopfert hatte, das Entſetzliche erkennend, ſchnell überſchauend, daß hier nur Liſt und Engelfreundlichkeit ihn ſelbſt retten könne, während in ihm Hölle raſ'te, öffnet eigenhändig dem Pöbel die Pforte.

„Tretet ein, gute Patrioten!“ ſprach Romme in königlicher Leutſeligkeit.

„Mörder, Giftmiſcher, empfanget Alle Euern Lohn!“ ſchrie hereinbrauſend die Menge.

Er aber mit der unbefangenſten Miene fragte: „Ihr guten Leute, was iſt geſchehen? Hat der Rameau, der ohnedies ſeines Amtes entſetzt werden ſollte, gefrevelt? Gut, daß Ihr gleich ſelbſt Rache an ihm nahmet.“

„Marats Wein vergiftete er, Du wirſt ihn wohl ſelbſt dazu angeſtellt haben,“ ſchrie ein trotziger Kerl. „Marat, der Chemiker, erkannte das Gift ſofort. Weh' Euch Allen!“

„Hat Rameau — Sterbende ſprechen die Wahrheit — gegen mich ausgeſagt?“ fragte Romme blitzſchnell dazwiſchen. „Keiner antwortet mir? Er that es alſo nicht? Nun denn, wo iſt ein Anklagegrund gegen uns, die Richter? — Im Gegentheil habe ich ſelbſt die ſchlagendſte Rechtfertigung für uns und die angenehmſte Kunde für Euch. In demſelben Augenblicke, wo Ihr uns mit Marats Untergange beſchäftigt glaubtet, ſprachen wir ihn vollkommen frei*).“

‚Frei, frei, frei!“ jauchzte, über dieſen Triumph ſeinen Groll vergeſſend, der entzückte Pöbel. „O, Ihr vortrefflichen Richter! Laß Dich küſſen, Bruder Romme.“

Und vor ihm niederſtürzend — eine echte Scene franzöſiſchen Leichtſinns — küßten die Getäuſchten Hände und Kleider deſſen, den ſie in einem Augenblicke zuvor als Anſtifter des verſuchten Giftmords hatten erwürgen wollen. Die vollkommene Freiſprechung Marats ſtellte Romme bei dem leichtgläubigen Pöbel, wenigſtens für die erſten Augenblicke des Freudenrauſches, höher als er je geſtanden.

Und er neigte ſich freundlich zu ihnen, wie zu Brüdern nieder.

„Von Euch,“ ſagte er, „hängt es ab, wie viele Bürgerkronen Ihr Eurem Marat, dem unſterblichen Vertheidiger der Volksrechte, decretiren wollt. Aber jetzt, meine theuerſten Kinder, eilt zu ihm, Marat zu fragen, ob es ihm wohl gefällig ſei, ſich hierher zu bemühen, um an Gerichtsſtelle ſeinen Triumph zu vernehmen und die Glückwünſche zu ſeiner Rettung aus dem Munde ſeines innigſten Freundes zu empfangen.“

„Da bin ich ſchon, innigſter Freund,“ ſagte mit Triumphatorlächeln hervortretend, Marat. „Eben wollte ich, im voraus dankbar, auf meines Romme Geſundheit trinken, als ich bemerkte, daß mein Wein vergiftet war. Alſo ich bin freigeſprochen von jeder Anklage? — Gut, gut, damit begnüge ich mich für heute.“

„Helden des Tages, umarmt Euch Beide!“ ſchrie wonnetrunken der ſchauluſtige Pöbel. Und Marat, leiſe in ſich hineinkichernd, ging mit offenen Armen auf ſeinen Richter zu, an ihn hinanhüpfend und auf Romme's bebende Lippen einen Friedenskuß drückend, wie er vielleicht niemals wieder in der haßerfüllten Welt gegeben und empfangen werden dürfte, ſelbſt wenn Marat nicht, während die Menge wie unſinnig klatſchte, dem Feinde in das Ohr geraunt hätte: „Ich gedenke Dir Dein Gift!“

Die große Komödie war geendet. Die zwei erſten Schauſpieler, den Ausbruch ihres gegenſeitigen Grimmes verſchiebend, um ſich bald tödtlicher faſſen zu können, drückten ſich noch einmal freudig die Hände. Marat, nach welchem die Inbrunſt vieler Tauſend um das Gebäude gelagerter Sanscülotten ſchrie, trat endlich unter ſie und ging aus Umarmungen zu Umarmungen. Trommeln, Schalmeien und Pfeifen erklangen, Freudenſchüſſe knallten, Raketen ſtiegen praſſelnd in die Luft. Fahnen mit Inſchriften zu Marats Lobe tauchten aus dem unendlichen Gewühl auf. Ueber Rücken und Häupter ſeiner Entzückten weg mußte der Vergötterte auf die Schultern eines Sanscülottenherkules ſteigen**). Eine ungeheure Eichenkrone ward ihm nachgereicht, die Marat ſich ſelbſt auf das Haupt ſetzte, darunter wie ein grimmiger Affe hervorblickend. Und ſo ſchritt, während der Abendhimmel, wie Unheil kündend, ſich mit gelben und blutrothen Lichtern ſäumte, der Triumphatorzug des Unholds, von Gensd'armen und Municipalen eröffnet, unter Poſaunenklang und Lobgeſang, durch die unglückſelige, dem Verderben preisgegebene Stadt bis zu dem in Angſt und Schrecken verſammelten Nationalconvente. Mitten durch den Verſammlungsſaal ziehen, den Stellvertretern der Nation die Fülle der Volksfreude, den ſiegenden Marat zeigen zu dürfen, bat befehlshaberiſch das Volk. Sogleich entfernten ſich, Todesgram im Herzen, alle Beſſeren, nicht Zeuge des Triumphs ihres Gegners und ihrer eigenen Niederlage zu ſein, und die leer werdenden Bänke nahm Marats Partei ein. Der Unhold ſelbſt aber, auf ſeinem menſchlichen Pferde bis zur Rednerbühne reitend, dort von ihm abgeſetzt, beſtieg ſie, legte darauf die Eichenkrone nieder und heulte:

„Ich ſchwöre von Neuem, die Sache der Gleichheit, der Freiheit und des Volks zu vertheidigen*)!“

Und wie er ſchwor, ſchwebte die Schaar der böſen Geiſter, neu entfeſſelt, durch die Hallen der Nation. Wehe, Frankreich, Deinen Weiſen und Tugendhaften, Deinen Geſetzen und Altären, wehe Deiner Gegenwart und Zukunft! Kein Männerwort dräut mehr, kein Männerſchwert blitzt mehr dem Ungeheuer Marat entgegen. Von der Hölle beſiegt ſcheint der Himmel.

Da, leichten Schrittes, wandelte ein Mädchen im Abendſchatten, weiß gekleidet, eine hohe, herrliche Geſtalt durch die Straßen von Paris nach dem Palais Royal. — „Gekommen iſt Alles,“ dachte ſie, „wie meine ahnende Seele es verkündete. Die Taube muß zum Adler werden. Auf denn, rüſte Dich zur That!“ In ein hellerleuchtetes Gewölbe, wo Stahlwaare verkauft ward, trat ſie, ein Meſſer fordernd. Der Kaufmann bot ihr ein kleines glänzendes. Sie ſchüttelte ſtill den Kopf. Er zeigte größere Meſſer; endlich ein ganz großes, ſcharfſchneidendes, ſilberblankes. Ein Goldſtück legte ſie dafür hin und entfernte ſich wieder, nicht unbemerkt.

Zu derſelben Zeit irrte nämlich Romme, innerlich empört, umher. Zuerſt hatte er, den jetzt einſamen Platz betretend, wo vor Kurzem jener Unglückliche gefallen war, was er durch die Schatten der Nacht ſuchte, gefunden — einen verſtümmelten Leichnam. Leiſe war ſeine Todtenklage über ihm erklungen:

„So haſt Du Dich denn, ohne Deinen Wohlthäter den Feinden preiszugeben, ſtumm für mich geopfert, treue Seele! Das iſt mein unglückliches Schickſal, daß ich Alles, was mir in Liebe naht, verderbe. Dich mußte ich verläugnen, heucheln, lachen über Deinem Grabe, beweinenswerthes Opfer. O unſelige Zeit, die, ſtatt Heldentugenden, von den Volksbeherrſchern Leviathansränke verlangt! Daß ich Dich, armer Jüngling, nicht einmal begraben kann, weil Verrätheraugen lauſchen, beklage ich wahrhaft. Nacht mir! gute Nacht Dir!“

So war Romme fortgeſchritten, im unſtäten Wandel die Gänge erreichend, wo im Palais Royal die Kaufgewölbe im Lampenſchimmer ſtrahlten. Da ſtand er plötzlich, wie in den Boden eingewurzelt. Das für ihn Schönſte und Schrecklichſte glaubte er geſehen zu haben. „War das nicht ſie? Unmöglich! Wie käme Charlotte Corday von Caen nach Paris? Und doch — das war ihr prächtiger Wuchs, ihr Kopf, ihr Auge, über keine Andere ihres Geſchlechts dieſe Hoheit und Anmuth ausgegoſſen.“ Jetzt trat ſie aus dem Kaufgewölbe, wandelte die Straße hinab, Romme's Himmel, Romme's Hölle. „Ihr nach!“ jauchzten die Geiſter ſeiner Liebe. „Zurück, Verſtoßener, Mörder ihrer Brüder!“ rief ſein Gewiſſen. Noch einmal wandte ſie ſich. Ob ſie ihn erkannte, ihren Feind, einſt ihren Geliebten?

Haſtig ſtürzte Romme in das Kaufgewölbe.

„Wer war die Dame?“

„Eine mir Unbekannte.“

„Was kaufte ſie?“

„Ein Schlachtmeſſer.“

Durch Romme's Seele ſchnitt das Wort. „Charlotte, was haſt Du vor?“ rief er dumpf in ſich hinein und wollte ihr nach. Eine dunkle Macht riß ihn zurück. Noch einmal flog er der Spur der Geliebten nach. Da war es, als erhöben ſich ihm entgegen Camille und Georges, die Erſchlagenen. Das Mark ſeines Lebens fror. „Welch ein Schreckniß, wilder als alle, ſteigt da vor mir auf!“ rief er, in die Nacht hinausſtarrend. „Hat Charlotte ihren Vater jetzt verlaſſen, ſo ſinnt ſie auf Großes. Ich kenne dieſe Seele, ſanft und fröhlich in den Tagen der Ruhe, in Lebensſtürmen kühn und kräftig. Um Gott! wenn ſie etwas gegen jenen Teufel unternähme, es mißglückte, wenn ſie — alle Schrecken der Hölle wiegen dieſen einen Gedanken nicht auf — wenn ſie dem Revolutionsgerichte, dem ich vorſtehe, übergeben würde! — Ich muß ſie dennoch warnen,“ rief er und ſtürzte, zum erſten Mal in ſeinem Leben zitternd, der Verſchwundenen nach.

---

*) Geſchichtlich.

*) Geſchichtlich.

*) Geſchichtlich.

Entfeſſelt tobte das Gewitter. Vor und hinter Romme ſchlugen Blitze nieder, keiner traf ihn. Nur noch einmal in weiter Ferne, vom Farbenſchimmer eines in erzwungener Beleuchtung ſtrahlenden Hauſes verklärt, erblickte er das Mädchen.

Stiller ward es in Paris. Aus dem Theater, wo die Schauſpieler in einem ſchnellgefertigten, halb improviſirten Stücke die Freiſprechung des Unholds gefeiert*), die Jacobiner Vivat gerufen und Hymnen abgeſungen hatten, fuhr Marat unter Fackelbeleuchtung nach Hauſe. Alle Nachtmuſiken, die ſeine Anhänger ihm bringen wollten, hatte er ſchon bei dem Einſteigen verbeten und dann mit verſchloſſenen Augen in einer Ecke des Wagens geduckmäuſert, ſo daß ſeine Verehrer nicht mehr recht klug aus ihm werden konnten. Schon im Theater hatte er einmal „mich friert!“ geſagt, gerade in dem Augenblicke, wo jenes Mädchen das Schlachtmeſſer kaufte. „Dummes Herzweh! Froſch, willſt Du ſchlafen?“ war das Einzige, was er im Wagen mehr herausſtieß als ſprach. Als er bei dem Aufſteigen in die Nacht geſtiert und dem Volke, das ihn zu ſeinem Hauſe brachte, wiederholt genickt hatte, murmelte er, noch mit dem einen Fuße auf dem Wagentritte, ein: „Hol' Euch alle der Teufel!“ und hüpfte in heftigen Sätzen die Treppe hinauf, an der ſeine Maitreſſe, Marie Evrard, ihn mit offenen Armen empfing.

„Glühwein!“ ſchrie er, an ihr vorbei nach ſeiner Stube rennend. „Warum noch kein Licht darin? — Stickluft, Stickluft! Fenſter und Jalouſien auf! Wie dumm die Blitze fliegen! — War heut' ein großer Tag, nun kommt die Nacht. — Ei, ſo ſchließ' doch die Fenſter, ſiehſt ja, daß es hereinwettert. — Mir iſt ſonderbar. Ich glaube, ich habe den Bandwurm im Leibe. — In das Pantheon komme ich jedenfalls. — Nun, wird es bald mit dem Glühwein, Schnecke? Wohin rennſt Du? Hier bleibe, hier bei dem großen Marat, der heute, trotz Einem, ritt. — War Jemand hier?“ —

Stumm ſtaunte die Evrard ihn an; ſo hatte ſie ihn nie geſehen.

„War Jemand hier?“ ſchrie Marat noch heftiger.

„Niemand, außer ein Mädchen, das Sie durchaus ſprechen wollte,“ berichtete die Evrard.

„Ein Mädchen? So, ſo! Gut, daß es ein Mädchen war. Ich liebe das ganze ſchöne Geſchlecht. Dummer Donner, was ſprichſt Du hier mit? Marie, war die Supplicantin jung, hübſch?“

„Es ging noch an,“ antwortete verdrießlich die Evrard. „Morgen früh will ſie wieder kommen und hat den Brief zurückgelaſſen.“

Haſtig erbrach ihn Marat. „Ei, was ſeh' ich!“ ſagte er dann ſchmunzelnd. „Sie unterſchreibt ſich als eine Tochter des Calvados und verſpricht, mir wichtige Entdeckungen über die Verſchwörung zu Caen zu machen. Ja, die Weiber ſind meine treueſten Anhänger. Ich freue mich auf das tête-à-tête. Morgen früh, um acht Uhr, wenn ich im Bade ſitze, laß ſie vor.“

„Ich würde ſie gar nicht anhören,“ ſagte warnend Marie.

„Biſt eiferſüchtig? Mußt Dir das abgewöhnen,“ ſchrie, unter gellendem Gelächter, Marat und ſtürzte volle Gläſer Glühwein hinunter, daß das Geſicht braunroth ward und die Zunge zu lallen begann. „Dem Herzen des großen Marat genügen nicht Du, nicht ganz Frankreich, und wenn es ſich ſelbſt den Kopf abſchneiden und als ſchuldigen Tribut mir zu Füßen legen wollte. — Gute Nacht, Marie, will heut' allein ſein, kannſt die Eichenkrone, die mein Paris mir heute aufſetzte, zum Geſellſchafter wählen.“

Marie ging. Der Unhold, vom Wein halb toll, hüpfte im Zimmer herum. „Nun iſt mir wieder wohl, ganz wohl,“ ſprach er. „Man muß der Natur, wenn ſie zum Knicker gegen uns wird, mit etwas Spiritus wieder aufhelfen. Jetzt friert mich ganz und gar nicht mehr. Gute Nacht, Romme! gute Nacht, Paris! Morgen Hundert, übermorgen Zweihundert — guillotinirt.“

Und er ſchlief ein und der böſe Geiſt des Weines ließ ein Traumbild vor dem Fanatiker aufſteigen. — Von ſchönſter, ſtiller Sommernacht umfangen, groß und herrlich erſchien ihm das Pantheon, nach welchem ein prächtiger Leichenzug ſich bewegte. Voran, im Scheine unzähliger Lichter und Fackeln, Muſikbanden mit Trauerſymphonien, in welche der dumpfe Ton der Kanonen feierlich hallte. Dann, mit ihren Fahnen und Panieren, der Gemeinderath von Paris, Cordeliers- und Jacobinerklubbs, die Abgeordneten aller Pariſer Sectionen, der ganze Nationalconvent. Hinter ihnen, von vierundzwanzig Trauerroſſen gezogen, der Wagen der Freiheit mit dem bronzenen Rieſenbilde der Göttin und Gemälden von Davids Hand. Dann — grauenvoller Anblick! — ein Sanscülotte mit einem blutigen Hemde auf einer Pike. „Trauert, trauert, Euer Freund iſt Euch geſtorben!“ hallte die Stimme der Nation, in ein ungemeſſenes Weinen, Schluchzen und Jammern übergehend. Jetzt — ängſtlich wälzte ſich der Träumer auf ſeinem Lager — nahte, auf einem Paradebette unter Blumen liegend, der Leichnam. Wehe! er, Marat, war es ſelbſt, vom Maler Tod in Gelbweiß und Blau gemalt. Und wie die Leiche in das Pantheon ging, fiel ihr Kopf ab. „Nagelt ihn an den Rumpf, er muß in das Pantheon,“ keuchte, in ungeheurer Angſt ſich abarbeitend, der Schläfer. „Gott Lob! der Zug geht hinein, der Kopf auch,“ ſtöhnte er dann, halb erwacht. Aber ein noch wilderer Traum nahm ihm den Troſt. Wie ſcheu geworden, jagten nach allen vier Weltgegenden die Roſſe des umgeſtürzten Freiheitswagens, die Pforte des Pantheons ſprang wieder auf, und alle die Geiſter, die es bewohnten, die Helden, Tragiker, Staatsmänner zertrümmerten Marats Büſte. Straßenjungen liefen mit kleineren Bildern Marats umher, ſie in die Goſſe werfend und dabei ausrufend: „Das iſt Dein Pantheon.“ Vor dem Conventhauſe ſah der in Zuckungen ſich windende Schläfer als ſein Abbild einen Strohmann knieen, der, ob ſeiner Sünden Abbitte thun mußte, dann von jungen Conſcribirten angezündet und zu Aſche verbrannt, tief in der Cloake beigeſetzt wurde*).

So zeigte der Weltgeiſt in Träumen dem Marat das Geſchick, das ihn ganz ſo, wie es eben beſchrieben wurde, wirklich nach ſeinem Tode traf. Zugleich erſchütterten ungeheure Donnerſchläge die Grundfeſten des Hauſes. — Aus dem Schlafe fuhr Marat, mit einem Male ruhig. „Laß Dich nicht verblüffen!“ ſagte er, ſich den kalten Todesſchweis abtrocknend. „Ein großer Geiſt iſt immer von Teufelchen umlagert, die ihm Angſt machen wollen. Aber ich kann mir Alles zuſammen reimen. Jüngſt ſah ich le Peletiers Leichenbegängniß, und ſeiner Leiche ſchob der Traum die meinige unter, wegen Romme's Mordverſuch. Jetzt iſt es Mitternacht. Von nun an will ich ruhig und traumlos ſchlafen. Geiſt, gehorche!“

Und wirklich, zu ſeinem Unglücke, zu Frankreichs Glücke, ſchlief er, ohne weiter von der mindeſten böſen Ahnung gewarnt zu werden, ruhig, feſt, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon hoch ſtand, mit der luſtigſten Laune von der Welt. Es ſchellte; die Leute, die ſein Bad bereiteten, kamen. Jetzt ſchellte es wieder; eine weibliche Stimme fragte nach Marat. — „Herein!“ rief dieſer und — — doch noch einige Worte über Charlotte Corday, welche der Leſer längſt in der geheimnißvoll zu Paris Erſchienenen erkannt haben wird.

Mit dem herzlichſten Gebete zu Gott war ſie erwacht. Wie der Morgenſtern, hell, feurig und ſchön, ſtrahlte ihr die That entgegen, die ſie in Selbſtaufopferung zu Frankreichs Heil ausüben wollte. Jeder Augenblick, jenem Ungeheuer noch vergönnt, ward zum Grabe für Tauſende und Triumph der Tugend ſchien es der Schwärmerin, daß ſelbſt eine weibliche Hand den böſen männlichen Dämon beſiege. Schon einmal hatte Gott eine Jungfrau zur Rettung Frankreichs berufen. Und Charlotte, Vertheidigerin ihres blinden, jetzt bedrängten Vaters, letzte Tochter eines von den Wüthrichen der Revolution vernichteten altadeligen Geſchlechts, einte mit ihres Calvados und Frankreichs Sache die eigene. Der Ruhm edler Thaten fiel nicht allein den Männern als Eigenthum zu, auch den Frauen.

Wer die Hölle bekämpft, beſiegt — Mann oder Weib — iſt Held, von Gott zum Siegeswerke erkoren. Auf ihn vertrauend, trat Charlotte die Wanderung zur Wohnung des Ungeheuers an, die er ſelbſt ſeine Höhle nannte.

Die weibliche Stimme, die nach Marat fragte, war Charlottens.

„Sie ſoll zu mir eintreten, und allein,“ ſchrie von innen, der ſchönen Supplicantin Anweſenheit ahnend, Marat der Evrard zu, die Charlotten wieder abweiſen wollte.

Eben ſaß der Unhold im Bade**). Aber kaum klappte die Thüre, als er, urplötzlich erbangend, mehr dem Inſtincte als ſeinem Willen folgend, den Deckel der Badwanne über ſich warf, ſo daß nur der Kopf und die von einem Badhemde verhüllte Bruſt bis zu der Gegend des Herzens unbedeckt blieb.

Leicht nach Luft ſchnappend, halb ſtieren, halb lüſternen Blicks, ſagte er; „Schönes Mädchen, was bringſt Du mir?“

„Gruß von Calvados.“

„Zuerſt, liebes Kind, Gegengruß Deinen Reizen, mit denen ich über Erwartung zufrieden bin. Und nun geſchwind Deine Entdeckungen, die mir an das Schafot liefern ſollen die Bürger von Caen, Wimpfen, Vater Corday, ſeine Tochter —“

---

*) Geſchichtlich.

*) Alle dieſe Züge ſind der Geſchichte entlehnt.

**) Geſchichtlich.

„Sie opfert Dich Frankreich,“ rief Charlotte, Rede und Herz des Unholds mit ſcharfer Waffe zerſchneidend.

Herein ſtürzte die Evrard, mänadenartig Charlotten anfallend. Hereinſtürmten Diener, Dienerinnen, Volk, Wache und Gerichtscommiſſäre. Man trägt den ſchnell Verendenden auf ſein Bette, man belaſtet die junge Heldin mit Ketten, erſchöpft ſich gegen ſie in Mißhandlung. Sie ſteht ruhig groß inmitten der Wüthenden. Ihr Werk iſt vollbracht, Frankreich gerettet, gerächt der Himmel. Was fragt ſie nach dem Zorn der Menſchen? Verrinnen wird er wie die tobende Welle, wiederkehren der Ordnung Reich, langſam, aber um ſo ſchöner, über Charlottens Grabe, aber für alle Zeit begründet durch ihren Tod. — Der Gedanke verleiht ihr Ruhe des Himmels.

Als darüber erſtaunend, der Commiſſär das Wort „Guillotine“ fallen läßt, lächelt ſie.

„Ich ſterbe für Frankreich,“ ſagt ſie ſanft, überreicht, vor frecher Betaſtung jungfräulich zurückbebend, ſelbſt Alles, was ſie bei ſich führt, dem Richter, auch die Adreſſe an das franzöſiſche Volk, die ſogleich unterdrückt wird*), und ſteigt in den Wagen, der von Wache umgeben, wie eine Nußſchale im ſiedenden Weltmeere ſchwimmend, mitten durch des Pöbels Aufruhr, ſie nach der Abtei geleitet

Mit Engelsmilde blickt ſie nieder auf das ſie mit Flüchen überhäufende Volk. — „Jetzt können ſie mich noch nicht verſtehen,“ denkt ſie. „Aber Du, mein lieber Vater, wirſt mich ſegnen, und Du, mein Gott, kennſt mein Herz.“

Hinter ihr klirrten die Eiſengitter der Abtei zu. Aber wer malt mit Dante's Gluth alle die Scenen, die dieſes Mädchens große That zu Paris hervorbrachte, den Freuden- und Todesſchreck, der bei der erſten Kunde von Marats Ermordung ſeine Feinde und Freunde durchzitterte, die Umarmungen und Freudenthränen der Patrioten, das wüthige Heulen der Jacobiner, die Lob- und Schmähreden auf Marat, den Mänadengrimm der Stadtpartei, die in dieſem Augenblicke, gleich als ahne ſie ihren und des Mittyrannen Robespierre baldigen Sturz, alle Kräfte aufbietend, ſich wüthender und gebieteriſcher als je erhob? Zu Romme ſtürmt ſie, blutlechzend, knirſchend vor Grimm:

„Die gräßliche Unthat iſt geſchehen, und Du ſchläfſt, Richter? Auf! auf! räche ihn, den Du geſtern frei ſprachſt, den, Deinem Spruche zum Hohne, eine verfluchte Hand —“

„Was iſt geſchehen?“ unterbrach ſie Romme.

„Ei Du ſchlechter Vater von Paris,“ entgegnete die Menge. „Der Tod brach räuberiſch bei uns ein und Du weißt es noch nicht? Ein Halbgott liegt auf der Bahre und Du weinſt noch nicht mit uns Schmerzes- und Zornesthränen? Geſtern Sieger, heute Leichnam der Beſchützer des Volks!“

„Marat ermordet? — von wem?“ ſchrie, von Ahnung ergriffen, Romme in Luſt und Entſetzen.

„Von einem Mädchen, einem weiblichen Teufel,“ lautete die Antwort.

Romme, auf einmal bleich wie der Tod, hielt beide Hände vor die Augen.

„Höre, Romme,“ drohte jetzt die Menge, der ſeine geringe Trauer über Marat nicht entgangen war, „laß uns nicht glauben, daß die geſtrige Freiſprechung, Dein Friedenskuß gedrückt auf Marats Lippen, nur Spiegelfechterei geweſen ſei, wie Viele ſagen. Die Anklage wegen verſuchten Giftmordes könnte wieder aufgenommen werden und Volkswuth zerreißt ihre Beute in tauſend Stücke. Zeigt uns nicht binnen vierundzwanzig Stunden des Henkers Fauſt der Mörderin Haupt herab von der Guillotine, ſo liegſt Du ſelbſt zertreten unter uns. Jetzt, fauler Richter, beſteige Deinen Richterſtuhl. Die Du zu verhören, zu verdammen haſt, heißt Charlotte Corday und wir Alle kommen als Zeugen des Verhörs, Deine Worte, Deine Blicke und Gedanken zu prüfen.“

Die Menge eilte fort. Gleich Schlangen ſträubte ſich Romme's Haar. Da faßte den noch immer Todtbleichen ein Arm. Lebenskräftig, wie ein Ueberglücklicher leuchtend, ſtand Lux vor ihm.

„Habt Ihr es vernommen?“ rief er im Tone der höchſten Begeiſterung. „Ein zweiter Michael ſchlug ſie den Drachen. O, welche kühne, himmliſche Aufopferung! Ich könnte ſie beneiden, dieſe Heldin, dieſen Engel, der uns Alle beſchämte. Aber jeder Neid geht unter in der Bewunderung dieſer Kühnheit und Größe.

Mit brechendem Blicke, in dem Entſetzen, Feuer der Eiferſucht und Todesgram ſich malten, ſtarrte Romme ihn an.

„Seid Ihr von Sinnen?“ ſchrie er. „Hinweg mit Eurer Luſt, wo nur die Furien walten. Ich kann Sie nicht retten. Verfallen iſt ſie den Todesmächten. Ihr fließendes Blut wird ihren Richter zum Wahnſinn treiben. Aber Ihr ſollt, dürft nicht um ſie leiden, nicht an ſie denken. Dieſe Eure wüthende Liebe zu Charlotten, mich unverhofft anfallend, könnte mich vor der Zeit raſend machen.“

„Was iſt,“ rief Lux, der in ſeiner Begeiſterung Romme's Feindeswort ganz überhört hatte, „was iſt Tod und Grab für eine Seele, die ihren Ruhm im Himmel und auf Erden gründete? — Sterbe der Leib, wenn nur das Gedächtniß unſerer Thaten fortlebt durch Geſchlechter und Nationen. Ja, ſterben wird auch Charlotte, die heilige Taube, unter den Klauen der Geier. Aber ihr Blut, verwandelt in Roſen, wird Frühlingsbote für Frankreich ſein. — Ha! wie ſie abſinken von meiner Bruſt, die Zweifel an Menſchenwerth und Tugend! Laut wie mit Engelzungen ruft dieſes Mädchens That: es lebt ein Gott, wir haben ein Vaterland. So himmliſchen Glauben, wie ein Palladium wieder aufzuſtellen in Frankreich, o, wer opfert um ſolchen Preis nicht freudig Blut und Leben?“

„Unglücklicher,“ rief Romme, „gebietet Ruhe dieſem Aufruhr Eures Gefühls. Er rettet ſie nicht und tödtet Euch. Vertrauen gegen Vertrauen! Dies mein Haupt wollte ich unter die Guillotine legen, könnte ich dadurch Charlotten befreien. Aber ſie grub ſich ſelbſt ihr Grab durch ihre That, die vor dem Himmel, nicht vor irdiſchem Geſetze gerechtfertigt werden kann. Nur zum Schafot entläßt das Revolutionsgericht die Schwärmerin; ich ſelbſt — ſo will es mein Amt und unſers Volkes Wuth — ſoll ſie verdammen, und Keiner — ich ſehe es kommen — wird erſtehen, der, dem Schwerte des Blutgerichts gegenüber, die Sache der Beweinenswerthen auch nur ſchwach zu vertheidigen wagte.“

„Ich werde es,“ entgegnete Lux. „Dieſer Schwan, in Lebensfluthen untergehend, um, verſetzt unter die Geſtirne, am Himmel zu glänzen, ſoll nicht ſcheiden, ohne den Nachruf der Welt: Friede, Friede mit Dir! Brich Du über die Herrliche den Stab. Dir und Deinen Schergen gegenüber rufe ich das Hallelujah ihrer That in alle Welt.“

Und gleich olympiſchen Unſterblichen leuchtend und ſelig ging er von dannen. Auch Romme — ungeheurer Schmerz ſteigert die Selenkraft — fühlte ſich erhoben.

„Horch! horch!“ ſagte er, „wie da durch Stürme Harmonie aufklingt. Charlottens That, dieſes Jünglings Begeiſterung, auch ihn zum Opfer weihend, ſind erhaben. Und Romme allein erläge ſeinem Verhängniſſe, wenn Andere, wie Gottgeweihte, durch Flammen wandeln? Geh' einmal mit Dir ſelbſt in das Gericht, Romme! Politiſche Ereigniſſe, wie ſie in dieſer Blutzeit Jeden ergreifen können, trennten mich von den Corday's. Da iſt nichts Schlechtes, nur Menſchliches. Daß ich Corday's Söhne im Schlachtendrang tödtete, wird der mir verzeihen, der den Lebenstrieb in meiner Bruſt ſchuf. Sie waren die Angreifer, ich mein Vertheidiger. Aber nun wird Dein Himmel trüber, Romme. An großartige und durchgreifende Maßregeln gewöhnt, mir ſelbſt den Weg zur Größe offen zu halten, miſchte ich, als alle andere Mittel erſchöpft ſchienen, heimlich Gift für Marat. Mit welchem Gewiſſen könnte ich das Mädchen verdammen, das, denſelben Feind, offen bekämpfend, ſich zu dem Heil des Vaterlandes opferte? Selbſtverachtung, tödtlichſte der Nattern für Männerſeelen, vor Dir wenigſtens will ich mein Herz bewahren Ich war ein blutiger Mann, aber immer trachtete ich nach Ruhm und Größe. Jetzt, wo mein Weg mich hinabführen will zur Schmach, habe ich, meinem Schickſale gegenüber, auch eine Stimme, ein denkender Geiſt, und will zwiſchen mich und die ſchon ſiegfrohe Hölle ein Felsſtück ſchleudern, das nur der Odem des Auferſtehungstages zu heben im Stande iſt. — Sein Antlitz leuchtete in ſeltſamer Verklärung. — Wie das manchmal ſo ganz anders im Leben kommt als man dachte!“ ſprach er, ſeit Jahren zum erſten Mal wieder in hoher Ruhe. „Geſunken iſt Marat, mein Todfeind. Auch Robespierre wird einſt ſinken. Das Volk, durch Charlottens Blut verſöhnt, würde wieder um meinen Triumphatorwagen tanzen. Erlangen könnte ich, wonach meine Seele dürſtete. Der Weg zur Herrſchaft bahnt ſich, aber ich will ihn nicht betreten und dieſer Entſchluß allein, Charlotte, läßt mich dem unvermeidlichen Zuſammentreffen mit Dir mit Manneswürde entgegen gehen.“

Er ſchritt nach ſeiner Wohnung, und trat bald darauf feierlich ernſt unter die Blutrichter. Auch die Menge hatte, wie ſie gedroht, ſich eingefunden. Oeffentlich ward das heldenkühne Mädchen verhört. Alſo lautete die Frage des Inquiſitionsrichters und die Antwort der Heldin*):

„Ihr Name?“

„Maria Anna Charlotte Corday.“

„Ihr Alter?“

„Fünfundzwanzig Jahre weniger vierzehn Tage.“

---

*) Geſchichtlich.

*) Geſchichtlich.

„Was hat Sie bewogen, Marat zu ermorden?“

„Seine Verbrechen. Er hat unſern Nationalcharakter verderbt und die Moral des Volks zerſtört. Das Ungeheuer entehrte uns vier Jahre lang; zum Glück war er kein Franzoſe.“

„Haben Sie Mitſchuldige?“

„Ja! Alle Rechtſchaffene in Frankreich . . . . . Kennen Sie das menſchliche Herz ſo wenig, um nicht einzuſehen, daß es weiter keiner fremden Eingebungen als der eben angeführten bedurfte, und daß man beſſer ſeinen eigenen Willen vollführt als einen fremden?“

„Lieben Sie die republicaniſche Verfaſſung?“

„Ob ich ſie liebe? Ja, ich liebe ſie, aber den Franzoſen fehlt es an Geiſt und Energie, um gute Republicaner zu ſein. Ich bin es müde, länger unter einem ſo herabgewürdigten Volke zu leben.“

„Kennen Sie dies Meſſer?“

„Ja, es iſt daſſelbe, mit welchem ich den Anarchiſten getödtet habe.“

„Standen Sie mit irgend einem Manne in einer beſondern Verbindung?“

Während der Inquiſitionsrichter alſo, aus einem juriſtiſchen Grunde, fragte, wandte Romme ſein ſchönes, bleiches und doch noch immer majeſtätiſches Antlitz ſtumm nach Charlotten. Dieſe antwortete:

„Ich habe keinen Mann gefunden, den ich meiner würdig gehalten hätte, denn Marat lebte noch.“

Noch immer blickte mit unverkennbarer Rührung Romme auf die Angeklagte. „Und Du ſollſt mich doch wieder achten lernen,“ ſchien ſein Blick zu ſagen. — Das Verhör war beendigt, Charlottens Todesurtheil im Voraus beſchloſſen, ihre Vertheidigung blos der Form wegen noch nöthig.

„Mich wird Niemand vertheidigen wollen,“ ſagte ſie mit himmliſcher Sanftmuth und fügte dann, noch immer im Kriege mit der Hölle — geiſtreich witzig hinzu: „Es wäre denn Robespierre.“

„Nicht Robespierre, ich vertheidige Dich, herrliches Mädchen,“ rief hervortretend Lux. Es war das erſte Mal, daß ſie ſich nach Marats Tode wiederſahen.

„Was wollen Sie thun?“ fragte gerührt Charlotte. „Ueberzeugen Sie ſich an den Blicken dieſer Richter, dieſes Volkes, daß keine Rettung für mich iſt.“

„Deinem Tode kannſt Du nicht, Deinem Ruhme ſollſt Du nicht entgehen, o Mädchen!“ entgegnete Lux, ihr mit den großen, treuherzigen, leuchtenden Augen in die Seele ſchauend. „Präſident des Revolutionsgerichtes, ich fordere mein und dieſer Angeklagten Recht.“

Und der Präſident gewährte, und Lux, ſchön wie der belvedere'ſche Apoll, der von Siegesthat ſchwärmt, beſtieg den Rednerſtuhl. Daß dieſe Vertheidigung in ſolcher Zeit ihm ſelbſt tödtlich werden könne, ja müſſe, ſahen ſeine Freunde, ſah er ſelbſt voraus. Auch der Vertheidiger des unglücklichen Ludwig ſtarb auf dem Blutgerüſte. Alles ſchwieg erwartungsvoll. Lux ſprach:

„Richter, Volk, erwartet nicht, daß ich in Form Rechtens die That vertheidige, die Ihr Verbrechen nennt. Sie bedarf keiner Vertheidigung —“

Murren des Volks. „Hört! hört!“

„Sie bedarf keiner Vertheidigung,“ wiederholte nachdrucksvoll der Redner. „Nur in welcher Beziehung dieſe That, durch des Mädchens eigne Ausſage am ſchönſten erörtert, zu Vor- Mit- und Nachwelt ſtehe, laßt mich angeben. Denn, Männer der Revolution, Euch ziemt zu hören, wie die Geſchichte Euch richten wird und Charlotten. Vorwelt, ſende zuerſt Deine Bilder, die kräftigen, aber kalten. Jene Virginia, zur Sklavin erklärt, verlor dadurch alle Perſonenrechte und ward zu einer Sache, käuflich und nutzbar, gleich dem Lamme, gleich der Erdſcholle. Da bot ſie dem Dolche des Vaters die Bruſt, und Beider Namen grub Clio in ihre Tafel. Jene Portia, als vor dem ſchwachen Octavian ihres Brutus Sterne ſanken, verſchlang glühende Kohlen. Ihre Größe nicht überlebt zu haben, iſt ihr ganzer Ruhm. Jene Arria, männlicher als ihr Mann, ihm den Dolch mit dem Ausrufe: Es ſchmerzt nicht! bietend, fügte ſich raſch und edel in die Nothwendigkeit. Alle jene Seelen lagen in den Banden des Eigennutzes. Rohe Willensſtärke zeigt uns das Alterthum, die chriſtliche Aera geiſtigen Adel.“

„Charlotte, auf Dich und die Mitwelt komme ich jetzt. Ein Volk ſtand auf in ſeiner Kraft, die Freiheit wollte es, die Menſchenrechte, aber ſtatt des Lichtes brach Nacht, ſtatt des Segens Fluch herein. Für eine Baſtille hundert permanente Guillotinen, für einen ermordeten König Volkstyrannen —“

Wie raſend fuhr hier Marats und Robespierre's Partei auf.

„Volkstyrannen,“ rief noch einmal der unerſchrockene Lux. „Da ſieh! in der allgemeinen Anarchie, wo die Männer, bald Royaliſten, bald Girondiſten, bald Jacobiner, planlos irren und ſchwanken, hält allein eine weibliche Seele am Anker der Tugend feſt. An Körper und Geiſt ſchön iſt das Mädchen. Freundſchaft, Liebe, Bewunderung bieten ihr Kränze. Aber in himmliſcher Aufopferung ſtatt der Freude den Schmerz, ſtatt Fülle des Lebens den Tod wählend, größer als Portia, Arria, Virginia, zieht ſie gegen Frankreichs blutigſten Vampyr aus, kommt wie Cäſar, ſieht wie Cäſar, ſiegt wie Cäſar!“ —

„Auf die Guillotine er und ſie, die er liebt,“ unterbrach ihn hier Volkswuth. Sie bezähmte ſich erſt, als der Präſident, der mit einem, Vielen unerklärbaren Wohlgefallen dem Redner zuhörte, dreimal zur Ordnung gerufen hatte. Sie bezähmte ſich nur, weil ſie gewiß war, daß beide Opfer ihr nicht entrinnen würden.

Lux, im ſchönſten Rednerfeuer, das ſich nach und nach bis zur prophetiſchen Begeiſterung ſteigerte, fuhr fort:

„Wie Cäſar, Charlotte, wirſt Du auch zu ſterben wiſſen. Die Mitwelt, dem Wahnſinne verfallen, lohnt Dir mit der Guillotine; aber ich, Dein Redner, Dein Vertheidiger, ſpreche im Namen der Nachwelt Segen aus über Dich und Verdammung über Deine Richter, über dies ganze blutdürſtige Volk. Wüthriche der Revolution, Königsmörder dort auf den Richterſtühlen, dort auf den Tribunen, dräut nicht, zittert! Die Umwälzung, die Ihr zu leiten Euch vermeßt, wird, mächtiger als Ihr, Euch Alle verſchlingen. Der eine Tyrann iſt ſchon gefallen, der andere, Robespierre, wird fallen. Bleich, von gräßlicher Wunde entſtellt, Hülfe ſuchend, Hohn findend, ſeh' ich ihn auf dem Wege zur Guillotine, während ſein jüngerer Bruder voranſtürzt — Sturz des Todes! Ihr Alle, Mitgenoſſen ſeiner Verbrechen, gehört der Verweſung an, Charlotte allein dem Ruhme. Und nun, Richter, Volk, die Ihr der Heldin Todesurtheil ſchon im Voraus beſchloſſet, führt auch mich zum Tode unter den Donnern des Weltgerichtes, das ich vom Himmel herabriß auf — Euch!“

Von der Rednerbühne ſtieg jetzt Lux wie ein Sieger, obſchon die Blicke der Richter und des Volkes ihm Tod flammten. Wer aber wagte zu ſchildern, was, während ihr Freund für ſie ſprach, Charlottens Herz empfand? Ihre hohe Seele glühte für den Ruhm. Liebevoll erkannte ſie begeiſterter Liebe Werth, und ſich von ihr ſo verſtanden, ſo gegen die Mitwelt vertheidigt, im Namen der Nachwelt gekrönt zu ſehen — welch ſüßer Lohn für das Mädchen, das Alles, Glück, Freiheit und Leben im Kampfe für Tugend hingab! „Ich danke Ihnen!“ war Alles, was ſie, innig bewegt, ihrem Vertheidiger ſagen konnte. Doch in den drei Worten einten ſich Beider Seelen, nicht für die Erde, nein, für den Himmel.

Romme hatte ſich abgewandt. Stumme Winke von ihm befahlen jetzt Allen, ſich zurückzuziehen. Eine Kunde ſeines eigenen Verhältniſſes zu Charlotten war zu dem Volke gedrungen und ſteigerte das Verhängnißvolle dieſer Stunde. Allein mit den Richtern, die er zu Charlottens Verdammung unwiderruflich entſchloſſen fand, wandte er, in deſſen Seele keine Feindlichkeit mehr war, Alles an, wenigſtens den heldenmüthigen Lux von der Todesſtrafe zu befreien. Ganz irr' an ihm werdend, aus ſeinen Freunden in Feinde ſich verwandelnd, ſtierten die Blutrichter wild ihn an, beharrten bei ihrem Vernichtungsſyſteme. Da ließ Romme die Angeklagten zurückführen. Durch die wieder geöffneten Pforten ſtürmte auch das Volk.

„Charlotte Corday und Du, Adam Lux,“ ſagte Romme feierlich bewegt, „bereitet Euch zum Tode. Einſtimmig entſchieden dieſe Richter gegen Euch. Auf Euerm Todesurtel fehlt nur eine einzige Unterſchrift, die meine, zu der die Wuth von Tauſenden mich, Einzelnen, zwingen will. Aber niemals leiſte ich ſie und meines Wortes Bürge — blickt her! — ſei dies.“

Er drückte eine Piſtole auf ſich ab und ſank, ein königlicher Mann. Durch das glühende, verwilderte Herz war die Kugel gedrungen. Noch einen Blick warf er auf Charlotten. „Ich habe doch Dein Todesurtel nicht unterſchrieben,“ ſagte er leiſe, ſtreckte beide Hände nach Charlotten und Lux wie nach Freunden aus, deutete gen Himmel und verſchied. Nicht im Gefängniſſe, nicht bei der Ankündigung des Todesurtels hatte eine Thräne Charlottens Auge genetzt. Jetzt weinte ſie. Auf Frankreichs lichtere Zukunft wie ein Seher ſchauend, ſtand Lux an Romme's Leiche. Wie knüpfte ſich an ſein prophetiſches Wort dieſes Königsmörders Fall! Da — wie im Todesgrimme über ihren eigenen baldigen Sturz — riß die

Volkspartei die zwei Opfer zur Richtſtätte. Mit Menſchen bedeckt waren alle Straßen, der Pöbel ziſchte, ſchmähte. Aber die Zweie, Bürger des Himmels, ſchwärmend für Tugend, Freiheit, alle höchſten Güter der Menſchheit, blickten wie Selige auf das Gewühl nieder. Seine Engel ſendete der Himmel, ſie zur ſchönern Heimath zu geleiten, und der Todeskarren ward ihnen zum Wagen des Sieges, das Blutgerüſt zum Throne. Charlottens Faſſung blieb unerſchütterlich. Ihre unbeſchreibliche Sanftmuth, die Holdſeligkeit ihres Weſens rührte ſelbſt ihre Henker. Nur da überzog höhere Röthe ihre ſchöne jungfräuliche Wange, als ſie Mantel und Halstuch von ſich legen und ſich ſo dem Auge der Zuſchauer ausſetzen mußte. Sie ſelbſt legte noch ihren Kopf unter der Höllenmaſchine zurecht. Freudig folgte Lux ihr im Tode. Den letzten Blick ihres ſchönen Auges hatte er empfangen.

So ſtarb Charlotte Corday aus Liebe für ihr Vaterland, Adam Lux aus begeiſterter Liebe zu Charlotten. Ihr Ruhm wird ewig dauern. Eine Thräne ihrem Andenken!

Karl Geib ſ. Göppinger.

Johann Geiler von Kaiſersberg ſ. Kaiſersberg.

Henriette Wilhelmine Geiſsler

eine Tochter des Kaufmanns Holdenrieder zu Naumburg, ward daſelbſt am 1. September 1772 geboren und vermählte ſich 1793 mit dem herzogl. Sachſen-Gothaiſchen Regierungsrath J. G. Geißler in Gotha. Sie ſtarb am 25. November 1822 in Dresden.

Von ihr erſchien im Druck:

Auswahl aus den Gedichten H. W. G's. (beſorgt von F. Jacobs) Gotha 1823.

Ein hübſches lyriſches Talent, das ſich mit Zartheit und Innigkeit ausſpricht.

Christian Fürchtegott Gellert

ward am 4. Juli 1715 zu Haynichen, einem Städtchen im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater als Prediger lebte, geboren. Die bedrängten Umſtände dieſes Letzteren, der bei ärmlichem Einkommen eine zahlreiche Familie zu verſorgen hatte, zwangen den Knaben, deſſen Fähigkeiten ſich vielverſprechend entwickelten, ſchon früh auf Erwerb zu ſinnen; er beſchäftigte ſich daher mit Abſchreiben und gewann dadurch bald große Gewandtheit in Führung der Feder. Im Jahre 1729 bezog er die Fürſtenſchule zu Meißen, und befreundete ſich hier innig mit Gärtner und Rabener, welche ebenfalls dort gebildet wurden und gleichen Eifer für die Dichtkunſt und die ſchönen Wiſſenſchaften zeigten. Er ſtudirte darauf Theologie in Leipzig, ſeit 1734, kehrte nach vollendeter akademiſcher Laufbahn zu ſeinem Vater zurück, und übernahm dann, da Kränklichkeit und Schüchternheit ihn von dem Beruf eines Predigers abwandten, die Erziehung zweier Adelichen in der Nähe von Dresden. Dieſe Stelle gab er jedoch binnen Kurzem wieder auf, und begleitete 1741 ſeinen Neffen, den er für die Univerſität vorbereitet hatte, nach Leipzig. Hier lebte er wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und ernährte ſich durch Privatunterricht. — Anfangs neigte er ſich der damals in vollſter Blüthe ſtehenden Gottſchediſchen Schule zu und nahm Theil an den, von Gottſched's eifrigſtem Jünger, herausgegebenen „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes," zu denen er mehrere Beiträge lieferte. Das einſeitige Treiben dieſer Schule und ihre Geſchmackloſigkeit veranlaßten ihn jedoch nach kurzer Zeit, ſich gänzlich von ihr loszuſagen und ſich mit talentvolleren Freunden zu beſſerem Streben zu verbinden. — Im Jahre 1744 erwarb er ſich die Magiſterwürde und hielt ſehr beifällig beſuchte Vorleſungen über Moral und ſchöne Wiſſenſchaften. 1751 ward er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und wirkte fortwährend äußerſt ſegensreich durch Lehre und Beiſpiel. Allgemein geehrt, ſtarb er, nach langen ſchmerzlichen Leiden, gottergeben und heiter, am 13. December 1769 im fünfundfunfzigſten Jahre ſeines Alters.

Seine (C. F. Gellert's ſämmtliche) Schriften (10 Thle. N. verbeſſerte Auflage. Leipzig 1784) enthalten:

1r Theil. Fabeln und Erzählungen.
2r Thl. Moraliſche Gedichte. — Vermiſchte Gedichte. Geiſtliche Oden und Lieder.
3r Thl. Luſtſpiele. — Die zärtlichen Schweſtern. — Das Orakel. — Die Betſchweſter. — Das Loos in der Lotterie. — Sylvia. — Die kranke Frau. — Das Band.
4r Thl. Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhandlung über den guten Geſchmack in Briefen. — Leben der ſchwediſchen Gräfin von G.
5r Thl. Einzelne Abhandlungen und Reden.
6r und 7r Thl. Moraliſche Vorleſungen.
8r und 9r Thl. Briefe. 2 Thle.
10r Thl. C. F. Gellert's Leben von J. A. Cramer.

Später erſchienen noch:

Briefwechſel mit Demoiſelle Lucius, herausgegeben von F. A. Ebert. Leipzig 1822.
Aufgefundene Familienbriefe, herausgegeben von A. Th. Leuchte. Freiberg 1819.

Einzelne Schriften, namentlich die Fabeln, die geiſtlichen Oden und Lieder u. ſ. w. erlebten unzählige Auflagen und wurden eben ſo oft unrechtmäßig nachgedruckt. Vollſtändige literariſche Nachrichten über Gellert's Werke finden ſich in: D. H. Döring, Gellert's Leben. Greiz, 1833. 2 Thle.

Die vortrefflichſte Charakteriſtik Gellert's gibt unſtreitig der geiſtreiche und gerechte Bouterweck in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit, Th. 11 S. 163, wo er von ihm ſagt: Gellert iſt einer der achtungswürdigſten deutſchen Schriftſteller. Sein Andenken herabzuſetzen, wäre unverzeihlicher Undank, obgleich ſeine Schriften nicht für die Nachwelt bleiben konnten, was ſie für ihr Zeitalter waren. Weder ſchöpferiſches Genie, noch philoſophiſcher Geiſt, noch hinreißende Kraft der Darſtellung haben Gellert's Ruhm begründet. Die Schüchternheit ſeines perſönlichen Charakters, ſie mochte nun ihm natürlich oder durch ſeine ununterbrochene Kränklichkeit veranlaßt ſein, ließ ihn auch in der ſchönen Literatur an keine Reform denken, bei der etwas zu wagen war. Aber eben dieſer perſönliche Charakter zeigt ſich auch von der liebenswürdigſten Seite in Gellert's Schriften. Die unerkünſtelte Zartheit und Wärme ſeines moraliſchen Gefühls und die Innigkeit ſeiner chriſtlichen Religioſität ſtanden unter der Aufſicht eines ruhigen Verſtandes, der nicht tief forſchte, aber alles Widerſinnige und Phantaſtiſche weit von ſich entfernt hielt. Den Leichtſinn verabſcheuend, fand er ein liberales Wohlgefallen an allen ihm nur irgend unſchuldig ſcheinenden Freuden der Phantaſie und des Witzes. Die Strenge ſeines moraliſchen Ernſtes ſtörte ihn nicht in der Heiterkeit, die ihm naürlich war und erſt in der zweiten Hälfte ſeines Lebens durch die Hypochondrie verſcheucht wurde. Ein feines Gefühl für Natürlichkeit, Schicklichkeit und richtiges Verhältniß, war die Grundlage ſeines Geſchmacks. Phantaſie und Witz hatte er gerade ſo viel als nöthig iſt, die natürliche Schwäche des Gefühls und des geſunden Verſtandes durch mannigfaltige Reize des Styls zu beleben. Die Klarheit, Leichtigkeit und gefällige Correctheit ſeines Styls mußte ſein Zeitalter um ſo mehr anziehn, weil ſie ſo anſpruchslos iſt, und den Deutſchen, die noch immer nach franzöſiſcher Bildung ſtrebten, im Beiſpiele zeigte, was ſie ſich von den wirklichen Vorzügen des franzöſiſchen Geſchmacks aneignen könnten, in deſſen Beſitz die Gottſched'ſche Schule durch geiſtloſe Befolgung trockener Regeln ſich geſetzt zu haben glaubte. Auf dieſe Art wurde Gellert einer der gemeinnützigſten Schriftſteller, deren das Zeitalter bedurfte, und die es ſich wünſchte. Seine Schriften mußten einen großen Theil des Einfluſſes, den ſie damals auf die allgemeine Bildung hatten, verlieren, ſobald das Publicum anfing, an ſeine Lieblinge Anſprüche zu machen, die Gellert nicht befriedigen konnte; aber ohne Gellert würde es in der Bildung, deren es bedurfte, noch länger zurückgeblieben ſein. —

Fügen wir noch hinzu, daß vor Allem ſeine Fabeln, ſo wie mehrere ſeiner geiſtlichen Lieder, ſich mit Recht in der Gunſt der Nation erhalten haben; die erſteren ſind, ſtreng genommen, noch nicht übertroffen worden, denn keiner ſeiner Nachfolger beſitzt die gutmüthige, ſchalkhafte Behaglichkeit und Naivetät der Darſtellungsweiſe, durch welche Gellert ihnen einen ſo großen bleibenden Reiz zu verleihen wußte. — Seine übrigen Schriften haben, wie B. ſehr treffend bemerkt, ihre Wirkung eigentlich nur ſeiner Perſönlichkeit zu verdanken, welche daher immer geringer werden muß, je mehr wir durch den Fortſchritt der Jahre ihr ſowohl, wie den allgemeinen Zuſtänden, in welchen ſie ſich bewegte, entfremdet werden. Auf keinen Schriftſteller läßt ſich überhaupt mehr und richtiger, als auf Gellert, Buffon's bekannter Ausſpruch anwenden: Le style, c'est l'homme. —

Die ähnlichſten Bildniſſe Gellerts ſind von Bauſe, Geyſer und Preisler, nach einem Originalgemälde von Graff, in Kupfer geſtochen worden. Eine Medaille mit dem wohlgetroffenen Kopfe Gellert's verfertigte und prägte Boltshauſer in Zürich 1779 auf ihn.

Das Schickſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch den Rathſchluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der Unendliche bei ſeiner Schickung führt?
Du ſiehſt bei Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchicht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dieß ſiehſt du freylich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen:
So müßteſt du, was Gott iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehn zu blöd am Geiſte biſt;
Und laß dich hier ein jüdiſch Beiſpiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen fließt,
Und, wenn dir's grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unſer Schickſal lenke, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab in's Ebne ſehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bei dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder,
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und foderte ſein Geld von ihm.

Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend todt.

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt.
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davon getragen.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte:
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Citheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat: So nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann, zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Küſſen oft zu Rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.

Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wußte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt, dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja wenn ſie blos durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.

Er kömmt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz beqvem, beqvem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küßten gar zu laut,
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell,
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach, ſpricht ſie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris, wärſt du nur verſchwiegen:
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen = =
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferinn,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbahren;
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.

Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach, ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunſt, und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daß = = = Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt ſie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch ſage ja kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den erſten Kuß bekommen.
Tiren, ſprach ſie zu mir, mein Herz ſey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verſchwiegen ſeyn.
Daß wir uns günſtig ſind, uns treu und zärtlich küſſen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich, und du, zu wiſſen.
Drum bitt ich, Doris, ſchweige ja,
Sonſt flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris ſchweigen?
Ja, die Verſchwiegenheit iſt allen Schönen eigen.
Geſetzt, daß Doris auch es dem Damoet vertraut;
Was iſt es denn nun mehr? Sie ſagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damoet, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr ſein Freund, Tiren, geſagt?

Damoet! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennſt den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, ſonſt würd ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir = = = Verlang es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen müſſen,
Daß ich zeitlebens ſchweigen will.

Damoet wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halben Feuer.
Die Schäferin erſchrickt, daß ſie Damoetens Kuß
So unvollkommen ſchmecken muß.
Du zürneſt, ruft ſie, mein Getreuer?
O zürne nicht, ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren,
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du mußt verſchwiegen ſeyn.

Damoet verſprichts. Kaum iſt Damoet allein:
So fühlt er ſchon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damoet zu ſingen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küſſe nimmt, und Küſſe giebt;
Du, ſtummer Buſch, nur ſollſts erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.

Doch ach! In dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah
Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach, wie wird dirs gehn!
Mich, fängt ſie an, ſo zu betrüben!
Dich, Plaudrer, ſollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die ſchöne Schäferinn,
Und kömmt, Damoeten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damoet, ich muß es ſelber ſagen,
Daß ich nicht wenig ſtrafbar bin;
Allein, wie kannſt du mich den größten Schwätzer nennen?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;
Und jedes folgt, ſo bald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen,
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! Du ſchwimmſt? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?

Die Henne läuft mit ſtrupfigtem Geſieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein,
Denn die Natur heißt ſie das Waſſer ſcheun.
Doch nichts erſchreckt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreyt?

Was dir Entſetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Luſt zu Felde liegen,
Und dich erſchreckt der bloße Name, Held.
Der ſchwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterſt ſchon auf angebundnen Fähren,
Und ſiehſt den Untergang der Welt.
Befürchte nichts vor deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt.
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolcher Qvellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil flieſſen;
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges ſchönes Weib,
Gieng munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind lößt ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läßt ſich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattinn Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſo gleich in vollem Trab,
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,

Und läßt die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich ihnen nicht zu ſagen,
„Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn ſich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muß der zweite Doctor kommen.

Er kömmt! Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was iſts? was fehlt der ſchönen Frau?
Der Docter ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbahren.

Sulpitia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß ſich doch betrügen.
Nein, überlaßt ſie der Natur,
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte:
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt?
Ach ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen.
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebröchnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergröſſern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattinn beſſern!
Der Tod, der Tod dringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Docter ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen;
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als er, er wirds ſchon wiſſen,
Für meine Freundinn machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben:
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!

O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit;
Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr?, Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel, ſpricht der Mann, bey ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.

Man bringt den Schirm, und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt ſie an, geputzt trinkt ſie Kaffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid geweſen,
Und durch das Kleid muß ſie geneſen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte?

Freund, ſprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun ſo vergeßt, daß beßre Mädchen ſind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunſche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier ſchwieg der Alte lachend ſtill.

Ach, ſprach der junge Menſch, das will ich ja nicht wiſſen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müſſen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen = = =

O, fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwo junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß iſt doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngſte Schweſter, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Geſicht, und eine zarte Haut;
Doch eine ſehr gezwungne Miene.
So feſt geſchnürt ſie immer gieng,
So viel ſie Schmuck ins Ohr, und vor den Buſen hing,
So ſchön ſie auch ihr Haar zuſammen rollte:
So ward ſie doch bey alle dem,
Je mehr man ſah, daß ſie gefallen wollte,
Um deſto minder angenehm.

Die andre Schweſter, Caroline,
War im Geſichte nicht ſo zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und ſelbſt ihr Reiz ſchien, ſolche zu verlangen.
Sie putzte ſich nicht mühſam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Koſtbarkeiten.
Ein artig Band, ein friſcher Straus,
Die über ihren Ort, den ſie erlangt, ſich freuten;
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er ſah ſie an, erſtaunt, und hieß ſie ſchön;
Allein ſein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber ſah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung ſtehn.

Im' Bilde dieſer Frauenzimmer
Zeigt ſich die Kunſt und die Natur;
Die erſte prahlt mit weit geſuchtem Schimmer,
Sie feſſelt nicht; ſie blendet nur.
Die andre ſucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt ſich beſcheiden ſehn; und ſo gefällt ſie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meinung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O, rief er, bey dem erſten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach welcher Fuß! O wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält:
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Leſern zu ſagen, ehe ich mit ihnen von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben rede, daß ich ſelber mit dieſem Uebel ſeit verſchiedenen Jahren beſchweret bin. Es iſt wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von dieſen Gründen handeln werde, als ein anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache ſprechen, wenn man ſie ſelber empfunden hat. Es giebt eine gewiſſe Beredtſamkeit des Herzens, die nicht ſo wohl durch den Verſtand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterſtützet wird. Sie erwecket die Aufmerkſamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der ſeine Leſer in dieſe Gemüthsverfaſſung ſetzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal ſo begierig annehmen, als ſie nicht thun würden, wenn er ſie gleich durch die beredteſte und tiefſinnigſte Abhandlung in Erſtaunen und Bewunderung geſetzet hätte. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber ſeyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hülfe kömmt, als einen, der dieſen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich ſchätzen, wenn ich meinen ſiechen Mitgeſellen die Laſt, unter der ſie ſeufzen, durch dieſe Schrift in etwas erleichtere! Dieſe Abſicht hoffe ich um deſto eher zu erreichen, je weniger ich durch dieſe Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrſamkeit ſtrebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bei unſerm Unterrichte zu ſorgen. Ich ſelber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen ſuche, und eben dieſe Bemühung ſoll mir zu einem neuen Troſtgrunde bey ſiechen Stunden dienen.

Wir ſagen meiſtentheils, daß derjenige ein ſieches Leben führe, der mit gewiſſen Plagen des Körpers beläſtiget iſt, die ihn nie ganz verlaſſen, oder doch ſelten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die größte, oder die ganze Zeit ſeines Lebens mehr krank, als geſund iſt. Da eine Krankheit an und für ſich ſchmerzhafter iſt, als die andere; da ſie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geſchwinder weicht bey dieſem mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths ſchwächt; dem einen faſt alles Vergnügen des menſchlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da ſich ſowohl bey den Krankheiten, als bey den Perſonen, als bey den äuſſerlichen Umſtänden derſelben eine große Ungleichheit findet: ſo ſcheinet es, daß man ſo viele beſondere Troſtgründe aufſuchen müßte, als ſieche Menſchen ſind. Allein wenn auch dieſe Mühe nicht unmöglich wäre: ſo iſt ſie doch nicht nöthig. Alle, die ein ſieches Leben führen, laſſen ſich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinen, daß ſie ihren Zuſtand für ein Uebel halten, und ſich die Befreyung von demſelben wünſchen. In ſo weit kann man einerley Mittel für ſie alle brauchen. Alles, was daraus folget, iſt, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geſchwinder oder langſamer wirken wird. Nachdem der Troſt mehr oder weniger Widerſtand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, ſie größten Theils zu beruhigen, die Hinderniſſe mögen ſo ſtark ſeyn, wie ſie wollen, wenn er anders ein vollſtändiges Mittel ſeyn ſoll.

Es giebt einen andern Unterſchied bei den ſiechen Tagen der Menſchen, der mehr zu ſagen, und einen größern Einfluß in die Troſtgründe hat. Das Uebel eines ſiechen Lebens hat verſchiedene Qvellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein beſonderes Verhängniß von Gott ſeyn; oder es kann von unſern oder von den freyen Handlungen anderer herrühren. Oder es kann endlich in Anſehung unſerer Gewißheit eine unbekannte Qvelle haben, das heißt, wir können nicht wiſſen, wem wir es eigentlich zuſchreiben ſollen.

Man ſieht leicht, daß vier Perſonen, die aus vier verſchiedenen Urſachen ſich mit einem ſiechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demſelben Grunde ſich aufrichten können. Welcher Unterſchied herrſcht nicht blos unter denenjenigen, die ſich ſelber für die Verwüſter ihrer Geſundheit halten müſſen! Bald können wir aus Schwachheit des Verſtands, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geſchäften, bald durch einen plötzlich erregten Affekt, bald durch flüchtige Laſter, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen ſiechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben ſich nicht durch eine gut gemeinte Arzeney, durch einen unvorſichtigen Trunk, durch einen plötzlichen Zorn, durch eine ungeſtüme Rachſucht um die Geſundheit gebracht! Wird ſich nicht von dieſen immer einer leichter oder ſchwerer tröſten können, als der andere!

Wer ſich alſo bey einem ſiechen Leben mit Nachdruck tröſten will, der muß genau unterſuchen, wem er dieſes Uebel zuzuſchreiben habe. Ein Menſch, der durch allerhand Ausſchweifungen ſein eigener Peiniger geworden iſt, bey dem die Laſter ein quälendes Gift in ſeinen Säften zurück gelaſſen haben, und der aus Betrug des Herzens ſein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch dieſe Vorſtellung niemals recht ruhig werden. Es wird ſich ſtets ein heimlicher Widerſpruch in ihm regen, der dem Troſtgrunde, daß ihm Gott aus heiligen Urſachen die Laſt aufgelegt habe, ſeine Kraft rauben wird. Er wird zu gewiſſen Stunden glauben, daß er getroſt ſey, und er wird in kurzer Zeit, wenn ſein Gewiſſen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geiſtes fühlen, die gar nicht weichen will, ſo ſehr er ſie ſich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängniſſe zu vertreiben ſucht. So viel als ein balſamiſches Pflaſter auf einer gereinigten Wunde nützen wird: ſo wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch ſcharfe Mittel noch nicht gehoben iſt. Wer aus natürlicher Schermuth und Furchtſamkeit die Leiden ſeines Körpers für ſelbſtgemachte Plagen und für den Lohn ſeiner Thorheit anſieht, da es doch Folgen der Beſchaffenheit ſeiner ſchwachen Natur, oder göttliche Schickungen ſind, der wird die Bangigkeit ſeiner Seele eben ſo wenig beſtreiten, als ein Menſch, der durch ſein wallendes Blut in eine furchtſame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von böſen Geiſtern beunruhiget werde.

Indeſſen muß ich geſtehen, daß der Rath, die Qvellen ſeines ſiechen Lebens wohl zu unterſuchen, gar nicht ſo leicht iſt, als es ſcheinet. Oft ſtehet uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unſerer ſiechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einſehen können, ob unſere Schmerzen Früchte unſerer eigenen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilſame Plagen von Gott, oder die Schulden anderer Menſchen ſind; eben dieſe Ungewißheit ſchlägt uns oft am meiſten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der ſich kaum zu laſſen weis, dahin gebracht werden, ſein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm Gott oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld ſey! Wie bald würde Charinus, der die Güte Gottes und ſeine harte Plagen des Leibes nicht mit einander vereinen kann, vieles von ſeinem Unmuthe fallen laſſen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht ſo wohl die göttliche

Fügung, als er ſelbſt die Urſache ſeiner Schmerzen ſey! Allein es iſt in vielen und vielleicht in den meiſten Fällen ſchwär auszumachen, ob unſere Siechheit ein durch unſere Schuld verurſachtes Uebel, oder ein von Gott verordnetes oder verhängtes Elend ſey. Chremes genießt bis in ſein zwanzigſtes Jahr einer guten Geſundheit. Von dieſer Zeit an wird er mit ſchmerzhaften Zufällen geplagt, welche ſich mit den Jahren immer feſter ſetzen, und ihn, ſeiner Vorſorge und ſtrengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er geſteht, daß er in ſeinen jungen Jahren verſchiedene Ausſchweifungen im Trunke, oder in der Wolluſt begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch ſiech. Woher weis ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter iſt, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wolluſt ergeben geweſen, fühlet ſo wenig eine Abnahme an ſeinen Kräften, daß er ſich vielmehr recht wohl befindet. Und ich ſoll durch etliche Ausſchweifungen mich um den Beſitz der Geſundheit gebracht haben? Es kann ſeyn; aber wo weis ichs? Es iſt wahrſcheinlich; aber iſt das Gegentheil nicht auch wahrſcheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon iſt von Jugend auf ſiech geweſen; aber mit den Jahren wächſt das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführet. Allein er erinnert ſich doch verſchiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer iſt ſo rein, daß ihm ſein Gewiſſen keine offenbaren Vergehungen vorrücken ſollte? Cleon fragt nicht nach dem Urſprunge ſeines Elendes. Er will nur wiſſen, ob er es nicht durch dieſe oder jene That vermehre. Er ſieht auf der einen Seite tauſend Urſachen, die wider unſere Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf der andern Seite ſieht er ſeine eigenen Thorheiten. Auch dieſe können das ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht ſtets unmöglich, hinter die wahren Urſachen zu kommen: ſo macht doch unſere Eigenliebe dem Verſtande tauſend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Urſache ſeines Unglücks ſeyn. Iſt er ſehr billig, ſo will er nur einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieſes ſchon ſchwer. Und ſo gern als wir alle glücklich ſeyn wollen, eben ſo gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unſchuldig leiden. Dieſes Verlangen macht uns erſtlich ſinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Urſache zu ſehen, die wir nicht gern ſehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieſes iſt ſchon Elend genug. Oder wir verſehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für ſolche, die wir uns verurſachet haben. Dieſes vermehret ohne Noth unſere Traurigkeit. Oder wir klagen Gott und die Natur an, wo wir uns beſchuldigen ſollten, und ſtärken durch dieſe Klagen unſern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir ſelbſt Schuld ſind, nie eine Beruhigung. So wahr dieſes und jenes iſt, um deſto mehr müſſen wir ſorgfältig den Grund des Verluſts unſerer Geſundheit unterſuchen. So ſchwer es iſt, ſo folgt doch nichts daraus, als daß wir deſto behutſamer bey dieſer Prüfung verfahren müſſen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; ſo viel gewinnen wir doch, wenn wir wiſſen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, ſie zu erlangen. In dieſem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht ſind wir die einzige Urſache unſers ungeſunden Lebens. Sähen wir dieſes gewiß ein, ſo würden wir aus natürlicher Gemüthsbeſchaffenheit oft gar nicht getröſtet werden können. Die Vorſicht hat unſtreitig aus großer Güte viele Urſachen unſers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick derſelben gar nicht zu ertragen fähig ſeyn würden. Ob nun gleich die meiſten ſiechen Menſchen nicht mit vollkommener Gewißheit die Urſachen ihrer Schmerzen entdecken werden: ſo darf ſie doch dieſes gar nicht abhalten, gar keinen Ausſpruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da iſt die Wahrſcheinlichkeit ſo gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre ſehr unmäßig gelebet, und ſeiner Natur ſchon in ihrer Blüte alles das abgedrungen hat, was ſie kaum leiſtet, wenn ſie reif iſt; dieſer Damon zweifelt, wem er ſeine erſchöpften Kräfte, ſeine vertrockneten Lebensgeiſter, ſeinen Krampf in den Gefäſſen des Leibes zuſchreiben ſoll. Und was hält ihn ab, daß er ſich und ſeine begangene Laſter nicht zur Urſache davon macht? Eine ſchwere Krankheit, die er in ſeinem achten Jahre ausgeſtanden; ein Fall von einem Baume, den er in ſeinem zehnten Jahre gethan. Wer weis, ſagt er, was jene langwierige Krankheit für ein ſchleichendes Gift in mir zurück gelaſſen hat, das itzt erſt anfängt zu wirken! Wer weis, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr ſo ſichtbar untergehet! Damon hat nicht Urſache, länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, ſein Fall in der Jugend ſind entfernte Urſachen. Man kann ohne dieſe Dinge durch bloße Unmäßigkeit ſich ſchon in das ſiecheſte Leben ſtürzen. Warum will er alſo nicht glauben, daß er ſein eigener Verderber geweſen ſey? Oder woher kann er vermuthen, daß ſein Leib nicht weit dauerhafter geweſen ſeyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausſchweifungen nicht ſelbſt verwüſtet hätte? Geſetzt er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachſe der Jahre eben ſo ſiech geworden: Geſetzt ſeine Laſter wären nicht Schuld: ſo hat er doch nur eine Möglichkeit vor ſich. Dieſe kann ihn, wenn er vernünftig iſt, nicht verhindern, einer Wahrſcheinlichkeit Gehör zu geben. Und ſo gewiß es auch in den Augen Gottes ſeyn möchte, daß ſein Fall von dem Baume ihn ſiech gemacht: ſo wird er doch in ſeinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch ſeine Ausſchweifungen ſich ſelber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geſchlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen ſtehen diejenigen, die es gewiß oder doch wahrſcheinlich wiſſen, daß ſie Schuld an ihrem Leiden ſind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wiſſen können. Beyde Arten trennen ſich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troſte, und beyde kommen doch endlich wieder zuſammen. Wir glauben durch dieſe Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Troſtgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die ſiech ſind, aus einem gewiſſen Geſichtspunkte betrachtet, ſagen, daß es nur einen Troſtgrund für ſie alle giebt. Und man redt ſehr wahr. Man kann aber auch ſagen, daß es zwo Gattungen der Troſtgründe, ja daß es ſo viele Arten derſelben giebt, als Perſonen ſind, und man redt nicht unrecht.

Allein was heißt tröſten? Was iſt ein wahrer Troſtgrund? Vielen wird dieſe Frage unnöthig ſcheinen. Man glaubt, daß man gewiſſe Wörter ſehr wohl verſtehe, weil man ſie täglich im Munde hat. Und es ſind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewiſſer, als diejenigen, deren ſich alle bedienen. Wie uneinig würden die Beſchreibungen ausſehen, wenn man zehn Perſonen ſagen ließe, was tröſten hieße? Was Troſtgründe wären? So viel iſt gewiß. Keiner von denen, welche einen tröſten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes ſtillen, ſondern nur des Geiſtes, die aus jenen entſtehen. Will man nun ſagen, tröſten hieße die Schmerzen der Seele vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem ſiechen Menſchen entſpringen: ſo fragt ſichs nur, wie man dieſe verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegſchafft. Gleichwohl muß tröſten, wenn es etwas heiſſen ſoll, eben dieſes bedeuten. Und wir ſehen kein Mittel dazu, als die Vorſtellungen und die Kraft gewiſſer Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewiſſen Vorſtellungen des Geiſtes beſtünde: ſo ließe es ſich leicht begreifen, wie eine Vorſtellung durch die andere könnte vermindert werden. Allein dieſe Unruhe iſt mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird ſie durch eine bloße Vorſtellung des Verſtandes können unterdrückt werden! Orgon iſt zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinſchmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil ſein Körper leidet. Der andere, der ſeinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit ſeiner Seelen lindern. Er will ihn tröſten, und zwar durch die Vorſtellung einer Wahrheit. Er ſagt ihm in der ſtoiſchen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Beſitz des wahren Gutes nur in der Tugend beſtünde. Wer dieſe hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon dieſen Satz glaubt. Was wird entſtehen? Sein Verſtand ſagt ihm, daß er nicht unglücklich iſt, und ſeine Empfindung behauptet, daß ers iſt. Er will die trüben Wolken ſeines Geiſtes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es ſteigen aus ſeiner Empfindung ſtets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend iſt, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir ſagt, der Schmerz iſt kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn alſo durch die bloße Vorſtellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: ſo iſt kein Weg des Troſtes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verſtande nicht ſolche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: ſo werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, ſo iſt dieſes die wahre Geſtalt des Troſtes. Die Erfahrung mag Zeuge ſeyn. Philemon hat tauſend Thaler verloren. Er ſieht dieſes Geld für ein nothwendiges Stück ſeiner Zufriedenheit an. Man ſage ihm noch ſo viel von der Nichtigkeit der ſinnlichen Güter vor. Man zeige ihm ſonnenklar, daß ſie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit dieſem Gelde vieles von ſeinem Vergnügen, von ſeiner Beqvemlichkeit. Dieſer Verluſt kränkt ſeine Begierde glücklich zu ſeyn, und verurſacht ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus bloſſen Vorſtellungen, ſondern aus einem wirklichen Verluſte herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Beqvemlichkeit erſetzen, worinnen Philemon ſein Glück ſucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlornen tauſend Thaler zweymal, oder daß er wenigſtens eben ſo viel bald wieder gewinnen werde, ſo wird er ſich leicht zu frieden geben. Und woher dieſes? Man hat Empfinduug mit Empfindung beſtritten. Die Vorſtellung, daß er gewinnen würde, blieb nicht bloß im Verſtande, ſie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile ſo lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung ſchmecken mußte. Auf dieſe Art beſtritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Misvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Beſitz der Geſundheit nicht gegönnet hat, weis heute die Traurigkeit ſeines Geiſtes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund will ihn mit dem Troſtgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, ſpricht er, helfen ſich nichts durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leibes dadurch. Faſſen ſie ſich in Geduld. Es iſt nicht zu ändern. Dieſe Welt iſt die beſte. Gott hat ſie einmal ſo geordnet und was er macht, iſt gut und kann nicht geändert werden. Die Welt, ſollte ſie das ſeyn, was ſie iſt, konnte ohne ſieche Menſchen nicht ſeyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß ſein Uebel ein unvermeidliches Elend iſt? Leidet der weniger, der da weis, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Geſundheit geben wird: ſo wird er die größten Schmerzen mit einer gewiſſen Freudigkeit des Geiſtes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geiſt munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich ſo rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllet iſt. Man nehme tauſend Exempel zu Hülfe: ſo wird ſich bey allen zeigen laſſen, daß derjenige am ſicherſten und kräftigſten tröſtet, der die ſicherſte und ſtärkſte Hoffnunng erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft iſt. Tröſten wird alſo überhaupt ſo viel ſeyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo wird ſichs von ſich ſelber geben, daß dieſes die beſten Troſtgründe ſind, die uns die ſtärkſte und meiſte Hoffnung glücklich zu werden, einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet ſeyn, ſonſt wird ſie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das ſie mir verſpricht, muß entweder eben das ſeyn, was ich mir wünſche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch größer ſeyn. Alle diejenigen Troſtgründe, die zu dieſem Zwecke nicht geſchickt ſind, verdienen den Namen der wahren Tröſtungen nicht. Es wird ſich nunmehr leicht zeigen laſſen, daß die Religion allein die wahren und beſten Troſtgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philoſophie erreicht das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieſes behaupte: ſo ſehe ich verſchiedene Gattungen von Widerſachern wider mich aufſtehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider iſt, was aus der Religion kömmt, werden dieſen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andere, die die Religion eben nicht haſſen, aber auch zugleich die Vernunft nicht ſo wohl wegen ihrer Stärke lieben, ſondern weil ſie unſerm Stolze zu Hülfe kömmt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Koſten der Vernunft erhübe. Andere, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheimen Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit laſſen, werden mir ſagen, daß ſie die Kraft derſelben, uns zu tröſten, nicht läugneten, aber daß ſie ſo unglücklich wären, ſie nicht zu fühlen.

Ich will dieſen dreyen ſo gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einſicht, oder aus Begierde ſich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meynung zufrieden ſeyn, daß ihre Wahrheiten am geſchickteſten ſind, einen ſiechen Menſchen aufzurichten. Er lacht über unſern Unverſtand und heißt uns blödſinnig, wenn er auf die Beweiſe für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich ſchmeichle mir gar nicht, daß ich ſolche ſtarke Geiſter überführen werde. Ich bitte ſie nur, mir zu ſagen, was in der Art, ſich durch die Religion zu tröſten, unvernünftiges enthalten iſt.

Mentor mag ſein Elend erzählen, und ſich nach den Grundſätzen der Religion tröſten. Sie ſollen zuhören und urtheilen, wider welch Geſetz der Vernunft er verſtößt.

Ich bin, fängt Mentor an, ſeit zehn Jahren eines der elendeſten Geſchöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt ſehe. Mein Leben ſcheint nichts, als ein beſtändiger Schmerz zu ſeyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird, damit ich ihn deſto peinlicher fühlen ſoll. Dieſe Stunde bin ich geſund und ſchöpfe neue Hoffnung zu meiner Geneſung. Kaum habe ich etwas Speiſe oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll friſcher Luft geſchöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: ſo fühle ich ſchon die entſetzlichſte Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athen, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beſchwerlicher. Ich fürchte zu ſterben, und ſterbe auf dieſe Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter iſt, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel ſind zu nichts geſchickt, als meinem Uebel, wenn es da iſt, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erſtickung ungeſchickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch ſeine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geiſtes, die Laſt meiner erſtorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erqvickende Speiſe, und ich zittere dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genuſſe derſelben neue Plagen entſtehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung ſtärkt meine Einbildung. Ich will die Düſterheit meines Gemüths zerſtreuen. Ich laſſe zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit ſcheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget ſie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andere vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu ſagen, oder weil mein unmuthsvoller Geiſt eben ſo wenig die Kraft eines ſinnreichen Gedankens vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer ſtärkenden Speiſe. Kurz, ich wünſche, daß mich meine Freunde verlaſſen mögen. Und ich mag hinſehen, wo ich will: ſo ſehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder ich kann die meiſten Güter dieſes Lebens nicht genieſſen, oder ich genieſſe ſie mit lauter fürchterlichen Vorſtellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnügen meiſtens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reitzt mich die Liebe? Der Freund, die Gattin, die zahlreiche Geſellſchaft, ein wohlgeſchriebenes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Muſik, eine ſchöne Gegend, ein künſtliches Gemälde, die beſte Mahlzeit, die geiſtigſte Getränke, die Einſamkeit, das traurige Glücke der Elenden, alles iſt mir entweder zur Laſt, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Geſundheit macht ſie für mich unbrauchbar. So lange man mir dieſe nicht wiedergeben kann: ſo ſehe ich alle das übrige als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur deſto mehr überzeugen ſoll. Und was habe ich denn nach ſo vielen Jahren für Hoffnung zur Geneſung übrig? Wodurch ſoll mein erſtorbener Körper wieder aufleben? Der Arzt weist mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung ſo gar meinen letzten Troſt, das Denken und Nachſinnen. Bin ich nicht der unglücklichſte Menſch? Man biethe mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, ie mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größten Schmerzen, und ſehe keine Hülfe. Womit ſoll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres Uebel halte? O welche Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorſtelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schickſal etwas unumgänglich Nothwendiges iſt? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig iſt? Warum mußte denn ich unglücklich ſeyn, und warum wurden andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit tröſten, daß es noch unglückſeligere Geſchöpfe giebt, als ich bin? Elender Troſt! Hört mein Verlangen, die Geſundheit zu beſitzen, darum auf, weil andere noch ungeſünder ſind, als ich? Dienet dieſes nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht alſo mein eigener Schmerz noch größer werden, weil es noch gröſſere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man ſein Leiden. Und wie erlange ich dieſe Geduld, wider die alles in mir und außer mir ſtreitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt ſich ein anderer hören. Das Schickſal legt dem am meiſten auf, der geſchickter iſt, als andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Größe und tröſte dich damit, daß du größer, als andere biſt. Welche Ehre, die ſich mein Herz gar nicht wünſcht! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es andere nicht würden ertragen können? Ich frage nach der Qvelle meines Unglücks; und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schickſal. Welcher fürchterliche Anblick, der geſchickt iſt, uns vollends in Verzweiflung zu ſtürzen! Ich ſuche Lindrung; und man weist mir Perſonen, die noch elender als ich ſind. Welch ein grauſamer Troſt! Ich wollte eben wiſſen, wie mir zu helfen wäre; und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einige Arzneymittel. Ich ſuche es, und kann ſeiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben ſo unglücklich, als wenn keines vorhanden wäre? Stillt ſich mein Durſt, wenn man mir ſagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Qvelle giebt, welche doch für mich verſchloſſen iſt? Ich will ruhig werden. Man ſagt mir, daß ein weiſer, ein tugendhafter Mann glücklich ſey, es möge ihm gehen, wie es wolle. Dein Körper geht dich nicht ſelber an. Die Geſundheit iſt ein Gut auſſer dir. Die wahren Güter beſtehen in deiner Seele. Dieſe können dir durch ein ſieches Leben von tauſend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwol iſt dieſer Körper ſo unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß dieſe alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieſes Band nicht aufheben. Iſt es denn für meine Seele nicht beſſer, wenn mein Körper geſund iſt? Wünſcht und verlangt ſie dieſes nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdeſt die Vollkommenheit deines Geiſtes nicht ſo hoch bringen, wenn du nicht in ſolchen Umſtänden wäreſt. Du würdeſt nicht die edle Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die ſie in dir erwecken hülfen. Nehmet dieſe Dinge weg: ſo brauche ich jene Hoheit des Geiſtes nicht. Will man darum jemanden ungeſund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausfinden könnte? Ich will gelaſſen werden. Man zeigt mir meine Freundinn. Deine Einbildung, ſagt man, vergrößert dein Unglück. Sie ſtellt dir dein Uebel eher vor, als es zugegen iſt, und qvält dich mit der Furcht. Sie ſtellt dir dein Unglück größer vor, als es iſt, und bringt dich vollends um alle Gelaſſenheit. Was nützt mir dieſer Rath? Ein großer Theil meines Uebels ſoll in meiner Einbildung beſtehen. Wie kann ich dieſes glauben, da ich das Uebel wirklich ſo groß fühle, als ich mirs vorſtelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergrößert. Ich will ſie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächſt mit meinem Uebel, und iſt eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich ſeiner zu erwehren?

Mentor hat uns ſein Elend beſchrieben. Es iſt groß, und wir können es nicht läugnen, daß es nicht viele ſolcher Geplagten giebt. Er hat Recht ſich zu beklagen. Denn wer kann ein Menſch, und doch zugleich ruhig ſeyn, wenn er das größte und liebſte Gut entbehrt, und dafür das größte Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er ſucht Troſt bey der Vernunft, bey den Weiſen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorſchläge. Er braucht ihre Troſtgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbahrung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er ſtellt ſich verſchiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewiſſe Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieſes Geſchäfte einige Zeit, und führet ſich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den böſen einen Beyſtand leiſten ſoll. Er kömmt immer zu einer lebhaftern Ueberzeugung, und ſchmeckt endlich eine gewiſſe Beruhigung, die, wie er ſagt, ihm ſein Leiden verſüßen hülfe. Er geſteht, daß er ſie nicht immer gleich ſtark fühle, aber daß ſie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er ſie durch Vorſtellungen wieder erwecken könne, wenn ſie abgenommen. Er zeigt äußerlich eine größere Gelaſſenheit als ſonſt, und ſagt, daß er dieſes der Religion zu danken habe. Was habe ich für Urſache, ein Mißtrauen in ſeine Aufrichtigkeit zu ſetzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er ſich tröſte. Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in ſeinem Verſtande ausſähe, wenn er ſich durch die Religion aufrichtete Ich ſollte nicht glauben, daß er ſich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zuſammenhange vorhielte, wie er mir ſie ſagte. Nein er dürfte ſich oft nur eines Stücks von ſeinem Lehrgebäude erinnern: ſo fühle er ſchon die Kraft des ganzen Beweiſes.

Ich habe, fährt er fort, etwann ſo angefangen zu urtheilen. Gott, du biſt das gütigſte, das liebreichſte Weſen, das ſich nur denken läßt. Die Vernunft und die Offenbahrung ſagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geſchöpfe nichts gedienet ſeyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth ſelbſt biſt. Dich hält nichts auf, die Schlüſſe deiner Liebe zu vollziehen. Du biſt der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kan. Gleichwohl erdulde ich die größten Schmerzen, und mein Leben iſt ſeit ſo vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du ſieheſt mein Leiden und hilfſt mir nicht. Ich unterſuche mein Herz und finde den Vorwurf nicht, daß ich mirs ſelbſt durch Laſter zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, was weiſt du. Ich ſchlieſſe, daß es deine Schickung ſey, daß ich ſo viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weiſen Abſichten in ihrem Umfange einzuſehen. Allein ich ſehe doch ſo viel, daß du nichts wollen und zulaſſen kannſt, als was das Glück deiner vernünftigen Geſchöpfe befördert. Mein ſieches Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt anderer dienen, oder beydes befördern ſollen. Du haſt meinen Geiſt mit einem ſchmerzhaften Leibe verbunden und haſt mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu ſeyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt ſehe, ſo ſtreitet das erſte wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Geſundheit hier glücklich ſeyn? Aber iſt dieſes Leben, iſt dieſer mein Körper, iſt dieſe Welt das einzige, wozu ich geſchaffen bin? Mein unſterblicher Geiſt iſt einer ewigen Glückſeligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorſam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieſes Glück muß ich ſehen, wenn ich deine Abſichten erreichen will. Du kannſt mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, ſondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weis ich gewiß. Sie müſſen alſo, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, anſehe, zu meinem ewigen Heyle dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorſam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Geſundheit hinderlich an der Tugend geweſen ſeyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umſtänden leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beſchaffenheit ſo ſinnlich, ſo empfindlich gegen die äußerlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkänntniß der Wahrheit gelanget ſeyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hätteſt, die Güter zu genießen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geiſtes nicht durch einen ſchweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äuſſerlichen Gütern wohl gemäßiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Geſundheit genoſſen hätte? Du kannteſt den Bau meines Körpers, und die Beſchaffenheit meiner Seele. Du ſaheſt, daß die Geſundheit, die andern ein nützliches Gut iſt, mich an der Tugend hindern würde. Du beſchlpſſeſt daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt ſtritte. Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beſchweren? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbeſondere die Beſchaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Beſitze der Geſundheit die Tugend leichter aus den Augen geſetzet hätte? Oder warum ließeſt du mich nicht den andern werden? der hier geſund, und doch auch ewig glücklich iſt! Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Biſt du nicht der Herr, der thun kan was ihm wohlgefällt? Biſt du nicht weiſe und gerecht in allen deinen Wegen? Hätteſt du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geſchöpfe aufheben müſſen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit hätte ſiech werden ſollen? Genug, wenn du uns allemal in die äuſſerlichen Umſtände geſetzet haſt, die für das Glück unſerer Seele die beſten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort ſaget, befiehlt mir dieſes zu glauben. Wenn ich alſo ſicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergrößert habe: ſo iſt es keine Strafe, ſondern ein weiſes, obgleich bitteres Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die ſo groß iſt! Habe ich nicht Urſache zufrieden zu ſeyn, wenn du alles ſo mit mir ſchickeſt, daß ich den Zweck, warum ich geſchaffen bin, deſto gewiſſer erhalte? Daß ich meinen Geiſt unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entſpringet unſere meiſte Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieſes und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes iſt eins. Und wenn wir wiſſen wollen, wie glücklich oder elend wir ſind: ſo ſehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf dieſe Art die ungerechteſten Klagen wider dich ausſchütten, wenn es uns hier nicht ſo geht, wie es unſer Herz wünſcht? Und wer heißt uns dieſe beyden Dinge trennen? Haſt du nicht geſagt, daß denen, die tugendhaft ſind, die dich lieben, die ſich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zu beſten dienen ſoll? Kann dieſes etwas anders heiſſen, als daß du ihnen nichts willſt wiederfahren laſſen, was nicht zu ihrem ewigen Glücke dienet? Herr, ich verehre deine weiſe Vorſehung. Du handelſt als ein Vater. Du züchtigeſt uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſeyn, aber darnach giebt ſie eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet ſind. Was iſt es, zwanzig, dreyßig Jahre ein ſchmerzhaftes Leben führen, wenn man dabey gewiß ſeyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Beſitze der reinſten Wolluſt zubringen wird? Mein Leiden iſt groß, aber wie gering iſt es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdienet habe, die du mir aus bloſſer Großmuth durch den Erlöſer der Welt ſchenkeſt? So iſt es denn gewiß, daß ich ewig glückſelig bin? Ich fühle eine Verſicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet iſt. Ich fühle die angenehmſte Hoffnung. Ich ſchmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr ſo ängſtigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib anſehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheiſſung. Iſt der Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend ſeyn! Wäre er nicht meine Hülfe, was würde mir die Geſundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieſer Hoffnung, die du in meiner Seele ſtärkſt, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängſtliche Sorgen für meine Geſundheit, für die Erhaltung meines Lebens werde ich mir künftig erſparen! Du biſt bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr ſorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, ſo bin ich glücklich.

Der Religionsſpötter zeige mir das Unvernünftige in dieſem Troſte. Iſt es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu beſiegen? Und iſt es unmöglich zu dieſer Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Letzte: ſo frage ich ihn, ob er es verſucht hat. Spricht er nein; wie kann er es läugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewiſſen Weines in dieſer oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umſtänden gebraucht habe. Spricht er, er hätte ſich mit der Religion tröſten wollen, und keine Hülfe bey ihr gefunden: ſo entſtehet die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Letzte. Allein es iſt hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Göttlichkeit der Religion denken, was er will. Ihn von ſeinem Unrechte zu überführen, will ich ſo gar annehmen, daß ſich der irre, der ſie für göttlich hält. Nun frage ich ihn, wenn dieſer Irrthum gleichwohl ſo viel Gewalt über unſer Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieſer Irrthum nicht viel koſtbarer iſt, als ſeine Vernunft. Mentor hat ſich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm iſt, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteſte Wahrheit, die nichts ſo angenehmes für uns hat. Wäre alſo die Religion nichts, als ein verdeckter Irrthum: ſo ſehe ich doch nichts unvernünftiges bey dem, der ſich damit tröſten kann. Er ſchadet ſich durch dieſen Troſt nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr ſeyn. Er gewinnet in dieſem Leben eine Ruhe des Herzens durch ſie, wenn ſie auch falſch iſt. Er gewinnt mehr durch dieſen Irrthum, als durch des Spötters Wahrheit. Iſt Mentor nun wohl unvernünftig zu heiſſen? Und müßte die Religion nicht ſchon einer großen Hochachtung werth ſeyn, wenn ſie auch eine menſchliche Erfindung wäre, da ſie uns ſolche vortreffliche Dienſte thut? Höre ich mit dieſem Leben auf: ſo habe ich mich hier doch beruhiget. Und wenn ich nicht mehr bin, ſo kann mir meine vergebliche Hoffnung auch nicht ſchaden. Eben ſo wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen ſollte, nicht wird unwillig werden können, daß ſein Vergnügen ein Betrug geweſen iſt. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich iſt, was mir die Religion verſpricht: (und wie könnte er dieſes?) ſo bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu nutze mache, die mir den größten Vortheil bringt, wenn ſie wahr ſeyn ſollte, und doch auch einen großen Nutzen ſchafft, wenn ſie gleich nicht wahr iſt. Will er läugnen, daß wir iemals durch die Religion zu ſo einer Ueberzeugung, zu ſo einer empfindlichen Hoffnung, zu ſo einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: ſo frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung abſprechen will, die ich empfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihren Würden laſſen, und doch glauben, daß die Troſtgründe der Vernunft ſchon geſchickt ſind, einen recht ſiechen Menſchen in ſeinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weis die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbahrung ſind, und weis ſie ſolche, mit ſo vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbahrung? Man behaupte das erſte oder andere, ſo macht man die Religion zu einer überflüßigen Sache. Da ſie aber ihre Göttlichkeit zugeben: ſo können ſie dieſes nicht annehmen, und alſo müſſen ſie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für ſich die ſtarken Troſtgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigſten von denen, die der Vernunft ſo viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie ſetzen immer die Vernunft voraus, wie ſie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf iſt gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in dieſem oder in jenem Falle einzuſehen? ſo trennt man die Wahrheiten ſeiner chriſtlichen Vernunft auf eine unbehutſame Weiſe von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir ſchlieſſen dieſe meiſtens in die Grenzen der geoffenbahrten Geheimniſſe ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir ſo wohl ſeines Umfangs als ſeiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein ſo müſſen wir die Kräfte der Vernunft nicht unterſuchen. Wir müſſen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbahrung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneka und andere große Vernunftweiſen eben ſo hohe und eben ſo gewiſſe Troſtgründe darſtellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: ſo hat es mit der Stärke der Vernunft ſeine Richtigkeit. Aber wer kann dieſes behaupten, wenn man beyder Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn ſie von der Unſterblichkeit der Seele einen Ausſpruch thun ſoll! Wie viele Uneinigkeit trift man in den Beſchreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zuſtande, der ſeiner natürlichen Gemüthsbeſchaffenheit am vortheilhafteſten iſt. Die größten Weiſen haben immer die Unſterblichkeit der Seele mehr gewünſchet, als erwieſen. Und ſahe es mit der Gewißheit von ſolchen Troſtgründen in den Köpfen der tiefſinnigſten Männer nicht beſſer aus, was wird die Vernunft bey den meiſten ausrichten, die ihren Verſtand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wiſſen? Kann niemand läugnen, daß uns die Religion größere Güter verheißt, als die Vernunft; daß ſie uns unſer künftiges Glück deutlicher und umſtändlicher vorſtellt, als dieſe, daß ſie uns endlich zu einer ſtärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieſes nicht läugnen: ſo iſt es erwieſen, daß die Religion die einzigen und wahren Troſtgründe an die Hand giebt, weil ſie, wie wir oben erinnert haben, die ſtärkſte und lebendigſte Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unſern Leiden entgegen ſetzen, und uns auf ſolche Art tröſten. Wenn ich den Seneka ſagen höre, daß niemand von ſeinem Poſten ohne den Wink des höchſten Befehlshabers gehen, daß ſich niemand das Leben ſelber nehmen ſoll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Troſt übrig hätte, ſich das ſchmerzhafte Leben ſelber zu verkürzen: ſo kann ich mir von ſeiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von ſeinen Wahrheiten hat, keinen großen Begriff machen. Iſt die Glückſeligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften; wie kann der tugendhaft ſeyn, der ungehorſam iſt, der wider den Befehl ſeines Obern handelt? Dieſes giebt Seneka ſelbſt zu. Und hat er den Troſt nicht in ſich, daß er tugendhaft iſt, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Iſt die Glückſeligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann ſie der, der ſich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was iſt denn für ein Troſt in der Tugend. Hat das Laſter nicht eben ſo viel Hoffnung für ſich? Ich will durch dieſes alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß ſie nicht ſo weit und ſo deutlich ſieht, als die Offenbahrung, als in ſo weit ſie es läugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weiſen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich ſage nur, daß ein Menſch, der die Religion weis, nie einen wahren und dauerhaften Troſt ſchmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröſte ſich mit der Vernunft ſo gut er will: ſo wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneka genoſſen. Sie wuſten kein ander Licht, und in ſo weit konnten ſie ruhig ſeyn. Der Chriſt hat noch ein anders, und muß ſich das eine Auge verbinden, um dieſes Licht nicht zu ſehen. Er muß ſich zwingen, es für falſch oder überflüßig zu halten, damit er dem Anſehen ſeiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege ſtehen, daß er mit ſeiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten ſeyn könne. In ſo weit glaube ich, daß ein Chriſt von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Troſtgründe der Religion herzlich gern für größer und ſtärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur ſagen, daß ſie ihre Kraft nicht ſo empfinden, daß ſie zu einer wahren Beruhigung kämen, ſcheinen mehr einen Unterricht, als eine Wiederlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umſtänden richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können, genauer aus einander ſetzen, und ihre Grenzen beſtimmen.

Vor allen Dingen, was verſtehen ſie unter der Beruhigung, die ſie hoffen? Meynen ſie eine vollkommene Ruhe des Geiſtes, eine beſtändige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geſchwächt wird? Wollen ſie dieſe von der Religion haben: ſo verlangen ſie eben ſo viel, als wenn ſie begehrten, daß ſie die Religion zu andern Geſchöpfen machen ſollte. Der Troſt der Schrift verringert an und für ſich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden, wird uns allemal, ſo lange wir Menſchen ſind, beſchwerlich ſeyn. Dieſe bleiben wir auch, wenn wir gute Chriſten ſind, und wir werden alſo bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unluſt des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Urſprung und ihre Nahrung nimmt. Wir ſagen nur, daß dieſe Unruhe nicht ſo hoch anwachſen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geiſtes, die durch die Troſtgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unſerm ewigen Glücke beſteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir ſagen nicht, daß die Unluſt unſers Gemüths, wenn ſie einmal gewichen iſt, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir ſie durch unſere Troſtgründe wieder beſiegen werden. Wir ſagen nicht, daß das Verlangen geſund zu ſeyn, in uns ganz erſticken werde. Dieſes iſt ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, ſondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunſt für unſere Erhaltung zu ſorgen: ſo billiget ſie auch die Begierde geſund zu ſeyn, und folglich wird ſie ſolche nicht auslöſchen wollen. Wir ſagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unſterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir ſagen nicht, daß wir in ſiechen Tagen die Furcht und das Schrecken des Todes ganz in uns auslöſchen, und bey der Annäherung deſſelben nicht mehr zittern werden. Dieſe Gröſſe des Gemüths iſt unſtreitig nur ein Antheil ſehr weniger Menſchen, die mit einem hohen Maße des Geiſtes ausgerüſtet ſind. Wer alſo eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geiſtes, eine beſtändige Stille unſerer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Geſundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, verſtehet, der hoffet mehr von der Religion, als ſie ihm verſpricht.

Die Beruhigung in unſern Leiden kömmt aus der Vorſtellung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger unſere Wiſſenſchafft und Ueberzeugung wird, deſto mehr wächſt die Beruhigung. Allein unſere Vorſtellungen des Geiſtes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollſtändig. Sie werden durch tauſend Dinge in und außer uns geſchwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen iſt, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben.

Die ſich alſo beſchweren, daß ſie die Kraft des Religionstroſtes nicht genug fühlen, müſſen auf dieſe Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden ſie einwenden, wir verlangen keine beſtändige Zufriedenheit unſers Herzens in unſerm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir dieſe nie merken, was hilft uns die Religion zu unſerm Troſte? Wir antworten, das Maas unſerer Beruhigung richtet ſich nach unſerem Erkenntniße. Iſt es ein Wunder, daß, wo dieſes ſchwach und unzureichend iſt, auch jene ſchwach und unzulänglich bleibet. Wir haben ein geringes, ein ſeichtes Erkenntniß der Religion. Viele verſtehen die wenigen Wahrheiten, die ſie aus derſelben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben bey ihrer mittelmäßigen Einſicht in die göttliche Wahrheiten, einen Zuſatz von Irrthümern und falſchen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verſtickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geiſt Gottes unſer Erkenntniß belebe, und daß wir doch bey unſerer unvollkommenen Wiſſenſchafft von der Religion, dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verſtandes kommen müßten. Es iſt wahr, ein ſchwaches und kleines Erkenntniß kann von Gott mit einer lebendigen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß ſeyn. Wie kann Gott unſere Vorſtellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn ſie an und für ſich unrichtig ſind? Müßte er nicht auf dieſe Art unſere Irrthümer ſtärken? Die Wahrheiten der Religionswiſſenſchaft müſſen eben ſo wohl mit dem Verſtande gefaßt werden, als die Lehren menſchlicher Künſte und Wiſſenſchaften. Gott flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er ſtärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geſchöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er ſchließt unſere Mühe, unſere Kräfte bey dem Erkenntniße der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beyſtehet. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Ausſprüche der Schrift für die wahre Wiſſenſchaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächtniße gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verſtande geſchärft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Namen der Religion wiſſen, nicht aber die Begriffe, die mit denſelben verbunden ſind; wenn wir zwar aus der Schrift ſagen können, daß Gott barmherzig, gütig, weiſe, gerecht ſey, daß Glaube und Liebe uns ſeiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht ſagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in Gott, was bey uns Glaube und Liebe ſey, oder wenn wir dieſes alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falſchen Vorſtellungen verknüpft, oder in keinem Zuſammenhange wiſſen, wie wird unſere Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird dieſe Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachſen und uns in unſern Leiden beruhigen können! Alles dieſes ſagt uns ſo viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Troſt aus der Religion ſchöpfen, nicht an den Gründen, ſondern meiſtens an uns liege. Unſere Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, unſer unordentliches Erkenntniß, unſere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, ſind die Urſachen, daß wir ihre Kräfte nicht ſchmecken. Man bemühe ſich alſo um ein richtiges und vollſtändiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man ſuche es immer zu einer gröſſern Deutlichkeit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorſtellungen irrdiſcher Dinge, welche verhindern, daß ſich die Gedanken von geiſtlichen Dingen nie in unſerm Verſtande recht feſt ſetzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift ſorgfältig aus: ſo werden ihre Troſtgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung begaben, und unſer ſieches Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht ſo wohl in unſerm Verſtande als in unſerm Herzen liegen, warum uns die Religion in ſiechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht ſo, wie andere, beruhiget. Viele haben ſich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derſelben erworben; aber es iſt unfruchtbar geblieben, es iſt nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerſtanden, und ſich niemals, oder ſehr ſelten nach dieſem Erkenntniße gerichtet haben. Hier müſſen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Urſachen eines ſiechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon ſich der eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andere aber ſich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewuſt iſt, werden nicht einerley Beruhigung von den Troſtgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem ſein Gewiſſen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geiſtes gelangen können, welche der andere erhält. Er wird zwar ruhig werden, er wird ſich die Verheiſſungen der Religion von ſeinem ewigen Glücke zueignen können. Er wird mit dem andern ſich durch den Troſt aufrichten, daß ſein Leiden zur Wohlfahrt ſeines Geiſtes abziele, weil er vielleicht ohne daſſelbe nie zu einer Kenntniß ſein ſelbſt gelanget ſeyn würde. Aber wird er wohl den Gedanken aus ſeiner Seele verbannen können, daß er ſich ſeine Schmerzen ſelbſt zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen ſich ſelber eingenommen bleiben? Und wird er alſo ſo ruhig werden können, als der andere, der nichts von dieſer Unluſt empfindet, weil er ſeine Schmerzen, als eine weiſe Schickung Gottes, und nicht als eine Strafe anſieht? Unſere böſen Begierden, die wir in ſiechen Tagen noch in uns ernähren, ſtehen der Beruhigung unſers Herzens oft ſo ſehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Menſch, der lange Jahre den Laſtern gedienet, und ſich durch die Zeit die ſchlimmſten Gewohnheiten im Böſen zuwege gebracht hat, wird zwar von ſeinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr laſterhaft zu ſeyn. Aber deswegen ſind ſeine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Luſt ſich mit Weine und ſtarkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Menſch, der bey einem zwar richtigen Erkenntniſſe der Religion doch ein unartiges Herz in ſeine ſiechen Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und ſinnlichen Dingen ſein Glück geſucht hat, wird ungeachtet ſeiner Wiſſenſchaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geſchmack findet. Der ſchlimmſte Peiniger ſolcher ſiechen Leute iſt die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß ſie unter zehn Jahren noch nicht ſterben würden: ſo würden ſie in ihren Schmerzen ſehr gelaſſen werden. Wie ſollen ſie aber dieſe Furcht beſiegen? Vielleicht dadurch, daß ſie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch ſollen ſie dieſe, die uns ſo natürlich iſt, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß ſie in dem künftigen Leben unendlich glücklich ſind? Und eben dieſe Gewißheit iſt dasjenige, was ſie noch nicht haben, was ſie ſchwer, was ſie nicht auf einmal, was ſie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können ſie alſo in ihrem ſiechen Zuſtande eine ſchleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern! So lange ſie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewiſſen nicht ausmachen; ſo lange ſie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren: ſo lange werden ſie ungeachtet ihres guten Unterrichts, den ſie ſich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihren Leiden die wahre Gelaſſenheit des Geiſtes nicht erlangen. Wie glücklich ſind diejenigen, die den Unfällen dieſes Lebens ein gutes Gewiſſen entgegen ſetzen können! Allein wie geringe iſt nicht vielleicht die Anzahl ſolcher Menſchen! Und wird alſo die Zahl der Standhaften und Getroſten unter den Siechen wohl groß ſeyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in ſeiner finſtern Hütte, der nichts mehr weis, als die nöthigen Hauptſtücke der Religion, wenn wir ihn, ſage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes und bey einem armſeligen Unterhalte gelaſſen und mit Gott zufrieden antreffen; und hingegen einen groſſen Gelehrten bey ſeiner Gründlichkeit in der Religion, deſſen Schmerzen noch lange nicht ſo groß, als jenes ſeine ſind, verzagt und troſtlos unter ſeinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen ſtillen und unſchuldigen Wandel geführt; dieſer hat das Gegentheil gethan.

Auſſer dem Unterſchiede des Erkenntniſſes in der Religion und eines guten Herzens und Gewiſſens, giebt es noch andere Urſachen, die da machen, daß die Troſtgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was ſie in dem andern wirken. Ich meyne die beſondere Gemüths- und Leibesbeſchaffenheit der Menſchen, die Verſchiedenheit der Krankheiten, mit denen ſie geplagt werden, und den Unterſchied der äuſſerlichen Umſtände. Wir reden hier bloß mit ſolchen Perſonen, die nicht Urſache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semnon, beyde wohl unterwieſene und aufrichtige Chriſten, tragen ſich faſt ſeit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beſchwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymittel gehoben werden können. So gleich ſie ſonſt einander ſind: ſo ungleich ſind ſie einander in Anſehung ihrer Gelaſſenheit. Criton preiſet den Herrn unter der Laſt, die ihn drücket, und wartet mit unerſchrockenem Muthe auf die Auflöſung ſeines Leibes. Er braucht wenig Troſt. Er wünſcht der Schmerzen los zu ſeyn, aber nur in ſo weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weiſe und heilig ordnet. Semnon, der Gott eben ſo aufrichtig fürchtet, zeiget weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weinet, wenn ſeine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in ſeinen Nöthen. Er weis gewiß, daß ihm Gott nicht mehr aufleget, als ein barmherziger Gott thun kann. Er weis, daß eine unendliche Herrlichkeit ſeiner wartet. Allein er iſt von Natur empfindlicher und von Natur furchtſamer, als Criton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes ſcheut. Er ſieht den Tod als ſeine Erlöſung an; allein ſein weiches Herz erzittert vor den Vorboten deſſelben. Der Anblick eines Sterbenden ſetzet ſein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette ſeines Freundes noch geſetzt, und kann ihm beyſtehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich ſeyn, da beyde von Natur ſo ſehr unterſchieden ſind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen ſollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an ſich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung Gottes, weil er noch klagt und winſelt? Er iſt bereit, ſein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieſes iſt die Kraft der Religion. Er zittert, indem er dieſe Bereitſchaft fühlt. Dieſes iſt ein Antheil ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wagen ſich beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andere ſieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er ſich waget. Er fühlet einen beſchwerlichen Widerſtand. Allein er ſtreitet bey ſeinem blaſſen Geſichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde ſeine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Sieges beleben?

Setzet man zu der Verſchiedenheit der Gemüthsarten noch die Verſchiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieſer oder jener empfindet: ſo muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewiſſe Leibesbeſchwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andere Ein elender Hypochondriſt, der bey einem bangen Gefühle in ſeinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit ſeines Geiſtes gelangen kann; der ſich wider ſeinen Willen mit traurigen Vorſtellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein andrer kömmt, der nur an dieſem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unſere Lebensgeiſter wirken, gewaltſam leiden. Es giebt ferner in ſolchen Stunden ſo heftige Schmerzen, welche unſere Seele zu gar keiner deutlichen Vorſtellung kommen laſſen. Wer in dieſen Stunden, gegen einen andern ſiechen Menſchen gehalten, troſtlos ſcheinet, kann deswegen noch ſehr ſtandhaft heiſſen. Eben ſo wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen deſſelben nicht mehr wahrnimmt. Man kann ſich ſolche Fälle leicht ſelber erdenken.

Auch die äuſſerlichen Umſtände können machen, daß unſere Troſtgründe hier mehr, dort weniger Ruhe nach ſich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, ſondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu ſtreiten hat; wer, weil er ſiech iſt, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll ſieht; wer wenig Hülfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Beqvemlichkeit genießt, wenig ſtärkende Mittel, wenig gute Arzeneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bei dem alle dieſe Dinge nicht ſind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn, mit wohlgerathenen Kindern verknüpft iſt, wird ſich ſchwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und alſo nicht ſo bald, oder ſo ſehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden iſt.

Indeſſen kommen doch alle ſieche Perſonen darinnen überein, daß ſie die Liebe zum Leben veringern müſſen, wenn ſie ruhig werden wollen. Sie ſehen alle auf gewiſſe Weiſe den Tod vor ſich, und ſie fürchten ihn ſo lange, als ſie zu leben wünſchen. Ihre Leibesſchmerzen werden durch dieſe traurige Furcht oft vermehrt, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geiſtes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzneyen nicht ſchaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt ſich durch nichts anders, als durch die Hoffnung eines viel gröſſern und dauerhaftern Gutes, durch das künftige Leben beſiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel erſinnen, als dieſes iſt, das uns die Offenbahrung vorſchlägt. Und man entſchlieſſe ſich kurz, entweder nie ruhig bey ſeinen Plagen zu werden, oder ſich dieſes Mittels zu bedienen. Es iſt kein anderer Weg, dieſe Hoffnung entweder zu erhalten, oder, wenn man ſie hat, in ſich zu verſtärken, als der Weg der Religion.

Und ich weiß nicht, wie es möglich iſt, daß man ſich von der Vortrefflichkeit derſelben nicht überzeugen kann, da es an und für ſich ſo leicht iſt. Zeigt ſie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflicheres erdacht werden? Was kann unſerer Liebe, unſerer Hochachtung, unſers Gehorſams würdiger ſeyn, als eine ſolche Anweiſung, die ſo genau mit dem Wunſche aller Menſchen übereinſtimmt!

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hieſſe, bloß um uns empfindlich zu machen: ſo wäre ſie etwas grauſames. Allein ſie will uns ſolche nur in ſo weit benehmen, als ſie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müſſen ſterben, dieſes iſt gewiß. Wir wollen gern leben. Dieſes iſt eben ſo gewiß. Beydes ſtehet einander im Wege. Das erſte kann nicht geändert werden. Alſo muß das andere, das Verlangen zum Leben gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe ſtehen wollen. Dieſes iſt die Abſicht der Religion. Wie weiſe führt ſie ſolche aus! Sie zeigt uns, daß dieſes flüchtige Leben gar nicht das größte Gut ſey, daß noch ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu dieſem erweckt ſie unſere Hoffnung unter gewiſſen Bedingungen, und begleitet dieſe Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geiſtes, die ſo gewiß iſt, als das Zeugniß der äuſſerlichen Sinne. Durch dieſe Hoffnung ſchwächt ſie unſere Liebe zu dieſem Leben, und alſo auch unſere Begierden nach den Gütern, die dieſes Leben koſtbar machen. Sie benimmt uns tauſend nagende Sorgen, tauſend unruhige Vorſtellungen, tauſend vergebliche Bemühungen und Laſten, indem ſie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnet uns für dieſe Einbuſſe mit dem Vorſchmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert unſere Furcht vor dem Tode, indem ſie uns ihn von ſeiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unſers Glücks vorſtellet. Der muß die Natur des menſchlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer ſich ohne ſie einen wahren Troſt in den Plagen des menſchlichen Lebens verſprechen will.

Es iſt alles gut, werden viele von den Elenden ſagen, wenn wir nur auch dieſe Hoffnung, dieſe lebendige Vorſtellung der künftigen Glückſeligkeit recht in unſer Herz bringen könnten. Iſt dieſe Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und iſt der Glaube nicht ein Geſchenk Gottes! Iſt dieſes der ganze Einwurf: ſo iſt er bald gehoben. Gott erweckt, Gott belebt dieſe Hoffnung in unſerm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unſern Willen. So viel iſt gewiß, ie mehr wir uns bemühen, ſie zu überkommen, deſtomehr werden wir ſie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen ſeyn laſſen, ſie in unſere Gewalt zu bringen, deſtoweniger wird ſie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: ſo können wir nicht zweifeln, daß er bereit ſey, uns dieſe Hoffnung ſo bald zu ſchenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verſtandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieſer Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch ſie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geſchenke Gottes iſt? Haben wir nicht mit dem liebreichſten, mit dem gerechteſten Weſen zu thun, das von keinen menſchlichen Abſichten in der Austheilung dieſes Geſchenks aufgehalten wird, das ſeine Glückſeligkeit darinn ſucht, ſeine Geſchöpfe glücklich zu machen, wenn ſie nur ihr Glück von ſeinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe koſtet, uns dieſes Geſchenk zu überliefern? Aber ich thue alles, ſpricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbahrung anwenden ſoll, ſich dieſen Schatz zu erwerben. Es ſind nicht Tage, nicht Monate, es ſind Jahre verſtrichen, daß ich dieſer Beſchäftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Iſt kein Betrug in dieſem Bekenntniſſe ſo iſt Theokles ſeiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben ſo wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs ſtuffenweiſe merken; aber wenn ſie zu der nöthigen Höhe gelangt iſt: ſo werden wir ihre Gegenwart eben ſo gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verſpüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieſer Hoffnung nicht ungeachtet aller meiner Bemühung aus gerechten Abſichten zurück halten? Ja, aber blos deswegen, damit du ſie deſto höher ſchätzen, und wenn du ſie bekömmſt, ſie deſto ſorgfältiger bewahren ſollſt, ie länger und ſtärker du nach ihr verlanget haſt. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: ſo kann Gott nichts abhalten, dir ſie itzt nicht zu ſchenken, als ſeine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit ſeinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erſtlich nach einigen Jahren ſchenkt, weil er zum voraus ſieht, daß er, wenn er die Knechtſchaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit mit Verluſt ſeines Lebens misbrauchen würde? Aber wo weis ich denn, ob ich mich zu dieſer Hoffnung nicht ſelbſt durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht ſchon zu ſpät iſt, ſie zu überkommen? Ob Gott noch bereit iſt, ſie mir zu ſchenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannſt du es wiſſen, die du fühleſt, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du muſt erſt unruhig werden, ehe du ruhig ſeyn kannſt. Und wenn dieſe Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden iſt, alles das zu thun, was die Religion gebeut: ſo iſt ſie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu ſeyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äuſſerlich guten Thatenantreiben kann, ſondern eine Frucht der Religion, und alſo ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes ſtärker von dir gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem ſiechen Leben das thun, was die Religion gebeut? Gehört zu der Ausübung ſolcher heiligen Pflichten, nicht ein heiterer und unbeſchwerter Geiſt, und ein geſunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich alſo durch meine Tugend meine Hoffnung ſtärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich andern nützlich ſeyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Laſt bin? Iſt deine verdorbene Geſundheit keine Folge deiner Vergehungen: ſo iſt dieſer Einwurf ſchwach. Es iſt eben ſo viel, als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als dieſe Kräfte verlangen. Man wende ſie nur aufrichtig an: ſo kan man ſo tugendhaft ſeyn, als ein Geſunder. Niemand iſt ſo ſiech, daß er nicht gewiſſe Stunden und Tage frey von ſeiner Plage wäre. Man gebrauche dieſe Stunden zu ſeinem und anderer Beſten: ſo wird man die heiligſten Pflichten noch ausüben können. Das ſind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die ſie gekoſtet haben. Man kann groſſen Bedienungen mit aller Sorgfalt vorſtehen; man kann den Freunden, dem Nächſten, der Republik groſſe Dienſte, und doch in der That nichts thun, als ſeiner Ehrbegierde, ſeiner Geldſucht und ſeinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menſchen, die nützlichſten Geſchäfte vornehmen, und die edelſte Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu ſeyn ſcheint. Ein ſiecher Menſch mag auf ſich oder andere ſehen: ſo wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er ſeinen Verſtand, will er ſeinen Willen verbeſſern: ſo wird er ſich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Leſen guter Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, ſich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns ſo vielen unnöthigen Schweiß auspreſſen, ſo viel ſchlafloſe Nächte koſten, ſo viele unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn ſie eine befriediget haben? Und wer kann ſein wahres Glück beſſer befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man ſeinen Geiſt nicht über die ſichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen geſund iſt? Kann man ſich keine hohen Bilder, von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erlöſers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in ſeinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unverſöhnlichkeit, kein mürriſches und unfreundliches Weſen zu beſtreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelaſſenheit? Kann er nicht noch keuſch, nicht noch mäßig, nicht noch demüthig ſeyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in ſich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in ſich verſtärken? Und wenn er alles dieſes kann, wird er wohl vergebens auch in Anſehung anderer Menſchen leben? Wird er ſie nicht ſchon durch ſein Beyſpiel unterrichten und beſſern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernſthaften Betrachtung kommen, wenn ſie nicht ſeine Geduld ſähen, und nicht bey ſeinem Elende an die Ankunft ihres eigenen dächten? Kann ich, wenn ich ſiech bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie ſie ihre innerliche und äuſſerliche Wohlfahrt befeſtigen ſollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen ſeyn laſſen? Und leiſte ich der Republik keinen wichtigen Dienſt, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derſelben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unſern Häuſern, die wir als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menſchenfreunde ausüben können, wenn gleich unſere Geſundheit nicht die beſte iſt? Und wer wird mehr Eifer zu dieſen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorboten des Todes oft erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuſchieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anſtalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Anſehen, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter manches Elenden machen? Wie kann man ſich alſo beklagen, daß man bey dem Verluſte der Geſundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu ſtiften, oder Tugenden auszuüben. Man ſorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und ſelbſt durch unſern gelaſſenen und freudigen Tod werden wir uns die Umſtehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernſt an dieſes wichtige Geſchäfte zu denken. Wer alſo in ſeinen geſunden Tagen nachläſſig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit das verſäumte auf andere Weiſe gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er ſiech geworden iſt, wird nicht verhindert, es ſo gut zu ſeyn, als ein Kranker es ſeyn kann.. Will man nun ſeine Hoffnung, ſeine Freudigkeit, ſeine Gelaſſenheit ſtärken: ſo iſt keine beſſere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn ſie mit redlicher Abſicht erfüllet wird, etwas ſüſſes in unſerm Herzen zurück läßt, das ſich mit der Hoffnung der künftigen Glückſeligkeit vortrefflich vereiniget. Und niemand mache ſich Rechnung auf dieſe Beruhigung, der den Rath der Religion in ſeinen ſiechen Tagen nicht hört. Wie glücklich ſind endlich diejenigen, die ſich bey geſunden Jahren ſchon um die Ruhe des Geiſtes bemühen, die ihnen unentbehrlich iſt, wenn ſie um das liebſte Gut der Welt, um ihre Geſundheit, kommen ſollten.

Eberhard Friedrich, Freiherr v. Gemmingen

ward am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren, zeichnete ſich ſchon früh durch glückliche Anlagen aus und ſtudirte nach erlangter Vorbildung die Rechte in Tübingen und Göttingen. Er machte darauf einige Reiſen und ward dann 1748 als Würtembergiſcher Regierungsrath angeſtellt. 1767 wurde er Geheimerath und Präſident ſeines Kollegiums, ſpäter auch des Wechſelgerichtes und der Kammerdeputation ſo wie Lehnpropſt und Ritter des großen Jagdordens. Er ſtarb am 19. Januar 1791 in Stuttgart.

Von ihm erſchien im Druck:

Briefe nebſt anderen poetiſchen und proſaiſchen Stücken. Frankfurt und Leipzig 1753. — Neue ohne ſein Wiſſen beſorgte Ausgabe von Zachariä. Braunſchweig 1769.
Poetiſche Blicke in's Landleben. Frankfurt und Leipzig 1795.
Einzelne Gedichte in den Muſenalmanachen von 1771 — 1774.

Ein für ſeine Zeit durch Geſchmack, Feinheit des Gefühls und Correctheit ausgezeichneter, jetzt indeſſen faſt ganz vergeſſener Dichter, dem es freilich an Originalität fehlte. —

Vgl. Materialien zu einem Denkmal Herrn Eberhard Friedrich's von Gemmingen, Herzogl. Würtemb. Geheimen Rathes u. ſ. w. Mit Gemmingen's Silhouette. Frankfurt a. M. 1791. (von J. F. A. Kazner). — Ferner: Huber, Denkmal des H. W. Präſidenten d. R. E. von Gemmingen. Stuttgart 1793.

Otto Heinrich, Freiherr v. Gemmingen

ward 1738 zu Heilbronn geboren, ſtudirte die Rechte und trat dann in Kurpfälziſche Dienſte. Er lebte, als kurpfälziſcher Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, eine Zeitlang in Mannheim, privatiſirte ſpäter ſeit 1784 in Wien und darauf ſeit 1797 in Würzburg und ſtarb als Badenſcher Geheimerath und Staatsminiſter. — die Angaben über Zeit und Ort ſeines Todes ſind ſehr abweichend; nach Einigen endete er 1800 zu Wien**) nach Anderen am 3 Juni 1822 zu Anſpach**) und nach einer dritten Meinung am 15. März 1836 zu Heidelberg***).

Seine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſind:

Pygmalion, eine lyriſche Handlung aus dem Franzöſiſchen des Rouſſeau. Mannheim 1778.
Die Erbſchaft, ein Luſtſpiel. Mannheim 1779.
Mannheimiſche Dramaturgie. Mannheim 1779.
Milton's Allegro und Penſeroſo. Mannheim 1782.
Der deutſche Hausvater. Schauſpiel. München 1780. N. A. Mannheim 1790.
Shakeſpear's Richard der Zweite. Mannheim 1782.
Der Weltmann. Eine Wochenſchrift. 3 Bde. Wien 1782 — 1783.
Magazin für Wiſſenſchaften und Literatur. 1. Bd. 1. und 2. Th. Wien 1784 — 1785. gr. 4.
Wiener Ephemeriden. 1. Bd. 1 — 3 Stück. Wien 1786.
Einzelne Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften. —

Gemmingen's Ruf als Schriftſteller ward beſonders durch ſeinen „deutſchen Hausvater" bewirkt, ein dramatiſches Familiengemälde, welches zur Zeit ſeines Erſcheinens großen Beifall fand, da der Geſchmack jener Periode ſich Leiſtungen dieſer Art beſonders zuneigte und ähnliche Gegenſtände auf der Bühne bisher noch ſelten waren behandelt worden. Abgeſehen davon, daß dieſes Schauſpiel immer nur ein Gegenſtück zu Diderots père de famille iſt, und ſomit theilweiſe eine Nachahmung deſſelben, ſo kann auch der nachſichtigſte Kritiker ihm in unſeren Tagen nicht mehr das hohe Lob gewähren, daß demſelben früher in ſo reichlichem Maaße geſpendet wurde; es fehlt ſeinem Verfaſſer durchaus an Tiefe und Phantaſie; die von ihm erfundenen Charaktere und Situationen bleiben daher nüchtern und proſaiſch und ſind das Reſultat mühſeliger Berechnung, die oft ſogar zur Geſchmackloſigkeit verführt, und nur ſelten das wirkliche Leben in ſeiner ganzen Wahrheit wieder zu geben verſteht, deſto häufiger dagegen ein falſches, verzerrtes oder ſteifes Bild deſſelben aufſtellt. — Redliches Wollen und wohlgemeinte Beſtrebung kann übrigens dem Verfaſſer des Hausvaters nicht abgeſprochen werden, und da er, trotz manchem Verfehlten, unabläſſig bemüht war, in ſeinen Schriften vortheilhaft und nützlich auf ſeine Nation und ſeine Zeit zu wirken und mit den ihm verliehenen Mitteln das Gute nach allen Kräften zu befördern, ſo verdient er ſtets eine ehrenvolle Anerkennung, wenn man ihm auch jene hohe Stufe, welche ihm früher unter den deutſchen Schriftſtellern eingeräumt wurde, nicht mehr zugeſtehen kann.

Vierte Handlung.*)

Zimmer, des Malers.

Erſter Auftritt.

(Lottchen ſitzt auf einem Stuhl in trauriger Betäubung, als Anne herein kommt. Lottchen ſpringt ihr entgegen.)

Lottchen. Haſt du ihm den Brief gebracht? haſt du ihn geſehen? was hat er dir mitgegeben? wird er kommen?

Anne. Geſehen? ja das hab' ich. Aber mitgegeben hat er mir nichts.

Lottchen. Nichts? Alſo iſt es denn wahr, alſo hat er mich verlaſſen?

Anne. Nur ſtille, Lottchen, nur ſtille, ſie laſſen einen gar nicht zum Worte kommen. Er wird gleich ſelbſt da ſein.

Lottchen. Er wird ſelbſt da ſein? O warum haſt du das mir nicht gleich anfangs geſagt? Ich ſoll ihn wieder ſehen? ſoll ihn wieder haben?

Anne. Stille! ihr Vater kommt.

Zweiter Auftritt.

(Der Maler tritt auf.)

Ich war lang aus, mein Kind, nicht wahr?

Lottchen. Ja, aber ſind ſie doch jetzt wieder da.

Maler. Und bringe dir freudige Nachrichten die Menge.

Lottchen. Ja wohl Freude, Freude!

Maler. Wie? weißt du es denn ſchon?

Lottchen. (Betroffen aus Furcht, daß ſie ſich möchte verrathen haben.) Mein Vater, aber ich ſah es ihnen am Geſicht an.

Maler. Nun dann, ſo höre: für mein Gemälde habe ich das Geld bekommen, und (zu Anne, der er etwas Geld gibt) da, nehmt und beſorgt die Haushaltung. (Anne nimmt das Geld, und während, daß der Maler hingeht, Hut und Stock abzulegen, ſagt)

---

*) Brockhaus Converſations-Lexikon. 8. Aufl. Bd. IV. S. 587. — **) H. Döring Gallerie deutſcher Dichter und Proſaiſten Bd. I. S. 334 und Guden Chronologiſche Tabellen zur Geſchichte der deutſchen Sprache und National-Literatur. Th. III. S. 52.
***) Frankfurter Oberpoſtamtszeitung.

*) Der deutſche Hausvater.

Anne. (Zu Lottchen.) Geben ſie nur acht, Lottchen, mit ihrer Freude, daß er es nicht merkt.

Lottchen. Geh nur, will ſchon, will ſchon, wenn ich kann. (Anne geht.)

Maler. Und denke nur, außerdem hat mir der Fürſt eine Penſion gegeben, damit ich mich ruhig auf meine Kunſt verwenden könne. O, danke mit mir Gott, und hilf mir für unſern beſten Fürſten beten. Nun brauche ich nicht mehr um das Geld zu arbeiten, kann jetzt ganz der Kunſt, und dir, meine Tochter, leben.

Lottchen. O gewiß, wir werden einſt noch recht glücklich ſein.

Maler. Kann man anders, wenn man ſein Auskommen hat, ſeinem Beruf nachgehen kann und ſich nichts vorzuwerfen hat? Nun noch zur Vollkommenheit meiner Freude, einen tüchtigen, arbeitſamen Schwiegerſohn.

Dritter Auftritt.

(Indem tritt Karl herein.)

Karl. Guten Tag, guten Tag, meine Lieben!

Lottchen. (Ohne ein Wort zu ſagen, verneigt ſich.)

Maler. Ei, ſein ſie mir gegrüßt, Graf: nun, gut daß ſie kommen: hören ſie doch, der Fürſt hat mir eine Penſion gegeben.

Karl. Bravo! das gleicht ihm wieder, dem Beſchützer der Künſte.

Maler. Wie ich jetzt malen will, Graf, wie ich jetzt ganz meiner Kunſt leben will! — Raphaels Ideal — bei Gott! das iſt mir noch zu wenig.

Karl. Wünſchte ich doch unſern Herrn hier, der Anblick ſolch einer Freude, wäre reiche Belohnung ſeiner That, ein angenehmeres Schauſpiel, als je einer ihm bereiten kann.

Maler. Wohl wahr. Aber warum hat mich der einzige Kunſtliebhaber, mein einziger Kunſtfreund, und Schüler acht ganze Tage allein gelaſſen? das war nicht recht.

Karl. Ich konnte nicht, mein Beſter, die Ankunft meines Vaters —

Maler. Iſt er angekommen? da wünſch' ich Glück. Nun, da wird's ja auch bald mit ihrer Heirath vor ſich gehn.

Karl. (betroffen.) Was für eine Heirath?

Maler. Nun; mit der Gräfin Amaldi, die ganze Stadt iſt davon voll; ihr Leute könnt ja nichts thun, ohne daß hundert Narren davon ſchwatzen.

Karl. (Noch mehr betroffen.) Sie irren ſich, wirklich ſie irren ſich, ich weiß nicht wer ihnen das kann —

Maler. Ja, lieber Graf, wenn ſie's nicht haben wollen, dann gewiß nicht — ſein ſie glücklich, mein Beſter, das iſt alles, was ich wünſche.

Karl. Dank, mein Lieber, Dank! Was macht aber die Kunſt, was haben ſie gearbeitet?

Maier. O! ich hab ihnen gar viel zu zeigen und zu ſagen, warten ſie nur einen Augenblick, und ich bin gleich wieder da. (Er geht in's Nebenzimmer. Wie der Maler weg iſt, ſpringt Lottchen auf Karl zu, und umarmt ihn.)

Lottchen. Karl, du biſt lange ausgeblieben.

Karl. Wie iſt dir, meine Liebe?

Lottchen. Wohl und wehe, wehe und wohl! und habe ich dich doch wieder, (indem ſie ihm am Halſe hängt) und in dir alles, was Lotten kann glücklich machen.

Karl. Beſte Lotte! O wer kann ein Menſchenherz haben, und da kaltherzig handeln.

Lottchen. Was ſagſt du?

Karl. Daß du ein Engel biſt. (Sie ſehen ſich zärtlich an; ein langes ausdrucksvolles Stillſchweigen.)

Lottchen. Karl!

Karl. Lotte?

Lottchen. Liebſt du mich?

Karl. (Nimmt ihre Hand, drückt ſie an ſein Herz.) Fühl hier die Antwort. (Wieder Stillſchweigen; ſie blicken ſich ſehnſuchtsvoll in die Augen.)

Lottchen. Und hier — — (Sie will ihm um den Hals fallen, als ſie zurückfährt, und beide nach der Thüre ſehn) ich dacht' es wäre mein Vater.

Karl. Noch einen einzigen Kuß!

Lottchen. (fällt in ſeine Arme) Tauſend —

Karl. Nur einen; aber daß er mich in die Ewigkeit mit hinüber leiten möchte.

Lottchen. Ja, ſo wollen wir einmal ſterben; nicht? — — Aber, nun mein Lieber, dein Vater iſt da; ſagſt du mir nichts von unſrer Verbindung, nichts freudiges?

Karl. (zuſammenfahrend.) Wo iſt mein Vater? Ach Lotte — — ſei ruhig — — ruhig — es ſoll dir nichts fehlen — — ich kann dich nicht vergeſſen — — will — kann keine andre als dich lieben — lebe nur glücklich — ich nicht —

Lottchen. Wie! — Gott — was willſt du?

Karl. Ja, mein Vater iſt gekommen, aber eben deswegen nichts freudiges; man will — man will — ich ſoll — Unglück für mich und dich — ich muß Amaldi heirathen.

Lottchen. Gerechter Gott! und ich? — und das Kind, und das Kind, daß ich unterm Herzen trage? und mein Vater? —

Vierter Auftritt.

(Der Maler tritt herein. Darauf geht Lottchen an einen Stuhl auf die Seite, weinend; der Maler, ganz beſchäftigt mit ſeinem Gegenſtand, kommt, ohne ſonſt etwas zu ſehen, mit Zeichnungen in der Hand heraus.

Maler. Hier, Graf, iſt etwas, das ihnen gewiß gefällt.

Karl. (in Unruhe.) Iſt's doch von Ihnen.

Maler. Pfui, Graf, wollen die Künſtler geſchmeichelt ſein? ſetzen ſie ſich hier an den Tiſch. (Sie ſetzen ſich, der Maler ſpricht im vollkommnen Feuer ſeines Gefühls, Karl aber ſieht ſich öfters während der Zeit unruhvoll um.)

Maler. (zeigt Karl ein Gemälde.) Wie gefällt ihnen dieß.

Karl. Schön — recht ſchön — das Gemälde giebt Schwermuth.

Maler. Auch ſoll es. Es iſt aus unſers trefflichen Göthens Stella. Wiſſen ſie, wie ſie der Madame Sommer ihre Spaziergänge am Grabe ihres Kindes erzählt. Sehn ſie hier die Thränenweiden, die auf des Kindes Grab herunter ſinken, hier des kleinen Grabes Urne; im Ganzen des Mondes Dämmerung; merken ſie in der Nacht die Sterne, wie ſie auf den traurigen Platz herabblinken. Und da die arme liebekranke, verlaſſene Stella ſtehend am Grabe ihres Kindes; es iſt der Augenblick, wo, nach freundlichen hoffnungahnenden Träumen, es ſie auf einmal ergreift, daß ſie allein iſt, vergebens ihre Arme ausſtreckt und im Drang und der Fülle der Liebe den Mond herunter ziehen zu wollen ſcheint.

Karl Herrlich! — ſchön! — herrlich!

Maler. Iſt mir ſelber lieb — doppelt lieb, weil es mein Mädchen ſo gern hat; ich will's ihr auch ſchenken, bekommt ſie einmal, wie ich hoffe, einen Mann, der ſo was fühlen kann; da ſoll ſie es ihm zum Brautgeſchenk geben.

Karl. Treffliches — Geſchenk — glücklich der —

Maler. Nun — es freut mich recht, wenn es ihnen gefällt; jetzt was anders. — Hören ſie, Graf: Die Künſtler des Alterthums wußten ſo ſtark auf ihre Nation zu wirken: ich denke, wir könnten das auch, ſtellten wir Gegenſtände vor, die jeden beſonders angingen. Es iſt zum Beiſpiel ein abſcheuliches Ding, ein Kindermord! ich, nach meinem Gefühl, kenne nichts ſchrecklichers in der Natur.

Karl. (iſt während dem in der erſten Bewegung vom Stuhl aufgeſprungen.)

Maler. Was iſt?

Karl. (indem er ſich wieder ſetzt, um ſich zu verſtellen.) Ach! gewiß, der Gedanke, daß die Mutter ihr anderes Selbſt, ihr mit Schmerzen getragenes, mit größeren Schmerzen erzeugtes einziges Kind ſelbſt würgen —

Maler. Und daß unſere Geſetze daran Schuld ſind, das iſt ſchrecklich; denn ſehen ſie, wäre nicht Schande, Beſtrafung, Verachtung das Loos ſo einer Unglücklichen, wär' all das nicht, vereinigten ſich nicht alle dieſe Gedanken, ſtürmten ſie nicht auf die geſchwächten Nerven einer Gebährerin, verrückten ſie nicht ihr Gehirn, welche Mutter würde ihr Kind tödten? Ha, Graf, ich möchte kein Fürſt ſein, der mit dieſen Geſetzen das Todesurtheil einer Kindesmörderin unterſchrieben, kein Diener ſein, der dazu gerathen hätte. Ich ſehe ſie in der Zukunft, wie das Blut aller der Unglücklichen, wie's gegen unſre Geſetze um Rache ſchreit, und wäre ich Fürſt, ich würde mir denken, daß bei dem Austritt aus dieſem Leben, all die bekannten und unbekannten Mörderinnen und Ermordete mir verzweiflungsvoll entgegen kämen.

Karl. Hören ſie auf mit ihrem Bilde, ſehn ſie, wie ſie ihre Tochter beunruhigen.

Maler. Wohl ihr, daß ſie gegen ſolche Sachen empfindſam iſt, wohl ihr, daß ſie's fühlt; kein glattzüngiger Bube wird ſie verführen, niemand dann wird dieſe Einzige von meinem Herzen reißen. (Der Graf iſt betäubt.) Nun, um zur Sache zu kommen; ich dächte, es würde Vortheile haben, wenn unſre Kunſt ſolche Gegenſtände darſtellte. Sehen ſie, Graf, ich habe hier die Skizzen gemacht; hier iſt das unglückliche Mädchen, wie ſie ihr einziges Kind würgt, merken ſie da oben in dem Strich da die Verzweiflung, die Raſerei der Mutter, fühlen ſie das, Graf?

Karl. Ja, unausſprechlich.

Maler. Und nun dieſe zweite Zeichnung, da liegt ſie nun, die Mutter, das ganze Bild des Unglücks, das todte Kind an ihre Bruſt gedrückt, das ſie ſcheint nicht von ſich laſſen zu wollen, hier die Wache, die ſie vor Gericht führen will, und dort verzweiflungsvoll der arme, alte Vater, der ſeine liebe, ſeine einzige — (Hier fällt Lottchen in Ohnmacht, der Maler und Karl ſpringen ſchreckenvoll auf, rufen beide:) ach, Lottchen, Lottchen! (ſie tragen ſie in's Nebenzimmer, der Graf kommt gleich wieder verzweiflungsvoll heraus, und ruft:

Karl. Anne, Anne!

Fünfter Auftritt.

Anne kommt herein.

Anne. Was iſt, was iſt?

Karl. Geh hinein, ſieh ſelbſt. (Sie läuft in's Zimmer, der Graf ſteht ſtarr und unbeweglich, endlich hebt er ſo eine Zeichnung auf, er wirft ſie ſchreckenvoll weg, und ſtürzt ſich zum Zimmer hinaus.)

Der Vorhang bleibt aufgezogen, eine dumpfe, beklemmende Muſik des Orcheſters; man bemerkt Unruhe in des Malers Hauſe, Anne kommt einigemal herausgelaufen, um etwas zu holen. Hernach Ruhe. — Anne geht über eine Weile zur Hauptthüre hinaus. Dann kommt der Maler heraus, geht über das Theater in ein Nebenzimmer; nach einiger Zeit wankt Lottchen in einer Art von Betäubung heraus, gedrückt unter der Laſt des Schmerzes; ſie ſinkt auf einen Stuhl, ihr Geſicht mit beiden Händen auf einen Tiſch gelegt. Sie hebt ſich auf, man ſieht, daß in ihr ein plötzlicher Gedanke entſteht; ſie eilt in ihr Zimmer, kommt ſchnell mit einem Schleier heraus, geht in die Thüre hinein, wo der Vater hinein gegangen iſt; gleich kommt ſie wieder und ſtürzt zur Hauptthüre hinaus. Gleich folgt der Maler, wie er ſeine Tochter nicht mehr ſieht, ſetzt er ſich an die Staffelei und malt; das Orcheſter geht fort, das dann aufhört, als Anne kommt.

Anne. Wo iſt denn Lottchen? iſt ihr wieder beſſer?

Maler. Freilich, das hatte nichts zu ſagen, ſie hat ſo zarte Nerven.

Anne. Wo iſt ſie aber jetzt?

Maler. In der Franciskanerkirche; ich wollte doch, du gingſt ihr nach.

Anne. Gleich. (Geht.)

(Man klopft an der Thür, der Maler ruft: herein!)

Sechſter Auftritt.

Darauf kommt der Hausvater in das Zimmer.

Hausvater. Sind ſie der Maler Wermann?

Maler. Ja, mein Herr. Was ſteht zu ihren Dienſten?

Hausvater. Ich bitte, bleiben ſie bei ihrem Geſchäfte.

Maler (ſetzt ſich wieder zur Staffelei.) Wenn ſie es erlauben, ſonſt werden die Farben trocken.

Hausvater. Ich habe von ihrer Kunſt gehört, und möchte gern ſelbſt Augenzeuge ſein.

Maler. Da werden ſie wenig ſehen; ich bin noch ſo weit entfernt von dem Punkte, wo ich ſein möchte.

Hausvater. Das ſpricht für ihre Geſchicklichkeit.

Maler. In der That, mein Herr, wie ich anfing zu malen, war ich entzückt über meine Arbeiten, glaubte, daß niemand mir ſie theuer genug bezahlen könne. Aber jetzt ſehe ich täglich mehr ein, daß ich nichts kann, daß derjenige, der Natur kennt, und ſie zu genießen weiß, meine Arbeit auch für einen Heller zu theuer bezahlt.

Hausvater. Heil dem Künſtler, der Beſcheidenheit — —

Maler. Nicht, daß ich nicht überzeugt wäre, daß ich auch einſt das werden könne, was Raphael und Rubens waren. — — — Aber wirklich, mein Herr, ihr Weſen hat mich, wider meine Gewohnheit, geſprächig gemacht; mit wem habe ich die Ehre? — — —

Hausvater. Mein Herr, ich wollte, daß ſie in mir den Mann und nicht den Namen kennen lernten: übrigens bin ich Graf Wodmar.

Maler. Der Vater eines gewiſſen jungen Herrn, der bei mir das Zeichnen lernte, mein beſter guter Freund iſt?

Hausvater. Der nämliche; iſt der Junge würdig, ihr Freund zu ſein?

Maler. O, es iſt der biederſte, teutſchgeſinnteſte Jüngling, Herr Graf, mein einziger Kunſtfreund, vom wärmſten Gefühl.

Hausvater. Ich danke ihnen für dies Zeugniß, das zu warm iſt, als daß es Schmeichelei ſein ſollte.

Maler. Schmeichelei? Wozu die? wehe dem Mann, und beſonders dem Künſtler, der eines andern Empfehlungsmittels bedarf, als ſeine Werke.

Hausvater. Wohl geſagt, ehrlicher Mann. Ueberhaupt iſt es ein herrliches Weſen um euch Künſtler: wie viel müſſen wir uns nicht bücken, wie vieler Leute Laune und Eigenſinn ſind wir nicht ausgeſetzt, bis man uns andere nur dazu kommen läßt, daß wir etwas thun dürfen. Ihr andre braucht einige Ellen Leinwand, und niemand kann euch hindern, die Unſterblichkeit eines Raphaels zu erwerben.

Maler. Auch wenn ich ſo da ſitze, ich als ein andrer kleiner Schöpfer denke, daß ich einſt mit meiner Kunſt meinem Vaterland Ruhm erwerben kann. Herr, nichts könnte mich dann bewegen, dieſen Pinſel da für die erſte Krone der Welt hinzugeben.

Hausvater. Auch ſind ſie mit dieſem Gefühl dann gewiß ſchätzbarer, als ein mittelmäßiger König.

Maler. Hoffe es auch.

Hausvater. Eine Gefälligkeit, die ich mir von Ihnen ausbitte, kommen ſie an einem dieſer Tage zu mir zum Eſſen.

Maler. Meine Aufwartung werde ich ihnen machen, aber vom Eſſen entſchuldigen ſie mich.

Hausvater. Warum das?

Maler. Soll ich es ihnen ſagen?

Hausvater. Gewiß.

Maler. Sehn ſie, wenn Herren ihres Standes einen Künſtler einladen, ſo geſchieht's gewöhnlich, um Parade damit zu machen; und dann könnt ihr euch nie zu uns herunterlaſſen, macht es uns immer fühlen, wie viel Gnade ihr uns angethan habt. Das iſt nicht aus Stolz, daß ich das ſage, wahrlich nicht, ſondern aus Selbſtgefühl. Will übrigens nicht ſagen, Herr Graf, daß ſie auch ſo ſind, glaube auch faſt das Gegentheil: aber die Uebrigen in ihrem Hauſe, bis auf den Bedienten, der den Teller reicht.

Hausvater. Sie ſollen hoffentlich mich und mein Haus beſſer kennen lernen.

Maler. Mit dem beſten Willen, dem heilſamſten Vorſatz können Leute ihres Standes ſich oft nicht durch den Schwarm von Conventionen durchſchlagen. Kurz, einem Mann, wie ſie ſind, wünſche ich das Glück, das ich wirklich genieße.

Hausvater. Alſo ſind ſie wirklich glücklich?

Maler. Daß ich es als Künſtler bin, wiſſen ſie ſchon; nun Gott ſei Dank, in meinem Hauſe bin ich es noch mehr.

Hausvater. Sie haben eine Tochter?

Maler. Ja, Herr! mein größter Reichthum.

Hausvater. Das einzige Kind?

Maler. Das einzige; ihre Geburt war meines Weibes Tod. Außer dieſem Kinde habe ich keinen Verwandten mehr; ich wüßte auch nicht, wo ich mehr Liebe für Andere hernehmen ſollte; ſie enthält mein ganzes Weſen.

Hausvater. Wäre nur bei dem größten Glücke, Vater zu ſein, nicht ſo viel Bittres mit unter.

Maler. Laſſen ſie es immer ſein; Menſchenleiden werden meiſtens trefflich belohnt.

Hausvater. Bis man ſo ein Mädchen für alle Gefahren der Verführung geſichert, bis man — —

Maler. Herr Graf, dafür muß ſie die Liebe zu mir, gute Grundſätze, ihr Herz — —

Hausvater. Die beſten Herzen ſind meiſtens die empfindſamſten; und Empfindſamkeit und jugendliches Blut — —

Maler. Da mag ſie Gott ſchützen, der ihr das alles gegeben hat. Neben dem, wir kennen keine elterliche Furcht, wir ſind Freunde mit einander, ich wollte darauf wetten, ſie würde mir ihre erſte Liebe ſelbſt vertrauen.

Hausvater. Mann, ſie kennen ſich beſſer auf des Menſchen äußere als innere Seite; über den Punkt iſt kein Mädchen — — — oder vielleicht —

Maler. Sonderbar, Herr Graf, wie wir von der Malerei auf dieſes Geſpräch gekommen ſind.

Hausvater. Weil wir aber dabei ſind, laſſen ſie uns fortfahren. Wenn nun z. B. ein Mann von vornehmem Stande käme, und verlangte ihre Tochter zur Ehe?

Maler. Ich würde ſie ihm abſchlagen. Nicht, daß ich meine Tochter nicht eines Königs würdig hielte; ſondern weil Ungleichheit der Stände faſt immer unglückliche Folgen hat: und Lottchen unglücklich zu wiſſen! Herr, würde ich dem Vornehmen ſagen, wäre er vom gemeinen Schlage, euer Gold und eure Titel machen mein Mädchen nicht glücklich: und wär' der Vornehme ein guter Junge, ich würde darüber trauren, daß er ſo vornehm iſt, aber ihm mein Mädchen nicht geben. Bei Gott, ſelbſt ihrem Sohne gäbe ich ſie nicht, — — — nicht, daß ich mein Mädchen oder auch meinen Stand ſchlechter glaube —

Hausvater. Wermann?

Maler. Verſtehn ſie mich recht, ich erkenne den Unterſchied der Stände, aber innerlichen Werth kenne ich keinen in ihnen. Denn ſehen ſie, wenn der Rücken ſich für den Grafen beugt, ſo hat der Graf vor ſo manchem Schurken nichts voraus, dem ich das Nämliche that; aber, wenn ich als Mann, dem, welchen ich wieder für einen Mann halte, dieſe Hand reiche.

Hausvater. Mir gieb, mir dieſe Hand, ich verdiene ſie. (Sie geben ſich die Hände.) Und nun bei dieſem Druck — — — (eine kleine Pauſe.) Wir ſind alſo zween deutſche Männer?

Maler. Ich denke ſo.

Hausvater. Wohl dann, wie Mann zu Mann. Mein

Sohn liebt ihre Tochter; zwei junge Leute; vorgebeugt der Gefahr, oder ich und ſie —

Maler. Ja, Herr, wer meine Tochter entehren könnte, er ſei Fürſt oder Graf — —

Hausvater. Noch wird es Zeit ſein — —

Maler. Gott, welch ein ſchreckliches Licht, vorher bei — —

(Indem ſtürzt Anne in das Zimmer.)

Anne. Gott, mein Lottchen, Lottchen, ſie iſt nicht in der Kirche, nirgends zu finden.

Maler. Himmel und alle Heilige, ſollte ſie? (Er ſtürzt mit Anne zum Zimmer hinaus.)

Hausvater. Was iſt? was iſt? (auch nach.)

Das Zimmer der Gräfin Amaldi.

Siebenter Auftritt.

Amaldi heftet den Schattenriß Karls an die Tapete, indem drängt ſich Lottchen zwiſchen einigen Bedienten herein.

Bediente. Sie will ſich nicht abweiſen laſſen.

Amaldi. Schon gut, laßt ſie nur. (Bediente ab.)

Lottchen (fällt zu den Füßen Amaldi's.) Nein, ich will mich nicht abweiſen laſſen, will hier liegen bleiben, bis ſie mich erhören.

Amaldi (beſtürzt.) Was will ſie?

Lottchen. O geben ſie ihn wieder; geben ſie ihn wieder. —

Amaldi. Wer denn? Was denn?

Lottchen. Ihn, ihn, der über alles iſt, mein vor Himmel und Erde, mein.

Amaldi. Wer iſt ſie denn?

Lottchen. Nur ein Bürgermädchen, aber die glücklichſte unter allen meines Geſchlechts, wie ich ihn noch hatte; wie er noch mein war —

Amaldi, Wer ſind denn ihre Eltern?

Lottchen. Mein Vater, ach Gott! mein Vater, er wird nach mir fragen; — es iſt Wermann, ein Maler, herrlicher Vater, — der arme Vater.

Amaldi. Des Malers Wermann Tochter?

Lottchen. Ja, ich, der einſt Karl gehörte, durch den heiligſten Schwur gehörte; ſie haben mir ihn geraubt, geben ſie mir ihn wieder, geben ſie mir ihn wieder.

Amaldi. Biſt du raſend?

Lottchen. O daß ich es wäre, daß alles das, was iſt, nur mir ſo ſchiene; o, was möchte ich nicht alles ſein, um Karl nur nicht zu verlieren.

Amaldi. Warum forderſt du ihn von mir?

Lottchen. Weil ſie mir ihn entriſſen haben. Das iſt eine garſtige That, einem das Leben rauben, iſt wenig; aber rauben, was mehr als Leben, was alles iſt — — — O, gnädige Frau, man ſagt, ſie wären ſonſt ſo eine erhabene Frau: iſt das auch groß, einem armen, ſchwachen Mädchen — — —

Amaldi. Beruhige dich — — —

Lottchen. Ich mich beruhigen? ehe ich noch weiß — — — O, wenn ſie je geliebt haben, — wenn ſie es wiſſen — — — aber in ihrem Stande liebt man wohl nicht?

Amaldi. Laß mich, Mädchen — ſteh auf, — oder —

Lottchen. Laſſen ſie doch ſehen, was ſie für Anſprüche auf Karl haben können: ob ſie was vermögen gegen ſeine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlaſſenen, gegen das Wimmern eines Geſchöpfs, das ich hier unterm Herzen trage. (Lottchen dringt noch näher auf Amaldi loß, die ganz verwirrt und außer ſich iſt: ſie reißt ſich aber loß, läßt Lottchen da liegen, und eilt zum Zimmer hinaus, Lottchen bleibt eine Weile betäubt liegen, dann ſteht ſie auf; bemerkt an der Wand Karls Schattenriß, ſie fährt wild auf, reißt es loß.) Was machſt du da? (Drückt ihn an's Herz.) Zu uns, da gehörſt du her. (Sie beſieht es eine Weile.) Ha! treulos, — — verlaſſen — — entehrt — — (küßt es, drückt es wieder an das Herz) Kann das Karl?

Achter Auftritt.

(Der Hausvater tritt herein, ein Bedienter voran und ſagt: ich will ſie gleich melden. Er ſieht Lottchen, die ſich betäubt auf einen Stuhl wirft. Der Hausvater eilt auf ſie zu.)

Was fehlt ihr?

Lottchen. Alles, mein Herr.

Hausvater (ſieht ſeines Sohnes Schattenriß, ruft erſtaunt:) Karl!

Lottchen (ſpringt wild auf.) Wo iſt er, kennt ihr ihn? — o wehe euch, daß ihr ihn kennt! — — Ach, mein Herr, er wird ſie verlaſſen.

Hausvater. Des Maler Wermanns Tochter?

Lottchen. Bin's, und bin Karls Verlobte, und hergekommen, um ihn hier wieder zu fordern, hier hat man ihn mir geraubt.

Hausvater. Setz' dich, armes Mädchen. (Er bringt ſie auf einen Stuhl.) Deine Kräfte erſchöpfen ſich.

Lottchen. Ach, Herr, wenn ſie ihn kennen; um Gottes Barmherzigkeit willen, ſchaffen ſie mir ihn wieder!

Hausvater. Sei nur wieder ruhig, ich verſpreche dir, du ſollſt ihn ſehen.

Lottchen. Soll ihn ſehen? — gewiß? — biſt du ein Engel vom Himmel geſandt?

Hausvater. Beruhige dich, ich bin gleich wieder bei dir. (Der Bediente kommt heraus, der Hausvater geht in Amaldi's Zimmer, Lottchen nimmt wieder Karls Schattenriß, ſieht es an.) Soll dich wieder ſehen? (drückt es wieder an die Bruſt) Karl! Karl! (Sie legt es hin, und ſtützt ſich mit dem Kopf auf den Tiſch, in einiger Betäubung: der Hausvater kommt wieder heraus, er ſtellt ſich vor ſie betrachtungsvoll hin. Lottchen öffnet gleich wieder die Augen, und erblickt den Hausvater.) Haben ſie ihn mitgebracht?

Hausvater. Nein, aber er ſoll kommen, bis dahin, nur ruhig — —

Lottchen. Warum das nicht? wenn ich Karl wiederſehen ſoll.

Hausvater. Glaubt ſie mit Karl recht glücklich zu ſein?

Lottchen. O, mein Herr, mit Karl biete ich der ganzen Welt Trotz, will diejenige ſehen, die glücklicher ſein ſoll.

Hausvater. Hat ihr Karl verſprochen, ſie zu heirathen?

Lottchen. Freilich hat er's, und Gott und ſeine heiligen Engel hörten es und freuten ſich über das liebende Paar; nur Menſchen können ſo ein Glück hindern wollen.

Hausvater. Aber wenn ſie Karl liebt, weiß ſie denn auch, daß ſie ſein Unglück macht!

Lottchen. Nimmermehr, nimmermehr. In meinen Armen hat er ſich oft ſo ſelig geglaubt.

Hausvater. Um mit der Zeit nur deſto unglücklicher zu ſein.

Lottchen. O wenn ich das wüßte, — — ich wollte — — was wollte ich? — — ein Kloſter. — —

Hausvater. Hätteſt du? — —

Lottchen. Aber ich kann nicht — — darf nicht — — bin ich's allein? — O es iſt auch nicht ſo — — wenn nur ſein Vater nicht wäre — —

Hausvater. Sollte der nicht mehr ſein?

Lottchen. Könnte ich nur den Vater ſeh'n — Karl ſagt, es ſei ſo ein guter, ſo ein lieber Vater — — kann er doch nicht. — O nur einmal möchte ich ihn ſehn, möcht' —

Hausvater. (gerührt.) Hier iſt er.

Lottchen (fällt vor ihm zuſammen.) O Barmherzigkeit — o auch mein Vater — Gnade — hör mich, hör unter meinem Herzen die Stimme ſeines Kindes, auch deines —

Hausvater. Gott, du wärſt alſo — —

Neunter Auftritt.

(Indem ſtürzt Sophie herein.)

Mein Vater, retten ſie mich!

Hausvater. (reißt ſich von Lottchen loß.) Was iſt?

Sophie. Retten ſie mich vom Tyrannen.

Hausvater. Was willſt du hier?

Sophie. O mein Vater, ich hab ihn beſänftigen wollen — Habe — aber, das bracht' ihn mehr auf, er hat mich von ſich geſtoßen — — und aus Furcht bin ich von ihm entflohen, bin ihnen nach.

Hausvater (mit gebrochener Stimme.) Sind der Leiden bald genug! — Aber was kann ich hier, was ſoll ich — in einem fremden Hauſe? — Haſt du noch deinen Wagen bei dir?

Sophie. Ja, mein Vater.

Hausvater. Nun gut, ſo nimm dieſe da mit dir.

Sophie. Wer iſt's?

Hausvater. Wirſt es ſchon erfahren. (Zu Lottchen.) Geh mit dieſer — —

Lottchen. Vater — was ſie wollen — was ſie wollen — ganz ihnen.

Zehnter Auftritt.

(Maler, der hereinſtürmt.)

Wo iſt mein Lottchen, wo iſt mein Mädchen?

Lottchen. Ach Vater — (fällt zuſammen.)

Maler (ſtürzt auf ſie zu.) Habe ich dich wieder — liebes Lottchen, — dein Vater, — dein unglücklicher Vater — — — (Sie bleibt noch betäubt; er aber fängt an ſie fortzutragen.) Von euch ſoll ſie weg, und wäre ſie auch des Todes — — — euer Geſchlecht hat die Unſchuld verführt.

Hausvater (tritt zum Maler.) Wo bleibt der Mann?

Maler (auf Lottchen zeigend.) Hieher geſehen, und hier iſt die Antwort,

Hausvater. Ruhig — ruhig — Wermann.

Maler. O, wer vermag das!

Hausvater. Meine Tochter da ſoll Lottchen fortführen.

Sophie. Iſt das meines Bruders Lottchen?

Maler. Ihres Bruders? ha, Fluch dem Bruder!

Lottchen (die zu ſich gekommen war.) Um Gottes willen, nein!

Maler (drückt ſie an ſeine Bruſt.) Mein Lottchen! (nun läßt er ſie los) aber wohin mit ihr? (Sophie geht unterdeſſen zu ihr hin.)

Hausvater. In mein Haus.

Maler. Was dort thun? um ſie vielleicht von da aus in's Kloſter zu ſchleppen.

Hausvater. Kennen ſie mich denn gar nicht mehr? — Nein, weil es hie nächſt an iſt; fort mit ihr, Sophie — — — (Sophie nimmt ſie mit ſich fort.)

Maler. (Ihr nach.) Aus meinen Augen ſoll ſie nicht mehr, und ich will den ſehen — (ab.)

(Der Hausvater geht an die Kabinetsthür, aber die Kammerjungfer kommt heraus.)

Kammerjungfer. Meine Gräfin läßt um Verzeihung bitten, aber ſie ſei zu beſtürzt; ſo bald ſie ſich erholt hat, will ſie ſelbſt zu ihnen kommen. (ab.)

Hausvater. Gut dann.

Elfter Auftritt.

(Herr von Dromer eiligſt herein.)

Ich ſuchte ſie.

Hausvater. So eilig? ſchon wieder was Neues?

Dromer. Ich wollte, ich könnte der Ueberbringer angenehmer Nachrichten ſein: wer würde glücklicher ſein, als ich? — —

Hausvater. O, mein Herr, zur Sache, es iſt nichts, wozu ich nicht gefaßt wäre.

Dromer. Nun dann, ich habe Graf Ferdinand nicht angetroffen.

Hausvater. Wo ſoll er denn ſein?

Dromer. Er iſt in Arreſt.

Hausvater (mit Heftigkeit.) Eines ſchlechten Streichs wegen?

Dromer. Nicht doch, behüte — wie ſollte —

Hausvater. Zu meiner Ruhe, geſchwind ſagen ſie mir, warum iſt er in Arreſt?

Dromer. Man ſagt, er habe vorige Nacht geſpielt, alles verloren, und ſei beträchtliche Summen ſchuldig geblieben.

Hausvater. Blos Leichtſinn, alſo — — Gott — Dank dir!

Dromer. Er ſoll dabei ſeinen Dienſt verſäumt haben.

Hausvater. Pfui — pfui, gut, daß ſie ihn darum ſtrafen, aber nur recht — nur recht.

Dromer. Auch ſagt man, er habe beim Spiel Händel bekommen.

Hausvater. Immer die Folgen; — — nun, er mag ſie als Ehrenmann ausmachen.

Dromer. Und ſoll wirklich gefordert worden, aber nicht gekommen, und öffentlich beſchimpft ſein.

Hausvater (heftig.) Oeffentlich beſchimpft ſein? Herr! der das ſagt, ſprach eine Lüge, die ſchwärzeſte Lüge — — — Herr, ein Wodmar ſein, mein Sohn ſein — Wodmar, und ein Feiger — — das kann nicht ſein.

Dromer. Behaupt' es auch; aber ein gewiſſer Nechroſtfeld, der ihn forderte, ſagte es ſelbſt, ſagte es laut.

Hausvater. Was ſoll ich erleben! Herr, darauf, auf dieſe Nachricht war ich nicht gefaßt. Wo iſt der, der es zu ſagen vermag? Fort mit dem Sohn, wenn es iſt — — aber den, der es zu ſagen vermag, wehe ihm, ſo lange dieſe Fauſt einen Degen halten kann. Wo iſt er? (Zum Zimmer hinaus. Dromer ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Johann Auguſt Generſich

ward im Jahre 1761 zu Käsmark, in Oberungarn, geboren, und erhielt nach vollendeten Studien eine Profeſſur der Geſchichte und Politik am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, welche er ſpäter mit einer Profeſſur der Kirchengeſchichte und des Kirchenrechtes an der proteſtantiſchen theologiſchen Lehranſtalt zu Wien vertauſchte. Er ſtarb in letzterer Stadt am 18. Mai 1823.

Seine Schriften ſind:

Beiträge zur Schulpädagogik. Wien 1792.
Ueber die Vaterlandsliebe. Wien 1793. 2 Thle.
Merkwürdigkeiten der Freiſtadt Käsmark. Leutſchau 1804. 2 Thle.
Reiſe in die Karpathen. Wien 1807.
Trajan. Wien 1811. 2 Thle.
Wilhelmine. Wien 1811. 2 Thle. N. A. 1815.
Alfred. Leipzig 1812. 2 Thle.
Kurze Weltgeſchichte. Wien 1812. 3 Thle.
Oeſtreichiſche Geſchichte. Wien 1811 fgde. 8 Thle.
Sophron. Leipzig 1816. 2 Thle.
Weltgeſchichte für Frauenzimmer. Leipzig 1817. 5 Thle.
Reden. Peſth 1817.
Emma. Leben einer glücklichen Mutter. Kaſchau 1818.
Kornelia. 2 Thle. Peſth 1819.
Agathon. 2 Thle. Brünn 1819.
Reden. Leipzig 1819.
Ueber die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts. Peſth 1819.
Hiſtoriſcher Frauenſpiegel. Peſth 1819.
Blüthen von Jean Paul und Herder. Kaſchau 1821.

Ein geſchmackvoller und gewandter Schriftſteller, namentlich für Aſcetik und Jugendbildung, der mit einer eleganten Darſtellung voll Kraft und Anmuth, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls zu verbinden wußte. — Seine Geſchichte Oeſtreichs iſt ein anerkannt vortreffliches Werk, eben ſo auszeichnet durch gründliche Forſchung, wie durch kräftige Beredtſamkeit, und einen zugleich klaren und körnigen Styl.

Wilhelmine Genſiken,

geborne Herz, ward am 7. März 1779 zu Weimar geboren und vermählte ſich 1800 mit dem K. S. Hofrath und Director des dritten Departements der Landesregierung zu Dresden. — Sie ſtarb daſelbſt am 15. Juni 1822. Als Schriftſtellerin nannte ſie ſich Wilhelmine Willmar.

Von ihr erſchien:

Roſamunde. Berlin 1811.
Viola. Kiel. N. A. 1812 N. A. 1818.
Zauberbilder. Kiel 1818.
Oliven. 2 Thle. Leipzig 1818.
Honorie. 2 Thle. Meißen 1816.
Friederike und Julie. 2 Thle. Erfurt 1816.
Florine. 2 Thle. Meißen 1821.
Abendunterhaltungen (mit A. Clarus). Leipzig 1812.
Kleeblätter (mit A. Clarus und H. Steinau). Leipzig 1816. fgde. 3 Thle.
Der Kranz (mit E. Selbig). Leipzig 1817 fgde 4 Thle.
Schmetterlinge (mit E. Selbig). Leipz. 1819. fde. 3 Thle.
Erholungsſtunden (mit E. Selbig). Leipzig 1823. 2 Thle.

Eine angenehme Erzählerin, welche mit Talent und Anmuth beſonders Gegenſtände des bürgerlichen Lebens zu behandeln wußte und ſich eben ſo frei von falſcher Sentimentalität wie von Geſuchtheit und Manier zu halten verſtand.

Friedrich Wilhelm Genthe,

ein Schweſterſohn von Heinrich Zſchokke, wurde am 28. Februar 1805 zu Magdeburg, wo ſein Vater Stadtwundarzt war, geboren. Nachdem er auf dem Pädagogium zu U. L. Frauen in ſeiner Vaterſtadt vorbereitet war, ging er zu Oſtern 1825 auf die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Doch gab er dieſe bald ganz auf, um ſich der Philoſophie und Philologie zuzuwenden, welche erſtere er mit ſeinem Freunde und nachmaligen Schwager, Karl Roſenkranz (Prof. in Königsberg d. Z.) gemeinſchaftlich ein Jahr lang eifrig betrieb. Am 5. Januar 1828 erhielt er in Halle rite die philoſoph. Doctorwürde und widmete ſich Oſtern 1829, nachdem er den Plan, akademiſcher Lehrer zu werden, aufgegeben, dem Gymnaſiallehrerſtande. Seit Michaelis 1830 iſt er in Eisleben.

Seine Schriften ſind:

Don Enrique von Toledo. Roman. Magdeburg 1827
Des Publius Virgilius Maro Lehrgedicht vom Landbau. In einer neuen getreuen metriſchen Ueberſetzung von F. W. G. Quedlinb. u. Leipz. 1828.
Der Cyklops. Ein Satyrſpiel des Euripides. Nebſt einer äſthetiſchen Abhandlung über das Satyrſpiel. Halle u. Leipzig 1828.
Don Fernando von Toledo. Doppelnovelle. Halle u. Leipzig 1829. 2 Thle.
De cognitione pulcri. Diss. pro fac. leg. Halle 1828.
Geſchichte der macaroniſchen Poeſie und Sammlung ihrer vorzüglichſten Denkmale. Halle u. Leipz. 1829.
Kurzer Verſuch über das Epigramm. (Jahrb. des Pädagogiums U. L. Frauen) Magdeburg 1829.
Des P. Virgilius Maro zehn Eclogen metriſch überſetzt. Mit einer Einleitung über Virgil's Leben und Fortleben und einem Verſuche über die Ecloge (die Einleitung enthält auch die Sagen von dem Zauberer Virgil). Magdeburg 1830.
Graf Gundolf. Roman. Magdeburg 1831.
Anleitung zum Ueberſetzen in das Lateiniſche und Deutſche. Eisleben u. Leipz. 1831.
De impostura religionum breve compendium seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Mss. und mit hiſtor. liter. Einleitung. Leipzig 1833.
Maria de Zayas' Novellen überſetzt. Erſtes Bändchen. Neuhaldensleben 1833.
Sonette und Elegien vom Verfaſſer des Don Enrique. Für Freunde. Eisleben 1833.
H. C. Fuchs' heroiſch-komiſches Gedicht der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von a. 1600, mit den Varianten der Scheuer'ſchen Bearbeitung von 1612, und einer Einleitung. Eisleben 1833.
Handwörterbuch deutſcher Synonymen ꝛc. Eisleben u. Leipzig 1834 (Zweite Ausgabe 1837).
Die richtige franzöſiſche Ausſprache nach Girault Duvivier's Grammaire des Grammaires. Eisleben u. Leipz. 1835.

Mit einem Freunde gemeinſchaftlich

Handbuch der abendländiſchen Literatur und Sprachen ꝛc. Magdeburg 1832 ff. (wird fortgeſetzt).

Herausgegeben wurde von ihm

See-Anemonen. Novellen eines Unbekannten. Eisl. 1832.
Anderſen's Umriſſe einer Reiſe von Kopenhagen nach der ſächſ. Schweiz ꝛc. Aus dem Däniſchen überſetzt vom Verf. der See-Anemonen. Breslau 1835.

Ein eben ſo vielſeitig als gründlich gebildeter reicher Geiſt, der in ſeinen literärhiſtoriſchen Forſchungen Scharfſinn mit Gelehrſamkeit und Geſchmack verbindet, und bereits wichtige Beiträge zur näheren Kenntniß der Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften geliefert hat. Als Dichter zeichnet er ſich durch Reichthum der Phantaſie, Wärme des Gefühls, Innigkeit der Empfindungen und Herrſchaft über Sprache und Form ſehr vortheilhaft aus und es läßt ſich bei ſeinem raſtloſen Fleiße und ſeinem ſchönen reinen Streben noch viel Vortreffliches von ihm hoffen.

Elegie I*).

Auf dem umſchatteten Hang des Moosbepolſterten Hügels,
  Nah' an dem kühlenden Bach, rieſelnder Quelle enthüpft,
Sorglos ruht' ich, umhaucht vom Duft der erglühenden Roſen,
  Ueberdrüſſig des Spiels blühenden Mädchen entfloh'n.
Pfänder zu ſpielen um Kuß, ich verſchmäht' es, wie zärtlichen Anblick,
  Keiner Liebe Gewalt hatte das Herz noch gerührt.
Aber nahe war mir der Feind, in den Roſen verſtecket
  Hat er verborgen gelauſcht, grimmig itzt trat er hervor.
Lange genug, ſprach er, haſt Du mir getrotzt, mich verhöhnet,
  Aber ſiehe, wie ſich ſchrecklich der Knabe nun rächt!
Kaum entwallte dem Munde das Wort, da gellte der Bogen,
  Und der ſchmerzliche Pfeil bohrte ſich tief in die Bruſt.
Und es erſchallte „Luiſe!" es ſchwebte die Holde vorüber
  Wie Cythere umtanzt von der Charitinnen Chor.

Sonett I.

Aus meiner Freunde Kreis hat mich vertrieben
  Des Herzens vorher nie gefühltes Regen
  Es pocht in ungewohnten ſchnellen Schlägen,
  Wo iſt mein vor'ger Sinn und Muth geblieben?

Ein Namen wird von meiner Hand geſchrieben,
  Er wird geſeufzt auf menſchenleeren Wegen;
  Es ſtrebt mein Fuß nach unbetretnen Stegen;
  Das iſt des Lebens Luſt alſo, das Lieben?

Gedankenvoll allein am Bach mit Bäumen,
  Mit Blumen und mit Steinen ohne Leben
  Leb' ich, kaum lebend, in erneuten Träumen.

Will ich der Ding' Urſach voll Ernſt erwägen,
  Dann ſeh' Ihr Bild vor meinem Blick ich ſchweben,
  Ich will es flieh'n und eile ihm entgegen.

Sonett II.

Hinweg aus dieſer kalten, engen Kluft!
  Fort, fort von euch, weisheiterfüllte Schränke!
  Denn jedes Buch, worin ich mich verſenke,
  Doch einzig mir den einen Namen ruft.

Umwehe mich, Du heitre Frühlingsluft!
  Kommſt Du von Ihr, an die allein ich denke,
  Zeig' mir den Weg, wohin den Fuß ich lenke,
  Um Sie zu ſeh'n im goldnen Abendduft.

Kommſt Du von Ihr, umſpielteſt Du Ihr Haar,
  Und küßteſt Du das Auge ſanft und klar,
  Und küßteſt Du den zarten, keuſchen Buſen?

Umwehe mich! Dich ſaug' ich gierig ein,
  Du ſollſt mir köſtlicher als Nectar ſein,
  Du, Du allein biſt mir der Quell der Muſen!

Sonett III.

Einmal, Liebe, zeigteſt Du
  Flüchtig, flüchtig mir die Holde
  Von dem Tage, Liebe, wollte
  In das Herz mir keine Ruh.

---

*) Aus den Sonetten und Elegien vom Verfaſſer des Don Enrique. Als Manuſcript für Freunde gedruckt. 1833. Eisleben.

O wie grauſam ſahſt Du zu,
Wie mir mit der Sonne Golde
Schon vom Aug' die Thräne rollte,
Bis zum Abend ohne Ruh.

Sag! wie lange willſt Du noch
Mich in meinen Schmerzen laſſen
Mit dem Herzen ohne Ruh?

Drückend, tödtend iſt Dein Joch;
Lieber laß mich ſchnell erblaſſen,
Oder ſenk' ins Herz mir Ruh.

Sonett IV.

Lehr' mich das Nichts, die Liebe überwinden,
O Weisheit, dieſen nicht'gen, duft'gen Schaum;
Ein nicht'ges Etwas iſt die Lieb', ein Traum.
Wie kann ihr Weſen anders man ergründen?

Wer darf die Lieb' als höchſtes Gut verkünden,
Als aller Wonnen Paradieſesbaum?
Ein leerer Sinnenrauſch iſt ſie, mehr kaum!
Sie mag den Thoren, nicht den Weiſen, binden.

Drum ſchweig', o Herz, ich folge dem Gedanken,
Der reine Wahrheit uns erkennen lehrt,
Frei von der Sinne trügeriſchen Spielen.

Nur Denken hält die Sinnlichkeit in Schranken,
Die Lieb' iſt Sinnlichkeit; ihr ſei verwehrt
Auf einen Sohn der Weisheit länger zielen.

Elegie II.

Nachmittags war's, und ich las im Virgil wie die liſtigen Griechen
Durch das betrügliche Roß nahmen die heilige Stadt;
Wie dann den theueren Greis auf den Schultern rettet' Aeneas
Aus der lodernden Glut, wie er die Gattin verlor;
Laut aufjammernd Crëuſa dann rief, daß rings es Crëuſa
Hallte; doch heimiſches Land ohne die Gattin er mied.
Niederzuſchreiben bemüht, was ich eben geleſen, in Verſe,
Wandt' ich den Blick und ſah' ſinnend zum Fenſter hinaus;
Sieh' da geht Sie vorüber, die Ruh mir geraubet und Frieden
Und Ihr himmliſcher Blick trifft durch die Blumen auch mich.
Sie iſt's! jauchzet das Herz, hinſtürzt der Sänger Aeneens
Mit dem Schreibegeräth, ja die Erſehnete iſt's!
Auf, Ihr nach, daß ich weiß, wo Sie goldene Träume umgaukeln,
Wo ich beſeliget oft, oft Sie erblick' auf das Neu.

Sonett V.

Was hilft's, daß ich die Lieb' in mir verdammt?
Da mich beſiegt doch meines Herzens Drängen,
Ohn' Widerſtand, wie einſt der Lyra Klängen
Bäum' und Geſteine folgten insgeſammt,

Zu folgen Ihr, die Ird'ſchen nicht entſtammt,
Und deren Blick' Erſtorbene noch zwängen,
Die tödtend mich belebt und zu Geſängen
Das ſel'ge Herz, den ſchüchtern Mund entflammt.

Auf ewig hab' ich Ihr mich nun ergeben,
Nicht länger leiſt' ich, Amor, Widerſtand,
Sind Wonn' und Qual auch in der Hand der Süßen.

O lichte Sonne Du zu neuem Leben!
Ich folge Dir, die Du mein Herz gebannt,
Bis daß ich todt hinſinke Dir zu Füßen.

Sonett VI.

Nicht Schlacht, nicht Held ruft mich zu hohen Flügen,
Zu frommer That nicht iſt mein Lied gewendet,
Zur Blume nicht, die Glanz und Duft verſendet,
Zu Bächen nicht, die ſich durch Wieſen ſchmiegen.

Nicht Glaube, Blume, Held führt mich die Stiegen
Zum Lorbergipfel aufwärts, wo vollendet
Den Sängern wird des Ruhmes Preis geſpendet,
Ein And'res läßt mich ſingen, läßt mich ſiegen.

Die Eine, die mit blauem Aug' mich grüßet,
Der blondes Haar den Jugendſcheitel ſchmücket,
In deren Mienen ſüßer Liebreiz wohnet:

Sie iſt's, die Glut und Lied in's Herz mir gießet,
Die einſt den Kranz auf meine Stirne drücket,
Mit der Ihr Sänger in den Liedern thronet.

Sonett VII.

O Liebe, o Liebe,
Erquickender Bronnen!
Ich athme die Wonnen
Der ſeligen Triebe.

Daß ewig doch bliebe
Der Glanz Ihrer Sonnen,
Daß nie doch zerronnen
Das Glück mir zerſtiebe.

Ich ſchwelg' in den Düften,
Die rings mich umwallen,
Ich ſage zu allen

Den laulichen Lüften:
Ich neide die ſüßen,
Sie weh'n um Luiſen.

Sonett VIII.

Wenn Lenz den Roſenflügel hat geſchwungen,
Wenn Wahrheit wird der Erde Winterträumen,
Dann wird von Stralen, Wellen, Blüten, Bäumen,
Des Jahres Jugend feiernd angeſungen.

Voll Jubel ſchallen grünes Waldes Zungen,
Es ſchwebt das Lied in friſchen duft'gen Räumen,
Und Rauſchen wird und Lied mit ſchwachem Säumen
Dort von der Stimme Tochter nachgeklungen.

Es treibt mich hin, wo klare Bäche fließen,
Ich trinke ſüßen Duft in vollen Zügen,
Auf jeder Blume möcht' ich froh mich wiegen.

Doch ſeh' ich auf den Blumenreichen Wieſen
Hinſchweben auf dem zarten Gras Luiſen,
Wie drängt es mich in Ihren Arm zu fliegen.

Sonett IX.

Ruhe ſucht das Herz und Seelenfrieden,
Der von Paradieſespalmen träuft,
Doch das Paradies iſt ausgeſchieden,
Unruh', Schmerz und Qual iſt nur gehäuft.

Und wie Welle hinter Welle läuft
Drängt nun Müh' und Noth den Lebensmüden,
Und im Norden iſt nicht und im Süden
Eine Lethe, ſo die Qual erſäuft.

Du allein kannſt noch dem Schmerz gebieten,
Holde, Deine Näh' umſäuſelt Frieden,
Mild wie er bei ſchönen Engeln iſt.

Zu Dir flieht das Herz bei Sturmes Wüten;
Wäre noch ein Paradies hienieden,
Müßt' es ſein, wo Du, o Süße, biſt.

Sonett X.

O ſel'ger Hain, ſchwing' hoch der Freude Palme,
Die holde Herrin kannſt Du oft umſchließen,
Ihr Bäum' und Sträucher, jauchzet, hinzugießen
Die Wonne mit der Sänger Jubelpſalme.

Glückſel'ge Blumen, neidenswerthe Halme!
Ihr könnt den wonnereichen Tod erküſſen,
Vom zarten Druck des Fußes ſterben müſſen,
Iſt ſchöner als im Schmuck der Siegespalme.

O helles Licht, das Sie und ſich verkläret,
O Bach, Du klarer Augen Silberſpiegel,
Wie oft kannſt Du das heil'ge Antlitz ſchauen!

Ihr ſel'gen Veilchen, Bäume, Büſche, Auen!
Du glatter Bachſtein, Kieſel auf dem Hügel,
Sagt, ob nicht Liebesglut euch ganz verzehret.

Sonett XI.

Wo läßt der Himmel ſchön're Sterne prangen
Als Dir, o Hold', in Deinen Augen ſtralen,
Die mich erfüllt mit heißen Liebesqualen,
Daß mir der Jugend froher Sinn vergangen.

Wo blühen Roſen, wie auf Deinen Wangen
Sie ſich mit ſanftem Purpuräther malen,
Sah je die Sonn', daß ſchön're Locken ſtahlen
Zum ſchönſten Buſen ſich, wo ich möcht' hangen!

Nicht länger kann ich dieſe Qual ertragen,
Die täglich mich in ſüßem Tod vernichtet —
Ich lebe nur, wenn ich Dich Schönſte ſehe!

Ich muß das Wort der höchſten Liebe wagen!
Zu Deinen Füßen lieg' ich nun gerichtet;
O riefe doch Dein holder Mund: „Erſtehe!"

Sonett XII.

Wenn Helios die bunten Lichter ſpendet,
Den jungen Tag die Hore tanzend führt,
Und munter ſich das Frühlingsleben rührt
Iſt mein Gedanke nur zu Ihr gewendet.

Und wenn der Tag ſein helles Licht verliert,
Des Tages Werk der Menſch ermattet endet,
Die Nacht mit ihrem Schatten Kühle ſendet,
Wird mir im Traum Ihr Bild auch vorgeführt.

Ihr holdes Bild! in jeglichen Minuten
Seh' ich's bei Spiel und Arbeit, wie im Traum
Mit neuem Reiz von meiner Seele fluten

Und mich in meines Herzens Welt beglücken.
Es grünt und blüht der Liebe Baum —
Doch wann werd' ich die ſüßen Früchte pflücken?

Sonett XIII.

Es kräuſelt ſich in ſchönen goldnen Ringen
Dein Haar, wie Aphrodite's Locken fallen,
So lieblich ſie um Hals und Nacken wallen
Und ſchön genug, von ihnen ſchön zu ſingen.

Doch hör' ich Deine Stimme erſt erklingen
Und die Accorde ſilberrein erſchallen,
Die ſanftgewieget durch die Lüfte hallen,
Dann ſenken ſich des Liedes kühne Schwingen.

Und nimmer will es mir dann noch gelingen
Zu rufen auf der Laute frohe Töne,
Sie ſeufzen nur, daß ich nach Dir mich ſehne,

O möchten ſie zu Deinem Ohre dringen!
Denn nur mit Deiner Lieb' allein, o Schöne,
Wünſch' ich, daß mein Geſchick mich gnädig kröne.

Sonett XIV.

Ihr Freunde, helft mir einen Sarg bereiten,
Daß meinen Todten ich darin begrabe,
Mit dem ich lang gelebt, gelitten habe,
Den ich mit Luſt nun endlich ſah verſcheiden.

Nun fühl' ich erſt des Daſeins Seligkeiten,
Neu kenn' ich erſt des Lebens goldne Gabe,
Daß Freude ungetrübt mich fortan labe,
Laßt ſchnell mich ihn den letzten Weg geleiten.

Und fragt ihr noch, wen jetzt das Grab verſchlungen?
Um den mein Auge ſich nicht anders feuchtet
Als dankend, daß der Tod ihn hat bezwungen?

Mein Gram und Trübſinn iſt im Sarg verborgen,
Sie ſtarben, ſeit der Liebe Stern mir leuchtet;
Den Nachtthau zehrt der Stral am warmen Morgen.

Elegie III.

Winde noch nicht Dich empor aus des kalten Gemales Umarmung,
Roſige Eos, Du ſcheuchſt ſonſt mir das Mädchen hinweg.
Oeffne die Thore noch nicht, o hemme der ſtampfenden Roſſe
Eilige Flucht, denn Apoll weilt noch in liebendem Schoos.
Ha! Grauſame! Du nahſt unerbittlich! es glänzt der Olympos,
Und der Geſtirne Heer weichet dem helleren Glanz.
Unzufrieden ergreifet der Gott die ſtralenden Zügel,
Und — mein Mädchen entflieht aus dem umſchließenden Arm.
Nicht den Kephalos würdeſt ſo eilig Du fliehen, Aurora!
Unluſt ſcheuchet allein Dich vom Tithonus hinweg.
Und ich wollte Sie haſchen, die Holde, die jetzt ſich dem Lager
Flüchtig entwand, und noch küſſen den purpurnen Mund;
Da — entſchwebt das Gebild, nur nichtige Lüfte umarmend
Seh' ich, daß nur ein Traum mich, den Verliebten, geäfft.

Elegie IV.

Siehe, wie kecklich der Knabe des Löwen Rücken beſtiegen.
Muthig, der Siege bewußt, bändigt den Leu er zum Lamm.
Aller Götter mächtigſter Gott raubt ſelbſt er dem Donnrer
Seinen Blitz, und zwingt jeglicher Bildung ihn ein,
Selbſt die eigene Mutter, ſie ward der Götter Gelächter,
Als in den Armen des Mars trüglich das Netz ſie umſchloß.
Jedes beſiegte der Held, den Alkumena geboren,
Doch die Liebe bezwang ſelber zur Spindel den Held.
Omphale aber umhüllt den Marmor der reizenden Glieder
Mit der Beute des Wilds, welches Namea geſchreckt,
Und ergreifet die knotige Keul' und betrachtet den Helden; —
Durch die Lüfte enteilt Eros mit lachendem Mund.
Alles beſieget die Liebe; ſo laß auch uns ihr gehorchen,
Eh' uns jegliche Luſt raubet die ſchreckliche Nacht.

Sonett XV.

Ach, dürft' ich Dir doch keine Lieder weihen!
Ich dürfte liegen dann zu Deinen Füßen,
Und, wenn die Blicke in einander fließen,
Wo wär' dann Zeit um Vers an Vers zu reihen.

Dich ſtets zu ſeh'n, wem Götter das verleihen,
Er ſieht auf Sandeswellen Roſen ſprießen,
Im trüben Sturm die Klarheit ſich erſchließen,
Er kann dem Schickſal manchen Schlag verzeihen.

O dieſes Centrum aller Wonn' und Freuden,
Bei Ihr zu ſein, der Herrin der Gedanken,
Wer es errang, wie iſt er zu beneiden.

Sie Sie zu ſingen will ich nie ermatten,
Und um Ihr treu zu folgen ohne Wanken
Verwandelt mich ihr Mächt' in Ihren Schatten.

Aminta oder die gerächte Ehre*).

In der Stadt Vittoria, welche zu den angeſehenſten des Königreichs Biscaya gehört, theils wegen der Schönheit ihrer Lage, theils durch ihre Größe und durch ihre Reichthümer, lebten vor einiger Zeit zwei Brüder, von denen der ältere Erbe der geſammten väterlichen Güter war, und ſeine einzige Ehre darin ſetzte, eine gute Tafel zu führen, ſeine Freunde zu bewirthen und dem Vergnügen der Jagd nachzugehen. Der jüngere, welcher Don Pedro hieß, war eben nicht zu ſehr mit Einkünften überladen, wie dies in der Regel bei den jüngern Söhnen in dieſer Provinz der Fall iſt, und da er kein anderes Lehn als ſeinen Degen beſaß, ſo nahm er frühzeitig Kriegsdienſte, um ſeinen Lebensunterhalt zu ſichern und um auch in der Geſchichte ſich einen Namen zu machen. Er bekleidete anſehnliche Aemter unter der Regierung des Königs von Spanien, der ihm dann für ſeine geleiſteten Dienſte eine anſtändige Belohnung von ſechstauſend Ducaten jährlicher Einkünfte gab. Unter dieſen Umſtänden fand er denn auch eine Frau, die zu gleicher Zeit ſchön und von vornehmer Geburt war und bedeutende Beſitzungen hatte. Sie ſtammte aus der Stadt Segovia, die zu den am ſchönſten gebauten Städten Caſtilla's gehört und großen, ausgebreiteten Handel treibt.

Pedro hatte aus dieſer Ehe nur einen Sohn, der in des Vaters Fußtapfen trat, noch ſehr jung als Fähnrich bei einer Compagnie leichter Reiter in des Königs Dienſte ging, und einen Krieg mitmachte, den der König mit dem Herzoge von Savoyen führte. Der ältere Bruder Don Pedros hatte nur eine einzige Tochter, die aber für eine vollendete Schönheit gehalten wurde. Aminta, ſo war der Name des reizenden Mädchens, konnte ungefähr vierzehn Jahre alt ſein, als ihr Vater ſtarb, dem es weniger ſchmerzlich war, das Leben, als ein ſo theures Weſen zu verlaſſen, ohne zu wiſſen, wem er die Erziehung deſſelben anvertrauen ſollte; denn ihre Mutter hatte ſie bereits einige Jahre früher verloren. Obſchon er von ihrer Tugend überzeugt war, ſo wußte er doch auch, wie in ſo zartem Alter gute Anlagen leicht verderbt werden können und daß man bei großen Reizen nicht eben immer ſtreng die Lehren der Weisheit vor Augen hat, wenn man nicht unter Aufſicht einer ſtrengen Perſon ſteht.

Don Pedros Frau, welche noch am Leben war, beſaß alle die Eigenſchaften, welche für einen Wächter dieſes Kleinods erforderlich waren, und im Falle ſie nur dieſe Mühe über ſich nehmen wollte, eignete ſich Niemand beſſer hierzu. Daß ſie ſich aber leicht bereitwillig finden ließe, hoffte er von der Vorſtellung, daß die Bande des Blutes ſie verpflichte, ſich für ihre Nichte zu intereſſiren, mehr aber noch davon, daß er ihr zugleich ein anderes Plänchen dabei vor Augen legte.

Aminta war eine ganz vortreffliche Partie und konnte leicht das Glück von Don Pedros Sohn begründen, da ihr Vater ſie zur alleinigen Erbin aller ſeiner Güter einſetzte durch ein Teſtament, und zum Vollſtrecker deſſelben ſeinen Bruder Pedro ernannte. Das liebenswürdige Mädchen wurde alſo dem Sohne ihres Oheims beſtimmt. Nachdem der beſorgte Vater dieſe Angelegenheiten für das Wohl ſeiner Tochter in Ordnung gebracht hatte, ſtarb er vollkommen ruhig.

Sobald Don Pedro die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders erhalten hatte, reiſte er ſogleich nach Biscaya, brachte die nothwendigen Geſchäfte in Betreff des Vermögens ſeiner Mündel in Richtigkeit, ſetzte einen zuverläſſigen Mann zur Verwaltung der Güter ein und reiſte mit dem Mädchen nach Segovia zurück.

Die Trauerkleider erhöhten ſo ſehr Amintas Reize und ſie erſchien mit ſo viel Anmuth nnd Schönheit, daß ſie faſt bei allen Frauen Neid und Eiferſucht, bei allen Männern, welche ſie ſahen, Liebe erregte. In allen Geſellſchaften war ſie Gegenſtand der Unterhaltung und die Schaar der Beſucher bei Don Pedro nahm kein Ende, weil man ſie dort recht mit Muße ſehen zu können hoffte, und alle Tage fand man neue Veranlaſſung, das reizende Geſchöpf zu bewundern. Wenn ihre Schönheit die, welche ſie ſahen, entzückte, ſo bezauberte ihr Geiſt alle die, welche ſie reden hörten. Alle Mütter ſtellten ihr weiſes und kluges Betragen ihren Töchtern als Muſter auf und Amintas großes Vermögen ließ eine Verbindung mit den angeſehenſten Perſonen der Stadt wünſchen, und obſchon man die bereits beſtimmte Verheirathung mit Don Pedros Sohn wußte, ſo gab es doch Männer, welche noch nicht daran verzweifelten, mit Aminta in ein Ehebündniß treten zu können, ſobald es ihnen nur gelingen würde ihre Zuneigung zu gewinnen; aber ſie ließ gegen Keinen eine beſondere Vorneigung blicken, da ſie ſich dem letzten Willen ihres ſterbenden Vaters völlig hingab, und zuviel Unterwerfung gegen die Vorſchriften ihres Vormundes zeigte.

Ihr Herz hatte noch keine Regung der Liebe empfunden und ſie erwartete daher nur die Zurückkunft ihres glücklichen Vetters, dem Don Pedro befohlen hatte, ſich ſo viel als möglich zu beeilen. Sie liebte den Frohſinn, und ihre Tante führte ſie in alle Abendgeſellſchaften, die man in der Stadt gab, wodurch es ihr gelang, die frohe Laune und die blühende Geſundheit des Mädchens zu erhalten, welches auf dieſe Weiſe, Tag für Tag angenehm beſchäftigt, keine Veranlaſſung hatte, ſich etwas in den Kopf zu ſetzen, was ihrer Pflicht zuwider geweſen wäre, vielmehr hatte ſie alle die zum Beſten, welche thöricht genug waren, ihr dergleichen Zumuthungen machen zu wollen. Aber eben dieſes Betragen war es, welches die Zahl ihrer Anbeter vermehrte, die, entzückt von ihrer fröhlichen Laune und durch ihren Witz, am Tage ſich durch prächtige Cavalcaden bemerkbar zu machen ſuchten und Nachts ihr die angenehmſten Serenaden brachten. Jedoch wurden ſie für dieſe Anſtrengungen, die den Unbemitteltern der Verliebten oft ſehr ſchwer wurden, mit ſchnödem Undank belohnt, denn Aminta gab häufig gar nicht darauf Acht, und bemerkte ſie ja einen Aufzug, der ſich durch Pracht und feinen Geſchmack beſonders auszeichnete, ſo ſcherzte ſie über dieſe Beweiſe ausgeſuchter Galanterie; nicht beſſer ging es den vortrefflichſten Nachtmuſiken, welche die holde Schläferin oftmals gar nicht hörte, oder wenn ſie die ſchmelzenden und ſehnſüchtigen Arien vernahm, ſich dadurch in den Schlaf bringen ließ, ohne den ſehnſüchtigzärtlichen Rittern dafür zu danken.

Allein die Erfahrung lehrt es fortwährend, daß eine dauernde, vollkommene Geſundheit oft von einer plötzlichen Krankheit bedroht wird, und noch ſo große Klugheit zuweilen auch einen derben Stoß bekommt. Dieſe Erfahrung machte auch Aminta; denn da ſie bisher in einer ſtrengen Zurückgezogenheit gelebt hatte, verfiel ſie in den Fehler der Bizarrerie, welcher ſie der Verſpottung und Neckerei aller derer, welche ſie kannten, preis gab.

Um dieſe Zeit kam ein junger Caſtillaner nach Segovia; er war von einem ſchönen und wohlgefälligen Aeußern, welches ſehr für ihn einnahm, allein er gehörte zu jenen Wüſtlingen, welche nur ihren Leidenſchaften folgen und daher Alles daran ſetzen, ihre Abſichten zu erreichen, ohne ſich ein Großes um die Kritik oder gar um Gewiſſensbiſſe zu kümmern; mit einem Worte, er gehörte zu denen, die ſtarke Geiſter zu ſein glauben, wenn ſie gar keine Religion haben.

Jacinto, wir wollen ihn einſtweilen mit dieſem Namen nennen, hatte eine ſehr achtungswerthe Frau, mit welcher ein ruhiger und billig denkender Mann in der glücklichſten Ehe hätte leben können; allein es wollte ihm gar nicht zu Sinne, daß ein Cavalier von ſeinen Vorzügen an eine ſittſame und ehrbare Gattin durch Heirath gebunden ſein ſollte. Für ihn hatte eine freie Leidenſchaft für eine Geliebte mehr Reiz; daher trennte er er ſich von ſeiner Gemahlin und wählte ſich ein Mädchen, Namens Flora, welches ſeinem Charakter zuſagte und das er unter dem Titel einer Schweſter bei ſich hatte. Eines Tages war er in eine Kirche, die nicht weit von Don Pedros Hauſe war, gegangen, um die Meſſe zu hören; hier erblickte er Aminta, die in Begleitung ihrer Tante in der Kirche erſchien und durch ihre Schönheit, durch ihren Schmuck und prachtvollen Aufzug leicht die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen mußte. Da der Charakter des Ritters von der Art war, wie bereits angedeutet iſt, ſo war es leicht einzuſehen, daß er eine ſolche Dame nicht ruhig oder gar gleichgültig anſehen konnte, vielmehr erregte die liebenswürdige Aminta ſein innerſtes Gemüth und ſie ſehen, ſich ſterblich in ſie verlieben und ſich in den Kopf ſetzen, Alles zu unternehmen, um zu ihrem Beſitz zu gelangen, war bei ihm das Werk eines Augenblicks. Allein als er ihren Namen erfahren und ſich nach der nähern Lage der Umſtände erkundigt hatte, fand er die Sache doch nicht ſo leicht als er ſie wünſchte, denn er kannte die Macht und den Stolz Don Pedros und die Sprödigkeit des Mädchens.

Da alle ſeine Leidenſchaften ſehr heftig waren, ſo wurde er von einer ſo gewaltigen Troſtloſigkeit und Unglückſeligkeit ergriffen, daß er weder eſſen noch ſchlafen mochte und, da ſeine Geſundheit einem ſchweren und plötzlichen Angriff nicht lange widerſtehen konnte, in eine äußerſt gefährliche Krankheit verfiel, deren Grund zu bekennen er nicht das Herz hatte. Flora, früher der einzige Gegenſtand ſeiner Luſt und ſeines Vergnügens, war ihm unerträglich und ſchien durch ihre Schmeicheleien ihm ſeine Untreue vorzuwerfen. Auch entging ihrem ſcharfen Auge ſeine Kälte alsbald nicht, ohne daß ſie die Veranlaſſung hierzu hätte erforſchen können: denn auf ihre mehrmaligen Anfragen hatte ſie keine Antwort erhalten, die ihrer Neugierde ein Genüge hätte thun können. Sie war zu ſehr bei dieſer Sache betheiligt als daß ſie ihre Unterſuchung ſobald hätte aufgeben ſollen, weshalb ſie denn auch nicht unterließ auf jede ſeiner Aeußerungen zu achten und hierauf ihre Conjecturen zu gründen; ſie bedurfte auch nicht gar zu langer Zeit, um ſich das Dunkel vollkommen aufzuhellen: denn Jacinto war zu ſehr mit ſeiner Leidenſchaft beſchäftigt, als daß er ſich hätte die Mühe geben ſollen, ſeine innere Zerrüttung vor ihr zu verbergen.

---

*) Aus Maria de Zayas' Novellen überſetzt. Erſtes Bändchen. Neuhaldensleben 1833.

Eines Tages, als er glaubte, daß Flora ausgegangen ſei, weil ſie ihm geſagt hatte, daß ſie, um die Stadt zu beſehen, einen Spaziergang zu machen wünſche, und er, da er ſie nicht mehr liebte, ſich auch nicht weiter darum bekümmert hatte, ob ſie nach dem Abſchiede von ihm das Haus wirklich verlaſſen, überließ er ſich ohne Zwang ſeiner Neigung, in Gedanken ſeiner neuen Leidenſchaft nachzuhängen. Da er ſich ganz unbemerkt in ſeinem Zimmer wähnte, ließ er ſich nach einer Weile ſeine Teorbe bringen, welche er in der That meiſterhaft zu ſpielen wußte, und ſang zu ihrer Begleitung ein Lied, welches er auf die neue Geliebte gedichtet hatte, von dem aber auch Flora, die ſich verſteckt hatte, kein Wort verloren ging.

Sobald er geendet hatte, trat ſie hervor und zeigte ſich ihm.

Endlich, mein lieber, theurer Jacinto, kenne ich nun die Urſache deines Kummers, von dem du mich, ohne es zu wiſſen und zu wollen, unterrichtet haſt; ich war lange Zeit ungewiß, was für eine Liebe dich in den Zuſtand verſetzt hatte, worin ich dich ſehe, und, fürwahr! du haſt mir ſo oft eine begeiſterte Beſchreibung von den Reizen Amintas gemacht, daß ich leicht begreifen kann, daß du davon bezaubert biſt; fürchte jedoch nicht, daß ich darüber eiferſüchtig ſei, ich beurtheile mich ſelbſt zu gerecht und kann daher kein Wort darüber ſagen, daß du ſie mir vorziehſt, da ſie bei weitem mehr Vorzüge hat. Nur die Schwierigkeiten, welche ich vorherſehe, beunruhigen mich, und ſeit ich dein Uebel kenne, werde ich nur darauf denken, dir dabei zu Hülfe zu kommen, obſchon ich es einſehe, daß, wenn wir nicht eine beſondere Liſt ausfindig machen, um Aminta zu betrügen, es unmöglich ſein wird, ſich einen glücklichen Erfolg zu verſprechen. Liebte ich nur mein Vergnügen, und wäre ich, wie die meiſten Frauen, nur auf meinen Vortheil bedacht, ich würde, weit entfernt dir zu dienen, dir deine Treuloſigkeit vorwerfen; aber, da ich nur auf deine Befriedigung denke, ſorge ich, wie ich dich glücklich machen kann, was es mir — was es meinem Herzen auch immer koſten mag. Ich bin überzeugt, daß dieſe neue Leidenſchaft von nicht langer Dauer ſein wird und daß ſie die ſchöne Freundſchaft, welche uns ſchon ſeit längerer Zeit aneinander feſſelt, zuverläßig nicht erſchüttert, ja ich glaube ſogar, daß du mich um ſo mehr lieben wirſt, wenn du meine Uneigennützigkeit erwägſt; denn, da ich darüber nachgedacht habe, zu welchen Abſcheulichkeiten die Eiferſucht führen kann, ſo habe ich geſchworen, ſie als ein abſcheuliches Ungeheuer zu vermeiden. Das mag, was ich in Anſehung meiner ſagen kann, genug ſein; es iſt beſſer, daß wir nun überlegen, wie wir uns zu benehmen haben, damit du zu Amintas Beſitz gelangen kannſt. Durch Geſchenke iſt dieſes Mädchen nicht zu gewinnen, weil es die vornehmſte und reichſte Partie der ganzen Stadt iſt, und, weil ſie ſich einmal darauf geſetzt hat äußerſt tugendhaft zu ſein, ſo würde ſie die kleinſte Zumuthung einer Galanterie gleich ſehr aufbringen. Man muß ſie zu überreden ſuchen, daß du die ehrlichſten und rechtſchaffenſten Abſichten haſt; und vorausgeſetzt, daß ſie dich anhört und deine Briefe leſen will, verſpreche ich dir auf dieſe Weiſe den erwünſchten Erfolg. Es giebt kein Mädchen, mag ſie auch noch ſo tugendhaft und weiſe ſein, welche nicht mit großer Ungeduld darauf wartete verheirathet zu werden, und wenn auch Aminta jetzt noch den größten Gehorſam gegen die Vorſchriften ihres ſterbenden Vaters bezeigt und Don Pedros Sohn als den Mann betrachtet, welchen ſie heirathen muß, ſo wird ſie ihre Geſinnungen doch ſehr leicht ändern, wenn ihr deine Perſon einmal gefällt; ſorge daher nur für ein gutes Aeußere, ſuche dich ſo zu ſtellen, daß ſie dich bemerken muß, gewinne eine Perſon, welche ihr Ohr beſitzt, damit dieſe oft und vortheilhaft von dir zu ihr redet, und ich für mein Theil will meine Rolle ſchon ſpielen. Ich will nämlich ihre Bekanntſchaft in der Kirche zu machen ſuchen und mich bei ihr in eine gute Meinung ſetzen; aldann wird es mir nicht ſchwer fallen können, dir unter dem Namen einer Schweſter allerlei gute Dienſte zu leiſten, und ſie muß wirklich ſehr fein ſein, wenn ich ſie nicht ins Netz kriegen ſoll. Gefällt ihr deine Perſon, ſo kannſt du auf Treue und Glauben der Heirath auch ihre Gunſtbezeugungen erhalten, und iſt es durchaus nothwendig, ſo entführſt du ſie aus dem Hauſe ihres Oheims und bringſt ſie in ein entferntes Stadtviertel, wirſt du ihrer aber überdrüſſig, ſo verläßt du ſie, da ſie dich nicht kennen kann, und Erkundigungen über dich einzuziehen, wird ſie ſich ſchon hüten, weil ſie dadurch ihre Schande bekannt machen, oder ſich doch der gerechten Beſtrafung ihres Oheims ausſetzen würde. Ich für meine Perſon verlange für meine Dienſtleiſtungen keine andere Belohnung, als das Vergnügen, dich zufriedener zu ſehen; obſchon es faſt ganz außerordentlich iſt, daß eine Frau ſelbſt mit dazu beitragen will ihren Geliebten zur Untreue zu verleiten, ſo verſpreche ich doch nichts, was ich nicht halten will.

Flora verleugnete ihren Charakter durchaus nicht, indem ſie dieſe neue Rolle ſpielte; ſie machte es nur wie alle Mädchen ihrer Art, welche aus Eigennutz lieben und nicht wahrhaft eiferſüchtig auf das Herz ihres Liebhabers ſind; vielmehr kommt es im Gegentheil ihnen außerordentlich erwünſcht, wenn Unregelmäßigkeiten eintreten, indem grade ſolche Vorfälle ſie alsdann zu ähnlichen Schritten berechtigen, und es iſt ja hinlänglich bekannt, daß ſie ihre Gunſtbezeugungen gar zu gern theilen.

Jacinto hörte mit der größten Aufmerkſamkeit auf Alles, was dieſe gefährliche Rathgeberin vorſchlug, denn er betrachtete das Opfer, welches ſie ihm brachte, als die letzte Anſtrengung der Liebe, und ganz mit ſeiner Leidenſchaft beſchäftigt, dachte er nur daran ſie zu befriedigen, ohne die Geſinnungen ſeiner unwürdigen Geliebten zu unterſuchen. Um ſie aber zu veranlaſſen, noch mehr für ſeine Pläne zu thun, umarmte er ſie zärtlich, ſagte, daß er ihr das Leben verdanke und daß er ihr nie genug ſeinen Eifer für ſie würde zu erkennen geben können. Nachdem von beiden Theilen noch das Betragen, welches angenommen werden ſollte, beſprochen worden war, ſo fand ſich Floras ſchon mitgetheilter Plan am zweckmäßigſten.

Sobald Jacinto durch dieſe erfreulichen Ausſichten ſein friſches Ausſehen wiedergewonnen hatte, ſetzte er Kaufleute und Schneider in der Stadt für ſeinen Staat in Bewegung, damit er die Vortrefflichkeit ſeines Wuchſes und die Anmuth ſeiner Bildung durch die Künſte der Kleidung noch erhöhen möchte. Er war faſt zu jeder Zeit des Tages und der Nacht vor Don Pedros Thür zu finden, um die Aufmerkſamkeit der Nichte auf ſich zu ziehen; bisweilen allein und dann wieder in Floras Begleitung, die ihm im Pagenkleide folgte, welches beſonders der Fall war, wenn er der angebeteten Aminta eine Serenade bringen wollte; denn Flora hatte eine wohlklingende Stimme und ſpielte die Teorbe nicht minder vortrefflich als Jacinto.

Don Pedro hatte einer Kaufmannswittwe eine freie Wohnung in ſeinem Hauſe eingeräumt und da dieſe gute Frau keine Geſchäfte hatte, ſo machte ſie, um ſich die freie Miethe ihres Zimmers zu erhalten, die Dienſtfertige und Zeitungsträgerin, welches ihr keine Anſtrengung oder vielmehr keine Ueberwindung koſtete, da ſie von Natur neugierig war und zu gern Intriguen ſchmiedete, ohne ſich aus irgend etwas ein Gewiſſen zu machen, wenn ſie auch in ihrem Aeußern die Ehrbare ſpielte. Don Pedro, den dieſe Außenſeite betrog, hatte gar kein Arg daraus, daß ſie viel mit ſeiner Nichte verkehrte. Helena, ſo mag dieſe Frau genannt werden, war die erſte, welche die eifrigen Bemühungen des Ritters bemerkte und da ſie, wie man zu ſagen pflegt, die Welt geſehen hatte, ſo brauchte ſie nicht lange nachzuſinnen, was er denn eigentlich ſuche. Als er daher eines Abends vor dem Hauſe auf und niederging, nahm ſie die Gelegenheit wahr, ihn anzureden und zu fragen, was er noch ſo ſpät hier zu thun habe, ſetzte aber, ohne ſeine Antwort abzuwarten, gleich hinzu, daß ſie mit Bekümmerniß geſehen habe, wie ein ſolcher Ausbund von Galanterie ſeine Zeit in Amintas Dienſte verderbe, ohne ihren Beſitz hoffen zu dürfen, da ſie bereits mit ihrem Vetter verſprochen ſei, den man nächſtens von Mailand zurückerwarte.

Jacinto war ſehr erfreut, als er hörte, daß ſie ſelbſt zuerſt auf dieſen Punct einging, und da er eine ſo günſtige Gelegenheit nicht ungenützt für ſich vorübergehen laſſen wollte, ſo entwarf er ihr ein ſo bewegliches Gemälde ſeiner Liebespein, daß die Wittwe, welche in dergleichen Dingen ſehr mitleidig war, außerordentlich gerührt wurde, und er, um ſie noch mehr anzuſpornen ihm zu Gunſten zu reden, verſicherte ſie, daß ſie Aminta keinen ſchlechten Dienſt leiſten würde, wenn ſie die Heirath zwiſchen ihnen zu Stande bringen helfen wollte, denn er beſäße ein jährliches Einkommen von viertauſend Ducaten; außerdem verſprach er ihr Glück zu machen, wenn ſie nur dem ſchönen Mädchen ein Briefchen von ihm zuſtellen wolle, und, um ihr jeden Zweifel an der Wahrheit ſeiner Worte zu benehmen, drückte er ihr eine von Wohlgerüchen duftende Börſe, worin er fünfzig Gold-Escudos geſteckt hatte, in die Hand. Dieſes Argument war zu ſiegreich und wirkte weit mehr als ſeine Beredſamkeit. Sie forderte den Jacinto auf, recht bald zu ſchreiben, und verſprach, das Briefchen zu beſorgen, ſobald ſie es erhalten haben würde, und wo möglich wollte ſie auch von Aminta eine Antwort zu erhalten ſuchen.

Der Ritter ging ſehr vergnügt über dieſen Anfang nach Hauſe, erzählte ſeiner Flora wie die Sachen ſtanden und ergriff die Feder, um ſeine Liebesqualen geſchrieben in Helenas Hand zu legen; zugleich fügte er noch einen Ring von großem Werthe hinzu, den Aminta als den erſten Beweis ſeiner Liebe annehmen ſollte. Helena verſprach den größten Eifer in ſeinem Dienſte zu zeigen und beſtellte ihn auf den folgenden Abend, um eine Antwort in Empfang zu nehmen, welche ſie ihm mit größter Zuverſicht verſprach. Kaum war er von ihr weggegangen, als ſie ſich in Amintas Schlafgemach begab, welche ſich noch nicht niedergelegt hatte, weil ſie grade dieſen Abend mit einem Briefe an ihren Verlobten beſchäftigt geweſen war. Helena wartete bis ſie ihren Brief vollendet hatte, dann trat ſie vor den Spiegel der Schönen und ſagte: nicht wahr die Zeit hat mir noch nicht zu ſehr mitgeſpielt? Es ſcheint, ſagte ſie, als ſie Amintas Lächeln bemerkte, als ob ihr glaubt, daß Niemand außer euch Anbeter haben könnte; — jedoch damit ihr ſeht, daß ich nicht ganz ohne Verdienſte ſein mag, ſo ſehet hier das Liebesbriefchen, welches ich mit dieſem Diamant, der faſt wie eure Augen funkelt, erhalten habe. Zugleich zeigte ſie ihr beides.

Aminta zweifelte, wie billig, an der Wahrheit; aber neugierig wie alle Mädchen, und da man einmal ſeinem böſen Geſchick nicht entgehen kann, nahm ſie mit heiterer Miene das Dargebotene von Helena an und las halblaut folgende Worte:

Jacinto an Aminta.

„Das Schickſal, welches Ihr ſo viele Eurer Liebhaber habt erdulden laſſen, hätte mich klug machen müſſen; aber wie iſt dies möglich, wenn man Euch geſehen hat. Es wird mir unmöglich zu glauben, daß Ihr für Don Pedros Sohn, wie man ſagt, beſtimmt ſein ſolltet, den Ihr nicht einmal kennt. Sobald Eure Augen den meinigen begegneten, fühlte ich die Bewegung meines Herzens, welche nur die Uebereinſtimmung unſerer Seelen erzeugen kann. Hat der Himmel uns für einander beſtimmt, ſo wird er auch die unbilligen Pläne Eures Oheims zu zerſtören wiſſen; aber wollt Ihr lieber den Anordnungen Eures ſterbenden Vaters, als den Geſetzen der Liebe folgen, ſo dürft Ihr wenigſtens in der Abweſenheit Eures überglücklich zu ſchätzenden Vetters einem Manne, der Euch anbetet, die Erlaubniß Euch zu ſehen nicht verſagen; dieſe Gunſt erbitte ich mir von Euch, ſo wie auch als die zweite, daß Ihr den Ring annehmet, den ich als ein Zeichen der Huldigung ſende, welche ich Eurer Schönheit bringe.“

Wer iſt denn dieſer Unglückſelige, ſagte Aminta, ſobald ſie den Brief zu Ende geleſen hatte, der mich ſo dringend bittet, die Leiden ſeiner Liebe, welche er erdulden muß, zu lindern? Es iſt ein Cavalier, entgegnete Helena, der es mehr verdient Euch zu beſitzen, als der, welchen man zu Eurem Gemahl beſtimmt hat, er iſt von Rang, hat Vermögen, iſt ſchön und wohlgebildet, galant und zuletzt auch klug genug, kurz er iſt ein auserleſener Ritter. Don Pedros Sohn iſt euch nahe genug verwandt und es iſt nicht nöthig, daß euch die Ehe durch ein ſtärker Band verbinde. Ich weiß nicht, ſetzte ſie hinzu, wo ihr hindenkt, euch ſo hartnäckig auf eine thörichte Treue gegen einen Menſchen zu ſetzen, den ihr niemals geſehen habt, der euch vielleicht mißfällt, wenn ihr ihn ſeht, und inzwiſchen laßt ihr eine ſo ſchöne Gelegenheit verloren gehen, welche ihr ſobald wohl nicht wiederfinden möchtet; denkt wohl auf das, was ihr zu thun habt, und belehrt mich über das, was ich Jacinto antworten ſoll. Sagt ihm nur, erwiederte Aminta, indem eine hohe Röthe ihr Geſicht übergoß und ſie den Ring an ihren Finger ſteckte, ſagt ihm, daß Ihr mir ſeinen Brief gegeben habt, daß ich ihn geleſen, aber daß Ihr nichts von meinen Empfindungen hättet entdecken können. Nichts hätte der Wittwe erwünſchter kommen können, als gleich nach ihrem Weggange von der liebenswürdigen Schönen den Ritter anzutreffen, um ihm Bericht von ihrer Unternehmung des Geſchäfts zu ertheilen. Da er aber nicht darauf gerechnet hatte, daß man eine ſolche Sorgfalt in ſeinem Dienſte zeigen würde, ſo war er, da es ſchon ſpät geworden, zu ſeiner Vertrauten zurückgegangen und ruhete bereits in ihren Armen.

Die Gedanken, welche auf das verſchiedenartigſte Amintas Gehirn durchkreuzten, als ſie allein in ihrem Zimmer war, und die Betrachtungen, welche ſie über dies ſie faſt verwirrende Abenteuer anſtellte, zu ſchildern iſt kaum möglich. Die Liebe, deren Angriffen ſie bisher noch entgangen war, fing an ſich ihres jungen Herzens zu bemächtigen und verurſachte ihr ſoviel Unruhe, daß der Schlaf davon zum erſten Male von ihrem Lager zurückfloh. Sie mochte ſich noch ſoviel im Bette hin- und herwenden, ſie fand die Ruhe, welche ſie ſuchte, nicht. Obſchon ſie recht wohl wußte, daß ſie Don Pedros Sohn heirathen ſollte, ſo hatte ſich doch ihre Phantaſie nie mit dieſem Bilde beſchäftigt und ſie konnte nicht begreifen, wie es kam, daß Jacintos Bild ſo großen Eindruck auf ihre Seele gemacht hatte, da ſie ihn doch nur aus dem Gemälde kannte, welches Helena von ihm entworfen hatte. Mit Ungeduld erwartete ſie die Wiederkehr des Morgens und hoffte, daß mit ihm der ſtürmiſche Aufruhr ihrer Seele ſich legen ſollte. Sobald ſie den Tag anbrechen ſah, verließ ſie ihr Lager, nahm ihre prächtigſten Kleider und vergaß keinen Schmuck, der ihre Schönheit hätte heben können, um — ihrem neuen Geliebten noch mehr zu gefallen, wenn ſie ſo glücklich ſein ſollte ihm zu begegnen. So zeigte ſich die verderbliche Wirkung von Helenas Rathſchlägen; denn da ſie die Schwachheit gehabt hatte ſie anzuhören, war vorauszuſetzen, daß ſie ſich bald ergeben würde.

Weil ein Feſttag war, ſo begab ſich Aminta mit ihrer Tante zur Kirche, um die Meſſe anzuhören und traf ihre gefährliche Hausgenoſſin vor der Thür in einem Geſpräche mit Jacinto, und vermuthete, da Beide ſehr eifrig zuſammen ſprachen, daß jener der Ritter ſein möchte, deſſen Bildniß ſie ihr entworfen hatte. Hatte Jacintos Brief ihre frühere Sicherheit ſchon wankend gemacht, ſo vollendete ſein vortheilhaftes Aeußere ihre völlige Beſiegung. Obſchon über dreißig Jahre alt, war ſeine Geſichtsbildung doch ſo edel, ſein Wuchs ſo gefällig, daß man ihn nicht ohne Bewegung im Herzen anſehen konnte. Der Ritter bemerkte zwar, daß ihn Aminta mit ſolchen Blicken betrachtet hatte, welche ihm das Gelingen ſeiner Eroberung hoffen ließen, allein er beſaß zuviel Welt, wie man es zu nennen pflegt, hatte zu viel Lebensart, als daß er es ſich hätte merken laſſen. Von dem Augenblicke an, wo ſie ihre Augen auf ihn geworfen hatte, bis daß ſie in den Wagen ſtieg, wechſelte ſie fortwährend die Farbe und wandte den Kopf in jedem Augenblick, um ihn anzuſehen; aber als ſie hörte, daß Helena beim Abſchiednehmen von Jacinto zu ihm ſagte: lebt wohl Sennor, eure Geſchäfte gehen ganz vortrefflich und ihr werdet einem glücklichen Erfolg entgegenſehen; wurde ſie ſo ergriffen, daß ſie vor ihrem Geliebten hinzuſinken vermeinte. Er entfernte ſich von ſeiner Vertrauten, ſowie er ſeine Herrin ſchwanken ſah, trat zu dieſer heran und bot ihr die Hand, um ſie zu ſtützen. Madonna, ſagte er, nehmt dieſen kleinen Dienſt von mir als ein Zeichen meines Eifers an. Aminta, welche ihre Beſinnung wiedergewonnen hatte, zog ſogleich ihren Handſchuh aus und reichte ihm die Hand, an welcher ſie den Ring trug, den ihr Helena von ihm gebracht hatte, und der Ritter ergriff dieſelbe mit vieler Ehrfurcht. Don Pedros Gemahlin machte ihm ihr Compliment für dieſe höfliche Dienſtleiſtung, welche er ihrer Nichte erzeigte und der Ritter begab ſich, nachdem die beiden Damen in den Wagen geſtiegen waren, zu ſeiner Flora, um ihr von Allem was ſich zugetragen hatte, Bericht zu erſtatten, und ſagte ihr, daß ſie Aminta noch in der Kirche treffen würde, wenn ſie ſich etwas beeilen wollte. Flora ging ſogleich dahin und nahm ihren Platz dicht an dem Betſtuhl, wo Aminta kniete und ſagte zu Jacinto, welcher ſie begleitete, laß uns näher hier heran treten, lieber Bruder, denn es macht mir ſo viel Vergnügen die jungen Damen zu ſehen, als ob ich ſelber ein Mann wäre, und wahrhaftig, ich habe noch keine ſchönere geſehen als dieſe hier, ich verſichere dich, ich bin ganz verliebt in ſie. Aminta hatte Flora mit eiferſüchtigem Auge betrachtet, als ſie dieſelbe mit Jacinto eintreten ſah, jedoch der Name Bruder, den ſie nun hörte, beruhigte ſie wieder, und als ſie gar das Lob vernahm, welches ihr von der Dame ertheilt wurde, ſagte ſie ihr einige verbindliche Artigkeiten darüber mit dieſen Worten: Bei Eurer anmuthigen Bildung, Donna, darf man nur ſeinen Spiegel befragen, um ſich ein Genüge zu thun, denn es möchte keine Schönheit geben, welche die Eure nicht übertreffe, und obſchon ich kein Recht habe Euch etwas abzuſtreiten, ſo will ich doch nicht, daß Ihr eine beſſere Meinung von mir haben ſollt als von Euch ſelber; ich ſchätze mich hinlänglich glücklich, Eure Augen einige Augenblicke auf mich gezogen zu haben und will gern allen Vorſchub thun, um mir einen Liebhaber wie Euch zu gewinnen, von dem ich verſichert ſein kann, daß meine Ehre bei ihm durchaus keine Gefahr läuft und ich glaube auch nicht, daß Ihr Euch weigern werdet, mich als Geliebte anzunehmen, nach der Erklärung, welche Ihr mir ſo eben gemacht habt.

Man muß ſehr kühn ſein, Madame, erwiederte Flora, wenn man es unternimmt Euch ſeine Dienſte zu weihen, wenn Ihr, wie ich glaube, dieſelbe Aminta ſeid, deren Stolz gleiches Aufſehen erregt wie ihre Vorzüge, und welche ein Vergnügen daran findet ihre Liebhaber zur Verzweiflung zu bringen.

Ich führe dieſen Namen, entgegnete Aminta, aber was man Euch auch immer hat von mir ſagen mögen, ich gebe Euch mein Wort, nicht grauſam gegeu Euch zu ſein.

Flora war ſehr geneigt, in einen nähern Verkehr mit Aminta zu treten, weil es ihr dadurch um ſo leichter wurde, ihrem Jacinto zu dienen und bei ihrer Feinheit wußte ſie die

Unterhaltung bald ſo zu drehen, daß ſie Aminta, ohne eine vorhergehabte Abſicht merken zu laſſen, erzählte, daß ihr Bruder zu Valladolid, wo ſein gewöhnlicher Aufenthalt ſei, von ihrer Schönheit habe ſprechen hören und deshalb einzig und allein nach Segovia gekommen ſei, um ſie zu ſehen, allein da er vernommen, daß ſie mit Don Pedros Sohn verlobt ſei, habe er nicht gewagt, ihr irgend einen Heirathsantrag zu machen; darauf rühmte ſie ſeine Geburt, ſeine Reichthümer, ſagte ihr, daß er die Verſicherung hätte, eine Commandantur des Ordens von Alcantara zu erhalten, und fügte hinzu, daß Jacinto ſie gebeten hätte, die Reiſe mitzumachen, weil ihr Geſchlecht ihr mehr Freiheit gewährte, ſo würde ſie beſſer wiſſen können, ob ſeine Nachforſchung angenehm ausfallen möchte. Zuletzt malte ſie Jacinto ſo verliebt, ſo beſcheiden, ſo treu, daß Aminta, welche ſchon geneigt war, das Beſte von ihm zu glauben, vollkommen überzeugt wurde, daß ſie keine beſſere Wahl treffen könnte. Flora endigte ihr Geſpräch mit der Bitte, Mitleid mit ihrem Bruder zu haben, ehe ihr Vetter aus Italien zurückgekehrt ſein würde, weil ſie alsdann weniger Freiheit haben dürfte.

Ach! Madonna, entgegnete Aminta, wenn ich auch entſchloſſen wäre, Jacinto glücklich zu machen, wie ſollte ich es anfangen, da ich völlig von meinem Oheim abhänge, der nichts gegen die Vortheile ſeines Sohnes unternehmen wird. Ich wäre ſchon bereit den Wünſchen Eures Bruders zu genügen, denn ſeit man mir geſtern von ihm ein Billet und einen Ring zugeſtellt hat, habe ich von dieſem vorhängnißvollen Augenblick an eine ſo heftige Zuneigung zu ihm gefaßt, daß, wenn ich vorher mit einiger Ungeduld der Heimkehr meines Vetters entgegen ſahe, ich jetzt ohne Betrübniß die Nachricht von ſeinem Tode anhören würde, und ich wünſche von ganzem Herzen, daß er ſo lange in Mailand bleiben mag, bis ich Mittel und Wege gefunden habe, unſere Verbindung abzubrechen oder ich durch freiwilligen Tod mich von den Unruhen befreiet habe, welche mich verzehren. Ich tadle mich ſo ſehr, gegen einen Unbekannten treu geweſen zu ſein, daß ich entſchloſſen bin Alles zu wagen, Ruhe, Ehre und Glück, um mich Jacinto hinzugeben. Da ich Euch mein Herz aufgeſchloſſen habe und es mir unmöglich iſt meine Empfindungen zu ändern, ſo bitte ich um Euren Rath was ich thun ſoll.

Grade das war es, was Flora erwartete. Fürchtet nichts, Madonna, erwiederte ſie, Ihr verliert nichts, wenn Ihr auf Don Pedros Sohn verzichtet; Jacinto ſteht ihm weder an Geburt noch Vermögen nach und ſeid Ihr erſt verheirathet, ſo muß Euer Oheim wohl ſeine Einwilligung geben, weil er Euer Wohl nicht wird verwerfen können, und um Euren Vetter zu töſten, erbiete ich mich, ihn zu heirathen. Zwar weiß ich zu gut, daß ich Euch in allen Dingen nachſtehen muß, aber mit zwanzigtauſend Thalern jährliches Einkommen bin ich eine hinlänglich gute Partie für einen vom Glück begünſtigten Soldaten; verzeiht, Donna, wenn ich ſo rede, aber es iſt Euch nicht unbekannt, daß ſein Vater nur ein jüngerer Sohn war, der ſein Vermögen einzig nur im Kriege gewonnen hat. Im ſchlimmſten Falle aber, wenn ſie gar zu hochmüthig thun ſollten, dürft Ihr ihnen nur Euer Vermögen laſſen, mein Bruder beſitzt genung für zwei und wird ſich einzig mit Eurer Perſon begnügen. Durch Helenas Vermittelung, der Euer Oheim nicht mißtraut, werden wir uns näher beſprechen können; wir nehmen Abrede mit einem Pfarrer, daß er Euch heimlich traut und wenn die Ceremonie vorüber iſt, geht Ihr mit mir in meine Wohnung, wo wir Don Pedro murren laſſen, ohne uns um ihn zu kümmern.

Aminta ließ ſich ſo von ihrer Leidenſchaft blenden, daß ſie nicht nur in alle Vorſchläge Floras einwilligte, ſondern ſie ſelbſt bat, keine Zeit zu verlieren, aus Furcht, daß ihr Verlobter eher zurückkommen möchte, als ſie ihren Vorſatz ausgeführt hätten, und ſich nach dem Mittagseſſen mit ihrem Bruder auf Helenas Zimmer einzufinden, damit ſie zuſammen beſchließen könnten, was ſie zu thun hätten, während ihre Tante Beſuche machen würde; und nachdem Aminta Flora ewige Freundſchaft geſchworen hatte, begab ſie ſich in Don Pedros Haus zurück.

Die Tante hatte zwar geſehen, daß die beiden Mädchen in einer angelegentlichen Unterhaltung geweſen waren, allein dies erregte ihr auch nicht einmal den Schatten eines Verdachtes, weil ſie von der Tugend ihrer Nichte vollkommen überzeugt war.

Flora erzählte Jacinto Alles was ſich in der Kirche zugetragen hatte und er belohnte ihr dieſen Dienſt, welchen ſie ihm geleiſtet, mit tauſend Liebkoſungen. Nach einer leichten Mahlzeit begaben ſich Beide zu dem Stelldichein, welches ihnen Aminta verſprochen hatte und fanden Helena ſchon zu ihrem Empfange bereit, nach dem Befehle der reizenden Verliebten. Da ſie nun einmal eine heftige Leidenſchaft für Jacinto empfunden hatte und vor Ungeduld verging ihn zu ſehen, ſo eilte ſie, ſobald ihre Tante das Haus verlaſſen hatte, um mit ihren Freundinnen eine Spielpartie zu machen, und ihr Oheim, um einige Geſchäfte zu beſorgen, nach Helenas Zimmer, ohne ihren Dienerinnen etwas von ihrem Vorhaben mitzutheilen, denn da ſie wußte, daß Bedienten, wenn man ihnen ein Geheimniß anvertraut, große Luſt haben es auszuplaudern, ſo ſagte ſie blos, daß ſie ſich mit Helena etwas unterhalten wollte, und man ſie dort abrufen könnte, wenn es etwa nöthig ſein ſollte. Da es bekannt war, daß die Wittwe eine vortreffliche Laune beſaß, ſo konnte dieſer Beſuch durchaus nicht auffallend erſcheinen. Sobald Aminta eingetreten war, umſchlang ſie Floras Hals ſo zärtlich, daß Jacinto faſt eiferſüchtig darüber wurde; aber ſein Kummer war nicht von langer Dauer, weil ihm das ſchöne Mädchen, nachdem ſie ſein Gelübde der Treue erhalten hatte, Gunſtbezeugungen gewährte, die, wenn auch unbedeutend, ihn doch mit Freude erfüllten, weil ſie durch die Perſon, welche ſie gab, koſtbar wurden. Aminta hatte bisher in einer ſolchen Zurückgezogenheit von näherem männlichen Umgange gelebt, daß ſie das, was ſie that, ſehr in Verwirrung ſetzte, wovon ſie ſich kaum erholen konnte. Helena und Flora machten ſich ein Vergnügen daraus, ſie deshalb aufzuziehen und brachten ſie dadurch in neue Verwirrung. Als man genug geſcherzt hatte und es Zeit wurde ſich zu trennen, blieb man bei der Verabredung, daß am folgenden Tage nach dem Mittagseſſen, wenn Don Pedro und ſeine Gemahlin ihr übliches Schläfchen hielten, Jacinto ſeine liebenswürdige Gebieterin mit einer Sänfte abholen ſollte, um ſie zu dem Pfarrer hinzubringen, von dem ſie ſich unter erdichteten Namen wollte trauen laſſen; dies ſollte aus Fürſorge geſchehen, daß man ſie nicht entdecken möchte; von dort aus wollten ſie nach Jacintos Haus gehen, welches er in Segovia gemiethet, und daſelbſt ſo lange bleiben, bis er ſie in ſeine Heimath führen würde. Dann, wenn nichts mehr zu fürchten ſei, wollten ſie Don Pedro anzeigen, daß das Band der Ehe ſie auf ewig vereint hätte. Nachdem Alles auf dieſe Weiſe beſchloſſen war, empfahlen ſie Helena das Geheimniß zu bewahren, bis die Zeit da ſein würde, wo man die Oeffentlichkeit nicht mehr zu ſcheuen habe. Dieſe verſicherte ihrerſeits, daß es ihr eigener Vortheil heiſche, ſo lange zu ſchweigen, bis Don Pedros Zorn ſich gelegt habe. Darauf trennten ſie ſich vergnügt und jeder begab ſich in ſeine Wohnung.

Aminta war von ihrem neuen Geliebten ſo bezaubert, daß ſie auch nicht im Geringſten an das Unheil dachte, welches in Folge einer ſo übereilten Flucht entſtehen konnte, und Jacinto beſaß ſo wenig Glauben und Gewiſſen, obſchon er wohl einſah, daß er das Glück des Mädchens vernichte und Schmach und Schimpf über ſie bringen würde, daß er nur an das Vergnügen dachte, welches er in ihrem Beſitz zu genießen hoffte. Aminta handelte wie ihrer Sinne nicht mächtig, Jacinto als ein unredlicher Mann. Beide waren aber bei der Heftigkeit ihrer Leidenſchaften zu entſchuldigen, weniger Flora; denn eine Frau kann keine größere Niederträchtigkeit ſich zu Schulden kommen laſſen, als wenn ſie ſelbſt die Ränke ihres Liebhabers unterſtützt.

Aminta erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag, den ſie für den glücklichſten ihres Lebens hielt und der ihrer Leiden Anfang war. Mit der emporſteigenden Morgenröthe verließ ſie ihr Lager und kleidete ſich ſchnell an; zwar hatte ſie einige Vorahnungen des Unglücks, das ſie ſich zu bereiten ging und der Himmel wollte ſie durch verſchiedene Zeichen darauf aufmerkſam machen, doch brachte ſie dies nicht zum Nachdenken, da die Liebe einmal unumſchränkt über ihr Herz gebot und alle Sinne gefangen hatte. Sie wickelte ihre Steine und Koſtbarkeiten in ein feines Tuch, welches ſie in einem Aermel ihres Oberkleides verbarg, ſteckte ihren Schleier in den andern und ging wie gewöhnlich, obwohl mit ziemlicher Unruhe, zum Mittagseſſen. Sobald ſie ſah, daß ihr Oheim und die Tante eingeſchlafen waren, ſtieg ſie die Treppe herab, bedeckte ihr Geſicht mit dem Schleier, verließ das Haus und ſetzte ſich in die Sänfte, welche bereits an der Thür ihrer harrte, nachdem ſie zuvor von Helena Abſchied genommen und ihr von neuem unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß empfohlen hatte. An einer Straßenecke fand ſie Jacinto, der ſie von dort aus hatte aus dem Hauſe gehen ſehen, und an dieſem Orte gleichſam auf Wacht geſtanden war, ohne Furcht bemerkt zu werden, weil in dieſer Gegend der Zuſammenfluß der Fremden in Segovia gewöhnlich war und man ihn nicht kannte. So kamen die beiden Liebenden, ohne daß man ſie irgend bemerkt und gekannt hätte, bei dem Geiſtlichen an, den Aminta begrüßte, ohne ihren Schleier zu heben, und der auch die Ceremonien der Trauung nicht alle beobachtete, da eine Handvoll Ducaten ihn über die möglichen Bedenklichkeiten beruhigt hatte. Als Aminta nach dem Gebrauche ihre Hand in Jacintos Hand legte, ging ein Smaragd, den ſie am Finger trug, aus ſeiner Faſſung und ſprang auf den Boden fallend in Stücken. Sie wurde darüber beſtürzt, aber Jacinto beruhigte ſie und ſagte, daß es Aberglauben ſei, Folgerungen aus ſolchen Ereigniſſen ziehen zu wollen, die rein vom Zufall abhingen und nichts zu bedeuten hätten. Sobald ſie die eheliche Einſegnung erhalten hatte, führte der gewiſſenloſe Ritter das betrogene Mädchen in ſeine Wohnung, wo ſie Flora fanden, die ſie voll boshafter Freude mit Glückwünſchen überhäufte. Um Jacintos Vergnügen nicht aufzuſchieben und der Neuvermählten keine Zeit zur Beſinnung zu laſſen, bereitete ſie ihnen eine köſtliche Mahlzeit und ließ ſie dann zu Bette gehen, worauf ſie ſich in ein anderes Gemach zurück zog. So ſchmeichelte ſie den Begierden ihres Geliebten in der Hoffnung, daß der Ekel und Ueberdruß, welcher in den Seelen dieſer Wüſtlinge dem Genuſſe folgt, ihr Jacintos Herz mit aller Zärtlichkeit wiedergeben würde.

Wir wollen, wie Flora, die beiden Liebenden jetzt ſich ſelbſt in aller Freiheit überlaſſen und den Vorhang über die Myſterien ziehen, wobei Amor keine Zeugen haben will, und indeſſen ſehen, was ſich in Don Pedros Haus zutrug, als man Nachricht von ihrer Entweichung erhielt. Don Pedro maß allen Bedienten des Hauſes die Schuld bei, ſprühete einen Strom von Verwünſchungen und Drohungen um ſich, aber Alles umſonſt. Endlich beging er gar ſolche Ausſchweifungen und Thorheiten, daß man ſagte, er habe den Verſtand verloren. Aber jedes Ding hat ſeine Zeit und auf Sturm folgt Windſtille; nachdem er ſeine Bedienten alle einzeln und auf das ſchärfſte examinirt hatte, ohne das geringſte Licht dadurch über dieſes Abentheuer zu erhalten, ſo ſchickte er Leute in der Stadt umher, welche ſich unter der Hand erkundigen ſollten, aus Furcht, den Schimpf ſeiner Nichte ſtadtkundig zu machen. Er mühete ſich jedoch vergebens ab, weil die einzige Perſon, Helena, welche Auskunft geben konnte, mehr Veranlaſſung hatte, von dieſer Sache zu ſchweigen als zu reden. Seine Frau und die Mägde machten aber ein ſolches Aufheben, daß es zuletzt ganz Segovia wußte, Aminta iſt entführt. Die Obrigkeit nahm Kenntniß von dieſer Entführung und der Richter ließ ſich davon unterrichten, aber es mangelte aller Beweis. Der Geiſtliche ſagte zwar, daß er um drei Uhr Nachmittags zwei ihm unbekannte Perſonen getraut habe, aber wenn er auch ſtarke Muthmaßung hatte, daß dies Aminta geweſen war, von der man ſprach, die Sache ließ ſich nicht hinlänglich beweiſen und man mußte ſeine Zuflucht zu einer öffentlichen Bekanntmachung nehmen. Jacinto erhielt Nachricht davon und wurde unruhig; ſeine Leidenſchaft wurde ſchon kühler, er ſah den Fehltritt, den er begangen, und die Gefahr, der er ſich ausgeſetzt hatte. Er fürchtete, daß Helena ihn angeben möchte, wenn man ſtärker in ſie dringen ſollte, daß ſie ſeinen Aufenthaltsort, der ihr bekannt war, entdecken möchte und das ganze Abentheuer ſich mit einer ſchimpflichen Kataſtrophe endigte.

Um ſich von dieſer Unruhe zu befreien, begab er ſich in der folgenden Nacht an ein niedriges Fenſter, welches von Helenas Zimmer auf die Straße ging und rief ſie herbei. Während er ihr erzählte was ſich zugetragen hatte und ſie zuhörte, zog er unvermerkt ein Piſtol hervor und ſchoß ihr zwei Kugeln durch die Bruſt, ſo daß ſie auf der Stelle, ohne ein Wort ſprechen zu können, todt in die Stube zurück ſtürzte. So belohnte er ihr die Dienſte, welche ſie ihm geleiſtet hatte.

Ein Verbrechen zieht das andere nach ſich, und ſobald Jacinto von dieſer Seite ſich Ruhe verſchafft hatte, dachte er nur darauf, ſeine Geliebte zu verlaſſen, die ihm läſtig zu werden anfing, weil er befürchtete, daß der Mord Helenas die Obrigkeit veranlaſſen möchte, eine Durchſuchung der Miethwohnungen vorzunehmen, um den Thäter zu entdecken. Verfolgte der Schrecken und die Angſt den Unglücklichen von dieſer Seite, ſo war es von der andern Flora, die ihn beunruhigte, weil ſie ihrer Nebenbuhlerin gern los ſein wollte, und endlich ließen ihm auch die Gewiſſensbiſſe über das Verbrechen, welches er begangen hatte, keinen Augenblick Ruhe. Um ſich aus allen dieſen Unannehmlichkeiten herauszuziehen, entſchloß er ſich, Segovia ſobald als möglich zu verlaſſen, und Aminta, während er hierzu die Anſtalten traf, zu einer ihm befreundeten Dame, welche etwas abgelegen wohnte, zu bringen. Er ſuchte ſie hierzu dadurch zu bewegen, daß er ihr vorſtellte, es würde für ſie, falls es das Unglück wollte, daß ſie in die Hände ihrer Verwandten fiele, vortheilhafter ſein, wenn man ſie bei einer Frau von Rang fände, als in einer gemietheten Wohnung, und ſie könnte in dieſem Falle auch, ohne ihren Ruf zu wagen, ihre Verheirathung entdecken. Sollte man ſie aber nicht ausforſchen, ſo würde er einen Wagen miethen und ſie nach Valladolid bringen, wäre ſie aber erſt einmal dort, ſo hätten ſie nichts mehr zu fürchten. Aminta ließ ſich bereden und ihr treuloſer Geliebter ſuchte eine von ſeinen Verwandtinnen auf, eine reiche Wittwe, welche nur einen Sohn hatte, ſchön von Aeußerm und von biederm Character, Namens Don Martin. Jacinto erſuchte dieſe gute Dame, doch eine ſehr verehrungswerthe Frau, für welche er ſich ſehr intereſſire, während er in Geſchäften eine Reiſe nach Valladolid machen müßte, bis zu ſeiner Zurückkunft gütig bei ſich aufzunehmen. Donna Luiſa, ſo hieß dieſe Dame, hatte zwar von den verliebten Händeln, welche Jacinto in der Heimath gehabt hatte, gehört und vermuthete daher nicht mit Unrecht, daß die in Rede ſtehende Dame vielleicht eine von ſeinen Geliebten ſein möchte, aber ſie wollte ihm doch die nachgeſuchte Gefälligkeit nicht abſchlagen.

Gegen Abend brachte der Ritter die ſchöne Aminta, welche über den ſchlechten Fortgang ihrer Liebe ſchon ziemlich ſchwermüthig war, zu ſeiner Verwandten, froh ein Mittel gefunden zu haben, ſich ihrer zu entledigen. Um ſie zu tröſten, hatte er ihr, außer ihren eigenen Koſtbarkeiten, noch Steine von großem Werthe gegeben. Sobald Jacinto Abſchied genommen hatte, kehrte er zu ſeiner Flora zurück und trat mit dieſer ſeine Rückreiſe in die Heimath an, ohne ſich Sorgen darüber zu machen, was aus der Unglücklichen werden möchte, die er verließ, nachdem er ſeiner rohen Leidenſchaft genügt hatte. Aber wenn dieſe auch von Seiten der Menſchen nichts mehr zu hoffen hatte, ſo übernahm der Himmel ihre Vertheidigung und ließ den Verräther die verdiente Strafe erleiden.

Aminta blieb alſo bei Donna Luiſa unter dem Namen Victoria, den ſie angenommen hatte, weil der ihrige in Segovia zu bekannnt war, und ſo wurde es ihr nicht ſchwer, verborgen zu bleiben, weil ihre großmüthige Wirthin erſt ſeit kurzer Zeit in dieſes Haus gezogen war, und Amintas Abentheuer ihr Ohr noch nicht erreicht hatte, obſchon es in allen Geſellſchaften Gegenſtand der Unterhaltung war; allein ſie lebte in großer Zurückgezogenheit und ihr Sohn war ſeit vier Tagen vom Hauſe entfernt auf die Jagd. Sobald Don Martin zurück kam, wechſelte er nur die Kleider und ging in der Stadt ſeinen Geſchäften nach, wobei er denn auch bald die Geſpräche über die Entführung Amintas hörte. Als er heim kam, richtete man das Abendeſſen an und Donna Luiſa ließ ihre liebenswürdige Schutzbefohlene rufen; Don Martin, der ſie im Hauskleide, mit ſchwermüthigem Antlitz, welches aber ihre Reize noch erhöhete, eintreten ſah, blieb bezaubert ſtehen und vermochte über Tiſch nicht die Augen von ihr wegzuwenden.

Sobald man abgenommen, erzählte er ſeiner Mutter die Neuigkeiten, welche er in der Stadt erfahren hatte, und nachdem er mehreres vorgebracht, erwähnte er auch Amintas. Vor einigen Tagen, ſagte er, iſt die Nichte Don Pedros, welche dieſer mit ſeinem Sohne verheirathen wollte, verſchwunden, ohne daß man im Geringſten erfahren kann, was aus ihr geworden iſt; da ſie das ſchönſte und klügſte Mädchen von ganz Caſtilla iſt, kann man ſich den Grund gar nicht enträthſeln, weshalb ſie ihren Oheim verlaſſen hat, weil ſie nie Widerwillen gegen den ihr beſtimmten Gemahl gezeigt, und auch in einer ſo großen Zurückgezogenheit gelebt, daß man ihre Tugend nicht in Verdacht ziehen kann; unter Trompetenſchall iſt das Verbot bekannt gemacht, ſie bei Todesſtrafe nicht zurückzuhalten, und was das Unbegreiflichſte iſt, man hat dieſen Morgen eine Frau, welche ein kleines Zimmer in Don Pedros Hauſe bewohnte, durch einen Piſtolenſchuß, gerade mitten durch die Bruſt, getödtet gefunden; wenn ich nicht irre, nannte man ſie Helena Man hat den Greis und alle Hausbedienten eingezogen, indem man glaubt, daß der Mörder unter ihnen iſt; ich habe die Verhandlungen, welche bereits darüber aufgenommen ſind, ſelbſt geleſen. Ein Zeuge hat ausgeſagt, daß er in dieſer vergangenen Nacht geſehen, wie die Frau mit einem Manne auf der Straße durch ein Fenſter geſprochen habe, und ein Anderer, daß er von einem Mädchen, welches bei Don Pedros Nichte, die Aminta heißt, im Dienſte geweſen, gehört habe, daß dieſe oft zu Helena auf das Zimmer gegangen ſei, woraus man die Folgerung gezogen hat, daß Aminta die Urſache ihres Todes ſei und deshalb hat man den Oheim in das Gefängniß geſteckt.

Zitternd hörte Aminta dieſer Erzählung zu und war von Herzen froh, als Don Martin von dieſer Materie aufhörte und ſeiner Mutter dankte, daß ſie ihm eine ſo liebenswürdige Hausgenoſſin gegeben habe. Jacinto, erwiederte Donna Luiſa, hat ſie mir anvertraut, während einer Reiſe nach Valladolid; bei ſeiner Zurückkunft wird er ſie abholen, um ſie mit in ſeine Heimath zu nehmen.

Iſt es ſeine Frau? fragte Don Martin. Das wolle Gott nicht, unterbrach ihn Donna Luiſa, es würde mich ſehr betrüben, wenn eine ſo ſanfte und adelige Dame ſo übel berathen wäre.

Was ſprecht ihr von Frauen, ſagte Aminta mit einer Unruhe, die ſie nicht verbergen konnte; iſt dieſer Jacinto verheirathet, oder iſt er im Begriff, es zu thun? Von welchem Jacinto ſprecht Ihr? erwiederte Donna Luiſa; meint Ihr etwa denſelben, welcher Euch zu mir brachte? Der heißt nicht eigentlich ſo, ſondern ſein wahrer Name iſt Don Francisco, ſeine Gemahlin lebt zu Madrid. Seid Ihr deſſen auch wohl verſichert, edle Frau? fragte die niedergeſchlagene Aminta. Es iſt die Wahrheit; antwortete Donna Luiſa, und es fehlt kein Grund, weshalb man zweifeln dürfe: ich bin mit ihm aus derſelben Provinz und habe bis zu meiner Verheirathung dort gelebt; jetzt mögen es etwa fünf bis ſechs Jahre ſein, daß ich wieder dort geweſen; ich habe es ſelbſt geſehen, daß er ein Mädchen aus meiner Geburtsſtadt, in die er ſich verliebt hatte, heirathete, denn ich war bei der Hochzeit, welche bei einem ihrer Verwandten gefeiert wurde, zugegen. Nach Verlauf eines Jahres war ſie gezwungen, ſich von ihm zu trennen; ich kenne die ganze Familie und weiß, daß ſein Reichthum ſeinem wüſten Leben gleichkommt.

Hatte er nicht eine Schweſter, Namens Flora? fragte Aminta weiter, noch verwirrter als zuvor. Ihr kennt dieſe Perſon ſchlecht, entgegnete Donna Luiſa; es iſt eine Beiſchläferin, die er ſeit mehren Jahren unterhält und die ſeinen ſchändlichen Neigungen zu ſchmeicheln weiß; wenn er nicht einflußreiche Verwandte am Hofe hätte, die ihn zu ſchützen ſuchen, ſo würde er längſt ſchon ſeinen Kopf haben auf das Schaffot tragen müſſen. Aber ſagt mir, theure Victoria, was nehmt Ihr für Antheil an ſeine Perſon? ich ſehe Eure Thränen fließen, welche Ihr vergebens zurück zu halten ſucht und ich zweifele faſt nicht, daß er auch an Euch einen ſeiner gewöhnlichen Streiche verübt hat. Glaubt ſicher, daß er Euch betrogen, wenn er ſagte, er ſei nicht verheirathet; ſeine Gattin heißt Donna Maria, ſie hat ſich zu ihren Verwandten zurückgezogen, weil ſie ſeine Ausſchweifungen nicht hat ertragen können.

Meine Leiden, erwiederte Aminta, ſind von der Art, daß ich ſie nicht ohne Verwirrung bekennen kann: geſtattet daß ich mich zurückziehe; wenn ich mich etwas von meinem Erſtaunen, worin mich dieſe Unterhaltung gebracht hat, werde erholt haben, will ich Euch Dinge erzählen, die Euch in Verwunderung ſetzen ſollen; Ihr werdet kaum glauben können, daß ein Mann ſo niederträchtig ſein kann, die Einfalt eines unglücklichen Mädchens auf dieſe Weiſe zu mißbrauchen. Donna Luiſa wollte nicht weiter in ſie dringen; ſie merkte wohl, welchen Betrug man ihr geſpielt hatte, wenn ſie auch die näheren Umſtände nicht wußte. Sie erhob ſich ſogleich von ihrem Sitze und führte Aminta bei der Hand in ein ſchönes Zimmer, welches die Ausſicht auf den Garten hatte. Dieſes ſtieß an Don Martins Zimmer, mit dem es eine Verbindungsthür hatte, welche ſie verſchloß, damit man die Ruhe ihrer Schutzbefohlenen nicht ſtören möchte. Aminta hatte ſo die Herzen des Sohnes und der Mutter gewonnen, daß ſie gerührt waren von ihren Leiden, die ihnen noch nicht einmal näher erzählt worden waren.

Don Martin fing an, für die Schöne mehr als bloßes Mitgefühl zu empfinden; er fürchtete, daß ihre Verzweiflung ſie zu irgend einem traurigen Entſchluß bringen möchte, ging deshalb, um ſich in den Stand zu ſetzen, dieſem zuvor zu kommen, zeitig auf ſein Zimmer und fand die Verbindungsthür verſchloſſen. Da er nun wohl merkte, daß dies von ſeiner Mutter, die ſehr ſtreng über Sittlichkeit dachte, ausgegangen ſein möchte, ſo ſuchte er in einem Kaſten alter Schlüſſel und fand auch wirklich einen darunter, welcher ihm einen Weg in das Zimmer der liebenswürdigen Victoria eröffnete. Nachdem er ihn verſucht hatte, um ihn im Nothfall gebrauchen zu können, ſtellte er ſich, als ob er ſich niederlegen wollte, entfernte die Diener und ſchlich ſich dann leiſe an die Thür, um durch das Schlüſſelloch jede Bewegung Victorias beobachten zu können. Donna Luiſa hatte ſie allein gelaſſen, nachdem ſie nach ihrem beſten Vermögen bemüht geweſen war ſie zu tröſten, worauf ſie in ihre Gemächer gegangen war.

Als die Unglückliche ſich allein ſah und nicht glaubte, daß man ſie beobachte und ihre Klagen hören könnte, vergoß ſie einen Strom von Thränen, zerraufte ihr Haar, zerfleiſchte ihr Geſicht mit den Nägeln und ließ ihrem Schmerze vollen freien Lauf, der nun mit ſo größerer Gewalt hervorbrach, da ſie ihn eine Zeit lang zurückgehalten hatte. Ach unglückſelige Aminta! rief ſie mit hinſchmachtender Stimme, wie haſt du ſo verblendet ſein können, welche raſende Leidenſchaft ließ dich deine Pflicht vergeſſen? dein Unglück wird den Mädchen zum warnenden Beiſpiel dienen können, die ſich die Liebe in den Kopf ſetzen und ſich denen ſo leicht hingeben, die ſie verführen wollen. Ach! meine Leichtgläubigkeit hat mich ſo ſchlimme Fehltritte begehen laſſen und mir ſo ſchreckliches Unheil zugezogen; noch vor drei Tagen betrachtete mich Jedermann mit Hochachtung, meine Verwandten verehrten mich, die Vergnügen kamen meinen Wünſchen zuvor und ich lebte im vollkommenſten Ueberfluß alles Wünſchenswerthen — und nun bin ich erbärmlich von dieſer Höhe herabgeſtürzt. Mein theurer Oheim! Wie kann ich den Schimpf wieder gut machen, den ich auf meine Familie gebracht habe, wie den Kummer verſcheuchen, den ich euch verurſachte? Ach! er muß noch vermehrt werden, wenn ihr erſt alle Umſtände erfahrt. Grauſame Helene, du biſt das Werkzeug meiner Leiden, meiner Schande, möge dich Gott dafür in jener Welt ſtrafen wie in dieſer. O gefährliche, verderbliche Flora, du übertriffſt an Feinheit und Bosheit alle deines Geſchlechts und Gewerbes! und du Jacinto, wie haſt du dich entſchließen können, ein Mädchen meines Ranges zu betrügen, ohne zu bedenken, daß du die Veranlaſſung meines Todes biſt; kannſt du glauben, daß mein Oheim einen ſolchen Schimpf wird ungeſtraft laſſen? Mit deinem Blute ſollſt du den Verrath bezahlen, den du an mir begangen haſt, wenn ſeine Tage nicht zu bald ihr Ziel erreichen; aber wenn du auch ſeiner Rache entgingeſt, ſein Sohn iſt verpflichtet, dich zu verfolgen bis an der Welt Ende, weil du zu gleicher Zeit ſeine Verwandte verführt und ſeine Braut geraubt haſt. Aber warum ſoll ich Andern die Sorge überlaſſen, da ich ſelbſt Muth genug beſitze, um dir das undankbare Herz aus der Bruſt zu reißen. — Aber nein, ich ſelbſt muß die Qual für meine zu große Leichtſinnigkeit dulden; man wird mir verzeihen, wenn man erfährt, daß ich ſie mit meinem Blute abgewaſchen habe; alles Schwanken hört hier auf, man muß das Leben verlieren, wenn man die Ehre verloren hat.

Als ſie dies geſprochen hatte, zog ſie ein Meſſer hervor, das ſie zu dem Zwecke, ſich die Adern zu öffnen, verborgen hatte, indem ſie überdachte, daß ſie todt ſein würde, wenn man im Hauſe erwachte. Don Martin, welcher einen Theil ihrer Klagen angehört hatte, errieth das Uebrige. Leiſe ſteckte er, um ihr in ihrer Abſicht zuvorzukommen und ſie zu verhindern, den Schlüſſel in das Schloß, und ſchnell die Thür öffnend, ſtand er vor ihrem Bette, ehe ſie ihren ſchrecklichen Plan ausführen konnte.

Die unglückliche Aminta war von dem Sturm, welchen ihre Seele ſchon ausgeſtanden hatte, ſo ermattet, daß ſie bei ſeinem Eintritt ohne Regung blieb und ihr Puls ſtill ſtand. Don Martin bemühte ſich, ſie wieder in das Leben zurückzubringen und hatte dabei vollkommene Freiheit, ihre Reize mit Muße zu betrachten, Reize, die ihm ohne dieſen Zufall lange Zeit würden verborgen geblieben ſein. Der verliebte Cavalier, dem ihr Unglück ſo zu Herzen gegangen war, erſtaunte über ihre große Jugend, welche mit dieſen bezaubernden Reizen in einen ſo beweinenswürdigen Zuſtand verſetzt war und benutzte die Gelegenheit, da die Liebe bald dem Erſtaunen folgte, Gunſtbezeugungen zu rauben, die er freiwillig nicht ſobald hoffen durfte. Er ordnete ihre Haare, trocknete ihre Thränen und da er merkte, daß ſie anfing zu athmen, ſo ſuchte er durch einen etwas feurigen Kuß die Geiſter auf ihre Lippen zurückzurufen, die ſich nach dem Herzen gezogen hatten. Sie kam aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich, fand ſich in den Armen Don Martins und machte erröthend einige Verſuche, ſich ſeinen Händen zu entziehen; doch that ſie dies etwas weniger ernſtlich, da ſie in ſein Zutrauen einflößendes Geſicht ſah und das Liebesfeuer, welches aus ſeinen Augen leuchtete, bemerkte; ſie waren allein, der Ritter gefiel ihr und ſie zog aus ſeiner Phyſionomie den Schluß, daß er Muth genug beſitzen würde, ſie zu rächen. Dieſe Vorſtellungen, vereint mit einem angenehmen Gegenſtande, verbannten ſogleich Jacinta gänzlich aus ihrem Herzen. Um jedoch die Sitte und Schicklichkeit zu beobachten, nahm ſie das Wort und ſtellte ſich beleidigt: In welcher Abſicht kommt Ihr hierher, Sennor? ſagte ſie mit ſtolzem Ton, überlaßt mich mir in Freiheit während der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe; kehrt in Euer Gemach zurück und widerſetzt Euch nicht einem Vorſatz, zu dem ich durchaus entſchloſſen bin; mein Tod iſt nothwendig, um die Ehre meiner Familie wieder herzuſtellen.

Nein, nein! Ihr dürft nicht ſterben, liebenswürdige Aminta, entgegnete Don Martin, oder ihr müßt meine Bruſt zuvor durchbohren, ehe Ihr die Eurige trefft. Ich habe Euch geliebt, ſobald ich Euch erblickte, gebietet über mein Leben, es iſt Euch ganz allein geweiht; glaubt Ihr, daß es Euch nützen kann, es ſteht zu Euren Dienſten; geſtattet, daß ich Eure Feſſeln trage, ſie werden mich ſtolzer machen, als der Beſitz des Weltalls! Ihr verſteht Euch ſchlecht auf mich, ſagte Aminta; obſchon ich in Eurem Hauſe bin, müßtet Ihr doch mehr Rückſichten nehmen mit einer Perſon von meinem Range und meinem Geſchlechte; ich geſtehe es, daß ein Verräther über meine Ehre triumphirt hat; aber ich halte Euch für zu großmüthig, als daß Ihr von einem Geheimniſſe, welches Euch der Zufall entdeckte, Nutzen ziehen wolltet; das Unglück, ſo mir begegnet iſt, hat nur meine Tugend wieder erweckt und veranlaßt mich, dieſe in den Stand zu ſetzen, ſich vor Ueberraſchungen zu ſichern. Die Schlinge, welche man nach mir auswarf, war ſo fein, daß ſich noch klügere als ich darin würden gefangen haben. Ihr werdet Euch keine Perſon zur Frau wählen wollen, deren Aufführung man verdammen kann; auch bin ich nicht von ſolcher Geburt, daß Ihr mich lieben dürftet. Glaubt mir und geht auf Euer Zimmer zurück, oder ich werde genöthigt ſein, Eure Mutter zu meinem Beiſtande herbei zu rufen, und das ganze Haus wach zu machen, wenn ſie mich nicht vor Eurer ſtürmiſchen Zudringlichkeit ſchützt. Ich will mich meinen Verwandten ausliefern, daß ſie in meinem Blute die Schande, welche ich über ſie gebracht habe, abwaſchen.

Aminta ſprach dieſe letzten Worte mit einer ſolchen Feſtigkeit, daß Don Martin, welcher ſah, daß ſie einen neuen Verſuch machte, ſich ihm zu entwinden und die Thür zu gewinnen, glaubte, die That würde ihren Drohungen auf dem Fuße folgen. Er bemühte ſich aus allen Kräften, ſie zurückzuhalten, bat um einen Augenblick Gehör, ſchwur, daß er nur die redlichſten Abſichten habe, und erbot ſich, um ſie zu überzeugen, ihr einen Eid zu ſchwören, wenn ſie es verlange und dieſen für gültig annehmen wollte. Unterdeſſen betrachtete er ſie mit leuchtenden Augen und da er ſah, daß ſie ſich beſänftigte, ſo drang er in ſie, ihm zu ſagen, über wen ſie ſich zu beklagen hätte und verſprach, falls es ein Mann ſei, der ihre Ehre angegriffen, ſie vollkommen zu rächen, und nichts von ihr zu verlangen, ehe ſie nicht ſein Verſprechen erfüllt geſehen hätte.

Aminta, welche in Don Martin einen ſo edlen Beſchützer fand, als ſie ſich von der ganzen Welt verlaſſen glaubte, ſagte darauf zu ihrem neuen Geliebten, um ihn noch mehr für ihre Angelegenheit zu gewinnen: Ich ſelbſt bin jene unglückliche Aminta, von der Ihr vor wenigen Stunden geſprochen habt, deren Entführung ſo viel Aufſehen in der Stadt erregt hat; Ihr wißt, daß ſie Don Pedro und ſeine ganze Famile mit Schimpf bedeckt hat, aber Ihr wißt vielleicht nicht, auf welche Art ich einen Zufluchtsort bei Eurer großmüthigen Mutter gefunden habe. Laßt Euch dies mit wenigen Worten ſagen, damit Ihr mir mit weniger Widerwillen Eure Dienſte erzeigen mögt! Hierauf erzählte ſie ihm in der Kürze Alles, was ſich mit ihr zugetragen hatte, von dem Augenblick an, wo ſie Jacintos Brief empfing, bis zu deſſen Abreiſe, wodurch Don Martins Mitgefühl und Liebe nur verdoppelt wurde. Er fand dieſe Handlung ſo ehrlos und eines Edelmannes ſo unwürdig, daß er ſogleich beſchloß, Alles aufzubieten, dieſen niederträchtigen Verführer zu ſtrafen. Nichts deſtoweniger war er aber ſehr geneigt, ſich, ehe er irgend etwas unternahm, Amintas Beſitz zu ſichern, und indem er ſeine Betheuerungen ſie zu rächen erneuerte, verlangte er ihr Wort, daß ſie die Gattin keines Andern, außer ihm werden wollte. Wenn man finden ſollte, daß Aminta etwas vorſchnell mit einem Menſchen ſich eingelaſſen, den ſie erſt ſeit einigen Stunden kannte, ſo muß man nur den ſchrecklichen Zuſtand bedenken, in dem ſie ſich befand; ohne Ehre, ohne Vermögen, ohne Schutz, und man wird leicht ſehen, daß ein Menſch, der in Gefahr iſt zu ertrinken, Alles ergreift, was er erreichen kann, um ſich daran zu halten; eben ſo muß ein Mädchen, welches von der ganzen Welt verlaſſen iſt, ſich ſchon dem Zufall anvertrauen, um ſich aus der Verwirrung, worin ſie gerathen iſt, herauszuziehen; die Rache erſchien ihr ſo ſüß, daß ſie gar nicht glaubte, ſie irgend zu theuer erkaufen zu können.

Glaubt nicht, ſagte Aminta zu ihrem gewonnenen Beſchützer, daß ich einem Andern als mir ſelbſt die Sorge, mich zu rächen, überlaſſen will; ich habe die Beleidigung empfangen, ich muß ſie rächen; hatte ich die Schwachheit, mich verführen zu laſſen, ſo darf mir auch nun der Muth nicht fehlen, mich an meinem Verführer zu rächen. Unverletzlich will ich halten, was ich Euch verſprochen habe, ich will keinen Andern, als Euch zum Gatten nehmen; aber bevor das Band der Ehe uns vereint, muß ich dem Verräther, der mir die Ehre ſtahl, das Leben rauben, damit es Euch nicht bekümmern kann, eine Frau zu nehmen, deren Tugend verdächtig iſt. Der einzige Dienſt, den ich von Euch verlange, beſteht darin, daß Ihr mich auf meiner Reiſe begleitet, damit mir nicht ein neues Unglück widerfahre. Ich will mich als Page kleiden, um unkennbar zu ſein, wenn wir in die Stadt kommen, wo mein Treuloſer ſich gewöhnlich aufzuhalten pflegt; ich will Mittel ausfindig machen, um ihn in die Schlinge zu locken, und ihm Gleiches mit Gleichem vergelten; wenn ich gerächt bin, wollen wir nach Madrid gehen, wo wir ſicher ſein werden. Don Martin hegte zuviel Unterwerfung und Hochachtung, als daß er ſich den Plänen ſeiner erwählten Herrin widerſetzt hätte, und ſtarb faſt vor Ungeduld, das Ende ihres Vorhabens zu ſehen, in der Hoffnung, eine ſo liebenswürdige Perſon zu beſitzen, obſchon er in gewiſſer Hinſicht, wenn er ſie ſo betrachtete, den Jacinto zu entſchuldigen fand, weil es in ihrer Nähe unmöglich war, die Vernunft in den gehörigen Schranken zu halten.

Nachdem ſie ſich darüber verſtändigt hatten, am folgenden Tage abzureiſen, brachten ſie den Reſt der Nacht zuſammen zu, und verſprachen ſich einander, möglichſt bald ihrer Sehnſucht ein Ziel zu ſetzen. Sobald es Tag wurde, beſorgte Don Martin Alles was zu ihrer Reiſe nothwendig war, und ſie erwarteten dann das Ende des Tages, der ihnen über Gebühr lang ſchien. Kaum hatte ſich Donna Luiſa niedergelegt, ſo begab ſich ihr Sohn mit männlichen Kleidungsſtücken auf Amintas Zimmer, welche ſich ſogleich umkleidete, ihr Haar ſoweit abkürzte, als nöthig war, ſie unkenntlich zu machen und in dieſer Verwandlung dem Don Martin ſo reizend erſchien, daß er ſich an ihrem Anblick gar nicht ſättigen konnte. Allein er mußte dieſe Beſchäftigung doch abbrechen, um einen Brief an ſeine Mutter zu ſchreiben, worin er ſie benachrichtigte, daß eine Angelegenheit welche Leben und Ehre der liebenswürdigen Victoria betreffe, ihn nöthige ſich zu entfernen, und ſie bat, von ſeiner Abreiſe gegen Niemand ein Wort fallen zu laſſen. Nachdem er dieſen Brief ſeinem zuverläſſigſten Bedienten übergeben hatte, verließ er mit Aminta das Haus, ließ ſie auf ein Maulthier ſitzen und beſtieg ein anderes, welche er zu dieſem Zwecke gemiethet hatte und folgte ihr in einem ſchlechten Kleide, ſo daß man ihn für ihren Stallmeiſter*) hielt und er weniger kenntlich war. So kamen ſie in der Nacht aus Segovia und langten am folgenden Tage gegen Abend in Madrid an, wo ſie in einer Vorſtadt blieben, um den Freunden, welche Don Martin bei Hofe hatte, nicht zu begegnen. Nach einigen Tagereiſen kamen ſie in die Stadt, wo ſich Jacinto aufhielt, und die wir nicht weiter nennen wollen, um Neugierige nicht auf die Spur zu leiten, die wahren Namen dieſer Perſonen zu entdecken. Sie ſuchten ſich eine Wohnung in einem abgelegenen Theile der Stadt, damit Don Martin, welcher aus dieſer Provinz war, nicht erkannt werden möchte, und er mußte ſich ſelbſt verborgen halten, während Aminta umherſtrich, um ihren Verführer aufzufinden. Zwar würde ihr edelſinniger Liebhaber ſie gern gerächt haben, ohne daß ſie ihre Perſon dabei einer Gefahr ausſetzte, allein ſie war entgegengeſetzter Meinung, und ſo mußte er gezwungen gehorchen und ſich darin fügen. Seid ohne Sorge, ſagte ſie zu ihm, ich habe es Euch verſprochen, nur Euch angehören zu wollen, und werde mein Wort halten, nur beneidet mir den Ruhm nicht, meine Ehre ſelbſt wiederherzuſtellen; hat mein Leichtſinn mich der böſen Zunge preis gegeben, ſo muß mich mein Muth wieder heben, und jene zum Schweigen bringen. Wenn ich es ruhig abwartete, daß Ihr dem Schändlichen, der mich ſo undankbar betrog, den Dolch in die Bruſt ſtießet, müßtet Ihr, mich ſo wenig über meine Schande empfindlich ſehend, meine Treue, wenn ich Euch angehören werde, in Verdacht ziehen; denn iſt man nicht lebhaft von dem begangenen Fehler durchdrungen, leicht iſt man geneigt, einen zweiten zu begehen. Aminta fügte dieſem noch viele andere Gründe bei, um ihre Meinung zu unterſtützen, daß ſich Don Martin endlich überreden ließ und nachgab. Freilich war bei ihm etwas Eiferſucht mit im Spiele, denn er fürchtete, daß der Anblick des frühern Geliebten ihren Zorn entwaffnen möchte. Er konnte es auch nicht unterlaſſen, ihr dies zu verſtehen zu geben, und ſagte mit einem gezwungenen Lächeln, daß ſie weniger trachte, ſich zu rächen, als Jacinto wieder zu ſehen. Sie verließ ihn ein wenig aufgebracht über den Verdacht, welchen er blicken ließ und ſagte ihm, daß der Erfolg ihre Aufführung rechtfertigen würde. Don Martin ſah nicht ohne Kummer ſie weggehen; die Gefahr, der ſie ſich ausſetzen wollte, beunruhigte ihn und er konnte nicht anders denken, als daß bei dem Anblick ſeines Nebenbuhlers ihre Liebe wieder erwachen würde.

Aminta ging ſogleich in die große Kirche, welche nicht weit von ihrer Wohnung war, und die erſte Perſon, auf welche ihr Blick fiel, war der angebliche Jacinto, den wir von nun an Don Francisco nennen wollen; ſie erkannte ihn ſogleich, obſchon er mit mehren Freunden zuſammenſtand. Liebe und Haß geriethen bei dieſem verhängnißvollen Zuſammentreffen in mächtigen Streit und wer das Mädchen ſcharf angeſehen, hätte die Verwirrung merken müſſen. Ein Glück für ſie war es, daß ſie ein Kleid trug, welches von ſelbſt ihr ſchon mehr Muth einflößte, ſonſt hätte ſie den gewaltigen Bewegungen ihrer Seele nicht widerſtehen können. Sie ſammelte ſich ſchnell und näherte ſich den Cavalieren, um ſich bemerkbar zu machen. Don Francisco, welcher ſich umwandte und ſie erblickte, redete ſie zuerſt an und fragte nach ihrem Begehr. Aminta erröthete ſo ſehr, als ſie ihn ſprechen hörte, daß der Treuloſe, hätte er nur im Geringſten ſie etwas aufmerkſam betrachtet, ſie unfehlbar erkannt haben würde. Jedoch antwortete ſie noch ziemlich entſchloſſen: ſie ſuche einen Dienſt. Aus welcher Provinz biſt du? fragte Francisco ſie ſcharf anſehend. Aus Valladolid, Sennor, entgegnete Aminta; mein Vater hat mir einige Ducaten anvertraut, die ich im Spiele verloren habe; Furcht vor Mißhandlungen veranlaßte mich, das väterliche Haus zu verlaſſen, bis ſich ſein Unwille etwas gelegt haben möchte.

Mir ſcheint, daß du für einen jungen Menſchen ſchon genug verſtehſt! ſagte Don Francisco.

Meiner Treu! Sennor, der mir mein Geld abgewann, verſtand noch mehr, verſetzte ſie; aber man wird klug auf ſeine Koſten.

Ich muß dich irgendwo ſchon geſehen haben, ſprach Francisco weiter, oder du gleichſt doch wenigſtens bis zur ſprechenden Aehnlichkeit einer Perſon, die ich vier und zwanzig Stunden liebte.

---

*) Palafrenero.

Da habt Ihr ein großes Opfer gebracht, entgegnete Aminta, und die Schöne wird Euch verpflichtet bleiben müſſen, denn ich weiß nicht, wie ſie ſich gegen Euch quitt machen will, um einer ſo langen Treue eine würdige Belohnung zu geben.

Treue, ſagte Francisco, iſt nicht mehr Mode, das iſt eine Romantugend; aber laſſen wir das; ich will dich der Aehnlichkeit wegen in meine Dienſte nehmen und mir ein Vergnügen daraus machen, mich von meiner Herrin bedienen zu laſſen — wenn es auch nur ihre Geſtalt iſt.

Der Abſcheuliche trieb ſeine Frechheit ſo weit, daß er mit ſeinem Verbrechen groß that und dadurch über ſeinem Haupte den Blitz zuſammen zog, der ihn bald zerſchmettern ſollte. —

Wie nennſt du dich? fragte Francisco; denn da du in meine Dienſte trittſt, muß ich auch deinen Namen wiſſen.

Man heißt mich Jacinto, ſagte die verkleidete Schöne; ich ſchätze mich ſehr glücklich, Sennor, daß ich einer Perſon ähnlich ſehe, die Ihr geliebt habt, denn aus dieſem Grunde werdet Ihr mich öfter anſehen.

Ich verſichere dich, erwiederte Francisco, daß mir deine Geberden und dein ganzes Weſen gefiel, ſo wie du herantrateſt; aber ſage mir doch, warſt du niemals in Segovia?

Ich mochte mich dort nicht aufhalten, ſagte der angebliche Jacinto, denn der Adel der Stadt war in großer Beſtürzung über die Entführung einer Dame, die man Aminta nannte, wenn ich anders richtig gehört habe; man erzählte ſich, daß ſie ihren Oheim verlaſſen habe, weil er ſie ſeinem Sohn vermählen wollte, den ſie nicht liebte.

Die Meſſe war eben zu Ende, als Aminta dieſe letzten Worte ſagte; Don Francisco trat aus der Kirche heraus und hieß den neuen Diener folgen: Aminta erklärte ſich hierzu ſogleich bereit, wenn er ihr zuvor geſtatten wolle, ihr kleines Felleiſen zu holen, worin ſie ihre Wäſche habe. Nur mit Mühe konnte die verkleidete Schöne ihrem treuloſen Liebhaber ihre innere Bewegung verbergen; nichts deſtoweniger hielt ſie, ſobald ſie in Franciscos Haus gekommen war und dieſer ſie Flora vorſtellte, dieſen zweiten Anblick aus, ohne außer Faſſung zu kommen. Flora betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit und mit ſo großer Unruhe, daß ſie faſt nicht wußte, was ſie zu ihr ſagen ſollte; ſie erkannte in dem Pagen alle Züge der unglücklichen Aminta wieder, aber ſie wagte es nicht, ihre Gedanken dem Don Francisco mitzutheilen, um die vielleicht noch nicht ganz erloſchene Flamme nicht wieder anzufachen. Nachdem Aminta ihren neuen Dienſt angetreten hatte, ſuchte ſie Don Martin auf, um ihm Nachricht von dem Anfang ihres Unternehmens zu bringen und ſeine Eiferſucht, durch die Verſicherung, ihn recht bald glücklich zu machen, zu beſänftigen. Als ſie ihn ruhiger ſah, kehrte ſie zu ihrer neuen Herrſchaft zurück und bediente ſie mit ſo viel Geſchicklichkeit und Sorgfalt, daß ſie vollkommen zufrieden waren. Sie ließ ſehen, daß ſie leſen, ſchreiben, rechnen und erzählen konnte; und um zu zeigen, daß ſie von gutem Herkommen ſei, ſpielte ſie vor ihnen mit vieler Anmuth, und begleitete ihren Geſang mit der Chitarre, welche ſie ganz vortrefflich ſpielte.

Der Inhalt des Geſanges hatte ſo viel Beziehungen auf das Abentheuer Amintas, daß Don Francisco ganz verwirret wurde, und ſich nicht enthalten konnte, Aminta mit der Frage zu unterbrechen, ob die Verfaſſerin des Gedichts ihn wirklich ſo liebte, als ſie ihn durch dieſe Verſe überreden wollte. Sie betrachtete mich ſchon faſt als ihren Gatten, erwiederte der Page, aber meine Entfernung hat nun unſer ganzes Verhältniß abgebrochen.

Du haſt dich ſchon frühzeitig in Liebeshändeln verſucht! ſagte Francisco. Ich bin älter als ich ſcheine, Sennor, entgegnete Aminta, und obſchon alle meine Leidenſchaften heftig ſind, ſo beſitze ich doch hinlängliche Erfahrung, um eine Liebesintrigue geſchickt zu leiten: ich verſtehe es, zur rechten Zeit die eingeſchläferte Zärtlichkeit durch etwas Eiferſucht wieder zu beleben; man muß den Mann nicht nach dem Barte ſchätzen. Donna Flora ſagt zwar, ich habe ein Geſicht wie ein Mädchen oder gar noch etwas ſchlimmeres, was ich nicht nennen mag; aber wenn ſie mich auf die Probe ſetzen will, ſo ſoll ſie ſehen, daß ich meine Pflicht zu thun verſtehe und ſollte mir ja etwas abgehen, ſo bin ich nicht immer ſo einfältig, als an dem Tage, wo ich mein Geld verlor.

So unterhielt Aminta die, welche ſie verderben wollte. Von Zeit zu Zeit beſuchte ſie den Don Martin, um ihm Nachricht zu bringen, wie die Sachen ſtänden, und dieſer, der ſich die ganze Zeit über ſehr eingezogen halten mußte, bat ſeine theure Aminta inſtändigſt, bald das Trauerſpiel zu endigen oder ihm zu erlauben, die Hand an das Werk legen zu dürfen, weil er ſich in tödtlicher Unruhe befand, wenn er bedachte, daß ſein Nebenbuhler ſtündlich bei ihr ſei. Aminta, welche ſich durch dieſen Verdacht beleidigt fand, erklärte ihm mit ſtolzer Miene, daß er nach Segovia zurückkehren könne, wenn ihm der Aufenthalt hier verdrießlich ſei, daß ſie ihm keine Verbindlichkeiten ſchuldig ſei, da er ihr bis jetzt noch keinen Dienſt geleiſtet habe, den nicht ein Edelmann ſelbſt einem ihm gleichgültigen Frauenzimmer erweiſen müſſe; zugleich verließ ſie ihn, ohne ihm ein freundliches Wort weiter zu ſagen. Don Martin blieb in ſchrecklicher Verwirrung, theils aus Verzweiflung darüber, daß er ihr Mißfallen erregt hatte, theils marterte ihn die furchtbarſte Eiferſucht. Aminta kam etwas ſpät zu ihrem Herrn, der ſchon bei Tiſche ſaß, und dem Diener einen gelinden Verweis ertheilte. Bald darauf kam auch Don Martin, um die Geliebte zu ſprechen und gab das Zeichen, welches ſie von Anfang an verabredet hatten. Aminta begab ſich ſogleich zu ihm, und nachdem man ſich von beiden Seiten einige zärtliche Vorwürfe gemacht hatte, fand die Verſöhnung Statt. Martin kehrte in ſeine Wohnung zurück und Aminta legte ſich ſchlafen.

Sie war einen ganzen Monat in Don Franciscos Dienſte und Don Martin erhielt in dieſer Zeit Nachrichten aus Segovia durch einen Freund, der ihm berichtete, daß ſeine Mutter über ihn ſehr in Sorgen ſei, daß Don Pedro das Gefängniß wieder verlaſſen, ſeine Freiheit aber nicht lange genoſſen habe, denn er ſei bei der Ankunft in ſeinem Hauſe todt auf das Bette geſunken und habe nur die Worte geſagt: meine Ehre iſt doch zu Grunde gerichtet! ſein Sohn, Don Luis, ſei aus Italien zurückgekehrt, habe auch die andern Gefangenen losgemacht und wende viel Sorgfalt an, um ſeine Verlobte wieder zu finden. Dieſe Nachrichten, welche Martin der Geliebten mittheilte, der Schmerz über den Tod des Oheims, die Furcht, dem Don Luis in die Hände zu fallen, machten ihr den Don Francisco noch verhaßter. Sie konnte ihn, ohne den bitterſten Schmerz, nicht in Floras Armen ſehen, obſchon ſie ihn nicht mehr liebte. Die Ruhe, in welcher dieſe ihrer Liebe genoſſen, nachdem ſie von ihnen ſo niederträchtig betrogen war, vermehrte ihre Wuth ſo ſehr, daß ſie Mühe hatte, dieſelbe zu unterdrücken, und da ſie doch fürchtete, daß ſie nicht immer Herrin über ſich würde bleiben können, ſo entſchloß ſie ſich, ihre Rache zu beſchleunigen. Sie benachrichtete Don Martin, daß ſie noch in dieſer Nacht ihren Plan ausführen wollte, damit er Alles zur Abreiſe rüſten möchte.

Sobald Aminta ſah, daß der Schlaf die beiden Schlachtopfer umfangen hatte und tiefe Stille auf der ganzen Stadt lag, trat ſie nach der Gewohnheit in das Schlafgemach, um die abgelegten Kleider zu reinigen; ſie neigte ſich über das Bette und ſtieß dem Francisco drei bis vier Mal einen Dolch in die Bruſt, daß er aufſtöhnte und verſchied ohne ein Wort hervorbringen zu können. Flora erwachte von dieſem Geräuſch und von den Zuckungen ihres ſterbenden Geliebten, wollte um Hülfe rufen, aber Aminta ſtieß ihr den von Franciscos Blute rauchenden Stahl durch die Kehle, wobei ſie ihr zurief: Treuloſe, erkenne Aminta, deren Ehre du opferteſt und die dich dafür ihrer Ehre opfert! Mit dieſen Worten gab ſie ihr noch einige Stiche und ſandte ſo ihre Seele ihrem Genoſſen als Geſellſchafterin nach. Als ſie Beide todt waren, nahm die Amazone leiſe ihren Mantel und ihr Felleiſen, öffnete die Hausthür und begab ſich zu Don Martin. Sobald dieſer erfahren hatte, was vorgefallen war, ſah er ein, daß nun keine Zeit zu verlieren ſei, ſchnell die Wohnung zu verlaſſen. Er ſattelte eiligſt die beiden Maulthiere, legte das Gepäck auf das eine und ließ Aminta das andere beſteigen und ſo verließen ſie die Stadt durch das nächſte Thor, machten im erſten Dorfe Halt, ruheten einige Stunden und wechſelten die Kleider. Aminta zog ſich ihrem Geſchlecht und Stande gemäß an, eben ſo kleidete ſich Don Martin als Cavalier, und die abgelegten Kleider wurden ſorgfältig verborgen. Die beiden Liebenden blieben noch zwei Tage an dieſem Ort, um die Süßigkeit zu genießen, welche ihnen die Liebe nach den vorhergegangenen Entſagungen gewährte, wobei ſie ſich vorläufig mit der wechſelſeitig geſchworenen Treue begnügten und den Zeitpunkt erwarteten, wo ſie ihre Verbindung öffentlich vollziehen könnten. Sie ließen eine Kutſche mit zwei Mauleſeln und einer Kammerfrau aus der Stadt kommen und nahmen ihren Weg nach Madrid mit mehr Ruhe und Muße als vormals.

Als am Tage nach der für Amintas Feinde ſo ſchrecklichen Nacht die Bedienten ihre Herrſchaft und auch Aminta nicht ſahen, obſchon es längſt die Zeit war, wo jene das Zimmer zu verlaſſen pflegten, ſo gingen ſie hinein und ſtießen bei dem Anblick der beiden, in ihrem Blut gebadeten Körper ein ſo furchtbares Geſchrei aus, daß die ganze Stadt zuſammen lief. Die Gerichtsperſonen erhielten Nachricht davon; man verhörte alle Bedienten, und da ſie nichts weiter ausſagen konnten, als daß Aminta mit ihrem Reiſeſack verſchwunden ſei, ſo ſetzte man ſie in das Gefängniß und durchſuchte alle Miethswohnungen auf das Sorgfältigſte. Man fand auch die, wo die beiden Liebenden gewohnt hatten, aber der Wirth konnte weder ſagen, woher ſie waren, noch wie ſie geheißen; er erzählte nur, daß ſie ſich wie Brüder behandelt und kurz vor Mitternacht abgereiſt ſeien. Sogleich wurden ihnen einige Archeros nachgeſendet und der

Corregidore machte ſich in Perſon auf. Er traf den Don Martin und ſeine Geliebte auf der Heerſtraße nach Madrid, aber da er ſie in einer ſchönen Equipage ſah und der Ritter, obſchon er ſich in Segovia niedergelaſſen hatte, in Madrid bekannt war als ein angeſehener Mann, und außerdem ſagte, die Dame ſei ſeine Gemahlin, welche er aus ihrem Orte, etwa drei bis vier Stunden weit abgeholt habe, ſo konnte der Corregidore keinen Verdacht faſſen, weil man ihm die Perſonen überdies als einen Pagen und einen Palafrenero bezeichnet hatte, was auf ſie nicht paßte; er erzählte ihnen die Veranlaſſung ſeiner Reiſe, was ſie mit anhörten, wie eine gleichgültige Sache, welche ſie weiter nicht angehe.

Nachdem der Corregidore mit Don Martin von ihrem mitgenommenen Vorrath zu Mittag geſpeiſet hatte, ſchieden ſie von einander; die Diener der Juſtiz kehrten in die Stadt zurück und die Liebenden reiſten nach Madrid. Da man die Gefangenen nicht ſchuldig fand, wurden ſie bei der Zurückkunft des Corregidore in Freiheit geſetzt; das Vermögen Don Franciscos wurde eingezogen; die Hälfte nahm der Staat, die andere Hälfte erhielt die Wittwe. Sobald Don Martin in Madrid angekommen war, kaufte er eines der größten und ſchönſten Häuſer in der Stadt, meublirte es auf das Prächtigſte und machte ſeine Vermählung mit Aminta öffentlich bekannt.

Bald darauf ließ er ſeine Mutter nachkommen, die anfangs einige Schwierigkeiten machte, aber dann Segovia verließ. Aminta aber behielt den Namen Victoria bei, um ſich gegen die Anſprüche Don Louis zu ſchützen, dem ſie lieber ihr Vermögen laſſen wollte, als ihre Perſon mit ihm zu verbinden, oder ſich in große Prozeſſe einzulaſſen.

Dieſe Geſchichte iſt nach dem eigenen Tagebuch Amintas aufgeſetzt worden.

Friedrich von Gentz

ward am 8. September 1764 in Breslau geboren, ſtudirte in Königsberg und erhielt 1786 eine Anſtellung als Secretär bei dem Generaldirectorium in Berlin. Er nahm jedoch ſeine Entlaſſung und trat 1802 als Hofrath bei der Hof- und Staatskanzelei zu Wien in öſterreichiſche Dienſte. Als Wien 1805 von den Franzoſen bedroht wurde, begab er ſich nach Dresden und dann in das preußiſche Hauptquartier, wo er 1806 das Manifeſt Preußens gegen Frankreich ausarbeitete. Später kehrte er nach Wien zurück, fortwährend in der Staatskanzelei beſchäftigt und verfaßte hier ebenfalls 1809 und 1813 die Manifeſte Oeſterreichs gegen Frankreich. In der letzten Zeit führte er bei den verſchiedenen Congreſſen als erſter Sekretair das Protokoll. Er ſtarb am 9. Juni 1832. —

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

An die deutſchen Fürſten und an die Deutſchen. Leipzig 1814.
Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. Nach dem Engl. d. Burke neubearbeitet. Berlin 1793. 2 Thle. N. A. 1794.
Authentiſche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges. Riga 1806.
Fragmente aus der Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europa. Leipzig 1804. N. A. 1806.
Hiſtoriſches Journal für 1799, für 1800. — 24 Hefte. Berlin.
Maria, Königin von Schottland. Hiſtoriſches Gemälde. Braunſchweig 1799. N. A. 1827. 12.
Politiſche Parodien. Leipzig 1799.
Schreiben an Friedrich Wilhelm III., bei der Thronbeſteigung überreicht. Berlin 1798. — Neuer Abdruck. Brüſſel (Leipzig, Brockhaus) 1820.
Ueber den Urſprung und Character des Krieges gegen die franzöſiſche Revolution. Berlin 1801.
Ueber den politiſchen Zuſtand von Europa vor und während der franzöſiſchen Revolution. Berlin 1801. 1802. 2 Hefte. —
Ueberſetzungen von Burke's Rechtfertigung, d'Ivernois Geſchichte der franzöſiſchen Finanz-Adminiſtration, Mallet de Pan, franzöſ. Revolution, Mouniers Entwickelung; einzelne Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein umfaſſendes Urtheil über von Gentz abzugeben, gehört außer dem Bereiche dieſes Werkes, da man, um ſich auf den rechten und allein genügenden Standpunkt bei Abfaſſung eines ſolchen zu ſchwingen, auch ſein Leben und ſeine Lebensanſichten einer ſtrengen Prüfung unterwerfen müßte, dieſe aber, trotz dem daß G. als öffentlicher Charakter gewiſſermaßen der Oeffentlichkeit angehörte, nicht das Recht zu einer unbeſchränkten Beſprechung geſtatten, da er ſie nur zum kleinſten Theil in ſeinen Werken und Schriften niederlegte. — Auch würde das Urtheil kein unbefangenes bleiben, indem v. G. entſchieden einer Parthei angehörte, der ſich, namentlich in den neueſten Zeiten, nur zu viele Gegner auf das heftigſte ſtellten und welche noch in fortwährendem Kampfe begriffen iſt. Obendrein ſind eben dieſen Gegnern durch veröffentlichte Briefe des Herrn von G., welche ihn von ſeiner ſchwächſten Seite zeigen und bei denen, durch eine zwar fein und gewandt geſchriebene aber eigentlich ſchonungsloſe Einleitung, ſeine Unſittlichkeit ſcharf beleuchtet wird, zu gefährliche Waffen in die Hand gegeben, ſo daß jede verſuchte Vertheidigung dieſes ausgezeichneten und geiſtreichen Mannes vor ſo gerechten Angriffen als unſtatthaft zu Boden fallen muß. — Es bleibe daher der Nachwelt überlaſſen, G. und ſeinen Zuſammenhang mit der Geſchichte ſeiner Tage entſchieden zu würdigen und ihm ſeine rechte Stelle anzuweiſen.

Als Schriftſteller dagegen verdient er unſer volles Lob wegen der Feinheit, Eleganz, Sauberkeit und Anmuth ſeines Styls, der im hiſtoriſchen und politiſchen Genre noch lange wird als Vorbild dienen können. Hier wandeln der Mann von Geiſt und der Mann von Welt unzertrennlich Hand in Hand, ſich nie verläugnend, nie vergeſſend, nie über dem Zweck das Mittel, nie über dem Mittel den Zweck aus der Acht laſſend und ſtets Form und Stoff mit gleichem Talent und gleicher Leichtigkeit beherrſchend.

Vgl. Varnhagen von Enſe, Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel. Leipzig 1836. 2 Thle. — F. von Gentz. —

Seiner Königlichen Majeſtät Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Thronbeſteigung allerunterthänigſt überreicht. (Am 16. Nov. 1797.)

Neuer wörtlicher Abdruck nebſt einem Vorwort über das Damals und Jetzt von einem Dritten, geſchrieben am 16. November 1819.

Das Vorwort

über das Damals und Jetzt
von einem Dritten, geſchrieben am 16. Nov. 1819.

Es gibt zwei große Tage in dem Leben der Völker, wo die Zukunft mit dem Spiegel der Vergangenheit vor die Gegenwart tritt, und die Bruſt des lebenden Geſchlechts mit prophetiſcher Ahnung erfüllt, ſo daß Alle es lebhafter fühlen und deutlicher empfinden als je, was ſie waren, was ſie ſind, und was ſie ſeyn wollen.

Solch ein Tag begeiſtert: in Geſängen ſtrömt die Freude des Volkes aus; in Feſten wiegt ſich die Hoffnung des Bürgers; der Gedanke des Mannes wird ein klares, lebendiges Wort.

Dieſes Wort der Weihe, das den Wunſch frei macht in der Bruſt von Millionen, das die Hoffnung der Enkel ausſpricht und die Zukunft geſtaltet, ein ſolches Wort verhallt nicht in den Vorſälen der Großen: es dringt in das Herz der Könige.

Jene beiden großen Tage ſind die Thronbeſteigung eines Monarchen und die Gründung einer Verfaſſung. Dort ſchließt die Zeit, hier ſchließt die Weisheit einen neuen Bund zwiſchen Thron und Volk, jene auf die Lebensdauer eines Menſchen, dieſe auf die Lebensdauer eines Volks! Jeder neue Bund aber iſt eine fröhliche Bothſchaft, willkommen wie das Evangelium der Zukunft.

Darum wird er gefeiert mit Liedern, mit Feſten, mit Worten. Doch nur das wahre, freie und fromme Wort darf einen ſolchen Bund begrüßen; nicht das der Thorheit, das der Leidenſchaft und Selbſtſucht! Ein ſolches Wort der Weihe ſprach Klopſtock aus, in ſeiner Ode an die Menſchlichkeit, als Kaiſer Alexander mit dämoniſchem Schauer den Thron ſeines Vaters beſtieg. Damals verhieß der Selbſtherrſcher aller Reußen: er wolle durch das Geſetz regieren und im Namen des Geſetzes. Und in dieſem Geiſte ſprach er jetzt zu dem Adel, der den Bauern eine freie Verfaſſung gegeben hatte: „Sie haben im Geiſte unſers Jahrhunderts gehandelt, in welchem nur liberale Geſinnungen das Glück der Völker begründen können*).“

Die letzte Thronbeſteigung, auf welche ganz Deutſchland, ja ſelbſt Europa mit geſpannter Erwartung hinſah, war die des jetzt regierenden Königs von Preußen.

Es war der 16. November 1797.

Damals erwachte lebhafter als je das Andenken an den großen König. Die Zeitgenoſſen urtheilten ſtreng von der Gegenwart. Denn in Preußen war das Wort gebunden; ſelbſt der Gedanke ſollte gefeſſelt werden. Myſtik und Geiſterſeherei wollten des Thomaſius helle Fackel auslöſchen und dem Denker in Königsberg die Blendlaterne der Hexe von Endor anzünden. Die Dogmatik wurde ein Gegenſtand der Geſetzgebung, wie die Scholaſtik der Mönche es einſt geweſen war am Hofe zu Byzanz zur Zeit der Bilderſtürmer. Ein proteſtantiſcher Staatsminiſter — der Herr von Wöllner — wollte den Proteſtantismus durch Religionsedikte kanoniſch oder ſatzungsmäßig machen, während die geheimen Apoſtel des Katholicismus, verkappte jeſuitiſche Cleriker, bis in die Nähe des Thrones drangen. Schon hofften dieſe Geweihten von der ſtrengen Regel, den Monarchen ſelbſt zu umgarnen, als noch im rechten Augenblicke das freie Wort einer edlen Frau, die öffentlich der Wahrheit die Ehre gab, und ihre frühere Bethörung eingeſtand, das fein geſponnene Netz zerriß.

Aber das Recht der freien wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, das zuerſt in Deutſchland zu Halle den Schutz eines Königs**) gefunden, das Männer wie Spener und Thomaſius, das ſpäterhin auch den verbannten Wolf in die preußiſchen Staaten geführt, das unter Friedrich dem Großen die ſeltenſten Kräfte des Geiſtes entwickelt, das den edlen Verein der Verfaſſer der Literaturbriefe und das wichtige Werk der allgemeinen deutſchen Bibliothek in das Leben gerufen hatte: dieſes Recht, durch deſſen Gebrauch die Intelligenz des Preußen und des Norddeutſchen an Kraft und Schärfe ſo ſichtbar gewonnen hat, wurde unter Friedrich Wilhelms des Zweiten Regierung den Geiſtern verkümmert. Nicolai verlegte ſeine große Unternehmung nach Kiel. Man ſchrieb nicht mehr, aber man glaubte und dachte, wie zuvor; dagegen wurde die Kritik perſönlich, der Witz bitter, die Tadelſucht ungerecht, und Epigramme kamen in Umlauf; — überall mit Freuden genoſſen, wie die ſüßeſte verbotne Frucht*).

Zugleich mit der Freiheit der Prüfung war Friedrichs Geiſt aus der Verwaltung des Staats entwichen; und mit ihm die Einheit in dem Regierungsplane des Ganzen; die Feſtigkeit und Sicherheit in der Leitung der auswärtigen Verhältniſſe: daher die Widerſprüche, daher die geſunkene Achtung**)!

Im Innern war die zahlreiche Armee geblieben: ſtark in der Meinung der Welt und daher bedeutend; ein geiſtleeres Formelnwerk galt für die Hauptſache***).

Keine Scheu vor dem Urtheil der Oeffentlichkeit hielt den Staatshaushalt in Ordnung. An die Stelle von Friedrichs hinterlaſſenem Schatze war eine Schuldenlaſt von 28 Millionen Thalern getreten.

Zwar geſchah im Einzelnen viel Löbliches; es wurden treffliche Anſtalten mit großen Koſten gegründet; Landbau, Gewerbfleiß und Handel wurden befördert: aber in Hinſicht auf

---

*) Der Kaiſer Alexander hatte bald nach dem Antritte ſeiner Regierung öffentlich (d. 7. Apr. 1801) erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Geſetzen fließt.“ — Die letzten Worte ſagte er d. 5. März 1819 zu einer Deputation des liefländiſchen Adels. Uns fällt hierbei die Frage ein: Würden wohl die curiſchen, liefländiſchen und ruſſiſchen Bauern je frei geworden ſeyn, wenn der Adel in Rußland von der hiſtoriſchen Baſis, die jede neue Verfaſſung haben müſſe, ausgegangen wäre? Wir kennen bei einer neu zu bildenden Verfaſſung keine andre Baſis als das Recht, und nichts Hiſtoriſches als die Klugheit, Alles Ort und Zeit gemäß einzurichten. Iſt alſo eine Zeit, ein Volk, ein Land nicht mehr barbariſch genug für das Feudalweſen des Mittelalters, ſo ſchaffe man dieſes hiſtoriſche Unweſen mit demſelben Rechte ab, — wie dort die Leibeigenſchaft.

**) Kurfürſt Friedrich III, als König Friedrich I in Preußen, bewilligte den Lehrern der Univerſität Halle volle Sprech- und Schreibefreiheit. War nicht Leibnitz der eigentliche Stifter der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin? Friedrich Wilhelm I vertrieb den Philoſophen Wolf, ſeiner Theorien wegen, von Halle. Friedrich II rief ihn ehrenvoll zurück. Die Zeit hat über beide Beſchlüſſe gerichtet.

*) Wir erinnern hier nur an zwei Epigramme, die in jener Zeit des Cenſurzwanges und vieler Mißbräuche, gegen welche es keine rechtliche Publicität gab, allgemein bekannt waren:

Als dem großen Friedrich ein Denkmal errichtet werden ſollte.

Ein Denkmal Ihm, den nie ein Brennen-Sohn vergißt?
Sein Denkmal iſt in unſern Herzen;
Doch du erinnerſt uns mit Schmerzen,
Daß Er geſtorben iſt!

An Hermes und Hilmer.

Man ſchickte vormals Invaliden,
Geſund an Naſe, lahm an Fuß und Hand,
Zu ſchnüffeln durch das ganze Land,
Wo ſelbſtgebrannter Kaffee wäre:
Denn ſelbſtgebrannt
War damals Contreband.
Jetzt ſchicket man zwei Invaliden,
Geſund an Fuß und Hand,
Doch lahm an Kopf und an Verſtand,
Zu ſchnüffeln durch das ganze Land,
Wer etwas Selbſtgedachtes lehre;
Denn ſelbſtgedacht iſt jetzo Contreband.

Ein öffentl. Blatt erinnert an folgendes:

„Als der tugendhafte Miniſter von Malesherbes noch Director des Buchhandels in Frankreich war, da bewies er ſeinem König unverholen, daß man bei allen Preßzwangs- und Cenſuranſtalten, bei allem Despotismus und zahlloſer Lettres de Cachet ungeachtet, dennoch in Frankreich eben ſo gut Schmäh- und Trotzſchriften die Menge habe, wie in dem freien England. Daß gegen den berühmten Cardinal mit der Todesſichel, den Despoten Richelieu, eine ganze Sammlung von Satyren herauskam! wem iſt das unbekannt? Je ſtrenger wir alſo ſind, ſagt jenes Blatt, je mehr ſchwächen wir die Regierungspartei, und berauben uns der Feder aller Ehrliebenden, die ſich nicht von einem hudeln (oder hofmeiſtern) laſſen wollen.“

**) Wie dachte Friedrich II in Anſehung der Parteien-Umtriebe in der Republik der vereinigten Niederlande? Man höre den H. von Dohm in ſ. Denkwürdigkeiten meiner Zeit (einem Buche, das jetzt ganz vorzüglich geleſen und beherzigt werden ſollte) Bd. II. S. 256 fgg. Wie handelte dagegen Friedrich Wilhelm II.? Man leſe Heeren in ſ. Handb. d. Geſch. d. europ. Staatenſyſtems. 3. A. S. 578 und Pölitz in ſ. Geſch. d. preuß. Monarchie. S. 468 fgg. S. 478 fgg. u. S. 485. Wie ſehr haben nicht die Feldzüge am Rhein, über welche Friedrich Wilhelm II noch auf dem Todbette ſeufzte, — jenes ſtürmiſche Eingreifen in die innern Angelegenheiten Frankreichs — dem militäriſchen und politiſchen Ruhme der preußiſchen Monarchie geſchadet! Sie und der geheime Vertrag Preußens mit dem Convente, vom 5. Aug. 1796, hatten das preußiſche Cabinet in die zwangvolle Lage gebracht, daß es Polen's Selbſtſtändigkeit mit vernichten helfen mußte, daß es Friedrichs II. politiſchen Stützpunkt im Oſten verlor und keinen andern dafür im Weſten erlangte. Quadratmeilen entſchädigten nicht für den Verluſt der Würde, die der Teſchner Friede und der Fürſtenbund dem Cabinette Friedrichs II gegeben hatten. Jene zwangvolle Lage dauerte fort. Das weiſe Neutralitäts-Syſtem Friedrich Wilhelms III vermochte nicht mehr die Gewalt der neuen Verhältniſſe zu beſchwören, und das Unglück von 1806 erſchien als eine nothwendige Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II. Daß Preußen noch jetzt eine gefahrvolle geographiſch-politiſche Lage — offne Grenzländer gegen Frankreich und Rußland hat, iſt eine Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II.

***) Herr von Gentz hat in ſeinem Briefe nur der äußern Haltung der preußiſchen Armee gedacht. Dieſe äußre Haltung konnte die moraliſche Haltung des Ganzen ſah man die beſten Abſichten des Königs durch geheimen Einfluß ſehr gemißbraucht und falſch geleitet. Die Idee des Proteſtantismus, deren Schutz die Meinung des halben Europa den Nachfolgern des großen Kurfürſten vertrauensvoll übertragen hatte — wie im Jahre 1813 die Vollziehung der von Stein und andern in die Zukunft blickenden Männern begriffenen Idee der politiſchen Reformation —, dieſe Idee, welche Preußens phyſiſche Macht durch die moraliſche Kraft der öffentlichen Meinung der von jener Idee durchdrungenen Völker bisher verdoppelt hatte, ward durch das Religions- und Cenſur-Edict angefeindet und verfolgt. Da zu gleicher Zeit alle die, welche den König zunächſt umgaben, ihn mit der Beſorgniß wegen Verbreitung jacobiniſcher Grundſätze ängſtigten, ſo entſtanden manche geheime und öffentliche Verfolgungen des politiſchen Glaubens. Günſtlinge, Miniſter (wie Hoym), ſelbſt eine Lichtenau, durften es wagen, durch unmotivirte Cabinetsordres den Gang des Rechts zu ſtören *)! Aber Preßzwang war die Aegide der Günſtlinge und aller durch ſie herbeigeführten Mißbräuche. Kaum daß das neue preußiſche Landrecht eingeführt werden konnte, weil man auch in den unſchuldigſten Aeußerungen ketzeriſche, politiſche Grundſätze witterte **). Und doch rettete eben dieſes Landrecht den Kranz des Nachruhms, der jener Regierung geblieben iſt!

Noch mehr ward durch den einreißenden Luxus der Nationalcharakter in den höheren Ständen verfälſcht und dem Egoismus Preis gegeben. Am Hofe galt nicht mehr die ſtrenge Sitte ſpartaniſcher Mäßigkeit; in üppigen Genüſſen ſchwelgte daſelbſt weichliche Sinnenluſt und reizte die alten und jungen Wüſtlinge der Hauptſtadt zur Nachahmung. Bald entwich nun auch hier und dort aus der Arbeitsſtube des Staatsdieners die alte Rechtlichkeit; ſelbſt die Furcht; nur die harte Schale eines ſtarren Mechanismus hielt noch das Ganze zuſammen; aber den Kern — fand ſchon Mirabeau wurmſtichig *).

In einer Stadt, wie Berlin, wo vor zwei und zwanzig Jahren ſo vielerlei Gährungsſtoff die Meinungen und Sitten ins Trübe miſchte, wo der Witz mit der Ueppigkeit Hand in Hand ging, wo der Leichtſinn den Spott des Unglaubens zu Hülfe rief, und die Selbſtſucht des Ehrgeizes, von dem Bedürfniß geſtachelt, bald in den Trugſchlüſſen der Gewalt, bald in der Unvernunft der Ungebundenheit die Regel ſuchte, um bedeutend und reich zu werden: da konnte es ſo wenig an Tollköpfen, als an Unzufriedenen fehlen, welche einen Umſturz des Beſtehenden wünſchten. Auch mochte es Viſionäre und Enthuſiaſten genug geben, welche Hirngeſpinnſte zu verwirklichen hofften. Spukten doch damals geheime Orden und weitverbreitete Verbindungen — nicht etwa von einigen Dutzend mit idealiſtiſchen Seifenblaſen ſpielender vorlauter Jünglinge — ſondern von geiſtvollen und bedachtſamen Männern!

Und mitten in dieſem Schlingkraut leidenſchaftlicher Bitterkeit und neuerungsſüchtiger Umtriebe, wucherte der Keim des Haſſes gegen eine Regierung, welche unter dem Einfluſſe von Weibern und Geiſterſehern ſtand. Denn es gab keine Publicität.

Der Spott des Auslandes, der vorzüglich das Religions-Edict und die Examinations-Commiſſion traf, verwundete das Nationalgefühl des Preußen, der ſich ſeiner Intelligenz bewußt war. Er urtheilte; er tadelte — Alles, weil er das wirklich Tadelnswerthe nicht laut rügen durfte. Zuletzt noch mußte ſein Tadel verſtummen gegen die Wiedereinführung der Tabacksadminiſtration. Die Abgeordneten der Stadt Danzig wurden von dem Miniſter Friedrich Wilhelms II. nicht gehört. Ein Tadel aber, der nicht ſprechen darf, erzeugt Haß. Zum Glück hörte ihn der Kronprinz **)!

Nur die Verſtändigen urtheilten ohne Leidenſchaft, und beklagten es ohne Bitterkeit, daß der Preßzwang die Wahrheit hindere, bis vor die Stufen des Throns zu gelangen.

Denn das Herz des Königs war unſchuldig. Gutmüthig und mild, gerechtigkeitliebend und kenntnißreich verſtand und wollte Er das Beſte ſeines Volks: aber Er ſah nicht mit ſeinem Auge, und die Stimme der Wahrheit drang nicht in ſein Ohr. Erſt in dem Augenblicke des Todes ward ihm vieles klar ***).

In dieſer unruhig bewegten Zeit beſtieg Friedrich Wilhelm III. den Thron des großen Kurfürſten, den des großen Königs.

Sein Herz und ſein Geiſt handelten ſofort, mit freier Unbefangenheit, im Sinn der billigen Wünſche ſeines Volks.

Er entfernte die Günſtlinge; Er berief die Würdigen in ſein Cabinet zurück; Er hob das Religionsedikt auf; Er ſtellte die geiſtige Freiheit wieder her; Er weckte durch Beiſpiel und Wort den Fleiß und die Berufstreue im Staatsdienſte; Er wiederrief die Herſtellung der Tabacks-Regie; Er hörte die Stimme ſeines Volks †).

Mit dieſem Herzen und Geiſte hat er zwei und zwanzig Jahre regiert, und mit demſelben Herzen iſt er jetzt im Begriffe, ſeinem Volke eine große Bürgſchaft der Zukunft zu geben. Die Weisheit des Monarchen wird einen neuen Bund zwiſchen dem Throne und dem Volke ſchließen; einen Bund, der nicht auf die Lebensdauer eines Königs, der auf die Lebensdauer des preußiſchen Volks und Staats geſchloſſen wird.

Sein Volk erlebt jetzt den zweiten großen Tag in der Geſchichte der Völker. Das Jahr 1820 bringt ihm das Evangelium der Zukuft, den Tag der Gründung einer ſtändiſchen Verfaſſung.

Der 16. Nov. 1797 und das Jahr 1820.

Beide Tage begrüßt das Volk mit Geſängen; beide feiert der Bürger wie ein Feſt der Hoffnung; beide verewigt der Gedanke des Mannes durch ein klares, lebendiges Wort.

---

in taktiſcher Hinſicht vortrefflich ſeyn: darüber ſtand aber dem Gelehrten kein Urtheil zu. Auch läßt ſich im Frieden nicht gut behaupten, es fehle der Armee an einem Feldherrn und an der innern (moraliſchen) Haltung: an dem Geiſte und der Geſinnung, von der ſie einſt beſeelt, binnen vier Wochen — bei Roßbach und bei Leuthen von Friedrich angeführt, dort an der Saale, hier an der Oder, ein zweimal ſtärkeres Heer zurückſchlug. Das Heer in taktiſcher Hinſicht iſt ein Inſtrument, deſſen Spannfeder Disciplin und Ehre heißt; wer wird es läugnen, daß in dem preußiſchen Heere jene Spannfeder auch noch im J. 1797 vorhanden war? Allein wenn dieſe Feder nach langer Ruhe im ſtarren Mechanismus verroſtet und ihre Spannkraft verliert; wie, wenn ſie im Zuſammenſtoß mit ſtrategiſcher Genialität und mit großen — taktiſch unvollkommenen — Heermaſſen, die aber ein kühner und raſcher Feldherr als Globes de compression in ſchulgerechte, mit dem Stock exercirte, aus Zwangsrecruten gebildete, Bataillone zu werfen weiß, — ſpringt: wie dann? — Scharnhorſt, Gneiſenau, Blücher, die Schlachtfelder von Groß-Beeren, Dennewitz, Hagelsberg, — der übrigen Großthaten der Kreuzbauern — wie der Feind die Berliner Landwehr ſpottweiſe nannte — nicht zu gedenken, — haben hierauf geantwortet. Das demokratiſche Princip (d. i. das Volks-Princip) hat das Vaterland gerettet. Der König und die Heerführer haben dieſes Princip im Kriege und ſeine Miniſter haben es auch im Frieden anerkannt. Ein Heer von Bürgern ſteht da, nicht bloß darum, weil es wohlfeil iſt, im Frieden, ſondern weil es die große Idee, für König und Vaterland zu fechten, in dem ganzen Volke lebendig erhält. Ein taktiſches Heer, deſſen Spannfeder bricht, ſtürzt zuſammen wie ein morſches Gebäude, das auf bloße Tradition gebaut iſt; nichts bleibt davon übrig als ein Haufen todter Trümmer; die ſtärkſten Feſtungen fallen, wenn der Glaube an das Vaterland nicht einen Courbiere, Naumann, Nettelbeck und ähnliche Männer begeiſtert. Dagegen kann ein Volksheer wohl geſchlagen werden; allein es erſteht in jedem Bruchſtück wieder: denn jeder Einzelne trägt das organiſche Leben des Ganzen in ſich. Darum erhalte der Staat im Frieden die Idee des Vaterlandes in den Herzen des Volks lebendig; und dies geſchieht, wenn er das demokratiſche Prinzip (das Volks-Prinzip) achtet durch die Gewähr der einzigen Schutzmittel des Volks: Publicität und Repräſentation.

*) So verſchwand ein Fräulein Velderbuſch aus Berlin; ſo kam Düfour auf die Feſtung, und von Held, der in ſchlechten Verſen über die Güter-Schenkungen in Südpreußen ſich auf eine für Hoym empfindliche Art geäußert hatte, ward als Jacobiner verfolgt. Erſt Friedrich Wilhelm III. ſtellte ſogleich nach ſeinem Regierungs-Antritt die alte würdevolle Unabhängigkeit der preußiſchen Rechtspflege wieder her.

**) S. Sartorius in Spittler's Entw. d. Geſch. d. europ. Staaten. II. S. 560. Berlin 1807. Daſſelbe ſagt der von der aufgeklärten preußiſchen Regierung einſt in Schutz genommene Bredow in ſ. Grundr. e. Geſch. der merkw. Welthändel von 1796 — 1810.

*) Seine bekannte Hyperbel: pourriture avant maturité.

**) Ein glücklicher Zufall, den nur ſeine Popularität herbeiführen konnte, machte ihn mit dem Inhalte eines Geſprächs von Männern über dieſen Gegenſtand bekannt. Und jene Deputation fand gleich nach ſeinem Regierungs-Antritt Gehör.

***) Wenigſtens erzählten glaubwürdige Männer nach handſchriftlichen Nachrichten, die vor uns liegen, von ſeinen letzten Aeußerungen, „dumme Streiche" — u ſ. w. die darauf hindeuteten.

†) Man erinnere ſich an die Cabinetsordre vom 23. Nov. 1797, an ſämmtliche Departements, Kammern u. ſ. w., die Redlichkeit, Brauchbarkeit und den Dienſteifer ſämmtlicher Staatsdiener betreffend; ferner an das Declarations-Patent vom 25. Dec. 1797, wegen Wiederaufhebung der Tabacks-Adminiſtration; ferner an die Cabinetsordre vom 27. Dec. 1797, durch welche der König das Ober-Conſiſtorium in die (durch Wöllner) ihm geſchmälerten Rechte wieder einſetzte, wornach die Examinations-Commiſſion u. a. Dinge von ſelbſt aufhörten.

Damals ſchrieb ein ſolches Wort, freimüthig und klar, verſtändig und klug, an den König in Berlin ſein Unterthan, Friedrich von Gentz.

Es fand die Zuſtimmung Aller, ſelbſt ſolcher, die nicht auf den Mann ſahen, der es ausſprach, ſondern auf die Wahrheit die es enthielt*). Darum nannte man es eine Volksſtimme. Ein ſolches Wort kann nicht vergeſſen werden; denn es iſt für die Dauer eines Menſchenlebens geſchrieben, für die Dauer des Bundes einer Thronbeſteigung mit dem Volke. Was damals als wahr galt, ſollte das jetzt nicht mehr wahr ſeyn? Was dem Jahre 1797 angemeſſen als freiſinnig galt, ſollte das dem Jahre 1820 nicht mehr angemeſſen und zu freiſinnig ſeyn?

Darum folge hier das Wort ſelbſt, unverändert, wie es damals dem Könige, Deutſchland und der Nachwelt übergeben wurde.

Man vergleiche die Zeit von 1797 und die von 1820: dann prüfe man das Wort, das in zwei und zwanzig Jahren nicht vergeſſen worden iſt.

Denn warum ſollte nicht auch jetzt noch, in dem Augenblicke der Abfaſſung neuer für ganz Deutſchland geltender organiſcher Geſetze auf das Wort dieſes Mannes geachtet werden, das ſchon damals mit Beifall von dem In- und dem Auslande gehört wurde?

Was Gentz damals ſeinem Monarchen über Preßfreiheit ſagte, iſt nach dem Urtheile der Erfahrung das Beſte, was gegen Preßzwang geſagt werden kann.

Napoleons Geſchichte und Spaniens Schickſal in Europa und Amerika haben den Satz: „Ein Geſetz, das Preßzwang gebietet, kann ſeiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden,“ zu einem politiſchen Axiom erhoben. Sollte jetzt, um das Unmögliche zu wollen, „ein Inquiſitions-Tribunal,“ von dem Gentz ſpricht, ſollte Napoleons geheime Polizei wieder aus dem Grabe des Despotismus erſtehn, auf welchem zweimal hunderttauſend Preußen als Todtenopfer gefallen ſind? Nur ein Verläumder wird dies behaupten; nur ein Wahnſinniger kann es fürchten.

Oder konnte Napoleon die „Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen,“ von der Gentz ſpricht, mit aller ſeiner Energie und mit Fouché's Geiſt, die halb Europa umſpannt hielten, je vernichten? Konnte die ſpaniſche Inquiſition die Idee der Freiheit, welche nur durch den Zwang bis zum Wollen einer Republik — wie einſt in den Niederlanden, ſo jetzt am Plata — geſteigert ward, in ihren Kerkern begraben?

Eben dadurch brachte Napoleon das armſelige Product der geheimen Geſchichte des Hofes von St. Cloud erſt recht in Umlauf: und — um ein edles Product der Preßfreiheit jener im Dunkeln verbreiteten Lugſchrift gegenüber zu ſtellen — ſchrieb nicht Gentz, der öſterreichiſche Staatsdiener, während Napoleon in Wien war, in Dresden, im Monat December 1805, ſeine berühmten Fragmente aus der Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts von Europa (St. Petersburg 1806; eigentlich Dresden bei Hartknoch)? Napoleon erſchien nur, weil er lichtſcheu, wie jeder Despot und Finſterling, das Tageslicht der Preſſe — le grand jour de l'impression, wie es Voltaire nennt — nicht vertragen konnte, noch weit ſchlechter und tyranniſcher, als er wirklich war, weil das „bösartige Inſekt der Verläumdung“ mit der vorgehaltenen Larve der Wahrheit und mit dem Reize der verbotenen Frucht, unter dem Schutze des Geheimniſſes und der Finſterniß, ſein mit der Idee des Rechts und der Freiheit verzuckertes Gift, „als wäre es eine verbotene Koſtbarkeit, bis auf den letzten Tropfen gegen ihn abſetzen konnte?“

Jetzt ſind nach wiederhergeſtellter Preßfreiheit die Pamphlets, von denen man nur ſprach, wenn ſie verboten wurden, verſchwunden; und kriechen ja noch einige wie Giftſchwämme aus dem Boden hervor, ſo greift kein Mann von Geiſt und Charakter nach ihnen. Das Volk überſieht oder verachtet ſie. Denn ihm ward mit der äußern Freiheit auch das Recht auf Wahrheit wieder frei gegeben, auf daß ſich das Wahre ſelbſt reinige von dem Roſte der Leidenſchaft, und nicht wieder zurückgeſtoßen werde in die verächtliche Genoſſenſchaft mit der Heimtücke des Spottes und der Verläumdung.

Als ſolche hat ſich die frei gewordene Idee bewährt in dem Kampfe gegen Napoleon. Sie griff in ihm die Willkür, den Despotismus und den Mißbrauch der Gewalt des Verſtandes und der Macht an, welche das Schwertrecht ſetzen wollte an die Stelle des Vernunftrechts.

Zu keiner Zeit wird irgend ein Verſtand, eine Macht, oder ein Wille die Vernunft unterdrücken können, deren Weſen die Wahrheit iſt. Das Leben der Wahrheit aber iſt freie Mittheilung. Aus ungehinderter Rede und Gegenrede, die jedoch darum ſo wenig, als die That des Einzelnen, ſtraflos ſeyn ſoll, entſpringt das Wahre; aus gehinderter Rede und Gegenrede dagegen entſpringt auf Seiten derer, die hören: — ſind es die Befehlenden, — Unwiſſenheit und Irrthum; — ſind es die Gehorchenden, — Mißtrauen und Widerwille gegen das erlaubte, Vorliebe und Begierde zu dem verbotenen Druckworte; auf Seiten derer, die ſprechen, entſpringt daraus: leidenſchaftliche Entſtellung des Wahren oder liſtige Umgehung des Verbots, oder jene ſophiſtiſchen Erörterungen, die das Klare unklar machen, indem ſie das Vorurtheil mit der Wahrheit ausſöhnen wollen. Die ernſte, ruhige Prüfung ſchweigt, oder ſie wird von dem Mißtrauen nicht gehört, weil ſie verdächtig erſcheint, wenn ſie im Sinne der Regierung ſpricht.

Gentz ſagte in ſeinem Briefe nichts, was nicht ſchon längſt dem redlichen Willen des Königs und ſeinem geſunden Verſtande vorgeſchwebt hätte. Darum trat ſofort nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. die Freiheit des Gedankens, durch welche allein die Wahrheit über den Irrthum ſiegen kann, in den Beſitz ihres unverjährten Rechts wieder ein. Freilich kann und wird ſie den Irrthum nie ganz ausrotten; denn Irrthümer wechſeln unaufhörlich im Leben und bewegen den Geiſt des Menſchen, wie Fehler und Laſter ſeinen Willen; aber dennoch behauptet dort die Wahrheit ihr Recht, wie hier die Tugend.

Seitdem hat jene Freiheit des Gedankens bald mehr bald weniger ungeſtört zwei und zwanzig Jahre in der preußiſchen Monarchie und in Deutſchland fortgewirkt; und durch ſie allein hat der König und ſein Volk in der entſcheidenden Zeit des raſchen und kräftigen einmüthigen Handelns an Intelligenz ſo ſehr hervorgeragt. Daher der wieder geordnete Haushalt und die geſicherte Rechtspflege: keine Strafe ohne Urtheil; kein Urtheil ohne Unterſuchung; keine Unterſuchung ohne Gehör! Daher die einfache Würde auf dem Throne, den die Tugend und die fromme, ſchlichte Sitte der Häuslichkeit ſchmückten, und dem jeder aus dem Volke ſich nahen durfte. Daher endlich der Fortſchritt des Volks in Wiſſenſchaft und Kunſt, im Landbau, Gewerbe und Handel.

Aber die Monarchie konnte nicht wieder zurücktreten in die politiſche Stellung, die ſie unter Friedrich dem Großen gehabt hatte. Denn hat ſich die Zeit einmal des Fehlgriffs eines Menſchen, geſchweige einer Regierung, bemächtigt, ſo führt die nothwendige Verkettung von Urſache und Wirkung Umſtände herbei, gegen welche keine Weisheit etwas ausrichten kann. Darum erlag Deutſchland und mit ihm vor Allem Preußen unter ſeinem Schickſale im J. 1806. Doch in der Noth ermannt ſich die Kraft des Gemüths, wenn die unterdrückte Idee des Vaterlandes ſich losreißt von der Gewalt und frei zur That ſich geſtaltet.

Der preußiſche Staat zeigte dem erſtaunten Europa, in den Jahren 1807 bis 1815, welche Hülfsquellen er in dem Geiſte und in dem Muthe, in der Liebe und in dem Willen der Nation beſaß, welche Stärke ihm die Einheit zwiſchen dem Throne und dem Volke lieh, welche moraliſche Kraft ihm ſein Bundesgenoſſe, die öffentliche Meinung, gab!

Da erkannte der edle König, welcher in dem erſten Jahre ſeiner Regierung „alles Lob von ſich ablehnte, weil er es erſt verdienen wollte*),“ daß er die Idee der Freiheit des Gedankens mit der Idee des Vaterlandes verbunden, in das organiſche Leben der Monarchie auf eine Art geſetzlich einzuführen, die Kraft und die Weisheit habe, nach welcher künftig ſich keine Scheidewand zwiſchen ſeinem Throne und ſeinem Volke je wieder erheben könne. Darum beſchloß er, jenem in der Gefahr erprobten Bunde des Nationalcharakters mit dem Throne die Bürgſchaft einer Verfaſſung zu geben, mittelſt welcher des Volkes Stimme über die wichtigſten Angelegenheiten des Ganzen, durch den Mund der Würdigſten aus der Nation, auf geſetzlich freiem Wege, ſtets zu dem Throne gelange, ſo daß fortan gemeinſchaftliche Berathung über das gemeinſchaftliche Wohl die Einheit zwiſchen dem Throne und dem Volke nur immer mehr befeſtige und unauflöslich mache. Dann ſolle allein die Wahrheit zwiſchen beide treten, und — werde ſie nicht erkannt — ſo theilen beide den Irrthum und deſſen Folgen. Keiner klage dann den Andern an!

Alſo erklärte ſich der weiſe König, wie es einſt der muthige vor ſieben Jahren in Breslau mit dem Schwerte für die äußere Freiheit gethan, vor fünf Jahren in Wien, mit ſeinem königlichen Worte, für die innere Freiheit, welche die

---

**) Der Cabinetsrath Menken, der in dem Cabinette des Königs vortragender Rath war, ſagte dem König, noch ehe dieſer die Schrift von Gentz geleſen hatte: „Ew. Maj., die Schrift verdient Ihre Aufmerkſamkeit!“

*) Dies ſind die eigenen Worte des edlen beſcheidnen jungen Königs, und ganz Berlin wiederholte ſie damals mit Entzücken, wie wir aus handſchriftlichen Nachrichten aus jener Zeit wiſſen.

Grundidee der Sache Deutſchlands war und geblieben iſt. An Preußen lag es damals nicht, daß der 13. Art. der Bundesacte ſo kurz und im Allgemeinen abgefaßt ward.

Dieſe Idee einer politiſchen Reformation, welche den Charakter des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, war ſchon ſeit 1807 in der Monarchie eingeleitet und vorbereitet worden. Nach dem Frieden, der die äußere Freiheit wieder herſtellte, mußten aber erſt die neuen Provinzen geordnet und mit dem Verwaltungsſyſtem des Ganzen in Verbindung gebracht werden, ehe das Werk einer repräſentativen Organiſation der Monarchie zur Reife kommen konnte.

Jetzt ſind die Vorarbeiten dem Abſchluſſe nahe, und der Preuße, der Deutſche, jeder Europäer ſieht erwartungsvoll einem Reſultate entgegen, das würdig ſey der Intelligenz des Zeitalters und des preußiſchen Staats *)!

Der Preuße und der Deutſche: denn noch iſt der Sinn des 13. Art. der Bundesacte, obwohl von einzelnen Souveränen ſchon großherzig erfüllt, dennoch im Allgemeinen nicht geſetzlich erklärt und ausgeſprochen.

Zwei Parteien ſtreiten gegenwärtig über das Wie der endlichen Beſtimmung dieſer Angelegenheit, welche mit der Feſtſetzung der preußiſchen Verfaſſung unmittelbar zuſammenhängt, und daher in dieſem Augenblicke in Wien unterſucht und entſchieden werden ſoll.

In dem deutſchen Volke ſelbſt haben mancherlei ungeduldige und leidenſchaftliche Aeußerungen, hiſtoriſche und idealiſche Parteiſtimmen — gewiß nur Einzelne kann die Schuld und die Strafe hochverrätheriſcher Umtriebe treffen, nicht die ganze Nation! — die Anſichten von dem, was die Zeit zur Reife gebracht hat, verdunkelt, die Gemüther verwirrt und die Unbefangenheit geſtört. Der Vorabend jener großen Entſcheidung iſt daher vielen Furchtſamen nicht als der Vorabend eines großen National-Feſttags erſchienen, ſondern als der eines Urtheilsſpruchs, der ihre Hoffnung niederſchlagen könnte.

Und dennoch — wie Vieles iſt nicht bisher geſchehen, was dieſen Furchtſamen Muth einflößen ſollte!

Das innige Vertrauen, mit welchem das Volk in Würtemberg, Baiern und Baden ſich ſeit der Einführung einer repräſentativen Verfaſſung um den Thron verſammelt und an ſein königliches Haus von Herzen angeſchloſſen hat, beweiſt, daß die Stiftung eines ſolchen Bundes den Völkern einen größern Feſttag bringt, als je die Thronbeſteigung eines erſehnten Fürſten herbeigeführt hat.

Das Wort der freien Mittheilung des Gedachten, welches Herr von Gentz vor zwei und zwanzig Jahren im Namen von Millionen auszuſprechen ſich berufen fühlte, mit welchem — lange vor ihm — der edle Münchhauſen die Hochſchule der Georgia Auguſta zu einer Lichtanſtalt für ganz Deutſchland weihte: — dieſes Wort hat ſeitdem — er ſelbſt iſt deſſen Zeuge! — in einem großen Theile von Europa geſetzliche Kraft erhalten **). Ein wechſelvolles Schickſal hat daſſelbe gegen alle Angriffe der Sophiſten vertheidigt, hat es aus dem Bereich des militäriſchen Despotismus und der geheimen Polizei gerettet, und hat es von allen Schlacken einer revolutionären Schwärmerei geläutert.

Damals und jetzt! — In der Zeit von 1797 hatte die Republik über das monarchiſche Europa geſiegt; die Erbitterung der Beſiegten war größer, und der Meinungskampf der Parteien zügelloſer als je; der Jacobinismus trotzte, und eine geheime Propaganda ſpannte ihre Netze aus; es gab keine Einigkeit unter den Fürſten; das nördliche Deutſchland ſtand abgeſchieden von dem ſüdlichen; die geiſtlichen Fürſten und die freien Städte zitterten für ihr Daſeyn; die Fürſten des linken Rheinufers harrten auf Entſchädigung: in dieſer unruhig bewegten, halbrepublikaniſchen und halbmonarchiſchen Zeit wurde jenes freiſinnige Wort von einem jungen Monarchen furcht- und arglos vernommen; damals wurden die Wünſche des Volks von ihm beachtet; es wurde die Freiheit der Mittheilung des Gedachten wieder hergeſtellt; die Inquiſitionen über politiſchen Glauben hörten auf †). Und jetzt ſollten alle Männer von

---

*) Auf dieſer Uebereinſtimmung mit der Intelligenz des Zeitalters hat die moraliſche Kraft des preußiſchen Staats beruht, ſeit er ſich im 16. Jahrh. für die Idee der kirchlichen Reformation, und im 18. Jahrh. für die Idee der Toleranz in Glaubensſachen erklärt hat. Die Idee des 19. Jahrhunderts iſt die einer politiſchen Reformation, welche die bürgerliche Freiheit durch die politiſche ſichert. Dieſe Idee hat in Frankreich geſiegt; in Wien und durch die polniſche Conſtitution hat ſich der Kaiſer Alexander für ſie erklärt. Dieſe Idee iſt in das Leben eingetreten in Amerika, England, Schweden, Norwegen, in den Niederlanden und in der Schweiz. Für ſie hat ſich die Meinung aller gebildeten Völker in der alten und in der neuen Welt erklärt. Nun hat aber in keiner Nation die Macht der Idee eine ſolche Ausbreitung und Tiefe erlangt, als in der deutſchen; bei keiner würde daher ein Reactionsſyſtem weniger gelingen, als bei dieſer, welche einſt die Idee der kirchlichen Reformation in zwei Jahrhunderten glorreich durchgekämpft hat. Und dieſes Volk, das ſeit lange gewöhnt iſt, in Preußen den Beſchützer des Proteſtantismus zu ſehen, das jüngſt in ihm den Kämpfer für die deutſche Sache ſah, das Zeuge iſt von dem Fortſchritt der bürgerlichen und geiſtigen Cultur in ſo vielen Geſetzen, Einrichtungen und Beſtrebungen des preußiſchen Staats und Volks: dieſes Volk glaubt nicht, daß ein Reactionsſyſtem gegen die Idee des Zeitalters je von Preußen ausgehen könne. Dieſer Glaube aber begründet Preußens moraliſche Macht, welche allein die gefährliche geographiſche Lage des Staats gegen Frankreich und Rußland ſicherſtellen kann, wenn alle deutſchen Bundesvölker ihre Freiheit und ihr Recht mit dem von Preußen wie mit einem Brudervolke verbunden ſehen.

**) In Dänemark iſt die Gewalt des Königs unumſchränkt, und gleichwohl beſteht dort uneingeſchränkte Preßfreiheit, welche der Miniſter Bernſtorf, mitten unter den revolutionären Gefahren von Seiten Frankreichs, gegen Mißbrauch aufrecht zu erhalten verſtand. Daß aber dieſe Freiheit daſelbſt auch recht ſehr freimüthig benutzt werde, beweiſen u. a. die von Suhm bekannt gemachten Souverainetätsacten, und die patriotiſchen Gedanken über ſtehende Heere ꝛc. von dem Grafen Wold. Friedr. von Schmettau, welcher alle Nachtheile entwickelt hat, die ſtehende Heere haben, und zugleich die Mißbräuche aufdeckt, welche bei der Zuſammenſetzung des däniſchen Heeres Statt finden. Gleichwohl hat dieſe Schrift ungehindert zwei Auflagen erlebt. Auch der Mißbrauch der Preßfreiheit hat die Aufhebung derſelben in Dänemark nicht zur Folge gehabt. Es war erfreulich, und das ſchönſte Lob für die Regierung dieſer Monarchie, daß bei der klarſten demokratiſchen Geſinnung einiger Schriftſteller keine Verfolgung wegen des politiſchen Glaubens entſtand, daß man nur die That ſtrafte, in der Ueberzeugung, daß die Irrenden, wie auch geſchah, den Rückweg von ſelbſt finden würden. S. Sartorius in Spittler's Entwurf ꝛc. II., S. 685. Dieſes, und daß Preßfreiheit das Weſen der Oeffentlichkeit, dieſe aber nur durch jene das Lebensprincip der Repräſentativ-Verfaſſungen ſey, iſt bündig dargethan in der Aſträa von Dr. Weishaar. I. Bd. 2s St. Stuttgart 1819. S. 105 fgg. Da die Aſträa vielen Leſern nicht gleich bei der Hand ſein möchte, ſo wollen wir davon einen wörtlichen Auszug geben. S. 113 fgg. „Man würde irren, wenn man glaubte, darum, weil die Stände an gewiſſen Handlungen der Staatsgewalt Theil nehmen, werde das öffentliche Urtheil, ſofern es Mißbilligung ausdrückt, Regierung und Stände gemeinſchaftlich treffen. Dies iſt ſo wenig der Fall, daß vielmehr der Beifall des Volks der Regierung zu Theil wird, während der Tadel allein die Stände trifft. Denn, hätten die Stände nicht eingewilligt, ſo wäre das Mißfällige nicht geſchehen, durch ihre Einwilligung wird es ihre Sache. Dagegen bleibt der Ruhm für lobenswerthe Einrichtungen einzig der Regierung, ſey es, daß ſie die Initiative dazu gab, oder daß ſie durch einen Antrag der Stände dazu bewogen wurde: denn in einem, wie in dem andern Falle wäre das Gute nicht möglich geworden, ohne den guten Willen der Regierung. Das Wirken der Stände nämlich iſt ſeiner Natur nach mehr negativ, und kann mehr im Verhindern des Zweckwidrigen beſtehen, als im Hervorbringen des Zweckmäßigen. Die Regierung eines repräſentativen Staats wird daher bei Abfaſſung eines Geſetzes über die Preßfreiheit ohne Zorn und ohne Neigung verfahren. Man wird von dem Grundſatze ausgehen, daß ſtändiſche Verfaſſungen ohne Preßfreiheit ihren Zweck nicht erfüllen, und neben denſelben eine Beſchränkung der Preßfreiheit den Regierungen insbeſondere nachtheilig werden könne. Denn die Oeffentlichkeit, welche vorzüglich durch die Preßfreiheit erreicht wird, führt vielſeitige Prüfung einer Sache herbei, und dieſe iſt ein hauptſächlicher Gewinn von ſtändiſchen Verfaſſungen; es iſt kein Gebrechen in der Staatsverwaltung, welches durch Preßfreiheit nicht an den Tag käme. Die Stände aber müſſen Preßfreiheit haben, damit das Volk ſeine Repräſentanten kennen lerne, und damit dieſe, der Oeffentlichkeit jedes Worts eingedenk, ſtets mit Würde und Beſonnenheit handeln. Wenn hieran auch den Regierungen gelegen ſein muß, ſo haben dieſe ihrerſeits noch einen triftigen Grund, der Preßfreiheit der Stände allgemeine Preßfreiheit an die Seite zu ſtellen; denn wenn die Regierung beſorgte, ihr Anſehen könnte durch die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Schriften gefährdet werden, ſo könnte dieſem nur durch allgemeine Peßfreiheit begegnet werden, weil nur durch dieſe die Wahrheit zum Vorſchein kommt; indem allein die Gewißheit, daß Jeder ſeine Ueberzeugung furchtlos ausſprechen könne, das Vertrauen erzeuget, daß das Gefühl für Wahrheit es ſey, welches anders Denkende beſtimme, ihre Ueberzeugung auszuſprechen."

†) Daß bald nach dem Regierungsantritte des Königs die Preßfreiheit ſo gut als völlig wieder hergeſtellt anzuſehen war, beweiſ't u. A. Folgendes. Schon im December 1797 durfte der Obſcu-

Geiſt, alle Hochſchulen ſo verdächtig und gefährlich ſeyn, daß man die ganze Nation in Anſehung ihres geiſtigen Eigenthums wie einen unmündigen Verſchwender behandeln und einer Curatel unterwerfen müßte?

Wenn damals in Deutſchland ſo mancher rohe Einfall gedruckt werden durfte, ſo konnte als Gegengift auch jede Wahrheit in Umlauf geſetzt werden; und wie damals die freie Unterſuchung den Unſinn des Jacobinismus und den des Glaubenszwanges bekämpfte, die Argliſt geheimer Verfolgungen und den Uebermuth des Obſcurantismus beſchämte, wie ſie damals die Heuchelei und den Myſticismus, die Geiſterſeher und geheimen Cleriker entlarvte, welche ihre Plane und Anſprüche unter den Schutz des Thrones zu ſtellen wagten: eben ſo wird ſie auch jetzt und künftig den Wahnſinn einiger jungen Leute, Deutſchland in eine Republik zu verwandeln, oder die Plane Anderer, den Feudaldruck des Mittelalters wieder zwiſchen den Thron und das Volk hineinzudrängen, mit der Fackel der Vernunft beleuchten*).

Warum ſollten alſo die proviſoriſchen Beſchlüſſe des Bundestages vom 20. Sept. — wie Furchtſame glauben — mehr als eine bloße milde Aufſicht der Regierungen, nach gleichen Grundſätzen und nach einem, wie es der öſterreichiſche Entwurf vom 23. Mai 1815 bezeichnete, zweckmäßigen Geſetze über die Preßfreiheit, auf die Reibung der Meinungen in dem geiſtigen Verkehr ihrer Völker zum Zwecke haben? Sind ſie nicht vielmehr ein erfreuliches Vorzeichen, daß der deutſche Bund von jetzt an mit mehr Einheit und Kraft, als bisher, Anſtalten treffen ſoll, um das gemeinſame Recht und Nationalwohl des deutſchen Volks, ſo wie es in der Rede und in dem erſten Vortrage des öſterreichiſchen Präſidialgeſandten bei der Eröffnung des Bundestages näher beſtimmt wurde, in das Leben einzuführen? Hat ſich nicht ſchon dadurch unſer Staatenbund der Idee eines Bundesſtaates etwas zu nähern angefangen?

Fern alſo ſey es jetzt, mitten unter den neu entſtandenen oder noch entſtehenden liberalen Verfaſſungen, das Obſiegen der Reaction einer vergangenen Zeit, die ſich ſelbſt überlebt hat, im Kampfe mit der neuen, die ſich in Frankreich, in den Niederlanden, in Skandinavien und in Polen, ſelbſt in einem großen Theile von Deutſchland ſchon lebenskräftig geſtaltet hat, befürchten zu wollen*)!

---

ranten-Almanach in den Berliner Zeitungen feil geboten werden, obgleich darin ſtand: „Wöllner, (der pr. Staatsminiſter) ſey entweder ein Narr, den man ins Tollhaus, oder ein Schurke, den man ins Zuchthaus bringen müſſe.“ Nicht weniger derb waren darin die Beiſitzer der geiſtlichen Behörde, Hermes, Woltersdorf, Oswald und A. mitgenommen. Eben ſo durfte man in den Berliner Zeitungen damals öffentlich ausbieten die Schrift: An den Congreß in Raſtadt, obgleich darin ſehr heftige Aeußerungen gegen Preußen und alles, was Preußiſch iſt, vorkamen. Sagte doch Teller laut in ſeiner Gedächtnißpredigt auf Friedrich Wilhelm II S. 9: „Es kann mit Wahrheit von ihm geſagt werden, daß er Alles, was zum Glück ſeiner Unterthanen gereichen konnte, nach ſeinem freundlichen Sinn wollte, in ſo weit es ihm nicht verborgen blieb, oder er ſonſt durch mannichfache Umſtände, von welchen der Mächtigſte auf Erden abhängig bleibt, nicht daran verhindert wurde; und alſo auch (welches hinzuzuſetzen die Unparteilichkeit mir beſonders zur Pflicht macht) nichts dafür konnte, wenn ſeine Verfügungen, ſelbſt in den wichtigſten Angelegenheiten der Religion, bald mißverſtanden, bald übertrieben, und wohl noch öfter von falſchen Eiferern, oder von irre geleiteten Schwärmern, oder argliſtigen Heuchlern gemißbraucht wurden“ — — Und S. 11: „Aber .... was dieſem Andenken das feſtmachendſte Siegel aufdrückt, iſt die Betrachtung, daß Gott den König zu einem der erſten Werkzeuge mit beſtimmt hatte, deſſen er ſich bedienen wollte, die Völker Europa's, um mich dieſes Ausdrucks zu bedienen, durch einander zu rütteln, und ſeinen Rathſchluß, ein neues unter ihnen zu ſchaffen, mächtiglich auszuführen. Wir wiſſen Alle, welche beiſpielloſe Staats-Umwälzung in einem der größten Reiche vorgegangen. — Da war Er es, der verewigte König, der, nach dem Plane des Ewigen, zu der Zeit auf dem Throne ſitzen und Theil nehmen ſollte, um die große Veränderung in den Gang zu bringen“ u. ſ. w.

*) Wenn man zugibt, daß eine im Werden erſtickte Studenten-Verbindung mit einer Art von Republikanismus geſpielt habe, die ſie Deutſchthum nannte, und daß dieſes Spiel ſogar bei Einzelnen zur fixen Idee geworden war, die zu Verbrechen hinriß, ſo muß man doch auch andrerſeits zugeſtehn, daß nichts leichter iſt, als eine ſolche Verſchwörung zu unterdrücken, ohne darum die ganze Nation als verdächtig hinein zu verwickeln; eine Uebertreibung der Gefahr, welche de Pradt in ſeiner Schrift: l'Europe aprés le congrès d'Aix-la-Chapelle, durch die cris d'alarme und die peintures enflammées de l'aristocratie bezeichnet. Schwärmer, welche gegen das Geſetz freveln, werden nach dem Geſetz beſtraft; dazu bedarf es weder neuer Geſetze, noch Rechtsformen, noch Gerichtshöfe. So wurde Charlotte Corday hingerichtet; ſo wurde Schill geächtet. Wenn es nun aber auch, wie viele behaupten, eine geheime Kette von Männern gibt, welche die alte Scheidewand zwiſchen dem Throne und dem Volke wieder herzuſtellen, und das britiſche: the King can do not wrong, auf eine dem Throne zunächſt ſtehende Kratie anzuwenden bemüht ſind; wer ſichert dann das Volk und den Thron gegen ſolche Umtriebe? Nichts als die Preßfreiheit und eine ſtellvertretende Verfaſſung. Iſt durch beide der allgemeine Wunſch der Völker und das Wiener Fürſtenwort von 1815 erfüllt, ſo wird auch die bittre, oft ungeſtüme und vielen ſtets unbequeme Mahnung der Preßfreiheit an noch nicht gelöſ'te Verbindlichkeiten von ſelbſt verſtummen. Und dieſe Zeit iſt nahe. Die Gegenwart iſt der Zeuge, die Nachwelt wird der Richter ſein.

*) Statt furchtſam ängſtlich, was die Zukunft bringen wird, ſtumm zu erwarten, darf ſich auch jetzt noch die Ueberzeugung eines wahrheitliebenden Mannes frei und unerſchrocken ausſprechen, und der Prüfung der Oeffentlichkeit unbefangen entgegentreten. Dieß hat eben jetzt Grävell gethan, in ſeiner nicht zu überſehenden Schrift: Wie darf Preußens Conſtitution nicht werden? Leipz. im Nov. 1819. Oder gehört das Jahr 1819 nicht mehr dem Zeitalter an, von welchem Gentz im Nov. 1797 ſeinem Monarchen ſagen konnte: „Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige nichtſchmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren, — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienſtliche Art, Ihm zu dienen — daß man ſie ihm keinen Augenblick verhülle.“ — ? — Vor allen verdient die Frage: Soll die Verfaſſung eine wahre Repräſentation, d. i. eine ſtellvertretende, oder ſoll ſie eine bloß ſtändiſche einführen? die gründlichſte Erörterung. Das Zeitalter erwartet eine ſtellvertretende; über die ſtändiſche hat die Erfahrung bereits ihre Stimme abfällig gegeben. Auch möchten wohl die 10 Sätze, welche de Pradt in ſeiner Schrift: Congrès de Carlsbad S. 82, als Grundſätze und politiſche Wahrheiten aufſtellt, eine ernſtliche Erwägung verdienen. Dieſe Sätze lauten ſo:

1o Que tous les peuples vivent dans une communication étroite et continuelle. Appliquez au monde ce que Louis XIV a dit si noblement de l'Espagne: il n'y a plus de Pyrénées... Il n'y a plus d'Alpes, plus de Rhin, plus même d'Océan: l'Amerique et l'Europe ont cessé d'être divisées par lui; elles se touchent et se tiennent par tous les liens des besoins et d'une correspondance mutuelle.

(Jede Einzwängung des Geiſtes unſerer Zeit iſt in Deutſchland unmöglich, ſo lange die Stimmen der franzöſiſchen Kammern, die Stimmen des engliſchen Parlaments, des geſetzgebenden Körpers in den Niederlanden zu uns herübertönen; ſie iſt unmöglich, ſo lange uns in Deutſchland die Erzeugniſſe der franzöſiſchen, engliſchen und niederländiſchen Preſſen zugänglich bleiben und man das ſeit 1789 Gedruckte nicht allgemein vernichten kann; ſie iſt unmöglich, ſo lange nicht eine chineſiſche Mauer Deutſchland von den es umringenden durch freie und liberale Verfaſſungen geordneten Staaten trennt; ſie iſt unmöglich, ſo lange wir den politiſchen, den finanziellen, den induſtriellen ja — den ſittlichen Zuſtand*) dieſer nach freien Ver-

*) Bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des bekannten obſcönen Werkes von Desforges: le Poëte ou Mémoires d'un homme de lettres, ſagt die Renommée (N. 147. v. 9. Novbr.) in Beziehung auf Frankreich ſehr richtig:

On ne pouvait pas choisir un plus mauvais moment pour réimprimer un plus mauvais ouvrage. Les esprit ne sont plus tournés vers de semblables idées; ils sont épris de choses plus nobles et plus sévères. Les obscénités et les turpitudes sont tout-à-fait passées de mode. Si donc quelqu'un spécule sur la dépravation du siècle, il fait une mauvaise speculation. Il faut le dire et le répéter, à la louange de ce pauvre siècle à qui on en veut tant, nombre d'ouvrages qui plaisaient jadis, ne réussiraient pas maintenant, et les jeunes gens d'aujourd'hui ne s'amusent plus de ce qui amusait et amuse encore les jeunes gens d'autrefoi. Les faiseurs de livres avaient alors affaire à une société vieillie, corrompue et blasée, qu'il fallait remuer par toute sorte de moyens pour lui faire sentir qu'elle vivait encore. La France est revenue de la décrépitude à la jeunesse. Il faut aux esprits et aux ames retrempées une nourriture forte et solide qui favorise leur nouvelle vigueur, et qui l'accroisse encore, bien loin de la corrompre et de l'amollir.

Obgleich nicht zu läugnen, daß auch in Deutſchland Schriften dieſer Art jetzt weniger Glück machen als einſt, wo es einzelne Buchhändler gab, die jede Meſſe ganze Ladungen von Romanen in der Art, wie die „Geſchichte des Herrn von H...“ zu Markt brachten und abſetzten, ſo läßt ſich obige Bemerkung der Renommée doch ihrem ganzen Umfange nach noch nicht auf Deutſchland anwenden, und Schriften wie die Althingſchen und v. Hundtſchen „der Hahn mit 9 Hühnern“ und „Truthähnchen“ finden

Das Fantom einer Republik, und wenn es in noch ſo vielen Studentenköpfen ſpuken ſollte, kann jetzt Niemanden ängſtigen; die Monarchie hat ja überall geſiegt; die umgeſtürzten Throne — nur nicht die alte Feudalariſtokratie und die Propaganda der Oligarchie, durch welche ſie wohl ſonſt erſchüttert wurden, — ſtehn wieder aufgerichtet; Verfaſſungen ſind gegründet, nach welchen die Wünſche des Volks geſetzlich gehört werden; Deutſchland iſt frei und einig; das Beſitzthum der Fürſten iſt geſichert; Monarchen und Republiken haben ſich durch den heiligen Bund, und die Hauptmächte Europa's, im Sinne jener Urkunde, durch die Aachner Declaration, zur Befolgung der Grundſätze des Chriſtenthums und des Völkerrechts verbunden; und gerade jetzt ſollte das Rad der Zeit umgedreht werden? Unmöglich.

Am wenigſten wird jetzt ein Vernünftiger deutſchen Geſetzgebern und einem Rathe, in welchem ein Gentz mitſprechen darf, den Gedanken zutrauen, daß nur eine politiſch-literariſche Inquiſition uns gegen die Umtriebe von Ränkeſchmieden, Schwärmern und Myſtikern, die es zu allen Zeiten gegeben hat und zu allen Zeiten geben wird, ſchützen könne. Denn je öffentlicher ſich dieſe Leute bewegen dürfen, deſto unſchädlicher ſind ſie. Nur dann erſt, wenn ſie in das Geheimniß ſich flüchten müſſen, wenn Recht und Freiheit unterdrückt werden, wenn die alten Mißbräuche wieder aufleben: nur dann treten ſie Unheil drohend zwiſchen das Volk und den Thron.

Das Volk aber glaubt jetzt und denkt an nichts, als an die Zeit, welche Klopſtock ſeinen Freunden verkündigte, an die Zeit,

wo das Vernunftrecht
ſiegt über das Schwertrecht.

Dieſe Zeit iſt das Zeitalter der liberalen Ideen; vorüber ſey die der revolutionären Umtriebe, ſowohl ſolcher, welche den Thron umſtürzen, als ſolcher, die dem Volke ſeine Rechte, dem Fürſten die Herzen ſeines Volks zu entreißen drohen:

Denn eben jetzt beweiſen es die Fürſten durch die Einführung repräſentativer Verfaſſungen, daß ſie wohl ins Herz gefaßt haben jenes alte Wort eines griechiſchen Dichters: Der Fürſt bedenke die drei Lehren:

Die eine: daß er über Menſchen herrſcht,
die andre: daß er nach Geſetzen herrſcht,
die dritte: daß er nicht auf immer herrſcht.

Seiner Königlichen Majeſtät Friedrich Wilhelm dem III bei der Thronbeſteigung allerunterthänigſt überreicht*) am 16ten November 1797.

Allerdurchlauchtigſter Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, iſt der feyerlichſte im Lebenslaufe eines monarchiſchen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, ſchließen ſich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebensluſt rinnt durch die entfernteſten Zweige. Das Volk wünſcht, hofft, vertraut. Ew. Majeſtät werden dem ein huldreiches Gehör nicht verſagen, der es wagt, einen Theil dieſer Wünſche, dieſer Hoffnungen auszuſprechen.

Es iſt kühn, ſich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller ſeiner Mitbürger zu ihrem gemeinſchaftlichen Vater zu reden. Es iſt weniger kühn an einem Tage, wie der heutige. In dieſem großen Moment ſchmelzen die Bedürfniſſe, die Ausſichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichſam in Eins zuſammen. Es iſt das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotiſche, wovon ſelbſt jedes eigennützige Gemüth das ſeinige hofft. Es iſt die allgemeine Sehnſucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der ſich heute noch jeder einzelne Wunſch verliert. Wer heute für das Vaterland ſpricht, iſt ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden ſeiner Bürger.

Ew. Majeſtät beſteigen den Thron Ihrer Glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müſſen. Gut regieren war immer ein ſchweres Amt. Aber ehemals bedurfte es faſt nur glücklicher Naturgaben, um dieſem hohen Beruf gewachſen zu ſeyn. Jetzt iſt es die erhabenſte, die geiſtigſte von allen Künſten geworden. Einförmige und gehorſame Maſſen mit wohlwollender Willkühr zu lenken, war immer ein belohnendes, und oft ein ſehr verdienſtvolles Geſchäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, ſelbſtſtändigen, und widerſtrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieſer Genuß, dieſer Triumph war den Regenten unſrer Tage aufbewahrt.

Der Geiſt dieſer Zeit reißt die Menſchen über das Ziel ihrer eignen Beſtrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausſchweifungen zu beſchützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das iſt das ſchöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöſet werden ſoll. Das wahre Wachsthum der Menſchheit gedeiht nicht in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus dieſe ſich zuſammenziehen, mit fernſehender Weisheit zu zerſtreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung ſeines Staates ein ſichres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller ſeiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen ſtark, mit Stärke wohlwollend zu ſeyn, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfaſſen, und doch jedes einzelne Glied nur ſanft und leiſe zu berühren: — das ſind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unſterblichkeit zu erringen iſt: das ſind die Thaten, die wir mit beſcheidener Sehnſucht, die wir mit liebevoller Zuverſicht von Ewr. Majeſtät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen iſt das wahre Lebens-Prinzip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber ſie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, ſich ihrer ſelbſt als einer Kraft bewußt ſeyn, die eine große Organiſation geſetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies iſt die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weiſe eine müßige: denn in Ewr. Majeſtät Herzen war ſie längſt entſchieden.

---

faſſungen regierten Staaten zu beneiden haben und dort nur Fortſchritte erblicken, während wir uns nicht zu erheben und gegen ſie nirgends in die Schranken zu treten vermögen! Wollte man die Reaktion gegen den Geiſt unſerer Zeit in Deutſchland möglich machen, ſo müßte man damit anfangen, dem franzöſiſchen und dem niederländiſchen Volke die Verfaſſungen, die dieſe jetzt beſitzen, zu entziehen, was in den Jahren 1814 und 1815 wenigſtens hätte verſucht werden können. Es jetzt noch verſuchen wollen, wäre nichts minder: als die Welt aus ihren Angeln heben wollen!)

2° Que l'art de régner est changé, parce que les esprits sont changés.

3° Que le mouvement du monde ne s'arrêtera pas jusqu'au complément de la refonte sociale qui est entamée.

4° Que ce grand ouvrage doit être fait d'ensemble et avec uniformité.

5° Que cette refonte est l'objet unique de l'attention et des voeux des hommes.

6° Que tout ce qui le contrariera n'est propre qu'à aigrir l'esprit de ceux qui y travaillent, c'est-à-dire de l'universalité du genre humain.

7° Qu'il n'existe point de démocratie en Europe, mais qu'on peut la créer par malfaçon.

8° Que le passé et le présent sont, à l'égard l'un de l'autre, des métaux réfractaires qui ne se fondront jamais ensemble, et dont tous les efforts ne feront jamais du métal de Corinthe.

9° Qu'informer contre l'ésprit humain est dangereux, et que lui faire son procès est s'exposer à en payer les frais.

10° Qu'à Carlsbad, comme partout, on doit s'abstenir d'actes d'accusation contre lui.

leider nur noch zu leicht ein großes Publikum. In eine verwandte Categorie gehören die ekelhaften und ſchamloſen Schriften, welche in Deutſchland ununterbrochen in allen öffentlichen Blättern — ja ſogar in der Zeitung für die elegante Welt — über die zarteſten Geſchlechts- und Lebens-Verhältniſſe unter die Lüſternheit höchſt aufregenden Titeln, als z. B. „Ueber den — — wie man ſich vor, bei und nach demſelben zu verhalten habe" — u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. angezeigt und lobpreiſend von eben ſo ſchamloſen Verlegern ausgeboten werden dürfen, ohne daß Polizey oder Cenſur etwas dabei zu erinnern fänden! — Merkwürdig iſt es, daß die Berliner Zeitungen zur Zeit der größten Preßfreiheit im Preußiſchen Staate dieſe alle Ehre, Zucht und Schamhaftigkeit ins Geſicht ſchlagenden Anzeigen der Schriften dieſer Art von unſern Albrecht, Burgheim, Becker und wie die Herren weiter heißen, nicht aufnehmen durften, daß ſie aber jetzt (geſchrieben 1819. d. Herausg.) unbedenklich darin aufgenommen werden.

*) Von Friedrich von Gentz, damals K. Preuß. Kriegsrath, gegenwärtig K. Oeſtr. Hofrath. Man ſehe über ihn Allg. Deutſche Real-Enc. 5. Aufl. 4r Band S. 140 — 142.

Das erſte Unterpfand jenes Vertrauens iſt das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern ſey die thörichte Anmaßung, Ewr. Majeſtät eignen Entſchlüſſen vorzugreifen, Rathſchläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl ſchon an ihrer ächten Quelle zu ſuchen wiſſen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundſätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche ſich das große und mühvolle Leben eines Königes winden muß, umfaſſen zu wollen. Aber ein beſcheidner Blick auf die vornehmſten Zweige der Verwaltung des Preußiſchen Staates; ein frommer, ein patriotiſcher Wunſch, der einen ſolchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck deſſen, was der Geringſte im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigſter König, ſind die erſten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies ſind die erſten Freudengeſänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrſcher begrüßen muß. Ew. Majeſtät gehen einer ſo großen Beſtimmung entgegen, ein ſo großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, ſo große Gefühle erheben in dieſem Augenblicke Ihre Bruſt, daß Nichts als was groß, alſo nichts als was wahr iſt, ſich Ihnen nähern darf. Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige ächt-ſchmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienſtliche Art Ihm zu dienen — daß man ſie Ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der Preußiſche Staat in dieſem Augenblicke iſt, vermögen Ew. Majeſtät aus dem erhabnen Standpuncte, in welchen das Schickſal Sie geſtellt hat, beſſer als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maſchine entfalten ſich am beſten vor dem, welcher das Ganze überſchaut. Es wäre eben ſo unnütz, mit Lobpreiſungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken, oder drückten, vor Ew. Majeſtät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geſchichte; unſer Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menſchlichen Weisheit — iſt die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß deſſen, was wir als Uebel fühlten, ſoll uns bloß zur Erhöhung des gegenwärtigen Genuſſes, deſſen, was wir für Fehler hielten, bloß zum Leitſtern auf der künftigen Laufbahn dienen.

* * *

Das erſte Verhältniß des Staates, welches ſich unſerm Auge darbietet, iſt das, worin er als ganzer Staat auftritt: ſein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge ſollte es nur den zweiten Rang behaupten: aber bei der Lage, in welcher Europa ſich befindet, bei der wechſelſeitigen engen Verbindung, die das Völker-Syſtem dieſes Welttheils ſeit einigen Jahrhunderten geſtiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle Syſtem geſchaffen hat, ſind die auswärtigen Verhältniſſe eines Reiches die weſentliche Bedingung ſeiner innern Wohlfahrt, und faſt ohne Ausnahme die erſte Quelle, woraus ſein Glück oder ſein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieſer Verhältniſſe behauptet daher, wenn nicht uneingeſchränkt den erſten, doch gewiß einen ſehr hohen Rang unter den Staats-Geſchäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die ſchrecklichſten Erfahrungen, was die noch friſch blutende der ſechs entſetzlichen Jahre die Europa durchlebte, zur Beſtätigung ihrer Lehren geſagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieſes Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen ſprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunſt hat dieſe Idee in das Reich der Träume, der verführeriſchen Träume verwieſen. Es gibt keinen poſitiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiſerne Nothwendigkeit, können und müſſen den Entſchluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre iſt nicht bloß verderblich, ſondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß alſo der Richtpunkt aller politiſchen Maßregeln, das Ziel aller militäriſchen Anſtrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatiſchen Weisheit ſeyn. Auf dieſen erhabenſten aller Zwecke müſſen Macht und Klugheit in unabläſſiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erſte Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politiſchen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, iſt die — daß er beſtändig dazu gerüſtet ſey. Denn wenn gleich ſeine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe ſicher zu ſtellen, ſo kann nur ſeine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten ſchützen. Ein ſtarkes und geübtes Kriegesheer iſt alſo noch immer Präliminar-Bedingung des Ruheſtandes.

Ew. Majeſtät beſitzen ein ſolches Heer, das trefflichſte, das geehrteſte, deſſen ſich irgend ein Europäiſcher Staat zu rühmen hat. Dieſes Heer iſt ein halbes Jahrhundert lang das Muſter für Europa geweſen. Der ſchöpferiſche Geiſt des größten Generals, den die Kriegs-Geſchichte der neuern Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeſchichte aller Zeiten aufzuweiſen hat, weht und athmet in dieſem Heere. Unſre Fürſten ſtanden, und ſtehen noch, an der Spitze deſſelben. Von dieſer Seite bleibt uns nichts mehr zu wünſchen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheiſcht keine Haupt-Veränderung in der Mannszahl, in der Disziplin, in der Organiſation derſelben. Die militäriſche Weisheit kann dieſes koſtbare und ehrwürdige Werkzeug unſrer politiſchen Sicherheit nach Umſtänden und Bedürfniſſen modifiziren, wird es aber nicht leicht umgeſtalten.

Bei den muſterhaften Anordnungen, welche dieſe Armee in faſt ununterbrochener Uebung erhalten, bei der raſtloſen Thätigkeit, die dieſe Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktiſchen Kunſt, die ſie einmal und für immer erreicht hat, bei dem ſtolzen Bewußtſeyn, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derſelben, den höhern wie den niedrigern beiwohnt — kann auch der anhaltendſte Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug iſt nur die Fortſetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung deſſen, was längſt bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, ſobald die ernſte Stunde der wahren Krieges-Nothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen den ungerechten Angriff — ſchlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherrn: und dieſe ſind in dem Hauſe Friedrichs II ſo einheimiſch, in dem Wirkungskreiſe, den ſein Andenken beſeelt, ſo unvergänglich, als ſein Ruhm.

Die militäriſche Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatiſche Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch ſelbſt die Veranlaſſung zu Feindſeligkeiten benehmen.

Ganz iſolirt von dem großen Staaten-Bunde kann der mächtigſte Staat nicht leben und ſicher ſeyn. Denn ſelbſt die Maxime einer unerſchütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für ſich die oberſte Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann abſolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geiſte geleitet werden. Verbindungen ſind alſo unvermeidlich; das große Geſchäft iſt nur, ſie mit Klugheit zu wählen, und mit Geſchicklichkeit zu behandeln. Die geographiſche, commerzielle, politiſche, militäriſche Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündniſſe vor, die ſeine größte Aufmerkſamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beſtändigen Wechſel der politiſchen Verhältniſſe nicht möglich ſeyn ſollte, immer auf einer und derſelben diplomatiſchen Linie zu bleiben, ſo muß doch in einem jeden nach weiſen Grundſätzen regierten Staate die beſtändige Tendenz herrſchen, jene Bündniſſe, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umſtände ſie gewaltſam zerſchlugen, wieder herzuſtellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten ſich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn ſie dieſen Bündniſſen treu blieben, und daß der Zeitpunct, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, ſie auf eine entgegengeſetzte Bahn ſchleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigſtens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleinern nicht zu gedenken, zwei große und furchtbar-lehrreiche Beiſpiele aufgeſtellt.

Zu welchem Syſteme aber auch die Zeitumſtände, die Bedürfniſſe unſers Staates, und das Betragen der auswärtigen die Preußiſche Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlaſſe uns nie: ein heller, feſter und conſequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung ſagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorſtechendſten Eigenſchaften gehören, die Ew. Majeſtät perſönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung: denn nichts ſetzt die äußere Würde, mithin die Selbſtſchätzung, und zuletzt das innre Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwiſchen entgegengeſetzten Syſtemen, oder was ſchmähliger als alles iſt, der gänzliche Mangel eines Syſtems. Die Preußiſche Monarchie iſt groß genug, um offen und redlich zu ſeyn: ſie kann ihre Pläne, ihre Bündniſſe, ihre politiſchen Operationen, mit Nachdruck und Zuverſicht verfolgen: ſie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelſpielen, und künſtlich verwebten Widerſprüchen einhergehen. Die Preußiſche Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabne Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Anſprüche machen. In Ew. Majeſtät Hand ſteht es, dieſen Anſprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage geſetzt iſt, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weiſe Leitung der auswärtigen Verhältniſſe in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann ſich die ganze Aufmerkſamkeit des Monarchen auf die Bedürfniſſe der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Haupt-Zweige, in welche dieſe Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege, und die Adminiſtration des Staats-Vermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der Geſchäfte beſtimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität; die Finanz-Adminiſtration, die einer ununterbrochnen Wirkſamkeit. Dieſe gedeiht nur, wenn ſie mit feſter und geſchickter Hand geleitet, jene nur, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird.

Die Verwaltung des Rechts iſt ſeit einem halben Jahrhundert eine der glänzendſten Seiten, der wahre Stolz der Preußiſchen Civil-Adminiſtration geweſen. Ein Geſetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt iſt, als irgend ein andres der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verſtändliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausſpruch ein langes unbeflecktes Vertrauen faſt zum Range eines Ausſpruchs der Gerechtigkeit ſelbſt erhob: — Das ſind die Grundpfeiler dieſes wohlerworbnen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um ſich immer tiefer in ihr Fundament zu ſenken, bedürfen ſie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Ew. Majeſtät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides ſichern. Es iſt ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Geſetz ſelbſt in ſeiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräſentiren. Alles, was das Anſehen des Geſetzes untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Geſtalt eines Machtſpruches den erſchrocknen Bürger aus der letzten Verſchanzung ſeiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das iſt für den Monarchen Selbſt-Entheiligung, Selbſt-Verletzung ſeiner eignen höchſten Würde, und als ſolche nicht bloß aus den Maximen, ſchon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt.

Die Verwaltung des Staats-Vermögens — die zweite Haupt-Sorge der innern Adminiſtration — iſt in unſern Tagen, wo die Bedürfniſſe großer Staaten ſo unendlich geſtiegen ſind, wo ein ſehr anſehnlicher Theil des Privat-Reichthums zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maßregel in die innerſten Falten des Familien-Wohls greift, ein Gegenſtand von erſter, faſt mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanz-Adminiſtration iſt nicht nur der Lebensgeiſt jeder Staats-Operation, ſondern auch das oberſte Richtmaß aller Privatgeſchäfte, aller Induſtrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends iſt der Einfluß der Regierung auf die Geſammtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, ſo unmittelbar wohlthätig, oder ſo unmittelbar drückend als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geſchäfte, regelmäßige Aufſicht und wechſelſeitige Controlle, Ordnung und ernſte Genauigkeit im Caſſen-Weſen, befriedigende Klarheit und wachſame Strenge im Rechnungs-Syſtem: — kurz alles, was die Grundlage und das Gerüſt einer guten Finanz-Adminiſtration ausmacht, befindet ſich in der Preußiſchen Monarchie in einer muſterhaften Verfaſſung. Nur davon allein hängt unſer Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Beſtimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme ſichtbar, unabläßig ſichtbar ſey.

Wir ſagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weiſen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ewr. Majeſtät aufs glücklichſte vereinigt iſt. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum weſentlichen Glanze des Staates, wird die anſehnliche Maſſe von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majeſtät von nun an uneingeſchränkt gebieten. Sparſamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigſten Verhältniſſe gemiſcht erſcheinen. Nie werden für große und erhabne Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterſtützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zur Verbeſſerung oder Verſchönerung des Landes, zur Erleichterung der geſellſchaftlichen Exiſtenz — nie werden für wahre Bedürfniſſe die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden ſie für eingebildete zu erwarten ſeyn.

Eben ſo wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, iſt Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majeſtät in den meiſten Ihrer Provinzen beſitzen, ſind ein ſchätzbares Capital, von deſſen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staats-Ausgaben beſtritten wird. Ein menſchenfreundliches Syſtem hat ſich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche dieſe Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerſpaltung derſelben in kleinere Beſitzungen angerathen. Es ſind ſogar Proben mit dieſer Theorie in Ewr. Majeſtät Staaten angeſtellt worden. Wie glücklich ſie auch im einzelnen ausfallen mogten, die Beibehaltung der großen Arrondiſſements hat im Ganzen mächtige Gründe für ſich. Die größte, und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthſchaftung derſelben iſt gerade dazu geſchickt, große und einleuchtende Beiſpiele zur Nachahmung aufzuſtellen, und durch einſichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verſchiednen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbeſſerung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geſchickte Behandlung des wichtigen Verhältniſſes zwiſchen Gutsherrſchaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungne Auflöſung des in unſern Tagen ſo kritiſchen Problems der Dienſtpflichtigkeit, jedem andern Gutsbeſitzer zum belehrenden Muſter zu dienen. Dieſer Vortheil mögte den günſtigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rückſicht auf die Zeitumſtände ſogar etwas unpolitiſchen Syſtems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domänen-Einkünfte ſind nicht groß genug, um die geſammten Staats-Ausgaben zu decken: es iſt alſo eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Dieſe Nothwendigkeit fühlt der Gemeinſte wie der Unterrichtete; und — ohne zu entſcheiden, ob die Thatſache der Regierung oder den Unterthanen zu größrer Ehre gereicht — ſo viel iſt gewiß, daß kein Land in Europa die Laſt der Abgaben mit einer ſo vernünftigen Ergebung, mit einer ſo aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt, als das unſrige. Der Umfang dieſer Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfniſſe des Staates, die Geſtalt, in welcher ſie erhoben werden, von den Anordnungen der Adminiſtration ab. Mit unbegränzter Zuverſicht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majeſtät dieſe wichtige Parthie nur den einſichtsvollſten und geprüfteſten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil ſie die allgemeine Zufriedenheit ſo weſentlich intereſſirt, ein einziger Wunſch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unſrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beſchränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Induſtrie, und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe iſt an und für ſich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Geſellſchaft uns zuführt. Haben ſich die Einwohner eines Landes an eine gewiſſe Form der Beſchränkung gewöhnt, ſo hört dieſe beinahe auf, eine Laſt zu ſeyn; ſie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beſchränkung in einer veränderten Form auf, ſo werden alle bisherigen Verhältniſſe verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal ſtärker als der gewohnte gefühlt. Nichts iſt daher für das glückliche Einverſtändniß zwiſchen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher, als die Einführung neuer Claſſen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung ſolcher, von denen man ſich auf immer erlöſet glaubte. Mehren ſich die Bedürfniſſe des Staates, treten neue unvorhergeſehene Ausgaben hervor, ſo iſt es unendlich vortheilhafter, die ſchon vorhandnen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde iſt die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das iſt wahre Staats-Oekonomie und wahre politiſche Weisheit.

Sobald der Bürger ſeine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch ſeines Eigenthums in keinem Falle mehr beſchränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, ſondern — den Rechten eines andern zu nahe tritt. Jede Beſchränkung über dieſe Gränze hinaus iſt Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigſte Abſicht des Urhebers, kann ſie rechtfertigen. Unter Ewr. Majeſtät erhabnem Schutze müſſe Alles, was nicht die ſtrengſte Nothwendigkeit bindet, ungebunden ſich regen und bewegen! Jeder ſuche ſeinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächſte zum Ziele dünkt; jeder benutze ſeine Kräfte in dem Kreiſe, den ihm ſeine freie Wahl vorzeichnete. Kein abſchreckendes Monopol, kein niederſchlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Beſorgniſſe, keine Einmiſchung in die Privat-Induſtrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus ſeinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um ſich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken ſoll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, vielweniger fühlen.

Von allem aber, was Feſſeln ſcheut, kann nichts ſo wenig ſie ertragen, als der Gedanke des Menſchen. Der Druck, der dieſen trifft, iſt nicht bloß ſchädlich, weil er das Gute verhindert, ſondern auch, weil er unmittelbar das Böſe befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr ſeyn. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöſer Ideen, als ein fanatiſcher Mißbrauch derſelben zu beſorgen iſt, nur noch ſeichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Preſſe verhält es ſich anders. Von einer falſchen, durch die Zeitumſtände wenigſtens entſchuldigten Anſicht geleitet, könnten hier ſelbſt weiſere Männer ein Syſtem begünſtigen, welches, aus ſeinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Intereſſe der Regierung nachtheiliger iſt, als es je, auch in ſeiner ſchlimmſten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rückſicht auf andre Gründe, jedes Geſetz, welches Preßzwang gebietet, ausſchließend und peremtoriſch verdammt, iſt der weſentliche Umſtand, daß es, ſeiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem eden ſolchen Geſetze nicht ein wahres Inquiſitions-Tribunal wacht, ſo iſt es in unſern Tagen unmöglich, ihm Anſehen zu verſchaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, iſt ſo groß, daß jede Maßregel, die ſie beſchränken will, vor ihr zum Geſpötte wird. Wenn aber Geſetze dieſer Art auch nicht wirken, ſo können ſie doch erbittern, und das iſt eben das Verderbliche, daß ſie erbittern, ohne zu ſchrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche ſie gerichtet ſind, zu einem Widerſtande, der nicht immer nur glücklich bleibt, ſondern am Ende ſogar rühmlich wird. Die armſeligſten Produkte, denen ihr innrer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden ſichern würde, drängen ſich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu ſeyn ſcheint. Die nüchternſten Scribenten fangen an für „helle Köpfe“ zu gelten, und die feilſten erheben ſich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit.“ Tauſend bösartige Inſekten, die Ein Sonnenſtrahl der Wahrheit und des Genies verſcheucht hätte, ſchleichen ſich jetzt, begünſtiget von der Finſterniß, die man ihnen gefliſſentlich ſchuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und ſetzen ihr Gift — als wäre es eine verbotne Koſtbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der beſſern Schriftſteller — verliert ſeine Kraft, weil der Unterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken ſpricht, mit dem verwechſelt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht alſo, weil der Staat oder die Menſchheit dabei intereſſirt wäre, ob in dieſem von Büchern umfluteten Zeitalter tauſend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, ſondern weil Ew. Majeſtät zu groß ſind, um einen fruchtloſen und eben deshalb ſchädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum ſey Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung. Für geſetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter ſolcher Thaten anziehen, müſſe Jeder verantwortlich, ſtrenge verantwortlich ſeyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widerſacher, als die entgegengeſetzte, und, wenn ſie irrig iſt, die Wahrheit. Nie kann dies Syſtem einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem ſolchen geſchadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerſtörung ſchon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verweſung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung ſeiner Kräfte gehört, offen ſteht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geſchützt, ſein frei gewähltes Gewerbe in ungeſtörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine ſtrenge, unparteyiſche, durch keinen Eingriff der Willkühr gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie ſeines Eigenthums und die beruhigende Ausſicht gewährt, daß nie einer ſeiner Mitbürger mächtiger ſeyn wird, als die Geſetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundſätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobne Abgaben ihm nur ſo viel von ſeinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich iſt, und eine weiſe und gewiſſenhafte Adminiſtration die zweckmäßige Verwendung ſeiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverſtandene Einſchränkungen ihn hindern, ſeine Fähigkeiten, ſeine Kenntniſſe, ſein Vermögen, nach eigner Neigung und Einſicht, nach der Idee, die er ſelbſt von ſeinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies ſeine Gedanken über alles, was ihn umgibt, vortragen, und ſeinen Zeitgenoſſen ſogar ſeine Irrthümer und ſeine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organiſation des Staates fehlerhaft ſeyn mögte, zu verbeſſern, durch Thaten darlegt: — dann iſt alles erſchöpft, was der Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft ſuchte. Die Vereinigung dieſer Güter, aber auch nur die Vereinigung derſelben, füllt die ganze Sphäre der Wünſche und Erwartungen eines vernünftigen Weſens aus. Die, welche lehren mögten, daß es mit „etwas weniger“ gethan ſey, ſind geheime Bundes-Genoſſen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, iſt ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühſam erworbnen Schätze einer langen Cultur, ein Feind der fortſchreitenden Vervollkommnung des Menſchen, — ein Feind Ewr. Majeſtät und des Vaterlandes!

Der Inbegriff dieſer Güter iſt die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchiſchen Verfaſſung bis zu ihrer höchſten Reife gedeihen kann. Was jenſeits derſelben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller ſittlichen Grundſätze, ein wüſter Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk iſt vor unſern Augen in dieſen bodenloſen Schlund geſtürzt, und hat mit einer Maſſe von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler ſeiner Regierung, oder die Schuld ſeiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor dieſem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; ſo lange Ew. Majeſtät uns beherrſchen, iſt jede Beſorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den ſeligſten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, iſt wahrlich kein kleiner Gewinn: dies ſtille Glück bewirkt, dies ſtille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchſte Genuß, der höchſte Triumph im Leben eines guten Königes ſeyn.

Möge das ſchönſte Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majeſtät beſchieden ſeyn! Mögen günſtige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorherſehen, oder beſiegen konnte! Möge, wie Ew. Majeſtät Privatleben aller ſtillen und häuslichen Tugenden reinſtes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückſeligkeiten war, ſo der balſamiſche Friede, der um große Gemüther ſchwebt, ſich auf den glücklichen Fürſten eines glücklichen Volkes herabſenken! Möge die Erhabne Prinzeſſin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erſte Glanz Ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieſes Reiches aufging, die volle Erndte goldner Früchte theilen, die Ewr. Majeſtät an dem edeln Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegen reift! Möge eine ſo reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unſre Wünſche nie fern genug, — beſchließen! Möge, wenn einſt dieſes Ziel erreicht werden muß, Ewr. Majeſtät angebeteter Name, mit Friedrich's Namen vermählt, zur glorreichen Unſterblichkeit wandeln!

Auguſt Samuel Gerber

als Schriftſteller Doro Caro genannt, ward am 3. Auguſt 1766 in Danzig geboren, ſtudirte auf der Univerſität zu Königsberg Theologie und ward 1790 Oberlehrer am Collegium Fridericianum daſelbſt, 1798 aber Prediger zu St. Lorenz und 1815 zu Wargen, wo er am 27. April 1821 ſtarb. —

Er gab heraus:

Preußiſche Blumenleſe für 1793 (gemeinſchaftlich mit J. D. Funk). Königsberg, 1793 in 12.
Novellen. Breslau und Leipzig, 1795—1797. 3 Thle.
Neue Novellen. Breslau, 1803. 1r. Th.
Chr. Täges Lebensgeſchichte. Königsberg, 1804.
Mährchen und Erzählungen. Riga, 1809.
Ovids Schickſale während ſeiner Verbannung, Riga, 1809.
Neueſte Novellen. Leipzig, 1819.

Ein anmuthiger Erzähler, der, mit hübſcher Erfindungsgabe ausgeſtattet, ſeine Stoffe gut zu wählen und anziehend vorzutragen verſtand. —

Das Intelligenzblatt. *)

Der Amtmann Flurau war Beſitzer eines Gutes, das, an einen Fremden verpachtet, dennoch ſoviel abwarf, um ſeinem Herrn ein anſtändiges und gemächliches Leben zu verſchaffen. Er ſelbſt, noch in der Blüthe ſeines Lebens, noch kaum erſt ein Paar Jahre von Univerſitäten zurück, hatte ſich den Titel eines Fürſtlichen Amtmannes gekauft und wirthſchaftete mit ſeiner Schweſter, einem guten, fleißigen, und dem ländlichen Leben enthuſiaſtiſch ergebenen Mädchen, auf ſeinem ererbten Gute in weiſer Eingezogenheit. Das Studium der Litteratur, und der Genuß ſchuldloſer Freuden, welche die, in der Gegend ſeines Gutes vorzüglich reizende, Natur ihm darbot, war ſeine einzige Beſchäftigung; denn er konnte der Landwirthſchaft, eine etwanige periodiſche Bearbeitung ſeines Gartens ausgenommen, den Reiz nicht abgewinnen, den ſeine Schweſter daran fand.

Die beiden Geſchwiſter liebten ſich auf eine zärtliche Weiſe. Jedes von ihnen wußte, wie viel der andere zu ſeinem Glück und Freuden beitrüge, und fand alſo darin eine hohe Verpflichtung, dem andern, durch ein zuvorkommendes liebevolles Betragen, ganz das zu werden, was er ihm war. Bey dieſer ihrer zärtlichen Liebe gegen einander, waren beide nicht geſonnen, ſich durch eine Heyrath jemahls zu trennen. Flurau hielt es für unwahrſcheinlich, ein ſo gutes Weib einmal zu bekommen, als ſeine Schweſter war, und Minchen glaubte, daß es keinen beſſeren Mann in der Welt geben könne, als ihren Bruder. Würklich hatten ſie in Abſicht auf die Menſchen, die ihnen bisher aufgeſtoßen waren, völlig Recht. Aber da ihr Vorurtheil zu allgemein war, ſo ſollte die Natur an ihnen ſich rächen.

Flurau war ein paſſionirter Fußgänger. Einige Meilen in der Gegend war kein Bach, keine Flur, kein Fußſteig, den er nicht zu Fuße bewandert hätte. Seine Nachbarn beſuchte er auf die nehmliche Art, und fuhr nur alsdann, wenn ſeine Schweſter irgend wohin mit wollte. Einer dieſer Spaziergänge zu Fuß ward Veranlaſſung zu ſehr wichtigen Veränderungen für ihn.

Es war ein ſchöner heiterer Tag im ſpäten Mai, der erſte ſeit einigen Wochen, der auf eine kalte unfreundliche naſſe Witterung folgte. Ihn entſchloß er ſich zu genießen, und den Pfarrer in Grünfelde zu beſuchen, der ehedem ſein academiſcher Freund, und jetzt ſein häufigſter Umgang war. Der Ort lag ohngefähr anderthalb Meilen von ſeinem Güthchen entfernt. Mit der frühen Sonne wanderte er aus, um ſeinen Freund noch beim Morgencaffee zu überraſchen. Seine Schweſter geleitete ihn bis an die Brücke über den Forellenbach, wo dieſer eine vom Wohnhauſe herablaufende Lindenallee durchſchneidet, und dann an der öſtlichen Seite des Gartens ſich fortwindet. Ein ſchönes Paar, das einem Diſchbein ſitzen müſte, wenn er edle Einfachheit mahlen will. *) Beide höchſt ſimpel gekleidet, er in einem ſchlichten braunen Frak, mit abgeſchnittenem um den Natken ſich kunſtlos ringelndem Haar, und einem runden Hute, der auf den oberen Theil ſeines Geſichtes ein gewiſſes Helldunkel warf, welches das brennende Feuer ſeiner großen ſchönen blauen Augen milderte. Sie, eine edle Form, in die Farbe der Unſchuld gehüllt, mit eben ſo ungeſchmücktem, natürlich wallendem Haare. Bei beiden eine Reinlichkeit im Anzuge, die an Eigenſinn grenzte, aber um ſo mehr ihre natürliche Schöne erhob. — Izt waren ſie am Scheidewege, Minna trennte ſich von ihrem Bruder mit einem ſchweſterlichen Kuſſe, und hüpfte dann in ihre Wohnung zurück, um ihrem Hünervolke die gewohnte Morgenſpeiſe zu bringen.

Flurau ſchritt raſch vorwärts, ohnerachtet der noch etwas ſchlüpfrige Fußſteig das Gehen erſchwerte, und ſein Weg eine Reihe von Hügeln immer höher hinanging. Ein ſeliger Genuß für unſern Flurau, der ſo empfänglich für Naturfreuden war, nach einer Reihe trüber Tage izt wieder in der erwärmten und erheiterten Luft wallen, und die tauſend Schönheiten, die rund um ihn ſich entwikkelten, mit ſtarken Zügen einſaugen zu können. Nichts geht über einen Genuß der Art, wenn wir freien Sinnes dazu genug haben.

Eine Meile hatte er izt zurück gelegt, und damit zugleich die höchſte Spizze ſeines Weges erreicht. Jezt ſenkte ſich dieſer auf der andern Seite wieder allmählig nieder, und in der Ferne zeigte ſich in einem dunkeln Lindengebüſche die Thurmſpizze von Grünfelde. Noch ſtand Flurau oben, und beſchaute das reizende Gemählde, das vor ihm ausgebreitet lag, mit einem Vergnügen, als ob er es zum erſten mahle erblickte; da flog ihm ſchleunigſt ein Cabriolet entgegen, das in vollem Zuge den Hügel hinan fuhr. Jezt war es oben, die raſchen Pferde gleiten auf dem ſchlüpfrigen Wege, und verſcheuen ſich. Der Fuhrmann, der ſie in den Weg zu lenken ſucht, beachtet einen Stein nicht, der an demſelben lag, und das Vorderrad geht auch glüklich, wiewohl mit beträchtlicher Emporhebung des Cabriolets herüber. Jezt hob ſich das Hinterrad, die Pferde gleiten und ſpringen von neuem, dadurch wird das Fahrzeug zu hoch gebracht und — ſchlägt um.

Erſchrocken ſprang Flurau hinzu, um dem heraus ſtürzenden Fremden zu helfen. Es war ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer. Flurau eilte dieſem, als dem ſchwächeren Theil zu Hülfe, und hob es auf. Das Mädchen, bleich vor Schrecken und zitternd an allen Gliedern, hob ihre ſchönen Augen dankbar zum dienſtfertigen Fremdlinge auf. Nie noch hatte Flurau in ſchönere Augen geſehen. Elektriſch theilte ihr Zittern ihm ſich mit. Unwillkührlich und ſanft drükte er ſie an ſeinen Buſen, und fragte mit unausſprechlicher Theilnahme, aber halbgebrochner leiſer Stimme, ob ſie Schaden gelitten hätte? Nein, antwortete ſie ihm mit einer reizenden Stimme, und wandte beſcheiden ihre Augen von ihm weg, als ob ſein Anblick ſie blendete: Jezt erſt ward Flurau das Unſchikliche gewahr, daß er ſie noch in ſeinen Armen halte, und trat mit Achtung einige Schritte zurück.

Unterdeſſen hatte der junge Mann ſich mit größerer Mühe empor gearbeitet, und hielt nun eine pathetiſche Standrede ſeiner Unvorſichtigkeit, denn er hatte ſelbſt gefahren. Dann fing er an, die verſchiedenen Kleinigkeiten aufzuleſen, die aus der umgeſtürzten und aufgeſprungenen Kelle herausgeflogen waren, während das Frauenzimmer ihren Anzug in Ordnung brachte. Flurau half dem Fremden treulich, wandte aber ſeine Augen oft und unwillkührlich auf ſeine errettete Schöne, die dann jedesmahl ihre Blicke niederſchlug, weil auch ſie den ſchönen Mann verſtohlen angeblickt hatte. In einer kleinen halben Stunde war alles wieder in Ordnung, und die beiden Reiſenden ſaßen in ihrem Cabriolet. Flurau hatte dem Mädchen in den Wagen geholfen. Ihm deuchte, ihre ſchöne Hand, die er beim Abſchiede küßte, habe leiſe und unvermerklich die ſeinige gedrückt. Eine leichte Röthe überflog ſein Geſicht und ſein Herz klopfte lauter. Er wollte ſprechen, aber ſeine Stimme verſagte. „Nehmen Sie unſern herzlichſten Dank, erhob izt der junge Mann, indem er die Zügel faßte und die Peitſche ſchwang, und ſagen Sie mir, wem wir — Hier ſprangen die Pferde auf, die den Schatten der geſchwungenen Peitſche ſahen und riſſen vorwärts. Das weitere hörte Flurau nicht mehr. Das Cabriolet entfernte ſich zu ſchnell, und er ſah nur noch die ſchöne Hand des Mädchens, die ihm zum Wagen hinaus ein Lebewohl zuſchwenkte.

„Wenn ſie doch nur keinen Schaden nähme," rief Flurau halb leiſe aus, und ſah den Wegfahrenden mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit nach, die jedem, der ihn geſehen hätte, ſeinen dermahligen Seelenzuſtand verrathen haben würde. Schon längſt hatte der Wagen ſich in der Ferne verlohren, noch immer ruhten ſeine Augen auf der Spur, die er zurückließ. Endlich löſte ſich ſein lethargiſches Starren in die Ferne in einen Seufzer auf, er kehrte ſich um und ging nachdenkend und langſam den Hügel herab nach Grünfelde zu.

Sein Freund, der Pfarrer, fand ihn heute ungewöhnlich zerſtreut, und unterweilen ſehr ernſthaft, und nur erſt ſpät gelang es ihm, ſeinen Gaſt einigermaßen ins alte Gleiß zu bringen. Aber nun verfiel er ins andre Extrem. Er ward munterer, als er irgend zu ſeyn pflegte, und verrieth eine gewiſſe luſtige Unruhe, die ihn nirgends an einer Stelle, oder bei einem Geſpräche lange weilen ließ. Die Sonne ſtand auch noch hoch am Horizonte, als er ſchon ſeinen Stab ergriff, und ohne ſeinen frühen Abſchied gehörig und glaubwürdig zu begründen, nach Hauſe eilte.

Raſcher als je ſtieg er den Hügel hinan. Es ſchien, als ob er ſonſt etwas wichtiges verſäumen würde. Aber kaum hatte er die Spitze erreicht, ſo ſetzte er ſich nieder, und labte ſich an den Bildern der Vergangenheit. Vor ſeiner Seele gingen alle die Situationen vorüber, in denen er das liebe Geſchöpf, das nun ſein ganzes Weſen erfüllte, heute morgen geſehen hatte: Endlich ſchien es, als ob der Verſtand ſein Herz überraſchte, der Gedanke, daß er ſich hier in kindiſche Träume verliere, daß jenes Frauenzimmer vielleicht Weib und ihm überall unbekannt ſey, überflügelte ſein Geſicht mit einer leichten Schaamröthe: er ſprang auf und ging mit einer Schnelle in ſeine Heimath, als ob er ſich überreden wollte, er hätte ſein Herz völlig unter die Feſſeln des Verſtandes gefangen genommen.

Aber warum erwiederte er den herzlichen Gruß ſeiner Schweſter zu Hauſe nicht eben ſo herzlich, warum kam ſie ihm gerade heute ſo gar bekannt, ſo alltäglich vor, Warum? Das Herz in ſeinen Feſſeln ſpottete über den prahleriſchen Sieger, und gab deutlich zu verſtehen, daß es in Minna nicht mehr das Ideal weiblicher Vollkommenheit erblicke, ſondern ein reizenderes Ideal gefunden habe.

Minna n entging die wichtige Veränderung nicht, die mit

---

*) Aus: Novellen von Doro Caro. Breſl. u. Leipz. 1795.

**) Als der Verf. dieſe Stelle ſchrieb, lebte der vorteffliche Künſtler noch.

ihrem Bruder vorgegangen war. Wir überlaſſen es ihr, mit weiblicher Feinheit ihrem Bruder das Geheimniß zu entlocken, das wir nun ſchon wiſſen, und ſehen uns nach dem Cabriolet um.

Schweſter und Bruder waren es, die in demſelben fuhren, ein Paar, das mit dem Flurauiſchen viele Aehnlichkeit hatte. Auch er war ein junger Oeconom, der nur erſt kürzlich nach dem Tode ſeiner Eltern eine Pacht weitläuftiger fürſtlicher Güter übernommen hatte, die bis dahin ſein Vater verwaltete. — Thermer, ſo hieß er, war ganz der Mann dazu. Von ſeiner früheſten Jugend an unter den Augen eines erfahrnen Vaters zur Landwirthſchaft erzogen, hatte er ſich mit allen Theilen derſelben ſo bekannt gemacht, und eine ſo große Liebe zu Beſchäftigungen der Art gefaßt, daß nicht leicht ein Mann ſchicklicher ſeine Stelle bekleidete, als eben er. Aus dem Grunde erhielt er die fürſtlichen Güter auch in dem Flor, in welchem ſie ſein Vater hinterließ, ja er vermehrte ihn zuſehends, ſo wie ſein eigenes Privatvermögen, ohne, als ein ehrlicher Mann, dem Vortheil ſeines Herrn Abbruch zu thun. Dabei hatte er eine edle Figur, und wenn ſein Geiſt gleich nicht die wiſſenſchaftliche Bildung Flurau's hatte, ſo war er doch völlig geſund und im Umgange ein Mann, dem ſeine fein gebildete Schweſter Gefälligkeit und Annehmlichkeit zu geben gewußt hatte.

Dieſe ſeine Schweſter Eliſe, konnte mit Recht zu den erſten Schönheiten gerechnet werden, und zwar zu der Claſſe, bei welcher ſich ein in jeder Rückſicht ausgebildeter Verſtand, ein völlig unverdorbenes und gutmüthiges Herz, ſo wie ein Hang zu froher unſchuldiger Laune in jeder Mine zu Tage legt. Sie hatte eine ſtädtiſche Erziehung genoſſen, alle Künſte ihres Geſchlechtes gelernt, und war vielleicht in jeder derſelben Meiſterin. Daher ſympatheſirte ſie, an den feinern Genuß des Lebens gewöhnt, auch nicht ganz mit ihrem Bruder, und wünſchte ſich wenigſtens dereinſt in eine Lage, wo ſie nicht ſo ſehr an die gröbern Geſchäfte der Landöconomie gebunden wäre, und in dem Umgange mit Menſchen, die durch Wiſſenſchaften und Geſchmack ihre Gefühle bis auf den von ihr gewünſchten Grad verfeinert hätten, Befriedigung für die höheren Bedürfniſſe ihres Geiſtes finden könnte. Thermer hingegen ſehnte ſich nach einer Frau, die zwar mit den der Weiblichkeit eigenthümlichen Reizen geſchmückt, ſein Leben ihm verſüßen könnte, aber auch mit landwirthſchaftlichen Kenntniſſen und Vorliebe zu ſeiner Lebensart ausgerüſtet, die Laſten derſelben ihm tragen helfen ſollte. Das Umwerfen des Cabriolets ſollte, wenigſtens in Eliſen, dieſe Wünſche noch reger machen.

Beyde waren in der Gegend von Grünfelde auf einem Gute geweſen, das ihr Fürſt kaufen wollte, und über welches Thermer nach genauer Beſichtigung einen Bericht abzuſtatten Befehl erhalten hatte. Auf dem Rückwege nach ihrer Heymath, die von Flurau's Wohnung ſechs Meilen entfernt war, warfen ſie mit ihrem Cabriolet, wie oben erzählt worden iſt, um.

Weiber ſehen ſcharf und ſchnell, beſonders wenn ein Gegenſtand ſie intereſſirt. Eliſe gelangte mit wenigen Blicken zu einer genaueren Kenntniß Flurau's, als er von ihr bekommen konnte. Freilich gehörte auch dieſes mahl kein großer Scharfblick dazu, in Flurau einen edlen Mann gewahr zu werden, deſſen Geiſt unmöglich von gemeiner Bildung ſeyn konnte. Aber Eliſe ſah noch mehr, ſie ſah, daß auch ſie auf dieſen Fremdling Eindruck mache, kein Wunder alſo, wenn ſie hier ein Ideal gefunden zu haben glaubte, das ſie bisher blos in ihrem Herzen herumgetragen hatte. Aber leider iſt das eine Wahrnehmung, die, wenn ſie ſich nur darbietet, mit einem merklichen Verluſte der Ruhe unſeres Herzens verbunden iſt.

Dieſen fühlte Eliſe ſehr bald, fühlte ihn bei ihrer Heimfarth, beim Eintritt in ihre Wohnung, bei allen Geſchäften, die ſie unternahm. Nun ſchien ihr nichts unverzeihlicher zu ſeyn, als, von ihren Empfindungen überraſcht, mit der Erkundigung nach dem Stande und der Wohnung des Fremden ſo lange gewartet zu haben, bis der erſtgemeldete Umſtand es unmöglich machte. Und ſie wünſchte doch jetzt ſo unausſprechlich, den Mann näher kennen zu lernen, an dem beym erſten Anblick ihr Herz ſo hohen Antheil nahm, und der ſelbſt auch für ſie ſich ſo ſichtbar zu intereſſiren ſchien. Den nämlichen Vorwurf machte ſich Flurau.

Indeſſen war es einmal verſehen, das beſte war jetzt, es entweder dem guten Glück zu überlaſſen, ob dieſes beide wieder zuſammen bringen würde, oder überhaupt den Gedanken an einander völlig aufzugeben. Das letzte zogen beide vor, beide repetirten ſich im Stillen das Geſetz aus dem Codex der Weltklugheit: Man muß eine Neigung in ihrem Aufkeimen unterdrücken, deren Befriedigung ſo unſäglichen Hinderniſſen unterworfen iſt, und beide legten ſich den erſten Abend mit dem feyerlichen Entſchluſſe zu Bette, einander vergeſſen zu wollen.

Aber Flurau hätte nicht von Eliſen, und Eliſe nicht von Flurau träumen, und beide ſich nicht der erſte Gedanke beim Erwachen ſeyn müſſen. Die Natur hatte einen entſcheidenden Sieg über ihre Herzen davon getragen, und ihre gegenſeitigen Bilder zu tief und zu unauslöſchlich in ihre Seelen geprägt. Alle Verſuche, ſich einander zu vergeſſen, waren ohnmächtige Auflehnungen gegen die Allgewalt der Liebe.

Eliſe verlor ihre muntere Laune, und Flurau ward ungewöhnlich tiefſinnig. Beide fanden an Schweſter und Bruder nicht mehr die ehmalige Unterhaltung, ſuchten ſie nicht mehr wie ſonſt auf, ja! geſtanden ſich oft heimlich mit Erröthen, ihnen gefliſſentlich aus dem Wege gegangen zu ſeyn. Eine einſame Stelle im Garten oder im Walde ward ihr öfterer Aufenthalt, ihre Beſchäftigung die Lectüre eines Lieblingsdichters. Aber jetzt, gerade jetzt glaubten ſie wehe in dieſen Gedichten kein beſonderer Geiſt. Die Gedanken ſchienen ihnen alltäglich, die Worte matt, der Versbau gezwungen; ja oft warfen ſie unwillig das ſchuldloſe Buch hin und ſchalten es Bombaſt und Schwulſt: Warum? — Eliſens und Flurau's Bild ſchwebten wie ein unſichtbarer Geiſt über den Buchſtaben, und ob ſie drey oder viermal die nehmliche Stelle überlaſen, ſie verſtanden ſie doch nicht. Unbefriedigte Liebe iſt zänkiſch, und da mußte dann der gute Dichter ihre Unlaunen aushalten.

„Bruder, du wirſt ein Träumer,“ ſagte Minna und drückte ihm zärtlich die Hand. Stillſchweigend erwiederte Flurau den Druck, und — träumte fort.

„Eliſe, deine wirthſchaftlichen Geſchäfte bleiben auch ganz liegen,“ ſagte Thermer, zwar ſanft, aber doch ernſt, und Eliſe ging nachdenkend in den Keller, und zog den Wein auf — Bierbouteillen ab.

Das ewige Denken an den, den ihre Seele liebte, die immerwährende Beſchäftigung mit ihm, die ſtete Wiederholung jedes Zuges, jeder Miene, jeder Bewegung, die beide gegenſeitig an einander bemerkt und ſo unauslöſchlich ſich eingeprägt hatten; alles dieſes machte den Verſuch von dieſer Liebe ſie zu heilen unmöglich. Geſellſchaften und Zerſtreuungen bewürkten gerade das Gegentheil. In jenen fanden ſie immer den außerordentlichen Abſtand der gegenwärtigen Perſonen von dem Abgotte ihres Herzens, und dieſe wurden ihnen unerträglich, weil das unſichtbare Phantom der Liebe ſie immer umſchwebte, und doch nicht ſichtbar zugegen war.

„Wenn ich nur wüßte, ſagte Thermer ſcherzend, wer dein Ritter von der traurigen Geſtalt iſt? Da Herr! würde ich ſagen, mach er mir das Mädchen wieder klug, und nehm er ſie als ſein Weib nach Hauſe, wenn ers mag.“ — Eliſe hob ihre ſchönen Augen ſchüchtern zum Bruder empor und ließ eine hervorquellende Thräne blicken.

„Es muß ein reizendes Mädchen ſeyn, deine Schöne, ſprach Minna enthuſiaſtiſch. O! wenn ich ſie doch kennte; liebes Mädchen, würde ich ſchmeichelnd zu ihr ſagen, mein Bruder iſt gar zu gut. Liebe ihn doch, wie er dich liebt, ich will dich auch zärtlich lieben und du ſollſt meine gute Schweſter ſeyn.“ Schwärmerin, ſagte Flurau ſtrafend, und ſtand ſchnell auf, um ſeine naß werdenden Augen zu verbergen.

Mehr wie je durchſtreifte jetzt Flurau die Gegend umher, um Kundſchaft von ſeiner ſchönen Unbekannten zu erhalten, und Thermer mahlte einem jeden, mit dem er ſprach, ſo gut er konnte, das Bild Flurau's ab, um dieſem auf die Spur zu kommen; aber dort wie hier liefen alle Verſuche fruchtlos ab.

An einem ſchönen heiteren Frühlingsmorgen, als eben erſt der Thau von der aufgegangenen Sonne abduftete, ſaß Thermer mit ſeiner Schweſter unter den Linden vor ſeinem Hauſe und tranken Caffee, Eliſe mit ſtillem in ſanfte Schwermuth getünchtem Blick auf ihr Strickzeug, Thermer mit großer Geiſtesruhe den Rauch aus ſeiner Pfeiſe abdampfend, und Zeitungen, die eben angekommen waren, leſend. Er hatte ſchon aus den politiſchen Zeitungen die Welthändel ſeinem Geiſte der Reihe nach vorbeypaſſiren laſſen, als er nach dem Intelligenzblatt der Provinz griff. Kaum that er einige flüchtige Blicke auf daſſelbe, ſo legte er die Pfeife weg und lachte herzlich und anhaltend. „Schweſter,“ ſagte er zu Eliſen, die mit ſchwermüthigem Lächeln zu ihm emporblickte, „Schweſter, ich habe einen närriſchen Einfall, auf den das Intelligenzblatt mich bringt.“

„Nun?“

„Es ſchreibt hier jemand, er habe an dem und dem Dato beym Wechſeln der Poſtwagen in D. auf dem Poſthauſe einen jungen Reiſenden geſehen, mit dem er jetzt eines wichtigen Vorfalls wegen nothwendig Rückſprache nehmen müßte. Er bitte alſo ſich ihm zu entdecken, damit er in eine nothwendige Correſpondenz mit ihm treten könne.“ Eliſens ſchöne große Augen vergrößerten ſich merklich, ihr Buſen ſtieg und fiel unruhiger. —

„Nun?“ —

„Wir rufen auf nehmliche Art unſern ſchönen Unbekannten. Er wird doch ſo artig ſeyn und kommen, und dann, Schweſter, iſt es deine Sache, ihn mit den Feſſeln der Liebe zu binden, daß er uns nicht wieder entwiſche.“

„Um Gotteswillen nein, ſagte Eliſe erſchrocken, ſtand auf, und faßte unwillkührlich die Hand des Bruders, als ob dieſer ſchon ſchriebe und ſie ihn zurückhalten wollte.

„Sey keine Thörin, Schweſter! erwiederte Thermer ernſthaft, es iſt nicht ein vorübergehender Gedanke bei mir, es iſt reifender Entſchluß. Und warum nicht? Ich wage nichts für unſere beiderſeitige Ehre, und du kannſt dabei gewinnen.“

Und wenn er käme, ſagte Eliſe wehmüthig, und die arme Eliſe ihm gleichgültig wäre, er vielleicht gar unſere Liſt durchſchauete: und wir in ſeinen Augen verächtlich würden? Oder wenn er käme und brächte ein ſchönes, junges Weib mit und ich müßte immer das triumphirende Uebergewicht ſehen, das dieſes glückliche Weib durch den Beſitz eines ſolchen Mannes vor mir hätte, wie dann, Bruder, wie dann?“

Thermer ſchaute ſie ſtarr und ernſthaft an.

„Ich müßte noch obenein die gefällige Wirthin ſpielen, und fröhliche Heiterkeit auf dem Geſichte lügen, während mein Herz mit Unmuth und Gram ſo voll, ſo voll belaſtet wäre. Und wenn er dann weg wäre, jeden Troſt, jede Hoffnung auf immer mit ſich genommen hätte, Bruder, dann wäre ich für dich und deine Wirthſchaft, Bruder, dann wäre ich für die Welt auf immer verlohren!“ — Sie ſprang auf, umarmte heftig ihren Bruder, drückte ihr Geſicht an ſeine Bruſt und weinte reichliche Thränen an derſelben.

Thränen erleichtern. Sind ſie abgeweint, ſo ſchleicht ſich oft ein Lichtſtrahl ſanfter Hoffnung in das Herz, das vorher in der dunkeln Nacht der Verzweifelung begraben lag. Eliſe richtete ſich auf, und ſchon glänzte mitten in ihren noch naſſen Augen eine Heiterkeit, wie wenn die Sonne durch eine Regenwolke bricht.

„Doch, Bruder, doch, ſagte ſie, könnteſt du meinen Verſtand ſo leicht überzeugen, wie mein Herz dir zu folgen bereit iſt, ich würde in deinen Vorſchlag willigen. Denk ich ſeines Blickes, ſeines ſanften Händedruckes, des Hinſtarrens nach mir, des unveränderten Schauens auf unſern Wagen, als wir wegfuhren, o dann ſagt mir mein Herz: er iſt noch frei, und könnte vielleicht mich lieben.

Thermer benutzte klüglich dieſe Stimmung ſeiner Schweſter, und da er einmal, vielleicht aus Autorliebe, ſeine Gedanken nicht aufgeben wollte, ſo ſchläferte er mit Gründen mancher Art die jungfräuliche Bedenklichkeit Eliſens ein, und dieſe gab endlich, wie wohl mit heftig klopfendem Herzen und zitternder Stimme ihre Einwilligung zu ſeinem Vorhaben.

„Aber das Wichtigſte noch, ſagte ſie, unter welchem ſcheinbaren Vorwande können wir ihn wohl rufen, ohne ihm verdächtig zu werden?“

„Kleinigkeit, antwortete Thermer. Noch weiß ich freilich ſelbſt nichts, aber wenn er erſt hier iſt, dann wird ſichs finden. Vielleicht habe ich dann beym Umwerfen mit dem Wagen eine Brieftaſche voll wichtiger Papiere verloren, die er etwa gefunden haben könnte oder dergleichen. Wahrlich, Schweſter, das ſoll mir die wenigſte Sorge machen! denn ich wenigſtens, ſetzte er ſchalkhaft und bedeutend hinzu, werde bei ſeiner Anweſenheit die Gegenwart des Geiſtes nicht verlieren.

Thermer ging jetzt an ſeine Geſchäfte und Eliſe ſuchte ſich ein einſames Plätzchen am Erlenteich, verlor ſich in Träumereyen und harrte mit pochendem Herzen der Dinge, die da kommen ſollten.

„Nun, Schweſter, warlich du biſt ausgelaſſen, ſagte Flurau ernſt und mit großen Augen, als Minchen ſpornſtreichs und mit Papieren in der Hand in ſeine Studirſtube ſtürzte und ihm eiligſt Feder und Tinte wegriß. Er hatte ſich eben den ſeligſten Empfindungen überlaſſen und wurde etwas unſanft in denſelben geſtört. Komiſch ernſthaft und mit geſchäftiger Eile antwortete Minchen. „In der Welt wechſelt es wunderlich. Die Männer von hoher Thatkraft träumen und die tändelnden Mädchen handeln.“ Und damit war ſie zur Stubenthüre hinaus.

Eliſe harrte der wichtigen Cataſtrophe, die das Drama der Liebe beendigen ſollte, mit klopfendem Herzen. Langſam ſchlich ihr am Tage die Zeit hin, und doch, wenn ſie nach ſelig verträumter Nacht am nächſten Morgen erwachte, ſo erſchrack ſie, um einen ganzen Tag dem entſcheidenden Punkte näher gekommen zu ſeyn. Am vierten Morgen, als dem Poſttage, der das Intelligenzblatt ihr brachte, ſaß ſie unruhig am Coffeetiſch und zankte in ihrem Herzen mit der ungalanten Poſt, die ſo lange ausblieb. Gute Eliſe, die Poſt blieb nicht eine Viertelſtunde länger aus, nur du hatteſt den Coffee diesmal eine Stunde zu früh auftragen laſſen.

Itzt iſt ſie da! Lächelnd entſiegelt der Bruder das Paket, und greift, wie billig, zuerſt nach dem Intelligenzblatte. Eliſe ſtellte ſich hinter ſeinen Stuhl, umſchlang nachläſſig mit ihrer Linken ſeinen Nacken, hielt mit der Rechten das pochende Herz und getraute ſich kaum, über ſeine Schultern einen furchtſamen Blick in die Zeitung zu wagen.

Ein Blick auf das Blatt und es fängt ſie an zu ſchwindeln, und ohnmächtig ſinkt ſie an dem Stuhl des Bruders hinab. Dieſer ward es nicht eher gewahr, bis er nach einem lauten ſchallenden Gelächter zum erſtenmahle zu ſich ſelbſt kam. Erſchrocken ſpringt er ihr zu Hülfe

Auch Flurau hatte die Zeitungen erhalten. Er ſtierte gedankenvoll auf den Hamburger Correſpondenten, und fand ihn heute äußerſt langweilig und ennüyant, Minchen nahm indeſſen das Intelligenzblatt, und kaum hatte ſie es aus einander geſchlagen, ſo brach ſie, das ſittſam beſcheidene Minchen, in ein Gelächter aus, das an Ausgelaſſenheit grenzte.

Wenn man ſelbſt nicht wohl gelaunt iſt, ſo macht das herzliche Lachen eines anderen uns leicht mürriſcher. Es verdrießt uns, daß jemand ſo ſehr viel froher iſt, als wir. Halb ärgerlich, aber doch gutmüthig ſanft, fragte Flurau ſeine Schweſter, ob ſie denn nicht bald enden werde?

Minchen wollte ſich zwingen, und fing an zu erzählen, aber jedes Wort wurde Reiz zu neuem Lachen, und bald lachte Flurau mit, ohne zu wiſſen worüber. Endlich endigte ſie mit großen hellen Thränen, die die Anſtrengung ihr erpreßt hatte.

„Bruder, ſagte ſie, wenn ich dir mit dieſem Blatte den Nahmen und die Liebe deines Mädchens zugleich verſchafft hätte, würdeſt du dann mir verzeihen, daß ich hinter deinem Rücken etwas that, wovon du nichts wußteſt?“

Flurau glotzte ſie mit weit aufgeriſſenen Augen an. Wirklich iſt dies das paſſendſte Wort für unſern Blick, wenn wir etwas hören, das wir durchaus nicht begreifen können.

„Noch einmal, Bruder, wenn hier in dieſem Intelligenzblatte ganz offenbar gedruckt ſtände:“

„Ich N. N. die Schweſter des Amtmanns Thermer, liebe den Amtmann Flurau unausſprechlich, und wünſche ihn zu meinem Gemahl,“ würdeſt du mir denn einen ſelbſt gewagten Schritt verzeihen?

Begreiflich verſtand Flurau dieſe Worte noch weniger, und ſtarrte ſie noch erſtaunter an. Itzt ſprang er auf und griff haſtig nach dem Blatte.

„Nein! rief Minchen ſchäckernd, erſt müſſen die Friedensartikel geſchloſſen werden.“

„Nun ja denn, ja denn, ſagte Flurau ungeduldig. Es ſey dir alles verziehen.“ — Jetzt erhielt er das Blatt.

Er las und las, und traute ſeinen Augen nicht und rieb ſie, und ſchaute abwechſelnd, aber ſtumm, bald ſeine Schweſter, bald das Blatt an.

Kein Wunder, daß er ſtaunte. Er fand gleich auf dem erſten Blatte zwei Avertiſſemente, die faſt von Wort zu Wort gleichlautend waren. Das erſte hieß:

„Der Amtmann Thermer in Neuhof bei M. wünſcht einen jungen Mann kennen zu lernen, der ihm bei Umwerfung eines Wagens auf dem Wege von Grünfelde nach Altenbach zuvorkommende Gefälligkeit erwieß. Er hat mit demſelben über etwas Wichtiges Rückſprache zu nehmen.“

Und gleich darunter:

„Der Amtmann Flurau in Altenbach bei M. wünſcht einen jungen Mann näher kennen zu lernen, mit dem er bei Umwerfung ſeines Wagens auf dem Wege von Grünfelde nach ſeinem Gute Altenbach Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit hatte, indem er ſelbigem etwas Wichtiges entdecken muß.“

Langſam legte Flurau das Blatt hin und ſah ſeine Schweſter ernſt und feſt an. „Ich ſoll dir verzeihen, Minchen! verzeihen, daß du meine Ehre ſo fürchterlich auf das Spiel geſetzt und mich dem Gelächter unſrer Nachbaren Preis gegeben haſt!“

„Ey! wie hypochondriſch dich die Liebe macht, Bruder. So peinlich müſſen doch Thermers nicht gedacht haben, als ſie ein ähnliches Avertiſſement abdrucken ließen.“

„Wie ſo? können ſie nicht wirklich etwas Wichtiges mir zu ſagen haben? O ich erſchrecke, wenn ſie vielleicht in wenigen Stunden hier ſind, mir ihr Geſuch anbringen, das meinige verlangen und ich wie ein Knabe vor ihnen ſtehe und nichts antworten kann!“

„Dafür iſt geſorgt, antwortete Minchen geſchäftig. Sieh! hier habe ich ein Käſtchen, und darinnen die Juwelen unſerer ſeligen Mutter. Das nimmſt du, zeigſt es ihnen und ſagſt, du habeſt es noch den nehmlichen Abend ohnweit der Stelle gefunden, wo beide umgeworfen hätten. Und damit biſt du auf jeden Fall aus der Schlinge.“

Flurau's Geſicht heiterte ſich zuſehends auf.

„Und wirklich, fuhr Minchen enthuſiaſtiſch fort, mein Herz ſagt es mir, in Thermers Aufruf ſpricht ſo gut die Liebe, wie ſie in dem ſpricht, welches ich in deinem Namen verfertigte und heimlich auf das Adreß-Comptoir in die Stadt ſchickte. Oder haſt du es mir nicht ſchon mehr als hundertmal erzählt, wie ſanft und liebevoll dir das Mädchen begegnet ſey; daß ſie deinem ſie umfaſſenden Arm nur leiſe widerſtrebet, beim Abſchied dir lange nachgeſehen, und noch aus der Ferne her mit ihrer niedlichen Hand dir zugewinkt habe? Gewiß ich verwette alles in der Welt, wenn nicht die Geſchichte deines Mädchens von der erſten Bekanntſchaft bis zu dieſem Avertiſſement der deinigen bis auf den kleinſten Seufzer und das leiſeſte Ach! ähnlich iſt.“

Flurau fiel verſöhnt und beruhigt ſeiner Schweſter in die Arme.

Mehr Mühe koſtete es Thermern, ſeine Eliſe zu beruhigen. Ihre natürliche feine Gefühle waren, ſeit ſie liebte, um ein großes geſchärft worden. So ſehr ihr der Gedanke ſchmeichelte, daß Flurau gewiß aus den nehmlichen Gründen, wie ſie, nach ihrer Bekanntſchaft ſtrebe, ſo ſehr erſchrack ſie doch vor dem Gedanken, die weibliche Delikateſſe beleidiget zu haben, und vor der Möglichkeit, ihrem Flurau dadurch gleichgültiger werden zu können. Ueberdieß hatte ihre Liebe ſie ſchüchtern und furchtſam gemacht. Aber doch gelang es endlich ihrem Bruder, dem keine Leidenſchaft die Wahrheit entſtellte, und der die Sache, wie ſie itzt lag, in ihrem natürlichen Lichte ſah, zwar nur allmälig, aber endlich doch auch ganz ſie zu beruhigen.

„Nun, Eliſe, ſagte er, itzt wollen wir anſpannen laſſen, und nach Altenbach fahren.“

„Nimmermehr, Bruder, antwortete ſie erſchrocken; ich hätte die Dreiſtigkeit nicht. Liebt er mich: ſo wird er ſchon von ſelbſt und wird bald kommen.

„Wenn ich nur wüßte, ſprach Flurau, was ich jetzt thun, ob ich ſie hier erwarten, oder ob ich nach Neuhof fahren ſoll.“

„Hinfahren, verſteht ſich, ſagte Minchen komiſch ernſthaft, und zwar wie es ſich für einen Bräutigam ſchickt. Du mußt dein neues Cabriolet nehmen, den Kutſcher brav herausputzen, die Pferde ſchmücken und dein Sonntagskleid anlegen. Wenn du ſo angezogen kommſt, ſo ſieht man es dem Herrn Amtmann ſchon von weiten an, welche Rückſprache er eigentlich mit dem andern Herrn Amtmann zu nehmen habe. Und damit alles ordentlich gehe, ſo will ich als dein geheimer Rath dich begleiten, und die Unterhandlungen lenken.“

Es ward jetzt beſchloſſen, die Reiſe vier Tage bis zum künftigen Montag zu verſchieben. Flurau eilte ſüßer Hoffnungen voll in die Stadt, um durch den Einkauf verſchiedener Sachen ſich zu dem feſtlichen Zuge deſto beſſer vorzubereiten.

Wer je geliebt, wer je der Ankunft ſeines Abgottes geharrt und unter ähnlichen Umſtänden geharrt hat, wie die ſanfte gefühlvolle Eliſe, der kann ſich vielleicht noch in ihren Zuſtand hineindenken. Sie war gerührter, als je, und die Thränen ihr näher als ſonſt. Jedes Geräuſch erſchreckte ſie, und bei jedem vorbeyrollenden Wagen ſchlug ihr Herz heftiger, denn wie leicht könnte es nicht Flurau ſeyn? Nur erſt durch die wiederholten Erinnerungen ihres Bruders aufgemuntert, zerſtreute ſie ſich dadurch etwas, daß ſie im Hauſe Anſtalten zum feſtlichen Empfange ihres Gaſtes machen ließ. Aber jedesmahl ward ſie trauriger, ſo bald ihre oben geäußerte Beſorgniſſe ſich von neuem ihr lebhaft aufdrängten, und nur blos die Hoffnung, daß ihr Schickſal jetzt doch ſchlechterdings entſchieden werden müſſe, richtete ſie dann eine Zeitlang wieder auf.

Als aber drei Tage ſeit jenem Poſttage verfloſſen waren, und kein Flurau ſich ſchriftlich oder perſönlich meldete; als auch der Sonntag, auf den ſie noch ihre letzte Hoffnung geſetzt, und an welchem ſie ſo brünſtig gebetet hatte, vorüber war, da ſank ihr Muth unausſprechlich, und kaum konnte ſie Thermer durch die Bemerkung, daß Altenbach doch ſechs Meilen entfernt ſey, und ein Amtmann nicht jeden Augenblick gleich verreiſen könnte, aufrecht erhalten.

Noch dämmerte kaum mit zweideutigem Lichte Montags der junge Morgen, als im Flurauſchen Hauſe ſchon alles wach war, und im Wohnzimmer der Coffee ſchon dampfte. Geſchäftig lief Flurau hin und wieder, während ſeine Schweſter noch ihre Toilette machte. Schon ſcharrten und ſtampften ungeduldig die muthigen Engländer auf dem Hofe, und prunkten ſtattlich mit ihrem ſchneeweißen Geſchirre im Glanze der emporkommenden Sonne; noch immer war Minna nicht fertig, obgleich ihr Bruder ſchon mehr als einmal den Hut genommen, und ungeduldig wieder hingelegt hatte. Jetzt endlich beſteigen ſie das leichte Cabriolet und eilen im Fluge der Liebe, von der Morgenſonne umglänzt, und von dem würzigen Dufte der Mailuft umhaucht, ihren Hoffnungen entgegen.

Trübe und langweilig entſchlich der armen Eliſe der Vormittag, und ſtummer und freudenloſer ward nie ein Mittagsmahl eingenommen, als das heutige. Selbſt Thermern ſchien der Umſtand bedenklich, daß Flurau auch ſo gar nichts von ſich hören ließ; doch unterdrückte er weislich ſeine Beſorgniſſe und entſchuldigte ſeine Unlaunen mit der wirklich abſpannenden Mittagshitze dieſes ſehr warmen Frühlingstages.

Er lehnte nach dem Mittagsmahl in ſeinen Seſſel ſich zurück und entſchlief; Eliſe aber ſtützte traurig ihren Kopf auf den Arm und ſchaute ſtarr zum Fenſter hinaus in die Ferne, die vor ihr lag. „O wie unvollkommen iſt doch das menſchliche Leben! Warum müſſen wir Dinge kennen lernen, die die lebhafteſten Wünſche in uns erzeugen, und die wir doch nicht befriedigt ſehen ſollen?“ Dies war der Hauptgedanke, den die ſtürmiſche Leidenſchaft in ihrer erhitzten Phantaſie hin und her wälzte.

Noch dachte ſie ſo, als plötzlich ein Wagen in ihren gepflaſterten Hof herein rollte. Erſchrocken fuhr Thermer aus dem Schlafe. Sein erſter Blick fiel auf ſeine Schweſter, die erblaſſend wie eine Leiche am ganzen Leibe zitterte, ſein zweiter auf den Hof, wo er Flurau'n gewahr ward.

„Bruder, ſagte Eliſe ſtotternd, ich kann bei dem Empfange nicht zugegen ſeyn. Flurau's junges Weib, das er mitbringt, würde gar bald meiner zu ſpotten Gelegenheit haben. Ich will mich erſt ſammeln.“ — Thränen unterbrachen ihre Worte und ſie eilte weinend in ihre Kammer.

Auch Thermern war der Umſtand bedenklich, und er eilte beſorgt, ernſt und langſam die Treppe hinab. Die Feyerlichkeit, die er daher aus dieſem Grunde in ſeinen Gruß legte, machte Flurau'n eben ſo ſchüchtern; er ahndete ſchreckliche Auflöſung. Nimmer war wohl ein Empfang kälter und ceremoniöſer, als dieſer.

„Verzeihen Sie es, mein Herr, ſagte Thermer mit kalter Höflichkeit, als er das Beſuchzimmer öfnete, daß meine Schweſter nicht ſogleich die Ehre haben kann, Ihnen aufzuwarten. Kopfſchmerz und Uebelkeit halten ſie bis jetzt noch in ihrem Zimmer zurück.“

Ein Donnerſchlag ſcheucht nicht ſchneller ein Heer muthwilliger Knaben aus einander, als dieſe Worte den ſich zuſammenrottenden Unmuth des Amtmanns Flurau. Mit Wärme ergriff er Thermers Hand. „So darf wenigſtens, ſprach er, meine Schweſter die Leiden der Ihrigen theilen. Haben Sie die Güte, ſie zu Ihr zu führen. Die Herzen guter Frauenzimmer öffnen ſich bald gegen einander.

Ein Sturm jagt nicht ſchneller die giftigen Dünſte aus einander, die mit trägem Zuge über die Wieſen hinſchweben, als das Wort Schweſter aus Flurau's Munde jede Bedenklichkeit bei Thermern aufhob: „Wahr geſprochen, mein Beſter, ſagte er, führte die reizende Minna in das Cabinet Eliſens und ſprach mit lauter, für dieſe bedeutender Stimme: „Mademoiſelle Flurau, Schweſter des Herrn Amtmanns.“

„Kommen Sie, ſagte er jetzt zu Flurau'n, wir wollen, bis der Coffee fertig iſt, in der Wirthſchaft etwas uns umſehen. Bei uns Oeconomen iſt das ja immer unſere erſte Beſchäftigung. Das übrige können wir nachher beyläufig abmachen.“

Jetzt gingen ſie in der Wirthſchaft herum, und Thermer war hier ganz in ſeiner Sphäre. Nicht ſo Flurau, wie wir wiſſen. Er hätte noch lieber dieſe Zeit mit dem holden Weſen zugebracht, das ſeine Seele füllte, und ihm um ſo theurer geworden war, da er wußte, Eliſe ſey noch unverheyrathet. Doch ſchenkte er Thermern alle Aufmerkſamkeit, die ein Mann von feiner Erziehung auch bei minder angenehmen Dingen beweißt, und wußte überhaupt ſo geſchickt zu antworten, zu fragen, zu bemerken, daß Thermer mit Entzücken in ihm keinen geringeren Oeconom als ſich ſelbſt zu erblicken glaubte. Ihr Geſpräch lenkte ſich bald auf ihre gegenſeitige Lagen und Umſtände. Flurau überſah mit einem Blick den Wohlſtand der Thermerſchen Familie, und Thermer, vielleicht in allen übrigen Dingen nicht ſo raffinirt, wie gerade hierin, wußte durch verſchiedene Fragen, die ganz abſichtslos ſchienen, ſich eben ſo genau von den Vermögensumſtänden und der ganzen Lage Flurau's zu unterrichten.

Der Umgang in der Wirthſchaft war vollendet. Flurau hatte die Dauerhaftigkeit, Nettigkeit und Reinlichkeit der Gebäude, den Reichthum der Kornböden, den vortrefflichen Zuſtand der Vieh- und Pferdezucht und die überall hervorleuchtende Ordnung und Pünktlichkeit zu bewundern hinlängliche Urſache gehabt. Aber jetzt ſchien auch dieſe Materie vorläufig beendigt zu ſeyn und ein jeder nach einem andern Geſpräche ſich zu ſehnen.

„Ich habe hier noch einen Luſtgarten, den mein ſeliger Vater frühzeitig anlegte, und der jetzt ſchon zu einem der beſten einige Meilen in die Runde gehört. Wir wollen ihn beſehen, bis der Coffee fertig wird, der heute auch ungewöhnlich lange bleibt.“

Sie gingen, und Flurau fand die reizendſten Parthien und die herrlichſte Ausſicht. Daß er hier weit mehr als in der Oeconomie an ſeinem rechten Platze war, ließ ſich bald aus der Art, wie er ſeine Gefühle hinſtrömte, und aus ſeinen feinen Bemerkungen über Natur und Kunſt abnehmen; eine Wahrnehmung, die auch Thermern nicht entging.

Aber auch das war vollendet und noch immer wurde nicht zum Coffee gerufen. Sie gingen daher einen ſchattigen Bogengang auf und nieder; ziemlich ſtill, denn keiner wußte recht, was er ſprechen ſollte, weil das Herz eines jeden von Furcht und Erwartung voll war. Endlich hub Thermer an.

„Unſre erſte Bekanntſchaft auf dem Hügel ohnweit Grünfelde iſt Urſache, warum ich mir die Freiheit nahm, mir einen Weg zu Ihnen durch die Zeitungen zu bahnen. Sie erinnern ſich, daß ich umwarf. Bey dieſer Gelegenheit habe ich etwas Wichtiges verlohren."

„Und ich etwas Wichtiges gefunden. Darf ich fragen, was haben Sie verlohren?"

„Eine Brieftaſche."

„Die habe ich nicht gefunden."

„Sondern?"

„Ein Käſtchen mit Juwelen."

„Das habe ich nicht verloren."

Bey dieſen Worten ſtarrten ſich beide an. In ihrem Blicke lag ein gewiſſes Erſtaunen mit einem ſanften Anſtriche heimlicher Freude. Flurau gewann jetzt Muth, ergriff Thermers Hand und ſprach mit Wärme:

„Wir ſind Männer. Ich wüßte nicht, warum ich nicht freymüthig zu Ihnen ſprechen ſollte, da ich nichts zu verlieren und alles zu gewinnen habe. Mein Avertiſſement iſt gewiſſermaaßen Täuſchung. Ich habe nichts, gar nichts gefunden, leider aber etwas ſehr Wichtiges verloren, — meine Ruhe. Ich will Ihnen nicht ſchwärmeriſch und leidenſchaftlich die Reize ihrer lieben Schweſter und deren Wirkungen auf mich ſchildern. Es ſey genug, wenn ich bemerke, daß ſie mich damals ganz hinriß, ein Ideal erſetzte, das ich ſo lange in meinem Herzen herum getragen hatte, und daß ſie ſeit der Zeit Tag und Nacht meine ganze Seele erfüllte, der Gegenſtand aller meiner Wünſche und das Ziel aller meiner Hoffnungen war. Da ich trotz allen meinen Bemühungen durchaus nicht erfahren konnte, wer Sie wären, ſo wählte ich, oder vielmehr für mich, den die Liebe faſt unmündig machte, meine Schweſter, den Weg durch die Zeitungen. Ich hatte ernſtlich keine andere Abſicht, als zu kommen, zu ſehen, und, wenn mir einige Hoffnung ſich zeigte, Ihrer trefflichen Schweſter meine Hand anzubieten. Und das thue ich jetzt mit allen redlichen Abſichten eines rechtſchaffenen Mannes, und überlaſſe es Ihrer Klugheit und der Neigung meiner angebeteten Eliſe, ob ich meines Wunſches gewährt werden ſoll. Daß meine Umſtände vortheilhaft und wohlhabend ſind, davon kann Sie ja bald der Augenſchein überzeugen."

So endete Flurau und ſchaute ſchüchtern zu Thermern auf, der den Blick ernſt auf die Erde geheftet hatte.

„Sie haben alſo wirklich nichts gefunden, fragte dieſer.

„Nein," antwortete Flurau mit feſter Stimme.

„So wiſſen Sie denn, hob Thermer wieder an: auch ich habe nichts, gar nichts verloren, wohl aber, um mich Ihrer Worte zu bedienen, etwas ſehr Wichtiges gefunden, jetzt einen redlichen trefflichen Mann, als einen Freund, und bald ſo Gott will — als einen Bruder!

Es würde ein lächerliches unpaſſendes Bild ſeyn, wenn ich ſagen wollte: Flurau ſtand wie aus den Wolken gefallen. — Und doch kann ich kein paſſenderes finden, um Flurau's plötzliches Erſtaunen recht energiſch auszudrücken.

Thermer fuhr fort:

„Auch ich will als Mann reden. Die Geſchichte, die Sie mir erzählten, iſt, bis auf die Veränderung der Nahmen, wörtlich die meinige, und die meiner Schweſter. Wie Eliſe auf Sie, ſo hatten Sie auf Eliſen gewürkt. Die unglaubliche Leidenſchaft des Mädchens jammerte mich endlich, und ich erwählte den nehmlichen Weg, den Sie wählten, und in der nehmlichen Abſicht."

Flurau war ſtumm geworden, er wollte ſprechen, aber ſeine Gefühle äußerten ſich in bloßem Händedruck.

„Ich darf alſo jetzt, ſagte Thermer, ohne Rückhalt hinzuſetzen: Sie und Eliſe werden ſich jetzt näher kennen lernen. Sind ſie ſich dann noch gegenſeitig das wirklich, was ſie ſich bisher in der Einbildung waren: ſo werde Eliſe in Gottes Nahmen Ihr Weib."

Gerührt und ſprachlos umarmten ſich Flurau und Thermer.

„Aber unbegreiflich iſts mir immer, hub Thermer nach einer Weile an, was mit den Damen vorgegangen iſt? Meine Eliſe pflegte ſonſt eine ſehr geſchäftige Wirthin zu ſeyn. Ich muß nach ihr ſchicken."

Und wirklich, hätte es Thermer nicht gethan, ſo wäre noch lange an keinen Coffee gedacht worden. Minna und Eliſe waren ſich zu neu, zu intereſſant, die Entdeckungen, die ſie ſich gegenſeitig gemacht hatten, zu angenehm, ihre Unterhaltung zu geiſtig, als daß ſie an körperliche Befriedigung der gröbern Sinnlichkeit hätten denken ſollen und können.

In Minna'n und Eliſen begegneten ſich zwei edle gleichgeſinnte Seelen. Schon unbekannter Weiſe feſſelte ſich Minna's Geiſt an Eliſen, die ihr Bruder, ihr theurer Bruder, ſo unausſprechlich liebte. Aber die reizende Geſtalt dieſes Mädchens, ihr vielſprechendes, jetzt etwas melancholiſches Auge, ihre bezaubernden Worte und der Geiſt, der in ihnen fühlbar wehte, zogen dieſe Roſenfeſſeln augenblicklich noch enger zuſammen. Und Eliſe, mußte ſie nicht ſchon ein gutes Vorurtheil von Minna haben, da es die Schweſter des Abgottes ihres Herzens war? Aber wie hätte auch ohnedies die ſanfte Weiblichkeit, welche ſo ſichtbar über das ganze Weſen Minna's verbreitet lag, dem hellſehenden und neidloſen Auge Eliſens entgehen können?

Jede von beiden fühlte es, ſie werde hier eine warme innige Freundin finden. Und wirklich wenige Zeitmomente ſtifteten hier eine Freundſchaft, die erſt der Tod löſen wird.

Beide ließen ſich auf eine Ottomanne nieder, und ihre ſich begegnenden Seelen fingen an, offener gegen einander zu handeln und zu ſprechen. Ein Wort führte das andere herbey, und die kluge Minna gebrauchte alle zu ihrem Vortheil. Es kam zu den nehmlichen Entdeckungen, wie bei den Männern, und noch waren dieſe nicht bis zu dem entſcheidenden Punkte gekommen, als Eliſe ſchon ſanft erröthend mit den leiſe geliſpelten Worten: „ja ich liebe Ihren Bruder unausſprechlich," an Minna's ſchönen Buſen hinſank.

Thermer und Flurau gingen unterdeſſen noch immer auf und ab, beide, nachdem ſich der Knoten gelöſet hatte, noch viel ſtummer, als vorher. Endlich ward das Geſpräch wieder lebhafter:

„Lieber Flurau, fing Thermer an, aber wie wirds mit mir, wenn Sie Eliſen mir wegnehmen! Ohne weibliche Hülfe kann ich nicht bleiben, ich muß mir ſogleich dann auch eine Frau nehmen. Sie erzählten mir erſt, wie wenig Sie, und wie leidenſchaftlich Ihre Schweſter der Landwirthſchaft ergeben ſey. Von der Art muß gerade meine künftige Frau ſeyn. Ich darfs geſtehen, die intereſſante Form Ihrer lieben Schweſter hat mir beim erſten Anblicke gefallen. Finde ich ſie — laſſen Sie mich aufrichtig reden — auch im Umgange, ſo wie ich es wünſche und gewiß hoffe, darf ich dann ſagen: Bruder Flurau, gib mir deine Schweſter zum Weibe?

„Du darfſt, antwortete Flurau und fiel ihm herzlich um den Hals. Und wohl mir, daß ich zuſetzen darf, du wirſt in ihr ſo glücklich wählen, als ich in Eliſen."

Jetzt wurden ſie zum Caffee gerufen.

Du, mein Leſer, der du in ähnlichen Fällen geweſen biſt, und nach erhaltenem Ja aus dem Munde eines ſtrengen Vaters, oder einer bedenklichen Mutter, nun zum erſtenmahle zu deiner Geliebten giengſt, die du jetzt „dein für immer" wußteſt, du nur kannſt dir die Gefühle lebhaft denken, die in Flurau'n und Eliſen ſtürmten, als er ſich ihr nahte und ſie ihn empfangen ſollte.

Wenn unſre Empfindungen auf das höchſte geſpannt und unſer Herz unausſprechlich voll iſt, dann ſind wir am wenigſten beredt, und am erſten in dem Falle von einem unbefangenen Dritten für Menſchen gehalten zu werden, die geiſtlos ſind, und in Geſellſchaft ſich nicht zu nehmen wiſſen. So, gerade ſo war die erſte Zuſammenkunft Eliſens und Flurau's. Eliſens Herz klopfte beinahe hörbar, ihre Nerven hatten einen ungewöhnlichen Schwung, und die Thränen waren ihren ſchönen blauen Augen ſichtbar nahe. Flurau's Gruß war abgebrochen und unverſtändlich, und kaum konnte ſeine zitternde Hand die ſeiner angebeteten Eliſe zum Munde bringen.

Aber lange dauerte dieſer ecſtatiſche Zuſtand nicht. Thermer war klug genug, ſich in ein intereſſantes Geſpräch mit Minna'n einzulaſſen, und dadurch beiden Verliebten Zeit zu geben, ſich zu ſammeln. Da fiel dann eine Scene vor, wie man ſie wohl kennt, und wie ſie oft genug beſchrieben iſt. Ihre ſchönen Augen ſuchten ſich gegenſeitig auf, und gleiteten doch eben ſo oft beſcheiden herab, wenn ſie ſich trafen. Jedes Wort, jede Miene, jeder Ton ward gegenſeitig bemerkt und tief, ſehr tief dem Gedächtniſſe eingeprägt. Aber bei alle dem war ihre Unterhaltung allgemeiner Art, wurde furchtſam geführt und würde einem Dritten viel Langeweile gemacht haben. — So floß die Caffeezeit vorüber.

Schon vorher war es abgemacht, daß Flurau und ſeine Schweſter über Nacht bleiben ſollten. Wie hätten ſie auch einen ſo weiten Rückweg noch heute antreten können?

„Jetzt werde ich, ſprach Thermer, für unſere Bewirthung ſorgen, denn, ſetzte er ſchalkhaft hinzu, Eliſe Thermer iſt heute nicht zu Hauſe. Wir Männer wenigſtens wollen ein Glas Wein an meinem Lieblingsplatze trinken." Er gab die nöthigen Befehle und die Geſellſchaft brach auf.

Sein Lieblingsplätzchen war die Stelle unter den Linden vor dem Hauſe, die wir ſchon kennen. Vor allen übrigen war ſie auch geeignet, dieſe Ehre zu verdienen. Reizend und für gewiſſe Zuſtände unſerer Seelen intereſſant, können auch umſchloßne, beſchränkte Plätze zuweilen ſeyn; aber der gramentfeſſelte heitere Geiſt ſucht Stellen, wo ſein Blick ſich in ungemeßner Ferne verliehrt. Dieſen ſchönen Vorzug gewährte in dieſem Amte beſonders der obgenannte Sitz unter den Linden.

Thermer eilte mit Minna'n ſchäckernd voraus und ließ manche Bemerkung fallen, die ſeine ſchöne Begleiterin erröthen und ihren Blick zur Erde heften machte; ſo ſehr jene Bemerkungen auch in den Grenzen des Schicklichen und Unſchuldigen blieben. Flurau folgt in einiger Entfernung mit Eliſen, und vielleicht eben dies Entferntſeyn machte es, daß ſie offener, freymüthiger, herzlicher gegen einander wurden. Schon hielten ſie länger ihre gegenſeitigen Blicke aus, ſchon drückten ſie ſich ſanft die Hände, die ſie in einander geſchlungen hatten, und Flurau wagte es, in fernen Anſpielungen Eliſen ſeine unausſprechliche Liebe zu entdecken. So ſchüchtern kann ächte reine Liebe auch ſonſt entſchloſſene Seelen machen.

Der Abend war über alles ſchön. Schon ſpielten die letzten Strahlen der Sonne an den Gipfeln der Linden, und von den Wieſen kehrte die wohlgenährte Heerde zurück. Eine erquickende Kühle hatte die Hitze des Tages verdrängt, und ſtärkend umgoß die Geſellſchaft der ſanfte Duft der Lindenblüthen.

„Hier ſoll uns wohl ſeyn, ſprach Thermer, als er den herrlichen Oberunger entpfropfte, auch unſere Damen müſſen trinken, denn die Geſundheit, die ich ausbringen will, muß allgemein anerkannt werden."

Er füllte vier Gläſer und theilte ſie aus.

Aber plötzlich beſann er ſich, zog Flurau'n auf die Seite, und kehrte, nach wenigen Worten, mit ihm zum Tiſche zurück.

„Nun, Schweſter, hub er von neuem an, wenn die Geſundheit, die ich ausbringen werde, dir gefällt, denn nur redlichen Beſcheid gethan!"

Eliſe zitterte.

„Es lebe der Amtmann Flurau, mein geliebteſter Schwager und Bruder, hoch!"

Flurau ſtürzte zu Eliſens Füßen, und ſah bittend zu ihr empor. Der Ausdruck der ſeligſten Empfindungen, gemiſcht mit weiblicher Beſcheidenheit und Schüchternheit, lag auf ihrem Geſichte. Noch ſchwankte ſie, aber plötzlich ſank ſie gleichſam unwillkührlich herab, und feſt kettete ſich im erſten ſeligen Kuſſe der Mund beider Liebenden an einander.

Raſch ſprang Minna empor: „Gott ſegne euren Bund, ihr unausſprechlich Geliebten. Nimm, Bruder, nimm hin das reizendſte Mädchen, das du ſo ſchön, ſo intereſſant, ſo vollkommen noch nicht kennſt, als ich. Oft nannteſt du mich zärtlich, ein Ideal weiblichen Gutſeyns; aber hier, Bruder, hier iſt mehr. Hier tritt deine Schweſter ehrfurchtsvoll zurück, und fühlt ſich ein kleinliches und unbedeutendes Ding."

Flurau hatte ſich indeſſen geſammelt und ſtand empor. „Schweſter, du giebſt mir in deiner Beſcheidenheit einen Beweis deiner Liebe, der mich rührt. Aber, war auch nicht ich für dich ein Ideal männlichen Gutſeyns? Gebe der Himmel, daß ich es ferner nicht bin. Hier iſt ein Mann, der bei alle dem, was dir an mir gefällt, noch den Vorzug hat, mit dir in ſeinen Neigungen weit beſſer einzuſtimmen, als ich."

Minna ward ſtummer und zurückhaltender.

„Nimm ein Glas, fuhr Flurau fort, und thue mir Beſcheid. Darf ich trinken, es lebe mein lieber Bruder und Schwager Thermer hoch? —"

Minna vermochte nichts zu ſprechen. Aber zärtlich ergriff Thermer ihre Hand: Lange, ſagte er, ſuchte ich ein Mädchen, das mit ihren Kenntniſſen und ihrer Liebe für die Landwirthſchaft auch dieſe reizende Figur verbände. O wenn ich die ganze Welt durchreiſte, nie finde ich eine wieder, die Ihnen ähnlich wäre. Darf ich hoffen?"

Minna war zu ſehr umſtürmt. Tauſend Gefühle kreuzten wechſelnd in ihr. Kein Wort kam aus ihrem Munde. Da erhob ſich Eliſe, nahm ihre Hand und ſprach im ſanfteſten ſchmeichelndſten Tone: „Willſt du nicht ganz meine Schweſter ſeyn? — Und Minna ſank mit dem ſchönen Blick des Gewährens an ihren klopfenden Buſen.

Raſcher werden ſelten Ehen geſchloſſen, aber möchten doch alle lang vorher überlegten und calculirten Ehen ſo glücklich ſeyn, wie dieſe beide. Glücklicher können ſie hier unter dem Monde, im Lande der Unvollkommenheit, nicht ſeyn.

Als die gereiften Aehren der Sichel gefallen und Scheunen und Kammern voll waren, führten Thermer und Flurau, die Glücklichen, ihre Weiber heim, und beide hingen am Morgen nach ihrem frohen Hochzeitstage das Intelligenzblatt, in Rahm und Glas gefaßt, in ihren Ehekammern auf. Denn auch ihre Nachkommenſchaft ſollte es wiſſen, daß dieſes Blatt der ungefähre Vermittler zweyer glücklichen Ehen geweſen war.

Johann Gerhard,

einer der gefeiertſten Theologen ſeiner Zeit, ward am 17. October 1582 zu Quedlinburg geboren, und ſtudirte ſeit 1599 zuerſt zu Wittenberg Medizin, dann aber ſeit 1603 zu Jena und Marburg Theologie, und las 1605 an erſterer Univerſität mit Beifall theologiſche Collegia. — Im Jahre 1606 ward er Superintendent zu Heldburg, dann Profeſſor der Theologie am Koburgiſchen Gymnaſium und 1615 General-Superintendent daſelbſt. 1616 ging er als Profeſſor der Theologie nach Jena zurück, und ſtarb daſelbſt hochverehrt, nach ſegensreichem Wirken am 17. Auguſt 1637.

Unter ſeinen zahlreichen Schriften in lateiniſcher und deutſcher Sprache ſind beſonders bemerkenswerth:

Frommer Herzen geiſtliches Kleinod.
Betrachtung der geiſtlichen Auferſtehung und Himmelfahrt wahrer Chriſten.
Troſtſprüche.
Geiſtlich Geſpräch Gottes und einer gläubigen Seele.
Ein und fünfzig chriſtliche Andachten.
Hohes Feſtbündlein.
Predigten.
Evangeliſcher Palmbaum; ſämmtlich Jena 1610 bis 1630 u. ſ. w. u. ſ. w.

Einer der ausgezeichnetſten und von dem reinſten Eifer beſeelten Myſtiker jener Periode, der ſich beſonders großes Verdienſt dadurch erworben, daß er dem ſtarren Dogmatismus entgegen wirkte und dem Gemüthe ſein volles Recht einzuräumen ſtrebte. Er war als Menſch äußerſt wohlwollend und friedfertig, als Gelehrter eben ſo gründlich wie beſcheiden und von einem faſt unglaublichen Fleiße beſeelt. In der Geſchichte der lutheriſchen Kirche wird ſein Name ſtets mit großer Achtung genannt werden, wenn auch die Mehrzahl ſeiner Schriften bereits der Vergeſſenheit anheimgefallen iſt, und im Staube der Bibliotheken modert.

Paul Gerhard

ward 1607 zu Gräfenhaynichen, einer kleinen ſächſiſchen Stadt, geboren, ſtudirte Theologie, und erhielt 1651 das Amt eines Probſtes zu Mittenwalde in der Mark Brandenburg, 1657 aber ein Diakonat an der Nicolaikirche in Berlin. — Da er ſich mit mehreren anderen Predigern weigerte, einem Edicte des Kurfürſten zu gehorchen und einen Revers zu unterſchreiben, ſo wurde er 1666 abgeſetzt und des Landes verwieſen. Er wandte ſich wieder ſeinem Vaterlande zu und dichtete (einer Sage zufolge) auf der Reiſe, um ſeine betrübte Gattin aufzurichten, das bekannte Lied: „Befiehl du deine Wege." — Der Herzog Chriſtian von Sachſen-Merſeburg nahm ſich des Verwieſenen an und gab ihm anfänglich einen Jahrgehalt und dann 1669 das Archidiakonat zu Lübben in der Lauſitz, wo er am 27 Mai 1676 als Paſtor Primarius ſtarb.

Von ihm erſchien im Drucke:

Haus- und Kirchenlieder. Berlin 1666. Folio. 10te Ausgabe, beſorgt von D. J. H. Feuſtking. Wittenberg 1723. 12. — Neuer Abdruck derſelben Wittenberg 1821. 12.

Gerhards fromme Lieder haben die erfreulichſte Wirkung auf das religiöſe Leben in Deutſchland geäußert und bis zu unſern Zeiten eine außerordentliche Verbreitung gefunden, welche ſie durch die in ihnen vorherrſchende Innigkeit, Klarheit, Tiefe und Andacht auch vollkommen verdienen. — Sehr treffend äußert ſich der Herausgeber der 10. Ausgabe, der berühmte Theolog Feuſtking, über dieſelben mit folgenden Worten, die noch jetzt als ein gültiges Urtheil dienen können: „Ich ſage es frei, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhard's Liedern, es fällt und fließt ihm alles auf's lieblichſte und artigſte, voller Geiſtes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da iſt nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie ſie ſonſten insgemein etwas himmliſches und geiſtliches mit ſich führen, alſo ſind ſie auch abſonderlich im Gerhard recht auserwählet, leicht und auserleſen ſchön, die Redensarten ſind ſchriftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die meiſten Melodien nach unſeres unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meiſter-Sänger Töne lieblich und herzlich; in Summa, alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft und Kraft hat, hertzet, afficiret und tröſtet.

Lieder von Paul Gerhard.

Wie ſoll ich dich empfangen?

Wie ſoll ich dich empfangen?
Und wie begegn' ich dir?
O aller Welt Verlangen!
O meiner Seelen Zier!
O Jeſu, Jeſu, ſetze
Mir ſelbſt die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wiſſend ſey.

Dein Zion ſtreut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Pſalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze ſoll dir grünen
In ſtetem Lob und Preis,
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß.

Was haſt du unterlaſſen
Zu meinem Troſt und Freud'?
Als Leib und Seele ſaßen
In ihren größten Leid,
Als mir das Reich genommen,
Da Fried' und Freude lacht:
Da biſt du, mein Heil, kommen,
Und haſt mich froh gemacht.

Ich lag in ſchweren Banden,
Du kommſt, und machſt mich los;
Ich ſtand in Spott und Schanden,
Du kommſt und machſt mich groß,
Und hebſt mich hoch zu Ehren,
Und ſchenkſt mir großes Gut,
Das ſich nicht läßt verzehren,
Wie irdiſch' Reichthum thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das geliebte Lieben,
Damit du alle Welt
In ihren tauſend Plagen
Und großen Jammerlaſt,
Die kein Mund kann ausſagen,
So feſt umfangen haſt.

Das ſchreib' dir in dein Herze,
Du hoch betrübtes Heer,
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr;
Seyd unverzagt, ihr habet
Die Hülfe vor der Thür!
Der eure Herzen labet
Und tröſtet, ſteht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,
Noch ſorgen Tag und Nacht,
Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht;
Er kommt, er kommt mit Willen,
Iſt voller Lieb' und Luſt,
All' Angſt und Noth zu ſtillen,
Die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erſchrecken
Vor eurer Sündenſchuld.
Nein! Jeſus will ſie decken
Mit ſeiner Lieb' und Huld!
Er kommt, er kommt den Sündern
Zum Troſt und wahren Heil,
Schafft, daß bei Gottes Kindern
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
Der Feind', und ihrer Tück'?
Ihr Herr wird ſie zerſtreuen
In einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König,
Dem wahrlich alle Feind'
Auf Erden viel zu wenig
Zum Widerſtande ſeynd.

Er kommt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem der ihm flucht;
Mit Gnad' und ſüßem Lichte
Dem der ihn liebt und ſucht.
Ach! komm, ach! komm, o Sonne!
Und hol' uns allzumal,
Zum ew'gen Licht und Wonne,
In deinen Freudenſaal.

O Haupt voll Blut und Wunden.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron'!
O Haupt, ſonſt ſchön gezieret
Mit höchſter Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch ſchimpfiret,
Gegrüßeſt ſeyſt du mir!

Du edles Angeſichte,
Davor ſonſt ſchrickt und ſcheut
Das große Weltgewichte,
Wie biſt du ſo beſpeit,
Wie biſt du ſo erbleichet,
Wer hat dein Augenlicht,
Dem ſonſt kein Licht mehr gleichet,
So ſchändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Iſt hin und ganz vergangen,
Des blaſſen Todes Macht
Hat Alles hingenommen,
Hat Alles hingerafft,
Und daher biſt du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Iſt alles meine Laſt;
Ich, ich hab' es verſchuldet,
Was du getragen haſt.
Schau her, hier ſteh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'.

Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm mich an;
Von Dir, Quell aller Güter,
Iſt mir viel Gut's gethan,
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und ſüßer Koſt,
Dein Geiſt hat mich begabet
Mit mancher Himmelsluſt.

Ich will hier bei dir ſtehen,
Verachte mich doch nicht!
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn dir dein Herze bricht;
Wenn dein Haupt wird erblaſſen
Im letzten Todesſtoß,
Alsdann will ich dich faſſen
In meinen Arm und Schooß.

Es dient zu meinen Freuden,
Und kommt mir herzlich wol,
Wenn ich in deinem Leiden,
Mein Heil, mich finden ſoll.
Ach! möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geſchähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
O Jeſu, liebſter Freund,
Für deine Todesſchmerzen,
Da du's ſo gut gemeint.
Ach! gieb, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu,
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende ſey.

Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod ſoll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſeyn,
So reiß mich aus den Aengſten,
Kraft deiner Angſt und Pein.

Erſcheine mir zum Schilde,
Zum Troſt in meinem Tod,
Und laß mich ſehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich feſt an mein Herz drücken.
Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl.

Zeuch ein zu deinen Thoren.

Zeuch ein zu deinen Thoren,
Sey meines Herzens Gaſt,
Der du, da ich geboren,
Mich neu geboren haſt.
O hochgelobter Geiſt
Des Vaters und des Sohnes,
Mit beiden gleiches Thrones,
Mit beiden gleich gepreiſt.

Zeuch ein, laß mich empfinden
Und ſchmecken deine Kraft,
Die Kraft, die uns von Sünden
Hülf' und Errettung ſchafft.
Entſünd'ge meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiſte
Dir Ehr' und Dienſte leiſte,
Die ich dir ſchuldig bin.

Ich war ein wilder Reben,
Du haſt mich gut gemacht;
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du haſt ihn umgebracht,
Und in der Tauf' erſtickt,
Als wie in einer Fluthe,
Mit deſſen Tod und Blute,
Der uns im Tod erquickt.

Du biſt das heil'ge Oele,
Dadurch geſalbet iſt
Mein Leib und meine Seele
Dem Herren Jeſu Chriſt
Zum wahren Eigenthum,
Zum Prieſter und Propheten,
Zum König, den in Nöthen
Gott ſchützt im Heiligthum.

Du biſt ein Geiſt, der lehret,
Wie man recht beten ſoll
Dein Beten wird erhöret,
Dein Singen klinget wohl;
Es ſteigt zum Himmel an,
Es ſteigt, und läßt nicht abe,
Bis der geholfen habe,
Der Allen helfen kann.

Du biſt ein Geiſt der Freuden,
Vom Trauern hältſt du nicht,
Erleuchteſt uns im Leiden
Mit deines Troſtes Licht.
Ach! ja, wie manches Mal
Haſt du mit ſüßen Worten
Mir aufgethan die Pforten
Zum güldnen Freudenſaal.

Du biſt ein Geiſt der Liebe,
Ein Freund der Freundlichkeit;
Willſt nicht, daß uns betrübe
Zorn, Zank, Haß, Neid und Streit.
Der Feindſchaft biſt du feind,
Willſt, daß durch Liebesflammen
Sich wieder thun zuſammen,
Die voller Zwietracht ſeynd.

Du, Herr, haſt ſelbſt in Händen
Die ganze weite Welt,
Kannſt Menſchenherzen wenden,
Wie dir es wohlgefällt;
So gieb doch deine Gnad'
Zum Fried' und Liebesbanden,
Verknüpf' in allen Landen,
Was ſich getrennet hat.

Ach! edle Friedensquelle,
Schleuß deinen Abgrund auf,
Und gieb dem Frieden ſchnelle
Hier wieder ſeinen Lauf;
Halt ein die große Fluth,
Die Fluth, die eingeriſſen,
So daß man ſiehet fließen
Wie Waſſer Menſchenblut.

O laß dein Volk erkennen
Die Vielheit ihrer Sünd',
Auch Gottes Grimm ſo brennen,
Daß er bei uns entzünd'
Den ernſten bittern Schmerz,
Und Buße, die bereuet,
Deß ſich zuerſt erfreuet
Ein weltergebnes Herz.

Auf Buße folgt der Gnaden,
Auf Reu' der Freuden Blick;
Sich beſſern heilt den Schaden,
Fromm werden bringet Glück.
Herr! thu's zu deiner Ehr',
Erweiche Stahl und Steine,
Auf daß das Herze weine,
Der Böſe ſich bekehr'.

Erhebe dich, und ſteure
Dem Herzleid auf der Erd',
Bring' wieder und erneure
Die Wohlfahrt deiner Heerd!
Laß blühen wie zuvorn
Die Länder, ſo verheeret,
Die Kirchen, ſo zerſtöret
Durch Krieg und Feuerszorn.

Beſchirm' die Policeien,
Bau unſers Fürſten Thron,
Daß ſie und wir gedeihen;
Schmück', als mit einer Kron',

Die Alten mit Verſtand,
Mit Frömmigkeit die Jugend,
Mit Gottesfurcht und Tugend
Das Volk im ganzen Land.

Erfülle die Gemüther
Mit reiner Glaubenszier,
Die Häuſer und die Güter,
Mit Segen für und für;
Vertreib den böſen Geiſt,
Der dir ſich widerſetzet,
Und was dein Herz ergötzet,
Aus unſern Herzen reißt.

Gieb Freudigkeit und Stärke,
Zu ſtehen in dem Streit,
Den Satans Reich und Werke
Uns täglich anerbeut.
Hilf kämpfen ritterlich,
Damit wir überwinden,
Und ja zum Dienſt der Sünden
Kein Chriſt ergebe ſich.

Richt' unſer ganzes Leben
All'zeit nach deinem Sinn,
Und wenn wir's ſollen geben
In's Todes Rachen hin,
Wenn's mit uns hie wird aus,
So hilf uns fröhlich ſterben,
Und nach dem Tod ererben
Des ew'gen Lebens Haus!

Befiehl du deine Wege.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's ſoll wohl ergehn;
Auf ſein Werk mußt du ſchauen,
Wenn dein Werk ſoll beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten ſeyn.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und ſieht,
Was gut ſey oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt;
Und was du dann erleſen,
Das treibſt du, ſtarker Held,
Und bringſt zum Stand und Weſen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' haſt du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willt thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hie wollten widerſtehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,
Hoff und ſey unverzagt;
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'.

Auf! auf! gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht.
Biſt du doch nicht Regente,
Der Alles führen ſoll,
Gott ſitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er iſt ein weiſer Fürſt,
Und wird ſich ſo verhalten,
Daß du dich wundern wirſt,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit ſeinem Troſt verziehn,
Und thun an ſeinem Theile,
Als hätt' in ſeinem Sinn
Er deiner ſich begeben,
Und ſollſt du für und für
In Angſt und Nöthen ſchweben,
So frag' er nichts nach dir.

Wird's aber ſich befinden,
Daß du ihm treu verbleibſt,
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gſten gläubſt.
Er wird dein Herze löſen
Von der ſo ſchweren Laſt,
Die du zu deinem Böſen
Bisher getragen haſt.

Wohl dir, du Kind der Treue,
Du haſt und trägſt davon
Mit Ruhm und Dankgeſchreie
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott giebt dir ſelbſt die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du ſingſt Freudenpſalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unſrer Noth;
Stärk unſre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen ſeyn,
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Gieb dich zufrieden.

Gieb dich zufrieden und ſey ſtille
In dem Gotte deines Lebens,
In ihm ruht der Freuden Fülle,
Ohn' ihn mühſt du dich vergebens.
Er iſt dein Quell und deine Sonne,
Scheint täglich hell zu deiner Wonne;
Gieb dich zufrieden.

Er iſt voll Lichtes, Troſt und Gnaden,
Ungefärbten treuen Herzen,
Wo er ſteht, thut dir kein Schaden
Auch die Pein der größten Schmerzen;
Kreuz, Angſt und Noth kann er bald wenden,
Ja auch den Tod hat er in Händen;
Gieb dich zufrieden.

Wie dir's und Andern oft ergehe,
Iſt ihm wahrlich nicht verborgen.
Er ſieht und kennet aus der Höhe
Der betrübten Herzen Sorgen,

Er zählt den Lauf der heißen Thränen,
Und faßt zu Hauf all unſer Sehnen;
Gieb dich zufrieden.

Wenn gar kein Ein'ger mehr auf Erden,
Deſſen Treue du darfſt trauen,
Alsdann will er dein Tröſter werden,
Und zu deinem Beſten ſchauen;
Er weiß dein Leid und heimlichs Grämen,
Weiß auch die Zeit, dir's zu benehmen;
Gieb dich zufrieden.

Er hört die Seufzer deiner Seelen
Und des Herzens ſtilles Klagen,
Und was du keinem darfſt erzählen,
Magſt du Gott gar kühnlich ſagen;
Er iſt nicht fern, ſteht in der Mitten,
Hört bald und gern der Armen Bitten;
Gieb dich zufrieden.

Laß dich dein Elend nicht bezwingen,
Halt an Gott, ſo wirſt du ſiegen,
Ob alle Fluthen einher gingen,
Dennoch mußt du oben liegen,
Denn wenn du wirſt zu hoch beſchweret;
Hat Gott dein Fürſt dich ſchon erhöret:
Gieb dich zufrieden.

Ich erhebe, Herr, zu dir u. ſ. w.

Ich erhebe, Herr, zu dir
Meiner beiden Augen Licht;
Mein Geſicht iſt für und für
Zu den Bergen aufgericht,
Zu den Bergen, da herab
Ich mein Heil und Hülfe hab'

Meine Hülfe kommt allein
Von des Höchſten Händen her,
Der ſo künſtlich, hübſch und fein,
Himmel, Erde, Luft und Meer,
Und was in dem Allen iſt,
Uns zum Beſten ausgerüſt.

Er nimmt deiner Füße Tritt,
O mein Herze! wohl in Acht;
Wenn du geheſt, geht er mit,
Und bewahrt dich Tag und Nacht.
Sey getroſt, das Höllenheer
Wird dir ſchaden nimmermehr.

Siehe, wie ſein Auge wacht,
Wenn du liegeſt in der Ruh,
Wenn du ſchläfeſt, kommt mit Macht
Auf dein Bett geflogen zu
Seiner Engel güldne Schaar,
Daß ſie deiner nehme wahr.

Alles, was du biſt und haſt,
Iſt umringt mit ſeiner Hut.
Deiner Sorgen ſchwere Laſt
Nimmt er weg, macht Alles gut;
Leib und Seel hält er verdeckt,
Wenn dich Sturm und Wetter ſchreckt.

Wenn der Sonnen Hitze brennt
Und des Leibes Kräfte bricht,
Wenn dich Stern und Monde blendt
Mit dem klaren Angeſicht,
Hat er ſeine ſtarke Hand
Dir zum Schatten vorgewandt.

Nun er fahre immer fort,
Der getreue, fromme Hirt,
Bleibe ſtets dein Schild und Hort,
Wenn dein Herz geängſtet wird;
Wenn die Noth wird viel und groß,
Schließt er dich in ſeinen Schooß.

Wenn du ſitzeſt, wenn du ſtehſt,
Wenn du redeſt, wenn du hörſt,
Wenn du aus dem Hauſe gehſt,
Und zurücke wieder kehrſt,
Wenn du trittſt aus oder ein,
Woll' er dein Gefährte ſeyn.

Wer unterm Schirm des Höchſten ſitzt u. ſ. w.

Wer unterm Schirm des Höchſten ſitzt,
Der iſt ſehr wohl bedecket;
Wenn Alles donnert, kracht und blitzt,
Bleibt ſein Herz ungeſchrecket.
Er ſpricht zum Herrn: du biſt mein Licht,
Mein' Hoffnung, meine Zuverſicht,
Mein Thurm und ſtarke Veſte.
Du retteſt mich von's Jägers Strick,
Und treibſt des Todes Netz zurück,
Und ſchützeſt mich aufs Beſte.

Friſch auf! mein Herz, Gott ſtärket dich
Mit Kraft auf allen Seiten.
Schau her, wie ſeine Flügel ſich
Ganz über dich ausbreiten!
Sein Schirm umfängt und deckt dich gar,
Sein Schild fängt auf, was hier und dar
Von Pfeilen fleucht und tobet.
Der Schild iſt Gottes wahres Wort;
Der Schirm iſt, was der ſtarke Hort
Verſprochen und gelobet.

Wenn dich die ſchwarze Nacht umgiebt,
Kannſt du fein ſicher ſchlafen;
Des Tages bleibſt du unbetrübt
Von deines Feindes Waffen.
Die Seuche, die im Finſtern ſchleicht,
Und des Mittages umher kreucht,
Wird von dir abgeführet.
Und wenn gleich tauſend fallen hier,
Und zehen tauſend hart bei dir,
Bleibſt du doch unberühret.

Kein Uebels wird zu deiner Hütt'
Eingehn und dir begegnen.
Gott wird all' deine Tritt' und Schritt'
Auf deinen Wegen ſegnen.
Denn er hat ſeiner Engelſchaar
Befohlen, daß ſie vor Gefahr
Dich ganz genau bewahren,
Daß dein Fuß möge ſicher ſeyn,
Und nicht vielleicht an einen Stein
Zu deinem Schaden fahren.

Du wirſt auf wilden Löwen ſtehn,
Und treten auf die Drachen;
Du wirſt ihr Gift und ſcharfe Zähn'
In deinem Sinn verlachen
Das macht's, daß Gott will bei dir ſeyn,
Der ſpricht: Mein Knecht begehret mein,
So will ich ihm beiſpringen;
Er kennet meines Namens Zier,
Drum will ich ihm auch nach Begier
Mein' Hülf' und Rettung bringen.

Er ruft mich an, ſo will ich ihn
Ganz gnädiglich erhören;
Wenn ſein Feind auf ihn aus will ziehn,
So will ich ſtehn und wehren.
Ich will ihn reißen aus dem Tod,
Und, nach erlittner Angſt und Noth,
Mit großer Ehr' ergötzen;
Ich will ihn machen lebensſatt,
Und wenn er g'nug gelebet hat,
Ins ew'ge Heil verſetzen.

Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud'.

Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud'
In dieſer lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der ſchönen Gärten Zier,
Und ſiehe, wie ſie mir und dir
Sich ausgeſchmücket haben.

Die Bäume ſtehen voller Laub,
Das Erdreich decket ſeinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narciſſen und die Tulipan,
Die ziehen ſich viel ſchöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche ſchwingt ſich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus ſeiner Gruft,
Und macht ſich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt ſein Haus,
Das Schwälblein ſpeiſt die Jungen,
Der ſchnelle Hirſch, das leichte Reh
Iſt froh, und kommt aus ſeiner Höh
Ins tiefe Gras geſprungen.

Die Bächlein rauſchen in dem Sand,
Und malen ſich und ihren Rand
Mit ſchattenreichen Myrten.
Die Wieſen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Luſtgeſchrei
Der Schaaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenſchaar
Fleucht hin und her, ſucht hier und dar
Ihr' edle Honigſpeiſe.
Des ſüßen Weinſtocks ſtarker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In ſeinem ſchwachen Reiſe.

Der Weizen wächſet mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der ſo überflüſſig labt,
Und mit ſo manchem Gut begabt
Das menſchliche Gemüthe.

Ich ſelbſten kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich ſinge mit, wenn alles ſingt,
Und laſſe, was dem Höchſten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, biſt du hie ſo ſchön,
Und läßt du's uns ſo lieblich gehn
Auf dieſer armen Erden,
Was will doch wohl nach dieſer Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schloſſe werden?

Welch hohe Luſt, welch heller Schein
Wird wohl in Chriſti Garten ſeyn;
Wie muß es da wohl klingen,
Da ſo viel tauſend Seraphim
Mit unverdroßnem Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah ſingen.

O wär' ich da! O ſtünd' ich ſchon,
Ach! ſüßer Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weiſ'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tauſend ſchönen Pſalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieſes Leibes Joch,
Auch nicht gar ſtille ſchweigen;
Mein Herze ſoll ſich fort und fort
An dieſem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur, und ſegne meinen Geiſt
Mit Segen, der vom Himmel fleußt
Daß ich dir ſtetig blühe.
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und ſpat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiſte Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiden.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm,
Ich deines Gartens ſchöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur letzten Reiſ'
An Leib und Seele grünen;
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und ſonſten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Friedenslied.

Gottlob, nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen ſollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenſpiel hervor!
O Deutſchland, ſinge Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott, und ſprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Wir haben nichts verdienet,
Als ſchwere Straf' und großen Zorn,
Weil ſtets bei uns noch grünet
Der freche ſchnöde Sündendorn.
Wir ſind fürwahr geſchlagen
Mit harter, ſcharfer Ruth',
Und dennoch muß man fragen:
Wer iſt, der Buße thut?
Wir ſind und bleiben böſe,
Gott iſt und bleibet treu,
Hilft, daß ſich bei uns löſe
Der Krieg und ſein Geſchrei.

Sey tauſendmal willkommen,
Du theure, werthe Friedensgab',
Jetzt ſehn wir, was für Frommen
Dein bei uns Wohnen in ſich hab'.
In dich hat Gott verſenket
All unſer Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm ſelbſt den Pfeil
Des Herzleids in das Herze,
Und löſcht, aus Unverſtand,
Die güldne Freudenkerze
Mit ſeiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand beſſer
In unſre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerſtörten Schlöſſer
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals ſchönen Felder,
Mit friſcher Saat beſtreut,
Jetzt aber lauter Wälder,
Und dürre wüſte Heid;
Ihr Gräber, voller Leichen,
Und blut'gem Heldenſchweiß
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen,
O Menſch! und laß den Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen;
Geh in dein Herz, und denke nach,

Was Gott bisher geſendet,
Das haſt du ausgelacht;
Nun hat er ſich gewendet,
Und väterlich bedacht,
Vom Grimm und ſcharfen Dringen,
Zu deinem Heil, zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb' und Gutes thun.

Ach! laß dich doch erwecken!
Wach auf! wach auf! du harte Welt,
Eh als das harte Schrecken
Dich ſchnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Chriſtum liebet,
Sey unerſchrocknes Muths;
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles Gut's.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da ſollt ihr bei Gott leben,
In ew'gem Fried' und Ruh'.

Nun ruhen alle Wälder.

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menſchen, Städt' und Felder,
Es ſchläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf! auf! ihr ſollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo biſt du Sonne blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr' hin, ein' andre Sonne,
Mein Jeſus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen ſcheint.

Der Tag iſt nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelsſaal.
So, ſo werd' ich auch ſtehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus dieſem Jammerthal.

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;
Die zieh' ich aus, dagegen
Wird Chriſtus mir anlegen
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Haupt, die Füß' und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen ſey.
Herz, freu' dich, du ſollt werden
Vom Elend dieſer Erden
Und von der Sündenarbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt;
Es kommen Stund' und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd'.

Mein' Augen ſtehn verdroſſen,
Im Hui ſind ſie geſchloſſen;
Wo bleibt dann Leib und Seel'?
Nimm ſie zu deinen Gnaden,
Sey gut für allen Schaden,
Du Aug' und Wächter Iſrael.

Breit' aus die Flügel beide,
O Jeſu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verſchlingen,
So laß die Englein ſingen:
Dies Kind ſoll unverletzet ſeyn.

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall noch Gefahr;
Gott laſſ' euch ruhig ſchlafen,
Stell' euch die güldnen Waffen
Ums Bett und ſeiner Helden Schaar.

An Gott.

Herr Gott, du biſt ja für und für
Die Zuflucht deiner Heerde.
Du biſt geweſen, eh' allhier
Gelegt der Grund zur Erde,
Und da noch kein Berg war bereit't,
Da warſt du in der Ewigkeit,
O Anfang aller Dinge!

Du läßt die Menſchen in das Thor
Des Todes häufig wandern,
Und ſprichſt: kommt wieder, Menſchen, vor,
Und folget jenen andern;
Denn dir ſind, Höchſter! tauſend Jahr
Als wie ein Tag, der geſtern war
Und nunmehr iſt vergangen.

Du läßt das ſchnöde Menſchenheer
Wie einen Strom verfließen
Und wie die Schifflein auf dem Meer
Bei gutem Wind hinſchießen;
Gleich wie ein Schlaf und Traum bei Nacht,
Der, wenn der Menſch vom Schlaf erwacht,
Entfallen und vergeſſen.

Wir ſind ein Kraut, das bald verdorrt,
Ein Gras, das jetzt aufgehet,
Wird aber ſchnell von ſeinem Ort
Entführet und verwehet.
So iſt ein Menſch, heut blühet er,
Und morgen, wenn ihu ungefähr
Ein Wind rührt, liegt er nieder.

Das macht, Herr! deines Zornes Grimm,
Daß wir ſo bald verſchwinden.
Dein Eifer ſtößt und wirft uns ümm
Von wegen unſrer Sünden.
Die Sünden ſtelleſt du vor dich,
Davon brennt und entrüſtet ſich
Dein allzeit reines Herze.

Das iſt das Feu'r, das uns verzehrt
Das Mark in allen Beinen;
Daher kommt, daß der Tod verſehrt
Die Großen und die Kleinen;
Drum fahren unſre Tage hin,
Wie ein Geſchwätze durch den Sinn,
Wenn wir die Zeit vertreiben.

Wie lang' hält doch dies Leben aus?
Gar ſelten ſieb'nzig Jahre.
Wenn's hoch kommt, werden achtzig draus,
Und wenn man alle Waare,
Die hier gewonnen, nimmt zu Hauf,
Iſt's lauter Müh' von Jugend auf
Und lauter Angſt geweſen.

Wir rennen, laufen, ſorgen viel,
Und eh' wir's uns verſehen,
Da kommt der Tod, ſteckt uns das Ziel
Und da iſt's denn geſchehen;
Wir fliehen eilend und behend,
Und doch iſt Niemand, der ſein End'
Und Gottes Zorn bedenke.

Lehr' uns bedenken, frommer Gott!
Das Elend dieſer Erden,
Auf daß wir, wenn wir an den Tod
Gedenken, klüger werden.
Ach! kehre wieder, kehr' uns zu
Dein Angeſicht und ſteh' in Ruh'
Mit deinen böſen Knechten.

Erfüll' uns früh mit deiner Gnad'
An Leib' und an der Seelen,
So wollen wir dir früh und ſpat
Dein Lob und Dank erzählen.
Erfreu' uns, o du höchſte Freud'!
Und gieb uns wieder gute Zeit,
Nach ſo viel böſen Tagen.

Bisher hat's lauter Kreuz geſchneit,
daß nun die Sonne ſcheinen!
Beſcher' uns Freude nach dem Leid
Und Lachen nach dem Weinen.
Laß deiner Werke ſüßen Schein,
Herr, deinen Knechten kundbar ſeyn,
Und dein' Ehr' ihren Kindern.

Bleib' unſer Gott und treuer Freund,
Halt' uns auf feſtem Fuße,
Und wenn wir etwa irrig ſeynd,
So gieb, daß ſich mit Buße,
Das Herze wieder zu dir wend',
Auch fördre das Thun unſrer Händ'
Und ſegne unſre Werke.

Frauenlob.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und ſich ſtets in der Tugend übt,
Iſt viel mehr Lobs und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlaſſen ſich auf ihre Treu.
Sein Haus iſt voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes, und kein Leid,
Durchſüßet ſeine Lebenszeit,
Sie nimmt ſich ſeines Kummers an;
Mit Troſt und Rath, ſo gut ſie kann.

Die Woll' und Flachs ſind ihre Luſt,
Was hierzu dient, iſt ihr bewußt;
Ihr Händlein greifet ſelbſt mit zu,
Hat öfters Müh' und ſelten Ruh'.

Sie iſt ein Schifflein auf dem Meer,
Wenn dieſes kommt, ſo kommt's nicht leer;
So ſchafft auch ſie aus allem Ort
Und ſetzet ihre Nahrung fort.

Sie ſchläft mit Sorg', iſt früh heraus,
Giebt Futter, wo ſie ſoll, im Haus,
Und ſpeiſt die Dirnen, deren Hand
Zu ihren Dienſten iſt gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden feſt,
Und ſtrecket ihre Arm' auf's beſt';
Iſt froh, wenn wohl von ſtatten geht,
Worauf ihr Sinn und Herze ſteht.

Wenn andre löſchen Feu'r und Licht,
Verlöſcht doch ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Sie nimmt den Rocken, ſetzt ſich hin,
Und ſchämt ſich nicht, daß ſie ihn ſpinn';
Ihr Finger faßt die Spindel wol,
Und macht ſie ſchnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen Bitt',
Iſt gütig, theilet gerne mit;
Ihr Haus und alles Hausgeſind,
Iſt wohl verwahrt vor Schnee und Wind.

Sie näht, ſie ſtrickt, ſie würkt mit Fleiß,
Macht Decken nach der Künſtler Weiſ',
Hält ſich ſelbſt ſauber; weiße Seid'
Und Purpurfarbe iſt ihr Kleid.

Ihr Mann iſt in der Stadt berühmt,
Beſtellt ſein Amt, wie ſich's geziemt.
Er geht, ſteht und ſitzt oben an,
Und was er thut, iſt wohlgethan.

Ihr Schmuck iſt, daß ſie reinlich iſt,
Ihr' Ehr' iſt, daß ſie iſt gerüſt
Mit Fleiße, der gewiß zuletzt
Den, der ihn liebet, hoch ergötzt.

Sie öffnet ihren weiſen Mund,
Thut Kindern und Geſinde kund
Des Höchſten Wort, und lehrt ſie fein
Fromm, ehrbar und gehorſam ſeyn.

Sie ſchauet wie's im Hauſe geht,
Und wie es hie und dorten ſteht;
Sie ißt ihr Brod, und ſagt dabei,
Wie ſo groß Unrecht Faulheit ſey.

Die Söhne, die ihr Gott beſcheert,
Die halten ſie hoch, lieb und werth;
Ihr Mann, der lobt ſie ſpät und früh
Und preiſet ſeelig ſich und ſie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,
Sind zart am Leib und ſtolz an Muth;
Du aber, meine Kron' und Zier,
Gehſt wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?
Was iſt's doch, ſchön und lieblich ſeyn?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und ſcheut,
Das ſoll man loben weit und breit.

Die Werke, die ſie hier verricht,
Sind wie ein ſchönes helles Licht;
Sie dringen bis zur Himmelspfort',
Und werden leuchten hier und dort.

Wilhelm Gerhard

ward am 29. November 1780 zu Weimar geboren, widmete ſich dem Handelsſtande und lebt als Großherzoglich Sächſiſcher Legationsrath und angeſehener Kaufmann in Leipzig. —

Seine Schriften ſind:

Anakreon und Sappho, freie Nachbildung. Leipzig, 1818.
Sakontala. Leipzig, 1819.
Sophronia oder die Eroberung des heiligen Grabes. Drama. Magdeburg, 1822.
Spaziergang über die Alpen. Gotha, 1823.
Gedichte, Leipzig, 1826—1828. 4 Thle. — (der 4. Theil auch unter dem Titel: Serbiſche Volkslieder.)
Wiegenweihe. Lyriſches Feſtſpiel, Leipzig, 1828.
Blick auf einige Steuerverhältniſſe im Königreich Sachſen. Leipzig, 1831.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Wilhelm Gerhard iſt am glücklichſten in der lyriſchen Poeſie, der ſein bewegliches und lebendiges Naturell ſich auch vorzugsweiſe zuzuneigen ſcheint. Hier zeigt er Innigkeit und Gemüthlichkeit, Reichthum der Bilder und Anſchauungen, ein feines Ohr und große Gewandtheit in Beherrſchung von Sprache und Form; viele ſeiner Lieder ſind Volkseigenthum geworden.

Venezianiſches Gondlerlied.

Es ſchwebet die Gondel auf ſchaukelnder Welle,
Die Nacht iſt ſo helle,
So labend, ſo kühl.
Drum folge mir, Nettchen! Allein und verſchwiegen
Im Kahn ſich zu wiegen,
Iſt Wonnegefühl.

Den Deckel der Gondel befahl ich zu räumen,
Um ſüßer zu träumen
In fächelnder Luft.
Nun werden uns ſpielend die Wogen umkräuſeln,
Die Zephyr' umſäuſeln
Mit würzigem Duft.

Betrüge ſich etwa ein Zephyrchen freier,
Und riſſe den Schleier
Dir weg von der Bruſt,
Und wüßte verwegen ein Knie zu erhaſchen,
Verbotnes zu naſchen
In himmliſcher Luſt:

Was kümmert's dich, Süße? Am Ruder behende
Regt Toni die Hände
Nach Ordnung und Pflicht.
Du kannſt einer Büſte nicht ſicherer trauen,
Er will's ja nicht ſchauen,
Und ſchaut es auch nicht.

Matroſenlied.

Luſtiger Matrpſenſang
Hoiho!
Töne laut das Meer entlang!
Hoiho!
Bald im Süden bald im Nord
Sing' ich hier und ſinge dort,
Werf' die Grillen über Bord.
Hoiho — i!

In der Woge naſſen Bauch
Hoiho!
Blaſ' ich meines Pfeifchens Rauch.
Hoiho!
Fiſchlein ſpringt m Sonnenſchein,
Seehund ſchwimmt uns hinterdrein,
Und die wilden Möven ſchrein.
Hoiho — i!

Hat der Sturm den Kiel gefaßt.
Hoiho!
Klettr' ich auf den höchſten Maſt.
Hoiho!
Seyd nicht bange, Kapitän!
Wind und Wetter werden ſchön:
Laßt die Flagge luſtig wehn!
Hoiho — i!

Eines machet mir Verdruß:
Hoiho!
Ich entbehre Jettchens Kuß.
Hoiho!
Denk' ich auf bewegter See
An des Buſens Lilienſchnee,
Foltert mich der Liebe Weh.
Hoiho — i!

Aber wenn der Hafen winkt,
Hoiho!
Und ihr ſchwarzes Auge blinkt:
Hoiho!
Küſſ' ich, bei ſo mildem Strahl,
Nach der Trennung banger Qual
Jettchen hunderttauſendmal.
Hoiho — i!

Hans ohne Sorgen.

Ich fühlte Magenwehen,
Nahm Thee mit Brandtewein,
Und goß wohl aus Verſehen
Ein Glas zu viel hinein.
Hickup! hickup!
Fallera lalla!

Nun iſt kurirt der Magen,
Doch Kopfweh plagt mich ſehr.
Ich nehm', es zu verjagen,
Ein Prischen Saint=Omer.
Hatzi! hatzi!
Fallera lalla!

Kaum krähten noch die Hähne
So weckte man mich auf.
Verzeiht mir, wenn ich gähne!
Natur will ihren Lauf.
Yawah! yawah!
Fallera lalla!

Hans bin ich ohne Sorgen,
Ich kenne keine Noth,
Und lache früh am Morgen
Bis ſpät zum Abendroth.
Haha! haha!
Fallera lalla!

Der Fuhrmann.

Das Pfeifchen dampfet, die Peitſche knallt,
Die Hengſte wiehern, das Liedchen ſchallt.
Wiſtehi!
Durch Moor und Sand
In Stadt und Land
Getrunken, geſungen und angeſpannt!
Jehi, wiſtehott, jehi!

Hier duftet der Klee, dort blühet der Raps,
Ihr Rößlein, ſchmauſet; ich trinke Schnaps!
Wiſtehi!
Nur wohlgemuth!
Der Weg iſt gut,
Ein luſtiger Fuhrmann ſchwenket den Hut.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Heut ſpannen wir aus im halben Mond,
Wo Lieſel, das ſchwarzbraune Mägdlein, wohnt.
Wiſtehi!
Sie giebt uns Streu
Und friſches Heu,
Und Häkſel und Hafer, und Lieb und Treu.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Frau Wirthinn ſchenket vom beſten Wein
Dem ſchlanken, ſchwarzbraunen Mägdelein!
Wiſtehi!
Das Aeuglein blinkt,
Sie nippt, ſie trinkt,
Bis ihr vom Trinken die Wimper ſinkt.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Nun ruht ihm das ſchläfrige Kind im Arm,
Er zwickt es munter, und küßt es warm.
Wiſtehi!
Sie duldet's gern.
Löſch' aus, Latern'!
Den Glücklichen leuchtet der Liebe Stern.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Die Roſſe wiehern, der Morgen graut,
Sie bringt ihm Blumen, und weinet laut.
Wiſtehi!
Sie ſchleicht in's Haus,
Er küßt den Strauß,
Und lenket den Wagen zum Hofe hinaus.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Schnitter.

Der Waizen, das Korn und die Gerſte blinkt,
Dem Schnitter die goldene Erndte winkt;
Er eilet mit Sichel und Senſe herbei,
Juchhei! Juchhei! Heididelдumdei!
Juchhei!

Er bindet die Garben mit fleißiger Hand,
Nicht achtend der Sonne verſengenden Brand,
Und ladet ſie auf mit Jubelgeſchrei.
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Verſtohlen lächelt mit zärtlicher Glut
Die Schnitterinn unter dem Sonnenhut,
Er küßt ihr die Wange ſo lieb und treu.
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Und Beide winden den Erndtekranz,
Und rüſten ſich fröhlich zum ländlichen Tanz;
Es tönen die Geigen, es klingt die Schalmey:
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Jäger.

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn,
Trarah!
Und wandelte ſtill durch Dickicht und Dorn;
Trarah!
Er ſchoß nicht Haſen noch Hühner noch Reh,
Denn ach! im Herzen war's ihm gar weh,
Trarah, Trarah, Trarah!
Seitdem er das Mägdelein ſah.

Des Jägers verlockender Hörnerklang,
Trarah!
Ihr tief daheim in die Seele drang.
Trarah!
Sie hüpft hinaus wo das Hüfthorn ſchallt,
Hinaus, hinaus in den grünen Wald.
Trarah, Trarah, Trarah!
O Jäger, dein Liebchen iſt da!

Er drückt das Händchen ſo weich und zart,
Trarah!
Er küßt ihr die Lippe nach Jägers Art.
Trarah!
Und wollteſt du wohl die Jägerinn ſeyn,
Du roſenrothes Herzliebchen mein?
Trarah, Trarah, Trarah!
Das Mägdlein liſpelte, ja!

Die Locke pranget im grünen Kranz,
Trarah!
Die Hörner laden zum Hochzeittanz,
Trarah!
Und ſelig liegt und liebewarm
Die Jägerinn drauf in des Jägers Arm;
Trarah, Trarah, Trarah!
Weiß nicht wie ihr geſchah.

Jägers Brauch.

Die Büchſe knallt,
Das Hüfthorn ſchallt,
Piffpaff! trarah!
Der Jäger jaget im grünen Wald.
Piffpaff! trarah!
Auch uns lockt manches Reh herbei,
Doch ſchießen wir nicht mit Pulver und Blei,
Piffpaff! trarah!
Juchheiſa ſaſa!
Trarah!

Dem Hörnerklang,
Dem Vogelſang
Tiriti! trarah!
Lauſcht Jägers Ohr den Buſch entlang.
Tiriti! trarah!
Wer frägt noch, ob die Lerche ſingt,
Wo laut ein ſchäumender Becher klingt?
Klingling! trarah!
Juchheiſa, ſaſa!
Trarah!

Der grüne Geſell,
Ihn dürſtet ſchnell:
Gluckgluck! trarah!
Da bückt er ſich nieder zum klaren Quell.
Gluckgluck! trarah!
Ey, ey! wer möchte ſo thöricht ſeyn!
Wir trinken lieber vom goldnen Wein.
Schenkt ein! trarah!
Juchheiſa, ſaſa!
Trarah!

Sieht er im Hain
Ein Mägdelein:
Juchhei! trarah!
So küßt er bei Sonnen- und Mondenſchein.
Juchhei! trarah!
Ihr lieblichen Schönen! das thun wir auch;
Da folgen wir alle des Jägers Brauch.
Juchhei! trarah!
Juchheiſa! ſaſa!
Trarah!

Freude.

Was perlet im Glaſe? was ſchäumet im Becher?
Was hebet die Pulſe, ihr fröhlichen Zecher?
Sagt, iſt es allein
Der goldene Wein?
Nein, nein! nein, nein!
Wir fühlen der Freude beſeelenden Strahl,
Der glüht in den Adern und perlt im Pokal.

Was tönet, begleitet vom rauſchenden Klange,
Hinab zu den Herzen, im frohen Geſange?
Ihr meint wohl allein
Trompeten, Schalmei'n?
Nein, nein! nein, nein!
In Tönen bezaubert die Freude das Ohr,
Und hebet die Herzen zum Himmel empor.

Was klopfet im Buſen der lieblichen Dirne?
Was blitzt ihr im Auge, was thront auf der Stirne?
Wie? wär' es allein
Ein feſtlicher Schein?
Nein, nein! nein, nein!
Die Freude, die liebende, färbt ihr den Mund,
Und machet im Strahle des Auges ſich kund.

Wer ſchlingt bei dem leichten, dem ſchwebenden Tanze
Die ſchnellen Sekunden zu köſtlichem Kranze?
Vielleicht nur allein
Die wogenden Reih'n?
Nein, nein! nein, nein!
Der Odem der Freude, der himmliſche, weht
Auch da, wo ein wirbelnder Reigen ſich dreht.

So laſſet uns, Brüder! im Fluge, im raſchen,
Die Freude, die Tochter des Himmels, erhaſchen!
Sie ladet uns ein,
Uns heute zu freun:
Schlagt ein! ſchlagt ein!
Und webet aus Reben, mit liebender Hand,
Aus Liedern und Tänzen ein heiteres Band!

Der Trinker.

Der Arzt hat mir verboten
vinum,
Den weißen wie den rothen
bonum.
Man gönnt nur ſolche Gabe
sibi:
Drum ſang ich ſchon als Knabe:
bibi, bibi, bibi!

Mir reichten tauſend Quellen
aquam;
Doch ſchlürft' ich ſelbſt vom hellen
nunquam.
Für Wein nur will ich danken
tibi;
So oft die Brüder tranken,
bibi, bibi, bibi.

Bisweilen, wenn ich fröhne
Bacchum,
Nippt eine muntre Schöne
mecum,
Den Körper vor Gefahren
morbi
Mir kräftig zu bewahren:
bibi, bibi, bibi.

Verſucht' einmal zu ſingen
carmen.
Konnt' aber nicht erringen
nomen.
Daß ſich ein Kranz mir wände
Phöbi,
Und ſchnell den Reim ich fände:
bibi, bibi, bibi.

Ich lebe froh und munter,
bibo,
Und ſoll ich einſt hinunter,
ibo,
Zu Tantalus Verzagen
ibi,
Werd' ich dann lachend ſagen:
bibi, bibi, bibi!

Anmerk. Komponiſten haben die lateiniſchen Worte nicht trochäiſch, ſondern jambiſch zu nehmen.

Der Verf.

Sylveſterlied.

Mit ernſtem Glockenſchlage
Ertönet der Moment,
Der auf der Zeiten Wage
Den Raum der Jahre trennt.
Uns bebt im Herzen wieder
Der feierliche Klang:
Begrüßt ihn, liebe Brüder,
Begrüßt ihn mit Geſang!

Chor.

Im Herzen bebet wieder
Der ernſte Glockenklang,
Wir grüßen ihn, ihr Brüder!
Mit feſtlichem Geſang.

Wem Freundſchaft oder Liebe
Auf dieſer Erde lacht,
Dem wird es nimmer trübe
In dunkler Mitternacht.
So laßt uns Freundſchaft halten
Auch in dem neuen Jahr,
Und liebe, wer im alten
Durch Liebe ſelig war!

Chor.

Wir wollen Freundſchaft halten
Auch in dem neuen Jahr,
Und liebe, wer im alten
Durch Liebe ſelig war!

Zwar trübt oft unſre Wonne
Der Thräne bittrer Quell,
Und leider ſchien die Sonne
Nicht alle Tage hell:
Doch Brüder, frohen Muthes,
Wenn ihr der Thränen denkt!
Der Himmel hat auch Gutes
Und Schönes uns geſchenkt.

Chor.

Ja Brüder, frohen Muthes!
Er, der die Sonne lenkt,
Hat Schönes auch und Gutes
Mit Vaterhuld geſchenkt.

Begrüßet, traut verbunden,
Im Kreiſe holder Frau'n,
Des Jahres erſte Stunden
Mit fröhlichem Vertrau'n!

Und feſter, immer feſter,
Zu inniger'm Verein,
Soll immerdar Sylveſter
Von uns gefeiert ſeyn!

Chor.

Ja feſter, immer feſter,
Zu inniger'm Verein,
Soll immerdar Sylveſter
Von uns gefeiert ſeyn!

Der Polterabend.

Erſte Schweſter.

Unſre Schweſter geht nun fort,
Fort aus unſerm Kreis.
Bräutchen! im Vertraun ein Wort:
Wird das Herzchen heiß?
Willſt du denn nicht länger weilen?

Die Braut.

Eilen.

Zweite Schweſter.

Eilen hat ſchon oft gereut:
Bleibe doch noch da!
Alles was ein Mädchen freut,
Alles haſt du ja;
Möchte wiſſen was dich triebe?

Die Braut.

Liebe.

Beide Schweſtern.

Lieb' iſt alſo, was dich zieht?
Das iſt freilich hart.
Wenn die Lieb' im Buſen glüht,
Wird nicht Zeit geſpart,
Sich dem Bräut'gam zu ergeben.

Die Braut.

Eben!

Der Vater.

Kinder, laßt das Mädel gehn,
Wißt erſt, wie es thut!
So was kann euch auch geſchehn,
Habt ihr Fleiſch und Blut.
Wünſcht ihr nicht auch zu gefallen?

Die Braut.

Allen.

Die Freunde.

Necken ſie dich, ſüße Braut,
Gieb den Spott zurück!
Biſt du morgen erſt getraut,
Lächelt dir dein Glück;
Ja, man ſucht dir nachzuahmen.

Alle.

Amen!

Brautgeſang.

Kennt ihr den Jüngling, der entzückt,
Tralla!
Der Nachbarinn die Hände drückt,
Tralla!
Und leiſe flüſtert: ſüßes Lamm!
Iſt es vielleicht der Bräutigam?
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Es iſt der Bräutigam.

Und die dort an der Seit' ihm ſitzt,
Tralla!
Aus deren Auge Liebe blitzt;
Tralla!
Die ſanft erröthend niederſchaut,
Das iſt wohl ſeine holde Braut?
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Es iſt die holde Braut.

Woher der Wange Fieberglut?
Tralla!

Warum erbebt das junge Blut!
Tralla!
Warum verfärbt ſich ihr Geſicht?
Sie weiß es wohl, doch ſagt ſie's nicht;
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Nein, nein! ſie ſagt es nicht.

Ob auch die blöde Lippe ſchweigt:
Tralla!
Seht, wie der Buſen ſinkt und ſteigt!
Tralla!
Er ahnet klopfend ſchon die Luſt,
Zu ruh'n an des Geliebten Bruſt;
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Zu ruh'n an ſeiner Bruſt.

Wir drücken ſchon ein Auge zu,
Tralla!
Wir wünſchen ihnen ſüße Ruh,
Tralla!
Und rufen zum Pokale laut:
Es lebe Bräutigam und Braut!
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Ja, Bräutigam und Braut!

Trinklied.

Auf! getrunken!
Denn bei goldnem Wein
Schlummern alle Sorgen ein,
Und es ſprühen Himmelsfunken.
Auf! getrunken!

Leid und Klage,
Euch entbehr' ich gern!
Bleibet ewig von mir fern!
Trübt mir nicht die heitern Tage,
Leid und Klage!

Einmal ſterben
Muß ich mit der Zeit:
Meines Lebens Heiterkeit
Sollt' ich grämelnd mir verderben
Vor dem Sterben?

Nein, getrunken!
Denn bei goldnem Wein
Schlummern alle Sorgen ein,
Und es ſprühen Himmelsfunken.
Auf! getrunken!

Rundgeſang beim Weine.

Trink' ich Wein:
So ergreift mich Himmelsfeuer,
Und es tönen meiner Leyer
Melodein.

Trink' ich Wein:
Werf' ich ſorglos meine Grillen
In das Meer, wo Stürme brüllen,
Tief hinein.

Trink' ich Wein:
Wandl' ich zwiſchen ſanften Bächen,
Frühlingsblumen mir zu brechen,
In dem Hain.

Trink' ich Wein:
Preiſ' ich, fern von Leid und Klage,
Meiner goldnen Lebenstage
Sonnenſchein.

Trink' ich Wein:
Bin ich unter ſchönen Kindern,
Die den Liebesſchmerz mir lindern,
Gern allein.

Trink' ich Wein:
Iſt's, als ob mir aus der Tiefe
Des Pokals die Freude riefe,
Froh zu ſeyn.

Trink' ich Wein:
Bin ich König. Menſchlich Wiſſen
Lehret, daß wir ſcheiden müſſen:
Schenkt mir ein!

Vaterunſer.

Vater unſer im Himmel! der du die Erd' und die Sonne,
Mond und Sterne gebaut, geheiliget werde dein Name!
Zu uns komme dein Reich, das Reich der Lieb' und der Wahrheit!
Und dein Wille geſcheh' auf Erden ſo wie in dem Himmel!
Gieb uns tägliches Brod, und was wir Schwache verſchuldet,
Vater, vergieb uns gnädig, wie wir den Schuldnern vergeben!
Sende zum Guten die Kraft, und führ' uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlöſ' uns, o Herr, vom Ungemach und vom Uebel!
Denn dein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, dein nur,
Der du die Welten regierſt, o Vater, in Ewigkeit. Amen!

Ruhm und Liebe.

Es flimmern Sterne durch die trübe Nacht
Auf tauſend Zelte hin mit bleichem Glanze;
Ein junger Krieger hält im Nebel Wacht,
Und ſingt, den Arm geſtützt auf ſeine Lanze:
Fliegt, Lüftchen, flieget heimathwärts,
Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;
Sagt ihr, es klopfe mir das Herz
Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Der Lagerfeuer blutigrother Schein
Weckt ſeinen Muth zum nahen Waffentanze;
Ihm glüht die Wang' und, einſam und allein,
Singt er, geſtützt auf's Eiſen ſeiner Lanze:
Fliegt, Lüftchen, flieget heimathwärts,
Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;
Sagt ihr, es klopfe mir das Herz
Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Zum Kampfe ruft das heitre Morgenroth,
Und Tauſend ringen nach dem Lorbeerkranze.
Im Arm des Sieges lauert oft der Tod,
Und fallen kann ich neben meiner Lanze:
Doch grüßt, ihr Lüftchen, grüßt ſie auch,
Wenn ich auf blut'gem Schlachtfeld bliebe,
Und ſaget: bis zum letzten Hauch
Schlug ſeine Bruſt für Ruhm und Liebe!

Wolfgang Adolph Gerle,

als Pſeudonym Konrad Spät, genannt Frühauf, ward 1758 zu Prag geboren, war früher Buchhändler und wurde ſpäter Profeſſor der Geſchichte am dortigen Conſervatorium.

Er gab heraus:

Hiſtoriſcher Bilderſaal aus der Vorzeit Böhmens. 3 Bdchen. Prag 1824.
Neue Erzählungen. Prag 1826.
Guckkaſten-Bilder. 2 Bdchen. Brünn 1824.
Korallen. Prag 1807. N. A. 1811.
Die Liebesharfe. Wien 1825. 2 Bdchen
Novellen, Erzählungen und Mährchen. 2 Bde. Leipzig 1821.
Der kleine Phantaſus. 2 Thle. Leipzig 1822.
Romantiſcher Ritterſaal. 1r Bd. Brünn 1824.
Schattenriſſe und Mondnachtsbilder. 3 Bdchen. Leipzig 1824.
Schelmuffsky's ſeltſame Abentheuer. Berlin 1821.
Volksmährchen der Böhmen. 2 Bde. Prag 1819.

Einzelne Erzählungen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

G. hat beſonders mit Geſchick und Wärme die Volksſagen ſeines Landes behandelt, wie er ſich überhaupt als Erzähler durch eine angenehme, gewandte, ſtets dem bearbeiteten Gegenſtande angemeſſene Darſtellung, vielſeitige Anerkennung zu gewinnen verſtand.

Holzſchnitte *)

aus alten Chroniken.

1.

Biſchoff Adalbert und Kochan von Wrſſowec.

Zu Ende des zehnten Jahrhunderts geſchah es, daß die Gemahlin eines Ritters aus dem Geſchlechte der Wrſſowec in Liebe für einen jungen Prieſter entbrannte, und da dieſer ob der ſchönen Frau ſeine heiligen Gelübde vergaß, ſo entſpann ſich zwiſchen beiden ein ſündhaftes Verſtändniß, bis endlich der Ritter die Untreue ſeines Weibes inne wurde, und ihr blutige Rache ſchwur; aber ſie entfloh, und während ihr Gatte die Erſten und Anſehnlichſten ſeines Stammes verſammelte und ihnen die Schmach kund that, welche ihrem Hauſe zugefügt worden, worüber ſie alſo in Zorn geriethen, daß ſie den Tod des Weibes foderten, ſo ſie entehret, begab ſich die treuloſe Frau in die Kirche des heiligen Georg, und warf ſich zu den Füßen des frommen Biſchoff Adalbert, indem ſie, mit bittern Zähren der Angſt und Reue ihre Sünden bekennend, zugleich ſein Mitleid anflehte.

Adalbert, die ganze Heiligkeit des Ortes erkennend, wo die Strafbare um ſeinen Schutz bat, gewährte ihr ſelben, und als die Glieder des beleidigten Stammes, Kochan von Wrſſowec an ihrer Spitze, vor den Kloſtermauern erſchienen, um die Auslieferung der Verbrecherin zu fodern, weigerte ſich Adalbert nicht nur, ihr Begehren zu erfüllen, ſondern, ſein Leben an den Schutz der Unglücklichen ſetzend, trat er mitten unter die Bewaffneten und ſprach:

„So ihr mich ſuchet: hier ſtehe ich mitten unter euch.“

Kochan ſchüttelte das Haupt und entgegnete ſpottend:

„Du hoffeſt umſonſt auf die Martyrkrone und den Tod eines chriſtlichen Helden, welcher die Rache aller Chriſten auf uns laden würde; aber wenn du die Buhlerinn noch ferner gegen unſre gerechte Rache ſchützen willſt, ſo wiſſe, daß deine Brüder in unſern Händen ſind, und wir wollen unſre Wuth an ihren Weibern und Kindern kühlen, und ihre Güter in Beſchlag nehmen.“

Der Biſchoff fühlte den Hohn und die Drohung dieſer ſchmachvollen Rede; gleichwohl war er feſt entſchloſſen, eher Alles zu dulden, als die Unglückſelige dem blinden Grimm ihrer Verwandten Preis zu geben; aber dieſe hatten Mittel gefunden, durch eine kleine Seitenpforte, die ſie ſprengten, in die Kirche einzudringen, und ohne die Heiligkeit des Ortes zu achten, riſſen ſie das zitternde Weib vom Hochaltare, wohin ſie in ihrer großen Angſt flüchtete, um ſie der Rache ihres beleidigten Gemahls zu übergeben; doch dieſer meinte, ſich mit dem Blute der Strafbaren zu entehren und rief einen der gemeinſten Knechte herzu, welcher ihr das Haupt abſchlagen mußte.

Empört über dieſe Entweihung des heiligen Ortes that Adalbert die grauſamen Wrſſowece in Bann; aber dieſe achteten deſſen wenig, und in dem wilden Sturm der damaligen Zeit blieb die ganze Gewaltthat unbeſtraft.

2.

Herzog Jaromir und der treue Knecht.

In den erſten Jahren des eilften Jahrhunderts beſtieg Jaromir den böhmiſchen Fürſtenthron faſt noch als Jüngling, zwar voll Eifer für das Wöhl des Vaterlandes, aber ohne Erfahrung, außerhalb Böhmen erzogen, dem Volke unbekannt und zudem von dem mächtigen Geſchlecht der Wrſſowec gehaßt, deſſen Oberhaupt, Kochan, ſelbſt nach dem Herzogshut trachtete.

Um Jaromir mit einemmale zu verderben, lud ihn Kochan eines Tages zur Jagd, und der argloſe Herzog erſchien, nur von zwei Knechten geleitet, deren einen die Wrſſowecen gewonnen und gedungen hatten, ſeinen Herrn den Mördern in die Hände zu führen. Als er ſich nun im dichten Forſte befand, fielen die Verſchwornen über den Herzog her, riſſen den Ueberraſchten vom Pferde, zogen ihn nackt aus, und ſtreckten den Unglücklichen, an Pfähle gebunden, auf die Erde, worauf ſie ein Wettrennen anſtellten, und ohne ſeines Rufens, Bittens und Flehens um Schonung oder den Tod, zu achten, mit ihren Roſſen über ihn hin und her ſprengten. Hrziwetz, Jaromir's verrätheriſcher Knecht, nahm Theil an dieſer Peinigung, während Hovora, des Herzogs zweiter Begleiter, Mittel fand, den Mördern zu entrinnen, und Hülfe für ſeinen Herrn aufzubieten. Mittlerweile hatte die Herzoginn einen weiſſagenden Traum gehabt, in welchem ihr der heilige Johannes die Gefahr ihres Gemahls gezeigt, und ihr befohlen hatte, demſelben fünfzig Knechte zum Beiſtand zu ſenden; der treue Hovora begegnete dieſen; da ſie aber keine Pferde hatten, ſo beſchwor er die Schaar, zur Rettung ihres Herrn zu eilen, und, ſo ſie ihn aus dem Auge verlören, nur dem Schalle ſeines Jagdhorns zu folgen.

Als Hovora an den Ort zurückkam, wo er den Fürſten verlaſſen hatte, zeigte ſich ſeinen erſtaunten Blicken ein gar wunderſames Schauſpiel: Die grauſamen Wrſſowecen waren des Wettrennens über Jaromir's zerfleiſchten Leib endlich müde geworden, und banden den Herzog an einen Baum, worauf ſie ſich im Pfeilſchießen nach ſo edlem Ziel übten; aber Hovora ſah nur die boshaften Schützen, welche Pfeil auf Pfeil nach der hohen Eiche ſandten; vor dem Fürſten ſchwebte, gleichſam in den Lüften befeſtigt, ein purpurrother Mantel, der alle Pfeile auffing, und welchen jene gar nicht zu bemerken ſchienen.

Bald gewahrte einer der Blutgierigen den Hovora, und ſchnell ließen alle von ihrem Pfeilſchießen ab, fingen ihn, und verurtheilten den ungebetenen Zeugen ihres frevelhaften Beginnens, alſogleich an den nächſten Baumſtamm aufgehangen zu werden; dem falſchen Knecht, der den Herzog mit ihm begleitet, und liſtig in die Gefahr verlockt, trugen ſie die Vollziehung des Spruchs an ſeinem Freunde und Gevatter auf; aber Hovora erbat ſich nur die einzige Gunſt, vor ſeinem Tode noch drei Stückchen auf ſeinem Jagdhorn blaſen zu dürfen, welches Inſtrument in dieſem Leben ſeine größte Freude geweſen und ihm alſo auch in ein andres das Geleite geben ſolle. Dieſe Bitte ward gewährt, doch ſpottete man des thörichten Begehrens. — Als Hovora das erſtemal ins Horn ſtieß, legte ihm Hrziwetz den Strang von Baſt um den Hals, und wie er das zweitemal geblaſen, ward es ihm ſchier bang, denn er fürchtete, die wackern Knechte der Herzoginn möchten des Weges verfehlt haben, oder noch zu fern ſeyn, um den Schall ſeines Hornes zu vernehmen, und er empfahl ſein Weib und ſeine unerzognen Kinder dem unbarmherzigen Gevatter, der ihm den Tod zu geben bereit war. Gern hätte Hovora noch länger gezögert, aber die Wrſſowecen, welche es nicht erwarten konnten, wieder zu ihrem Pfeilſchießen zurückzukehren, trieben ihn zur Eile an, worauf er zum drittenmal aus allen Kräften ins Horn ſtieß, und ſeine Seele Gott anheim zu geben vorbereitet war. — Hrziwetz ſtand ſchon auf dem Baume,

---

*) Aus W. A. Gerle's Novellen, Erzählungen u. Mährchen. 2ter. Band. Leipzig 1821.

um den Gevatter hinauf zu ziehen, als plötzlich die fünfzig treuen Knechte aus dem Dickicht brachen und die Wrſſowecen ſammt ihrem Anhang, deren Zahl weit geringer war, in die Flucht ſchlugen. Hrziwetz fiel in der Angſt von der Eiche herunter und ward an Hovora's Strick gehangen. Als aber die Knechte ſich dem purpurrothen Mantel nahten, der in der Luft ſchwebend vor dem Herzog ausgeſpannt war und ſeinen fürſtlichen Leib vor den ſpitzigen Pfeilen bewahrt hatte, hob ſich dieſer gen Himmel, und auf einer Wolke mit Morgengold geſäumt, erſchien der heilige Taufzeuge Johannes, zum Thron des höchſten Herrſchers empor ſchwebend.

Die treuen Knechte labten den erſchöpften Jaromir und führten ihn in ſeine Hauptſtadt, wo er unter der Pflege ſeiner treuen Gemahlinn bald wieder genas, und keine heiligere Sorge kannte, als die Belohnung ſeines Retters. Hovora ward dem höchſten Adel gleichgeſtellt, zum Landjägermeiſter ernannt, und außer andern Gütern mit dem Hot Stabno und dem Schloß Krokowetz belehnt, welches die Böhmen ihrem Richter Krokus zum Wohnplatz erbaut und ihm deſſen Namen gegeben hatten.

3.

Die Tartarenſchlacht.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beſchloß der Chan der Tartaren, das ganze Abendland ſeinem Zepter zu unterwerfen, und zog an der Spitze von 600,000 Kriegern aus ſeinem Lande, ſich über Europa, gleich einem furchtbaren Strome, ergießend, als wollte er die Länder nicht erobern, ſondern vernichten; Mordbrand, Raub und Nothzucht gingen ihm zur Seite, und während die Tartaren Männern und Greiſen das Haupt vom Rumpfe hieben und die Kinder als Siegeszeichen auf ihren Spießen herumtrugen, entehrten ſie die Frauen und Jungfrauen, noch bevor ſie ſelbe durch den Tod wieder mit den Ihrigen vereinten; ſie foderten eben ſo wenig Schonung, wo ſie beſiegt wurden, als ſie ſelbe ertheilten, und die Häupter der Erſchlagenen hingen ſie als Trophäen an ihren Roſſen auf, und manche (doch nicht die verläſſigſten) Schriftſteller behaupten ſogar, daß ſie ihre Gefangenen gefreſſen haben (!?!). Städte und Dörfer loderten hinter dem Rücken der wilden Sieger, wenn ſie auf ihren ſchnellen Roſſen dahin flogen, einen neuen unwiderſtehlichen Angriff zu unternehmen, und — wie die Hiſtoriker ſich poetiſch genug ausdrücken — das Tageslicht mit ihren Pfeilen und Wurfſpießen zu verdunkeln.

Die Ruſſen und Polen waren überwunden, als Battus, der Tartaren Chan und Enkel des berühmten Gengis-Chan, ſeine Krieger in zwei Heere theilte, ſelbſt an der Spitze des einen nach Ungarn zog, und mit dem andern ſeinen Feldherrn Peta ausſandte, die Verheerung nach Schleſien, Mähren und Böhmen zu tragen; dieſer überwand bei Liegnitz die ſchleſiſchen Fürſten und die Ritter des teutſchen Ordens. Herzog Heinrich der Fromme fiel als ein Opfer der Tartarenwuth, und Peta zog ſiegreich gegen Mähren.

Als Wenzel I. die Näherung dieſes barbariſchen Heeres erfuhr, gerieth er in große Sorge und traf alle Anſtalten, ihrer Wuth Grenzen zu ſetzen. Verhaue in Böhmens Wäldern waren beſtimmt, der Reiterei — worin die Hauptmacht der Tartaren beſtand — unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg zu legen; Prag und mehrere Städte wurden befeſtigt, das ganze Volk, und ſelbſt Geiſtliche, beſchäftigten ſich mit den Arbeiten, welche dazu nöthig waren. König Wenzel ſandte zwei Heere, ein zahlreiches unter dem Befehle Jaroslaws von Sternberg nach Mähren und das ſchwächere unter Wilim von Skala gegen Glatz.

Jaroslaw hatte ungefähr 12,000 Streitern zu gebieten, und da er es mit dieſer geringen Zahl nicht wagen konnte, ſich in offnen Kampf mit dem zahlloſen Tartarenheer einzulaſſen, warf er ſich — darauf rechnend, daß den rohen Gegnern die Kunſt, feſte Plätze zu belagern, noch fremd ſeyn werde — in die Burg von Ollmütz.

Die Tartaren umringten die Veſte, verheerten die Gegend und foderten die böhmiſchen Krieger zum Kampfe heraus, die ruhig harrten, bis die Feinde anfingen, ſie als einen Trupp feiger Krieger anzuſehen, und ſich dem ſorgloſeſten Uebermuthe eines ſchwelgeriſchen Lebens überließen, meinend, von ihren chriſtlichen Gegnern ſey gar kein Angriff zu beſorgen, während Jaroslaw mit Mühe die Kriegswuth der Seinigen im Zaum hielt; endlich im Dunkel einer Nacht that er ihnen die langerſehnte Erklärung, daß die Stunde des Kampfes gekommen ſey, feuerte ihren Muth durch eine kräftige Rede an, und wagte dann einen Ausfall, der zum Ruhm der chriſtlichen Waffen ausſchlug; ſie überfielen mit gellendem Kriegsgeſchrei die Schlafenden, welche mit Schwert und Tod erweckt wurden. Peta fuhr aus dem Schlafe empor, warf ſich auf ſein Roß und ſtürzte ins dichteſte Gewühl der Schlacht. — Jaroslaw und der Tartarenfeldherr trafen zuſammen, und des erſteren Lanze durchbohrte ſeinen Gegner. Als die Tartaren Peta's Fall ſahen, erhoben ſie ein Angſtgeſchrei und flohen bald darauf. Der böhmiſche Heereshaufen wollte den Beſiegten folgen; aber ihr Feldherr hielt ſie davon ſorgfältig ab, denn er erkannte die Gefahr, einen noch im Fliehen ſo furchtbaren Feind aufs Aeußerſte zu treiben, und weiſe begnügte er ſich, ihn vom Vaterlande abgewehrt und in die Flucht geſchlagen zu haben. Die Tartaren nahmen Ungarn in Beſitz, fielen ſpäter ſelbſt in Oeſterreich ein, doch griffen ſie Böhmen nie wieder an.

König Wenzel überhäufte den Sieger mit Beweiſen ſeines Dankes und ſchenkte ihm das Schlachtfeld als ewigen Zeugen ſeines Ruhmes, wo Jaroslaw ſodann das Schloß Sternberg erbaute.

4.

Karl IV. zu Oppatowic.

Im eilften Jahrhundert wurde das Kloſter Oppatowic (in der Gegend von Pardubic) erbaut, reichlich ausgeſtattet und von Wratislaw I. zu einer Abtei erhoben; ſchon unter der Regierung König Johanns und ſeines ruhmvollen Sohnes glänzte es als eines der reichſten Stifter des Landes, von welchem man Karl IV. erzählte, es ſey daſelbſt ein ungeheurer Schatz an Gold und Kleinodien verborgen. Um die Wahrheit dieſes Berichtes zu erforſchen, ritt der Monarch, nur von zwei Hofleuten begleitet, nach dem Kloſter, gab ſich dem Abt zu erkennen, und ſprach:

„Man hat mir die Kunde gebracht, daß in eurem Kloſter ein großer Schatz ſich befinde, und wenn ſolches wahr iſt, habe ich das Zutrauen zu Euch, Ihr werdet Eurem Fürſten ſelben entdecken. Ich gebe Euch mein Kaiſerwort darauf, daß nicht das Geringſte davon entfremdet werden ſolle."

Der Abt erbat ſich vom Kaiſer einen kurzen Urlaub, bevor er dieſe Frage beantwortete, und nach einer Weile kam er in Begleitung zweier Ordensbrüder zurück, und verſetzte:

„Ja, Euer Majeſtät! wir beſitzen einen Schatz; doch von allen unſern Mitbrüdern wiſſen nur wir drei von demſelben, und erſt wenn einer von dieſer Zahl abſtirbt, wird wieder der älteſte von den übrigen in unſer Geheimniß eingeweiht, der jedoch den ſchwerſten Eid ablegen muß, ſelbes aufs Heiligſte zu bewahren."

Der Kaiſer that den frommen Vätern den Vorſchlag, ihn zum vierten Bewahrer des Myſteriums aufzunehmen, und erbot ſich zum Eide. — Nach einigem Bedenken ließen die Prieſter dem Monarchen die Wahl, entweder den Schatz zu ſehen, ohne zu erfahren, wo er liege, oder ſeinen Aufenthaltsort zu wiſſen, ohne ihn zu ſehen, weil ſie nach ihrem Schwur keinem vierten das Geheimniß in ſeinem ganzen Umfange mittheilen dürften. Karl wählte das erſtere und wurde mit verbundenen Augen durch unterirdiſche Gänge in ein Gewölbe geführt, welches ſich in drei Hallen theilte. Der Kaiſer ſah beim Scheine der Fackeln in der erſten große Maſſen von gegoſſenem Silber, in der zweiten einen ungeheuren Schatz an Goldſtangen, und in der dritten eine zahlloſe Menge der koſtbarſten Kirchengeräthe, Kreuze, Kelche, Monſtranzen u. ſ. w., reich mit den edelſten Steinen beſetzt. Alles dieſes bewunderte der Monarch ohne ein Wort zu ſprechen, und der Abt begann:

„Euer Majeſtät! dieſer Schatz iſt für Sie und Ihre Nachkommen geſpart — er iſt Ihr Eigenthum — nehmen Sie davon ſo viel Ihnen beliebt."

Aber der gottesfürchtige Kaiſer entgegnete:

„Mit nichten; — Nimmer werde ich das Kirchengut antaſten."

Zum Andenken dieſes Beſuches bot der Abt ſeinem erlauchten Gaſte einen koſtbaren Demantring dar; dieſer ſchwur dem Geber, daß ſein Geſchenk nie von ſeinem Finger kommen ſollte, und wurde ſodann abermals mit verhülltem Haupte aus den unterirdiſchen Gewölben geleitet.

Karl IV. bewahrte das Geheimniß des Schatzes zu Oppawic wohl, und erſt auf ſeinem Todtenbette ſprach er davon mit einigen ſeiner Getreueſten; doch kam es ſodann zur Kenntniß Mehrerer, und ein mächtiger Raubritter, Johann von Herzmanninſtec verband ſich mit einem ſeiner Genoſſen, um den Schatz fortzutragen; ſie kamen unter dem Anſchein eines freundlichen Beſuches zum Abt und wurden gaſtlich empfangen; aber allmählig mehrten ſich ihre Knappen im Hofe, und ſobald ihre Anzahl hinlänglich ſchien, die argloſen Kloſterbewohner zu bezwingen, zeigten ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt und foderten unter den fürchterlichſten Drohungen von dem Abte die Auslieferung des Schatzes.

Der ehrwürdige Greis widerſtand dem Wüthen der Raubritter und ſelbſt den Martern, wodurch ſie ihn zum Geſtändniß zwingen wollten, ſtandhaft, und als ſie endlich einſahen, daß ihr Toben fruchtlos und entweder kein Schatz vorhanden, oder der Abt unbeſiegbar ſey, beraubten ſie das Kloſter, ſchwelgten zwei Wochen in beſtändigen Feſten, wozu ſie die benachbarte Ritterſchaft einluden, und zogen dann, noch mit großer Beute beladen, von dannen.

König **Wenzel** lud die Raubritter zu wiederholten Malen vor ſein Gericht; aber ſie blieben aus, und in den Unruhen jener Zeit blieb ihr Frevel ganz unbeſtraft.

Nach dem Abzuge der Ritter ſammelten ſich die Kloſtergeiſtlichen wieder und dungen Waffenknechte zu ihrem Schutz; aber im Verlauf des Huſſitenkrieges wurde das Kloſter abermals beraubt und von Grund aus zerſtört, ſo daß auch nicht eine Spur mehr von dieſem weitläuftigen Gebäude zu ſehen iſt.

5.

Eine böhmiſche Kriegsliſt.

Am 28. Mai 1422 kamen die Prager vor das Schloß **Karlſtein** gerückt, und huben an, es zu umlagern. Auf dem Pfaffenberge, welcher gegen Mitternacht liegt, lagerten ſich ihrer ſechstauſend und hatten bei ſich eine große Büchſe, die Jaromirzer genannt, und eine zweite, ſo die Richlitzer hieß, und vierzehn Doppelhaken und die Altſtädter Schleuder. Auf dem andern Berge, über dem Haknower Thale gegen Aufgang, lagerten ſich wieder ſechstauſend; dieſe hatten eine große Büchſe, die Prager genannt, zwölf Doppelhaken und die zweite Altſtädter Schleuder. Am dritten Berge, gegen Mittag, dem großen Saale gegenüber, lagerten ſich abermals ſechstauſend, und hatten eine Kanone, Howorka mit Namen, zwölf Doppelhaken und die neue Neuſtädter Schleuder. Am vierten Berge, Jaworka, gegen Sonnenuntergang, lagerten ſich ebenfalls ſechstauſend; ihre Kanone hieß Trubacza, und ſie hatten acht Doppelhaken und zwei Schleudern, eine Neuſtädter und eine von Schlan.

Den erſten und zweiten Tag verſchanzten ſich die Belagerer; aber am dritten fingen ſie an, die Veſte gar grauſam zu beſchießen, weiches zwiſchen den Bergen gewaltig wiederhallte; doch die auf dem Schloſſe wehrten ſich tapfer, thaten oft Ausfälle, und kehrten, nachdem ſie viele Feinde getödtet, wieder dahin zurück, um durch ihr Geſchütz den Schaden noch zu vergrößern. Dagegen bedrängten die Prager das Schloß mit vielem Schießen, und wurden beſonders viel Ziegel und Schiefer vom Dache zertrümmert; ſie ließen die herrlichen ſteinernen Säulen, welche bereits zu Prag in der Kirche **Maria-Schnee** geſtanden, wieder von dort wegnehmen und nach Karlſtein nehmen, weil ſich dieſer Stein leichtlich bearbeiten und zerſchlagen ließ, und dieſe zerbrochenen Steine ſchleuderten ſie, gleich Kugeln, in die Veſte hinein; aber die Belagerten hatten auf alle Böden des Schloſſes viel aus Stäben geflochtene Horden und Büſchel von Eichenholz legen laſſen, welche ſie mit dürren Ochſenhäuten bedeckten, ſo daß die Feinde mit ihren Schleudern weder ein Gewölbe durchſchlagen, noch ſonſt dem Gemäuer einen großen Schaden zufügen konnten, obſchon ſie ſehr fleißig ſchoſſen, denn aus der Prager Kanone ward täglich ſechsmal, aus der Richlitzer zwölfmal, und aus den übrigen wohl hundertmal losgefeuert; auch warfen ſie allerhand Aas und Unrath, den ſie aus Prag in Fäſſern herbeigeführt, in das Schloß hinein, damit die Belagerten durch den böſen Geſtank erkranken möchten; aber dieſe hatten viel ungelöſchten Kalk und Hüttenrauch, womit ſie das unreine Weſen beſtreuten; doch ſind von dem unleidlichen Geſtank vielen die Zähne ausgefallen und andern loſe geworden, bis ſie zur Sommerszeit auf vierzehn Tage Waffenſtillſtand machten, und ſich aus den Prager Apotheken Arzneien holten, ihre Zähne wieder feſt zu machen.

Als der Waffenſtillſtand zu Ende gegangen war, ſchoſſen die Feinde wieder gewaltig nach dem Schloſſe, und verſuchten ſolches mit ſtürmender Hand einzunehmen; aber die Belagerten wehrten ſich ritterlich, und als ſie eines Tages einen Prager Bürger gefangen nahmen, hingen ſie ihn oben aus dem Thurme, wohin am heftigſten geſchoſſen wurde, an ein Seil, und gaben ihm einen Fuchsſchwanz in die Hand, womit er die hinangeſchleuderten Kugeln und Steine, gleichwie mit einem Fliegenwedel, abkehren ſolle. Dieſes geſchah entweder den Pragern zum Spott, oder damit ſie ſich ſeiner erbarmen und nicht ſo heftig dahin ſchießen ſollten; aber der arme Mann blieb den ganzen Tag hängen, ohne daß ſeine Mitbürger ſeiner in Acht nahmen, und am Abend wurde er mehr durch der Belagerten als der Freunde Erbarmen wieder erlöſt.

Nachher wurde ein zweiter Waffenſtillſtand geſchloſſen und die Prager luden einige der Belagerten zu ſich herab auf einen Schmaus, wo ſie ſelbe durch vier Tage nach einander (nämlich St. **Wenzeslai**, **Michaelis**, **Hieronymi** und **Remigii** Tag) gar herrlich bewirtheten; aber die Belagerten, welche ſchon großen Mangel litten, rühmten ſich eines großen Ueberfluſſes an Brot, Fleiſch, Vögeln, friſchen Wildpret und Fiſchen, womit ſie verſicherten, noch drei Jahre auskommen zu können, welcher Rede viele der Belagerer Glauben ſchenkten und verdrießlich wurden gegen den Winter da zu verbleiben. Nach geendetem Schmauſe dankten die Gäſte höflichſt für die gute Bewirthung aber als ſie in die Burg zurückgekehrt waren, entſtand ein gewaltiger Zwieſpalt im Lager, und die meiſten wollten nicht länger eine Veſte belagern, die mit allem Nothwendigen ſo reich ausgeſtattet ſey; auch meinten ſie, die Karlſteiner müßten geheime Ausgänge durch die Berge haben, um ſich mit Lebensmitteln zu verſehen; endlich wurde beſchloſſen, man wollte noch bis **Martini** ausharren; dann aber, wenn die Veſte noch nicht über ſey, die Belagerung ganz aufheben.

Die Belagerten erfuhren alles dieſes, und hatten eine große Freude darüber, und machten am Tage Allerheiligen einen neuen Stillſtand, daß weder hinein noch heraus geſchoſſen würde; aber ſchon nach acht Tagen begehrten wieder einige aus Karlsſtein ein Geſpräch, und baten noch auf den folgenden Tag um einen abermaligen Stillſtand, weil ſie in der Burg eine ſtattliche Hochzeit begehen wollten, welches ihnen auch zugeſtanden wurde.

Als nun der zweite Tag herangekommen, ließen ſie zum Tanze geigen, pfeifen und trommeten, obſchon doch weder Braut noch Bräutigam, weder Brot noch Wein, weder Fleiſch noch Fiſch vorhanden war, und noch viel weniger getanzt wurde; aber als die Belagerer ſo große Luſtbarkeit bemerkten, wurden ſie ſehr verdroſſen und ſprachen:

„Die Belagerten ſind fröhlich und guter Dinge, eſſen, trinken und bankettiren, während wir hier Froſt leiden, und daheim unſer Gewerbe verſäumen. Wer wollte noch ferner ſich einbilden ihre Veſte einzunehmen, da doch alle Mühe umſonſt iſt, und wir wohl ſehen, daß ſie im Schloſſe an allem Ueberfluß haben.“

Mittlerweile litten die im Schloſſe große Noth, und hatten nichts mehr zu eſſen, als einen einzigen Bock, welcher im Schloſſe herum lief; dieſen ſtachen ſie endlich ab, theilten ihn in vier Theile, und nachdem ſie auf ein Viertel einige Rehhaare aus einem alten Sattel geſtreut hatten, ſandten ſie ſelbes dem oberſten Feldhauptmann der Prager, welcher ein Schneider, mit Namen **Johann Hedwika**, war, ins Lager, und der Bote, welcher das Bocksviertheil überbrachte, reichte es jenem mit folgenden Worten dar:

„Herr oberſter Feldhauptmann dieſes Kriegsvolkes! der Hauptmann der belagerten Ritterſchaft auf dem Schloſſe, läßt Euch auf's Freundlichſte danken, daß Ihr ihm ſolchen Stillſtand zur Ausrichtung unſrer ehrbaren Hochzeit bewilligt, und als tugendreiche Kriegsleute gehalten habt, wie ſich auch der Bräutigam dafür ſchönſtens bedanken läßt, und damit Ihr von ſeinen hochzeitlichen Freuden auch etwas genießen möget, ſo überſendet er Euch hiemit ein Rehviertheil, welches erſt geſtern gefället worden iſt.“

Der Hauptmann nahm das Geſchenk, über welches er ſich gar ſehr verwunderte, mit Dank an, und die übrigen riefen einmüthig:

„Unſre Belagerung iſt ganz und gar fruchtlos, weil ſie uns nun bewieſen, daß ſie ſogar friſches Wildpret haben können, ſo ſie nur nach ſelbem Belieben tragen. Es iſt dieſes ein ſicheres Merkzeichen, daß ſie aus dem Schloſſe geheime Ausgänge haben müſſen, und wir ſie nimmermehr beſiegen können.“

Und ſie wollten auf keine Weiſe länger vor der Burg bleiben, ſondern fingen am **Martini**-Tage an, ihr Lager abzubrechen, worüber die Belagerten eine große Freude hatten, und ihren Bock gar hoch lobten, daß er ihnen ſo viele tauſende von grauſamen Feinden verjagt habe.

Sigismund Koribut, welchen damals die Städter zum böhmiſchen König erwählt hatten, war mit ſeinen Polen und Lithauern auch vor Karlſtein angekommen, und hatte ſich unter dem Weingarten bei der Kapelle des heiligen **Pancratius** gelagert; als er nun den Tag nach **Martini** ſah, wie alle, ſammt dem Geſchütze, von dannen aufbrachen, fragte er ſeinen Vetter **Wiaſylko**:

„Was ſollen wir nun thun?“

Aber der Vetter entgegnete:

„Dieweil ſich alle zum Abzug rüſten, ſo ſchickt es ſich wohl nicht anders, als daß wir ein Gleiches thun. Gar gerne hätte ich zwar den Karlſtein von Innen geſehen, dieweil es aber nicht ſeyn ſoll, ſo will ich mir ſelben wenigſtens noch einmal von Außen betrachten.“

Mit dieſen Worten ging der Prinz über den Kirchhof und näherte ſich dem Schloſſe von der Waldſeite; aber wie er ſo hinauf ſchaute, ſchoß einer von den Belagerten oberhalb des Brunnens aus kleinem Geſchütz herunter und traf Wiaſylko in den Kopf, daß er alſobald todt niederfiel und nach Prag gebracht wurde, wo man ihn im Kloſter zu St. Thomas begrub und ihm einen marmornen Leichenſtein ſetzte.

Alſo wurden die Belagerten durch den Abzug ihrer ungebetenen Gäſte höchlich erfreut und dieſe grauſame und hartnäckige Belagerung zu Ende gebracht.

6.

Johann Zizka vor Raby.

(Zwiſchen den Städtchen Schüttenhofen und Horazdiowitz liegt am Fluſſe Wottawa, auf einem ziemlich hohen Berge, die öde Bergveſte Raby, das Stammſchloß der Herren Sswihowsky von Rieſenberg, welches wahrſcheinlich im dreizehnten Jahrhundert erbaut wurde, und über deſſen erſten Gründer es gänzlich an gründlichen Nachrichten fehlt; doch ertheilte der Huſſitenkrieg dieſer Veſte eine große Wichtigkeit in der Geſchichte Böhmens.)

Zizka ſtand an der Spitze eines anſehnlichen Heeres gegen König Sigismund; er hatte mehrere feſte Burgen erobert, Klöſter und Kirchen verwüſtet, das königliche Heer bei Sudomierzitz geſchlagen, Auſtie zerſtört, und deſſen Geſtein zum Bau ſeiner Veſte Tabor verwendet; aber als er hörte, daß viele von der Gegenparthei, Geiſtliche und Weltliche, mit ihren Schätzen auf die Burg Raby geflüchtet ſeyen, ſo rückte er mit Heeresmacht vor dieſelbe, und da es den Belagerten an Lebensmitteln gebrach, ſie auch noch auf einige Schonung von dem grauſamen Huſſitenanführer rechneten, ſo ward ihm die Veſte übergeben; aber ſie ſahen ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht, denn Zizka ſchleppte die Eigenthümer der Burg, Johann und Wilim von Rieſenberg mit ſich fort, ließ den größten Theil der Beſatzung niederhauen und ſieben Prieſter im Angeſichte des Schloſſes verbrennen; ja ſogar koſtbare Geräthe wurden den Flammen übergeben, dann zogen die Taboriten von dannen und ſchleppten Roſſe und Waffen mit ſich fort.

Kaum hatte Zizka die Gegend verlaſſen, ſo nahmen die Königlichen das Bergſchloß wieder in Beſitz, und Wilim von Rieſenberg, der ſich der Haft der Huſſiten ſchnell wieder entledigt hatte, ſammelte einen Heerhaufen ſeiner Anhänger, ſetzte die Veſte wieder in Vertheidigungszuſtand und verſah ſie ſorgfältig mit Lebens- und Kriegsvorräthen.

Zizka hatte mittlerweile Prag vor dem Angriffe des Königs beſchützt, Udalrich von Roſenberg von der Gegenparthei losgeriſſen und viele Gegenden des Pilſner Kreiſes mit Feuer und Schwert heimgeſucht, als er zum zweitenmale vor Raby erſchien; doch fand er nun eine ſtandhaftere Gegenwehr — ein Sturm der Huſſiten wurde tapfer abgeſchlagen, und als der Feldherr, um einen günſtigen Platz zum zweiten Angriff auszuwählen, mit geringer Begleitung den Berg umritt und ſich der Burg etwas näherte, ſchoß ein Ritter aus der Veſte, mit Namen Koczowsky, einen Pfeil auf ihn ab, und traf ihn oberhalb ſeines einzigen Auges. Zizka wurde ins Lager und dann nach Prag gebracht, um ſich heilen zu laſſen, während man die Belagerung aufſchob, aber alle Mühe der Wundärzte war fruchtlos und Zizka verlor auch das eine Auge, doch blieb er, ſelbſt blind, ein furchtbarer Feldherr und verbreitete auch nach dieſem Vorfalle noch drei Jahre den Schreck unter ſeine Gegner.

Auf dem Schloß Raby wurde dieſe Begebenheit oberhalb des Schloßthores in Farben abgebildet, und Balbin hat dieſes Gemälde noch geſehen: Zizka war darauf in voller Rüſtung und mit einer Keule bewaffnet, abgebildet, und ſaß zu Pferde vor dem Thurm, hinter ihm einige geharniſchte Männer. Oben von dem Walle der Burg ſandte Koczowsky einen Pfeil nach dem Antlitz des Huſſiten, deſſen Viſir geöffnet war, und unter dem Bilde ſtanden folgende Worte in böhmiſcher Sprache:

Koczowsky.

„Biſt du es, Bruder Zizka?“

Zizka.

„Ich bin's.“

Koczowsky.

„So bedecke deine Blöße.“

Der damalige Beſitzer von Raby, Wilim von Rieſenberg war einer der tapferſten Ritter von der Parthei König Siegmunds, und auch ſeine Gemahlin, Plichta von Zierotin, ſoll oft voll Muth an ſeiner Seite gekämpft haben; ſein älteſter Sohn, Puta, Obriſtlandrichter im Königreich Böhmen, und ein Freund des berühmten Bohuslaw von Lobkowitz, ſtellte die Veſte ſorgfältig wieder her, doch meldet uns kein böhmiſcher Hiſtoriker, zu welcher Zeit ſelbe — welche jetzt ganz in Trümmern liegt — zerſtört worden iſt.

7.

Der Beſchließerin Erzählung vom Langmantel.

Ohngefähr eine Stunde von Innſpruck liegt ein Schloß, welches von ſeiner Lage an einem großen Weiher auch Weiherburg genannt wird; in dieſem weilte vor alten Zeiten ein Hausgeiſt, der wohl nicht viel weniger bekannt und berühmt war, als die weiße Frau von Neuhaus in Böhmen, da er mit derſelben Sorgfalt und Befliſſenheit ſich des Schloſſes annahm, und ob der Schickſale ſeiner Bewohner wachte.

Der gute Geiſt trug einen langen, ſchwarzen Mantel, der ihm hinten nachſchleppte (wovon er den Namen Langmantel erhielt); um den Hals trug er eine altväteriſche Krauſe, einen hohen, ſpitzigen Hut auf dem Haupte, und ein langer weißer Bart hing ihm über die Bruſt herunter; aber wie er gleichſam die Bewachung des ganzen Schloſſes allein auf ſich genommen, ſo duldete er weder in den Gärten und Forſten noch in den Ställen einen Wächter, noch weniger Hunde, welche er oft ſo erbärmlich zerpeitſchte, daß man ſie des folgenden Tages halb todt wieder fand, und ſo lange der Geiſt das Schloß bewachte, wurde niemals etwas von einem Diebſtahl oder der geringſten Entfremdung gehört. Ueberdieß erzählte eine bejahrte Beſchließerinn von dem Hausgeiſt Folgendes:

„Der Langmantel iſt ein recht gutmüthiges Weſen, und mir ſeit dreißig Jahren in aller Arbeit zur Hand gegangen, ſo, daß ich endlich ganz vertraut mit ihm geworden, und es mir gar nicht mehr vorgekommen, als ob ich mit einem Geiſt umginge; wenn er mir dann irgend einen Schabernack machte, ſo warf ich, was mir eben in die Hand kam, oder ſchlug nach ihm; aber da flog alles in die Luft, und er blies mir im Verſchwinden ſo heftig ins Antlitz, daß ich mich wieder gar wohl erinnerte, mit wem ich es zu thun habe; auch wurde er bald wieder gut, und war mir in allen Dingen behülflich; wenn ich ihn finden wollte, ſo durfte ich meiſtens nur in den Saal gehen, wo Kaiſer Maximilian einſt den Abgeſandten der Venetianer Audienz ertheilt hat, da ſitzt er auf dem hölzernen Throne, als wollte er das Regiment über das Schloß führen; oft aber, wenn er nicht da war, konnte ich ſicher darauf rechnen, ihn in der Küche, im Keller, oder ſonſt an einem Orte zu finden, wo die Menſchen zu arbeiten pflegen, denen er ſehr gewogen zu ſeyn ſcheint, obſchon er ſich ihnen nicht immer zeigt. Vor allen aber hat Langmantel die Kinder lieb, und miſcht ſich gar zu gern in ihre unſchuldigen Spiele. Eines Tages, als einige benachbarte Junkers und Fräuleins bei der lieben Jugend unſers gnädigen Herrn zu Gaſte waren, ich aber auf Befehl der Herrſchaft ins benachbarte Dorf gehen mußte, um einige Geſchäfte auszurichten, ſo führte ich all die adeligen Kindleins und meine eigenen ins große Tafelzimmer, trug ihnen allerhand Spielzeug, wohlſchmeckendes Backwerk und ſüße Früchte zu, damit ſie ſich in meiner Abweſenheit die Zeit vertreiben könnten, dann ſchloß ich die Thüre ab und ging mit meiner Muhme ruhig fort; als ich aber nach geraumer Zeit wieder heim kam und die Thüre öffnete, fand ich die Kinder gar frohmüthig ſpielend, und zu meiner großen Verwunderung den Langmantel mitten unter ihnen. Meine Muhme, welche den geſpenſtlichen Hausfreund noch niemals geſehen hatte, erſchrack über dieſen Anblick ſo heftig, daß ſie in Ohnmacht fiel, und ich wahrhaftig nicht wußte, ob ich ihr zuerſt beiſtehen, oder den Hausgeiſt fortjagen ſollte; ich drohte ihm mit der Fauſt, er aber machte Miene, als wollte er mir eine Ohrfeige geben, und ſpielte immer fort mit den Kindern, bis ich endlich in die Nebenſtube ging und die Kinder hinaus rief, welche mir alle folgten, ohne etwas von ihrem verwunderlichen Spielgenoſſen vermerkt zu haben. Langmantel verſchwand zornig, und während ich meiner Muhme in ihrer Entkräftung beiſtand, hörte ich draußen ein Getöſe, als ob all mein Küchengeſchirr in tauſend Stücken ginge; aber wie ich ſodann in die Küche kam, fand ich zwar alle meine Töpfe durcheinander auf der Erde, doch ohne Schaden, und Langmantel lachte mich, aus der Eſſe herab, brav aus, wie ich das zerbrechliche Weſen zuſammen las.“

8.

Der Ritter und ſein Hund.

Vor alter Zeit hatte ein ſehr tapfrer Ritter aus edlem Geſchlechte im heiligen römiſchen Reiche einen gar geliebten, kleinen Sohn, der ungefähr ein halbes Jahr alt war, und damit es ihm an Pflege und Sorgfalt nicht fehlen möge, hielt er drei Ammen für das kleine Kind.

Eines Tages hatte der Ritter ein glanzvolles Stechen veranſtaltet, welchem auch ſeine Gemahlinn mit ihrem ganzen Hofgeſinde beiwohnte, ſo daß das Kind mit den drei Ammen allein im Saale blieb; als aber der Schall der Trommeten verkündete, daß die Herrſchaften auf die Stechbahn zögen, da liefen die Ammen auch fort und ließen das Kindlein ganz allein in ſeiner Wiege; es blieb niemand in dem Saale, als ein Falke und ein getreuer Hund, den der Ritter gar lieb hatte und ſich oft mit ihm die Zeit vertrieb; (der Hund hatte dieſe Weiſe, wenn ſein Herr gegen einen andern Ritter ritt oder turnirte, vor ihm aufzuſpringen, oder wenn ihm dieſes nicht gelang, ſo fiel er den fremden Pferden in den Schwanz, um jenem den Sieg zu erleichtern.) Dießmal lag er im Saal und ſchlummerte, als eine große Schlange, die in einem Loche verborgen gelegen, hervorkroch, um das Kindlein in der Wiege zu tödten — das ſah der Falke und konnte in der Angſt nur ſeine Stange erſchüttern, daß die Schellen ertönten und den Hund aus ſeiner Ruhe erweckten, der ſchnell auf die Schlange zulief und ſie angriff, als ſie eben die Wiege erreicht hatte — die Schlange blies ihn an — er ergriff ſie in der Mitte des Leibes mit ſeinen ſcharfen Zähnen, und es begann ein fürchterlicher Kampf, denn die Schlange wehrte ſich nach ihrer Art mit Stich, Biß und Gift, ſo daß ſie dem Hund viele Wunden beibrachte, der in dem Streit die Wiege mit ſammt dem Kinde umwarf, doch blieb jene auf den vier Knöpfen liegen, und es geſchah dem Kinde nichts zu leide; aber dem treuen Hunde gelang es endlich, die Schlange in Stücke zu zerbeißen, worauf er ſich, von großem Blutverluſt ganz ermattet, neben die Wiege hinlegte, um auszuruhen.

Um dieſe Zeit hatte auch das Stechen ein Ende; aber wie die Ammen wieder in den Saal kamen; die Wiege umgeſtürzt und alles voll Blut ſahen, da erhoben ſie eine große Wehklage und meinten nicht anders; als der Hund habe das Kindlein zu todt gebiſſen; — in großem Leid rangen ſie die Hände, doch fiel es keiner ein, die Wiege aufzuheben, ſondern ſie liefen der Burgfrau entgegen und ſagten ihr, wie das zarte Söhnlein von dem Hunde todtgebiſſen ſey. Als der Ritter von der Stechbahn in ſeine Gemächer kam, fand er lauter Weinen und Schreien, und die Frau entgegnete auf ſeine Frage:

„Weh uns, mein Gemahl! denn unſer Kindlein iſt hin, und dein Hund hat es todt gebiſſen.“

Erſchrocken und erzürnt eilte der Ritter in den Saal, und, wie er die Wiege umgeſtürzt und den Saal voll Blutflecken ſah, da zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit deſſen, was man ihm erzählt, und als ſein getreuer Hund, ihn erblickend, ſo ſchwach er auch war, ſich erhob und mit wedelndem Schweif auf ihn zukam, da war er auch ganz blutig, und der Ritter zog ſein Schwert und hieb das arme Thier mitten von einander — dann ging er erſt den Saal entlang und hob die Wiege auf — aber darin fand er ſein Kind ganz unverſehrt, das ihn mit Lächeln anſah, und neben der Wiege erblickte er die zerbiſſene, ungeheure Schlange; da konnte er leicht errathen, daß ſie der Hund erwürgt, und dadurch das Leben ſeines jungen Sohnes errettet habe; gar ſehr bereute er, ſo große Treue mit dem Tode belohnt zu haben, und zerbrach ſein Schwert in drei Stücke, feierlich gelobend, kein Ritterſpiel mehr zu treiben und aller Kurzweil zu entſagen.

Der Ritter war dann ſtets ein ſorgſamer Vater und Burgherr, und erlebte große Freude an dem ſo wunderbar geretteten Sohne.

9.

Das Haupt im Blumentopf.

Ein reicher Kaufmann in Meſſina hatte drei Söhne und eine Tochter, welche letztere Lisbetta hieß, und ſo ſchön und lieblich war, daß viele reiche und angeſehene Jünglinge um ihre Hand warben, ohne daß jemals ſich ihr Herz für einen entſchieden hätte.

Als nun der alte Kaufmann ſtarb, beſchloſſen die Söhne, ſie wollten ferner beiſammen bleiben und die Handlung fortführen, auf gleichen Gewinn und Verluſt; auch ging ihr Handel gar wohl von Statten, und ſie gewannen große Summen, wozu vorzüglich ein getreuer Handlungsdiener viel beitrug; dieſer hieß Lorenz und war ein Teutſcher, ſo hold an Geſtalt, als reich an Geſchick zu allen Geſchäften und ehrbar an Wandel; der aber fühlte ſein Herz verwundet von dem Liebreiz der ſchönen Lisbetta, daß er ſeine Gedanken gar nicht mehr von ihr ablenken konnte. Der Jungfrau ging es nicht beſſer, und nachdem ſie ſich einige Zeit in heimlichem Sehnen ſchier verzehrt, bekannten ſie ſich wechſelsweiſe ihre Liebe und waren ſo glücklich in ihrem Beſitze, daß ſie der Zukunft gar nicht gedachten; aber wie das Sprichwort ſagt, daß die Liebe ſich nicht verbergen laſſe, ſo währte ihr Verſtändniß kaum ein Vierteljahr, als Lisbetta's Brüder es inne wurden, und der eine ſprach:

„Meine Brüder! mir kommt vor, daß es in unſerm Hauſe nicht ſteht, wie es ſoll, denn ich habe allerhand Blicke zwiſchen Lisbetta und unſerm Knecht geſehen, die mich das Schlimmſte befürchten laſſen; drum, ſo es euch gefällt, will ich mich heute Nacht unter ihr Bett verſtecken, und wenn es wahr iſt, daß der Knecht heimlich zu ihr ſchleicht, ſo ſoll er ſeinen Lohn dafür erhalten.“

Der Rath gefiel den beiden Brüdern ſehr wohl, und Abends kroch der Aelteſte unter das Bett — dann kam Lisbetta in ihr Gemach, legte ſich aber nicht nieder, ſondern ſtand am Fenſter und ſah ſo lange in den nächtlichen Sternentanz, bis Lorenz zu ihr ſchlich, und ſie unter ſüßem Geſchwätz die Nacht hinbrachten. Am Morgen, wie der Jüngling fortgegangen war, legte ſich Lisbetta nieder, uud war kaum eingeſchlummert, als der älteſte Bruder unter dem Bette hervorkroch, den beiden andern Nachricht zu geben, und rief:

„Greift zu den Waffen, meine Brüder! denn der niedrige Knecht wagt es, ſeine Augen zu der Schweſter ſeiner Herren zu erheben, und hat die ganze Nacht in ihrer Kammer zugebracht, drum muß er das Leben verlieren — wir wollen dieſen Morgen einen Spaziergang in den Wald machen und den Lorenz mitnehmen, daß wir unſre Hausehre an dem teutſchen Verräther rächen.“

Nach dem Frühſtück aber ſprachen ſie:

„Wir drei wollen heut in den Wald ſpazieren gehen, und Lorenz ſoll uns begleiten; aber du, Lisbetta! bleibſt daheim, das Haus zu bewahren.“

Dann gingen ſie alle drei fort, und Lorenz folgte ſeinen Herren, wie ihm geheißen worden; aber er ſah ſich vielmal nach ſeiner geliebten Lisbetta um, die er nimmer wieder ſehen ſollte.

Als alle vier in den tiefen Wald gekommen waren, da begann der älteſte Bruder:

„Lorenz, du ungetreuer Knecht! du haſt unſre Schweſter, deine Herrin, zur Liebe verführt, darum mußt du ſogleich ſterben.“

Da fiel Lorenz auf die Knie und bat, ſie möchten ihm ſein Leben laſſen; aber der eine durchſtieß ihn ſogleich mit ſeinem Schwerte, und die beiden andern verſetzten ihm viele tiefe Wunden, ſo daß er ſeine Seele Gott befahl und verſchied. Dann machten die drei Mörder ein tiefes Grab, gruben den zerhauten Leib ein, und kehrten heim, wo Lisbetta ſchon vor dem Hauſe ſtand, und fragte, wo Lorenz geblieben ſey?

Da erwiederte ein Bruder:

„Nach dem ſollſt du nimmer fragen, denn er hat uns viel Gut geraubt, und iſt heimlich damit fortgezogen.“

Aber Lisbetta entgegnete:

„Ich hoffe, das iſt nicht wahr.“

Da wurden die Brüder zornig und verboten ihr bei ſchwerer Strafe, den Lorenz jemals wieder zu nennen; aber Lisbetten wurde es gar ſchwer ums Herz, ſie ging in ihre Kammer, wo ſie ſehr weinte, und mit erſtickter Stimme ausrief:

„O mein geliebter Lorenz! wo weileſt du fern von mir?“

Solche Klagen führte die Jungfrau ſchier einen Monat, und als ſie inmitten einer Nacht unter bittern Thränen entſchlummert war, da erſchien ihr im Traumgeſicht der blutige Lorenz und ſprach ſeufzend zu ihr:

„Wehe uns, Lisbetta, dreimal Weh; du wirſt mich nimmer ſehen, und darfſt nicht nach mir fragen, denn deine Brüder haben mich meuchelmörderiſch getödtet, und heute iſt es der dreißigſte Tag, ſeit ſie mich dort im Walde unter eine Linde vergraben haben, deren Stamm mit meinem Blute beſprützt iſt. Drum rufe mich nicht, denn ich kann nicht mehr zu dir kommen, und du mehreſt dadurch nur meine Leiden. Behüte dich Gott, Lisbetta! ich muß von hinnen.“

Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt und Lisbetta erwachte alsbald; aber als ſie ihr Lager verließ, war ſie ſehr matt, und bat ihre Brüder gar freundlich, ſie ſollten ſie in einen Garten ſpazieren gehen laſſen, dann nahm ſie ihre treue Magd mit ſich, die um alle ihre Heimlichkeiten wußte, und ging eilig mit ihr in den Wald, wo ſie nach langem Suchen eine große Linde fanden, die ihre Aeſte weit herum ausbreitete und unten am Stamm mit Blut befleckt war — das ſah

Lisbetta, und ſank ohnmächtig nieder; aber als ſie die Magd gelabt und wieder zu ſich gebracht hatte, da ſahen ſie einen Hügel von neu aufgeworfener Erde, den gruben ſie auf und fanden den blutigen Leichnam des armen Lorenz; Lisbetta küßte ſeine tiefen Wunden, und hätte gern den ganzen Leichnam mit ſich heim genommen; weil dieß aber nicht anging, ſo löſte ſie das Haupt vom Rumpfe, und trug dieſes, in ein grünſeidenes Tuch verwahrt, mit ſich fort, und, ihres großen Herzeleids gedenkend, zerraufte ſie ihr Haar, rang die Hände und rief:

„O du grimmiger Tod! der du mir die Wonne meines Lebens geraubt haſt — komm und mache auch mir ein ſchnelles Ende!“

Die beiden Jungfrauen gruben den Leichnam wieder ein, und als Lisbetta heim gekommen war, ſchloß ſie die Thüre ihrer Kammer ab, und zog das Todtenhaupt hervor, küßte ſolches vielmal und ließ ihren Klagen freien Lauf — dann balſamirte ſie das Haupt mit koſtbaren Ingredienzen ein, ſchlug es wieder in das grüne Tuch und legte es in einen großen Blumentopf, that friſche Erde darauf und pflanzte in ſelbe ein Rosmarinreis, aus welchem ihr einſt nach ihrem Tode die Brautkrone gewunden werden ſollte. So oft die Jungfrau am Morgen ihr Lager verließ, ging ſie zu ihrem Blumentopf, begoß ihn mit ihren Thränen und köſtlichem Roſenwaſſer, daß der Rosmarinſtock gar luſtig grünte und gedieh, und Lisbetta gewann den Blumentopf ſo lieb, daß ſie endlich den ganzen Tag bei ihm verweilte.

Als ſolches die grauſamen Brüder bemerkten, wurden ſie neugierig, was wohl in dieſem Blumentopf ſeyn müſſe; ſie entwendeten ihr ſelben in der Nacht, und wie Lisbetta aufſtand und ihn nicht mehr ſah, rief ſie:

„O Weh! nun muß ich ſterben, denn ich habe meinen Rosmarinſtock verloren!“

Lisbetta fiel zu Boden und wurde ſehr krank, während die Brüder den Blumentopf durchſuchten, ob ſie etwa einen Schatz darin verborgen habe; aber als ſie den Topf umkehrten und den Rosmarin und die Erde herausgeworfen hatten, fanden ſie das Haupt und erſchracken gar ſehr, weil ſie ſogleich die Züge des ermordeten Lorenz erkannten; ſie verbargen das Haupt, nahmen ihre Baarſchaft zuſammen und flohen, aus Furcht vor der Strafe, ins Königreich Neapel hinüber; nach ihrer Abreiſe fand eine Frau den Blumentopf und brachte ihn der bekümmerten Lisbetta, welche alſogleich ſich im Bette aufrichtete und ſolchen darreichen ließ; aber das Haupt war nicht mehr darin, und wie ſie dieſes ſah, fiel ſie ins Bette zurück, und gab die Seele auf.

Da erzählte die treue Magd die ganze Geſchichte, wie Lorenz im Walde ermordet läge, worauf man ſeinen Leib von dort abholte, und, nachdem man auch das Haupt gefunden, beide Leichname in ein Grab legte, wo ſie nun wenigſtens im Tode ungetrennt blieben

10.

Der Tugend Sieg und Leid.

Hieronymus, ein Bürgersſohn zu Florenz, entbrannte einſt in heftige Liebe für die holde Sylvia, die eines Schneiders Tochter in ſeiner Vaterſtadt, aber ſo ſchön und züchtig war, wie keine Jungfrau in der Stadt.

Sylvia erwiederte die Zuneigung des Jünglings, wie es einer ehrbaren Jungfrau geziemt, und ſo erfreuten ſie ſich einer wahren und tugendhaften Liebe, bis endlich die Mutter des Hieronymus dahinter kam, und weil ſie beſorgte, er möchte ſein Liebchen zum Weibe nehmen, ſandte ſie ihn alsbald nach Paris, hoffend, er werde dort ſeine Liebe vergeſſen; aber dieſe wuchs von Tage zu Tage und er konnte keine andere Freude finden, als wenn er zärtliche Lieder an ſeine Geliebte dichtete. So vergingen zwei Jahre, und als Hieronymus wieder heim kam und hörte, daß ſeine Sylvia verheirathet ſey, da ging er unmuthig vor ihrem Hauſe ſpazieren und verabſäumte weder bei Nacht noch bei Tage, ihr Zeichen ſeiner noch immer glühenden Liebe zu geben; aber Sylvia benahm ſich, wie es einer tugendhaften Ehefrau zuſteht, that nicht dergleichen, als ob ſie ihn bemerke, und wandte jederzeit ihr Antlitz von ihm ab.

Hieronymus grämte ſich ſehr ob dieſer großen Strenge, und beſchloß zu ſterben, ſo es ihm nicht gelänge, ihr Herz wieder zu gewinnen; ſo ſtieg er eines Abends, als Sylvia und ihr Mann auswärts geladen waren, in ihr Haus und Schlafkämmerlein; darin verſteckte er ſich, und wie der Mann feſt eingeſchlafen war, erweckte er die Geliebte und ſprach zu ihr mit leiſer Stimme:

„Erſchrick nicht, Herzliebchen! ich bin Hieronymus, dein Getreuer.“

Die Frau trieb ihn ernſtlich von ſich, und entgegnete:

„Geh eilend von dannen, denn ich bin eines Andern Herzliebſte und ſo du mich nicht augenblicklich verläſſeſt, werde ich meinen Mann wecken.“

So ſchön und rührend der verliebte Hieronymus flehte, war doch all ſein Bitten an der tugendhaften Frau verloren, und er ſchloß mit den Worten:

„Ich bin ganz von Froſt erſtarrt, vergönne mir daher nur, daß ich mich eine Viertelſtunde hier erwärme, dann will ich dir nimmer zur Laſt fallen.“

Zum Theil aus Mitleid, noch mehr aber, daß er ſein Wort halten möge, vergönnte Sylvia ihrem unglücklichen Liebhaber, daß er an ihrer Seite am Bette ſich erwärmen möge; aber ſein Herz war ſo betrübt, daß, an der Seite der keuſchen Frau liegend, der Gedanke, wie er nun gar keine Hoffnung mehr habe, ihm ſelbes brach und er plötzlich verſchied. Sylvia meinte, er ſey eingeſchlafen; aber als ſie ſich bemühte, ihn zu erwecken, lag er eiskalt und todt ausgeſtreckt — da erweckte ſie ihren Mann und ſprach zu ihm:

„Mein Mann! was würdeſt du wohl thun, wenn einer zu mir herein ſtiege und wider meinen Willen bei mir ſchlafen wollte, und nachdem ich ihm mit ſtrafenden Worten ſein Begehren abgeſchlagen, fiele er um, und ſtürbe daran?“

Da entgegnete der Mann:

„Je nun, ich würde ihn auf die Gaſſe tragen.“

Und die Frau fuhr fort:

„Mein Mann! Alles, was ich dir erzählt habe, iſt in der That geſchehen. Hieronymus, unſrer Nachbarin Sohn, der mich ſchon vor Jahren lieb gehabt hat, liegt hier und iſt todt. Gott ſey der armen Seele gnädig!“

Da ſtand der Ehemann von ſeinem Lager auf, trug den todten Jüngling hinaus und legte ihn vor ſeiner Mutter Hausthüre. Wie man den Leichnam dort fand, entſtand große Trauer; aber als die Leiche in die Kirche getragen wurde, da öffnete ſich Sylviens Herz der alten Liebe wieder, ſo es in früher Jugend erfüllt; ſie bereute, daß ihre Härte ihm ſein junges Leben geraubt, drang zur Todtenbahre hin und neigte ſich über ſein Antlitz — und wie ſie alſo über ihn gebückt ſtand, ward ſie vom großen Herzleid beſiegt und ſank getödtet auf den Geliebten nieder.

11.

König Frote in Dänemark.

Als in der Zeit, da der Heiland geboren wurde, König Frote, der Dritte dieſes Namens, in Dänemark das Regiment führte, da war dieſes Land in tiefem Frieden, und der König benutzte ſolche Zeit, um Recht und Ordnung im Reiche herzuſtellen; vor allen Verbrechen war er aber dem Diebſtahl abhold, drum ließ er an einer Stange ein Stück Geld aufhängen, und drunter ſtand geſchrieben, derjenige, der es nehme, ſolle mit dem Tode beſtraft werden.

Nun lebte allda ein altes Weib, welches ſich auf Zauberkünſte verſtand; ſie ſandte ihren Sohn ab, er ſolle des Königs Gold von der Stange holen, ſie wolle dann durch ihre ſchwarze Kunſt ihm ſchon die Strafe erſparen; als jedoch der Sohn das Gold geſtohlen hatte, wurde es gleich am frühen Morgen lautbar, und man fing Mutter und Sohn, um ſie an den Galgen zu hängen. — Aber ſiehe! auf dem Wege zum Richtplatz verwandelte ſich die Alte in einen Stier und die Geſtalt des Jünglings veränderte ſich in ein Kalb. Das Volk ſtaunte über ein ſo großes Wunder, und der König ſtieg vom Roſſe, um das Ding in der Nähe zu betrachten; doch kaum hatte ihn der Stier abſteigen ſehen, ſo lief er mit tückiſchem Geſichte auf ihn zu, und ſtieß ſein Horn in des Königs rechte Seite, worauf Stier und Kalb den Augen des Volkes verſchwunden waren, welches herbei eilte, ſeinem verwundeten Herrn zu helfen, der ſogleich in ſeinen Pallaſt getragen wurde, wo er am dritten Tage, viel bedauert, dahin ſtarb; das böſe Weib aber ward nimmer in Dänemark geſehen.

12.

Die beiden Freunde.

Auf der Inſel Samos in Griechenland, welche der Juno geheiligt war, lebten einſt zwei Jünglinge, Klinias und Agathokles, die einander innig liebten; aber Jener, welcher von ſeinem Vater ein großes Erbgut bekommen hatte, war leichtſinnig, ſtets von Schmarotzern und Betrügern umgeben, verſchwendete er große Summen auf unnütze Weiſe, und als ihn Agathokles darüber zur Rede ſtellte und zu einem ordentlichen Leben ermahnte, nahm er dieß gewaltig übel und brach ſeinen ganzen Umgang mit dem treuen Freunde ab.

Nachdem entbrannte Klinias in Liebe für ein reizendes Weib, deren Gemüthsart aber gar nicht ihrem ſchönen Leibe entſprach; ſie ſtellte ſich ihm gewogen und in voller Liebe, bis ſie nach und nach durch allerlei Liſt und Kunſtgriffe ihm all ſein Gut abgelockt und völlig arm gemacht hatte; dann gedachte ſie ſeiner los zu werden und ſagte zu ihm: ihr Mann habe ſeine Liebe erfahren und wolle ihn ohne Barmherzigkeit tödten; es wäre alſo nur ein Beweis ihrer großen Liebe, daß ſie ihn nie mehr in ihrem Hauſe aufnehmen werde.

Auch die Schmarotzer verließen den Jüngling, als er kein Geld mehr hatte, und in großer Noth wandte er ſich wieder an den verſchmäheten Agathokles, der ihn mit Freuden empfing, all ſeine Habe verkaufte und ihm die Hälfte davon gab; doch wie die Schmarotzer und die Buhlerinn erfuhren, daß Klinias wieder Geld habe, ſuchten ſie ihn abermals auf; jene kamen bei ihm zu Gaſte, und dieſe beſtellte ihn Abends zu ſich; aber ſie hatte liſtiger Weiſe ihren Mann in den Hinterhalt geſtellt, um den Klinias zu überfallen und ihm eine große Summe Geldes abzupreſſen. Alles geſchah, wie das tückiſche Weib es angelegt, und der Mann fand den Jüngling in ſeines Weibes Armen; aber Klinias erkannte ſogleich die böſe Argliſt, und erſchlug Mann und Weib, worauf er zu Agathokles entfloh — doch er wurde auch dort gefunden und vor den Statthalter geſchleppt, der ihn auf vieles Bitten ſeiner Verwandten und des treuen Freundes. ſtatt zum Tode, nur zur Verbannung auf ein fernes Eiland verurtheilte. Agathokles folgte ſeinem Freunde auch ins Elend, um alle Noth mit ihm zu theilen; er ernährte ihn und ſich mit der Arbeit ſeiner Hände, und als jener von einem böſen Fieber niedergeworfen wurde, pflegte er ſein mit aller Liebe und Geduld, bis Klinias ſtarb, worauf er ihn gar ehrbar begrub, und (ſeinen Freund auch im Tode nicht zu verlaſſen) ſein ganzes Leben auf demſelben Eiland zubrachte.

13.

St. Petrus auf Urlaub.

Eines Tages trat Petrus zu dem Herrn, und bat ihn um einen freundlichen Urlaub, daß er auf die Erde herabfahren dürfe, ſich mit ſeinen Freunden zu letzen, weil es eben Faſtnacht ſey, und der Herr ſprach:

„Acht Tage geb' ich dir Friſt — da erfreue dich, wie man auf Erden pflegt, und komme zu rechter Zeit wieder.“

Alſo ſchwang ſich Petrus hernieder und kam zu ſeinen Freunden, die ihn gar liebvoll empfingen, und ſogleich einer zum andern führte, ſo daß er beim ſüßen Wein des Himmels ſchier vergaß und nicht eher wieder an ſelben gedachte, bis ein Monat vergangen war und ihm eines Tages der Kopf weh that von der Völlerei. Da fuhr Petrus gen Himmel, und der Herr fragte freundlich: warum er ſo ſpät wieder komme?

Aber Petrus entgegnete:

„O Herr! wir waren unten guten Muthes, denn der Moſt war wohlfeil und ſchmeckte herrlich, Alles war wohl gerathen, ſo daß wir vor Freude tanzten, ſangen und ſprangen; ja, es ging unten ſo fröhlich zu, daß ich ſchier des Wiederkommens vergeſſen hätte.“

Da ſprach der Herr:

„Sag an, o Petrus! waren mir die Menſchen auch dankbar in ihrem Wohlleben, weil ich ihnen aus milder Hand den Moſt und alle andre Gaben mittheilte?“

Petrus ſchüttelte den Kopf und erwiederte:

„Wahrlich, Herr! im ganzen Land gedachte deiner Niemand, ein altes Weib ausgenommen, welcher Haus und Hof abgebrannt war, und die ſchrie ſo gewaltig zu dir, daß ſie Alle auslachten.“

Da ſandte der Herr den Petrus an die Himmelsthüre, daß er, nach wie vor, fleißig ſeines Amtes warte, und im folgenden Jahre gab er ihm abermals Urlaub, ſo er wollte zu ſeinen Freunden auf die Erde niederfahren, und geſtattete ihm einen ganzen Monat dort zu verbleiben. Petrus war herzensfroh, und wie er vom Himmel herabfuhr, nahm er ſich vor, ein paar Monate mit ſeinen Freunden in Luſt und Jubel zu leben; aber wie er die Erde erreicht, fand er die Sachen ſehr verändert, und war ſchon am dritten Tage mit einem gar ſauern Geſicht wieder in dem Himmel, wo ihn der Herr fragte:

„Petrus! wie geſchieht es, daß du dießmal ſo ſchnell heim kommſt?“

Und Petrus entgegnete:

„O Herr! ſeit ich nicht auf Erden war, hat ſich Alles verkehrt; es iſt nicht mehr ſo luſtig als im vorigen Jahre, denn Wein und Getreide ſind verdorben; das Volk ſtirbt ſchier Hungers und dabei herrſcht überall Peſt, Krieg, Gefängniß, Raub, Mord und Brand — deshalb lebt man nicht mehr im Jubel, ſondern Jeder bleibt traurig zu Hauſe, ſich mit Seufzen und Weinen die Zeit zu vertreiben. Da mochte ich nicht länger unten bleiben, weil es gar ſo langweilig zugeht.“

Und der Herr fragte weiter:

„Sage, Petrus! weil das Volk ſo ſchweres Leiden erduldet, fragt denn noch Niemand nach mir?“

Aber Petrus erwiederte:

„Lieber Herr! zu dir ſeufzet und ſchreit Alles — Jung und Alt wirft ſich im Gebet vor dir nieder und fleht, daß du ihnen die Sünden verzeiheſt und ſie wieder deiner Gnade theilhaftig macheſt; und da ſie ſo herzlich zu dir flehen, ſo wollte ich doch ſelbſt bitten, du mögeſt ihnen wieder dein Antlitz zuwenden, daß ihr großes Leid einen Ausgang finde,“

Jetzt ſprach der Herr:

„Sieheſt du, Petrus! wenn ich meine milde Hand aufthue und dieſem Volke Ruhe und eine friedliche Zeit verſchaffe, ihnen Geſundheit und fruchtbare Jahre ſchenke, daß Wein und Getreide im Ueberfluß und alle Dinge wohlfeil ſind, da werden die Menſchen nur frech und wollüſtig, und vergeſſen mein, von dem doch all dieſe Wohlthat kommt; ſie ergeben ſich allen Sünden und Laſtern, ſind immer auf der Seite des Teufels gegen mich gewaffnet, und verbringen ein ſo ruchloſes Leben, daß meine Spenden ihnen mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereichen und ſie der ewigen Verdammniß entgegen führen. Darum muß ich wohl meine milden Gaben zurücknehmen, und ihren böſen Sinn, der durch meine Wohlthaten ſich von mir wendet, mit Hunger, Schwert und Sterben bezähmen, und weil das Gute ihr Herz nicht zu mir zieht, muß ich ſie auf ſolche Weiſe mahnen: daß ſie ihre Sünden von ſich werfen und mich erkennen als das wahrhafte, höchſte Gut. Schau, Petrus! da wirſt du bemerken, wie ein ſolches Kreuz eine wahre Arznei iſt, den unſterblichen Geiſt zu ſtärken, damit die Menſchen an Gottesfurcht zunehmen mögen.

Johann Iſaak Freiherr v. Gerning

ein Sohn des berühmten Naturforſchers Johann Chriſtian Gerning, ward am 14. November 1769 zu Frankfurt am Main geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und bezog darauf die Univerſität Jena, um daſelbſt Geſchichte und Staatswiſſenſchaften zu ſtudiren. Hierauf machte er größere Reiſen, beſuchte die Schweiz, Frankreich, England und Holland und ging dann auf beſondere Einladung des Königs und der Königin nach Neapel, wo er im diplomatiſchen Fache angeſtellt wurde. Später begab er ſich als neapolitaniſcher Geſandter zu dem Congreß von Raſtadt und privatiſirte dann eine Zeit lang in Weimar und Frankfurt. Im Jahre 1804 ernannte ihn der Landgraf von Heſſen-Homburg, 1809 aber der Großherzog von Heſſen zum Geheimerath, auch erhob ihn der Letztere 1818 in den Freiherrnſtand. 1816 war er Geſandter des Landgrafen am Bundestage und 1818 ging er in gleicher Eigenſchaft nach London. Er ſtarb am 21. Februar 1837 in Frankfurt am Main.

Er ließ erſcheinen:

Der Friede Neapels. O. O. u. J. 4.
Kantate zur Vermählung des Kronprinzen beider Sicilien. Offenbach 1797. 4.
Skizzen von Frankfurt. Frankfurt 1800. 4.
Das 18. Jahrhundert. Säculargeſang. Gotha 1801. 4.
Reiſe durch Oeſtreich und Italien. Frankfurt 1802. 3 Thle.
Die Heilquellen am Taunus. Lehrgedicht. Leipzig 1814.
Ovid's erotiſche Gedichte. Frankfurt 1815.

Die Rheingegenden. London 1821.
Die Lahn- und Maingegenden. Wiesbaden 1821.

Gedankenreichthum, Fülle der Anſchauungen, Innigkeit und Würde und eine feine und edle Behandlungsweiſe ſind von Gernings Schriften eigen; namentlich iſt ſein Lehrgedicht, die Heilquellen am Taunus, eine der beſten Arbeiten, die wir in dieſer Gattung beſitzen und reiht ſich ſeinem vortrefflichen Vorbilde, den Geſundbrunnen von Neubeck, unmittelbar an.

Die Heilquellen am Taunus.[*]

Erſter Geſang.

Soden.

Taunus! dich fey're mein Lied, es fey're die heilenden Quellen,
Die mit verjüngender Kraft fließen aus deinem Geklüft.

Francofordia[1] prangt in reicher Geſtalt, ein Corinthus,
Wo den Süden vom Nord trennet das heimiſche Land.
Fernher raget ihr gothiſcher Thurm und ſchauet, ein Fremdling
Aus vergangener Zeit, nach den Gefährten ſich um;
(Alſo ſteht vom geheiligten Hain die letzte der Eichen,
Traurend ſenkt ſie das Haupt in der verwandelten Flur.)
Hier aus wimmelndem Thal am vieldurchruderten Moenus,[2]
Und das Ufer umweh'n Wimpel vom fernen Geſtad!
Vier Wartthürme, geweiht dem alten Germaniſchen Grenzgott,
(Als dem freyen Gefild eigene Sitte noch galt,)
Blicken hervor aus Thälern und Höh'n voll ſüdlicher Fülle,
Welſchlands Platanus grünt hier mit der Pappel und Ulm'.
Auen voll Heerdegebrüll und dunkel umſchattende Forſte,
Schwellendes Gartengewächs, emſig in Beete gereiht;
Rebenhügel, verſchönt durch Tempel und Haine Pomona's,
Gärten üppig erblüht, Dörfer mit ſtädtlichem Reiz,
Kränzen die glückliche Stadt, wo Freyheit, Kunſt und Gewerbfleiß,
Zeh'n Jahrhunderte lang ſchützte Germania's Bund.
Schöner umkränzen ſie noch, anlockend die Tauniſchen Fernhöh'n,
Wo das Auge ſo gern weilt und das ſtille Gemüth.
Gleich dem Helikon und dem Parnaß, mit dem gedoppelten Gipfel,
Steigt das Brüdergebirg[3] dort in der Mitte hinan.
Muſe! nun ſchwebe dahin. Sind angeſchirret die Roſſe,
Dann iſt ferne nicht mehr muthigen Lenkern das Ziel.
Welch entzückendes Bild geſtaltete Mutter Natur hier,
Wie nacheifernde Kunſt nimmer zu malen vermag,
Wo die rauſchende Nidda ſich ſchlingt um Dörfer und Auen,
Und wo Rodia's[4] Flur Gärten und Tempel erblüh'n.
Schaue den Taunus dort, in mannigfaltiger Anmuth
Hingezaubert, wie ſanft ſenkt er die Arme hinab,
Breitet ſie traulich aus und umfängt die Wonnegefilde,
Daß auch die Sehnſucht hier ſchon zur Begeiſterung wird!
Blaue Gebirgreih'n dehnen ſich weit in heitrem Luftraum
Und verſchwimmen ſo mild fern im ätheriſchen Duft.
Nicht ermüdet den Waller die ſanft aufſteigende Fläche,
Groß iſt der Umblick, ſchön pranget Germanien hier,
Auf dem erhabenen Feld Eſchborns[5], dem ragenden Kirchthurm
Sulzbachs[6] freudig genaht und dem gereiheten Höchſt;[7]
Welches umher hellfunkelnd erglänzt, wenn am ſcheidenden Tage,
Spiegelnde Fenſterreih'n zittern in ſonniger Glut.
Reizend erſcheint das Gebirg im Abenddufte verſchleyert,
Wie die Geliebte dem Freund leiſe, wenn Hesperus blinkt.
Hold liegt Soden verſteckt, umkränzt von freundlichen Anhöh'n,
Wie das lächelnde Kind in der Gebärerin Arm.
Halb in Gebüſche verhüllt, mit Fenſterumrankenden Reben,
Jegliche Hütt' umgrünt wirthlich ein ſchattender Baum.
Sieh' und die vielgeſtreiften, die ſanft in einander geſchlung'nen
Hügel, emſig gepflegt, laden zum Wonnegenuß.
Welch ein Ampitheater erſchuf die milde Natur da!
Welch ein Zaubergefild öffnet dem Kommenden ſich!
Wieſen und Wälder und Höh'n, und Thäler mit goldenen Saaten,
Feſſeln den weilenden Gang und den gehobenen Blick;
Fern von Städtegeräuſch hallt Rindergebrüll und Geblöcke
Friedlicher Schaafe, die Luft wirbelt vom Lerchengeſang.
Zarte Geſtalten ergötzen ſich hier in dörflicher Anmuth,
Und beleben die Flur auch mit der Huldinnen Reiz.
Teppiche ſind hier Au'n, und Spiegel die Teiche, der Eichwald
Prangt, ein Säulenpalaſt, den die Natur ſich erbaut.
Barden ſangen ihm einſt vom Kampfe der Katten und Römer,
Nun ach! ſchweigen verhüllt Barden vom Kampfe der Zeit!

Seyd gegrüßt ihr Thäler und Höh'n, ihr labenden Quellen!
Haucht dem Bekümmerten Ruh' in das verwaiſte Gemüth.
Milde Hygea![1] ſey nun hülfreich deinen Verlaſſ'nen,
Wem du nicht huldvoll blickſt, winken die Freuden umſonſt.
Menſchen-Erhalterin du! mit dir haucht Kraft und Empfindung
Jugend und Alter, mit dir blühet das Leben ſo ſchön.
Ohne dich iſt der Jüngling ein Greis, und der König ein Bettler,
Ohne dich fühlt ſich nie ſelig auf Erden der Menſch.

Horch! ſchon rauſchen die Bäche, der heilige Born der Geneſung
Lispelt dem Siechling: komm! dich zu verjüngen bey mir.
Lockend erſcheint das gaſtliche Dorf, durchflochten mit Gärten,
Und das befreundete Volk grüßt die Beſuchenden froh.
Frey auch wars, da Germania Tauſende zählte der Lenker,
Edle Beherrſcher verlieh'n ihm das geliebte Geſchenk.
Alſo lohnten Germaniſche Kaiſer ihre Getreuen,
Freyheit ſpendend und Recht, Liebe nur fordernd und Pflicht.
Gutes und Schönes erblühete dann der emſigen Pflege,
Oft auch theilte die Stadt treu mit dem Dorfe den Preiß.
Friedliche Schatten umſäuſelten ſanft den umwohneten Heilquell,
Bis mit dem Schlangengelock ſich die Erinnys[2] erhob.
Da verſiegte der Born, — da flohen die Nymphen, als dreyßig
Schreckliche Jahre nur Blut floß in den Bächen umher.

Schützerin du der Quellen und Höh'n, o Mutter-Najade!
Höre den Preißgeſang an der verjüngenden Fluth.
O Taunide! ſie rauſchet umkränzt mit Blumen des Liedes,
Spende dem Sänger dafür ſpäteres Alter zum Lohn!
Unſichtbare! du wohnſt, dem menſchlichen Auge verborgen,
Mit dem Geiſt der Natur innig in Liebe vereint.
Laß die ſchüchterne Muſe dir nah'n im beſeeleten Anſchau'n,
Und entſchley're dich ihr in der geweiheten Kluft.
Ja! nun ſtrahleſt du, mild umkränzt vom heilgen Epheu,
Herrlich mit Phöbus hellglänzenden Perlen geſchmückt.
Roſen und Lilien blüh'n auf deinem erheiterten Antlitz,
Ewiger Jugendreiz fließet um deine Geſtalt.
Emſig walteſt du dort, umſchwebet von ſtrahlenden Geiſtern,
Tief in der Felſenwelt, welche der Taunus umſchirmt.
Aber in heiliges Dunkel gehüllt, iſt Göttin! dein Wirken,
Was du ſchaffeſt vermag nimmer der Blick zu erſpähn.
Tief in der Nacht bereiteſt du dort wohlthätige Kräfte,
Leben, dem Menſchen verwandt, ſenkſt du in Pflanzen und Stein.
Und vom Aether umhaucht wird losgebunden der Heilſtoff,
Mit der himmliſchen Glut, welche das Leben erneut.

Mögen andere ſich umlärmete Brunnen erkieſen,
An Sodenia's[3] Quell ſchöpf' ich Geneſung und Ruh.
Freundlichen Auen entſteigt ihr tauſendjähriger Eichwald,

---

[*] Aus: J. J. Freih. v. Gernings Gedichten.

[1] Francofordia, Frankfurt.

[2] Mönus, der Mayn.

[3] Der Feldberg und der Altkönig.

[4] Rodia, Rödelheim.

[5] [6] [7] Namen der Orte.

[1] Hygea, die Göttin der Geſundheit.

[2] Erinnys, hier als Furie des Kriegs.

[3] Sodenia, Soden.

Und der Salinenwald ſchlinget ſich duftend umher.
Sich das lachende Thal, umreihet von Bergen und Hügeln,
Doppelt mit Reizen geſchmückt von der erhab'nen Natur.
Rauhem Winde verbeut ſie ſtreng den ſtürmenden Eingang,
Mild her wehet der Oſt und der bezähmete Nord.

Götter ſchützen die Flur, ſanft ſäuſeln die Blätter der Eichen,
Und als wandelten da Geiſter, ſo flüſtert der Hain.
Unterm gewölbten Baum, der trauliche Schatten umherſtreu't,
Tönet die Lyra von ſelbſt, wird das Gefühl zum Geſang.
Horch! es rauſchen die Wipfel dem Lied vom geweyheten Boden,
Heiliges Moos bedeckt ernſt den Druiden-Altar.
Wolkenlos iſt der Himmel und unbewölket die Seele,
Jede Blume nun haucht Hoffnung in's heit're Gemüth.
Erde! wie biſt du ſo ſchön, wie biſt du gütig als Mutter;
Führſt den Geſunden zur Luſt, führeſt den Kranken zum Heil.

Neu mit verjüngender Kraft Sodenia! füllſt du den Siechen,
Knüpfeſt den Faden ihm feſt, welchen die Parze bedroht;
Reger fließet bey dir des Lebens erquickender Strom hin,
Milder leuchtet der Tag über dem perlenden Quell.
Dreimal werde geprieſen in Luna's vollerem Kreislauf;
Dreimal töne dein Gruß aus der erleichterten Bruſt!
Wann am laueren Abend, der goldene Käfer Johannis,
Als ein geflügelter Stern funkelt im dunklen Gebüſch;
Wann die Kaſtanie blüht, und der zartgepflegete Weinſtock,
Südlichen Wonneduft hauchet im nördlichern Land;
Wann der Erndte Geſang erſchallt mit dem Hymnus der Lerche,
Und die Sichel erklingt, laden die Nymphen zum Quell.
Gaſtlich ſchöpfen ſie dann ſüßlabende Fülle des Lebens,
Und die bedürftige Schaar ſaugt ſie mit gläubigem Sinn.
Die ſich oft im Getümmel der Stadt kaum ſahen und kannten,
Nun erkennen ſie bald ſich in der ſtillen Natur.
Keine ſtädtiſche Welt ergähnt im gezirkelten Luſtgang;
Hier ja waltet Natur, frey von dem Zwange der Kunſt.
Eitel verputzt man nicht den erheiternden Morgen am Spiegel,
Einfach lebet der Menſch hin und gehöret ſich ſelbſt.
Lockendes Schauſpiel reizt auch hier das bewegliche Herz nie,
Da verſuchte die Kunſt nie der Natur ſich zu nah'n.
Und es bethört kein Gold argliſtiger Spieler die Ruhe,
Was nur Sorgen erweckt, bleibt im Getümmel zurück.
Frohe Genügſamkeit iſt verſchwiſtert hier mit der Einfalt,
Wenig entbehrt dann, wer Vieles entbehren gelernt.
Du mit dem trüben Blick und der bleichhinwelkenden Wange,
Welcher dem Orkus[1]) nah, ſchwanket am zitternden Stab;
Leidender! walle dahin, daß neu dir ſtrale die Sonne,
Hat dich hartes Geſchick nahe dem Grabe gebracht.
Grämler! biſt du verfolgt von Schreckensgeſtalten — ſie fliehen,
Wenn du mit heiliger Fluth dir Libitinen[2]) verſöhnt.
Fiel die Blüthe dir ab vor der Zeit, erſtarrte das rege
Glühende Leben in dir, wenn es Marbona[3]) beſtürmt;
Sind dir Menſchen ein Greu'l und haſt du dich ſelber verloren;
Nimm dann von der Natur, Glauben und Liebe zurück.
Athmeſt du ſchwer auf, klopft bangvoll die beklemmete Bruſt dir;
Trinke vom Heilborn, bald athmeſt du freier und leicht.
Feſſelt dir brennende Quaal die krampfhaftzuckenden Glieder,
Mächtig, wie Jupiters Groll, band den Prometheus am Fels;
Irret in dir unſtät ein Wetterverkündender Gichtſtoff,
Deutend Nebel und Sturm an im dämoniſchen Bund:
Walle getroſt hierher, — die Luft ſchon hauchet dir Lind'rung,
Freundlicher Nymphen Hand macht von der Feſſel dich frey.
Iſt die Senne dir ſchlaff und fehlt es den Nerven an Spannkraft,
Sauge den Salzduft ein, wallend am träufelnden Bau;
Und du fühleſt dich ſanft erreget von ſtärkendem Balſam,
Und die kryſtallene Fluth heitert dein dunkles Gemüth.
Haſt du die folternden Geiſter gebannt, und beut die Geſundheit
Dir mit freundlichem Blick wieder zum Leben die Hand;
Sey dann Helfer dir ſelbſt, und fliehe der Furien Drangſal:
Wem ſie Schaden gebracht, ſuchen ſie ſchädlich zu ſeyn,
Folge dem Prieſter der Heilkunſt, der dein leitender Stern war,
Und mit dem Geiſtesſtral hellte dein Inneres auf.
Reiße den weichen Sinn ſchnell ab von der täuſchenden Sorge,
Laß die Begierde, ſie birgt unter den Roſen den Tod.
Lerne genießen und lern entbehren zugleich von der Weisheit,
Glücklich zu leben iſt ſchwer, glücklich zu leben iſt leicht!

Weib und Mädchen! es bannt auch eure Gebrechen Hygea,
Hier am heilenden Born wandeln ſich Schmerzen in Luſt.
Amor pflücket euch dann im Zaubergarten der Liebe
Friſche Roſen, und gern windet ſie Hymen zum Kranz.

Eil' auf willigem Roß, dem raſchen Gefährten, die Flur durch,
Doch verweile — du ſiehſt Vieles was lockt und entzückt.
Auch beſuche den edlen Freund, in der ſchattigen Laube
Seines Tusculum[1]), dir bietend ein ländliches Mahl.
Heil dem Wandernden, dem ein Tempelchen heiliger Freundſchaft
Hier erſcheinet und dort, ihm zu erhöh'n den Genuß;
Schnell befreundet das Fremde ſich dann in der Rede des Guten,
Und im trauten Geſpräch wird das Vergangene neu.

Von dem erglühten Veſuv zum Eisumpanzerten Hekla,
Bis zu den Andes-Höhn[2]) gürtend Amerika's Welt,
Hat die Natur dich hold vor allen begabet, o Taunus!
Außen mit Reiz der Geſtalt, innen mit ſtärkendem Thau;
Hingeſenkt in Europa's freundliche Mitte, da biſt du
Grenze dem Süd und Nord, ſüdlichen Fluren ein Schutz.
Reich an Geſundheitsquellen ſind Teutſchlands herrliche Höhen,
Reicher und milder jedoch ſtrömet Geneſung aus dir.
Groß iſt deine Geſtalt in kühnere Maſſen verſchmolzen,
Maleriſch-groß und ſchön, ferne zu ſchauen und nah.

Blühendes Land! umkränzt vom Melibocus[3]) und Altking
Hier, und vom Donnersberg dort im gedehnten Gefild;
Teutſches Heſperien[4]) du, du warſt ein ſchwellender See auch,
Noch in dem Urgeſtein leben die Kinder der Fluth.
Wogen umrauſchten in alter Zeit den ſchattigen Bergwald,
Wo nun ſcheues Gewild haſtig der Jäger verfolgt.
Wo einſt Auerochſen-Gebrüll und eiſerner Katten
Waffengeklirr erſcholl, unter dem Bardengeſang,
Ragt das Rhinoceros-Horn aus neugegrabenem Boden,
Malte der fremde Baum ſich in dem heimiſchen Fels.
Staunen ergreift den Forſcher, nun ihm die dunkle Geſchichte
Alter Bildungen hier in dem Geſtein ſich entrollt.
Ringsher breitet Vulkan ſein mächtiges Flammen-Geäder
Unter dem Erdkreis hin weit im vervorg'nen Geklüft,
Durch die germaniſche Flur, mit Neptuns geläuterter Meerfluth,
Und verleihet den Heilquellen die nährende Kraft.
Alſo wallet das Blut, verwandt mit dem Hauche des Lebens,
Leichter dahin und weckt ſelber die geiſtige Glut.

Auch Salzfluthen, entſchlüpft dem erdumhüllenden Meere,
Steigen aus blumigen Au'n, welche der Taunus umſchlingt.
Wetteravia's[5]) Flur zeigt Nauheims langen Gradierbau,
Homburgs Quelle, ſie beut reichliche Spenden umſonſt.
Salz auch ſprudelt noch ungepflegt in Coronia's[6]) Bergthal,
Und Sodenia trägt rühmlich den Namen davon.
Pflanzen, welche das Meer nur pflegt an dem brauſenden Ufer,
Blühen, der Heimath fern, in der umwaldeten Au;
Und die geflügelte Welt der Inſecten vom Wogengeſtade,
Schwebt im verirrten Flug über dem lockenden Duft.

---

[1]) Orkus, die Unterwelt.
[2]) Libitina, die Göttin der Unterwelt
[3]) Marbona, die Krankheitsgöttin.

[1]) Tusculum, ein Landſitz des Cicero.
[2]) Cordilleras de los Andes, die höchſten Gebirge der Erde.
[3]) Der Melibocus oder Malchenberg an der Bergſtraße.
[4]) Heſperien, der ſüdliche Theil von Italien.
[5]) Wetteravia, die Wetterau.
[6]) Coronia, Kronberg.

Sieh', es winket die Nymphe des Quells, o wandernde Muſe!
Unter dem Hirtengetön wachen die Schlummernden auf.
Bald begegnen ſich froh Sodenia's Brüder und Schweſtern,
Und im Gruße verjüngt geſtrige Wonne ſich dann.
An dem Geneſungs=Born empfängt ſie das duftende Frühmahl,
Und ſie wallen umher, pflegend ein trautes Geſpräch.
Wie auf grüner Aue verſchwiſterte Blumen vereint ſind,
Schlinget geſellige Huld hier um die Menſchen den Kranz.
Flüchtiger zwar als der flüchtige Geiſt vom labenden Heiltrank,
Fliehet auch Bad=Freundſchaft hin als ein täuſchender Traum;
Oftmals wird ſie genährt von gleichgeſtimmten Gemüthern,
Und mit jeglichem Jahr blühet ſie wieder am Quell.
Sieh' und Manchem erſchien Bad=Liebe zur tändelnden Kurzweil,
Was ein Moment gefügt, trennet der andre Moment;
Doch es finden ſich da verſchwiſterte Seelen, die Heimath
Trennet nimmer den Bund, welchen die Ferne geknüpft.
Städtiſcher Stolz entweicht an des Landmanns traulicher Schwelle,
Einfalt bietet zugleich feinerer Sitte die Hand,
Drückende Bande ſie fallen dann ab und ſanftere knüpfet,
Aus den Blumen der Au'n, hier die geſellige Luſt.
Glückliches Nichtsthun! du biſt edler in freyer Natur hier,
Als unwürdiges Thun dort im Getreibe der Stadt.
Oefter tönet von ſelbſt die lange vergeſſene Lyra,
Wenn der geflügelte Scherz leiſe die Saiten berührt.

Manche vergnügt, entſchwundener Leiden zu denken: was Einem
Heilung gewähret, es regt Hoffnung im Anderen auf.
Bald durchſpäh'n ſie die Flur und ſaugen ein ſtärkendes Luftbad,
Bis der Najade Geräuſch winket zum kühlen Gemach.
Doch ſie folgen zuerſt der Stimme befreundeter Muſen,
Und erquicken den Geiſt an dem caſtaliſchen[1]) Quell.
Bald auch labet ſie Ruh', auf ſtillumdämmertem Lager,
Leichter wallen ſie dann hin mit erneueter Kraft.
Künſtlich bilden ſie noch mit dem Flugball ſchwebende Bogen,
Endlich rufet zum Mahl klingendes Glockengetön.
Manch luculliſch[2]) Gericht folgt jenem behaglichen Gaſte,
Der die Stadt mit dem Land wohl zu vereinen verſteht;
Froh mittheilend dem Badegenoß, erfreut es ihn zwiefach,
Selber, als Gaſtgeſchenk, gab's ihm ein freundlicher Gott.
Plötzlich erſchallet Getön' aus Geigen mit grellem Gewirbel,
Stimmend ein Volkslied an, tritt ein Rhapſode[3]) herein;
Und als Jude vermummt, Scherzlieder trillernd, entlockt er,
In Mißlaute verſteckt, auch Harmonien der Bruſt.
Schau, die gefällige Freundſchaft winkt zur Spende des theuren
Bräunlichen Labetranks, unter dem Schattengewölb.
Die das gute Geſchick am Ziele der Leiden vereint hier,
Schließen den ruhigen Sinn gerne der Freude nun auf.
Holdes Gefühl erwacht in der Kühlung=hauchenden Laube,
Dieſer Gruppe gefällt Ruhe mit feinem Geſpräch;
Jene weilt in der Zelle; zur hügelumſchlungenen Wieſe
Schweift der bewegte Freund, mit dem Genoſſen am Arm.
Jener beſuchet ſich ſelbſt, gelagert am ſchattenden Fruchtbaum,
Oder zum Quellenſpiel lockt ihn der röthliche Bach.
Andere wallen umher auf traurigen Pfaden und finden
Bald ſich wieder, und neu bildet ſich fröhlich ein Kreis.
Alſo wechſelt zerſtreuende Luſt; — ſo will es Hygea,
Daß in Erholungen hier leicht ſich erhole der Menſch.

Pflücke mit Mäßigung dir vom Baume die Gabe des Sommers,
Schone der Blüthe, ſie giebt ſpäter die reifere Frucht.
Weiſe nicht kalt zurück, was willig die Stunde dir bietet,
Doch willkommener ſey Wonne mit Grazie dir.
Eile hinaus, einathmend erfriſchende Düfte des Feldes,
Wann der Himmel entwölkt lächelt im heiteren Blau.
Flüchte jedoch am trüberen Tag zum geſelligen Heerde,
Wo der beflügelte Scherz eilt mit den Stunden dahin.
Dem nur waltet ein glücklicher Stern, wer zu den Penaten[4]),
Die, mit Flügel und Zaum, leitende Göttin geſellt.[1])
Seht die Siechlinge wandeln umher, von Hoffnung belebet,
Auf Sodenia's Flur, oder im ſchattigen Hain.
(Schau! es beſtrahlt ihn die Sonn', er ſchimmert vom Reiz der Gefilde,
Wo die Erinnerung ſich ſpiegelt im goldenen Licht.)
Froher nun kehren ſie wieder, vom Schnittergeſange begleitet,
Wann das Abendgeläut Höhen und Thäler durchhallt.
Weſte mildern den Abend, und Scherze nun locken zum Mahle
Das dem ſcheidenden Tag Blumen der Freude noch ſtreut.
Und das Gedankenſpiel, das Spiel von Schenken und Wohnen,
Füllet die rege Bruſt, füllt den geſelligen Kreis.
Leicht umgaukelt geflügelter Witz den dampfenden Punſchnapf;
„Was wir lieben, was uns liebet" erklinget das Glas.
Auch ein Ständchen ertönt den gefühlvollhorchenden Schönen,
Raſch von des Nachthorns grellſeufzendem Laute durchſauſt.
Höher nun ſchlägt das Herz, von trauten Geſprächen erglühet;
Luna's dämmerndes Licht winket zum magiſchen Gang.
Freundſchaft murmelt der Bach, und Liebe liſpeln die Quellen,
Und Cytheren's[2]) Geſtirn funkelt dem ſtillen Gefühl.
Heimchengeſang ſchrillt ſanft umher, und erheiternde Ruhe
Kehrt in des Einſamhinwallenden Seele zurück.
Bald entſchwingt ſich der Geiſt, von himmliſchem Feuer entglühet,
Auf zum Sternegefild, tief in Betrachtung verſenkt.

Sieh'! es wandelt ſich nun zur Asklepiade[3]) der Sonntag;
Freundes=Beſuch erſcheint aus der geräuſchigen Stadt.
Tafeln verlängen ſich dann, es erweckt das Lied und der Walzer
Jedes verſunk'ne Gefühl; Tänze verfolgen den Tanz.
Luſtige Städter ſie hüpfen umher in bäuriſcher Kleidung,
Und der Dörflinge Schaar ſiehet verwundert ihr Bild.
Und ein beritt'ner Silen, vom Hochgeöhrten getragen,
Trabet mit ernſtem Schritt in die Verſammlung hinein.
Froh begrüßt ſie das Thier im langanhaltenden Triller,
Doch der lachende Schwarm dränget ſich ſchüchtern zurück.
Sehet am Kirchweihfeſt kommt Saturnaliſche[4]) Zeit auch,
Ungebundenen Flugs, wieder mit bäuriſchem Sinn.
Seht ein fröhlicher Zug, umſchwirrt von Jugend und Alter,
Pflanzt die Tanne, ſie trägt Kränze mit flatterndem Band.
Geigen ſchnarren, es klappert das Hackbrett munter zum Tanze,
Und den verlornen Tact ſtampfet ein rüſtiger Fuß.
Buden ſtehen umher, gefüllt mit dörflicher Unzier:
Taſſen ſcheckig bemalt, Gläſer mit ſinnigem Prunk;
Spiegel in rothem Papier, zum Sonntagsputze der Schönen;
Herzen von Zucker und Teig, kleine Trompeten von Holz;
Pfeifen mit gellendem Ton, Maultrommeln mit dumpfem Gemurmel,
Und die Kinder des Orts jubeln errungenen Preiß.
Gaffendes Volk zieht hin und her zu dem raſſelnden Glückstopf,
Und der Würfel gewinnt oft dem Verliebten ſein Glück.
Weicht nun der heiße Tag dem ſanftverglühenden Abend,
Wallen die Trauteſten dann ſinnend zur ſtilleren Flur;
Im Philoſophengang vom liſpelnden Bache begleitet,
Oder im funkelden Hain ernſter Betrachtung geweiht.
Und mit geleitendem Blick zum ſanftanlockenden Hügel:
Villa=Bella[5]) voreinſt, Römern zum Danke genannt.

Tochter der Schöpfung, Natur! der Menſchheit Leiden zu mildern,
Gab dein Soden auch uns Quellen von heilender Kraft;
Wo ſich quälender Schmerz auflöſet in lindernden Frohſinn,
Daß die Boten der Nacht fliehen, vom Leben verſcheucht.

---

[1]) Die Quellen der Muſen.
[2]) Lucullus, ein römiſcher Gaſtronom.
[3]) Ein Bänkelſänger.
[4]) Penaten, die Hausgötter.

[1]) Die Mäßigkeit, nach Raphael.
[2]) Venus, der Abendſtern.
[3]) Asklepiade, Feier zur Ehre des Aesculap.
[4]) Saturnalien, römiſche Volksfeyer.
[5]) Der Völbel oder das Dach.

Friſch mit Roſen umblüht erſcheint nun wieder die Jugend,
Noch im Alter verjüngt Körper und Seele ſich hier.
Holde Sodenia! du giebſt wieder dem Gatten die Gattin,
Giebſt dem Freunde den Freund, Liebe der Liebe zurück.
Wer dich glücklich umwohnt, ſtrebt nicht nach fernen Geſtaden,
Fremdes zu ſuchen, und noch fremder zu werden ſich ſelbſt.
Du warſt ſchmerzlicher Krankheit oft die geheiligte Lethe,[1]
Die dem Leidenden gern ſüßes Vergeſſen gebracht.
Spendeſt, dem Seebad gleich, wohlthätigen Thau der Geneſung,
Belt und Ozean mißt hier der Umwohnende nicht;
Albions Brighton[2] nicht, und Italia's blühende Küſten,
Und von Wogen umrauſcht Doberan's[3] nördliches Bad.
Kannte dich Arnſtadt's Barde, ſo blühte dem Kranze der Quellen,[4]
Welchen er kunſtreich wand, lieblich dein Name zugleich.

Nenn', o Muſe! ſie noch die holdanlächelnden Nymphen,
Welche die Brunnen umher ſchirmen mit zärtlicher Huld:
Schwalheim's Nymphe ſie ſchöpft am ländlich-einſamen Stahlquell,
Gern den Medeiſchen[5] Trank, welcher das Alter verjüngt.
Herrlich und weitberühmt als Labſal über das Weltmeer,
Schwimmt mit dem Schiffenden treu, Perlen Selteria's[6] ihr,
Welche, die Wogen der Bruſt beſänftigend, leicht mit Erfriſchung
Durch das wallende Blut rollen im lindernden Hauch.
Nymphe Selteria![6] dir auch töne begeiſtert mein Loblied,
Die ſo milde den Trank ſpendet mit reichlicher Huld.
Dich umſchirmen, im länglichen Wieſengrund voll rauſchender Bäche,
Sanfte Hügel, geſenkt von den Tauniden herab.
Feſtlich kündet dem Wanderer dich die erhabene Reihe
Schlanker Pappeln, zur Luſt dir und der Quelle gepflanzt.
Unter Gelübden ſo nahet er dir und dem zierlichen Tempel,
Wählend zum Dankaltar deinen beſeelenden Born.
Unſichtbare! du ſelbſt erſcheinſt hier öfter dem Siechling,
Ihm in der Schaale nun darbietend Geneſung und Kraft.
Oft betäubet ihn zwar die Fülle von deiner Umwallung,
Wenn er ſich ungeprüft tauchte zur geiſtigen Fluth.
Doch wer dir mit Vertrau'n im Heiligthume genahet,
Ihn umarmeſt du, lohnſt ihn mit Erquickungen dann.
Unter Geſängen ſo ſchöpfen den Heiltrank deine Najaden,
Denn er ſtimmt ja die Bruſt und das Gefühl zum Geſang.
Welch ein reges Gewühl! hier klingen gethürmte Gefäße,
Neben einander gereiht von dem geſchäftigen Volk.
Siehe, der Fuhrmann harrt und ſchmaucht ſein labendes Pfeifchen,
Und das wiehernde Roß will mit der Beute davon.
Selbſt auch holt der Umwohnende ſie; — dem Gefilde der Nachbarn
Bringt ſie der Doppel-Korb auf dem geduldigen Thier.
Und es entſprudelt verjüngt auch Homburgs Auen ein Heilborn,
Selters Quelle verwandt, ſinniger Pflege zum Lohn.

Füllet nicht Weilbachs Nymphe die Schwefelſchale dem Weiſen,
Welcher dem edleren Ruhm Nächte geopfert und Ruh?
Wer von dem Becher der Luſt oft nippte, dem Leben zum Unheil,
Saugt mit balſamiſcher Fluth heilige Labungen hier.
Wer in berückender Fülle von Hochheims goldenem Trank ſog,
Findet in Hochheims Thal auch den verſöhnenden Born.
Feindlich dem Kupfer und Bley, ſo bannt er aus ſchwächlicher Hülle,
Schleichendes Gift hinweg, welches erzeuget den Tod.
Francofordia beut am Lindenumſchatteten Grünborn,
Und im Gewühle der Stadt, Quellen ſulphuriſcher Kraft.
Villa-Bella[1] bewahrt an der Auen-umſchlingenden Nidda,
Noch den ſprudelnden Stahl, welcher den Römer gelabt.
Freundlich im Wieſengrund', umgürtet von altem Gemäuer,
Schließen ſich Karbens Geſundbrunnen dem Kranken auf.
Und Hanovia's[2] Fluren erquickt die verſchwiſterte Nymphe,
Die mit der Tauniſchen ſanft lächelt im holden Verein.
Dürftig an heilender Kraft, und reich an gefälligen Reizen,
Pflegt ſie liebend und treu, bald in den Lauben umher,
Bald in gereiheten Hallen, im Ring-Wettrennen und Wurfſpiel,
Noch im Taumel der Luſt munteres Kattengeſchlecht.
Wihelmsbad, — ſo nannte den Born des Gefildes Umſchaffer,
Dort auch glänzte voreinſt Haſſia's[3] Name mit Ruhm!
Schweigend im Hainthal noch, und in manchem verborg'nen Geklüfte,
Rieſelt ſo mancher Quell, froher Geneſung geweiht.

Hier iſt der Heilkraft heiliges Land, hier haben die Götter
Zu dem Schönen umher, heiter das Gute geſellt.
Siehe! da winken Bargilla's[4] Höhn, wo friedlich der Weinſtock
Ueber dem Heldengrab Teutſcher und Gallier grünt.
Schaue! der Ubier[5] Urland hier, im waldigen Thalgrund
Ragen die Gräber hervor unter den Hügeln gereiht.
Jammernd zog das entartete Volk auf ſchirmende Veſten,[6]
Seine Habe dahin flüchtend vor Suevengewalt;
Bis die rächenden Haſſer der Römer, und ihrer Genoſſen
Nahten, und Jene hinabſtürzten von felſigen Höh'n.
Alſo ſtrafte ſie ſelbſt Untreu' am heimiſchen Lande,[7]
Feindes Boden zuletzt nahm die Verlaſſenen auf.
Weithin pranget Mönapien hier im geſegneten Mayngau,
Milder Himmel umfließt hier das germaniſche Land.

---

[1] Lethe, die Fluth der Vergeſſenheit.
[2] Albion, England; Brighton, das dortige Seebad.
[3] Doberan, ein Seebad an der mecklenburgiſchen Küſte.
[4] Neubeck und ſeine Geſundbrunnen.
[5] Der Medea Zaubertrank.
[6] Selteria, Selters.

[1] Vilbel.
[2] Hanovia, Hanau.
[3] Haſſia, Heſſen.
[4] Bargilla, Bergen.
[5] Ubier, Bewohner der Wetterau.
[6] Cäſar d. B. G. L. 6. C. 10.
[7] Cäſar L. 1. C. 54.

Charlotte Eleonore Wilhelmine v. Gersdorf,

geborene von Gersdorf, ward am 28. October 1768 zu Oberbellmannsdorf in der Oberlauſitz geboren, vermählte ſich 1792 mit dem K. Sächſiſchen Kammerherrn von Gersdorf und lebte Anfangs zu Bieſig bei Reichenbach, ſpäter in Bauzen und ſeit 1811 in Dresden.

Sie ſchrieb:

Die Armenierin. 2 Thle. Braunſchweig 1829.
Aurora, Gräfin von Königsmark, 2 Thle. Quedlinburg 1817.
Der Eichwald, 2 Thle. Brünn 1819.
Emmerich Töckély, Fürſt von Siebenbürgen. Celle 1834. 2 Thle.
Erzählungen. 24 Bde. Leipzig 1821—1830.
Eternelle oder die Blindgeborne, 2 Thle. N. A. Leipzig 1832.
Die Geſchiedene. Braunſchweig 1830. 2 Thle.
Die Himmelfahrtstage. Meißen 1818. 3 Thle.
Ritter Julian und die ſchöne Iſolde. 2 Thle. Merſeburg 1833.
Nectarine von Klarenfeld. Chemnitz 1818.

Ladislaus Poſthumus, Erzherzog von Oeſtreich. Brünn 1818.
Mirabilis oder der Alte Ueberall und Nirgends. Leipzig 1822.
Mnemoſyne oder meine Erinnerung. 2 Thle. Oſchatz 1797—1798.
Mnemoſyne die zweite. Leipzig 1812.
Mnemoſyne die dritte. Halle 1822.
Nachtſchatten. Berlin 1828.
Nachtviolen. Berlin 1828.
Renate. 2 Bdchen. Leipzig 1833.
Der belgiſche Ritter. Meißen 1830.
Ritter Robert Carre. Berlin 1828.
Die Roſe von Rubinen. Görlitz 1821.
Selbſtverblendung. Leipzig 1831.
Senſitiven. Merſeburg 1833.
Sinn-Violen. Berlin 1830.
Der St. Valentins-Tag. Leipzig 1827.
Der Zigeunerraub. Meißen 1824.

Eine äußerſt fruchtbare Erzählerin, die, nicht ohne Talent, ſich ein zahlreiches, wenn auch untergeordnetes Publikum zu erwerben wußte, das ihren Leiſtungen Beifall und Aufmerkſamkeit ſpendet.

Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg

ward am 3 Januar 1737 zu Tondern in Schleswig geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf dem Chriſtianeum in Altona und ſtudirte dann kurze Zeit in Jena, gab aber nach dem Wunſche ſeines Vaters dieſe Laufbahn auf und trat in däniſche Kriegsdienſte. Während des Feldzuges gegen Rußland avancirte er bis zum Rittmeiſter, nahm jedoch nach dem Frieden ſeinen Abſchied und erhielt eine Anſtellung bei der deutſchen Kanzlei zu Kopenhagen. Im Jahre 1775 begab er ſich als däniſcher Miniſter-Reſident nach Lübeck und verweilte daſelbſt bis 1785 wo er als Mitdirector des Lottojuſtizweſens nach Altona berufen wurde. Dieſes Amt verwaltete er bis 1820 und zog ſich dann gänzlich von allen öffentlichen Geſchäften zurück. Er ſtarb am 1 November 1823.

Von ihm erſchien:

Tändeleien. Leipzig, 1759 u. öfter.
Proſaiſche Gedichte. Altona, 1759.
Ariadne auf Naxos. Kopenhagen, 1767.
Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, 1766.
Der Hypochondriſt (gemeinſchaftlich mit J. F. Schmidt.) Schleswig, 1767. 2 Bde. N. A. 1784.
Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Schleswig, 1766—1770. 4 Sammlungen.
Die Braut. Trauerſpiel. Kopenhagen, 1765.
Ugolino. Trauerſpiel. Hamburg, 1768.
Minona oder die Angelſachſen. Melodrama, Hamburg, 1785.
Die Theorie der Kategorieen. Altona, 1795.
Sendſchreiben an Villers, das gemeinſchaftliche Princip der theoretiſchen und practiſchen Philoſophie betreffend. Altona, 1821.
Beattin's Verſuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit. Aus dem Engliſchen. Kopenhagen und Leipzig, 1772. N. A. 1775.
Vermiſchte Schriften. 3 Bde. Altona. 1815—17.

Dieſem geiſtreichen und ſcharfſinnigen Manne hat die deutſche Literatur nicht Geringes zu verdanken. Er war es, der zuerſt mit Erfolg auf die Schätze nordiſcher und kritiſcher Poeſie aufmerkſam machte und in ſeinem Gedicht eines Skalden, in welchem er ſich Klopſtock anſchloß, eine neue Bahn zu brechen und Kraft und Gewalt des Ausdrucks mit Innigkeit der Empfindung zu verbinden ſtrebte. Höchſt anmuthig und gewandt zeigte er ſich dagegen in ſeinen Tändeleien, einem damals ſehr beliebten Genre, das vor ihm noch nicht mit ſolcher Feinheit und Eleganz, ſo reichem Witz und ſo lieblich ſpielender Phantaſie war behandelt worden. Noch bedeutender erſchien er jedoch in ſeinem Drama „Ugolino", durch welches er die von Leſſing mit ſo großem Erfolg aufgeſtellten und durchgeführten Principien practiſch beförderte. Wenn auch die Wahl des aus der Hölle des Dante entlehnten Stoffes immer ein Mißgriff bleibt, ſo muß man doch über die Kühnheit und Kraft erſtaunen, mit welcher G. denſelben der von Leſſing eingeführten Form des ſogenannten bürgerlichen Trauerſpieles unterwarf. Abgeſehen von dem eben erwähnten Misgriffe der Wahl bleibt jenes Stück immer ein großartiges Meiſterwerk, in welchem der Dichter die höchſte Beſonnenheit mit dem tiefſten Gefühl und einer ſeltenen Stärke und Macht des Ausdruckes zu verbinden verſtand. Hier iſt nichts überflüſſig; Alles greift genau in einander und drängt ſeinem Ziele zu, und die Steigerung ſchreitet ohne Ermatten bis an den Schluß fort, ohne daß auf der anderen Seite die Spannung der Leidenſchaft übertrieben und dadurch unnatürlich würde. — Man iſt im Ganzen gegen dieſes Werk ungerecht geweſen; der geſunde Sinn der Nation wandte ſich, und zwar mit Recht, befremdet von einem Gegenſtande ab, deſſen innere Gräßlichkeit alle poetiſche Schönheit von vorn herein zerſtört; aber man hätte dagegen auch bedenken und anerkennen ſollen, daß dieſes Trauerſpiel das Erzeugniß eines ſeltenen und großartigen Dichtergeiſtes war, der ſelbſt in ſeinen Verirrungen aufrichtige Bewunderung verdient.

Auch für die Verbreitung der Kantiſchen Philoſophie wie für die Bildung des Geſchmackes und namentlich für die richtige Würdigung Shakſpears hat von Gerſtenberg viel Lobenswerthes geleiſtet; ſein Name wird daher immer gleich nach jenen großen Männern, denen unſere Literatur ſo Herrliches verdankt und die wir als Sterne erſter Größe am Himmel unſerer vaterländiſchen Poeſie zu betrachten gewohnt ſind, mit aufrichtiger und inniger Verehrung angeführt werden.

Vgl. eine autobiographiſche Skizze von Gerſtenbergs, abgedruckt in Jördens Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten, Th. 6. S. 171 fgde.

Ugolino.

Tragödie von W. v. Gerſtenberg.

Vierter Aufzug.

Ugolino.

Bin ich endlich allein? (Er ſchiebt den Sargdeckel ab.) Hier war ich König! Hier war ich Freund und Vater! Hier war ich angebetet! Ich heiſchte mehr. Ich wollte Sklaven im Staube meines Fußtritts ſehen; und ſo verlor ich alles, was das parteiiſche Verhängniß mir geben konnte. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Trophäen, den Stolz meiner kriegeriſchen Tage zurück erkaufen könnte, ach mit Entzücken gäb' ich ſie alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihr Bruſt. Ach Ugolino, du warſt glücklich! Kein Sterblicher war glücklicher! Und du hätteſt glücklich vollenden können! Da ſitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt ſie ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! Liebenswürdiger Geiſt! liebenswürdig in deinem Unmuth! Iſt dein Antlitz ganz ernſt? Ah! dein Antlitz iſt ernſt! Einſt hab' ich dich geſehn, meine Gianetta; liebevoll und ſchüchtern ſankſt du in meine Arme. Ruggieri Ubaldini trat heran; das Gewand des Heuchlers rauſchte lauter; ſein bleifarbigtes waſſerichtes Angeſicht tobte vom Sturm ſeiner Seele; er wälzte ſeine adrichten Augen weit hervor; Tücke und Verderben lauſchten nicht mehr im Schleier der Nacht! Du aber lagſt furchtſam athmend an meinem Halſe. Da erhob ſich mein Herz! Da erkannte Ruggieri noch einmal Gherardesca, den Mann! Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthau; und deine ſüßen Lippen, deine Nektarlippen, deine Wonnelippen (er küßt ſie) nannten Piſa's Befreier, deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar iſt nun grau, und mein Bart iſt fürchterlich, wie eines Gefangnen. Doch der große Morgen wird ja kommen! ſchrecklich, dunkelroth und ſchwül von Gewittern wird er ja kommen! In ſeinem ſchwarzen Strahle will ich erlöſchen! In ſeiner gebärenden Wolke ſoll, wie Feuer vom Himmel, mein Geiſt über Piſa ſtehn! Dann erzittre ein Elender! aber nur einer. Feuer und Rache! iſt meine Gianetta gefallen! (ſteht tiefſinnig) Mit Gift hingerichtet haben ſie meine Gianetta? Gift ſogen ſie aus den Worten meiner Liebe? ah! aus den Worten meiner Liebe? Einſame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben ſie meine Gianetta? (geht ſtillſchweigend.) Gern möcht' ich die Stimme des Abgrundes vergeſſen! o daß ich ſie nie gehört hätte! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! denn der Thurm iſt von dieſer Stunde an verflucht! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ha! wie er wüthet, der Gedanke! wie er ſich in mir umkehrt! Ich kann ihn nicht ausdenken! und mag nicht! O pfui! pfui! Brandmal für die Menſchlichkeit! ewiges Brandmal! Ich kann mich deiner nicht erwehren; du Wohnhaus des Schreckens! nicht mehr Kerker meiner Erniedrigung! Gruft! Gruft der Gebeine Gherardesca's! Gruft meiner Auferſtehung! aber erſt meiner Verweſung! ah! nicht nur meiner! Fürchterlich! hier hinſinken! hier mit dem Tode ringen! einſam! von keiner freundſchaftlichen Hand unterſtützt! ganz einſam! mein Weib, meine Kinder rings um mich geſammelt! dennoch ganz einſam! jeder Sinn voll ihrer Verweſung! fürchterlicher als einſam! Tod, wie keiner dich ſtarb, o du biſt fürchterlich! Ich will nicht, ich will dich nicht denken! (er ſieht Gaddo.) Doch zwingt mich dieſer Anblick. Ach! daß ich Vater und Menſch ſein muß! Steh auf, armer Gaddo! Du antworteſt nicht?

Gaddo. Ich bin gelähmt.

Ugolino. Aha, war das die Urſache?

Gaddo. Hilf mir, mein Vater!

Ugolino. So!

Gaddo. Lächle, trauter Vater, und hilf deinem Gaddo!

Ugolino. So!

Gaddo. Gott ſegne dich!

Ugolino (hebt ihn auf ſeinen Schooß). Wo ſchmerzt es dich, mein Gaddo? Sage mir's, armes Kind!

Gaddo (ihn ſehr beweglich anſehend). Du wirſt mich nicht Hungers ſterben laſſen, mein Vater!

Ugolino. Wo ſitzt deine Krankheit?

Gaddo. Im Herzen, im Magen, im Kopf: ich kann's dir nicht ſagen. O mich ekelt!

Ugolino. Ich habe dich nicht ſchreien gehört.

Gaddo. O der Hirnſchädel wäre mir geborſten.

Ugolino. Deine Augen ſind blau und geſchwollen.

Gaddo. Sie wollen nicht weinen.

Ugolino. Gewiß, gewiß, es iſt ſehr bitter!

Gaddo. Liebt meine Mutter mich noch?

Ugolino. Sie liebt dich immer: wir lieben dich beide.

Gaddo. Hah! wenn dem ſo wäre! Es iſt unglaublich.

Ugolino. Warum unglaublich, mein Gaddo! Sprich! Ich bin dein liebender Vater.

Gaddo. Sie hat mich an ihrem Buſen genährt, jetzt läßt ſie mich verſchmachten. Doch ſie kann mich verſchmachten laſſen, und doch lieben: denn du liebſt mich, mein Vater; ſagteſt du nicht ſo?

Ugolino (küßt ſeine Augen). Habe Mitleid, Strafengel! o ſchone!

Gaddo (ſeufzt). Ach!

Ugolino. O nein! nein! lieber rede! daß Gott im Himmel dich höre! rede; ſtrafe deinen Vater; girre nach deiner Mutter, Verlorner! Aermſter! nur laß mich dich, ſüßes Kind, nie wieder ſeufzen hören!

Francesco (eilig). Es müſſen Leute im Thurm ſein: ich hörte Fußtritte.

Ugolino (beſtürzt). Wie? was? (legt Gaddo hin.)

Anſelmo (langſam). Du wollteſt vermuthlich die Männer im Thurme ſehen. Es ſind dieſelben, die ich vorher bat, mich und Gaddo mitzunehmen: Männer ohne Herz. Sie ſchlichen fort, da ſie mich wahrnahmen, als fürchteten ſie mich. Sie ſind nicht mehr da.

Francesco. Horch! horch!

Anſelmo. Auch die Oeffnung iſt nicht mehr. St! St!

Francesco (erblaßt). Die Thurmthüre! Ha! (Man hört ſie ſtark zuſchlagen.)

Anſelmo. Sie wird verſchloſſen. (Ein ſehr langes und ſchreckenvolles Stillſchweigen: worauf Anſelmo ſeinen Bruder leiſe anſtößt.) Du ſiehſt den Geiſt an der Mauer, Francesco! Nein, ſieh nicht dort hin; ſieh unſern Vater. Erſtarrt? Verſteinert? Bleich war das Antlitz unſers Vaters; aber ſieh, Francesco, jetzt iſt's ſchrecklich. Weh mir! ihm in's rothe, in's unbewegliche Auge zu ſehn, ſchaudert mich! Ach mein Vater! (küßt ſeine Hand.) Und auch du, Francesco? Du ſchweigſt? ſeufzeſt? auch du, Francesco? und ſchluchzeſt? Mein Vater! (küßt ſeine Hand noch einmal, (ſteht auf, und erſchrickt.) Auf dich wirft er einen ſchnell zurückgezognen Blick, und auf mich, und auf Gaddo! Blut ſtrömt vom gewaltigen Biß ſeiner Lippen! Seine Geſichtsmuskeln ſtehn aufwärts gedrängt und ſtarr! Mein Vater! (wirft ſich ihm zu Füßen.)

Francesco. Sei ruhig, Anſelmo, ich bitte dich! (er richtet ihn auf.)

Anſelmo (mit Heftigkeit.) Mein Vater! mein Vater! (mit den Füßen ſtampfend.) Mein Vater! (ängſtlich ſchreiend.)

Francesco. Was ängſtigt dich, mein Anſelmo? Was ſchreckt dich, Lieber? ach! laß unſern Vater nichts von dieſer Heftigkeit ſehen! ſei gelaſſen! ſei ruhig!

Anſelmo. Gut, Mann! entferne dich nur! aber ſchnell, ſchnell aus meinen Augen! wenn dein Leben dir lieb iſt, Mann!

Francesco. Ich darf ihn jetzt nicht verlaſſen, nein. Und mein Vater! o ewige Vorſicht.

Anſelmo. Ich irrte mich. Dieſer da iſt keiner von ihnen. (ſieht ſich furchtſam nach allen Seiten um.) Ach! (indem er die Hände ringt.) Nun iſt es gewiß. Weggeführt haben die Prieſterſklaven das Opfer! und die Reihe wird an mich kommen: aber deſto beſſer.

Francesco. Gieb dich zufrieden, Anſelmo! Kennſt du mich nicht?

Anſelmo. Dich? (mißt ihn mit den Augen.)

Francesco. Kennſt du mich?

Anſelmo. Ha! ha! ha! Wie ſollt' ich dich nicht kennen. Du biſt ja Er, der aus dem Abgrunde heraufkam. Ich ſah dich aus deiner Grotte ſteigen: eine Grotte, wie ich mir keine wünſche, ſchmal und eckicht. Hatte ſie keinen giftigen Einwohner, als dich?

Francesco. Er redet vom Sarge, und ſeine Geiſter ſcheinen ſich zu ſammeln. Beruhige dich, Anſelmo; ich bin dein Bruder Francesco, und ich lebe.

Anſelmo. Wohl dir, daß du lebſt! Draußen, ach weh! drohn die Gefahren! man kann dir nicht Schuld geben, daß du ihnen nicht zeitig genug ausgewichen ſeiſt. Willkommen, Thurmſpringer! Sicherheit iſt die Blume des Lebens.

Francesco. Ich vergebe dir den Spott. Thurmſpringer nennſt du mich? Wollte Gott, ich hätte den unſeligen Sprung nicht gewagt! Alles wäre gut geweſen! Keins unter euch hätte viel gehofft, noch viel gefürchtet! Wie wund muß euer Gefühl ſeyn! Wie ſehr vergrößert ſich meine Uebereilung! Vergieb mir, mein Bruder! o vergieb mir! die Abſicht war nicht unedel.

Gaddo (ruft). Francesco!

Anſelmo. Gut! ſei gerichtet nach deinen Thaten! (er geht auf und ab, bald ſchnell, bald langſam.)

Gaddo. Francesco!

Francesco. Was verlangt mein Gaddo?

Gaddo. Sei mein Fürſprecher, Francesco! Ich bin dir auch gut.

Francesco. Bei wem, du geliebter Gaddo? Sprich!

Gaddo. Bin ich dein geliebter Gaddo? Ich frage nicht umſonſt.

Francesco. Ja! Gott weiß es!

Gaddo. Ach! Jedermann liebt mich, und ich liebe jedermann, und doch hilft mir keiner. Hilf du mir, geliebter Francesco. Vertritt mich bei Anſelmo; du giltſt viel bei ihm.

Francesco. Worin, Gaddo, worin ſoll ich dich vertreten?

Gaddo. Erſt bitt' ich dich, mir eine Zechine zu leihen.

Francesco. Eine Zechine? wozu die?

Gaddo. Ich habe viele Zechinen unter meinen Sparpfennigen: ſie ſollen alle dein ſein. Ich bitte dich nur um eine.

Francesco. Hier haſt du ſie, Gaddo.

Gaddo. Nimm dieſe Zechine, und überrede Anſelmchen, daß er mir ein einziges Ei aus den vielen Neſtern gebe, die er mir kurz vorher ſchenken wollte: ſollt's auch nur ſo viel ſein, als ein Hänflingei.

Francesco. Du ſprichſt mir Räthſel.

Gaddo. Ich will die Auerhähne gerne entbehren, die uns dein Sprung vom Thurme verſchafft hat: jetzt brauche ich nur ein einziges Hänflingei. Thu es, Francesco, aber bitte ihn höflich, daß er dir's nicht abſchlage.

Francesco. Schöne Folgen des Sprungs vom Thurme!

Ich war nicht allein ein Thor, ich war auch ungehorſam: allein, o Himmel, die Strafe iſt hart! Vergieb auch du mir mein Gaddo! Und doch mit welcher Stirne kann ich's wünſchen?

Gaddo. Ein Ei würde mich retten! Ein Hänflingei! Bedenke, Francesco! Kannſt du mir ein Hänflingei verſagen? O lieber Gott! Gieb mir die Zechine zurück: ich will Anſelmo ſelbſt bitten. Ich wollt' ihm zu Füßen fallen, wenn ich könnte: allein ich kann mich nicht regen. (Francesco giebt ihm die Zechine, und geht mit aufgehobnen Augen ab.) Anſelmo! großmüthiger Anſelmo! mein Bruder!

Anſelmo (auffahrend). So iſt's recht! Laßt die Hörner tönen am hallenden Fels!

Gaddo (ſanft bittend). Anſelmo! mein Bruder Anſelmo!

Anſelmo (rauh). Wer ruft? Hei! wer ruft denn da? wer ruft? wer ruft?

Gaddo (erſchrocken). Ich wenigſtens bin hier der Rufende nicht!

Anſelmo. Du da auf dem Stroh, ich habe zu thun!

Gaddo (ſtreckt die Hände aus, und legt ſich ſeitwärts).

Anſelmo. Hinwrg! (er pfeift) Hinweg! in meinem Kopf ſollſt du mir nicht ſpinnen! (pfeift wieder). Hinweg, ich verbanne dich auf ewig aus meinem Kopf! (macht eine Bewegung mit der Hand) Nun, wie ſteht's, ihr im ſilbernen Gewande, unſterbliche Töchter des hohen Oceanus! haben wir das Wild? Mit dieſen Nägeln will ich's zerreißen; mit dieſem Gebiß will ich's zermalmen; ſo, ſo, ſo will ich das Wonneblut trinken! Schnaubend ſtürzt der Tiger vom Abhang; ſie haben ihm ſeinen Raub entwandt; ſpringt ziſchend hoch auf, wittert in den Wind, zerſtiebt mit langgeſtreckter Klaue den Fußtritt des Schnellen im glutrothen Sand, Grimm knirſcht in ſeinen Zähnen, Hunger ſprüht heiß im Aug: umſonſt, Tiger, am Bart des Jägers glänzt's! Ich will mich an dieſen Abhang ſetzen. Durch dieſe Felsritze kann ich die Tigerkatzen über mir, und von dieſer Höhe die Marder unter mir ſpähen. So will ich euch den Fang ablauſchen, ihr Räuber! Meine Hühnchen niſten am Sumpf, wo der Marder mit geſenkten Ohren hinabſchleicht. Weg ſind ſie! Stoßt in's Horn, Müßige! ſtoßt in's Horn! ſtoßt in's Horn! (ſingt)

Der muntre Jagdzug ſchwebet
In blauer Luft!
Roß, Hund, und Jäger drängt ſich
Daher, dem Himmel nah!

Hab ich den Dieb? Langöhrigter! laß deine Stimme hören! (er bellt) Ho! ho! ho! Dieb, ſiehſt du den Pudel nicht?

Gaddo. Was iſt das?

Anſelmo. Sei gegrüßt, Endymion. Wir haben gute Weile. Kannſt du einen Wettgeſang ſingen?

Gaddo. Ich ſinge wenig, Anſelmo.

Anſelmo. Was ſchadet's? Wir wollen einen Wettgeſang ſingen.

Gaddo. Ich kann kaum reden, Anſelmo! und ſollte ſingen?

Anſelmo. Singe, Träger, oder bei jenem hinabhangenden Monde! ich zerſtoße dich mit dem Felsbruche!

Gaddo. Wie Anſelmo, du weißt, daß ich nicht ſingen kann.

Anſelmo. Singe!

Gaddo. Ich ſingen?

Anſelmo. Singe!

Gaddo. Ich, der ich weinen möchte, wenn ich könnte?

Anſelmo. Singe weinend! Singe!

Gaddo. Nun dann, Anſelmo, ich will ſingen: aber mein Hals iſt roh und heiſer. Schenke mir, wenn ich bitten darf, ein kleines Hänflingei, wie es dir am nächſten zur Hand iſt, um meine Stimme zu bereiten.

Anſelmo (bei Seite). Was gilt's, dieß iſt der Marder, der mir die Eier austrinkt! Durch ſeine Larve hindurch erkenn' ich den tückiſchen Heuchler! Er iſt's! bei meinem Leben! Ich will ihn ausfragen.

Gaddo. Aber ſchenke mir's bald, Lieber! meine Stimme iſt vertrocknet.

Anſelmo. Gut! gut! Du möchteſt alſo ein Hänflingei haben?

Gaddo. Ich will's nicht läugnen.

Anſelmo. Oder ein Zeiſigei?

Gaddo. Ach ja!

Anſelmo. Hem! wäre dir nicht mit einem Hühnerei gedient?

Gaddo. Das wäre zu viel Güte.

Anſelmo. Ei ja, nimm ein Hühnerei.

Gaddo. Ich danke.

Anſelmo. Es iſt ein friſches Ei, eins von den beſten die ich in meinem Stall habe. He?

Gaddo. Weil es von deiner Hand kommt, will ich's nicht ausſchlagen.

Anſelmo. Ich dachte es. (Faßt ihn an der Kehle.) Räuber, bekenne mir, wie lange haſt du dieſen heilloſen Frevel verübt?

Gaddo. Weh mir!

Anſelmo. Wie viele Eier haſt du mir ausgetrunken? Sieh, dein Leben iſt in meiner Hand. Bekenne, wie viel?

Gaddo. Ah! Du wirſt mich nicht umbringen, Anſelmo?

Anſelmo. Ich, Marder! ich! ich! umbringen, Marder! Dich Marder! gieb Acht, Marder!

Gaddo. Hülfe! Hülfe!

Francesco (ſpringt zu und befreit Gaddo). Entſetzlich! Anſelmo ſchlägt ſeinen Bruder Gaddo?

Gaddo. Ah! ah!

Francesco. Seinen kranken, gelähmten, verſchmachtenden Bruder ſchlägt Anſelmo?

Anſelmo. (giebt Francesco unvermuthet einen Stoß um ſich loszureißen).

Gaddo. Halt ihn! ach halt ihn!

Francesco. Eine eiſerne Hand!

Gaddo. Nach mir ſieht er hin. Trauter Francesco, halt ihn!

Francesco. Ein Luchs blickt nicht wilder. Der Apfel quer, flammicht der Stern. Und es iſt Tücke darin. Wie kann Tücke in ein Auge kommen, wo das Herz ſo gut, ſo brüderlich gut iſt? O mein Anſelmo! Er ſchweigt hartnäckig.

Gaddo. Ich aber ſollte ſingen!

Francesco. Unſer Vater wird gleich hier ſein; er muß dich nicht ſehn. Ich beſchwöre dich, Anſelmo, laß mich dich entfernen, daß unſer Vater dich jetzt nicht ſehe. Es würd' ihn tödten!

Gaddo. Schone ſeiner, Francesco. Ein Marder hat ihn wider mich aufgebracht; ich weiß ſelbſt nicht, wie. Ah! nun ſchaut er ſchon wieder um ſich.

Francesco. Er erſchrickt. Es dämmert in ſeinem Auge. O Anſelmo! wo biſt du geweſen, Anſelmo?

Gaddo. Das ging ihm an's Herz!

Francesco. Eine mildere Röthe umzieht ſeinen Blick. Seine Wangen glühn. Er ſchmilzt, er ſchmilzt wirklich. Fürchte dich nicht, mein Bruder Anſelmo! Sein Auge weinet. Gottlob! da ſtürzt die Thräne! da ſtürzt die Thräne!

Anſelmo. Ach Heerſchaaren des Himmels! Welcher Segenvollſte unter euch ſtellt ſich zwiſchen mein Herz und die umſpannende Kralle?

Francesco. Erbärmlicher Anblick!

Anſelmo. Läuft die Natur im Kreiſe vor mir herum? Wohin, mein Bruder?

Francesco. Dir ſchwindelt, armer Anſelmo. Es iſt alles unbeweglich um Dich her. Unſer Vater kommt. Um Gottes willen theuerſter Anſelmo, mäßige dich jetzt, da unſer Vater kommt!

Anſelmo. Wie könnt' er kommen? Er lebt ia nicht mehr!

Ugolino (ſehr freundlich). Ihr guten Kinder!

Anſelmo (fällt ihm um den Hals und ſchluchzt).

Ugolino (ihn küſſend). So lieb' ich euch! meine Kinder. Euch in dieſer reizenden Vertraulichkeit beiſammen ſehn, iſt Erquickung zum Leben! Warum ſtutzt mein Anſelmo? betrachtet mich ſo aufmerkſam?

Francesco. Das Vergnügen, mein Vater, dich ſo heiter zu finden —

Ugolino. Wir wollen recht heiter ſein, meine Kinder. Es iſt eine heitre Stunde. (Er nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich.) Setze dich neben mich, Francesco, und du, Anſelmo. Will Gaddo auf ſeines Vaters Schooß ſitzen?

Gaddo. Ob ich will? (bewegt ſich, um hinzukommen.)

Francesco (bringt ihn ſeinem Vater).

Ugolino. Wir haben viel fröhliche Tage gelebt, meine Söhne. Wollen wir nachrechnen? Es wird uns ſchwer fallen, ſie alle zuſammen zu rechnen.

Francesco. Das war ein ſchöner fröhlicher Tag, da Anſelmo geboren ward. Ich erinnere mich's recht genau. Ich war damals ſieben Jahre alt.

Ugolino. Ein ſchöner Tag; du haſt Recht, Francesco. Ganz Piſa nahm daran Theil. Die Freudenfeier und die feſtlichen Tänze dauerten drei Tage, und darüber.

Gaddo. Da wird was rechts geſchmauſt worden ſein, mein Vater! War ich auch dabei?

Francesco. Du warſt noch nicht geboren, Gaddo.

Gaddo. Schade!

Ugolino. Wie ſo ſtill, Anſelmo?

Anſelmo. (Nachdem er ihn ſtarr angeſehn hat.) So biſt du's denn wirklich? Nun (blickt zum Himmel) ich danke dir!

Francesco. Anſelmo wähnte, daß dir nicht wohl ſei.

Auch das war ein ſchöner Tag, mein Vater, da die Mütter, Jungfrauen und Jünglinge dir nach dem großen Siege vor die Stadt entgegen kamen.

Ugolino. Ganz recht. Ihr Zuruf im Klange der Klapperze und Trompeten machte mir warm. Aber ich wollte, daß ihr mir auch einige von euren fröhlichen Tagen herrechnetet.

Anſelmo. War das nicht ein ſchöner und ein fröhlicher Tag, ihr Brüder, da mich Ruggieri meinem Vater nachſchickte? und —

Franceſco. Und da wir, auf dem goldnen Kahne, unſrer Mutter entgegen ſegelten, als die dankbaren Piſaner ſie im Triumphe den Arno hinaufführten bis zur Villa Gherardeſca!

Ugolino. Du warſt auch zugegen, Gaddo: was ſagſt du dazu?

Gadda. Mir wird ganz trübe vor den Augen.

Ugolino. Genug, meine Kinder! wir haben alle viel frohe Tage gelebt. Zu bedauern iſt's, daß dieß Leben nicht immer fortwährt. Man iſt auf der Welt ſo glücklich.

Gaddo (ſeufzend). Ach ja! das Leben iſt ſo was ſüßes!

Franceſco. Das dächt' ich nicht, mein Vater! Wenn man bei'm Tauſch verlöre, da ließ ich's gelten. So aber gewinnt man ja in jeder Abſicht.

Ugolino. Du haſt's getroffen, Franceſco. Das menſchliche Leben iſt zwar ſehr glücklich; aber das höhere Leben nach dem Tode iſt doch viel glücklicher: es hat keine Abwandlungen, es iſt ein höheres Leben. Ach! von Vaterhuld floß das Herz unſers Schöpfers, da er Menſchen ſchuf. Er ſetzte ſie in einen irdiſchen Garten, und bereitete ihnen den Uebergang in einen Garten des Himmels.

Franceſco. Mir fällt dabei das Sterbelied unſers Schutzheiligen, Sanct Stephans, ein, wie ich's einmal von einer ſehr angenehmen Stimme gehört habe.

Ugolino. Sing' es.

Franceſco (ſingt).

Ich ſoll den Lichtquell trinken
Am himmliſchen Geſtad!
Ach! wo das Lied der Sterne ſtrömt,
Am himmliſchen Geſtad,
Da ſtrömt ihr Silberſtrom
Unſterblichkeit!
Ihn ſoll ich ſchaun! Gedank'!
Unauszudenkender Gedank'!
Ach! ich verſtumme dir!

Ugolino. Du haſt's gut geſungen. (bei Seite) Herunter, mein Herz! So weit war's wohl gethan, Ugolino!

Anſelmo (ſteht vom Stuhl auf). O Licht! Licht! o Salamis, heiliger Vaterlandsboden! Heerd meiner Väter! und du, ruhmvolles Athen! und du, mit mir auferzogenes Geſchlecht! ihr Quellen, ihr Flüſſe, ihr trojaniſchen Felder! euch ruf' ich! ſeid mir geſegnet, o ihr meine Pflegerinnen! Dieß letzte Wort ruft Ajax euch zu: das Uebrige will ich im Elyſium den Schatten erzählen.

Ugolino. Was ſagſt du?

Franceſco. Er hat die Rolle des Ajax Telamonius im Auguſtinerkloſter geſpielt. Dieß iſt nichts, als eine plötzliche Regung ſeines Herzens.

Ugolino. Gut; ich verlaſſe euch, meine Kinder. Der Morgen naht heran, und keins von euch hat noch den balſamiſchen Schlaf genoſſen. Schlaft nun wohl, ihr Geliebten. (Legt Gaddo wieder hin) Wenn wir uns wieder ſehn, ſo — (geht eilig ab).

Anſelmo. Schläfert dich?

Franceſco. Freilich; aber ohne meines Vaters Segen will ich nicht einſchlummern! O mein Schlaf wird ein herzerquickender Schlaf ſein.

Anſelmo. Mein Vater ſoll mich auch ſegnen. (Gehn ab.)

Gaddo. Mich hat er geſegnet. Dennoch könnt' ich jetzt nicht einſchlummern.

Fünfter Aufzug.

Anſelmo.

Ich bin voller Erwartung.

Franceſco. Er ſprach die Worte: *Es iſt ein Gott, meine Kinder!* mit großer väterlicher Gemüthsbewegung aus; er konnte keinen Ton mehr vollenden. O mein Anſelmo! du weißt nicht, warum ich unſern Vater ſo ſchnell verließ.

Anſelmo. Noch warum du mir winkteſt, dir zu folgen.

Franceſco. Umarme mich, mein Bruder, daß ich dich feſt an mein Herz drücke, Geliebter! Du biſt doch nun völlig wieder Anſelmo?

Anſelmo. Ich bin mild, wie der Honig vom Hymettus.

Franceſco. Ruggieri hat mir Gift gegeben, und ich werde ſterben. Mein Vater wähnte, ich hätte mich betrogen; ich wähnt' es ſelbſt. Mein Vater ſoll mich nicht ſterben ſehen. Mein Vater hat mich zum letztenmal geſehen. Du erblaſſeſt? Was iſt dir, mein Werther?

Anſelmo. Cithäron fällt, die erhabne Pallene zittert, und Tempe welkt!

Franceſco. Noch immer dieſe hochfliegenden Phantome! Ach, wie quälſt du mich, mein Anſelmo!

Anſelmo. Sprich es noch einmal aus, das geliebte tonvolle Wort. Wie war's? Sterben?

Franceſco. In dieſer Stunde. Daß ich euch jetzt ſchon zurücklaſſen ſoll, meinen niedergebeugten Vater, dich, mein Anſelmo, dich, mein Gaddo (indem er Gaddo mitleidig anſieht), das, das thut mir weh. Doch, ihr Armen, ich gehe nicht lange voraus.

Anſelmo. Ha!

Franceſco. Anſelmo, ich will dir etwas in's Ohr ſagen, ehe ich ſterbe. Ich fürchte unſers Vaters Stillſchweigen. Er iſt arm an Worten, ſchwer beladen mit Jammer, ſchwerer, als ein Menſch es vor ihm geweſen iſt. Kann er ſeine Seele bis ans Ende behaupten, ſo iſt er der größte Sterbliche der Erde, wie er der größte in Piſa war. Aber ſeine Leiden ſind zu vielfach. Deswegen hab' ich gewünſcht, ihn zu überleben, mein Bruder, um der Stab ſeines ſinkenden Alters zu ſein. Du biſt ein Knabe von ſtarker Seele, Anſelmo! ja du biſt mehr, als ein Knabe. Weine nicht, Liebſter. Doch, weine nur. Ich verſtehe den ganzen Sinn dieſer Zähre.

Anſelmo. Wie ſchwach ich mir jetzt vorkomme, du Goldzüngiger!

Franceſco. Ein Wort ſagte unſer Vater: es gellt noch in meinen Ohren. *Ach, Herr, bewahre mich vor Verzweiflung!* So ſagte unſer Vater! So ſagte Gherardeſca! Er nannte ſich den *von Gott Verlaſſenen.* Entſetzen fuhr durch meine Seele; aber ich hielt mich, daß ich nicht ausſchrie. Bete für unſern Vater, Anſelmo! (indem er ihm die Hand drückt.) Ich wollte dich auffordern — Nun vergeß ich, wozu ich dich auffordern wollte. Die Rede eines Sterbenden

Anſelmo. Sprich nicht eines Sterbenden, ehrwürdiger Jüngling! Wie, Lichtheller, du wirſt mich nicht in dieſem engen Thurme, von der Welt und aller menſchlichen Hülfe abgeſondert, mit Gaddo allein laſſen? Ueberdem iſt mein Kopf zerſtört. Ich ſchaudre, zurück, ich ſchaudre, vorwärts zu ſchauen.

Franceſco. Recht ſo, das war's, wozu ich dich auffordern wollte. Laß Ruggieri nicht über die Seele eines Gherardeſca triumphiren! Sei ſtärker als deine Jahre. Tritt mit Anſtand in die Laufbahn. Wache über deine Vernunft! Ruggieri allein ſei der Tobende, aber auch der Zähnklappernde! Er, der jetzt jauchzt, ſei der Winſelnde, der Kriechende, das Inſekt! Stirb du deines Namens würdig, Anſelmo. Stirb, daß ich dich an jenem Ufer umarmen könne, wie ich dich hier umarme. Gut! das Zittern deines Antlitzes verſpricht viel! Dein ſtolzes Herz ſteigt ſichtbar in deinen Mienen empor! Du biſt mein Bruder!

Anſelmo (fällt ihm in die Arme.) Ach!

Franceſco. Meine Bitte hat ihre Deutung, Geliebter. Auch deines Vaters wegen wünſch' ich dich ſtandhaft. Kränk' ihn nicht durch vergeblichen Kummer: er hat der Leiden genug. Laß mich keine Fehlbitte thun; gieb mir deine Hand darauf. Jetzt ſterb' ich vergnügt. Ohne heilige Fürbitten zwar der Knechte Gottes! Keine Thräne fließt um mich in ſeinen Tempeln. Kein Edler im unedlen Piſa trägt meinen wandernden Geiſt auf den Flügeln ſeiner Andacht zum Himmel. Aber wo ihr ſeid, will ich ſein. Auf dieſer Grabinſel ſoll mein Geiſt verweilen, auf dieſer ſchwanken Spitze hingeheftet ruhn, mit dem Winde Freudigkeit des Todes auf euch niederliſpeln, bis ihr verklärt ſeid, wie ich.

Anſelmo (Entſchloſſen.) Da haſt du meine Hand, Kind der himmliſchen Grazie, Erſtgeborner des großen Gherardeſca! Nimm ſie, nimm ſie zum zweitenmale. Er ſoll kriechen! er ſoll winſeln! Ich bin eingedenk meines Schwurs, des Erſtlinggelübdes; und ich will's halten.

Franceſco. Ah! deine Geiſter ſind im Aufruhr! Sammle ſie, geliebter, theurer Anſelmo!

Anſelmo. Rache! Rache!

Franceſco. Es giebt nur eine. Verzeih ihm.

Anſelmo. Wenn das Schwert meiner männlichen Hand ihn nicht erreichen kann, ſo treff' ihn das Gebet meiner Seele in der Todesſtunde! —

Franceſco. Das Gebet ihrer Großmuth und herablaſſenden Huld. So rächen die Beleidigten im Himmel!

Anſelmo. O du! — ich kann deine Glorie nicht ertragen. Aber es ſei, wie du gebieteſt.

Francesco. Ich fühl's, ich muß eilen. Nimm, mein Bruder, nimm meinen Abſchiedskuß. Ich ſollte Gaddo umarmen — Seltſam! meine Füße wollen mich nicht hintragen (lehnt ſich auf Anſelmo.)

Anſelmo. Siehſt du? ich bin ſtark, Francesco.

Francesco. Er ſchlummert.

Anſelmo. Mächtig pocht das Herz des Knaben, wie meins pocht. Wie kann es pochen?

Francesco. Schon iſt's ſeiner Wohnung zu groß. So iſt Deins. Freue dich. Die Gekerkerten ſind am Ziele ihrer Freiheit.

Anſelmo. Wenn dies Schlummer iſt, ſo iſt's ein angſtvoller.

Francesco. Die Stunde wird kommen. Fahre wohl, Unſchuld! Für dich darf ich nicht beten? (macht das Kreuz über ihn.) Laß uns eilen. Jetzt! jetzt! Ich will am Sarge meiner Mutter ſterben. Gute Nacht! Erde! du ſtiefmütterliche! (er legt ſich in einiger Entfernung mit Bedacht an die Seite des Sargs. Anſelmo hält ihn in ſeinen Armen.) Gute Nacht! Hier will ich beſſer ruhn. Jetzt verlaß mich! (indem er Anſelmo mit der Hand winkt, wegzugehen.)

Anſelmo. Nicht alſo! Ich habe noch nie einen Sterbenden geſehen. (nach einer kurzen Pauſe.) Iſt das ſterben? Betracht' es wohl, Anſelmo! Iſt das ſterben? Gott ſei mir gnädig!

Francesco. Er hat mich ergriffen — Gott! Gott!

Anſelmo. Erbarmer! Erbarmer! Erbarmer! Noch windet der Wurm ſich? Noch? Noch? Wehe mir! Sterben iſt grauenvoll!

Francesco (ſtreckt den Arm gegen Anſelmo aus, und ſtirbt.)

Anſelmo (ſchlägt ſich vor die Bruſt, und entfernt ſich ſchnell.) Er iſt dahin! mit ihm meine Entſchloſſenheit. Sterben iſt grauenvoll! Geboren werden iſt auch grauenvoll! Dies Räthſel iſt mir zu fein. (er betrachtet den Leichnam.) Wer nennt den Tod ein Gerippe? Ich hab' ihn geſehn: ſein Fleiſch iſt Sehne, ſeine Knochen ſind gegoßnes Erz. Ein vollblütiger, breitſchultriger Mann. Francesco rang mit ihm, es iſt wahr: aber Francesco iſt der Kraftvollſte der krotoniſchen Jugend. Francesco hat einen Stier an den Hörnern zu Boden geſtürzt: allein dem erhabnen Fremdling erlag Francesco. Ich bewundre den Bau ſeiner Glieder. Wenn dieſer Jüngling in der Schlacht gefallen wäre: welch ein Mahl für die Adler! Hier iſt liebliche Speiſe! hier iſt Vorrath! Jupiter iſt parteiiſch. Den Raubvögeln giebt er im Ueberfluß; Menſchen darben. Huſch! warum nenn' ich ihn parteiiſch? Sorgt er nicht für mich, wie für die jungen Raben? Ladet er mich nicht ein? Nein, hier widerſteht etwas! In meinem Herzen empört ſich's, und ruft: Iß nicht Anſelmo, iß nicht von dieſem Fleiſch. Ein guter Rath! Dis Fleiſch könnte mir ſchaden; es iſt vergiftet. Hieher winkt der Verſorger. Ein offner Sarg, der einen weiblichen Körper voll himmliſcher Schönheit für mich aufbewahrt! Soll ich? Glück, ſoll ich? Ich folge dir, Glück! Meine Zähne knirſchen! Der Wolf iſt in mir! Ha, verwünſcht will ich ſein, wenn ich dieſer Weibsbruſt ſchone! (Indem er ſich über den Sarg erhebt, fällt der Deckel.)

Ugolino. Tiger! in deiner Mutter Buſen wollteſt du deine Zähne ſetzen? Du greinſt? Du biſt deiner Mutter Sohn nicht, du Ungeheuer!

Anſelmo. Woher dieſer Starke? Der Tod kann er nicht ſein: er iſt hager und bärtig.

Ugolino. Wenn Ruggieri dies ſähe, dies hörte!

Anſelmo. Er droht mir!

Ugolino. Der Menſch iſt Menſch; mehr nicht, Herrſcher im Himmel! deine Laſten ſind zu ſchwer! Was hab' ich nicht erlitten! Könnt' ich, wie das morgenländiſche Weib, eine Marmorſäule daſtehn, ſo wollt' ich zurückſchaun! O nun beb', Erde! nun brüllt, Sturmwinde! nun wimmre, Natur! wimmre, Gebärerinn! wimmre! wimmre! die Stunde deines Kreiſens iſt eine große Stunde!

Anſelmo. Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Dies Weib war deine Mutter, du mit dem dreifachen Rachen!

Anſelmo. (indem er ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne ſchlägt.) Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Gorgo, was haſt du gethan!

Anſelmo. Hunger, Hunger! Ach er wüthet in meinem Eingeweide! er wüthet in meinem Gehirne!

Ugolino. Du Gräuel meiner Augen, der du wie ein bösartiger Krebs deiner Mutter Buſen zernagſt!

Anſelmo. Unmenſchlich! o unmenſchlich!

Ugolino. Wenn der Sohn mit dem Gebiß einer Hyäne am Fleiſche zehrt, das ihn gebar: o ihr Elemente! ſo ſei der Krieg allgemein. Sulphuriſches Feuer zerſprenge den Schooß der Mutter Erde! der Abend verſchlinge den Morgen! die Nacht den Tag! ewiger chaotiſcher ſtinkender Nebel die heilige Quelle des Lichts! Hebe dich weg von mir, Abart! Du triefſt von dem Blute deiner Mutter! ſei unſtät und flüchtig! Die Rache zeichne dich aus!

Anſelmo. (wirft ſich auf Francesco's Leichnam.) Verbirg du mich dem Grimme meines Vaters, brüderlicher Buſen! Bei den Todten will ich Schutz ſuchen: denn ach! die Lebenden ſind furchtbar!

Ugolino. (indem er Francesco's Leichnam ſieht.) Sie iſt da, die feierliche Stunde! die mächtige, die prüfende, ſie iſt da! Nun, Gherardesca! Nun, wenn du ein Mann biſt, die entſcheidende, feierliche Stunde iſt da! Wann ward dieſer erſte Aſt vom Stamme geriſſen? Der Schrecken hat den unglücklichen Knaben getödtet. Warum zürnt ich? O Himmel! er wußte wohl nicht, was er that. Anſelmo, mein Sohn Anſelmo! du ängſtigeſt mich. Sohn des Entſetzens! ach, biſt du der dritte dieſer Leichname?

Anſelmo (ſeines Vaters Knie umfaſſend.) Sei milde! ſchone, ſchone!

Ugolino (ihn aufrichtend.) Betrübe mich nie wieder ſo!

Anſelmo. Nie! oder du magſt mich zertreten, wie einen Scorpion. Ein reißendes Thier brüllt in meinem Eingeweide! ich will mit ihm kämpfen; kämpfen will ich mit dem reißenden Thiere! Aber ach, mein Vater! warum muß Gaddo hungern? Dich hungert nicht, ſagteſt du: warum ſoll dein Gaddo hungern? Betrachte Gaddo, mein Vater!

Ugolino. Kann ich den Hülfloſen ſehn, den ich nicht zu retten weiß? Lieber will ich dieſen Entbundnen ſehn!

Anſelmo. Dieſer Entbundne iſt Francesco.

Ugolino. Und dieſe im Sarge iſt deine Mutter. Zween ſind hier Leichname der Todten: drei tappen noch an ihrer Grabſtätte. Francesco verließ mich ſchnell.

Anſelmo. Er ſtarb in meinem Arme.

Ugolino. Der Großmüthige! Ich ſollt' ihn nicht ſterben ſehn! warum ſah ich ihn geſtorben! Hier iſt keine Erquikkung! Nirgend ein Winkel, der mir nicht einen Gegenſtand des Grauens darbeut. So weit die Schöpfung reicht, iſt kein Ort, von dem der Erſchaffende ſeinen Blick abwandte, als der Ort der ewigen Finſterniß, und dieſer!

Anſelmo. O ſieh! ſieh, mein Vater! Gaddo bewegt ſich herwärts. Was iſt dem Kinde?

Ugolino. Daß ich mit Blindheit geſchlagen wäre! mein Auge nichts ſähe, mein Ohr nichts hörte. Sind alle Leiden der Erde in eine einzige Stunde zuſammengedrängt?

Gaddo. (kriecht zu ſeinem Vater hin, deſſen Zipfel er faßt.) Nur ein Broſämchen, mein Vater! nur eins, oder ich ſterbe zu deinen Füßen!

Ugolino. (zitternd.) O Gott!

Gaddo. Ach, Anſelmo! hilf mir meinen Vater erbitten! Der Tod ſitzt auf meinen Lippen: warum ſoll ich Hungers ſterben?

Anſelmo. (den andern Zipfel anfaſſend, und gleichfalls kniend.) Um deiner Liebe willen, laß Gaddo nicht Hungers ſterben!

Gaddo. Schier verſchmacht' ich! bin doch nicht vaterlos, noch mutterlos! Gieb mir, daß dein Vater im Himmel dir's wiedergebe!

Anſelmo. Da dich ſelbſt nicht hungert, o Verſorger! gieb Gaddo von deinem Vorrathe! Laß den Wolf hungern. Der Wolf mag hungern. Laß den ſchändlichen Anſelmo hungern. Der ſchändliche Anſelmo mag hungern. Aber o du mit der finſtern Stirne! warum dieſes fromme, ſanftmüthige, ſchweigende Lamm?

Gaddo. Schon ein halber Biſſen wird mir das Leben retten! ja die Hälfte eines halben Biſſens wird mich retten!

Anſelmo. Als der Mangel ferne von uns war, ſtrömten die Schätze des Gottes wie ein Sommerregen herab! herab auf den gierigen Adler! herab auf das idäiſche Ambroſia duftende Kind!

Gaddo (indem er kraftlos zurück ſinkt). Hier will ich mein Leben ausſchmachten! hier auf dieſer Stelle. Den Troſt ſoll man mir doch nicht nehmen, daß ich zu meines Vaters Füßen ſterbe. (mit gebrochner Stimme) Gott ſegn' ihn!

Ugolino. Mark und Bein kann es nicht aushalten! (er ſinkt bei ſeinen Kindern zu Boden.)

Anſelmo. Jenſeits, wo ſie am Styx ſchweben, iſt die Ausſicht. So pflegte unſre theure Mutter zu ſagen. Jenſeits iſt die Ausſicht!

Gaddo. Engel Gottes! der du mich hier abfordern wirſt, laß ein Blümchen unter meines Vaters Füßen aufblühen! (mit ſchwächrer Stimme) ein geknicktes kleines Blümchen! (küßt ſeines Vaters Füße) ſo blühe mein Leichnam!

Anſelmo. Getroſt, ſchöner Sterbender! Das Leben iſt der Thränen nicht werth! Was ſagte unſre Mutter Ops? Sicherheit blüht nicht unter der Senſe des Göttervaters! Jenſeits iſt die Ausſicht!

Ugolino. Ihr Mütter der Kinder und Säuglinge! Ihr Weiber mit zartfühlenden Herzen; Menſchengeſchlecht! heult zum Mond auf! heult zu ihm auf, der höher, als der Mond iſt! zu ihm, der eure Wehklage hören kann! Klagt's dem Allwiſſenden, daß dieß Loos ein Loos der Kinder und Säuglinge iſt! Und du, blaſſe Bewohnerin dieſes Sarges! (kniet vor den Sarg hin.) Heilige unter den Heiligen! Verklärte am Thron! wenn du auf mich herabſiehſt! durchſchaue die Leiden deines Ugolino!

Anſelmo. Armer neugeborner Unglücklicher! umſonſt! der Alte hat ſeine Zähne gewezt, und du mußt ſterben!

Ugolino. Wenn er ſtirbt; wenn der Unſchuldige ſtirbt! für eure Verbrechen ſtirbt! Hungers, Hungers! ſtirbt: o Ugolino! o Ruggieri! wo iſt eine Verdammniß, die euch Grauſamen, euch wider dieſe duldende Unſchuld Verſchwornen! nicht gebührt?

Anſelmo. Mit Verwünſchungen ſpricht er das Todesloos über dich aus! Aber deine gebrochnen weißſchimmernden Augen reden eine Sprache! und wohl mir! daß ich ſie verſtehe!

Ugolino (nimmt Gaddo in ſeine Arme). Ich laſſe dich nicht, Engel! nicht aus meinem Arme ſollſt du mir entſchlüpfen! Ringender! willſt du die Hölle auf deinen Vater ehrabrufen?

Anſelmo. So! reiß ihm das Herz aus dem Leibe! Friſch! Nun haſt du's! Dieß Zucken kenn' ich. Fahre wohl, ſchöner Knabe, fahre wohl!

Ugolino. Verderben komm über mein Haupt! (läßt Gaddo fallen, und tritt zurück.)

Anſelmo. Friſch! du Vater deiner Kinder! wohlthätiger Saturnus! dieſen haſt du gewiß! Aber warum ſcheu? warum bleich und mit entſtelltem Antlitze? warum wendeſt du deine gelben Blicke? warum nagſt du deine Hände? Will er ſein Fleiſch von ſeinem Gebein abnagen, ſeinen Hunger zu ſtillen? Sieht er mich denn nicht? Ich bin ja der einzige Uebriggebliebene? Ich kann ihm nicht entſchlüpfen, und ich will nicht! Er nagt an ſeinem Fleiſch! Beim Styx! große Schweißtropfen fallen von der Stirn auf die zernagten Hände Saturns, des Niedergebeugten! Kann er mich nicht abmähen? Warum ſäumt er? Oder ſoll ich mein Fleiſch ihm darbieten? So will's die kindliche Pflicht! Ich ſoll mein Fleiſch ihm darbieten! Ich fühle mich von Mitleiden und Erbarmen durchdrungen, dieſen Alten ſo ungewöhnlich hungern zu ſehn. Ich weiß auch, was Hunger iſt! Nein, ich kann's nicht ausſtehn! (er hängt ſich an ſeines Vaters Arm.) Mich! mich! mich verzehre, du eisgrauer Alter! Sieh, dein einziger Zurückgebliebener lebt! Mir laß das Verdienſt, deinen Hunger zu ſtillen!

Ugolino (in einer Art von Betäubung). Ruggieri! Ruggieri! Ruggieri!

Anſelmo. Schwer liegt die Hand des Schreckenden an meinem Nacken! Gott der Götter! Du, den ich in der Angſt meines Todes — Es iſt Ugolino! (er ſträubt ſich im Arme ſeines Vaters.)

Ugolino. O! hab' ich dich ſo in meinen Armen! Schuppichtes Ungeheuer! hab ich dich endlich in meinen Armen! Nun winde dich, Hyder! umflicht meine Schenkel! umflicht meine Arme! Gherardesca ſoll mit männlicher und mit nervichter Fauſt auf dich treffen! Schuppichtes vielköpfiches Ungeheuer! Siehſt du? ha! ſiehſt du? ha! ſiehſt du?

Anſelmo (flieht).

Ugolino (ſtreckt den Arm nach ihm aus und ſchlägt ihn zu Boden). Alſo treffe dich —

Anſelmo (jammert in ſeinem Blute).

Ugolino. Der Sterbenden Geſchrei! der Kinder Wehklag' im Leichengefild! das Gewinſel der Weiber und ihrer Säuglinge! o Sieger Ugolino! Alles wieder ſtill! Kein Hauch mehr in der Luft! Keine Kühlung um meine Schläfe! und mir iſt beſſer! Doch meine Augen ſind mit Blindheit geſchlagen! Wo find' ich meine Laute?

(Nachdem er einige Griffe auf der Laute gethan, wird eine ſanfte traurige Muſik gehört.)

Iſt's Ruggieri, der Leichenbeſtatter? Dieſe Harmonien ſchweben nah um den Hungerthurm. Oder ſeid ihr's, ihr wenigen Rechtſchaffnen, die ihr unter Ugolino's martervollem Kerker weinet?

(Die Muſik fährt fort.)

Francesco iſt am Gift geſtorben, ſagſt du? was iſt's mehr? Wär' er vom Schwert, vom Dolch, vom Beil geſtorben, würd' er weniger todt ſein? Lern' es, mein Sohn! Vergiften, Ermorden, Hinrichten iſt ein heiliges Vergnügen: es iſt ein biſchöfliches Vergnügen! Wie iſt das? Bin ich hier allein? Wer dieſer Jüngling an der blutigen Mauer?

(Anſelmo ſchreit, da ſein Vater ſich ihm nähert. Dieſer fährt voll Entſetzen zurück.)

Verflucht ſei das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehemutter, die das Wort ausſprach: Der Knabe lebt.

Anſelmo. Nur verzehre mich nicht, du hungernder Vater! nur mich Lebenden nicht!

Ugolino. Und hab' ich — O Furchtbarſter in deiner Rache; hier liege, Mörder! (er wirft ſich heftig neben Anſelmo hin) Hier weihe dich der Erde auf ewig!

(Er ſpreizet ſeine Arme über den Boden aus. Die Muſik fährt fort.)

Anſelmo! (wehklagend) einſt mein Anſelmo! einſt Freude und Labſal meiner Augen! Dein Vater iſt's, der dich in's frühe Grab ſandte. Die Klage des Mörders eilt von einer Leiche zur andern. Fluch ihm! Sie wird's ewig!

Anſelmo. Dich, Hungertod, werd' ich nicht ſterben. Heil ihm!

Ugolino. Auf mich rauſche daher! Hungertod daher! Ich bin müde und Lebensſatt! Hier ſollſt du den morſchen Gebeinbau finden. Hier zerſtieb' er, bis die Gerichtspoſaune dieſen Staub, und dieſen, und dieſen erweckt! Hier vermiſch' er ſich mit der Verweſung der Unſchuldigen, die hier, hier, und hier, und hier um mich her zerſtreut liegen! Und Peſtilenz, Peſtilenz, du Verweſungsluft der Gherardesca's! ſei jedem Piſaner, der dich eintrinkt! Mit dieſem Vermächtniß —

Anſelmo (indem ſich die Muſik entfernt).

Wonnegeſang! Wonnegeſang!
Iſt am Ziel dann nicht Vollendung? *)
Nicht im Thale des Tod's Wonnegeſang?

Ugolino. Ich hebe meine Augen zu Gott auf! Meine zerrißne Seele iſt geheilt. Mit dieſem Vermächtniß — mit dieſem Vermächtniß — Himmel und Erde! eines Verhungernden! langſam, langſam, unter jeder Gewiſſensangſt! Was? Tage und Nächte lang angeſtarrt von jenen weit offnen Augen deiner Erſchlagnen und auch Verhungerten? was? Nein! nein! nein! bei allen Schauern des Abgrundes! nein! Ich will es nicht aushalten! beim allmächtigen Gott! ich will nicht! (er hebt ſich gählings, wie um gegen die Mauer zu rennen) Du im Himmel! (fährt aber plötzlich zurück) Ha! (mit zum Himmel gehobnen Augen) Mein Herr und mein Richter! Ha, Ugolino! noch lebſt du! noch — lebſt du! klein zwar nun, und nun dir verächtlich, und nun unwürdig des Prüfungstodes! Aber ich lebe! Schwur ich's? bei dem allmächtigen Gott ſchwur ich's? O Schwur, wie ihn nie die Verzweiflung geſchworen hat! Drei Tage dieſer Dämmrung, Ugolino! drei Nächte dieſer Dämmrung! Dieſe Felslaſt auf meinem Herzen? ſie nicht abwälzen? Ja, es iſt ſchwer! Oder Jahrtauſende jenſeits in der Finſterniß der Finſterniſſe? Jahrtauſende lang an allen Wänden aller Felſen meine Stirne zerſchmettern? Wehe mir! in jeder ſchamvollen Erinnerung meiner unſterblichen Seele ſterben? und wieder leben? und wieder ſterben? Ach! es iſt graunvoll! Jahrtauſende lang in der ſchwarzen Flamme des Reinigers? und neue Jahrtauſende lang? und vielleicht eine Ewigkeit lang, hinzitternd vor dem furchtbaren Antlitze des Rächers? Und wie würde der mitverdammte Piſaner die Zähne blöcken! Wie würde der Mitverdammte die Zähne blöcken! Vergieb mir! vergieb mir, o mein Richter und Erbarmer! vergieb mir! Sind nicht meine arme unſchuldige Kinder gefallen? Armer Gaddo! da wand er ſich! da umher liegen die Leichname! armer Francesco! und meine Gianetta! meine Gianetta! und — und — (mit erſtickter Stimme) Sie murrten nicht! So hingebeugt der Verweſung! So ſie! Kein Murren in ihrer Seele! Ah! was wär's wenn ſich der Verbrecher empörte!

(Er weint bitterlich, und verhüllt ſich das Haupt. Die Muſik wird klagender.)

Eine unmännliche Thräne (in edler Stellung) Kannſt du die Bande der ſieben Sterne zuſammenbinden? Oder das Band des Orion auflöſen? Kannſt du den Morgenſtern hervorbringen zu ſeiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über ſeine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren iſt? Oder kannſt du ihn meiſtern auf Erden?

(Die Muſik endigt erhaben.)

Ich will meine Lenden gürten, wie ein Mann. Ich hebe mein Auge zu Gott auf. Meine zerrißne Seele iſt geheilt. Mit dir, Hand in Hand, du Nahverklärter! (Anſelmo umfaſſend) Und dann ſeid mir geprieſen, die ihr dieſen Leib der Verweſung hinwarft! Ganz nahe bin ich am Ziel.

---

*) Aus einer Strophe von Klopſtock

Georg Friedrich Konrad von Gerſtenbergk,

als Schriftſteller Friedrich Müller genannt, ward im Jahr 1780 zu Ronneburg geboren, wo ſein Vater, der Herzogl. Sachſen-Altenburgiſche Juſtizrath Müller, lebte. Später, von ſeinem Oheim adoptirt, nahm er den Namen von G. an. Er ſtudirte die Rechte in Jena und Leipzig, wurde anfangs Advocat, dann Syndicus in ſeiner Vaterſtadt, trat jedoch 1812 in Herzogl. Sachſchen Weimariſche Dienſte und ſtieg bis zur Würde eines Kanzlers der Landesregierung zu Eiſenach. — 1836 nahm er Kränklichkeits halber ſeinen Abſchied. —

Er gab heraus:

Kaledoniſche Erzählungen. Tübingen 1814.
Phalänen. Leipzig 1817.
Einzelne Erzählungen in Almanachen u. ſ. w.

Als Erzähler, beſonders im Fach der ſentimentalen Klaſſe dieſer Gattung, hat v. G. Vorzügliches geleiſtet, und ſeine kaledoniſchen Erzählungen verdienen eine weit größere Verbreitung als ſie gefunden haben, da ſie ſich durch Gedankenreichthum, Innigkeit der Empfindung, Phantaſie und eine an das Herz redende Sprache auszeichnen. — Weniger glücklich iſt er in ſeinen lyriſchen Gedichten, in welchen der Gedanke zu oft durch die Form und den Ausdruck beeinträchtigt wird.

Raguhild und Audna*).

Geſchichtliche Sage.

Noch über den ſchottiſchen Hochlanden liegt nördlich eine Gruppe von Inſeln, die, wild wie ihre weſtlichern Schweſtern, die Hebriden, doch weniger Naturſchönheiten bieten, als dieſe, und daher faſt nicht beſucht werden. Herabgeſunken zu ziemlich verödeten Eilanden, abhängig von der, nun ſelbſt dienſtbaren, ſchottiſchen Krone, wird man bald ihren Namen nur noch bei den Geographen finden.

So war es nicht immer. In jenen grauen Zeiten, wo überhaupt der höchſte Norden an Macht wie an Poeſie ſo reich war, als wir nur zum kleinſten Theile es wiſſen, behaupteten dieſe Inſeln ihre Freiheit oft gegen die mächtigſten Invaſionen ſchottiſcher, ſelbſt norwegiſcher Könige. Schon ihr Name Orkaden, der in das hohe Alterthum reicht, bezeichnet ihre einſtige Kraft. Orca bedeutet im Alt-Däniſchen: Stärke: ays aber im noriſchen Dialekte: Inſel. Dieſe Orkneys verlieren ſich bei den alten Geſchichtſchreibern unter den, rings um Großbritannien gelegenen, Inſeln, welche von den Britten der alten Zeit, den Karthagern, oder, was noch ungewiſſer iſt, von einer griechiſchen Kolonie zu Marſeille aufgefunden ſeyn ſollen. Pomponius Mela**), Iſidor, Plinius***), und Tacitus †), aber nannten ſie ſchon beſtimmter. Spät erreichte ſie die römiſche Univerſal-Gewalt ††), früh ſchüttelten ſie das italiſche Joch ab. Piraten und Flüchtige von den nahen Küſten bevölkerten ſie und eine dunkle Spur ſcheint darauf zu deuten, daß ihre Prieſter und Sänger von Irland kamen †††).

Noch beſitzen dieſe Inſeln Ruinen, die man Picts-houſes nennt, völlig ähnlich denen bei Drontheim. Ueberall begegnen dem aufmerkſamen Auge Spuren aus den Zeiten des Paganism. Wunderbar hoch aufgerichtete Steine ohne Inſchriften und Zierde, die den öden Haiden und Bergen das Anſehen eines ungeheuern Kirchhofs geben, ſtehen noch da; theils einzeln, theils in Reihen, der Zeit zum Trotz. In den Hügeln, den Gräbern ihrer Helden, finden ſich Urnen und Waffen der Verehrer Odins und der Namen dieſes Gottes hat ſich bis jetzt im Lande erhalten durch mehrere örtliche Benennungen*).

Es ſchien mir nicht unintereſſant, bei der Geſchichte und den Sagen dieſer Inſeln zu weilen. Vorzüglich aber zog mich das Geſchick zweier Frauen an, welche in grauer Zeit hier herrſchten. Um verſtändlicher darzuſtellen, führe ich zurück auf die Geſchichte der Eilande unter den Grafen, aus dem norwegiſchen Stamm der Ronalds.

Frei und glücklich lebten die Orkader des neunten Jahrhunderts ein einfach-ſtilles, ruhiges Hirtenleben, als der nordiſche Eroberer Harald Harfager ſeine ſiegreichen Waffen bis zu ihrem fernen, friedlichen Aufenthalte trug. Das große Norwegen, welches er durch glückliche Kriege mit ſeinen Nachbarn bald ungetheilt beſaß, war ihm zu klein. Er rüſtete eine Flotte und landete nach mancher Eroberung auf den Orkaden**). Er brachte den Zwiſt auf dieſe ſtillen Eilande, wußte die Meinungen der Volks-Häupter zu entzweien und bald folgte Zerſtörung, Verzweiflung, Knechtſchaft. Was die Sklaverei nicht tragen konnte, floh weſtwärts, doch Harald Harfagers eiſerne Hand erreichte auch dieſe Aſyle. Als es nichts mehr zu rauben, zu verwüſten gab, raſtete er nicht länger auf den Orkaden, doch um die gemachte Eroberung zu ſichern und Ruhe in der unterworfenen Provinz zu erhalten, ernannte er einen ſeiner Vaſallen zum Herrſcher dieſer Inſeln. Ronald, Graf von Merca, war ſein Name, ſein Geſchlecht eins der edelſten, ſeine Anhänglichkeit an den König erprobt. Von dieſer Zeit an wüthete auf den Inſeln ein ewiger Kampf zwiſchen dieſen Grafen von Orkney und der Krone Norwegen, den orkadiſchen Earls (Grafen) und ihren Vaſallen unter ſich, zwiſchen Erben und Uſurpatoren, den Pickten auf den Orkaden und in Schottland.

Ronald hatte zu ſchöne Beſitzungen, zu theure Angehörige in Norwegen, er war zu ſehr gewöhnt an das prächtige Hoflager, als daß ihn der ſtille Grafenſitz auf Orkney feſſeln konnte, wie unbedingt er auch hier gebot. Er gab daher die Herrſchaft der Orkaden ſeinem Bruder Sigurd, reiſte ab und bewog den König, daß er Sigurd zum Grafen beſtätigte. Doch bald ward dieſer ermordet, deſſen Sohn, Gottorm, ſtarb ſchnell nach und Ronald, an den die Grafſchaft zurückfiel, ſandte einen ſeiner Söhne zum Herrſcher der Orkaden. Hallad war ſein Name; doch er hatte vom Vater keine der Herrſcher-Tugenden empfangen. Indolent und furchtſam zog er ſich zurück auf das entlegene Rouſay. Gleichgültig blieb ihm der Zuſtand der Unterthanen, thatenlos ſah er den Räubereien fremder Piraten zu.

Als nun die Inſelbewohner ihre beſte Mannſchaft bei dieſen Kämpfen fallen, ihre Frauen und Reichthümer fortſchleppen und bei all dieſem Elende ſich von dem nicht beſchützt ſahen, der wider ihren Willen ſie zu beherrſchen gekommen war, hielten die Männer von Orkney jene Indolenz für Einverſtändniß mit den Fremden und zwangen Hallad, zurück zu kehren nach Norwegen. Sein Vater, entrüſtet, ſeinen Stamm durch Hallads Feigheit beſchimpft zu ſehen, rief ſeine übrigen Söhne vor ſich und fragte ſie: welcher unter ihnen den Platz ausfüllen wolle, den Hallad ſo ſchimpflich verlaſſen hatte? Zwei derſelben wetteiferten um den Vorzug, die Ehre des Namens herzuſtellen. Einer, Rollo genannt, auf dem des Königs Zorn lag, ſegelte auf der Stelle nach den weſtlichen Inſeln, wo ſich die Blüthe des von Harald vertriebenen Adels geſammelt hatte. Gleich durſtend nach Ruhm, wie nach Rache, folgten die Flüchtigen Rollo mit Freuden aus ihrer thatenloſen Verbannung zu einer Unternehmung auf ferne Küſten. Der Zug ging nach England, welches damals die Ketten der Dänen trug. Anſtatt Beute und Ehre, die ſie ſuchten, fanden ſie aber hier, ganz unerwartet, die Britten verſammelt unter den Fahnen Alfred des Großen, der eben aufgeſtanden war, um das Land aus den Händen ſeiner fremden Tyrannen zu retten. Er ſchlug die Norweger, wo er ſie erreichte, und eilig ſuchten dieſe eine Küſte, wo kein Alfred noch gekommen war. Sie fanden ſie in Frankreich. Hier ſaß Karl der Einfältige auf dem Throne. Rollo ging die Seine hinauf, nahm Rouen, zwang den König, ihm mit ſeiner Tochter Geſſa die Provinz Neuſtrien zu geben und wurde ſomit der erſte Herrſcher der Normandie. Orkney war ihm nun zu klein, er entſagte ihm, und Einar ſegelte dahin, um es zu erobern. Natürlicher Sohn von Ronald, entzog ihm der frühe Verluſt eines Auges und eine unangenehme Geſtalt die Liebe des Vaters, der ſeine Entfernung gern ſah. Unglück hatte ihm Erfahrung und Stärke des Geiſtes und Körpers gegeben. Er reinigte die Orcaden von Räubern, ſchützte ihre Bewohner vor äußerer Gewalt, gab ihnen Geſetze und Frieden im Innern, erklärte, daß er auf Orkney leben und ſterben, nie in ſein Vaterland zurückkehren wolle.

---

*) Aus Friedrich Müller's Kaledoniſchen Erzählungen. Tübingen 1814.

**) Lebte unter Klaudian, und nennt 30 orkadiſche, 9 ämodiſche (Shettlands) Inſeln.

***) Setzt noch 10 Orkaden hinzu und erwähnt zuerſt der Häbuden.

†) incognitas ad id tempus insulas, quas Orcades vocant, invenit, domuitque.

††) Littora juverna promovimus et modo captas Orcades. Juvenalis.

†††) Pinkerton Introd. Hist. Scot.

*) Odinswik, Odinscar.

**) Mallet Einleitung in die Geſchichte Dänemarks.

Die Orkader hörten auf, den Fremden zu haſſen und verehrten ihn bald wie eine ſchützende Gottheit, als er auf dieſen nördlichen, vom Holze entblösten, Eilanden den Gebrauch des Torfes lehrte, der ſie nun ſchützte vor der Kälte. Er empfing vom Volke den Zunamen Torfeinar und die Barden erhoben ihn durch Geſänge, die zum Theil noch leben in der Tradition.

Der Ruf von dem blühenden Zuſtande der Orkaden, vom Ruhme ihres Herrſchers, erreichte ſelbſt Norwegen. Die Söhne des Königs, die eben in das Alter der Mannbarkeit getreten waren, fanden, daß ſolche Gewalt, ſolches Glück dem königlichen Stamme mehr gebühre, als der Familie des Vaſallen Roland. Sie drangen in ihren Vater und bald empfingen ſie die gebetene Erlaubniß, Einars friedliche Eilande mit dem Schwerte anzufallen. Die Unternehmung ſollte ſo heimlich und ſchnell ausgeführt werden, als man ſie beſchloſſen hatte. Die Prinzen überfielen daher zuerſt den Greis Ronald auf Norwegen, erſchlugen ihn und bemächtigten ſich ſeiner Beſitzung. Dann ſegelte einer derſelben, Halfdan, ſchnell nach Orkney, um Ronalds Sohne den Herrſcherſtab zu entreißen, der längſt der Gegenſtand habſüchtiger Sehnſucht geworden war. Halfdan landete ohne Widerſtand, denn der Graf war keines Ueberfalls gewärtig. Dieſer verließ klug ſeine Reſidenz, zog ſich zurück nach Caithneß, vereinigte ſeine Macht und wartete ruhig auf einen günſtigen Augenblick. Halfdan drang vor und viel Orkneyer, — ob aus Wankelmuth oder Furcht vor dem ſiegenden, grauſamen Eroberer — ſammelten ſich unter ſeinen Fahnen. Was treu hielt zu Einar Torfeinar, mußte ſterben, kam es in Halfdans Gewalt, und bald ließ er ſich zum Herrſcher ausrufen, nicht zum Grafen — dies war ihm zu gering — ſondern zum König der Orkadiſchen Inſeln. Das Glück, welches ihm zu folgen ſchien, ſtürzte ihn bald in übermüthige Sicherheit. Was vor der Grauſamkeit Halfdans floh, verſtärkte Einars kleines Heer und die Treuen benachrichtigten ihn von jedem Ereigniſſe in dem eroberten Theile von Orkney. Die Prieſter erhöhten ſeinen Muth, Odin war dieſen erſchienen und hatte ihnen Sieg für Opfer verſprochen. Liebe für Religion, Herd, Weib und Kind entflammten die wenigen Getreuen, und als Halfdan den glücklichen Erfolg mit Schwelgen feierte und vom Heere der Norweger Alles ſchlief, was nicht mehr trank, brach Einars Schaar, geführt von begeiſterten Barden, herein in Halfdans Lager.

Wenig konnte entfliehen, faſt Alles wurde erſchlagen. Halfdan entkam; eine Felſenhöhle barg ihn vor dem mit Recht erzürnten Feinde, doch nicht lange. Hunger trieb ſeine wenigen Gefährten, Nahrung zu ſuchen. Sie wurden einzeln gefangen und einer derer, die abgefallen waren von Einar in der Zeit der Noth, bewies jetzt im Elende dem Königsſohn nicht mehr Treue. Er verrieth die Höhle; man fand Halfdan bleich, ermattet vor Hunger und Gram. Der Findenden Jubel kündigte ihn im orkadiſchen Lager an, und die Prieſter forderten ihn zum Opfer. Als Torfeinar hörte, daß Halfdan es ſey, von deſſen blutigen Händen ſein grauer Vater gefallen war, übergab er ihn den Prieſtern und dieſe opferten den vierwöchentlichen Orkaden-König unter ſchauderhaften Zeremonien ihrem Odin, dem ſie zum Dank für den Sieg die Adern des Zerſtückten am Odin-Steine*) darbrachten. Ein Geſang zu dem Feſte, 890 gedichtet, iſt in der Orkneyinga Saga erhalten worden und ſagt: daß die Schickſals-Schweſtern den Manen Ronalds die Reſte Halfdans zum Sühnopfer bringen.

Nicht ſobald hatte der Ruf den unglücklichen Ausgang von des Geopferten Unternehmung nach Norwegen gebracht, als Harald die Grauſamkeit Einars zu ſtrafen, den Tod des Sohnes zu rächen beſchloß. Mit überwiegender Macht landete er auf Orkney. Abermals zog ſich der Graf nach Caithneß zurück. Der nachfolgende König ſtieß überall auf Spuren der Verwüſtung und Grauſamkeit. Fragte er, ſo rührten ſie von ſeinem geopferten Sohne her. Das minderte ſeinen Zorn, ſeine Rach-Begierde; er ließ ſich auf Unterhandlungen ein und forderte 60 Mark Goldes zur Sühne für den getödteten Halfdan. Der Graf ſandte das Geld aus eigenen Mitteln und nahm zur Entſchädigung pfandweiſe die Ländereien ſeiner Vaſallen, welche ihren Antheil nicht zahlen konnten. Mit Gold geſättigt, zog der König ab und die Inſeln erlebten nun eine Reihe ruhiger, glücklicher Jahre, bis der weiſe Einar im hohen Alter ſtarb.

Die zwei älteſten Söhne, Arnkel und Erlend, erhielten jetzt die Grafſchaft, doch bald ſehnten auch dieſe ſich nach Ruhm und Krieg. Der Tod von Harald Harfager hatte den bürgerlichen Krieg in Norwegen aufgeregt. Man ſtritt ſich blutig um ſeine Krone, und der Prinz Eric Blodox mußte aus dem Reiche fliehen. England nahm ihn auf, doch bald verjagte es ihn wieder. Er ſchloß nun mit den zwei Grafen von Orkney Bündniß, um ſich zu rächen. Dieſe ließen eine ſolche Gelegenheit, ſich zu waffnen, nicht vorüber, landeten mit Eric Blodox in England und fielen mit ihm in einer Schlacht, einer an des andern Seite, den Tod der Helden.

Der dritte Bruder, Thorfin Hauſakliufurs, folgte in der Grafſchaft, und wie Einar der Romulus der Orkaden war, ſo wurde dieſer Graf der Numa derſelben. Er ward begraben in Ronaldsay unter einem Hügel, damals Haugagerdium, ietzt How of Hoogsay genannt. Lange, ruhig und ſtill war ſeine Regierung, die Geſchichte weiß nichts von ihr, als daß ſie glücklich war. Deſto mehr Stoff bieten ſeine unglücklichen Söhne, Arnfin, Havard, Hlodver*), Liot, Sculius, und die Epoche ihrer Regierung umfaßt die Zeit, wo jene Frauen, deren der Eingang gedachte, hervortraten aus dem Dunkel der mythen-gleichen Geſchichte.

Jener Eric Blodox war beſtimmt, den Herrſcher-Stamm der Ronalds auf den Orkaden auszutilgen. Nicht genug, daß die zwei tapfern Brüder Arnkel und Erlend ihr Leben für ihn in England verloren, auch des dritten Bruders Söhne, obſchon fünf an der Zahl, fanden Unglück und Tod durch ſeine Tochter Raguhild, die Helena der Orkaden.

Der älteſte Sohn Ronalds, Arnfin, warb um ſie. Raguhild war ihm wenig gewogen, doch die Herrſcher-Krone, welche er trug, reizte ihre Jugend und ſo reichte ſie ihm die Hand. Aus ihren blauen großen Augen ſtrahlte ein herrlicher Geiſt und ſie waren von ſo hoher Schönheit, daß Niemand widerſtand, wer ſich nahte. Havard, des Grafen zweiter Bruder, theilte dies allgemeine Loos. Er kam als der fremden Norwegin bittrer Feind, doch er war ihr Sklav von dem Augenblicke an, wo ſie ihm in der väterlichen Halle freundlich entgegen trat. Sein wildes Gemüth kannte keine Grenze deſſen, was er durfte; mit ganzer Gewalt überließ er ſich einer Neigung, die ſchnell zur ungezügelten Flamme emporloderte und bald bemächtigte ſich Locke**) ſeiner Sinne. Nicht leben wollte er fortan ohne den Beſitz der Gräfin, die ſein Flehen um Liebe mit einem Stolze zurückwies, der ihn ungewiß machte: ob Pflicht, oderMangel einer Grafenkrone ihm im Wege ſtehe. Bald mußten die brüderlichen Gefühle einer Leidenſchaft weichen, die unaufhaltſam vorſchritt und Alles nieder trat, was ſich entgegen ſetzen wollte. Der Graf ward das Opfer. Er endete ſchnell und gewaltſam. Verdacht fiel auf Havard, doch Niemand zieh Raguhild der That; ſie hatte nicht Theil an dem Frevel, der Havard zur Grafenkrone verhalf. Raguhild ward ſpäter ſeine Gemahlin, doch ſchien auch dieſe Ehe ihr gleichgültig, wie es Arnfins Tod geblieben war. Als Havards Leidenſchaft kühl wurde durch Beſitz, regte ſich in nächtlichen Stunden nicht ſelten das Gewiſſen. Der blutige Schatten des Bruders ſtieg oft aus ſeinem Todtenhügel zu Murkle und ſcheuchte Havard vom Lager, welches er ſich furchtbar gebettet hatte. Er ſuchte durch ſtrenge Uebung ſeiner Herrſcher-Pflicht, durch Opfer zu büßen. Umſonſt. Schwarze Ahnungen, düſterer Sinn empfingen ihn und der Genuß des errungenen Beſitzes erhöhte ſeine Schwermuth. Dies ſtieß auch die Gräfin von ihm ab, und ihr heftig aufwallender Sinn fand ſich läſſig beengt in dem alten Schloſſe, deſſen Mauern der Graf nur verließ, um auf die Jagd zu gehen. Kaum zwanzig Jahre alt, ohne Liebe, ohne Freuden, ſtand ſie allein. Da nah'te ihr Liotus, der vierte, jüngere Bruder ihres Gemahls, im erſten Schmuck der Jugend. Seine Haare glichen dem Amethyſt***) an Farbe, ſeine Augen der Bläue des Himmels, ſeine Geſtalt den Tannen des Waldes im Gebirge, und ausgeſtattet mit jeglicher Schönheit und kriegeriſcher Tugend, überſtrahlte er an Glanz alle Edle ſeines väterlichen Hofes.

Eben kehrte er zurück von einer langen Fahrt nach feindlichen Küſten, und ſchon war für das nächſte Frühjahr ein neuer Zug beſchloſſen, doch der Winter auf des Bruders Schloſſe feſſelte ihn hier auf immer. Ihm war in der Gräfin das Licht ſeines Lebens aufgegangen und, wie jede noch reine, jugendliche Seele, machte dieſe Liebe ihn nur beſſer, tapferer, edler. Er war auf Jagden, wie zu Hauſe, der Schatten Raguhilds. Kein Wunder, wenn die Augen dieſer bald mit Wohlgefallen auf Liot ruhten. Beide waren nur glücklich, wenn ſie ſich ſahen, doch kein Laut verrieth ihre Wünſche. Auch Raguhild liebte jetzt wahr und ihre Seelen befleckte kein unreiner Gedanke. Zwiſchen ihre unſchuldigen Freuden trat nun der Graf wie ein finſterer Geiſt. Auch ſah dieſer bald, wie ſehr Liot die Liebe Raguhilds beſitze, die ihn nie beglückt hatte, und als einſt auf der Jagd der Geliebte ſich mit höchſter Gefahr des Lebens einem Rudel Bären entgegenwarf, die Raguhild anfielen, ließ er im ſtillen Grimm Liot allein kämpfen. Der Tapfere warf zwei der wilden Thiere nieder, die andern flohen. Jetzt aber wandte ſich Liot und überhäufte den Grafen mit Vorwürfen. Der Graf rief: er werde dem nicht beiſtehen, den er haſſe auf den Tod. Ein heftiger Streit folgte; beide warfen die Lanzen, Liot traf, Havard ſank, und rufte ſterbend: ich ſinke wie du Arnfin, doch Liot wird ſterben wie ich. Der Streit fiel vor zu Stennis, auf der Stelle, die noch jetzt Havardztugar (Havards Mord) heißt.

---

*) Er ſteht noch auf Shapinsay, einer der Inſeln.

*) Auch Laudver (Ludwig).

**) Die faſt einzige böſe Gottheit der nordiſchen Mythologie.

***) Die nordiſchen Sänger verglichen die Farbe des Haares ihrer geprieſenen Schönheiten oft mit der Farbe dieſes Edelſteins, welche nicht blos violett iſt, ſondern oft ganz ins Weiße fällt.

In jenen Zeiten war ein ſolcher Kampf nicht Verbrechen. Der Sieg entſchied für das Unrecht des Gefallenen, und ſo ſah das Volk ruhig zu, wie ſpäterhin Raguhild Liotus Gemahlin ward. Die Orkneyer huldigten ihm als Grafen ihrer Inſeln, obſchon Hlodver älter war. Dieſer befand ſich gerade in Irland; doch deſto lauter ſprach der jüngſte Bruder Sculius über die That. Er argwöhnte, ſie ſey Folge des böſen Vorſatzes und Grafſchaft und Wittwe Eigenthum eines Bruder-Mörders. Nicht lange genoß Liot daher der Ruhe. Sculius ließ ihn wiſſen: er komme, um den gefallenen Bruder zu rächen an Raguhild und ihm. Mehr mochte es jedoch des Sculius hohem, aber ehrſüchtigem Gemüthe um die Grafen-Gewalt ſeyn, und damit er dieſe deſto ſicherer erlange, ging er nach Schottland, nahm die Grafſchaft der Orkaden zum Lehn vom ſchottiſchen Könige, der kein Recht ſie zu vergeben hatte, und landete mit einer beträchtlichen Hülfs-Macht in Caithneß. Hier fand er viel Anhänger und bald ſah ihn Orkney mit einem großen Heere. Doch auch Liot war nicht ſäumig geweſen, Sculius genau von ihm beobachtet worden. Er kannte deſſen Bewegungen durch Kundſchafter, und was in Orkney Waffen tragen konnte, war aufgeſtellt, um es zu vertheidigen. Wohl wußte er, daß er Alles zu verlieren, nichts zu gewinnen habe und ſo bot er Frieden an, den der zürnende Bruder mit Verachtung von ſich wies. Eine Schlacht folgte. Von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit. Endlich ſiegte das Feldherrn-Talent des Liot; Sculius mußte fliehen, woher er gekommen war. Der Graf verfolgte ihn, doch früher, als dieſer die erſchöpfte Macht zum Nachſetzen geſammelt hatte, war Sculius ſchon auf Caithneß. Auch hieher zog der Graf ſchnell nach, aber ehe er den Geſchlagenen zu einem zweiten Treffen bringen konnte, hatte dieſer friſche Hülfstruppen von Schottland erhalten. Beide Heere beſeelte ein ungewöhnlicher Muth, beide Feldherrn waren von erprobter Tapferkeit, und wenn Sculius ſeinen Bruder an dieſer vielleicht noch übertraf, ſo ſiegte allein des letztern überwiegender Geiſt im Anordnen und Leitung der Schlacht. Durch jene Hülfstruppen verſtärkt, verließ Sculius ſeine Höhen und es kam in den Thälern von Caithneß zu einer zweiten Schlacht, die ſo mörderiſch war als entſcheidend. Ehe ſie begann, durchritt Liot die Reihen und befahl ſeinen Truppen auf das Strengſte: ruhig zu ſtehen, die Angriffe der Feinde, ohne vom Platze zu wanken, mit Kälte abzuſchlagen; wenn ſie wichen, ſie nicht zu verfolgen und erſt dann mit dem höchſten Ungeſtüm auf ſie zu ſtürzen, wenn ſie erſchöpft wären vom wiederholten Angriff. In jener Zeit kannten die Pickten faſt nur den Kampf des Mannes gegen Mann, die Stärke entſchied allein und ihre Schlachten waren, wie alle Angriffe ungeregelter Krieger gewöhnlich ſind. Um ſo größer erſcheint Liot, der zuerſt Regeln in die Gefechte der Seinigen, Ordnung in ihre Reihen brachte. Die ſtrenge Disziplin, die er handhabte, verſchaffte ſeinen Befehlen unbedingten Gehorſam. Sein Heer hielt in geſchloſſener Ordnung den erſten gewaltigen Angriff ruhig aus, ein Wort von ihm feſſelte es an ſeinen Platz, als es dem zurückziehenden Feinde doch folgen wollte und machte es erſt dann mit aller Kraft auf Sculius und ſeine Schotten ſtürzen, als dieſe ihre beſten Kräfte auf fruchtloſe Angriffe bereits gewendet hatten und nun den Ungeſtüm der Schaaren des Liot zu ertragen nicht vermochten. Liots Auge war überall und auch ſein Arm. Er erfüllte mit den Pflichten des Anführers die des gemeinen Soldaten, unwiderſtehlich drang er vor, ſchlug, verfolgte. Auch Sculius, angefeuert durch die Hoffnungen, die er mit dem heutigen Tage alle zu verlieren in Gefahr war, that ſeiner Seits Wunder der Tapferkeit, bat, ermahnte, ſammelte, griff wieder an, und als er ſah, daß Alles verloren ſey, beſchloß er: nicht unterthan zu ſeyn dem glücklichern Bruder, ſondern zu ſterben im Kampfe um das väterliche Erbe und für die Rache der geopferten Brüder. Er ſammelte noch einmal, was er konnte, rief ſeine Getreuen an: einen ehrenvollen Tod vorzuziehen der Schande der Flucht. Sein Barde ſtimmte an den Todesſang und ſo kämpften ſeine Wenigen gegen Liots ganzes Heer, bis der Tag ſich neigte. Da fiel endlich der heldenmüthige Sculius. Seine Treuen nahmen ihn in die tapfere Mitte. Einer nach dem andern ſank auf die Hügel der im Tode noch ſchützenden Waffengenoſſen und ſpät erſt der letzte, Sculius Barde, die Seele des ſiegenden Liotus weihend den rächenden Schweſtern.

Und dieſe zögerten nicht lange. Die Schotten, welche flüchtig aus jener Schlacht ihre heimiſchen Berge erreichten. konnten den Schimpf nicht vergeſſen. Sie ſtellten ihrem Könige vor, daß ihre zu Tauſenden auf Orkney gefallenen Brüder nur Ruhe finden könnten, wären ſie gerächt; daß Liotus Macht gebrochen werden müſſe, ſollte er nicht ſelbſt Schottland fürchterlich werden. Mit noch größerer Zahl fielen ſie nun auf Orkney und der Bruder des Thans, welcher in der letzten Schlacht, die Schotten führend, neben Sculius gefallen war, verband ſich mit hundert edlen Jünglingen, Liot im Treffen zu ſuchen, zu tödten.

Dieſer hörte furchtlos, was da kommen würde, denn das unbedingte Vertrauen, die Anhänglichkeit ſeiner Krieger verſprach ihm Schutz, nicht weniger verließ er ſich auf ſeinen Arm. Deſto ängſtlicher war Raguhild. Sie beſchwor ihn, das Treffen zu meiden, denn, kinderlos, ſtand ſie ohne ihn allein, und das Volk haßte ſie, die Fremde, die — wiewohl ſchuldlos — den innern Krieg gebracht hatte in dieſes Eiland. Auch hegte ſie Mißtrauen gegen die tiefe, theilnahmloſe Stille, in welcher der ältere Bruder ihres Gatten, ſie meidend, an dem weſtlichen Ende von Mainland zu Birſa*) lebte. Wie Liot, ihren Bitten taub, dennoch beſchloß, ſeine Orkneyer gegen die Schotten ſelbſt zu führen, nahm ſie eine Rüſtung und begleitete ihn. Er konnte ſie nicht davon zurückhalten, wie ſehr er auch in ſie drang. Als es zur Schlacht kam, befahl er Tullach, einem Anführer ſeiner Garde, mit einem Trupp Tapferer ſeine Gemahlin zu ſchützen. Auch diesmal ſiegte er, doch die hundert Schotten, die ſich dem Rache-Tod geweiht hatten und Liot in der Mitte der Garde vermutheten, ſtürzten auf Tullach und ſeine Schaar. Hier war Widerſtand unmöglich; Tullach, der mit ſeinem Leben für das der Raguhild zu haften gelobt hatte, bezahlte dies Verſprechen mit ſeinem Tode; was nicht fiel, floh, und Raguhild ward in glänzender Rüſtung von den Schotten jubelnd davon geführt. Geſchlagen ſelbſt, glaubten ſie ſich Sieger, im Wahne: der Gefangene ſey Liot; doch dieſer erreichte ſie, verfolgend, als er mit Blitzesſchnelle herbei kam, Raguhild zu retten. Als dieſe Liot heranſprengen ſah, rief ſie in der Angſt ſeinen Namen und daß er ſie laſſen, ſich nicht vermeſſen nahen ſollte. Die Schotten hörten nun: Liot ſey es, der ſie verfolge; ihres Schwures eingedenk, wandten ſie ſich und ein neues fürchterliches Blutbad begann. Keiner von den hundert Schotten ſah ſein Vaterland wieder. Raguhild ward gerettet, doch Liot ſchwer verwundet. Wenig Tage darauf ſtarb er in den Armen ſeiner Gemahlin, die ihn in den Tod geſtürzt hatte, wie drei ſeiner Brüder vor ihm. Liotus Körper ward verbrannt auf dem Felde, wo er die letzte Schlacht ſchlug, ſeinen Hügel thürmten die Gebeine der erſchlagenen Schotten. Raguhild wollte ſeine Aſche mit nach Norwegen nehmen, wohin ſie, flüchtend vor Hlodver, ging; das Volk duldete es aber nicht. Scheu ſah es ſie einſchiffen und hob die Hände dankend zu Odin, daß er Raguhild wieder dahin ſende, woher ſie kam, zu ihren Feinden, über die ſie nach ihrer Meinung das Unheil nun bringen müſſe, was ihren Fußtapfen auf Orkney unabwendbar gefolgt war.

Ein Sturm verſchlug ſie an die Küſte von Irland; die Schiffer glaubten, Aeger*) ſende ſeine neun Töchter**) und Niord ſeine Winde und verfolge die Gräfin im Sturm; ſie weigerten ſich, mit ihr wieder ins Meer zu gehen. Wider ihren Willen mußte ſie alſo landen und wider ihre Hoffnung fand ſie Schutz und Aufnahme bei Audna, der Tochter Kiawalas, eines der vielen kleinen Könige, die damals Irland beherrſchten.

Audna liebte einen jungen Orkader, welcher mit ſeinem Schiffe Irland zuweilen beſuchte, doch ihr Vater wollte einen König zum Eidam, ſie ihren Vater wider ſeinen Willen nicht verlaſſen und ſo zog ſie vor, auf Irland ihr Geheimniß zu verbergen, anſtatt mit Murdo zu fliehen, der dies oft von ihr begehrt hatte. Sie lebte, der Magie ergeben, in großem Anſehen unter ihrem Volke, welches ſie als eine Seherin verehrte. Ueber Alles befragt, entſchied ſie oft Krieg und Frieden. Das väterliche Schloß lag ohnfern des Meeres. Es lehnte ſich an einen hohen Felſen, in welchem die Natur mehrere große Höhlen gebildet hatte. Dieſe waren nur ihr offen und einem alten Prieſter, der bei ihr lebte und die heiligen Gebräuche mit verrichten half, wenn die Sterne befragt wurden. Faſt immer bewohnte ſie eine Halle in dieſen Felſen und Niemand durfte dieſer ohne Erlaubniß nahen, auch der König nicht.

---

*) Birſa iſt das gothiſche Wort für Jagen. Jene Gegend war reich an Wildpret und es wurde dort vorzüglich gejagt. (Siehe Ire, Gloss. Suigoth.) Daher der Jäger-Ausdruck: birſchen.

**) Der Gott des Meeres.

***) Die Wellen des Meeres.

Willkommen war ihr das orkadiſche Schiff, welches Raguhild brachte, denn es trug Murdos Flagge. An Raguhilds Geſchick nahm ſie vielen Antheil, denn es war ja eine Vertriebene. Raguhilds noch immer hohe Schönheit, ihr ſtrahlender Geiſt gewann ihr bald das Herz Audnas. Wenn jene von Liot erzählte und ſeiner Schönheit und ſeinem Heldenſinn und ſeinem Unglücke, dann glaubte dieſe das Bild ihres Murdos zu ſehen. Sie wurden bald beide unzertrennlich und ſelbſt der Haß des Königs Kiawalas gegen die Orkadin ſchmolz, wenn ihre Augen ihn herrſchend anſahen und ſie erzählte von ihrem Schickſale, ihrer Flucht von dem Lande, das ſie beherrſcht hatte. Ein Räthſel blieb Raguhild übrig: ſie kannte keinen Orkneyer, der Murdo hieß, und um ſo heißer ward deſſen Ankunft jetzt auf Irland erwartet. Er kam lange nicht.

Es war Hlodver, welcher ſich dieſen Namen gegeben hatte, der letzte von Thorfins Söhnen, durch den Tod von Liotus nun Graf der Orkaden. Seine Geburt hätte ihn nach Havard vor Liotus und Sculius dazu gerufen, doch, ein edler Menſch, dem des bürgerlichen Krieges in ſeinem Vaterlande ſchon zu viel war, zog er, bei den Fehden der Brüder, das Glück der Inſeln und eine ſtille Liebe ſeinem Ehrgeize vor. In früher Jugend kam er einſt auf einem Zuge nach den benachbarten Inſeln, die damals Jünglinge ſo häufig unternahmen, auch nach Irland. Ergeben der Magie, wie ſein ganzes Zeitalter, ging er zu Audna, um ſein Geſchick zu erfragen. Erwartend ſtand er lange vor der Höhle der Seherin, da trat ihm endlich die reizende Königstochter aus ihrem Felſen entgegen und grüßte ihn mit Seher-Worten, die ihm unverſtändlich blieben. Er hörte nicht, er fragte nicht weiter, er ſah nur die Wunder-Geſtalt. Die ſchwarzen hohen Felſenwände, die ihn umſchloſſen, wurden beleuchtet von Fackeln, welche die ſeltſamſten Konturen an den Geſteinen in Licht und Schatten zeichneten. Eingetreten war er ſchon mit Ehrfurcht, der Gedanke zu hören ſein Geſchick aus Geiſter-Munde, hatte ſeine Sinne alle aufgeregt; erwartet hatte er eine bejahrte Magierin mit ſchneeigen Scheiteln, hoch an Jahren, und nun ſprachen die Orakel aus dem roſigen Munde der Jugendblüthe. Ivlla*) ſelbſt ſchien von Walhalla herabgekommen zu ſeyn, um mit dem Zauber der höchſten Anmuth ihm das Göttliche zu verkünden. Strahlend ruhten auf ihm ihre wundervollen Augen; er ſah und ſah und blieb leblos. Auch ſie ſtand lange, unverwandt blickend auf den Fremden, der ein Bild der Güte und Schönheit war wie Balder**), ſtand, als ob ſie erwarte, daß er mehr fragen werde, doch endlich wandte ſie ſich.

Nächſten Abend kam er wieder und ging noch verwundeter zurück. So ging, ſo kam er immer wieder, bis Audna eines Abends endlich, als die Menge der Fragenden befriediget war, dem ängſtlich Harrenden erſchien ohne das magiſche Gewand, in einfacher Kleidung iriſcher Mädchen, und ihm die Gewißheit wurde: der Liebling der Götter fühle menſchlich. Lange wollte er nicht glauben dies überſchwengliche Glück, lange konnte er nicht begreifen ſein wunderbares Geſchick, doch es riß ihn hin zu ihren Füßen, er ſtürzte ſich in die Arme, die ſich ihm öffneten, ihn umſchlangen und lebte fortan Stunden des Entzückens, die nur der kennt, welchem der Stern der Liebe aufging auf dieſer dunkeln Lebensbahn. Ihr Geheimniß mußte dem Könige verborgen bleiben, denn dieſer haßte unbedingt alle Orkneyer und ſeiner einzigen Tochter hatte er den Mann beſtimmt, der ihm folgen würde im Reiche; aber um ſo ſüßer war ihr Verhältniß, der Reiz des Geheimniſſes erhöhte die Freuden der Liebe. Audnas Kenntniß im Deuten der Sterne umgab ſie mit einer heiligen Scheu, die das Volk vor ihr fühlte. Nur wenn ſie es ausdrücklich geſtattete, durfte man in die Druiden-Halle, und ſie ſah jetzt in der geweihten Höhle faſt Niemand.

Dieſe ſtreckte ihre ſchwarzen, felſigen Arme weit hinein in die Nacht des Gebirgs. Lange Gänge, geebnet, erleuchtet, führten zu Rieſen-Bogen, aus dieſen zu engen Schluchten immer fort, weit hinab, über ſchwärzliche Ströme, wieder zu gewölbten Pfaden, welche ſpät endeten in ein hohes Gemach, das heimlichen Ausgang hatte auf das Meer. Nur Audna kannte ihn und jener alte Druide. Von dieſer Meer-Seite kam Murdo zu der Geliebten, wenn er vor den Augen Irlands geſchieden war. Hier lebte er ein Leben voll ſtillen, aber unendlichen Glückes und nur kurze Zeit trennte er ſich, um auf Orkney zu ſehen, wie es hier ſtehe um ſeine Brüder, ſeine Inſeln. Audna ſagte ihm, ſie wiſſe, daß er ſich nicht nenne wie er auf ſeiner Inſel heiße, und er verbarg ihr nicht einen Augenblick, daß er einen andern Namen trage, um der Gefahr auszubeugen, von ihrem Vater gefangen gehalten zu werden, doch als er ausſprechen wollte, wer er ſey und ſein Geſchlecht, fiel ſie ihm ins Wort und bat und er mußte ihr verſprechen: nie ſeinen Namen ihr zu nennen, wenn es nicht die Noth fordere. Murdo, rief ſie, hieß mein Glück, meine erſte Liebe, meine einzige. Jeder andere Name würde mich fürchten laſſen, dieſes Glück zu verlieren. Du biſt mir nicht Fremder, nicht Orkneyer, du biſt mir Murdo, bleibe es. Sie faßte ihn an der Hand und opferte mit ihm Widar, dem Gotte des glücklichen Schweigens, und ihr ſüßes Geheimniß feſſelte nun der Eid zu dem Sohne Gridurs*).

An dieſem ſonderbaren Geſchicke brachen ſich alſo die wilden Wünſche Hlodvers, das hieß ihn ſchweigen nach dem Tode Havards, und die Wohnung der ſchönſten Liebe, die ſtrahlenden Blicke Audnas, ſie waren ihm mehr als jene Grafenkrone, die ihm gebührte und um deren Beſitz der Boden ſeiner Eilande das brüderliche Blut in vollen Zügen trank. Wurde denn doch einmal ſein innerer Drang zu mächtig — denn ſtets treiben unruhige, wilde, nie raſtende Wünſche den Menſchen aus dem ſtillen Hafen in die offne See — und wollte er dann Audnan erzählen, ſo umſchlangen ihn ihre Arme und ſein Mund verſtummte unter ihren Küſſen. Sie wiederholte, daß mit der Täuſchung des Namens ihr wirkliches Glück dahin ſeyn würde und Hlodver ſchauerte vor dem Sehergeiſte ſeines Weibes, denn dies war ihm Audna geworden vor dem Altare der Göttinn Wara**), welche die Schwüre hört und die Geheimniſſe der Liebenden, dieſe zum ſeligen Bunde weiht, wenn ſie treu ſind, und ewig zürnt, wenn ſie brechen.

In dem langen Zwiſchenraume, wo Hlodver nicht kam, wo ſein letzter Bruder gefallen und Raguhild geflohen war, wurde Audna krank. Ihr Vater Kiawala empfahl ſie der Wartung einer alten Amme und der Pflege des alten Druiden, der die iriſchen Heilmittel kannte, während er und das Volk die himmliſche Eira***) um Herſtellung Audnas anflehten. Die Königstochter genas, doch Niemand als der alte Druide und ihre treue Amme wußte die wahre Urſache, ſahen den Sohn Murdo's, den ſie gebahr.

Hlodver, welchem ihr Zuſtand nicht verborgen geblieben war, konnte nichts auf Orkney halten, als der Tod des kinderloſen Liotus, der ihn, den einzigen, letzten Bruder, eben zum Grafen der Orkaden gemacht hatte und doch blieb, er nur mit unendlicher Angſt. Einen Treuen abzuſchicken, wagte er nicht, denn Audna hatte ſeinen Schwur des unbedingteſten Schweigens und doch fürchtete er Entdeckung, Zorn Kiawalas des Königs, Tod der Gattinn mit der Angſt des Liebenden. Er konnte ſich nicht freuen, als er auf dem alten Steine ſaß, wo die Grafen ſitzen mußten, während die Vaſallen unter freiem Himmel um ihn herſtanden ihm zu huldigen, er dann opferte und den Unterthanen wiederum ſchwur nach nordiſcher Sitte. Der Felſen-Stuhl ſeiner Väter rauchte vom Blute der Seinigen und ihm war, als ſchwöre man Untergang ſeines Glückes. Nicht ſogleich konnte er fort, denn der Feind war noch im Lande und die ewigen Fehden hatten die Gemüther verwildert. Krieg war das Handwerk geworden des Orkaden-Bewohners, leicht konnte ein mächtiger Vaſall ſich der Herrſchaft bemächtigen und die wollte er doch nicht fahren laſſen, ſeit er das ſtolze Gefühl kannte, ſich gehuldigt zu ſehen. Endlich war der Feind von den Inſeln vertrieben, endlich konnte Hlodver ſeine Hauptſtadt verlaſſen unter dem Vorwande, die Inſeln zu durchſtreifen. Von der weſtlichen, Hoywells, ging er mit geringer, treuer Bedeckung nach Irland. Seine Begleiter mußten ihn auch jetzt noch Murdo nennen. Als er der Oeffnung, der wohlbekannten, die den Glücklichen oft aufgenommen hatte, vorüberfuhr, konnte er ſich kaum halten. Doch er mußte vorüber, landen, wo andere Schiffe landeten und warten bis der dunkle Abend hereinbräche. Er hatte vergeſſen, daß in dieſer Jahreszeit den Norden beinahe keine Nacht verhüllte; ſchnell beſtieg er daher einen Nachen und ruderte zurück zu der freundlichen Bucht. Sie nahm ihn auf, heimlich und ſtill, wie immer. Er griff ſich fort in den dunkeln Gängen, dem Geſange des Alten nach, der aus dem Innern tönte. Angſtvoll trat er raſch vorwärts, denn er hatte gemeint: ſeine Gattinn am Eingange harrend zu finden. Endlich an der Halle riß er die Pforten auf und Audna ſaß zu den Füßen des grauen Sängers und ihre Thränen fielen auf ihren Knaben.

---

*) Freias Vertraute, eine Jungfrau mit ſchönen über die Schultern herabfliegenden Locken und goldenem Stirnbande.

**) Sohn Odins und Freias.

---

*) Widars Mutter.

**) Göttin der Ehe.

***) Göttin der Arzneikunſt.

Audna! rief er, warf ſich auf den Boden zu der Geliebten, umfaßte ſie, nahm das Kind auf mit leuchtenden Augen und in den ſeinen hingen Thränen der Freude. Er hatte wieder, was ihm das Leben ſchmückte und alle Orkaden waren vergeſſen und warum er kam. Audna drückte ihn an ihre volle Bruſt und rief mit ängſtlicher Stimme: ich halte dich umfaßt und nie gehſt du wieder ohne mich. Nie! ſprach er. Er meinte, ſie wüßte ſchon, daß er komme ſie zu holen, ſie aber ängſtete ein Traumgeſicht, welches ihr geſagt hatte: Murdo komme zum Letztenmale. Darum weinte ſie, als er kam, darum ſchlug ihm die Freude nicht entgegen nach ſo langer Trennung. Sie erzählte ihm nun, wie es ihr gegangen ſey, wie ſie die Sorge vor Entdeckung geängſtet habe. Der Knabe heißt Sigurd, fügte ſie hinzu, denn es entſchlüpfte dir einſt: dein Ahn habe dieſen Namen getragen, er ſey dir lieb. Stumm ſah Murdo vor ſich nieder, denn er dachte über ſeine Pflicht nach, dem Knaben den geerbten Thron, ſein eigentliches Vaterland zu geben, und er wollte eben beginnen und erzählen, was ihn ſo lange abgehalten habe zu kommen, als man klopfen hörte. Die Amme ging und kündigte Raguhild an. Raguhild! rief entſetzt Murdo, die Norwegin? Und hier? Und bei dir? Vor allen ihr verberge mich, wenn dir das Glück unſerer Liebe heilig iſt, ich beſchwöre dich. Audna begriff ihn nicht, doch ſie ſah, wie bleiches Entſetzen ſich auf ſeinem Geſichte malte und gab ihm verſprechend die Hand. Er zog ſich zurück, Raguhild trat ein. Sie kam ſo ſpät, um ihrer Freundin noch die freudige Botſchaft zu bringen, daß ſie unter den heut Angekommenen einen Edlen der Garde der Grafen von Orkney erkannt habe und daß dies zwar nicht Murdo ſeyn könne, denn ſie erinnere ſich, daß er Moddan heiße, daß er aber entweder Kunde bringe, oder doch geben könne von Audnas Geliebten. Geſtört durch den diesmal unwillkommenen Beſuch, erſchreckt durch Murdos Entſetzen beim Hören des Namens Raguhild, vermochte Audna kaum zu antworten. Jener entging die Verlegenheit nicht, welche überall herrſchte, und während Audnan der Gedanke marterte, irgend ein nahes Verhältniß mit Raguhild mache ihren Geliebten bangen vor dem Zuſammentreffen mit dieſer, ſah Raguhild verwundert in der Halle umher. Ihre Augen ſtießen bald auf den Mantel Murdo's, der in der Verwirrung auf dem Lager Audnas liegen geblieben war. Er war von der Farbe der Mäntel der orkadiſchen Garden*), und, wie die Führer derſelben trugen, mit Purpur umſäumt. Hlodver hatte ihn genommen, um unerkannt zu bleiben. Raguhild begriff das Schweigen der ſonſt offnen Freundin nicht, ſo viel aber ſah ſie, ihre Nachricht kam zu ſpät und Moddan war ſchon hier. Auf der Stelle verließ ſie die Halle, nicht ohne Empfindlichkeit über das Mißtrauen der Freundin. Dieſe dagegen erblickte in dem ſchnellen Verlaſſen Beſtätigung ihrer Furcht, daß Murdo Raguhild einſt theuer geweſen ſey. Sie vergaß, daß ſie die Enthüllung der Geheimniſſe ſelbſt gefürchtet hatte und drang in den wieder hervortretenden Murdo, ihr zu ſagen, warum er Raguhilds Anblick zu ſcheuen habe? Sie iſt die Feindin meines Geſchlechts, ihr ſind die Meinen gefallen! rief er; wie kam ſie dir nah, ſie, an deren Ferſen ſich jedes fürchterliche Geſchick hängt? Audna erzählte, wie unglücklich ihre Freundin ſey, wie ſie die Flüchtige aus Mitleid aufgenommen habe und dieſe wiederum ihr Troſt geworden ſey in einſamen Stunden. Der Verdacht, der ſo ſchnell gekommen war, wich eben ſo ſchnell der Verſicherung des Geliebten und bald vergaßen die Glücklichen wieder Alles außer ſich ſelbſt.

Audna wiederholte: Murdo dürfe nicht wieder fort; denn ſie ſchloß aus Raguhilds Erzählung auf ſeinen Stand als Satellit. Sie mahlte ihm ihre ſtill verborgene, glückliche Zukunft auf Irland, zeigte ihm in der Entfernung ſelbſt Hoffnung zu dem Throne ihres Vaters, oder nach deſſen Tode, wenigſtens Aufhebung des Schleiers, der jetzt ihr Geheimniß bedecke, und Hlodver, theils hingeriſſen von dieſen Hoffnungen, theils zu glücklich, um die erſten Stunden der Wiedervereinigung mit Erzählungen der blutigen Auftritte auf Orkney zu verbittern, verſchob ein Geſpräch, was er fürchtete. Er beſchloß den folgenden Tag in der Höhle zu bleiben. Als nach ſüßer Nacht das Geſtirn des Tages wieder heraufſtieg, ſetzte ſich Hlodver an das Lager der Gattin, und verſicherte ihr, das Geſchick zwinge ihn zu ſprechen. Audna hob bittend ihre Augen zu ihm, hielt ihm mit flehender Miene das Kind entgegen, doch Hlodver ſchwur: er müſſe reden. Ziehe dann — ſprach ſie — wenn du mußt, den Schleier hinweg, der mein ſtilles Glück barg vor dem neidiſchen Geſchick.

Audna hörte nun, daß ſie die Gräfin der Orkaden ſey. Zu einem Entſchluſſe kam es jedoch nicht, ob er auf Irland bleiben, ſie ihm auf Orkney folgen ſolle.

Noch unruhiger wie hier, war es außerhalb der Halle. Als Raguhild Audnan verließ, wandelte Moddan, den ſie in der Halle glaubte, mit dem purpurumſäumten Mantel wieder vor ihr. Sie faßte es nicht, und um ſicher zu ſeyn, wollte ſie ihn anreden. Moddan aber, entſetzt, den Geiſt der nach Norwegen gegangenen Raguhild hier in Irland vor ſich zu ſehen, wich ſcheu ihm aus und wandte ſich ſchnell zu den Gefährten, denen er bleich erzählte, was er ſah und die mit ihm feſt glaubten: Raguhilds Schatten ſey aus Norwegen gekommen, um ihren Grafen hier zu beunruhigen, zu verfolgen. Dieſer Wahn ſtieg, als das Boot leer an die Küſte geſchwommen kam, worein ihr Gebieter Tags zuvor geſtiegen war. In der frohen Haſt, ſeine Gattin wieder zu ſehen, hatte dieſer vergeſſen, es ans Ufer zu befeſtigen und ſo trieb es die Fluth zurück. Die Angſt der Gefährten Hlodvers um dieſen ward zur Gewißheit ſeines Todes, als er auch den zweiten Tag nicht kam, weil er das Boot nicht fand, was ihn zurückbringen ſollte. Die Orkneyer waren troſtlos und wollten eben zur Seherin gehen, um zu fragen, wo ihr Geliebter ſey? als ſie Raguhild anſichtig wurden. Gefeſſelt blieben ſie ſtehen, doch dieſe redete ſie an, und als die Orkader ſich überzeugt hatten, es ſey kein Schatten, umringten ſie ihre vormalige Herrſcherin und forderten Hlodver von ihr. Raguhild meinte, auch dieſer ſey tod wie ſeine Brüder, ihre Gatten, und wollte ſich flüchten vor den Schwertern der Wüthenden, doch dieſe hielten ſie. Sie rief nach Hülfe, die herzueilenden Irländer bemächtigten ſich nach kurzem Gefecht der kleinen Anzahl Orkneyer. Moddan fiel. Der König, erzürnt, daß die Fremden ſeine Gaſtfreundin auf ſeinem Gebiete angefallen hatten, ließ ſie einkerkern und kündigte ihnen den folgenden Morgen den Tod an.

Als Audna dies Alles vernahm, rieth ihr Hlodver, ſich vor allen Raguhilds zu bemächtigen, die Kiawalan Alles verrathen würde. Dieſe ihrer Seits ſcheute ſich vor dem erſten Wiederſehen Audnas, im Wahne, Moddan ſey deren Geliebter und dieſer durch ſie gefallen. So fürchtete eins des Andern Zorn und Rache. Daß aber Raguhild ſich nicht blicken ließ, beſtärkte Hlodver und Audna in ihrer Sorge und der Graf von Orkney bewies ſeiner Gattin, daß ſie beide und das Kind unwiederbringlich verloren wären, flöhen ſie nicht in der kommenden Nacht. Der Tochter ſchauerte es bei dem Gedanken, zu ſcheiden von Vater, Volk, Land; doch die Liebe, noch mehr die Angſt um den Gemahl, das Kind, war ſtärker als alle Bande. Der Druide mußte für ein Schiff ſorgen und es an den Ausgang der Höhle am Meer bringen laſſen. Audna, deren mächtige Gegenwart die Wächter feſſelte, ging in den Kerker der Orkader und löſte ihre Bande. Durch die Befreiten ließ ſie dann Raguhild in ihre Halle bringen. Dieſe wähnte: Audna komme, ihren Geliebten, Moddan, zu rächen. Wortlos folgte ſie in die Halle, die ſonſt der Sitz der Freundſchaft, der Liebe war.

Um Mitternacht nahm Audna wehmüthig Abſchied von der geliebten Höhle, wo ſie, begeiſtert, den Fragenden das Schickſal kündete, wo ſie Murdo zuerſt ſah, wo ſie in ſeliger Vergeſſenheit mit ihm auf ſchwellendem Lager von Moos ſaß und der Felſen ſie ſchied von der alltäglichen Welt, wo ſie Murdo's harrte mit liebender Sehnſucht, jauchzend in die Arme des Erſehnten ſtürzte, wo ſie betete für ihn, wenn er ging, trauerte um den fernen Geliebten, die kommende Seligkeit nachrechnete an dem Zünden der Kerzen für die einſame Nacht, wo ſelbſt heiliger Schwur die Treue für den Fremden beſiegelte, wo ſie Mutter wurde und Kind war, Gattin und Tochter, Seherin und Mädchen, Liebling der Menſchen und der Götter. Still und nachſinnend folgte ihr Hlodver, den Knaben auf den Armen, die Amme Audnas mit dem liebſten Schmucke, dann Raguhild mit Hlodvers Begleitern, vor ihnen der alte, treue Gefährte Audnas. Dieſer hatte die Felſen-Stirnen und Hallen noch einmal geſchmückt. Ueberraſcht traten die Fliehenden in das Innere, von Fackeln überall erleuchtet. Die düſtern Flammen brachen ſich an den fallenden Tropfen, an den Wänden der Rieſengemächer, an den Gewölben über den Häuptern der Scheidenden. Langſamen Schrittes trat der Zug in die höchſte Wölbung des Felſen. Es war die Grotte des Rache-Gottes. Die Natur hatte hier dem Geſtein die Konturen einer mächtigen Rieſengeſtalt aufgedrückt und rohe unbeholfne Kunſt dieſe Andeutungen auszubilden geſtrebt. In dem mit Finſterniß bedeckten Boden wurzelte, ein Klumpen von Quarz, der vorſchreitende Fuß, auf ihm ruhte, als Körper des Mächtigen, ein gewaltiger Fels. Ueberhangende, tief herabreichende Granitadern bildeten die ſtarken Arme, ein von Gewäſſer zerriſſener Sienit ſtellte das Haupt dar, von dem die Schlangenhaare in graulichem Mooſe und langen Flechten-Gewächſen herabhingen über das ſchreckenerregende Geſicht. Als Augen flammten zwei dort befeſtigte lodernde Fackeln: ſie erleuchteten eine ſchwarze Felſenſpalte, in welche der weit geöffnete Mund auslief. Unwillkürlich barg Hlodver den Knaben vor der Geſtalt, um des Kindes geliebte Züge nicht vor die Augen des Schrecklichen zu bringen, denn leicht iſt es, dieſes Gottes Antlitz zu wenden auf das Haupt des Unſchuldigen. Audna ſank nieder vor dem Rieſenbilde, umfaßte den vorſchreitenden Felſen-Fuß des Schrecklichen und weihte ihm, was die Amme ihr reichen mußte, den liebſten Schmuck. Hinter ihr kniete der Druide und ſang in tiefen Mollakkorden Worte des Flehens. Im hinterſten Grunde athmeten die Uebrigen kaum, Entſetzen ſträubte ihr Haar; ſie ſchlichen bebend vorüber als der Alte aufſtand, Audna ſich erhob und dieſe den Zug weiter führte in die Halle der freundlichen Unſterblichen. Auch ſie flammte von ſtrahlenden Kerzen, doch leuchteten dieſe mild über den ſeligen Häuptern der Götter von den Sehern verſunkener Jahrhunderte in das Geſtein gehauen mit roher, frommer Hand. Rings in magiſchen Kreis geſtellt, umgaben ſie die Eintretenden in kunſtloſen Gebilden. Ihre Titanen-Geſtalten ſahen herrſchend herab, doch nicht zürnend. Dem Gott ihrer Küſten gelobte Audna Wiederkehr, von den Gebieterinnen der Fluthen flehte ſie Schutz vor den Wellen für die Geliebten ihres Herzens, dem Gotte der verſchwiegenen Liebe brachte ſie die köſtlichſten Wohlgerüche und wandte ſich thränenvoll von ihm. Dann umfaßte ſie den Gatten, der mit ihr niedergeſunken war, und den Knaben, erhob ſich und ſchritt, die naſſen Blicke zurückgewendet, weiter, die langen Gänge fort. Dumpf hallten die Schritte der Folgenden an den Felſen wieder, wo ſich ſonſt ſelten ein menſchlicher Laut brach. Sie kamen an das Gewäſſer, ſie ſtiegen zum Theil in den ſchmalen Nachen. Die Felſen ſenkten ſich und ſpärlich blickte die einzige Leuchte hinab in die ſchmale Fluth, die ſchwarz dahin rauſchte wie der Strom der Unterwelt. Es war als ob es zum Tode ginge. Nur der Ruderſchlag des Druiden zeigte vom Daſeyn des Lebens in dieſem Gemache ewiger Finſterniß. Die Fahrenden verhüllten ſich vor Grauen; doch bald landeten ſie wieder, nach und nach ruderte der Alte, des Weges kundig, Alle hinüber; ſie wandelten wieder in Gängen, die, gleich denen jenſeits des Waſſers, von dem alten Prieſter erleuchtet waren. Endlich umfing ſie eine weite Halle, wo die Leuchten matt nur brannten vor einem hellen Strahle, der von oben herein brach aus der Fülle des göttlichen Tages. Eine weite Spalte ſendete dies Licht; es fiel auf einen einſamen Sitz. Hier ſollſt du mich wieder finden, Audna, rief der Greis, wenn du von Orkney kommſt, lebend oder tod. Hier harre ich deiner, denn ich will das Land meiner Väter nicht verlaſſen. Bleibe! ſprach Audna bewegt, bleibe in dem Lande meiner Kindheit, in der Halle meines Glücks. Sage meinem Vater: ich kehre wieder, erhalte Alles in der Höhle, daß ich die Stellen wieder finde, wo ich ſelig war. Das will ich, ſprach der Greis, du kehreſt wieder; Murdo, gib mir die Hand, fürchte die Götter. Hlodver reichte ihm ſtumm die Hand, hob tief bewegt Audnan in das Schiff, die Amme, Raguhild und Hlodvers Begleiter folgten. Der Druide ſetzte ſich an den Ausgang der Höhle und ſang zu ſeinen Göttern für Audna. Lange noch hörten ſie die zitternde Stimme des Göttergeliebten Greiſes und als ſeine Töne ſich brachen an dem Murmeln der Wellen und bald nun Wolken und Felſen ihn verhüllten dem rückblickenden Auge, da warf ſich Audna an die Bruſt Hlodvers. Ihr Blick ſagte ihm: Dir opferte ich Alles, weil Du allein mir Alles biſt.

---

*) Die Historia Islandica Niala erzählt uns, wie mächtig die Grafen der Orkaden damals waren. Selbſt Isländer traten unter ihre Garden, (Satellites purpurati) unter Andern Grim und Helge, Söhne des berühmten Nials.

Audna! rief es hinter ihr, ich tödtete den Geliebten nicht! Wo führſt du mich hin? Es war Raguhild, die verhüllt gefolgt war, wohin man ſie leitete. Nach Orkney, antwortete der Graf, ſein Geſicht wendend. Wie? Du lebſt Hlodver? rufte verwundernd Raguhild, und biſt Murdo? Sie ging auf Audna zu, umarmte ſie und ſprach: ſey glücklich, Schweſter! wie ich auf Orkney und ſeinem blutigen Thron. Freundlich löſten ſich nun die Irrthümer von allen Seiten, und günſtiger Wind brachte den Orkaden bald ihren Herrſcher mit Weib und Sohn.

Auch Raguhilds Fuß berührte alſo dieſen Boden unfreiwillig wieder, wo ſie geherrſcht hatte, geliebt und zerſtört. Hlodver wollte ſie ſogleich nach Norwegen ſenden, doch Audna bat für ſie. Unter ihrem Schutze lebte Raguhild einſam, denn ſcheu betrachteten die Orkneyer ſie und ihre Beſchäftigung, Weben, welche ſie trieb, den luftigen geiſtigen Schweſtern, den Walkyren gleich, die, nach der Skalden-Lehre, das Geſchick der Krieger flechten, wie Odin es will.

Audna und Hlodver lebten das Leben der Glücklichen, ſelig, doch kurz; denn Hlodver ſtarb mitten in der Beſchäftigung, ſeinen Inſulanern das Glück dauerhaften Friedens zu geben, ſie deſſen Früchte genießen zu lehren.

Der tiefſte Schmerz faßte Audna. Bald geſellte ſich ihm Sorge für den Knaben Sigurd, auf deſſen zartem Haupte die Grafen-Krone unſicher ruhte. Ein Schotte, Graf Finlicus, wollte des Herrſchers Jugend nützen und ſandte ihm einen Fehdebrief, doch Audnas großer Geiſt ruhte auf dem Jüngling von ſechzehn Jahren. Sie gab den Vaſallen auf Orkney die Güter wieder, die deren Vorfahren dem Torfeinar verpfändet hatten, unter der Bedingung: ihren Sohn gegen den Schotten-Grafen zu ſchirmen mit all ihrer Macht. Dies brachte Sigurd tauſend Arme ihn zu vertheidigen, und tauſend Herzen, die ihn liebten.

Raguhild hatte in ihren einſamen Stunden für ihre verwitwete ſchweſterliche Freundin Audna eine Kriegs-Standarte gewoben. Ein großer ſchwarzer Rabe*) mit gebreiteten Schwingen in den Aether ſich erhebend, war darauf abgebildet. Audna nahm ſie, weihte ſie mit wunderbaren Bräuchen und überreichte ſie dem jungen Sigurd, mit den Worten: empfange dieſe Fahne, ihr folgen alle meine Wünſche, meine Sorgen, Raguhild wob drein all ihre Kunſt. Sie wird, tödtlich Jedem, der ſie trägt, den zum Siege führen, für den ſie getragen wird; ſo ſagen mir es die Sterne, die, mächtiger als Gefahren, unſerm Schickſale gebieten. Muthig zog Sigurd nun in die Schlacht. Drei Jünglinge fielen, die das Panier trugen, ſo tödtlich war es, doch immer drängte ſich ein anderer herbei und hob es wieder hoch für Sigurd und brachte dieſem Sieg. Der gedrängte muthige Jüngling ward bald ſelbſt angreifender Theil, und war die Todes-Fahne bisher getragen worden im Kampfe für die Hausgötter, ſo wehte ſie nun bald auf fremden Küſten im Kriege der Eroberung, auf Sutherland, ſelbſt bis nach Argyle, denn der Jüngling Sigurd machte ſich furchtbar in den Gewäſſern der Nordſee. Doch auch immer fremder wurde er der Mutter, wenig blieb er auf Orkney und die Halle der Grafen ſtand beinah öde. Nur Audna und Raguhild lebten hier ſchweſterlich dem Andenken der geliebten Brüder, und erſtere ſehnte ſich allgemach zurück nach der iriſchen Halle. Da kam ein Bote von dem vaterländiſchen Geſtade. Raſch trat ihm Audna entgegen, doch mit Entſetzen ſah ſie an ſeiner Rüſtung Zeichen der Trauer-Botſchaft. Der Druide ſandte ihn, und ließ ihr ſagen: ſie ſolle zurückkehren, ſich vom Grabe des Gatten zu dem des Vaters wenden. Kiawalla war todt. Noch in der Nacht ſagte ſie auf immer Abſchied von Raguhild. Sie haßte Orkney, deſſen Herrſchaft ihr den Gatten, die Nähe des Vaters, die ſüße, ſtille Ruhe in der Heimath gekoſtet hatte; nichts wollte ſie mit ſich nehmen, als die Aſche ihres theuern Hlodvers. Sie that es im Stillen und beſtieg mit dieſen geliebten Ueberreſten das iriſche Fahrzeug.

Treu ſaß der alte Druide am Eingange der Höhle auf Irland. Das Licht ſeiner Augen war matt geworden, doch als er, — ſeit zwei Tagen lauſchend — das Fahrzeug in den Wellen daher rauſchen hörte und den Geſang des Ruderers, breitete er die kraftloſen Arme nach der Gegend, woher Audna ſegelte und ſang das Lied wieder, was dieſer einſt nachgeklungen hatte beim Abſchiede. Audna hatte vor unausſprechlicher Rührung keinen Ton der Freude. Sie ſah die Küſte ihrer Kindheit wieder, die ſie verlaſſen hatte im ſeligen Rauſche, doch was ſie liebte, war nun fern; der Gatte, dem ſie gefolgt war, eine Hand voll Aſche, die Amme todt auf den Orkneys, der Sohn im grimmigen Kriege, der Vater geſtorben ohne ſein Kind noch einmal zu ſehen. Nur den Führer ihrer Kindheit hatten die Götter ihr gelaſſen. Von der Zeit berührt, nicht zerſtört, fand ſie ihn, die faſt erblindeten Augen voll Thränen der Rührung, ſitzend auf dem Steine, wo er ihr gelobt hatte: hier findeſt du mich lebend oder todt. Sie warf ſich ſchluchzend in ſeine Arme, er drückte ſie feſt an ſich. Dein Vater glaubte dich in Walhalla zu finden an dem bebenden Throne Odins, ſprach er, er zürnte dir nicht. Habe Dank Ugan**), rief Audna, ich bringe Murdo mit. Verwundert erwiederte der Greis: lebt er? Die Sterne verkündeten mir ſeinen Tod. Da hielt Audna dem Greiſe die irdene Urne hin, die ſie trug, und dieſer, ſie faſſend, ſprach: laß uns die Aſche Hlodvers vereinen mit den Reſten Kiawalas. Führe uns, Moddan! Befremdet ſah Audna einen Unbekannten in Druiden-Tracht vor ſich, und Ugan erzählte: man habe Moddan an dem Tage ihrer Flucht ſcheintodt in ihre Höhle gebracht; er habe ihn zum Leben gerufen und zum Seher-Dienſt geweiht, um die Halle Audnas zu erhalten, wenn er ſtürbe und ihn zu begraben, wo er gelebt habe. Ugan reichte die Urne an Moddan, dieſer drückte ſie an ſich und ſagte traurig: ich war todt, drum mußteſt du von hier, Hlodver, ich lebte auf, um dich todt hier wieder zu umfangen. Wunderbares Geſchick. Mit geſenktem Haupt führte er den kleinen Zug, Audna leitete den Greis, der Bote ſchlich hinterdrein. Auch jetzt erhellten einzelne Fackeln die düſtere Höhle. Die Zeit war vorwärt geſchritten auf der Erdfläche, innerhalb des Felſens ſtand noch Alles, wie es war, ſo lange Audna denken konnte. Sie erreichten das ſchwärzliche, rauſchende Gewäſſer. Derſelbe Kahn trug ſie hinüber, wo die alten bekannten Geſteine die lang Entbehrte begrüßten. Da traten ſie zu der hohen Halle der Götter-Gebilde. Ein blaſſer Geiſter-Tag lag in dieſer Halle und nur von den Häuptern der Unſterblichen floſſen die ewigen Schimmer und goſſen Glanz auf die Stirnen der Seherin und der Druiden. Nieder warf ſich Audna, ehrerbietig grüßend die Schutz-Gebilde der vaterländiſchen Inſeln. Vor allen opferte ſie dem Forſete, der jenſeits die Schatten verſöhnt, die ſich auf Erden nicht liebten. Getröſtet erhob ſie ſich und ſchritt aus der Wölbung weiter mit halbgewandtem Geſichte die Grotte des Rache-Gottes hindurch. Hier lag zu dem Fuße des Fürchterlichen das Opfer, was ſie ihm einſt gebracht hatte, unberührt. Sie erkannte im Leuchten der Edelſteine den Schmuck wieder, der einſt um den Hals von Schnee ſich ſchmiegte und auch verachtet von dem, dem er geweiht war, hell ſtrahlte an dem dunkelgrauen Geſteine. Du verſchmähteſt meine Gabe, du hörteſt mein Flehen nicht, Unerbittlicher! ſchluchzte Audna, ich trage den Staub mit mir, deſſen blühendes Leben du den Flammen gabſt dafür, daß ich mit ihm ging von den Göttern meiner Inſel. Nun bringe ich ihn zurück, auf immer. Komm! rief Ugan, komm, zu der Aſche deines Vaters. Da ſtanden ſie am Todtenhügel des Königs, errichtet in der Höhle, neben den Hügeln ſeiner Ahnen. Locker lag das graue Geſtein um den irdenen Aſchenkrug. Audna und die Druiden warfen die Felſenſtücke auseinander, die ſie noch nicht verbunden hatten zu einer freundlichen Decke voll Grüns. Da blickte die einfache Urne traurig hervor, immer mehr enthüllte ſich der Name: Kiawalla, der einſt mächtig gerufen hatte in der Schlacht und nun ſtill ſprach zu der gebeugten Tochter. Sie küßte ihn, lang hielt ſie ſprachlos den Aſchenkrug umfaßt, dann nahm ſie die Urne voll des Staubes von Hlodvers geliebter Hülle, ſtellte ſie friedlich zu der des Vaters, umwand die Todtenkrüge mit den goldenen Ketten, die der Gott als Opfer verſchmäht hatte und verband die im Tode, ſo ſich unerkannt nah ſtanden im Leben und doch ſo fern geblieben waren in der Feindſchaft der Väter. Unter Todten-Geſängen warf ſie dann das rollende Geſtein wieder über den friedlichen Staub, immer weniger blickten die theuren Urnen hervor, bald verbargen ſie ſich ganz und hoch thürmte die Liebe und Treue den heiligen Hügel.

---

*) Neafan, hieß eine ſolche Feenfahne.

**) Name des Druiden, bedeutet auf erſiſch: Fels-Geſtade. An letzterm wohnten die Seher gewöhnlich.

Dann erſt begrüßte Audna die Stellen ihres jugendlichen Glückes, dann erſt hüllte ſie ſich in das Seherin-Gewand und zeigte ſich dem erſtaunten Volke, das ſie aus den Wolken zurückgekehrt wähnte, jubelnd ſich herandrängte und laut ſie erkannte als prophetiſche Herrſcherin. Jetzt hatte ſie alles Irdiſche abgeſtreift, lebte jetzt ganz den heiligen Gebräuchen, ihrem Schmerze, der Erinnerung und den Sternen.

Frohlockend wallte das Volk aufs Neue zu ihrem Sitze, ihm war ſie, eine lang erſehnte, ſchmerzlich vermißte Erſcheinung, und bald verließ ſie ihre Halle nicht mehr, die ihre ſüßeſten Freuden geſehen hatte, wie ſie jetzt Zeuge war des nie endenden Schmerzes an dem Doppel-Grabe ihres Vaters, ihres Gatten. Der einzige Sohn ihrer Liebe, der ihres Daſeyns Freude hätte werden können, verlebte ſein ruhmvoll begonnenes Leben in ewigen Fehden. Sie hörte nur von ihm, wenn ſeine Boten kamen, ſie zu fragen über den Ausgang ſeiner Unternehmungen. Tyr*) wollte ihm wohl, er hörte damals noch der Stimme der Mutter und ſo blieb ihm der Sieg treu. Doch bald ward er übermüthig, achtete die Götter nicht mehr wie ſonſt, und dieſe ahndeten den Frevel nur zu bald. Naguhild war auch hier das Werkzeug, deſſen ſie ſich bedienten zu des Trotzigen Fall.

Als Audna Orkney verlaſſen hatte, ſchützte des Liotus unglückliche Witwe Niemand mehr. Die Orkader ſcheuten ſie und ſagten ihr den Schutz auf. Naguhild flüchtete nach Norwegen und das wilde Geheul des Frohlockens der rohen Menge war ihr Lebewohl, als das Schiff von der Inſel ſtieß. Es zerriß ihr das Herz nicht, was groß geſchlagen hatte unter dem tiefſten Schmerz. Nicht ihr Wille, nicht ein ſchuldbeflecktes Leben hatte das Unglück an ihre Schritte gebannt. Ein mächtigeres Geſchick war es, was der rohe Haufe nie erkennt, der Edle trägt mit dem Stolze der Unſchuld. Nur eines war ihr heilig auf Orkney, Liotus Aſche, und als man ihr dieſe weigerte, wandelte ſie Thränenlos dem Strande zu, beſtieg, die beleidigten Götter anrufend, das Schiff und fuhr ihrem Vaterlande zu mit der Ruhe, die uns ergreift, wenn wir ſchuldlos Alles verloren und darum nichts mehr zu verlieren haben.

Durch ſie erhielt Olaf, König von Norwegen, Kunde von der Macht der orkadiſchen Grafen. Olaf predigte damals dem Norden das Kreuz mit Feuer und Schwert. Was St. Servan nicht gelungen war auf Orkney, das wollte er vollbringen. Mit mächtiger Flotte ging er an die Ufer der Orkaden, und lud Sigurd, unter dem Vorgeben: zu gemeinſchaftlicher Kriegs-Unternehmung ein Bündniß zu ſchließen, auf die norwegiſchen Schiffe. Sigurd kam mit großem Gefolge, und Olaf, ſelbſt das Schwert auf ihn zückend, ließ ihm nur die Wahl zwiſchen augenblicklichem Tode oder Aenderung des Glaubens. Sigurd mußte das Kreuz nehmen mit ſeinem ganzen Volke. Die Prieſter flohen auf die Berge, Alles lag unter dem Schrecken gefangen. Olaf behielt Geiſſeln. Doch als dieſe umgekommen, als die Norweger heim gekehrt waren, kehrten auch die alten Prieſter zurück in die Ebenen und mit ihnen die alten Götter.

Von Norwegen aus fürchtete Sigurd jetzt nichts; raſten konnte er nicht; ſo ging er nach Irland, Theil zu nehmen an einem Kriege, der zwiſchen mehrern kleinen Königen auszubrechen drohte.

Audna hatte ihn warnen laſſen, denn die Nornen*) waren ihr erſchienen und Skuld**) hatte ihr vertraut: Alfadur***) zürne ihrem Sohne, daß er die fremde Lehre des Norwegers vorgezogen einem rühmlichen Tode und habe den Walkyren†) Befehl gegeben, zu weben das Gewebe des Todes für Sigurds nächſte Schlacht.

Sie ſah im Geiſte den Letzten des Stammes ihres Gemahls, ihren Einzigen ſinken, ſie konnte ſein Leben nicht wünſchen bei ſeinem Abfall und ſo war ihr der letzte Schimmer ihres einſt glänzenden Glücks untergegangen.

Sie fürchtete Sigurd zu ſehen, ſie ſehnte ſich ihn zu umarmen, es graußte ihr vor dem Todtgeweihten, doch warnen mußte das Mutterherz, wahr ſprechen die Seherin. Als ſie einſt daſtand im Glanze ihrer Halle, um den Fragenden das dunkle Geſchick zu deuten, trat ein Fremder ein in orkadiſchen Farben. Es war Hlodvers Geſtalt, doch anſtatt der milden Bläue der Augen blitzten zwei Flammen, drohend war ſein Gang, ſtolz ſeine Haltung. Sigurd war es, der zu der Halle kam, die ihn gebahr. Kaum konnte Audna ſich halten, ſchnell gebot ſie den Fragenden, ſich zu entfernen, dann eilte ſie dem Sohne in die Arme. Vor Allem fragte ſie nach dem fremden Glauben, ſcheu und leiſe, als ob die Gebilde der innern Halle es nicht hören ſollten, und erſt als ſie vernahm, daß Sigurd wieder an den alten Göttern hange, zog ſie ihn zu dem Todtenhügel ſeines und ihres Vaters. Bei der vereinigten Aſche Beider bat ſie den Sohn: in keine Schlacht zu gehen, bevor die Götter verſöhnt ſeyen; ſie erzählte ihm ihr Geſicht, ſie beſchwor ihn. Was iſt ein Herrſcher ohne Heer, antwortete er, ein Heer ohne Schlacht? In meinem Herzen entſagte ich dem Glauben der Väter nie, ich lebte, um mich zu rächen; erſt ziehe ich gegen Brian, König von Dublin, dann gegen Olaf. Kommen die Walkyren zu tödten, ſo kommen ſie auch, mich nach Walhalla zu geleiten, zu dem bebenden Throne††) Odins, ich werde dann bei meinen Vätern ehrenvoll ſitzen. Auch ſchützt mich mein Reafan, den du mir gabſt und Naguhild wob. Umſonſt blieb ſo die Bitte der Mutter. Sein bisheriges Glück, Kriegsluſt und große Verſprechungen des Königs Sericobards lockten Sigurd. Dieſer König zog um der ſchönen Kormlod†††) willen gegen Brian und gelobte Sigurd, dann wiederum mit ihm gegen Olaf zu kriegen. Der Reiz war zu mächtig. Er riß ſich aus den Armen der Mutter und brauchte nur die Vorſicht: ſeinen liebſten Freund Harcus zurück nach den Orkaden zu ſenden, um Hülfe zu bringen, wenn er Botſchaft ſende. Feierlich mußte er Harcus verſprechen: dieſer ſolle der erſte ſeyn, der Nachricht erhalte vom Ausgange der Schlacht.

So kehrte Harcus zu den Orkaden, Sigurd zog gegen Brian, Audna hüllte ſich in Trauer und verſuchte es, Odin zu bewegen durch doppelte Opfer. Sie wußte als Seherin, daß der Sohn nimmer wiederkehre, doch die Liebe der Mutter widerſprach und flehte laut. Ugan konnte ſie nicht mehr tröſten. Sterbend drückte er eben ihre Hand an ſeine matt ſchlagende Bruſt. Dann ſprach er langſam: ich werde den kalten Erden-Hügel nicht ſehen, der ſich zwiſchen das Herz der Mutter und des Sohnes legt. Mein Auge hüllt ſich ein, folge mir bald dorthin, wo auch dein Auge ſich ſchließt vor allen Thränen, wo lichte Gewölke den Kummer bedecken, und die Sterne den ewigen Tag umkränzen im ſtrahlenden Glanze. Schlafe du wohl und wenn ich ſchlafe, gehe zu Darradus. — Er verſchied ſanft. Seine Seele war ſchon bei den Seligen, noch wie er lebte. Alles ſtirbt, ſagte Audna voll Schmerz, und legte mit Moddan den Leichnam auf den heiligen Holzſtoß. Herrlich ſtieg die Flamme zum Aether: rein, wie Ugans Daſeyn war. Seinen Hügel häufte Audna am Ausgang der Höhle, wo das Tageslicht durch die Spalten der Felſen fiel und wo er ſtets gern im Leben geweilt hatte. Dann ging ſie zu ſeinem Freunde Darradus, wie er gewollt hatte.

---

*) Gott der Stärke, Kühnheit und Unerſchrockenheit; den Kriegern hold, doch verſchieden vom Gott des Krieges.

*) Schickſals-Göttinnen.

**) Die jüngſte derſelben (Zukunft).

***) Der höchſte Gott, Vater Odins.

†) Sie führten die dem Tode Beſtimmten und tapfer Gefallenen nach Walhalla. Ihre Zahl findet ſich bald auf 3, bald auf 12, 14 und ſogar auf 24 angegeben. Sie waren ſehr reizend, mit Schwanenfedern geſchmückt, bewaffnet. Ihr Name kommt von Walur, tödten in der Schlacht, und Kyria (küren) wählen.

††) Die Skandinavier nannten ihn Hlidskialf.

†††) Der isländiſche Dichter Thorgils-Orraskald erwähnt ihrer.

Entſetzt trat dieſer aus ſeiner Felſen-Halle ihr entgegen, nahm ſie ſchweigend bei der Hand und führte ſie zu einem Berge. Durch einen ungeheuren Riß deſſelben erblickten ſie im Innern einer nach der andern Seite ſich öffnenden Höhle die ſchrecklichen zwölf Jungfrauen. Webend ſangen ſie. Es waren die Schweſtern, die Odin geſendet hatte, um die Todes-Opfer der Schlacht zu erkieſen, die Sigurd eben ſchlagen wollte. Der Sturm raſte in dieſen Höhlen. Audna hörte Geklirr der Helme, Pfeile, Lanzen und Schwerter und mitten durch den fürchterlichen Geſang, der da verkündete, was ſie einwoben in das Schickſal-Geflechte. Tradition und Geſchichte*) haben ihn aufbehalten.

In unendlicher Ferne
Von erblaſſenden Sternen
Ziehen wir fürder mit gewaltiger Macht,
Wo Tag durch Wolken von Pfeilen wird Nacht.

Hier rüſtet den Werkſtuhl des Schickſals in Eile,
Wo die Windsbraut toſet, die Sonne erblich,
In den Lüften raſſelt ſo fürchterlich
Der eiſerne Hagel todbringender Pfeile,
Hier trinken den blutigen Regen die Haiden;
Auf, Schweſtern! den Werkſtuhl der Schlacht zu bereiten.

Herbei durch die Lüfte
Ihr Geſpielen der Grüfte!
Dort treffen ſich Helden in eiſerner Schlacht
Und wen wir erwählen, verſinket in Nacht.

Wir ſpannen, gemeſſen, auf blinkende Lanzen
Die dämmernden Fäden, wir wirken, wir weben
Der Krieger Verhängniß, im Tode, im Leben,
Indeß ſie den klingenden Waffentanz tanzen.
Heut weben wir Tod auf blutigen Pfaden
Dir Sigurd; Verderben dem Land der Orkaden.

So wachſe Gewebe, bei Zaubergeſängen
Aus Eingeweiden von Menſchen gemacht,
Die blut'gen Gewichte, die bebend dran hängen,
Sind zuckende Häupter vom Schlachtfeld gebracht.

Durch Fäden von Lanzen fahr hin, fahr zurücke
Du Schiffchen aus Dolchen mit Herzblut getränket;
Die zitternden eine, zum Tode geſenket;
Halt mächtig zuſammen das düſt're Geſtricke,
Du Schwert, was Könige vor tauſend Jahren,
In Schlachten trugen, eh' unſer ſie waren.

Komm Hilldur, komm Schwipul,
Sangryd und Hörthrimul!
Jungfräuliche Schweſtern, mit furchtbaren Händen,
Des Todes Zauber-Gewebe zu enden.

Horch! hoch durch die Lüfte ſie kommen gezogen,
Es ſplittern die Lanzen, die Helme erklingen,
Die Schilde ertönen, die Panzer zerſpringen,
Die Pfeile fliegen tödtend vom Bogen,
Sobald die Sonne blutroth verſinkt
Und Odin gebietend aus Wolken uns winkt.

Mit höh'rer Gewalt dem ſinkenden Feinde,
Der Unſrigen Schwerter durchbohren den Schild;
Wir aber ſchirmen auf Irlands Gefild
Vor tödtlichen Lanzen des Göttlichen Freunde.

Und webend das düſt're Gewebe des Krieges,
Schwingen wir raſch die Flügel zur Haide,
Dorthin in's Getümmel, den Freunden zur Seite,
Und flechten und bringen die Krone des Sieges,
Den Todten öffnen wir goldene Hallen,
Wenn tapfer ſie kämpfen, wenn tapfer ſie fallen.

Auf des Geſchickes Pfade weiter zu ſchreiten
Müſſen wir fort und rufen euch laut
Gordula, Gunnur! die Schilde zu breiten
Ueber den König, euch ſey er vertraut.

Es wächſet furchtbar das Gewebe der Schlacht.
Doch können wir tödten, wir können auch wahren,
Der König muß leben, trotz allen Gefahren,
Wir führen die Zügel des Kampfes, der Macht.
Die tapferen Fremden, gekommen zum Streite,
Nie kehren ſie heim, ihr Grab ſey die Haide.

Es küſſen den Staub, dem Tyr eine Beute,
Furchtloſe Helden im Gewande von Stahl,
Doch größer noch fällt dem Tode wohl heute
Der feindliche Führer nach Odins Wahl.

Das Feld iſt geröthet. Und Eirin berührt
Und Orkney nun bald unendliche Schmerzen;
Verloſchen ihres Ruhms hellleuchtende Kerzen,
Zerſtreut ſind die Heere, und der ſie geführet,
Er wird mit all' ſeinen Helden erſchlagen.
Den Tag wird Orkney auf immer beklagen.

Auf zertretener Haide ruht blutiger Schrecken,
Sein Wiederſchein röthet der Wolken Gebild;
Die kehrende Sonne muß Dunkel bedecken
Daß unſer prophetiſches Wort ſich erfüllt. —

Nun iſt das Schlachten-Gewebe gewoben. —
Jetzt raſtet, Schweſtern! das Werk ſey vollbracht.
Die unten verſunken in düſtere Nacht
Laßt tragen uns zu den Hallen dort oben;
Heil ſingen dem Sieger mit jubelnden Tönen,
Triumph dem König, dem jugendlich Schönen.

Ihr aber, die ihr lauſchtet den Geiſter-Geſängen,
Und ſaht das Gewebe von höherer Hand,
Ihr ſollt das Lied mit goldenen Klängen
Tragen in des Sanges ewiges Land.

Denn wir, wir zerreißen, was blutig gewoben,
Und müſſen vollbringen in nächtlicher Schlacht,
Was hier wir, wirkend, im Zauber gemacht;
Sind bald in der Lüfte Bahnen zerſtoben.
Auf! Jede beſteige ihr rabenſchwarz Pferd
Und ſchwinge zum Tödten das blitzende Schwert.

Während des Sanges blickten die Schweſtern ſeitwärts nach den Lauſchenden, und als ſie geendet hatten, zerriſſen ſie mit fürchterlichen Tönen das entſetzliche Gewebe in Stücke. Jede von ihnen nahm ihren Theil, ſchwang ſich auf ihr luftiges Roß, hin nach der Schlacht zu, um dort die Fäden des Geſchickes zu entwirren, von ihnen gewoben mit unaufhaltbarem Arm.

Audna war tief erſchüttert. Dem Tode des Sohnes galt das Gewebe. Ohne Laut wandte ſie ſich von Darradus, in Schmerz verſunken erreichte ſie ihre Halle, die ſie ſchloß vor der Menge der Fragenden. Am dritten Tage ſah ſie in dem geſenkten Blicke Moddans die Beſtätigung deſſen, was ſie aus dem Munde der Walkyren ſchon wußte. Sie zwang ihn zu erzählen.

Anfangs hatte Sigur die Dubliner vor ſich her getrieben, wo er ſie fand; doch das war nur verſteckter Rückzug des Königs Brian, denn bei Clontarf ſtieß das vereinigte Heer auf die Stärke des Feindes und auf allen Bergen rings um ſie her regte es ſich auf einmal von Kriegern Brians. Sigurd und ſeine Verbündeten waren umringt. Er ſammelte ſeine Krieger, zeigte ihnen ſelbſt rings die Feinde und ihre Stärke, rief jenen zurück was ſie gethan, entflammte ihren Muth, und ließ das Panier ſeiner Siege ihnen vortragen, was ihm ſtets zum Ruhme vorangegangen war. Er verſicherte ihnen: das Glück ſey an dieſe Standarte gefeſſelt, ſo lange ſie wehe. Er ſelbſt wählte ſich den ſtärkſten feindlichen Punkt, und ſo wie die Mitternacht ſich herabgeſenkt hatte mit ihren Grauen, begann die Schlacht, anfangs mit ſtillem Mord, dann mit lautem Geheul und unter dem Geſange der Barden.

Wo Sigurd kämpfte, wich Alles vor ihm, doch nicht alle Verbündeten ſtritten wie die Orkader und die Dunkelheit hatte verhindert zu ſehen, daß jenes Panier, welches ſtets den Träger bald nach Walhalla ſendete, geſunken war. Das Glück wendete ſich. Die Tapferkeit der Schaaren Sigurds ward erdrückt in der Menge der von allen Seiten eindringenden Feinde. Zu ſpät vermißte er ſeine Fahne, ſie wehte hoch in den Reihen der Dubliner, als der Tag dämmernd hereinbrach. Von ihrem Beſitz hing Leben und Schickſal ab. Er ſammelte noch einmal die Beſten, die um ihn kämpften, und was er zuſammenraffen konnte für den entſcheidenden Moment. Mit der letzten Kraft ſtürzten ſich die Orkader nach dem Haufen, wo tief in der Mitte der Feinde der ſchwarze Vogel Raguhild wehte. Die Barden ſangen den Geſang des Todes und ermunterten, ſelbſt kämpfend, zu Eroberung des Zauber-Paniers. Der Verzweiflung mußte weichen, ſterben, was ſich entgegen warf. Wunder der Tapferkeit verrichteten die orkadiſchen Satelliten, vor allen die Isländer Helge und Karius, der einen Speer, auf den Grafen gerichtet, im Fluge auffing und ihn, Tod bringend, auf ſeinen Beſitzer Hundius zurückſchleuderte. Sigurd ſelbſt war der Erſte, der die heilige Fahne erreichte. Seine Rechte hieb den Fahnenträger nieder, er faßte mit der Linken die ſinkende tödtliche Fahne, doch in dem Augenblicke durchſtieß auch König Brian mit ſeinem Speer die tapfere Bruſt Sigurds. Er ſank und mit ihm die Fahne, die ihn deckte. Ihm folgten die Barden und Tapferſten in den Tod, auch der König, ſein Verbündeter, blieb, und nur Wenige erreichten die Stadt Kiawalas.

---

*) Der Däniſche Geſchichtſchreiber Torfeus gibt ihn zum Theil in der Urſprache und lateiniſch.

So war ich beſtimmt die letzte meines Stammes zu ſeyn! rief Audna, winkte Moddan zu gehen und verhüllte ſich tief in ihr weites Gewand. Er ging, und ehe die Sonne des andern Tages die Gipfel der Felſen erhellte, weckte ihn die Ankunft einer Menge Orkaden, die Sigurd zu Hülfe ziehen wollten.

Dieſer hatte ſeinem Waffengenoſſen Harcus Wort gehalten, denn als die Schlacht bei Clontarf auf Irland geſchlagen wurde, erblickte Harcus auf Orkney ſeinen Grafen an der Spitze eines Haufens ohnfern ſeiner Wohnung geritten kommen. Schnell rief Harcus nach ſeinem Pferde, um zu Sigurd zu ſtoßen, ſaß auf in Haſt und die er gerufen hatte, ihn zu begleiten, ſahen ihn und den Grafen reiten, zuſammen ſtoßen, ſich umarmen, trennen, wieder vereinen, bis der ganze Trupp vor den Augen der Angehörigen des Harcus einen Berg hinaufſprengte und in den Lüften zerrann, daß keine Spur ſich fand von Sigurd und Harcus und ihren Gefährten und Roſſen.

Das verbreitete tödtliches Schrecken auf den Orkaden' Verſtärkung ging auf der Stelle ab nach Irland und die Führer derſelben traten eben in die Halle Audnas, um nach Nachrichten von Sigurd zu fragen. Moddan erzählte auch ihnen die Niederlage des verbündeten Heeres, den Tod des Grafen. Die Orkaden wollten jetzt wenigſtens Audnan fragen: ob ſie zurück kehren ſollten? und hießen Moddan, ſie vorzuführen. Doch dieſer fand das Lager ſeiner Herrin leer; ihm ahnete das Schlimmſte. Er rief den Orkaden, ſie zündeten Fackeln an und ſuchten nach der Seherin. Vergebens ſetzten ſie über das Gewäſſer, vergebens drangen ſie an das Ende der Höhle. Sie mußten ſich wenden. Als ſie zurück fuhren über den dunkeln Strom, löſchte ein leichter Luftzug, rauſchend wie Gewand, ihre Leuchten. Eiskalter Schrecken überfiel ſie und das Ruder entſank ihren Händen, als ſie jenſeits des Waſſers Audnan ſtehen ſahen. Ihr weites, ſchneeiges Gewand theilte glänzend die tiefe Finſterniß, ihre Augen ſtrahlten mild, das weiße ſtille Angeſicht ſah freundlich über die dunkeln Wellen auf die entſetzten Geſtalten, zu ſich winkte langſam die bleiche rechte Hand, in der Linken hielt ſie eine Fackel, abwärts geſenkt, doch leuchtend. Als ſie wieder und immer wieder winkte, ging der Kahn, ruderlos, langſam von den Wellen getragen, vorwärts. Endlich faßte Moddan Muth. Er zuerſt ſtieg aus dem Fahrzeug, dann die Gefähren. Lautlos ſchlichen ſie der Lichtgeſtalt nach, die ſie kundig den langen Weg führte durch alle die Hallen und Gänge. Die Grabgeſtalt nahm die Richtung nach dem Grabe zu, was die Urnen Kiawallas und Hlodvers vereinte. Als ſie dies erreicht hatte, entfiel ihrer Hand die leitende Fackel, ſie aber zerfloß in lichten Aether, die Leuchte noch verdunkelnd im Entſchweben.

Matt glomm die Fackel auf dem Hügel. Bald erloſch auch ſie. Niemals kehrte Audna wieder. Sie war zu den Ihren gegangen, ſpurlos. Am Hügel des Geliebten endete ihr Pfad, denn die ſchöne Ewigkeit ziehet alles Theure nach in ihren Aether, von Sternen berührt.

Salomon Geßner

ward am 1 April 1730 in Zürich geboren, wo ſein Vater als Mitglied des großen Rathes und Begründer der Geßnerſchen Buchhandlung lebte. Da er als Knabe hinter allen ſeinen Mitſchülern zurück blieb, ſo ward er einem benachbarten Landprediger zur Erziehung übergeben. Bei der vortrefflichen Behandlung dieſes wackeren Mannes, entwickelten ſich ſeine glücklichen Fähigkeiten ſehr ſchnell und erregten das Erſtaunen Aller die ihn früher gekannt hatten. Nachdem er das gehörige Alter erreicht hatte, ſandte ihn ſein Vater nach Berlin, um dort die Buchhandlung zu erlernen; er zeigte jedoch einen entſchiedenen Widerwillen gegen dieſen Stand und beſchäftigte ſich ſo ausſchließlich mit Malerei und Poeſie, daß ſeine Eltern ihm endlich geſtatteten, ganz ſeiner Neigung zu leben. Er kehrte nach längerem Aufenthalt in Berlin und Hamburg in ſeine Vaterſtadt zurück, ward daſelbſt Mitglied des großen Rathes und lebte hochgeachtet als Maler, Dichter, Kupferſtecher und Buchhändler bis an ſeinen am 2 März 1787 durch einen Schlagfluß bewirkten Tod.

Von ihm erſchien:

Schriften. — Zürich, 1762. 4 Thle. — 1772. 5 Thle. — 1774. 5 Thle. — 1777. 2 Bde in 4. — 1782. 5 Thle. 1788. 2 Thle. 1789, 1795, 1801, 1810, 1818. 3 Thle. —

Dieſelben enthalten:

Der Tod Abels in fünf Geſängen. — Der erſte Schiffer, in 2 Geſ. — Daphnis, in 3 Büchern. — Evander und Alcinna, ein Schäferſpiel. — Eraſt. — Ein Gemälde aus der Sündfluth. — Der Wunſch. — Die Nacht. — Die Gegend im Graſe. — Der Frühling. — Idyllen. — Vermiſchte Gedichte. — Brief über die Landſchaftsmalerei. —

Geßner iſt einer der wenigen deutſchen Dichter, welche die Idylle mit Erfolg behandelten. Der Beifall, den er zu ſeiner Zeit, im Auslande verhältnißmäßig noch ſtärker als in ſeinem Vaterlande, fand, war überaus groß, und konnte unmöglich von Dauer ſeyn. Jetzt wird er bei uns kaum noch geleſen und viele Kunſtrichter unſerer Zeit haben ſich entſchieden gegen ihn ausgeſprochen und betrachten ſein Streben als ein gänzlich verfehltes. — Das Richtige liegt, wie immer, in der Mitte. Er war kein großer Dichter, aber er beſaß ein angenehmes Talent der Nachbildung und würde in ſeinen Hirtenpoeſieen weit mehr erreicht haben, wenn er eine tüchtige Wirklichkeit mit poetiſchem Sinn und Blick reproducirt hätte, ſtatt eine ideale Unſchuldswelt zu erfinden, der es an Kraft und Gehalt mangelte und die durch ihre beſtändige Zartheit und Feinheit auch den empfindendſten Leſer zuletzt ermüden mußten. Es iſt zu viel Oberflächlichkeit, zuviel Spielerei und zu wenig Mark in ſeinen Geſtaltungen, obgleich er auf der anderen Seite Alles geleiſtet hat, was ſich in dieſer von ihm neu geſchaffenen aber höchſt beſchränkten Gattung nur erdenklicherweiſe hervorbringen ließ. — Seine Sprache iſt dem Inhalte ſeiner Leiſtungen angemeſſen, zart und elegant, aber beides Letztere zu ſehr, um nachhaltig wirken zu können. Man kann mit Recht jenen geiſtreichen franzöſiſchen Ausſpruch auf ihn anwenden: Il est grand dans son genre, mais son genre est infiniment petit. —

Lycas,

oder

die Erfindung der Gärten.

Jetzt ſchließt uns der ſtürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den ſilbernen Regen der Flocken. Jetzt ſoll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern

---

*) Aus: S. Geßners Schriften. Zürich 1762.

öffnen, den ſie in dem blumigen Lenz und in dem ſchwülen Sommer und in dem bunten Herbſt ſich geſammelt; aus ihnen will ich jetzt die ſchönſten wählen, und für dich, ſchöne Daphne! in Gedichte ſie ordnen. So wählt ein Hirt ſeinem Mädchen zum Kranze nur die ſchönſten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Muſe dir ſingt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunſt erfand.

Das iſt der Ort, ſprach Lycas, der ſchöne Hirt; hier unter dieſem Ulmbaum iſt's, wo geſtern, als die Sonne wich, die ſchöne Chloe mir die erſten Küſſe gab; hier ſtundſt du und ſeufzteſt, als meine zitternden Arme dich umſchlangen, als meine ſtockende Stimme meine Liebe dir ſagte, und mein pochendes Herz und meine Thränen im Auge. O da, Chloë! da entſank dein Hirtenſtab der zitternden Hand; da ſankſt du an meine bebende Bruſt. Lycas! ſo ſtammelteſt du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr ſtillen Büſche, ihr einſamen Quellen ſeyd Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Thränen wie Thau!

O Chloe! wie bin ich entzückt! Welch unausſprechliches Glück iſt die Liebe! Hier dieſer Ort ſey der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Roſenſtauden pflanzen, und die ſchlanke Waldwinde ſoll ſich an ihrem Stamm hoch hinaufſchlingen, mit den weißen purpurgeſtreiften Blumen geſchmückt. Ich will hieher den ganzen Frühling ſammeln; die ſchöne Saatroſe will ich hier bei der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wieſen und auf die Hügel gehen, und will ihnen die blumigen Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke, und die blaue Glockenblume, und die braune Scabioſe, alles, alles will ich ſammeln; dann ſoll es ſeyn wie ein Hain voll Gerüche; und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Inſel wird; und rings umher will ich einen Zaun von Dorngebüſchen und von wilden Roſen pflanzen, daß die Ziegen und die Schaafe die Blumen nicht verwüſten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, ſeufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Roſengebüſch, und ſingt von wiegenden Aeſten; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haſchet euch im Blumenhain, und paart euch auf wankenden Lilien.

Dann ſagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weit her entgegentragen: Welcher Gottheit iſt dieſer Ort heilig? Gehört er der Venus, oder hat ihn Diana ſo ſchön geſchmückt, um müde von der Jagd hier zu ſchlummern?

Palemon.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haſelſtaude und die wilden Roſen am Fenſter! Wie froh ſinget die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles iſt munter, und jede Pflanze hat ſich im Thau verjünget. Auch ich, auch ich ſcheine verjünget; mein Stab ſoll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber ſetzen, und über die grünen Wieſen hinſehn. O wie ſchön iſt alles um mich her! Alles, was ich höre, ſind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde ſingen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwäſſerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! ſoll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge ſeyn? Neunzigmal hab' ich jetzt den Wechſel der Jahreszeiten geſehn; und wann ich zurückdenke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Ausſicht, die ſich am Ende, mir unüberſehbar in reiner Luft verliert — o wie wallet dann mein Herz auf! Iſt das Entzücken, das meine Zunge nicht ſtammeln kann — ſind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu ſchwacher Dank? Ach! fließet, ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurückſehe, dann iſt's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; ſie erfriſchen die Felder, und beleben die Pflanzen. Nie haben ſchädliche Seuchen unſere Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unſere Bäume verderbt, und bei dieſer Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt ſah' ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm ſpielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen ſah' ich in die Zukunft hinaus, wenn ich dieſe jungen Sproſſen aufkeimen ſah'. Ich will ſie vor Unfall ſchützen, ich will ihres Wachsthums warten, ſprach ich; die Götter werden die Bemühung ſegnen; ſie werden emporwachſen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein ſchwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So ſprach ich, und drückte ſie an meine Bruſt; jetzt ſind ſie voll Segen emporgewachſen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchſen die Aepfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; ſie tragen die alten Aeſte weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieß, dieß war mein heftigſter Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Bruſt in meinen Armen ſtarbeſt. Zwölfmal hat jetzt ſchon der Frühling dein Grab mit Blumen geſchmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich ſeh' es mit Luſt, wie mein grauer Bart ſchneeweiß über meine Bruſt herunter wallet. Ja, ſpiele mit dem weißen Haar auf meiner Bruſt, du kleiner Zephir! der du mich umhüpfeſt; es iſt es ſo werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nakken des aufblühenden Mädchens. O dieſer Tag ſoll mir ein Tag der Freude ſeyn! Ich will meine Kinder um mich her ſammeln, bis auf den kleinen ſtammelnden Enkel und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte ſey der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein ſchwacher Arm ſoll die Leier nehmen; und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder ſingen. Dann will ich Blumen über meine Tafel ſtreuen, und unter frohen Geſprächen das Opferfleiſch eſſen.

So ſprach Palemon, und hub ſich zitternd an ſeinem Stab auf, und rief die Kinder zuſammen, und hielt den Göttern ein frohes Feſt.

Die Erfindung
des
Saitenſpiels und des Geſanges.

In der erſten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfniſſe der Unſchuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menſchen die jungen Künſte erzeugten, da lebt' ein Mädchen; in denſelben Tagen war keines ſo ſchön, keines war ſo zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden. Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die ſchöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Geſang noch ein regelloſes Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da ſey — denn da hatten ſie ſich zur Freude ſchon geſellige Thiere mit Speiſe vor die Hütte gewöhnet — dann ging ſie unter ihrem ſchützenden Dach hervor; ein Dach von Schilf und Tannenäſten, an den Stämmen nahe ſtehender Bäume befeſtigt; da wohnte ſie im Schatten, und über ihr, in den dichtbelaubten Aeſten, die ſingenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu ſehn, wie ſie im Thau glänzt, und den Geſang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt ſaß ſie dann da und horchte, und ſuchte ihren Geſang nachzulallen. Harmoniſchere Töne floſſen jetzt von ihren Lippen, harmoniſcher, als noch kein Mädchen geſungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Geſang nachahmen konnte, ordnete ſie verſchieden zuſammen. Ihr kleinen frohen Sänger! (ſo ſprach ſie mit ſingenden Worten) Wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen ſo lieblich wechſelnde Tön' entgegenſingen! O! lehrt mich die wechſelnden Töne, dann ſing' ich mein ſanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenſtrahl. So ſang ſie, und unvermerkt ſchmiegten ihre Worte ſich harmoniſch in ſüßtönendem Maas nach ihrem Geſange; voll Entzücken bemerkte ſie die neue Harmonie gemeſſener Worte. Wie glänzt der geſangvolle Hain! ſo fuhr ſie erſtaunt fort; wie glänzt die Gegend umher im Thau! O du, der dieſes alles ſchuf! Wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Geſpielen. So ſang ſie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines ſchwiegen und horchten.

Alle Morgen ging ſie jetzt, die neue Kunſt zu üben, in den Hain. Aber ein Jüngling hatte ſie ſchon lange in dem Haine behorcht; entzückt ſtund er dann im deckenden Buſch, und ſeufzt' und ging tiefer in den Hain, und ſucht' ihr Lied nachzuahmen. Einſtmals ſaß er ſtaunend unter ſeinem Schilfdach, auf ſeinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunſt, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die ſeine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von ſchlanken Weidenäſten geflochten hatte. Was iſt das, ſo ſprach er, das aus meinem Buſen heraufſeufzt, das ſo bang in meinem Herzen ſitzt? Zwar wechſelt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain ſehe, und ſeinen Geſang höre; aber wenn ſie weg iſt, o dann, dann ſitzt Schwermuth in meinem Buſen! Ach! was iſt es, das aus meinem Buſen heraufſeufzt? Indeß ſpielte ſeine Hand mit der angeſpanneten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und wiederholt' erſtaunt den Ton. Dann ſtaunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann ſpielt, er wieder mit der angeſpanneten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt ſprang er auf, und fing an, Stäbe zu ſchneiden; zwei lange Stäbe und zwei kürzere; und die zwei kürzern befeſtigt' er unten und oben gegen die zwei längern Stäbe, und ſpannte, zwiſchen den zwei längern, Saiten an die kürzern feſt. Izt hub ſeine Hand an zu ſpielen; und da bemerkt' er die liebliche Verſchiedenheit der Töne, der ſchwächern und ſtärkern Saiten; dann band er ſie wieder los, und ordnete verſchiednere Saiten in eine harmoniſchere Reihe, und jetzt hub er an zu ſpielen, und voll Freude zu hüpfen.

Jetzt ging der Jüngling, ſo oft der Morgen kam, die neue Kunſt zu üben, in den dichten Hain, und ſuchte zu den Liedern, die er dem Mädchen im Hain abgehorchet hatte, harmoniſch begleitende Töne auf ſeinen Saiten. Aber man ſagt, er habe lange umſonſt geſucht, und viele Töne haben den Geſang nicht begleiten wollen; aber ein Gott ſey im Hain ihm erſchienen, und habe die Saiten der Leyer harmoniſch geordnet, und ſeine Lieder ihm vorgeſpielt. Bei jedem Morgenroth ſucht' er jetzt das Mädchen im Hain, und lernte neue Lieder, und ging dann an die Quelle zurück, auf ſeiner Leyer ſie nachzuſpielen.

An einem ſchönen Morgen ſaß das Mädchen im Hain; mit Blumen bekränzt ſaß es da, und ſang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne! hinter dem Berg hervor; ſchon beglärzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hoch ſchwebendes Gefieder. Dir ſingen die Vögel des Hains entgegen, und — jetzt ſchwieg ſie, und ſah aufmerkſam umher: Welche liebliche Stimme miſchet ſich in meinen Geſang? (ſo rief ſie erſtaunt) Sie begleitet jeden Ton meines Geſanges! Wo biſt du? — Warum ſchweigeſt du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Biſt du ein gefiederter Bewohner dieſes Hains, o ſo ſchwinge die Flügel hieher auf dieſen Fichtenbaum, daß ich dich ſehe und deinen Geſang höre! So ſprach ſie, und ſah weit in den Wipfeln umher. Biſt du ſchüchtern weggeflogen? Oder — dieſe Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört — Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuſcht doch kein Traum! ich will noch ein Lied ſingen: Seyd willkommen, liebliche Blümchen umher! Geſtern waret ihr Knospen, jetzt ſtehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte, und die ſumſenden Bienchen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinket euern Thau. So ſang ſie, oft unterbrochen, rund umherſpähend; denn die Stimme hatte den Geſang wieder begleitet.

Jetzt ſtund ſie ſchüchtern auf. Nein! ich habe mich nicht betrogen; jeden Ton hat die Stimme begleitet. So ſprach ſie, als der Jüngling aus dem Gebüſche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leyer unter dem Arm. Lächelnd nahm er des ſchüchternen Mädchens Hand. O du ſchönes Mädchen! (ſprach ſein ſanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme) Kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Geſang nachgeſungen. Ich war es, der deinen Geſang mit dieſen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Geſang zu hören: und dann ging ich einſam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu ſingen. Und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. — Der flüchtige Blick des Mädchens ſtreifte oft ſchüchtern über den Jüngling hin, und ruhete dann auf den Saiten. O ſchönes Mädchen! (fuhr der Jüngling fort, indem ſein Auge ſchmachtend ſie anblickte) wär' ich entzückt, wenn du mir vergönnteſt, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite ſitzend, deinem Geſang mit dieſen Saiten zu folgen! Jetzt ſah' das Mädchen auf. Jüngling, ſo ſprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenſpiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es ſeyn als der Wiederhall! Und jetzt komm mit mir unter mein ſchattiges Dach; denn die Mittagsſonne brennet ſchon. Ich will in meinem düſtern Schatten ſüße Früchte zum Mittagmahl dir auftiſchen, und friſche ſüße Milch.

Jetzt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach; und ſie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Geſang und das Saitenſpiel. Erſt lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marſyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwei Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die ſpäten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenſpiels und des Geſanges.

Mirtil. Thyrſis.

Mirtil hatte ſich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einen weit umſehenden Hügel begeben; geſammelte dürre Reiſer brannten vor ihm in hellen Flammen, indeß daß er, einſam ins Gras geſtrecket, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen beſäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber ſchüchtern ſah' er ſich jetzt um; denn es rauſchte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrſis. Sey mir willkommen, ſprach er; ſetze dich zum wärmenden Feuer; Wie kömmſt du hieher; itzt da die ganze Gegend ſchlummert?

Thyrſis. Sei mir gegrüßt! hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht ſo lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln ſo ſchön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! jetzt, da des Mondes düſtrer Schimmer und die einſame Nacht zu ernſten Geſängen uns locket, höre, Mirtil! ich ſchenke dir eine ſchöne Lampe, die mein künſtlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Flügeln und Füſſen, die den Mund weit aufſperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt ſie empor, bequem zur Handhabe. Dieß ſchenk' ich dir, wenn du mir die Geſchichte des Daphnis und der Chloe ſingeſt.

Mirtil. Ich will dir die Geſchichte des Daphnis und der Chloe ſingen, jetzt da die Nacht zu ernſten Geſängen lockt. Hier ſind dürre Reiſer; ſieh du indeß, daß das wärmende Feuer nicht erlöſchet.

Klaget mir nach, ihr Felſenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einſamen Ufer ſtund, ſehnlich wartend; denn ein Nachen ſollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange ſäumt mein Geliebter, ſo ſprach ſie; die Nachtigall ſchwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange ſäumt er: doch — horch' — ich höre ein Plätſchern, wie Wellen, die wider einen Nachen ſchlagen. Kömmſt du? Ja! — doch nein! — Woll't ihr mich noch oft betrügen, ihr plätſchernden Wellen? O! ſpottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichſten Mädchens! Wo biſt du jetzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füße? wandelſt du jetzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze, und keine ſchleichende Schlange deine Ferſen! Du keuſche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, ſtreue von deinem ſanften Glanz auf ſeinen Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen ſteigeſt, wie will ich dich umarmen! — Aber jetzt, gewiß jetzt, jetzt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! ſchlaget ſanft den Nachen! traget ihn ſorgfältig auf euerm Rücken! Ach! ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet! wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung iſt — Ich ſeh' ihn, ſey mir gegrüßt! — Du antworteſt nicht? Götter! — Jetzt ſank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felſenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgeſtürzter Nache ſchwamm daher, der Mond beſchien die klägliche Geſchichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine ſchauernde Stille herrſchte umher! Aber ſie erwachte wieder, ein ſchreckliches Erwachen! Sie ſaß am Ufer! bebend und ſprachlos, und der Mond verbarg ſich hinter den Wolken; ihre Bruſt bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt ſchrie ſie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geſchrei, und ein banges Winſeln rauſchte durch den Hain und durch die Gebüſche; ſie ſchlug die ringelnden Hände auf die Bruſt, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis, Daphnis! o ihr treuloſen Wellen! ihr Nymphen! ach! ich Elende! ich zaudre, ich ſäume, den Tod in den Wellen zu ſuchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief ſie, und ſprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felſenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, ſorgfältig ſie auf dem Rücken zu tragen. Grauſame Nymphen! rief ſie, ach! zögert nicht meinen Tod! ach! verſchlingt mich, Wellen! Aber die Wellen verſchlangen ſie nicht; ſie trugen ſie ſanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eylandes. Daphnis hatte mit Schwimmen ſich ans Eyland gerettet. Wie zärtlich ſie ihm in die Arme ſank und ihr Entzücken, o das kann ich nicht ſingen! zärtlicher als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniß entfliegt; ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geſeufzet; ſie fliegt entzückt dem ſchauernden Gatten zu, ſie ſeufzen und ſchnäbeln und umſchlagen ſich mit ihren Flügeln; aber jetzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die ſtille Nacht durch.

Klaget jetzt nicht mehr, ihr Felſenklüfte! Freude töne jetzt vom Hain zurück und vom Ufer. Und du gieb mir die Lampe; denn ich habe dir die Geſchichte des Daphnis und der Chloe geſungen.

Der Faun.

Nein für mich kein froher Tag! ſo rief der Faun, als er beim Morgenroth aus ſeinem Felſen taumelte. Seit mir die ſchönſte Nymph' entfloh', haß' ich den Schein der Sonne. Bis ich ſie wieder finde, ſoll kein Epheukranz um meine Hörner ſich winden, ſoll keine Blume rings um meine Höhle ſtehn; mein Fuß ſoll ſie noch ehe ſie blühen, zertreten; und meine Flöte ſoll — und dieſen Krug ſoll er zertreten.

Sein Fuß zertrat, da kam ein andrer Faun; er hub den ſchweren Schlauch von ſeiner Schulter. Du raſeſt, du! rief er, und lachte; heut, an dem frohen Tag, Lyaeens Feſt! Schnell wind' einen Epheukranz um deine Hörner, und komm zum Feſt, dem beſten Tag im Jahre!

Nein, für mich kein froher Tag, ſo ſprach der Faun, ich ſchwöre! bis ich ſie finde, ſoll kein Epheukranz um meine Hörner ſich winden. O ſchwarze Stunde, da mir die Nymph' entfloh; ſie floh' bis an den Fluß, der ihren Lauf jetzt hemmte. Unentſchloſſen ſtund ſie da! ich bebte ſchon für Freude; ſchon glaubt' ich, das ſträubende Mädchen mit ſtarken Armen zu umfaſſen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! ſich aus dem Fluß erhoben, und die Nymph' um ihre Hüften faßten und dann, in die Hörner blaſend, ſchnell mit ihr an das andre Ufer ſchwammen. Ich ſchwöre beim Styx! bis ich ſie wieder finde, ſoll kein Kranz von Epheu um meine Hörner ſich winden.

Und eine ſpröde Nymphe macht dir — ſo ſagt der andre Faun, o ich muß lachen! — und eine ſpröde Nymphe macht dir ſo trübe Tage! Mir, Faun! mir ſoll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen; nein, keine trübe Stunde! Verſagt' mir dieſe den Kuß, dann hüpft' ich zu der andern hin. Ich ſchwör' es dir, Faun! meine Lippen ſollen keine Nymphe mehr küſſen, wenn mich Eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut an dem frohen Feſt; ich will ſie alle lieben, alle will ich küſſen. Kränke dich nicht, Faun! du biſt noch jung und ſchön; ſchön iſt dein braunes Geſicht, und wild dein großes ſchwarzes Aug', und dein Haar kräußt ſich ſchön um die krummen Hörner her; ſie ſtehen aus den Locken empor, wie zwei Eichen aus dem wildeſten Buſch. Laß dich kränzen, Faun! hier iſt das ſchönſte Schoß, laß dich kränzen! Ich höre ſchon fernher ein wildes Geräuſche von Thyrſusſtäben, und Klapperſchaalen und Flöten! Bücke dich her, das Geſchrei kömmt ſchon nahe; ſchon kommen ſie hinter dem Hügel hervor; laß dich kränzen! Wie ſtolz die Tiger den Wagen ziehn! O Lyaeus! ſieh' die Faunen, die Nymphen, wie ſie hüpfen! welch frohes Getöſe! O Evan Evoe! — du biſt bekränzt! ſchnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter. O Evan Evoe!

Chloe.

Ihr freundlichen Nymphen, die ihr in dieſem ſtillen Felſen wohnet, ihr habt dichtes Geſträuch vor die kühle Oeffnung hingepflanzt, daß ſtille Ruhe und ſanfter Schatten euch erquicke; die ihr dieſe klare Quelle aus euern Urnen gieſſet, wenn ihr nicht jetzt im dichten Hain mit den Waldgöttern euch freut, oder auf dem nahen Hügel, oder wenn ihr auf euern Urnen ſchlummert, o dann ſtöre meine Stimme nicht eure Ruhe! Aber höret meine Klagen, freundliche Nymphen! wenn ihr wachet. Ich liebe — ach! — ich liebe den Lycas mit dem gelben Haar! Habt ihr den jungen Hirten nicht geſehn, wenn er ſeine gefleckten Kühe und die hüpfenden Kälber hier vorübertreibt, und hinter ihnen hergehend auf ſeiner Flöte dem Wiederhall ruft? Habt ihr ſeine blauen Augen, ſein ſanftes Lächeln nicht geſehn? Oder habt ihr ſeinen Geſang gehört, wenn er vom frohen Frühling ſingt, oder von der frohen Erndte, oder vom bunten Herbſt, oder von der Pflege der Heerde? Ach! ich liebe den ſchönſten Hirten; und er weiß es nicht, daß ich ihn liebe. O wie lang wareſt du, herber unfreundlicher Winter! der du von den Fluren uns ſcheucheſt! Wie lang iſt's, ſeit ich im Herbſt ihn das letztemal ſah! Ach! da lag er ſchlummernd im Buſch! wie ſchön lag er da! Wie ſpielten die Winde mit ſeinen Locken, und der Sonnenſchein ſtreute ſchwebende Schatten der Blätter auf ihn hin! O! ich ſeh' ihn noch; ſie hüpften auf ſeinem ſchönen Geſicht umher, die Schatten der Blätter, und er lächelte wie im froheſten Traum. Schnell ſammelt' ich da Blumen, und wand ſanft einen Kranz um des Schlafenden Haar und um ſeine Flöte; und da trat ich zurück. Ich will doch warten, ſprach ich, bis er aufwacht; wie wird er lächeln, wie wird er ſich wundern, wenn er ſein Haupt umkränzt ſieht, und ſeine Flöte. Hier will ich's erwarten; er muß mich wohl ſehen, wenn ich hier ſtehe; und wenn er mich nicht ſieht — dann will ich laut lachen. So ſprach ich, und ſtund im nahen Buſch, als meine Geſpielen mich riefen. O wie war ich böſe; ich mußt' jetzt gehen, und konnte ſein Lächeln nicht und ſeine Freude nicht ſehen, als er ſein Haar und ſeine Flöte bekränzet ſah. Wie froh bin ich! jetzt ommt der Frühling zurück; jetzt werd' ich ihn wieder auf den Fluren ſehn! Ihr Nymphen! hier will ich Kränze an die Aeſte der Gebüſche hängen, die eure Höhle beſchatten; es ſind die erſten Blumen, frühe Violen, und Mayblumen, und gelbe Schlüſſelblumen, und röthlichte Maaslieben, und die erſten Blüthen. Seyd meiner Liebe gewogen; und wenn der Hirt an dieſer Quelle ſchlummert, dann ſagt im Traum ihm, daß es Chloe iſt, die ſeine Flöte und ſein Haar bekränzt hat; daß es Chloe iſt, die ihn liebt.

So ſprach Chloe, und umhing die noch unbelaubten Gebüſche mit den erſten Blumen, und ein ſanftes Geräuſch drang aus der Höhle, wie wenn die Echo den fernen Geſang einer Flöte nachſingt.

Tityrus. Menalkas.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas, am mildern Sonnenſtrahl, und ſah durch die herbſtliche Gegend hin, ſanft ſtaunend, als Tityrus, ſein jüngſter Sohn, unbemerkt ſchon lang an ſeiner Seite ſtund; voll ſanften Entzückens ſeufzte der Greis, und der Sohn ſah lang mit ſtiller Freude auf den Vater herunter. Vater! ſprach er jetzt mit ſanften Worten: wie ſüß muß dein Entzücken ſeyn! Lange ſchon ſeh' ich's wie dein Blick die herbſtliche Gegend durchwandelt, und höre dein Seufzen. Vater! gewähre mir jetzt eine Bitte.

Menalkas. Sage deine Bitte, mein Lieber! und ſetze dich an meine Seite, daß ich die Stirne dir küſſe; und Tityrus ſetzte ſich an ſeine Seite und der Greis küßte zärtlich des Sohnes Stirne. Vater! ſo fuhr der Jüngling fort, mir erzählte mein älteſter Bruder — denn oft, wenn wir im Schatten bei der Heerde ſitzen, dann reden wir von dir, und dann fließen uns Thränen von den Augen, Freudenthränen — Er hat mir erzählt, dich habe vordem die Gegend den beſten Sänger genannt, und manche Ziege habeſt du im Wettgeſange gewonnen. O wollteſt du es verſuchen, mir jetzt ein Lied zu ſingen, jetzt da die herbſtliche Gegend dich entzückt? Gewähre mir, Vater! gewähre mir dieſe Bitte.

Sanft lächelnd ſprach jetzt Menalkas: Ich will es verſuchen, ob mich die Muſen noch lieben, die ſo oft den Preis mir erſingen halfen; ich will ein Lied dir ſingen.

Jetzt durchlief ſein Blick noch einmal die Gegend; und jetzt hub er an:

Höret mich, Muſen! höret mein heiſcheres Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauſchenden Bächen und in ſtillen Hainen nie unerhört mich gelaſſen. Laßt mir dieß Lied gelingen, mir grauem Greiſe!

Was für ein ſanftes Entzücken fließt aus dir mir jetzt zu, herbſtliche Gegend! Wie ſchmückt ſich das ſterbende Jahr! Gelb ſtehn die Sarbachen und die Weiden um die Teiche her; gelb ſtehn die Aepfel- und die Birnbäume, auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirſchenbaums durchkreuzet. Der herbſtliche Hain iſt bunt, wie im Frühling die Wieſe, wenn ſie voll Blumen ſteht. Ein röthliches Gemiſche zieht von dem Berg ſich ins Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauſchet geſunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen, ernſthaft irren die Heerden auf welkem, blumenloſem Gras; nur ſteht die röthliche Zeitloſe da, der einſame Bote des Winters. Jetzt kömmt die Ruhe des Winters, ihr Bäume! die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde. O! ſo gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn ſüße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden geſtreut. Denn, Sohn! der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen, und bei ſeiner Scheune. O Sohn! wer redlich iſt, und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trügendem Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann ſteigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören ſegnend ſeinen Dank und ſein Flehen. Ihm ſinget die Eule nicht banges Unglück, und der traurig krächzende Nachtrabe; er wohnet ſicher, und ruhet unter ſeinem friedlichen Dach; die freundlichen Hausgötter ſehen des Redlichen Geſchäfte, und hören ſeine freundlichen Reden, und ſegnen ihn. Zwar kommen trübe Tag' im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im ſegenvollen Sommer; aber, Sohn! murre nicht! wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden miſchet. Vergiß nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grabe. Schonet ihr Sturmwinde! ſchonet des herbſtlichen Schmuckes; laßt ſanftere Winde, ſpielend, das ſterbende Laub langſam den Bäumen rauben, ſo kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht, wenn du wiederkömmſt, ſchöner Herbſt! vielleicht ſeh' ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entſinkt dann das ſterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So ſang der Greis; und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an ſeine Wangen.

Mirtil und Daphne.

Schon ſo frühe, meine Schweſter! noch iſt die Sonne nicht hinterm Berg' hervor; kaum hat die Schwalbe ihren Geſang angefangen, der frühe Hahn hat kaum noch den Morgen gegrüßt, und du biſt ſchon in den Thau hinausgegangen. Was willſt du heute für ein Feſt bereiten, daß du ſo frühe dein Körbchen voll Blumen ſammelſt?

Daphne. Sey mir gegrüßt, geliebter Bruder! woher am feuchten Morgen? Was beginneſt du in der ſtillen Dämmerung? Ich habe hier Veilchen geſucht und Mayblumen und Roſen, und will jetzt da unſer Vater und unſere Mutter noch ſchlafen, ſie auf ihre Betten hinſtreun; dann werden ſie unter lieblichen Gerüchen erwachen und ſich freuen, wenn ſie mit Blumen ſich umſtreuet ſehn.

Mirtil. O du geliebte Schweſter! mein Leben lieb' ich nicht ſo ſehr, wie ich dich liebe! Und ich — Du weißeſt es, Schweſter! geſtern beim Abendroth, als unſer Vater nach unſerm Hügel hinſah, auf dem er oft ruhet: Lieblich wär' es, ſo ſprach er, ſtünd' eine Laube dort die uns in ihren Schatten nähme — ich hört' es, und that als hätt' ich's nicht gehört; aber früh vor der Morgenſonne ging ich hin, und baute die Laube, und band die flatternden Haſelſtauden an ihren Seiten feſt. O meine Schweſter! ſieh' hin, die Arbeit iſt vollendet. Verrathe nichts, bis er es ſelbſt ſieht: der Tag ſoll uns voll Freude ſeyn!

Daphne. O mein Bruder! wie angenehm wird er erſtaunen, wenn er die Laube von ferne ſieht! Itzt geh' ich hin, ſchleiche leiſe zu ihrem Bette mich hin, und ſtreue dieſe Blumen um ſie her.

Mirtil. Wenn ſie unter den lieblichen Gerüchen erwachen, dann werden ſie mit freundlichem Lächeln ſich anſehn, und ſagen: das hat Daphne gethan: Wo iſt ſie, das beſte Kind? Sie hat für unſre Freude vor unſerm Erwachen geſorgt.

Daphne. Und Bruder! wenn er denn vom Fenſter her die Laube ſieht: Wie, trüg' ich mich? ſo ſagt er dann; eine Laube ſteht dort auf dem Rücken des Hügels! Gewiß, die hat mein Sohn gebaut. Geſegnet ſei er! Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unſers Alters Freude zu ſorgen! Dann, Bruder! dann iſt uns der ganze Tag voll Wonne. Denn wer am Morgen was Gutes beginnt, dem gelingt alles beſſer, und auf jeder Stunde wächſt ihm Freude.

Milon.

Der junge Milon fing im Tannenhain ſchlau einen Vogel, der von Federn ſchön, doch ſchöner noch war ſein Geſang. Er macht in hohlen Händen ihm ein luftig Neſt, und bringt voll Freud' ihn dahin, wo ſein Vieh im Schatten lag; und da legt' er den hohlen Strohhut auf den Boden hin, thut den Gefangnen drunter, eilt ſchnell zu nahen Weiden, und ſuchet ſich die ſchlankſten Aeſte; denn er will ein ſchönes Käficht bauen. Wenn ich nun, ſo ſprach der Hirt, das ſchöne Käficht habe, dann trag ich, Vogel! dich zu Chloen hin. Für dieß Geſchenk begehr ich dann von ihr, ach! einen ſüßen Kuß. Sie iſt nicht wunderlich, den giebt ſie wohl; und giebt ſie den, dann raub' ich ſchlau zwei, drei, wohl viere noch dazu. O wär' der Bauer nur ſchon jezt gebaut! So ſprach er, und da lief er ſchnell, die Weidenſchoſſe unter ſeinem Arm, zu ſeinem Strohut hin. Allein wie ſtund er traurig da! Der Hut lag umgekehrt durch einen böſen Wind; und mit dem Vogel waren ſeine Küſſe weg.

Die übel belohnte Liebe.

Im Jagdnetze verwickelt lag der Satyr bis zu dem Morgenroth im Schilfe des Sumpfes; ſein einer Ziegenfuß ſtack über ſich aus dem Netze hervor; ermattet lag er da, unvermögend, ein einziges Glied loszuwickeln. Die Vögel, die um den Schilf flatterten, flogen herbey, und die quakenden Fröſche hüpften furchtſam näher, über den wunderbaren Fang erſtaunt. Jetzt will ich heulen, ſprach er; was meine Kehle vermag, will ich heulen, bis jemand herbeikömmt. Und er heulte, daß es rings umher von Hügeln zu Hügeln durch Haine und Thäler durchs weite Land nachheulte. Fünfmal heult' er, und fünfmal umſonſt; da kam ein Faun aus dem Hain hervor. Woher kommt dieß häßliche Geſchrei? ſo rief er. Laß die ſcheußliche Stimme noch einmal hören, daß ich den Ort deines Aufenthalts finde. Und der Satyr heulte noch einmal; und der Faun lief zum Sumpf, und fand den lächerlich Gefangenen. Um aller Götter Willen! rief der Satyr: Freund! wickle mich los aus dem verfluchten Netze. Schon ſeit dem frühen Mondſchein lieg ich hier im Sumpf. Aber der Faun ſtund da, beide vor Lachen erſchütterte Hüften unterſtützt, da er die lächerlich zuſammengewickelte Geſtalt im Netze ſah, das eine Bein unbeweglich emporgeſtreckt, mit halbem Leib im Sumpfe verſunken. Jetzt hub er an, das Netz loszuwickeln, und ſtellt' ihn auf die Füße. So ſchläft ſich's gut, ſprach er, nicht wahr? Sag', um aller Götter willen! ſag mir, durch was für ein Schickſal haſt du die wunderbare Schlafſtätte gefunden? O ihr Götter! ſo ſprach der Losgewickelte, ſo wird die feurigſte Liebe belohnt! O! verflucht ſey die Stunde, da ich ſie zum erſtenmal ſah! Aber laß uns dort auf die ſchief überhangende Weide uns ſetzen; mich ſchmerzt das eine Bein. Sie ſetzten ſich auf die Weide, und da hub er die traurige Geſchichte an: Ein ganzes Jahr ſchon lieb' ich die Nymphe jenes Baches, der dort aus dem Geſträuche unter jenem Felſen hervorquillt, dort, wo die Tanne auf dem Felſen ſteht. Unerhört, immer unerhört, ein Jahr lang, ſtand ich halbe Nächte durch vor ihrer Höhle, und klagt' ihr meine Pein, ſtand unerhört da, und ſeufzt' und jammert', oder blies ihr zur Luſt auf meiner Queerpfeife, oder ſang ihr ein bewegliches Lied von meiner Liebe, daß die Felſen hätten weinen mögen: aber immer unerhört.

Das Lied möcht' ich wohl hören, ſprach der Faun.

Sollt' ich's dir nicht ſingen? ſprach der Satyr; es iſt das beſte, das ich in meinem Leben gemacht habe. Da hub er an, ſein Lied zu ſingen:

O du! ſchönſte Göttin! denn gegen dir iſt Venus ein gemeines Weib. Willſt du meine Liebe unerhört laſſen? Immer taub ſeyn bei meinen Klagen, wie der Stein hier, auf dem ich ſitze? O ich Elender, ſoll ich immer umſonſt vor deiner Höhle pfeifen, und ſingen, und winſeln und klagen, am heißen Mittag und in der kalten Nacht? Wüßteſt du, wie ſüß es iſt, einen jungen Gatten zu haben! Frage jene ſtille Eule, die hinter deinem Felſen im hohlen Stamme wohnt, und die des Nachts für Freude jauchzt, wie ich in meinen guten Tagen jauchzte, wenn ich trunken nach meiner Höhle ging. O! wüßteſt du es, du würdeſt hervorhüpfen, mit deinen weißen Armen meinen braunen Rücken umſchlingen, und mich freundlich in deine Wohnung führen; dann würd' ich für Freude hoch aufhüpfen, wie ein junges Kalb hüpft. O du Grauſame! Wie oft hab' ich deine Höhle mit Tannenäſten geſchmückt, an denen die ſtarkriechende Frucht hing, und mit Aeſten von Eichen, damit, wenn du vom Tanz oder von den Spielen (ach! mit andern) nach Hauſe kömmſt, du über der ſchönen Pracht erſtauneſt. Wie oft hab ich, du Unempfindliche! im jungen Frühling die erſten Brombeeren in großen Körben vor deine Höhle geſtellt, oder was jede Jahreszeit gab, Haſelnüſſe und die beſten Wurzeln. Hab ich dir nicht im Herbſt in meinem größeſten Gefäße geſtoßene Trauben gebracht, die in ihrem ſchäumenden Moſt ſchwammen, und friſchen Ziegenkäs'? Schon lange unterricht' ich einen ſchwarzen Ziegenbock für dich, und lehr' ihn Künſte, die dich erfreuen ſollen. Er ſteht, wenn ich ihn rufe, an mir auf, und küßt mich; und wenn ich auf meiner Queerpfeife blaſe, dann ſtellt er ſich, das ſollteſt du ſehen, auf ſeine hintern Füße, und tanzet, wie ich tanze. O du Grauſame! Seit meine Liebe mich ſo heftig plagt, ſeitdem ſchmeckt mir weder Speiſe noch Trank, und mein Weinſchlauch liegt des Tages oft eine ganze Stunde uneröffnet da. Ehedem war mein Geſicht rund, wie eine Kürbisflaſche; jetzt bin ich hager und entſtellt; auch iſt der ſüße Schlaf von mir gewichen. O wie ſüß ſchlief ich ſonſt, bis die heiße Mittagsſonn' in meiner Höhle mich brannte, oder der Durſt mich weckte! O Nymphe! quäle, ach quäle mich nicht länger! Viel lieber wollt' ich in Neſſelſtauden mich wälzen, lieber ohne einen Tropfen Wein eine Stunde lang im heiſſen Sand an der brennenden Sonne liegen. O komm, komm, du milchweiſe Nymphe! komm aus deiner Einſamkeit mit mir in meine Höhle; ſie iſt die ſchönſte im ganzen Hain. Ich habe weiche Ziegenfelle für dich und mich ausgebreitet; an ihren beiden Seiten hängen und ſtehen meine Trinkgefäße, groß und klein in zierlicher Ordnung, und ein herrlicher Geruch von Moſt und Wein kömmt dir von auſſenher entgegen. O denke, denke, wie ſüß es iſt, wenn einſt die muntern Kinder um unſre Weinkrüge her ſich jagen, oder auf dem Weinſchlauch ſitzen und lallen! Vor meiner Höhle ſteht eine hohe Eiche und in ihrem Schatten das Bildniß des Pans; ich hab' ihn ſelbſt künſtlich aus Eichenholz geſchnitten, er weint über die Nymphe, die in Schilf ihm verwandelt ward. Sein Mund iſt weit offen; du könnteſt einen ganzen Apfel drein legen, ſo ſtark hab' ich ſeinen Schmerz ausgedrückt; ja ſelbſt die Thränen, die Thränen ſelbſt hab' ich ins Holz geſchnitten. Aber ach! du kommſt nicht, du kommſt nicht! Ich muß meine Verzweiflung wieder nach meiner einſamen Höhle tragen.

Jetzt ſchwieg der Satyr, und erſtaunte über das ſpöttiſche Gelächter ſeines Retters. Aber ſage mir, ſprach der Faun, wie kamſt du in das Netz?

Geſtern, wie gewohnt, ſo ſprach der Verliebte, ſtand ich der Höhle nahe, und ſang mein Lied in den beweglichſten Accenten, wohl dreimal, mit lautem Seufzen unterbrochen; und da ich traurig zurückging, ſtack das eine meiner Beine in einem Netz, das ſchnell über mich geworfen ward. Ich ſank zu Boden, und da ich mich losmachen wollte, verwickelt' ich mich immer mehr; ein lautes Gelächter entſtund um mich her. Die Nymphe mit ihren Geſpielen ſtunden um mich her, und ſchleppten mich immer mehr verwickelt in den Sumpf. „Hier bin ich, (ſprach die Grauſame und ſtand mit ihren Geſpielen laut lachend am Sumpf.) Und du kommſt nicht, daß ich deinen braunen Rücken umarme, und du hüpfeſt nicht wie ein junges Kalb, du Grauſamer! So ſchlafe denn hier, und ich trage meine Verzweiflung in meine einſame Höhle zurück." Itzt gingen ſie zurück; weither hört' ich noch ihr ſpöttiſches Gelächter. Aber mich ſollen die wilden Thiere zerreißen, wenn ich je zu ihrer Höhle zurückgeh'!

Geh', ſprach der Faun, ich hätte für deine beſchwerliche Liebe dich früher geſtraft; geh', tanze mit deinem Ziegenbock, und vergiß deiner Liebe oder ſchneide dein Abentheuer in Eichenholz.

Daphne. Chloe.

Daphne.

Sieh', ſchon ſteigt der Mond hinter dem ſchwarzen Berg' herauf, ſchon gränzt er durch die oberſten Bäume. Hier dünkt es mich ſo anmuthsvoll, laß uns hier noch verweilen; indeß wird mein Bruder die Heerde wohlbeſorgt nach Hauſe führen.

Chloe. Lieblich iſt dieſe Gegend, lieblich des Abends Kühlung; laß uns hier verweilen.

Daphne. Sieh', da an der Seite des Felſens, da iſt der Garten des jungen Alexis. Komm, laß uns über den Zaun ſehn. Im ganzen Land iſt dieß der lieblichſte Garten; keiner ſo niedlich geordnet, keiner iſt ſo gut gepflegt.

Chloe. Sey's denn, wir wollen.

Daphne. Kein Hirt weiß die Pflege der Pflanzen, wie er. Iſt's nicht ſo?

Chloe. O ja!

Daphne. Sieh', wie alles mit geſundem Wuchſe aufblühet, was an der Erde wächſt, und was an Stäben ſich emporhält. Dort rieſelt Waſſer vom Felſen; ſieh' wie es, ein Bächlein, durch die Schatten des Gartens fließt. Sieh', auf dem Felſen, wo die Quelle ſich ſtürzt, hat er von Geißblatt eine Laube gepflanzt, da muß man wohl ganz die weite ſchöne Gegend ſehn.

Chloe. Mädchen! du lobeſt mit Hitze. Lieblich iſt alles. Lieblicher der Garten des braunen Alexis, als alle Gärten des Landes; ſchöner ſeine Blumen als alle Blumen; ſo angenehm, wie dieſe, rieſelt keine Quelle; kein Waſſer iſt ſo kühl, kein Waſſer iſt ſo ſüß.

Daphne. Aber du lacheſt, Chloe?

Chloe. Ei nicht doch! ſieh', ich breche dieſe Roſe; ſage mir, iſt ihr Geruch nicht ſüßer, als aller andern Roſen? Lieblich, als hätte Amor ſelbſt ſie gepflegt.

Daphne. Ach! ſey nicht ſchalkhaft.

Chloe. Nun, aber — unterdrücke den Seufzer nicht, der deinen Buſen hinaufdringt.

Daphne. Ach! du biſt boshaft; komm, laß uns gehn.

Chloe. So plötzlich? Mir gefällt's hier ſo wohl, ſo wohl. Doch horche — Ich höre rauſchen. Da unter dem Hollundergeſträuch ſieht man uns nicht. Ha! ſieh', er iſt es ſelbſt. Still! ſage mir in's Ohr, er iſt doch wohl auch ſchöner als jeder andre Hirt?

Daphne. Ach! ich gehe.

Chloe. Ich laſſe dich nicht: Sieh', er ſtaunt er ſeufzt; gewiß ein Mädchen ſitzt ihm tief im Buſen. Kind! deine Hand zittert. Fürchte dich nicht, es iſt ja kein Wolf da.

Daphne. Laß mich, ach! laß mich.

Chloe. Still! Horche —

Im Schatten des Hollundergeſträuches ſtunden die Mädchen verborgen. Indeß hob Alexis, unbewußt daß er behorcht iſt, mit lieblicher Stimme dieſen Geſang an:

Du blaſſer ſtiller Mond, ſey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr ſtillen Schatten! wie oft habt ihr: Daphne, mir nachgeſeufzt. Ihr Blümchen, die ihr mich umduftet, Thau blinkt auf euern Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt! O dürft' ich's ihr ſagen, daß ich ſie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt! Jüngſt fand ich am Brunnen ſie, einen ſchweren Krug mit Waſſer gefüllt. Laß mich die dir zu ſchwere Laſt des Kruges nach deiner Hütte tragen. So ſtammelt' ich: Wie biſt du gütig! ſo ſprach ſie. Zitternd nahm ich den Krug, und blöde, und ſeufzend den Blick zur Erde geſchlagen, ging ich an Daphnens Seite, und durft' ihr nicht ſagen, daß ich ſie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängſt du traurig da, an meiner Seite, kleine Narziſſe? dieſen Mittag noch in friſcher Blüthe, jetzt verwelkt! Ach! ſo, ſo werd' ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verſchmäht; dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude, meine ſüßeſte Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wildes Unkraut wird euch dann erſticken, und verwachſne Dorngebüſche werden mit ungeſundem Schatten euch decken. Ihr Bäume, die ihr die ſüßeſten Früchte truget, von meiner Hand hier gepflanzt; von Laub und Früchten entblößt, werden eure todten Stämme traurig aus der Wildniß emporſtehn, und hier werd' ich mein übriges Leben verſeufzen. Mögeſt du denn, indeß meine Aſche hier ruhet, mögeſt du in den Armen eines liebenswürdigern Gatten jedes ſüßeſte Glück in vollem Maaße genießen! Doch nein! was plagt ihr mich, ihr Bilder ſchwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hoffnung. Lächelt ſie doch freundlich, wenn ich zögernd neben ihr vorübergehe. Jüngſt blies ich am Hügel auf meinem Rohr, als ſie durch die nahe Wieſe ging; ſie ſtund ſtille. Kaum hatt' ich ſie erblickt, ſo zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger; und blies ich gleich ſo ſchlecht, doch blieb ſie ſtehn und horchte. O wenn ich einſt ſie als Braut in eure Schatten führe, dann ſollen eure Farben höher glühen, ihr Blumen; dann düftet ihr jeden Wohlgeruch zu! dann bieget, ihr Bäume, bieget die ſchattigen Aeſte zu ihr herunter, mit ſüßen Früchten behangen!

So ſang Alexis. Daphne ſeufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloe rief ihm: Alexis, ſie liebt dich! Hier ſteht ſie unter dem Hollunderbaum; komm, küſſe die Thränen von ihren Wangen, die ſie für Liebe weint. Schüchtern trat er hin; aber ſein Entzücken kann ich nicht ſagen, als Daphne, ſchamhaft an Chloens Buſen geſchmiegt, ihm geſtund, daß ſie ihn liebe.

Die Schifffahrt.

Es flieht, das Schiff, das Daphnen weg
Zu fernem Ufer führt!
Zwar dich umflattre Zephyr nur,
Nur Liebesgötter dich;

Ihr Wellen, hüpfet ſanft um's Schiff!
Wenn nun ihr ſüßer Blick
Auf euern ſanften Spielen ruht,
Ach! dann denkt ſie an mich.

In's Ufers Schatten ſinge dir
Jetzt jeder Vogel zu;
Und Schilf und Sträuche winket ihr,
Von ſanftem Wind bewegt.

Du glatter See bleib immer ſanft!
Du trägſt das ſchönſte Kind,
Das je den Fluthen ſich vertraut;
Rein, wie der Sonne Bild,

Das dort auf deinem Spiegel ſtrahlt;
Schön wie die Venus einſt,
Als ſie aus weißem Schaum hervor,
Auf ihre Muſchel ſtieg.

Die Waſſergötter, die ſie ſah'n,
Vergaßen da entzückt
Ihr plätſchernd Spiel, vergaßen da
Die ſchilfbekränzte Nymph'.

Sie ſah'n der Eiferſücht'gen Blick
Und lächelnd Winken nicht;
Die ſüße Göttin ſahn ſie nur,
Bis ſie an's Ufer ſtieg.

Die Nelke.

Ein Nelkenſtock iſt in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten ging ſie, und trat zum Nelkenſtock; eine Nelke, rothgeſtreift, blühte da friſch auf. Jetzt bog ſie lächelnd die Blume zu ihrem ſchönen Geſicht, und freute ſich des ſüßen Geruches; die Blume ſchmiegte ſich an ihre Lippen. Warme Röthe ſtieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt', o könnt' ich ſo die ſüßen Lippen berühren! Weg ging jetzt Daphne; da trat ich an den Zaun. Soll ich, ſoll ich die Nelke brechen, die ihre Lippen berührten? Mehr würd' ihr Geruch mich erquicken, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein! ſo ſprach ich, ſollt' ich die Nelke rauben, die ſie liebt? Nein! an ihren Buſen wird Daphne ſie pflanzen; dann werden ihre ſüßen Gerüche zum ſchönen Geſicht aufdüften, wie ein ſüßer Geruch zum Olymp aufſteigt, wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

Daphne. Micon.

Daphne.

Sage mir, mein Geliebter! was ſoll dieſer kleine Altar hier? Welcher Gottheit iſt er wohl heilig?

Micon. Dem Amor, meine Geliebte! dem Amor iſt er heilig. Ach! wie ſüß iſt's mir, an dieſer Quelle zu ruhen, wo wir, du weißt es — kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als dieſe Aglaye — manche Stunde in ſüßen unſchuldigen Spielen verkürzten. Ich ſelbſt, ich habe dem Amor dieſen Altar geweiht: Denn da, ſüßes Andenken! da keimte die Liebe ſchon in unſerm Buſen.

Dahphne. Weißt du was, ich will Myrthen und Roſen um dieſen Altar pflanzen; dann ſoll ſich's, ſchützet ſie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben: denn auch mir, mein Geliebter! iſt jenes Andenken ſüß.

Micon. Weißt du noch? Wir machten Schalen von Kürbiß, legten Kirſchen und Brombeeren drein, und ließen im Bach wie Schiffe ſie ſchwimmen.

Daphne. Weißt du noch? Kleine Schälchen von Haſelnüſſen, und Schälchen von Eicheln, und der gehöhlte Saamenkopf der Feuerblume, waren unſer Hausgeräth: Wir tranken Tröpfchen Milch daraus, oder wir aßen Broſamen und kleine Roſinen draus. Du warſt da ſpielweiſe mein Mann und ich dein Weib.

Micon. So iſt es. Siehſt du dieſes Geſträuche? Noch wölbt ſich's, aber nun iſt es verwildert, das war unſre Wohnung; wir wölbten's ſo hoch wir reichen konnten. So klein war's, eine junge Ziege würde mit dem Hörnchen das oberſte des Gewölbes zerriſſen haben. Von Aeſtchen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne ſchloß ein Gitterchen unſer Haus. Ach! wie ſüß, wie ſüß war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen.

Daphne. Ein Gärtchen pflanzt' ich vor dem Haus, weißt du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher. In einem Augenblick würd's ein Schaaf ganz abgefreſſen haben, ſo groß war's.

Micon. Noch weiß ich's, die kleinſten Blümchen der Wieſe und der Flur pflanzteſt du drein.

Daphne. Erfindſam warſt du immer, mein Lieber! Aus der Quelle haſt du einen Brunnen geleitet, in unſern Zaun hinein; durch hohlen Schilf führteſt du das Waſſer. In ein Bett fiel's, das du von Holz höhlteſt; ganz angefüllt wär's dem Durſtigen ein guter Trunk geweſen. Doch ſieh', da liegt es noch am Bache.

Micon. Ungeſegnet iſt das Haus, wo keine Kinder ſind. Ein zerſtümmelt Bildchen des Amor hatteſt du gefunden. Du pflegteſt ihn, und zogeſt ihn, als eine treue Mutter. Eine Nußſchaale war ſein Bett'; da ſchlief er bei deinem Geſang auf Roſenblättern und Blümchen.

Daphne. Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

Micon. Einſt macht' ich von Binſen ein kleines Käſich; ein Heupferdchen that ich drein, und gab dir das Geſchenke. Du nahmſt es heraus, mit ihm zu ſpielen. Du hielteſt es; aber gewaltſam wollt' es entfliehen, und ließ ein Beinchen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd ſaß es da auf einem Gräschen. Sieh', o ſieh' das arme Thierchen! ſieh', wie es zittert; es ſchmerzt dich; ach! ich hab', ich habe dir weh' gethan. So ſagteſt du, und weinteſt voll Mitleid. Ach! wie entzückend war es mir, ſo gütig dich zu ſehn.

Daphne. Noch gütiger warſt du wohl, mein Geliebter! da, als mein Bruder zwei Vögelchen aus dem Neſte ſtahl! Gieb mir die Vögelchen, ſo ſagteſt du; aber er gab ſie nicht. Dieſen Stab will ich dir für die Vögelchen geben; ſieh', mit Müh' und Fleiß hab' ich die braune Rinde geſchnitten, daß Aeſtchen mit Laub um den ſonſt weißen Stab ſich winden. Der Tauſch war gemacht, die Vögelchen dein. In deine Hirtentaſche thateſt du ſie, klommeſt ſchnell den Baum hinauf, und ſetzteſt ſie in ihr Neſt! Freudenthränen, mein Lieber! netzten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, ſo hätt' ich doch von da dich geliebt.

Micon. So waren die Tage unſerer Kindheit honigſüße, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird ſie nicht vergeſſen.

Micon. Wie glücklich, meine Geliebte! werden unſre Tage ſeyn, wenn den kommenden Mond, ſo hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernſt machet, was bisher nur ſüßes Kinderſpiel war.

Daphne. Segnen die gütigen Götter uns, dann, mein Geliebter! war Mann und Weib nie glücklicher als wir.

Der Herbſtmorgen.

Die frühe Morgenſonne flimmerte ſchon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den ſchönſten Herbſttag, als Micon ans Gitterfenſter ſeiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgeſtreifte, grün und gelb gemiſchte Reblaub, das, von ſanften Morgenwinden bewegt, am Fenſter ſich wölbte. Hell war der Himmel; Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchſten Hügel ſtunden, Inſeln gleich, draus empor, mit ihren rauſchenden Hütten, und ihrem bunten herbſtlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, ſtunden die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im ſchönſten Gemiſche. In frohem Entzücken überſah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Geſang der muntern Vögel, die bald hoch in heller Luft ſich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals ſich verloren. Staunend ſtund er lange ſo; aber in frommer Begeiſterung nahm er jetzt die Leyer von der Wand, und ſang:

Möcht' ich, ihr Götter! Möcht' ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig ſingen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überſtrömt in vollem Segen; Anmuth herrſchet überall und Freude und von Bäumen und vom Weinſtock lächelt des Jahres Segen. Schön, ſchön iſt die ganze Gegend, in des Herbſtes feyerlichſtem Schmucke.

Glücklich iſt der, deſſen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der ſeinen Segen zufrieden genießt, und wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag iſt ihm voll Wonne, und ſanft umfängt die Nacht ihn mit ſüßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt ſein frohes Gemüthe; ihn entzückt jede Schönheit des wechſelnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich iſt, der ſein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend ſchmückt; einer Gattin, wie du biſt, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, iſt jedes Glück mir ſüßer. Ja, ſeit Hymen uns verband, war unſer Leben wie zwei wohlgeſtimmte Flöten, die in ſanften Tönen das gleiche Lied ſpielen; kein Mißton ſtört die ſüße Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunſch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfüllteſt? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude verſüßteſt? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verſchwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unſern freundlichen Hausgöttern ſetzten ſie ſich, um nimmer von uns zu weichen: wirthſchaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bei jedem Unternehmen; und alles, was du vollführeſt, iſt von den Göttern geſegnet.

Seit du, o ſeit du der Segen meiner Hütte biſt, ſeitdem iſt mir Alles mit gedoppelter Anmuth geſchmückt; geſegnet iſt meine Hütte, geſegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich ſammle. Freudig iſt jeden Tages Arbeit; und komm' ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geſchäftigkeit, mich zu erquicken! Schöner iſt mir der Frühling, ſchöner der Sommer und der Herbſt; und, wenn der Winter um unſre Hütten ſtürmet, dann beim Feuerheerde, an deiner Seite, unter Geſchäften und ſanftem Geſpräche, fühl' ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit: Bei dir eingeſchloſſen mögen Winde wüthen, und Schneegeſtöber die ganze Ausſicht rauben: Dann erſt fühl' ich's, wie du mir alles biſt.

Die Fülle meines Glückes ſeyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geſchmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erſte Silbe, die ſie euch ſtammeln lehrte, war, mir zu ſagen, daß ihr mich liebet. Geſundheit und Freude blühen in euch auf, und ſanfte Gefälligkeit herrſchet ſchon in jedem eurer Spiele. Die Freude ſeyd ihr unſrer Jugend, und euer Glück wird einſt des Alters Freude ſeyn. Wenn ihr, komm' ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knieen hangend, mit kindiſcher Freude die kleinen Geſchenke empfanget, ſüße Früchte, oder was ich, bei der Wartung der Heerde, kleines Feld- oder Gartengeräthe euch ſchnitzte, eure kleine Geſchäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unſchuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil' ich dann, o Daphne! in deine offnen Arme, und mit holder Anmuth küſſeſt du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; ſchön war ſie wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, ſo ſchluchzte ſie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen, o wir kommen dir zu danken, daß du ſo uns liebſt.

Jetzt ſchließt er alle drei in ſeine Arme. Sie redeten nicht, ſie empfanden nur ihr ganzes Glück; und wer ſie da geſehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich ſind.

Das Gelübde.

Laßt, Nymphen, o laßt das Waſſer eurer Quelle an mir geſegnet ſeyn, wenn von der Hüft' ich mein Blut waſche, das aus der Wunde floß! Laßt, o laßt mir's heilſam ſeyn, ihr Nymphen dieſer Quelle! Nicht Zank, nicht Feindſchaft iſt die Schuld von dieſem Blut. Amyntas Knabe ſchrie im Hain, von einem Wolf ergriffen; er ſchrie, und ſchnell, den Göttern ſey's gedankt! war ich zur Rettung da. Als unter meinen Streichen der Wolf noch rang, hat er mit ſcharfer Klaue die Hüfte mir verwundet! Ihr Nymphen, ſeyd nicht böſe, wenn ich die reine Quelle trübe, mit Blut, das aus der Wunde floß! Ein junges Böckchen will ich morgen früh' euch hier am Ufer opfern, weiß wie der Schnee, der eben fiel.

Die Zephyre.

Erſter Zephyr.

Was flatterſt du ſo müßig hier im Roſenbuſche? Komm, fliege mit mir in's ſchattige Thal; dort baden Nymphen ſich im Teiche.

Zweiter Zephyr. Nein, ich fliege nicht mit dir. Fliege du zum Teich, umflattre deine Nymphen; ein ſüßeres Geſchäft will ich verrichten. Hier kühl' ich meine Flügel im Roſenthau, und ſammle liebliche Gerüche.

Erſter Zephyr. Was iſt denn dein Geſchäft, das ſüßer iſt, als in die Spiele froher Nymphen ſich zu miſchen?

Zweiter Zephyr. Bald wird ein Mädchen hier den Pfad vorübergehen, ſchön wie die jüngſte der Grazien. Mit einem vollen Korbe geht ſie bei jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel ſteht; ſieh', die Morgenſonne glänzt an ihr bemooſtes Dach. Dort reichet ſie der Armuth Troſt, und jedes Tages Nahrung. Dort wohnt ein Weib, fromm, krank und arm; zwei unſchuldvolle Kinder würden hungernd an ihrem Bette weinen, wäre Daphne nicht ihr Troſt. Bald wird ſie wieder kommen, die ſchönen Wangen glühend, und Thränen im unſchuldvollen Auge; Thränen des Mitleids, und der ſüßen Freude, der Armen Troſt zu ſeyn. Hier wart' ich, hier im Roſenbuſch, bis ich ſie kommen ſehe: Mit dem Geruche der Roſen, und mit kühlen Schwingen flieg' ich ihr dann entgegen; dann kühl' ich ihre Wangen, und küſſe Thränen von ihren Augen. Sieh', das iſt mein Geſchäft.

Erſter Zephyr. Du rühreſt mich: Wie ſüß iſt dein Geſchäft! Mit dir will ich meine Flügel kühlen, mit dir Gerüche ſammeln, mit dir will ich fliegen, wenn ſie kömmt. Doch — ſieh'! am Weidenbuſch herauf kömmt ſie daher; ſchön iſt ſie wie der Morgen; Unſchuld lächelt ſanft auf ihren Wangen, voll Anmuth iſt jede Geberde. Auf, da iſt ſie, ſchwinge deine Flügel; ſo ſchöne Wangen hab' ich noch nie gekühlt!

Micon.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollen unſer Opfer zu bringen. Schon ſahn wir von Ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporſteht und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Ausſicht ins Meer. Mittag war's, und der Sand brannte unſre Solen, und die Sonne den Scheitel; ſo gerade ſtund ſie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Geſicht herunterwarfen. Die Eidexe ſchlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuſchrecke zwitſcherten unter dem Schatten der Blätter im geſengeten Graſe. Von jedem Tritt flog heißer Staub auf, und brannte die Augen, und ſaß auf den gedörreten Lippen. So gingen wir ſchmachtend: Aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns ſahn wir am Wege dicht emporſtehende Bäume; ſchwarz war der Schatten unter ihnen, wie Nacht. Mit ſchauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichſte Kühlung. Entzückender Ort, der ſo plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worein die reinſte, die kühlſte Quelle ſich ergoß. Die Aeſte hingen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwiſchen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Geſträuche, Krauſelbeeren und Brombeeren, und die Erbſelſtaude. Aber die Quelle rauſchte aus dem Fuß eines Grabmahls hervor, das Geißblatt und die ſchlanke Winde, und ſchleichender Epheu umwanden. Götter! ſo rief ich, wie lieblich iſt dieſer Ort der Erquickung! Heilig und geſegnet ſey mir, der dieſe Schatten ſo gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht ſeine Aſche hier. Hier, ſprach Milon, hier an der Vorderſeite des Grabmahls ſehe ich, unter den Ranken von Geißblatt eingegrabene Züge; vielleicht ſagen uns die, wer er iſt, der ſo für des Wanderers Erfriſchung ſorgt. Und jetzt hob er die Ranken mit ſeinem Stab, und las:

Hier ruhet die Aſche des Mycon! Gutthätigkeit war ſein ganzes Leben. Lange nach ſeinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete dieſe Quelle hierher, und pflanzte dieſe Bäume.

Geſegnet ſey deine Aſche, du Redlicher! ſo ſprach ich; geſegnet die Deinen, die du zurückließeſt! Und da kam jemand unter den Bäumen hervor; ein ſchönes Weib war's, von ſchlanker Geſtalt und edlem Anſehn. Einen Waſſerkrug trug ſie am Arm, und ſo kam ſie zu der Quelle. Seyd mir geſegnet in dieſen Schatten, ſo redete ſie mit holder Freundlichkeit; ihr ſeyd Fremde, vielleicht hat ein zu weiter Weg bei der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfriſchung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?

Sey uns geſegnet, ſo erwiederten wir, gutthätiges Weib! Wir bedürfen keiner andern Erfriſchung; ſüß hat uns dieſe Quelle, ſüß dieſe Früchte und dieſer Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, deſſen Aſche hier ruhet, der ſo für die Bedürfniſſe des Wandrers ſorgte. Du biſt von dieſer Gegend, du kannteſt den Mann; ſag' uns, indeß dieſer heilige Schatten uns kühlt, ſag' uns, wer er war?

Jetzt ſtellte die Frau ihren Waſſerkrug auf den Fuß des Grabmahls, lehnte ſich drauf, und ſprach mit freundlichem Lächeln:

Mycon, ſo hieß er, der die Götter ehrte; deſſen ſüßeſte Wolluſt war, andern Gutes zu thun. In dieſer ganzen Gegend wird kein Hirt ſeyn, der nicht mit Freundſchaft und Dankbarkeit ſein Andenken ehrt; keiner, der nicht Geſchichten ſeiner Redlichkeit und ſeiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich ſelbſt, ich dank's ihm, daß ich das glücklichſte Weib bin — hier glänzten Thränen in ihren Augen — das Weib ſeines Sohns. — Mein Vater war geſtorben; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unſrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genähret, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unſer einziger Reichthum. Zwei Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten ſeine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieſer Ruhe; auch meine Mutter ſtarb, und hinterließ mich troſtloſes Kind. Aber Mycon nahm mich in ſein Haus, und übergab mir häusliche Geſchäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beſte und ſchönſte Hirt der ganzen Gegend, ſah meine redliche Geſchäftigkeit, und meine aufmerkſame Sorge, meines Glückes werth zu ſeyn; er ſah' es und liebte mich und ſagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir ſelbſt nicht geſtehn. O Damon, Damon! vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienſtmagd deines Hauſes zu ſeyn. So fleht' ich ihn immer; aber er vergaß ſeine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beſchäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüſten; da trat Mycon herein und ſetzte ſich neben mir an die Morgenſonne. Lange ſah' er mit freundlichem Lächeln mich an; Kind! ſo ſprach er jetzt, deine Frömmigkeit, deine Geſchäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir ſo wohl, du biſt das beſte Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeihen! ich will dich glücklich ſehn. Könnt' ich, mein beſter Herr! könnt' ich glücklicher ſeyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin? So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit floſſen von meinen Augen. Kind! ſprach er, ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich ſehn. Er liebt dich; kannſt du, ſage mir's, kannſt du durch ſeine Liebe glücklich ſeyn? Jetzt entſank die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend ſtund ich vor ihm. Er nahm meine Hand; und kannſt du, ſo ſagte er, kannſt du durch ſeine Liebe glücklich ſeyn? Ich fiel vor ihm nieder, drückte im ſtummen Entzücken ſeine Hand an mein bethräntes Geſicht; und von ſelbigem Tag an bin ich das glücklichſte Weib. Jetzt trocknete ſie ihre Augen. Das war der Mann, der hier ruhet, ſo fuhr ſie fort: Aber wie er dieſe Quelle hieher geleitet, und dieſe Schatten gepflanzt hat, das wünſcht ihr noch zu wiſſen, und ich will's euch erzählen:

Gegen das Ende ſeines Lebens ging er oft, und ſetzte ſich hier an der Straße, grüßte freundlich den Wandrer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in dieſen Schatten leitete? Weither iſt keine Quelle und kein Schatten; ſo erquick' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den, der in der Sonnenhitze ſchmachtet. So ſprach er, und ließ vom Feld her die kühleſte Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und ſpäter reifen. Die Arbeit war vollendet; und jetzt ging er zum Tempel des Apolls, opferte und bat: Laß, was ich pflanzte, gedeihen; ſo kann der Fromme, der fernher zu deinem Tempel geht, im kühlen Schatten ſich erfriſchen.

Der Gott hatte ſeine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er frühe, und ſah' aus ſeinem Fenſter nach der Straße. Da ſah' er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hochaufgewachſene Bäume. Götter, ſo rief er, was ſeh' ich! Kinder, ſagt mir's, täuſcht mich ein Traum? Ich ſehe, was ich geſtern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachſen. Voll heiligen Erſtaunens gingen wir jetzt unter den Schatten; im volleſten Wuchſe ſtunden die Bäume da, und ſtreckten die ſtarken Aeſte weit umher, die Laſt der reifen Früchte bog ſie herunter zum blumigten Gras. O Wunder! ſo rief der Greis, ich Alter ſoll ſelbſt noch in dieſen Schatten wandeln? Und wir dankten und opferten dem Gotte, der, ſo gnädig, noch mehr als ſeine Wünſche erfüllte. Aber, ach! er wandelte nicht lange mehr in dieſen Schatten! er ſtarb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in dieſen Schatten ruhet, dankbar ſeine Aſche ſegne.

So erzählte ſie. Gerührt ſegneten wir die Aſche des Redlichen. Süß hat uns die Quelle, ſüß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns ſo freundlich erzählteſt. Sey uns geſegnet! ſo ſprachen wir, und gingen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apolls.

Thyrſis.

Umſonſt, ſo klagte Thyrſis ſeine Qual, für mich umſonſt, ihr gütigen Nymphen, ſchwebt angenehme Kühlung in dieſen Schatten, wo ihr eure Quellen im wölbenden Geſträuch ausgießet. Ich ſchmachte, ach! wie man an der Sommerſonne ſchmachtet. Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe ſteht, ſaß ich, und blies der Echo ein ſanftes Liedchen vor. Oben beſchattet den Hügel der Baumgarten, den ſie wartet und pflanzt, und neben mir plätſcherte das Waſſer herunter, das ihn durchſchlängelt, an deſſen blumigem Bord ſie oft ſchlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre ſchließt. Sie trat heraus; ein ſanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie ſchön, wie ſchön war ſie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug ſie an der einen Hand; und ſchamhaft, auch da, wo ſie keinen Zeugen vermuthet, hielt ſie mit der andern das Gewand über den jungen Buſen feſt: denn ihn würde der Wind in ſeinem Spiel entblößet haben; aber es ſchmiegte ſich um Hüften und Kniee, und flatterte ſanft rauſchend rückwärts in die Luft. So ging ſie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Aepfel fielen vom Körbchen, und hüpften den Hügel hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor ſelbſt ihren Lauf gelenkt. Ich nahm ſie von der Erde, und drückt' an meine Lippen ſie; und ſo trug ich ſie den Hügel hinauf, und gab ſie dem Mädchen wieder. Meine Hand zitterte, ich wollte reden; aber ich ſeufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, ſanfte Röthe überhauchte ihre ſchönen Wangen; ſanft lächelnd, und röther, ſchenkte ſie die ſchönen Aepfel mir. Jetzt ſtunden wir — ach was ich empfand! — ſchüchtern beyde; dann ging ſie mit ſanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick ſah' ihr nach; da ſie hineintrat, ſah' ſie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; ſah' ich ſie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt ging ich, Zittern war in meinen Knieen, den Hügel hinunter. Ach! ſtehe du mir bei, gütiger Amor! Was ich ſeither empfinde, wird nie wieder in meinem Buſen erlöſchen.

An den Amor.

Ach! Amor, lieber Amor!
Schon an dem erſten May
Baut' in des Gartens Ecke
Ich den Altar für dich,
Und pflanzte Roſenhecken
Und Myrthen drüber her:
Und lag nicht jeden Morgen
Thauvoll ein Blumenkranz
Auf deines Altars Mitte!
Ach! alles war umſonſt.
Schon ſtreifen Winterwinde
Das Laub von Baum und Strauch,
Und Phillis iſt noch ſpröde,
Spröd' wie am erſten May.

Thyrſis und Menalkas.

Thyrſis.

Dem Amor hatt' ich ein Gelübde gebracht, im kleinen marmornen Tempel. Ein reinliches ganz neues Körbchen hing ich im Myrthenwäldchen auf, und einen friſchen Kranz, und meine beſte Flöte. O lieber Amor, ſei, (ſo fleht' ich) ſei meiner Liebe gewogen! Heute ging ich beim kleinen Tempel vorbei, trat in den Myrthenhain, und ſah' nach meinem Körbchen. Und ſieh', ſieh', was ich da ſah! Ein Vögelchen ſaß auf des Körbchens Rand, und ſang. Da trat ich näher, da flog es weg; ich ſah ins Körbchen, und ſieh', ein wohlgebautes Neſtchen war, und Eierchen waren drinnen; und das Weibchen ſchmiegte ſorgſam ſich drüber, und blickte mich an, als wollt es mich flehn: Zerſtöre, junger Hirt! o zerſtöre die kleine Wirthſchaft nicht! der andre flatterte um meine Stirn' und Haare. Ich ging zurück, ſchnell war das Männchen wieder auf des Körbchens Rand; mit frohem Zwitſchern freuten ſie ſich und ſangen. Nun ſage du mir, lieber Menalkas! der du alle Deutungen weißt, ſage mir, was bedeutet das?

Menalkas. Glücklich werdet ihr, dein Mädchen und du, beiſammen wohnen und fruchtbar wird eure Liebe ſeyn.

Thyrſis. Bei den Göttern! das dacht' ich auch; doch wollt' ich deine Weisheit hören. Sieh, dieſes junge Zickchen ſchenk' ich dir; und dieſe Flaſche voll Honig, ſüß wie meines Mädchens Lippen, und lauter wie die Luft. So ſprach er, und hüpfte für Freude, wie eine junge Ziege im Maienthau hüpft.

Der Blumenſtrauß.

Daphnen ſah ich: Vielleicht, ach! vielleicht würd's mein Glück ſeyn, hätt' ich ſie nicht geſehn So reizend ſah ich ſie nie. An der heißen Mittagsſonne lag ich im dunkeln Weidenbuſch, am kühlen Bache, da wo er ſanft rieſelnd durch Steine fällt. Schatten wölbte ſich über mir, und über dem kühlen Bache; da ſaß ich ruhig: Aber ſeitdem, ach! iſt für mich keine Ruhe mehr. Nicht weit von mir rauſchte das Geſträuche, und Daphne, Daphne kam durch des Bordes Schatten, herunter an den Bach. Reinlich zog ſie ihr blaues Gewand von den kleinen weißen Füßen herauf und trat in die helle Fluth. Sie bückte ſich, und wuſch mit der rechten Hand ihr reizvolles Geſicht; mit der linken hielt ſie ihr Gewand, daß nicht das Waſſer es netzte. Aber nun ſtund ſie ſtill und wartete bis kein Tropfen von ihrer Hand mehr das Waſſer bewegte. Still war's und jeder ihrer Reize ſchien ungefälſcht ihr entgegen. Jetzt lächelte ſie ihre eigne Schönheit an, und drückte das Geflechte der goldnen Haare zurechte, die ſich in einen reizvollen Knoten verbanden. Für wen, ſo ſeufzt' ich, ach! für wen dieſe Sorgfalt? Wem, ach! wem will ſie gefallen? Wer iſt der Glückliche, um deßwillen ſie mit zufriednem Lächeln ſieht, daß ſie ſo reizend iſt? Indeß ſie gebückt ſo über dem Bache ſtund, fiel der Blumenſtrauß von ihrem Buſen ins Waſſer, und ſchwamm, indeß ſie wegging, zu mir herunter. Ich fing ihn, ich küßt' ihn; für eine ganze Heerde hätt' ich ihn nicht gegeben. Aber, ach! der Blumenſtrauß welkt, ach! er welkt, der, nur zween Tage ſind's, mit der Quelle zu mir floß. Ach! wie ich ihn pflegte! In meiner Trinkſchaale ſtund er, die ich im Frühling mit Geſang gewann. Amor ſitzt künſtlich drauf geſchnitten, in einer Laube von Geißblatt; lächelnd verſucht er die Schärfe ſeiner Pfeile mit der Spitze der Finger, und vor ihm ſchnäbeln ſich zwo Tauben. Dreimal des Tages goß ich ihm friſch Waſſer zu, und des Nachts ſtellt' ich ihn am Gitter meines Fenſters in den Thau. Dann ſtund ich vor ihm und athmete ſeine ſüßen Gerüche. Süßer waren die Gerüche, glühender waren die Farben, als aller Blumen des Frühlings denn, ach! an ihrem Buſen haben ſie geblüht! Staunend ſtund ich dann vor der Schaale. Ja, Amor! ſo ſeufzt' ich, ſie ſind ſcharf, deine Pfeile; wie ſehr wie ſehr, muß ich's fühlen! laß, o laß Daphnen nur die Hälfte ſo für mich empfinden; dann will ich dieſe Schaale dir weihn! Auf einem kleinen Altar ſoll ſie ſtehn, und alle Morgen umwind ich ſie mit einem friſchen Blumenkranz, und, iſt es Winter, mit einem Myrthenſchoß. O möchtet ihr, kleine Tauben, möchtet ihr ein Bild meines künftigen Glückes ſeyn! Aber ach! der Blumenſtrauß welkt, ſo ſehr ich ihn pflege; traurig hängen die Blumen und blaß am Borde der Schaale herunter, hauchen keine Gerüche mehr, und ihre Blätter fallen. Ach! Amor, laß, ach laß ihr Welken für meine Liebe nicht von übler Deutung ſeyn.

Der Sturm.

Auf dem Vorgebürge, an deſſen Seite der ſchilfreiche Tifernus ins Meer fließet, ſaßen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein ſchwarzes Gewitter ſtieg fernher auf, ängſtliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Seevögel und die Schwalben ſchwirreten in banger Unruhe hin und her. Schon hatten ſie die Heerden vom Gebürge nach ihrer Wohnung geſchickt: ſie aber blieben auf dem Gebürge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters, und den Sturm auf dem Meere zu ſehn. Fürchterlich iſt die Stille, ſo ſagte Lacon: Sieh'! die untergehende Sonne verbirgt ſich in jenen Wolken, die Gebürgen gleich am Saume des Meeres aufſteigen.

Battus. Schwarz liegt das unabſehbare Meer vor uns. Noch ruhig — aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Tumulte wechſeln wird. Ein dumpfes Geräuſche tönt fernher, wie das Geheul der Angſt und eines allgemeinen plötzlichen Unglücks etwa von Ferne gehört wird.

Lacon. Sieh'! langſam ſteigen die Gebürge der Wolken; immer ſchwärzer, immer fürchterlicher heben ſie ihre Schultern hinter dem Meer hinauf.

Battus. Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräuſche; Nacht liegt auf dem Meere; ſchon hat ſie die Diomediſchen Inſeln verſchlungen, du ſiehſt ſie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchtthurms von jenem Vorgebürge in der ſchauervollen Dunkelheit. Aber jetzt, jetzt fängt das Geheul der Winde an; ſieh'! ſie zerreiſſen die Wolken — treiben ſie wüthend empor: ſie toben auf dem Meere, es ſchäumt.—

Lacon. Fürchterlich kömmt der Sturm daher. Doch gern will ich ihn wüthen ſehn; mit Angſt gemiſchte Wolluſt ſchwellt ganz meinen Buſen. Wenn du willſt, ſo bleiben wir; bald ſind wir das Gebürge herunter in unſrer wohlverwahrten Hütte.

Battus. Gut! ich bleibe mit dir. Schon iſt das Gewitter da! ſchon toben die Wellen an unſerm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

Lacon. Ha! ſieh', wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken emporſpritzen, fürchterlich wie Felſengebürge ſich heben, und fürchterlich in den Abgrund ſich ſtürzen. Die Blitze flammen an ihren Rücken, und erleuchten die ſchreckenvolle Scene.

Battus. Götter! ſieh', ein Schiff; wie ein Vogel auf einem Vorgebürge ſitzt, ſitzt es auf jener Welle. Ha! ſie ſtürzt. Wo iſt's nun, wo ſind die Elenden? Begraben, im Abgrund.

Lacon. Trüg' ich mich nicht, ſo ſteigt's dort auf dem Rücken jener Welle wieder empor. Götter! Rettet, o rettet ſie. Sieh'! ſieh'! die näheſte Welle ſtürzt mit ihrer ganzen Laſt auf ſie her. O was ſuchtet ihr, daß ihr ſo, euer väterliches Ufer verlaſſend, auf ungeheuern Meeren ſchwebt! Hatte euer Geburtsland nicht Nahrung genug, euern Hunger zu ſättigen? Reichthum ſuchtet ihr, und fandet einen jammervollen Tod.

Battus. Am väterlichen Ufer werden eure Väter und eure Weiber und eure Kinder vergebens weinen; vergebens für eure Rükkunft in den Tempeln Gelübde thun. Leer wird euer Grabmahl ſeyn; denn euch werden Raubvögel am Ufer freſſen, verſchlingen die Ungeheuer des Meeres euch nicht. O Götter, laßt immer mich ruhig in armer Hütte wohnen! Zufrieden mit wenigem, nähre mein Anger mich, und mein kleines Feld und meine Heerde.

Lacon. Strafet mich, Götter! wie dieſe, wenn je Unzufriedenheit in meinem Buſen ſeufzt; wenn ich je mehr wünſche, als was ich habe; Ruhe und mäßige Nahrung!

Battus. Laß uns hinuntergehn; vielleicht daß die Wellen einige von dieſen Elenden ans Ufer werfen. Leben ſie noch, ſo haben wir den Troſt ſie zu retten; ſind ſie todt, ſo beruhigen wir doch ihren Geiſt, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie gingen hinunter an's Ufer, und fanden im Sand ausgeſtreckt einen ſchönen Jüngling todt. Mit Thränen begruben ſie ihn am Ufer. Trümmer des Schiffes lagen im Sande zerſtreut; und ſie fanden unter den Trümmern eine Kiſte, öffneten ſie, und ſchwere Reichthümer von Gold waren darinnen. Was ſoll uns das, ſagte Battus?

Lacon. Behalten wollen wir's; nicht um reich zu ſeyn, dafür bewahren mich die Götter! um's zurückzugeben, wenn's ein Eigenthümer ſucht, oder einem, der's mehr nöthig hat als wir.

Ungenutzt, und ungeſucht lag der Schatz lange bei den Beiden; da lieſſen ſie draus am Ufer einen kleinen Tempel bauen. Sechs Säulen von weißem Marmor hielten den ſchattigen Vordergiebel empor, und in der Vertiefung ſtund die Bildſäule des Pans. Der Zufriedenheit war dieſer Tempel geweiht, und dir, gütiger Pan!

Erythia.

Mirſon.

Hier laß' uns im Bache gehn, das Waſſer kühlt unſre Füße; über uns wölben ſich Weiden und ſchlanke Eſchen im Schatten.

Lycas. Sey's denn; bei dieſer ſchwülen Hitze ſucht jeder ſchmachtend die Kühlung.

Myrſon. Laß uns gehen bis dahin, wo der Bach herunter ſich ſtürzt; lieblich iſt's dort und kühl, als ſchwämmſt du beim Mondſchein im Waſſer.

Lycas. Horche, ſchon hör' ich des fallenden Waſſers Geräuſche. Es iſt, als ſucht' jedes Geſchöpf in dieſen Schatten ſeine Freude. Welch Geſumſe, welch Schwirren, welch Zwitſchern, welch frohes buntes Gewimmel flattert da im Schatten! Dieſe kleine Waſſerſtelze, will ſie den Weg uns weiſen? Sieh', wie ſie vor uns her ſo munter von Stein zu Steine hüpft. Ha! Sieh' da, wie ein heller Sonnenſtrahl in dieſen hohlen Weidenſtamm fällt, mit Winden und Epheu behangen. Sieh' doch, ein junges Böckchen ſchläft drinnen; wie ſchlau hat ſich das die angenehme Ruhſtatt gewählt!

Myrſon. Du ſiehſt alles; nur nicht, daß wir da ſind, wo wir ſeyn ſollen.

Lycas. Ha, ja! Pan! Ihr Götter! Welch angenehmer Ort iſt das!

Myrſon. Wie ein ſilberner Teppich, den ein ſanfter Wind bewegt, deckt der ſtürzende Bach die hinter ihm ſich wölbende Höhle; ein Kranz von Geſträuchen umfaßt ihn. Komm, laß uns hinter den Waſſerfall in die Höhle gehn.

Lycas. Ha! mir ſchauerts von angenehmer Kühlung. Wie der Bach vor uns niederplätſchert! Jeder ſtürzende Tropfen flimmert am Sonnenſtrahl wie Feuer.

Myrſon. Laß hier auf die höhern mit Moos bedeckten Steine uns ſitzen; unſre Füße ruhen unbenetzt auf denen, die in dem Waſſer liegen, indeß daß der Waſſerfall uns in die Höhle verſchließt.

Lycas. So einen anmuthsvollen Ort hab' ich noch nie geſehn.

Myrſon. Ja anmuthsvoll iſt er, auch iſt er dem Pan heilig. Am Mittag fliehn ihn die Hirten; man ſagt, daß er dann oft da ruhet. Auch wird von der Quelle eine Geſchichte geſungen; verlangeſt du das, ſo will ich ſie ſingen.

Lycas. Hier ſitzen wir bequem; auf dieſem Polſter von Moos lehn' ich mich an die Felſenwand hin, und höre mit Entzücken deinen Geſang.

Schön, du Tochter des Eridanus! ſchöner als alle von Dianens Gefolge, warſt du, Erythia! War gleich ihre Schönheit noch im Aufblühn, halb Kind noch, war ſie ſchon von ſchlanker Größe; kindiſche Unſchuld lächelte noch im ſchönſten Geſichte, und Schüchternheit im glänzend blauen Auge; ihr junger Buſen, nur ſanft gewölbt, verſprach erſt noch den vollern Wuchs. Bei der Sonnenhitze hatte mit ihren Geſpielen ſie auf den Gebürgen die Rehe verfolgt; und müde und von Durſt ſchmachtend lief ſie zu einer Quelle. Sie kühlte die Hand, und wuſch ihr ſchönes Geſicht; dann ſchöpfte ſie einen kühlen Trunk, und ſchlürft' ihn mit kleinen Lippen. So beſchäftigt, über den Bach gebückt, dachte ſie an keine Gefahr; aber Pan hatte aus nahen Geſträuchen ſie betrachtet, und Liebe flammete ſchnell in ſeinem Buſen auf. Ihr unbemerkt ſchlich er herbei, bis das Geräuſche des näheſten Graſes an ihrem Rücken ihn verrieth. Erſchrocken ſprang ſie auf, entwiſchte ſeinen nervigten für Verlangen zitternden Armen; ſchon fühlte ſeine Wärme ſie an ihren Hüften; ein Roſenblatt hätt' ausgefüllt, was zwiſchen ihr und ſeiner Hand noch war. Schnell ſprang ſie über den Bach, leicht war ſie wie ein Reh, Schrecken machte ſie ſchneller; ſo lief ſie; er lief ihr nach; ſo lief ſie über die Trift hin, wie ein ſchneller Wind über des Graſes Spitzen ſtreift. Aber plötzlich ſtand ſie für Entſetzen ſtill. Am äußerſten Rand eines Felſens ſtand ſie, bebte zurück, und ſah erblaſſend ins tiefe Thal. Dann rief ſie mit ängſtlichem Geſchrei: O Diana! Schützerin der Keuſchheit, o rette, rette mich, daß kein unkeuſcher Arm meine Hüften umſchlinge! Rette, o rette, Diana, Schützerin der Keuſchheit! Aber der Gott war an ihrer Ferſe ſchon — ſchon fühlt ſie ſeinen Athem — und jetzt ſeinen umſchlingenden Arm. Doch, die der Liebe ungewogene Göttin hört' ihr angſtvolles Flehn. Waſſer trieft von ſeinen umſchlingenden Armen, und die an ſie gedrückte Bruſt herunter; ſie zerſchmilzt in ſeiner Umarmung zur Quelle — ſchmilzt, wie Frühlingsſchnee an einem braunen Felſen — ſchmilzt, trieft von ſeinen Armen — rieſelt ſein Knie herunter — rieſelt durchs Gras — ſtürzt von der Felſenwand, und rieſelt ſchon unten im Thal. Und ſo entſtund Erythia, die reine Quelle.

Karl Heinrich Ludwig Gieſebrecht

ward am 9. Juni 1782 zu Mirow in Mecklenburg geboren und lebte als Dr. phil. und erſter Profeſſor am Kölniſchen Gymnaſium in Berlin.

Er gab heraus:

Armida. Tragödie. Penig 1804.
Sartorius. Tragödie. Bremen 1807.
Mnemoſyne. Bremen 1807.
Deutſche Blätter. 1e Sammlung. Brandenburg 1822.

Ein ſchönes, gründlich durchgebildetes Talent, das beſonders im Fache der romantiſchen Tragödie Ausgezeichnetes leiſtete, und bei dem es lebhaft zu bedauern iſt, daß es die ruhmvoll angetretene Bahn ſchon ſo früh wieder verließ. —

Friedrich Chriſtlieb Girardet

ward am 14. Februar 1789 zu Stettin geboren, ſtudirte Theologie, erhielt darauf 1808 eine Anſtellung am theologiſchen Seminar zu Berlin und 1811 das Amt eines Predigers bei der reformirten Gemeine zu Dresden, das er gegenwärtig noch bekleidet.

Seine Schriften ſind:

Andachtsſtunden. 3 Bde. Dresden 1823 — 1828.
Das Brautgeſchenk. Leipzig 1819 N. A. 1824.
Gewiſſensfragen an und für die katholiſche Geiſtlichkeit zu Dresden. Dresden 1831.
Das Evangelium der Jeſuiten. 2. A. Leipzig 1829.
Predigten über das Gebet des Herrn. Dresden 1818.
Die drei Scheidewege des Jugendlebens. Dresden 1826.
Der 4. September in ſeiner hohen Bedeutung. Dresden 1832.
Ein Wort zur Ehrenrettung der Presbyteren. Leipzig 1832.
Zwei Predigten am 3. Jubelfeſte des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes; (mit J. H. Blaß). Dresden 1830.
Hebels allemanniſche Gedichte, in das Hochdeutſche überſetzt. — Dresden 1821.
Der Galeerenſclave. Aus dem Franzöſiſchen. Dresden 1829. 2 Thle.

G. erwarb ſich einen gefeierten Namen durch die Herausgabe vortrefflicher religiöſer, namentlich aſcetiſcher Schriften, in welchen tiefes Gefühl mit einer klaren und wohlthuenden Anſicht von den höchſten Dingen verbunden und in einer edeln und würdigen, ſtets ihrem Gegenſtande wie dem Publikum für das die einzelnen Schriften beſtimmt wurden, angemeſſenen Sprache vorgetragen iſt. —

Unſer Oſterfeſt oder unſer Erwachen in der Ewigkeit *).

Text:

1. Kor. 6, 14.

„Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch ſeine Kraft."

Ein ſchönes Feſt hat uns heute an dieſer heiligen Stätte vor dem Angeſichte des Herrn verſammelt — das Siegesfeſt des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finſterniß. Das Licht, das wir am Weihnachtsfeſte mit den Weiſen des Morgenlandes als einen neu aufgehenden Stern erblickten, und das wir an der Krippe des Heilandes mit Freude und Dank gegen Gott als die Morgenröthe eines ſchönern Tages begrüßten; das Licht, das wir im Kampfe mit der Finſterniß am Charfreitage wieder mit trauerndem Herzen und tiefer Wehmuth ſcheinbar erlöſchen ſahen, dringt heute wieder in ſiegender Herrlichkeit aus der Nacht hervor, und erhellt und erwärmt die ganze Welt wieder, wie eine unvergängliche Sonne. Das Leben, deſſen erſte Geburt aus Gott wir am Weihnachtsfeſte mit dankbarem Herzen feierten, das am Charfreitage wieder zerknickt von der eiſernen Hand des Todes in das Grab ſank, geht heute wieder aus ſeiner ſcheinbaren Vernichtung hervor, und ſteht wieder in göttlicher Kraft und Herrlichkeit da als Sieger des Todes und der Finſterniß. Ja, m. Br., Chriſtus iſt erſtanden: das iſt die fröhliche Bothſchaft, mit welcher uns dieſes Oſterfeſt begrüßt. Chriſtus iſt erſtanden: das rufen heute Millionen und aber Millionen Lippen und Herzen mit Dank und Freude zum Himmel empor. Und wiederum ſcheint der Himmel uns Antwort zu geben auf dieſen feſtlichen Gruß, und ihn nur mit der eben ſo tröſtlichen Botſchaft zu erwiedern: Auch ihr werdet ſo wieder aufſtehen, auch ihr werdet ſo durch den Tod nur zu einem neuen Leben eingehen, und hier nur einſchlummern, um dort in einer ſchönern Welt wieder zu erwachen! Aus jedem Ton der Glocken ſcheint uns in dieſen feſtlichen Tagen dieſer freudige Zuruf entgegenzuſchallen; jedes wärmere Frühlingslüftchen ſcheint uns denſelben zuzuwehen; aus jedem hervorſtrebenden Keime ſcheint er zu uns herüberzudringen, die ganze neu erwachte Natur ſcheint ihn mit tauſend und aber tauſend Stimmen zu wiederholen und zu beſtätigen.

Oder vereinigt ſich nicht alles, um uns dieſes Feſt der Auferſtehung des Herrn zu unſerm eignen Oſterfeſte, zum Feſte unſrer eignen Unſterblichkeit zu machen? Iſt es nicht eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorſehung, daß wir das Andenken an dieſe große Begebenheit gerade zu einer Zeit feiern müſſen, wo die ganze irdiſche Schöpfung ihr Auferſtehungsfeſt feiert, und uns die Hoffnung auf unſre eigne Wiederbelebung in tauſend Sinnbildern und Gleichniſſen vor Augen hält? Iſt es nicht, als wenn der Allgütige dadurch unſrer Kleingläubigkeit zu Hülfe kommen, und uns durch unſre Sinne ſelbſt die dunkeln Vorgefühle und Ahnungen unſers Herzens deutlicher und anſchaulicher machen wollte? — Ja, gehe hinaus, o Menſch, in den heiligen Tempel der Natur, und ſieh, wie dort überall neues Leben aufkeimt, wo noch vor Kurzem nichts als Tod und Verweſung war: wo könnteſt du deutlicher einſehen, daß alles nur ſtirbt, um durch den Tod ſelbſt wieder zum Leben einzugehen, alles nur geſäet wird, um ſchöner und herrlicher wieder aufzublühen? wo könnteſt du eine beſſere Erklärung zu den Worten des Apoſtels finden: „Es wird geſäet verweslich, und wird auferſtehen unverweslich; es wird geſäet in Unehre, und wird auferſtehen in Herrlichkeit; es wird geſäet in Schwach-

---

*) Aus: Fr. Girardet's Predigten. Dresden 1823.

heit, und wird auferſtehen in Kraft; es wird geſäet ein natürlicher Leib, und wird auferſtehen ein geiſtiger Leib.“? — Gehe hinaus in den heiligen Tempel der Natur, und ſieh, wie dort auf den Auferſtehungsruf des Allmächtigen jetzt alles zu einem neuen Daſeyn erwacht, wo vor Kurzem noch alles einen ewigen und eiſernen Todesſchlaf zu ſchlummern ſchien; wo könnte es dir deutlicher vor Augen treten, daß aller Tod nur ein Schlummer iſt, der zu einem fröhlichen Erwachen führt? wo könnteſt du dich tiefer ergriffen fühlen von der Wahrheit, die uns der Apoſtel in den Worten unſers heutigen Textes vorhält: „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch ſeine Kraft?“ —

Ja, m. Br., wie verſchieden auch unſer Erwachen von dem des Erlöſers in ſo manchen Nebenumſtänden ſeyn möge, dort müſſen wir es fühlen, daß es in der Hauptſache doch daſſelbe ſeyn wird. Dieſelbe allmächtige Kraft, die ihn aus dem Grabe herausführte, wird auch uns aus demſelben erwecken. Und ſo können wir wohl mit vollem Rechte das Feſt ſeiner Auferſtehung als das Feſt unſrer eignen Unſterblichkeit begehen; ſo können wir wohl, mit vollem Rechte, in dem Erwachen Chriſti zu einem neuen Leben das Vorbild unſers eignen Erwachens in der Ewigkeit ſehen, wie es auch zu allen Zeiten geſchehen iſt, und die Worte unſers Textes beides auch nahe und deutlich genug zuſammenſtellen, um uns nicht den geringſten Zweifel darüber zu laſſen. „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch ſeine Kraft.“ Auch unſer wartet alſo ein Oſtermorgen, wo die Kraft des Höchſten uns erwecken wird aus unſerm Todesſchlummer, wo wir neu belebt erwachen werden in der Ewigkeit. Laßt uns dieſen Gedanken feſthalten, und ſehen, was er für unſern Geiſt, für unſer Herz und für unſer Gewiſſen iſt. Für den Geiſt iſt es ein großer und kühner Gedanke; für das Herz iſt es ein großer und troſtreicher Gedanke; für das Gewiſſen endlich iſt es ein großer und ernſter Gedanke. Das ſoll der dreifache Gegenſtand unſrer Betrachtungen in dieſer Stunde der Andacht ſeyn.

I. Ja allerdings, m. Br., ſcheint der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit ein großer und kühner Gedanke für den menſchlichen Geiſt zu ſeyn, und faſt zu groß und zu kühn, als daß der Menſch es wagen dürfte, ihn zu faſſen, und ſich dieſer ſüßen Hoffnung hinzugeben. In ewig unerreichbarer Ferne ſcheint ihm dieſer Gedanke zu liegen, wenn er am Sarge oder an den Gräbern ſeiner Brüder einen Blick in die geheime Werkſtatt des Todes wirft, und ſieht, wie ſich hier unter ſeiner zerſtörenden Hand alles auflöſet und in grauſende Vernichtung übergeht; und nur die Thorheit, nur die offenbarſte Verblendung ſcheint da noch etwas hoffen, ſcheint da dem Augenſcheine zum Trotz noch an eine Fortdauer, an ein Erwachen in der Ewigkeit denken und glauben zu können. Und doch kann es der Menſch nicht laſſen, daran zu denken und darauf zu hoffen; doch glaubt er hier der Stimme ſeines Herzens noch mehr als ſeinen Augen, und läßt ſich in dieſem Glauben durch keinen Widerſpruch der Sinne, durch keine Bedenklichkeiten des klügelnden Verſtandes irre und wankend machen. Möge er ſich auch zuweilen augenblicklich von dieſem Widerſpruch und dieſen Bedenklichkeiten überwältigt, ſich auch zuweilen augenblicklich von ſeinem Muthe und ſeiner Hoffnung verlaſſen fühlen: immer kehrt der eine und die andere doch wieder in ſein Herz zurück; immer folgen auf ſolche Augenblicke des Zweifelns doch wieder Augenblicke der freudigſten Zuverſicht, wo ſein Geiſt ſich wieder ermannt und ermuthigt, einen Gedanken zu ergreifen, von deſſen Rieſengröße er ſich augenblicklich erdrückt fühlte. Nur die irdiſche Hülle ſieht er dann im Tode fallen, und wieder in den Staub zurückkehren, aus welchem ſie genommen wurde; aber mit der unſterblichen Seele, die dieſe Hülle bewohnt, trotzt er der zerſtörenden Gewalt des Todes und allen Schreckniſſen des Grabes; durch ſie fühlt er ſich noch mit einer andern Welt verwandt und befreundet; ſie iſt ihm die Bürgſchaft, daß er hier nur einſchlummert, um dort wieder zu einem neuen Leben zn erwachen. O ſchon darin, daß des Menſchen Geiſt dieſen großen Gedanken zu faſſen vermag, liegt auch der erſte Beweis, daß er ihn mit vollem Rechte faſſen und feſthalten darf. Wäre er nicht für ein anderes Leben beſtimmt, er würde auch nicht die Sehnſucht nach demſelben empfinden, würde auch nicht die Möglichkeit deſſelben zu begreifen vermögen. Unſterblichkeit kann nur ein Weſen ahnen, das zur Unſterblichkeit geboren und berufen iſt.

Freilich liegt dieſer Gedanke auf einem Gebiete, das der ſchwache ſterbliche Menſch nicht betreten kann, ohne ſich von dem Lichte ſeiner Vernunft verlaſſen zu fühlen, und in welchem er alles nur „wie durch eine Scheibe an einem dunklen Orte ſieht;“ freilich erfaßt den menſchlichen Geiſt ein Schwindel, ſo oft er in die bodenloſe Tiefe hinabſchaut, die ſich ihm in dieſem Gedanken aufthut; freilich ſtößt er hier auf ſo viel Räthſelhaftes und Unbegreifliches, auf ſo viel ſcheinbare Widerſprüche, daß es ſich wohl erklären läßt, wie er hier oft nichts als die Traumbilder ſeiner eignen Einbildungskraft zu ſehen meint, und alles für Täuſchung und Selbſtbetrug hält. Allein haben wir deshalb ein Recht, etwas zu bezweifeln oder gar zu verwerfen, weil es uns unerklärlich und räthſelhaft iſt? Würden wir, wenn das ein Recht dazu gäbe, nicht tauſend Dinge in Zweifel ziehen müſſen, deren Daſeyn und Wirklichkeit anzutaſten uns doch nie in den Sinn kommt? Oder ſage mir doch, o Menſch, kannſt du begreifen, wie aus dem verweſenden Saamenkorn ſich der Keim eines neuen Lebens entwickelt? und würdeſt du dies nicht für eben ſo unmöglich halten, wenn es nicht eine ſo alltägliche Erſcheinung wäre, daß ſie gar nichts Wunderbares und Befremdendes mehr für dich hat? Kannſt du begreifen, wie der Schmetterling aus der Hülle hervorgeht, in welcher die Raupe ihr Grab und das Ende ihres Daſeyns fand? Kannſt du tauſend andere Räthſel löſen, tauſend andere Wunder erklären, die dir die Natur überall vor Augen hält, und die dir ſo nahe liegen, daß ſie nur eben deswegen dir gar nicht mehr auffallen und als Räthſel und Wunder erſcheinen? — Und findeſt du denn auf der andern Seite nicht eben ſo viel und noch viel mehr Unerklärliches und Räthſelhaftes? Verwickeltſt du dich nicht noch in weit größere Widerſprüche, indem du eine Fortdauer nach dem Tode leugneſt, und die Hoffnung der Unſterblichkeit aufgiebſt? Oder was willſt du mir antworten, wenn ich dich frage, wie Gott uns nur mit ſo großen und herrlichen Anlagen und Fähigkeiten ausgeſtattet haben ſollte, um ſie in der erſten Blüthe ihrer Entwickelung wieder im Grabe vermodern zu laſſen? Wie willſt du es erlären, daß er uns hier in Wahrheit, Tugend und höherer Vollendung ein Ziel vor Augen hält, das wir auf dieſe Weiſe nimmer erreichen könnten, und das nach den erſten Schritten, die uns demſelben näher brachten, unſern Augen ſo ſchön, für immer wieder verſchwinden müßte? Wie ſollte es dir nicht ganz undenkbar ſeyn, daß er uns dieſe heiße, glühende Sehnſucht nach Fortdauer und Unſterblichkeit gegeben hätte, wenn wir nimmer das Land finden ſollten, wo ſie geſtillt und befriedigt werden kann? Wie ſollteſt du keinen Widerſpruch darin finden, daß er hier nur mit ſo feſten Banden Herz an Herz, und Seele an Seele knüpfen ſollte, um ſie nach kurzer Zeit wieder für ewig zu trennen und aus einander zu reißen? Wie ſollte dir ſo nicht das ganze Leben des Menſchen als ein dunkles, unauflösliches Räthſel und als ein Gewebe von Widerſprüchen erſcheinen müſſen? — Und können wir das nicht leugnen, ſo müſſen wir ja auch in dieſen Räthſeln und Widerſprüchen ſelbſt noch einen zweiten Beweis finden, daß der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit mehr iſt, als ein leeres Trugbild, durch welches wir uns nur gegen das uns bevorſtehende Loos zu verblenden ſuchen, und daß wir uns nimmer irren können, wenn wir mit Glauben und froher Zuverſicht dem Grabe nur als der Pforte eines neuen Daſeyns entgegengehen.

Und ein dritter ſiegender Beweis dafür liegt gewiß auch noch darin, daß wir uns das Gegentheil faſt gar nicht denken können, und daß es faſt kein beſſeres Mittel giebt, uns die Hoffnung einer Fortdauer nach dem Tode recht klar und einleuchtend zu machen, als uns recht lebhaft in den ſchrecklichen Gedanken hineinzudenken, daß wir, gleich jedem andern Geſchöpfe der Erde, durch den Tod nur in die ewige Nacht des Nichts zurückſänken. Oder wo iſt der Menſch, der dieſen Gedanken zu ertragen vermöchte, deſſen ganzes Weſen ſich nicht gegen denſelben krampfhaft zuſammenballte, der nicht ſein Innerſtes von demſelben empört fühlen, und ſich dabei nur mit deſto feſterer Ueberzeugung der Hoffnung eines beſſern Lebens wieder in die Arme werfen müßte? — Siehe, o Menſch, ich will deine Zweifel und Bedenklichkeiten nicht bekämpfen, deine Gründe nicht widerlegen, deinen wankenden Glauben an Fortdauer und Unſterblichkeit nicht in deinem Herzen befeſtigen; nein, das Heiligthum deſſelben in deiner Bruſt will ich dir nur vollends zerſtören und verwüſten helfen, befeſtigen will ich dich nur in deinen Zweifeln, Beifall geben allen deinen Scheingründen, zurufen will ich dir geradezu mit der Grauſen erregenden Kälte und Ruhe des Gottesleugners: Nein, es giebt kein Jenſeits, kein Erwachen in der Ewigkeit für dich; der Augenblick des Todes iſt für dich auch der Augenblick gänzlicher Vernichtung; indem du ſtirbſt, ſcheideſt du auch für immer aus dem Daſeyn, zu welchem dich der Odem des Schöpfers hervorrief, wirſt du auch für immer ausgeſtoßen aus der Reihe lebender Weſen, und jenſeits des Grabes umfängt dich nur die ewige Nacht des Nichts und der Bewußtloſigkeit! — — O nimmermehr, wirſt du gewiß zuſammenſchaudernd bei dieſem troſtloſen Gedanken ausrufen müſſen, nimmermehr kann das mein Loos und meine Beſtimmung ſeyn, oder ich müßte ganz irre an Gott und an mir ſelbſt werden! Wie könnte Gott das Meiſterſtück ſeiner Schöpfung nur aus dem Nichts hervorgerufen, und nach ſeinem Bilde geformt haben, um es nach wenigen Augenblicken wieder hohnlächelnd mit grauſamer Hand zu zertrümmern? — Nein, o Gott, das wollteſt du nicht, das kannſt du nicht wollen; kühn berufen wir uns auf deine Weisheit, auf deine Gerechtigkeit, auf deine Vaterliebe, die nichts ſeyn würden, wenn Vernichtung unſer Loos und unſere Beſtimmung wäre; kühn ſtrecken wir die Hand nach deinem Himmel aus, und fordern von dir, daß du uns dem Tode nicht zum Raube läſſeſt, daß deine Kraft uns jenſeits des Grabes wieder erwecke zu einem neuen Leben. Unſer Geiſt beugt ſich vor dieſem großen Gedanken, aber er kann ihn nicht aufgeben, ohne ſich und — dich aufzugeben! —

II. Wie groß und kühn der Gedanke der Unſterblichkeit und des Erwachens in der Ewigkeit daher auch immer für den Menſchen zu ſeyn, in welcher unerreichbaren Ferne er ihm auch immer zu liegen ſcheine, dennoch kann ihn nichts verhindern, ſeinen Geiſt zu demſelben zu erheben, und in ihm die Stütze zu ſuchen, deren ſein Herz ſo ſehr bedarf, und die er ſonſt nirgends zu finden vermag. Oder wie ſollte das Herz jemals dieſen großen, troſtreichen Gedanken entbehren können, wenn das Leben auch ein ewig heiterer und unbewölkter Frühlingstag wäre, wenn ſonſt auch nichts hinieden die Glückſeligkeit des Menſchen ſtörte und ihm ſein Daſeyn verbitterte, und alles ſich nur vereinigte, um ihm die Erde zu einem blühenden Paradieſe, zu einem Himmel voll Freude und Seligkeit zu machen; denn auch dann würde der Gedanke an die ihm bevorſtehende Vernichtung ihm jeden Genuß des Lebens verkümmern, ihm jeden Tropfen Freude vergällen, und ihn mitten unter allen Gütern und Herrlichkeiten der Erde zum unglücklichſten und elendeſten aller Geſchöpfe machen. — Allein wie nun erſt, da das Leben ſo reich an Wermuth und Dornen, an Jammer und Herzeleid iſt? wie nun erſt, da der Menſch hienieden ſo oft mit Mangel und Noth, mit Krankheiten und Schmerzen, mit tauſend Leiden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und in dieſem immerwährenden Kampfe oft ſeines Daſeyns kaum einen Augenblick froh werden kann? Woran ſollte des Menſchen Herz ſich da in tauſend trüben Augenblicken des Lebens halten? woran ſich da halten, wenn der Tod es blutend von einem andern liebenden Herzen reißt? woran ſich da halten, wenn es ſelbſt nach und nach erſtarrt und erkaltet, und ängſtlich zwiſchen Seyn und Nichtſeyn über den grauſenden Abgründen des Todes ſchwebt? — Nein, da kannſt nur du, Hoffnung eines beſſern Lebens! die leidende, gequälte Seele, das zerriſſene, brechende Herz halten und ſtützen, und vor dumpfer Verzweiflung bewahren; da kannſt nur du, Gedanke der Unſterblichkeit! den Menſchen Erſatz und Entſchädigung, Troſt und Beruhigung, Lebens- und Todesmuth geben!

O darum freue dich, o Menſch, daß du dieſen großen Gedanken zu faſſen vermagſt; darum freuet euch, ihr, die ihr mühſelig und beladen ſeid," daß der Gott, der an einem Tage wie der heutige, den Herrn auferweckte, auch euch durch ſeine Kraft auferwecken wird zu einem neuen Leben! Findet ihr ſonſt nirgends Ruhe für die matt und müde gequälte Seele, hier in dieſem großen, troſtreichen Gedanken findet ihr ſie gewiß. Wohl iſt das Leben nur ein mühſeliges, freudenleeres Tagewerk für euch; wohl habt ihr hier ſo manches Leiden zu überwinden; aber blicket freudig und getroſt zu dem beſſern Jenſeits hinauf, wenn das Kreuz, das euch der Himmel auflegte, euch zu ſchwer, der Leidensweg, den ihr wandeln müßt, euch zu lang wird, und ihr nimmer das Ende deſſelben abzuſehen vermöget, nimmer wieder auf beſſere und glücklichere Tage hoffen könnet! Denn ſehet, über ein Kleines iſt alles überſtanden; ſehet, wie die Sonne eures Lebens ſich immer mehr und mehr zum Untergange neigt: bald iſt der Abend da, der euch zur Ruhe ruft, bald drückt euch der Tod die müden und trüben Augen zu, und umfängt euch wie ein ſanfter Schlummer nach des Tages Laſt und Hitze. Und iſt die Nacht vergangen, dann wartet eurer ein neuer und ſchönerer Morgen; dann erwacht ihr erquickt und geſtärkt in der beſſern Heimath, in dem himmliſchen Vaterhauſe, und der Vater nimmt liebend ſeine Kinder in ſeine treuen Vaterarme, und legt ſie an ſein Vaterherz, und trocknet ihre Thränen, heilt ihre Wunden, ſtillt ihre Schmerzen, und giebt ihnen tauſendfachen Erſatz für alle ausgeſtandenen Drangſale ihrer Pilgrimſchaft.

Allein möchte ſeine unendliche Liebe auch noch ſo viel geben, auch noch ſo viel gut machen: ein Schmerz würde doch bleiben, ein Thränenquell würde doch nicht verſiegen, eine Wunde würde ſich doch nicht ſchließen, und auch im Lande der Seligen noch fortbluten, wenn wir dort bei unſerm Erwachen in der Ewigkeit nicht alle die Theuren wiederfänden, an denen unſer Herz hienieden mit ſo unendlicher Liebe hing. Iſt dieſer Gedanke doch das Einzige, was uns bei ihrem Scheiden tröſten und aufrichten kann; iſt die Hoffnung des Wiederſehens doch das Einzige, was uns in ſolchen dunkeln Stunden bleibt, und ohne was unſer liebendes Herz brechen und vergehen würde in ſeinem endloſen Gram und Kummer. Ach wie elend und troſtlos würde der Menſch ſonſt mit ſeinem Herzen voll Liebe und Sehnſucht am Sterbebette oder am Grabe ſeiner Lieben ſtehen! Da ſieht er alles vernichtet, was noch ſo eben die Wonne ſeines Lebens war; da bedeckt Todesnacht dieſe Augen, die ihm ſo oft liebend zulächelten; da ſchließen Todesriegel dieſe Lippen, von denen er ſo oft den ſüßen Gatten- und Kindes-, Vater- und Mutternamen hörte; da erfüllt Todeskälte die Hand, deren warmen Liebesdruck er ſo oft in der ſeinigen fühlte; da bricht im Todeskampfe das Herz, in welchem für ihn eine ganze Welt voll Liebe und Seligkeit untergeht; da iſt nichts mehr, als die kalte, erſtarrte, entſeelte Hülle. Todt, verloren, verloren für immer! ſcheint ihm dabei alles zuzurufen; verloren für immer! wiederholt ſein troſtloſes Herz im erſten Augenblicke des Schmerzes. — Nein, o Menſch, nicht verloren für immer, „nicht todt," ruft dir der Heiland entgegen, „ſondern es ſchläft nur*)", iſt nur hinübergeſchlummert in die Ewigkeit, und hat dort ſchon ſeinen Oſtermorgen gefunden, hat dort ſchon den neuen Tag erlebt, der auf die dunkle Nacht des Grabes folgt. Und kommt einſt auch dein Oſtermorgen herbei, erwachſt auch du einſt auf den Auferſtehungsruf des Allmächtigen in jenen Lichtgefilden einer beſſern Welt: dann fällt dein erſter Blick wieder auf ſie, die ſo lange und ſchmerzlich Vermißten, dann begrüßen dich wieder ihre Lippen, dann umſchlingen dich wieder ihre Arme, dann ſchlägt nach ſo langer Trennung wieder Herz an Herz in der Wonne des Wiederſehens! —

III. Aber eben ſo troſtreich, wie der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit für das Herz iſt, eben ſo ernſt iſt er auch für das Gewiſſen, da die Stunde des Erwachens auch zugleich die Stunde des Gerichts iſt, und da folglich ſo viel darauf ankommt, wie und in welchem Zuſtande wir dort erwachen werden. Der Todesſchlummer kann uns nichts geben und nichts nehmen; ſondern eben ſo wie wir hier eingeſchlummert ſind, werden wir dort auch erwachen; in demſelben Zuſtande, in welchem uns hier die Nacht überfiel, werden wir dort auch den Morgen der Auferſtehung ſehen; mit demſelben Bewußtſeyn, das wir hier in das Grab mitnahmen, werden wir dort auch zu dem neuen Leben eingehen, zu welchem uns Gott wieder erwecken wird durch ſeine Kraft. Ja, wie uns am Morgen beim Erwachen die Begebenheiten und Handlungen des vorigen Tages erſt recht klar und deutlich vor Augen ſtehen, und wir bei der ruhigen Ueberlegung, zu welcher uns ſeine Stille erweckt, erſt ſo manches wahrnehmen, was uns im Getümmel des Tages und der aufgeregten Leidenſchaften entging: ſo wird es auch mit dem großen Morgen der Auferſtehung ſeyn. Auch dort wird dem zu neuem Daſeyn erwachten Auge ſo manches in einem ganz andern Lichte erſcheinen, als es uns hier im Gedränge der Welt und ihrer Geſchäfte und Zerſtreuungen immer vor Augen trat: auch dort wird der durch den Schlummer des Todes geſtärkte und geſchärfte Blick auf ſo manches fallen, was wir hier nicht ſehen wollten, oder auch vor dem verdunkelten Schleier der Leidenſchaften und der Eigenliebe nicht ſehen konnten. Verhallt iſt dann das Geräuſch und Getümmel des irdiſchen Lebens, das unſere Aufmerkſamkeit hier immer von uns abzog, und auf tauſend fremdartige Dinge und Gegenſtände hinlenkte; gelegt hat ſich dann der Sturm der Leidenſchaften in unſerer Bruſt, in deſſen lautem Toben hier ſo oft die Stimme des Gewiſſens verklang: tiefe Stille und Ruhe herrſcht dann um uns und in uns, und nichts ſtört dann die Seele in dem Ueberblicke der Vergangenheit, und in der Rechnung, die ſie mit ſich ſelbſt hält; nichts dämpft und übertäubt dann die Gottesſtimme des richtenden Gewiſſens; nichts verhüllt uns dann den Zuſtand unſers Herzens, und das Thun und Treiben eines ganzen Lebens.

Und wie, o Menſch, wenn dein Gewiſſen dir dann nichts Tröſtliches zu ſagen hat, ſondern nur zürnend und anklagend zu dir ſprechen kann? Wie, wenn dein Blick dann überall nur auf verlorne und vergeudete Augenblicke, auf verſäumte Gelegenheiten, auf gemißbrauchte Kräfte und Mittel, auf tauſend Verirrungen und Werke der Finſterniß fällt? Wie, wenn das Leben, das dann wie ein aufgeſchlagenes Buch vor deinen Augen liegt, dir überall nur leere oder ſchwarze Blätter zeigt, und dir in unauslöſchlichen Flammenzügen nur vom Anfang bis zum Ende das lange Regiſter deiner Sünden und Thorheiten vorhält? — Würdeſt du dann nicht lieber dein Auge vor dem neu angebrochenen Tage wieder ſchließen, und dich in die ewige Nacht des Nichts zurückſtürzen wollen, als mit einem ſolchen Bewußtſeyn vor das Angeſicht des Vaters und der Seligen zu treten? Würdeſt du dann nicht lieber auf das ſüße Licht der Sonne, die dort jener beſſern Welt ſcheinet, Verzicht leiſten, als dich ſo von ihr nur in deiner Blöße und Schlechtigkeit beleuchten zu laſſen? —

---

*) Math. IX, 4.

O wir dürfen nicht daran zweifeln, m. Br. Macht uns das Gefühl der Selbſtverachtung doch hier ſchon oft das Daſeyn zu einer unerträglichen Bürde, und nimmt uns alle Freude und alle Luſt am Leben. Aber hier ſind es nur Augenblicke, die uns dies fühlbar machen, da wir immer tauſend Mittel zu finden wiſſen, dem Richter in unſrer Bruſt zu entrinnen, oder uns wenigſtens gegen ſeine Stimme zu betäuben. Dort hingegen iſt es eine ganze Ewigkeit, durch welche wir das drückende Gefühl unſrer Schlechtigkeit mit uns herumſchleppen, und immer und ewig nichts, als die ſtrafende Stimme deſſelben vernehmen ſollen, bis das geläuterte Herz nach langer und ſchwerer Buße endlich den Frieden wiederfindet, den es hier leichtſinnig von ſich ſtieß, *und der allein uns die andere Welt zu einem Himmel voll Seligkeit machen kann.*

O darum laßt uns bedenken, was zu unſerm wahren Frieden dienet, „*ſo lange es noch Tag iſt, ehe denn die Nacht kommt*“ mit ihrem Todesſchlummer und ihrem Erwachen in der Ewigkeit. Ruhig und freudig können wir ſie nur kommen, und allmählig oder plötzlich über uns hereinbrechen ſehen, wenn wir ruhig und freudig auf unſer vollendetes Tagewerk zurückblicken können. Ruhig und freudig können wir ſie nur enden, und den großen Morgen der Auferſtehung anbrechen ſehen, wenn unſer Bewußtſein uns beim Erwachen ſagt, daß wir hier auf Erden nicht vergebens lebten, ſondern ſtets mit Ernſt und Eifer darauf bedacht waren, uns durch Tugend und gemeinnützige Wirkſamkeit der höhern Stelle würdig zu machen, die wir dort in den Reihen der Seligen und in einer höhern Weltordnung einnehmen ſollen.

Wäre unſer Erwachen in der Ewigkeit alſo auch noch ſo ungewiß, ſo würde ſchon die *bloße Möglichkeit deſſelben*, die wenigſtens kein vernünftiger Menſch beſtreiten und ableugnen wird, uns die heilige *Pflicht* auflegen, hier ſtets ſo zu leben und zu handeln, daß wir den Augenblick deſſelben nicht zu fürchten hätten, und daß wir mit Ruhe abwarten könnten, was Gott über uns beſchloſſen hat; denn *auch die bloße Möglichkeit iſt hier noch ein zu ernſter Gedanke*, als daß wir ihn leichtſinnig unberückſichtigt laſſen könnten. Das haben auch von jeher alle redlichen Zweifler erkannt und gethan; das müſſen auch wir erkennen und thun, wir mögen nun von einer Fortdauer nach dem Tode überzeugt ſeyn oder nicht. So können wir dann noch beſorgen, uns über dieſelben zu täuſchen; aber ſo dürfen wir dann nie beſorgen, die Möglichkeit derſelben einſt in ſchreckliche Gewißheit verwandelt zu ſehen. Während wir ſonſt, wenn unſere Seele ſich einſt in einer andern Welt wiederfindet und zum Bewußtſein ihrer ſelbſt erwacht, nur mit Schrecken und Reue ausrufen würden: „Alſo doch ein anderes Leben, alſo war es doch kein bloßer Traum, daß uns die Kraft des Höchſten einſt wiedererwecken würde zu einem neuen Daſeyn!“ werden wir die andere Welt dann nur mit Freude und Frohlocken begrüßen, und das Wonnegefühl des neuen Lebens, zu welchem wir erwachten, durch nichts geſtört und verbittert ſehen, als durch den Rückblick auf die Kleingläubigkeit, mit welcher wir hier noch immer an der Kraft des Höchſten und den Verheiſſungen des Chriſtenthums zweifelten. O darum können wir hier wohl ſagen: „*Selig ſind die da nicht ſehen, und doch glauben;*“ ſelig aber auch noch die da *nicht glauben*, aber doch *leben und handeln, als wenn ſie glaubten.* Amen.

Giſander ſ. S. L. Schnabel.

Nicolaus Dietrich Giſeke

hieß eigentlich *Köszeghi*, änderte aber dieſen Namen ganz um in den obenangeführten. Er ward am 2. April 1724 zu Günz in Niederungarn, wo ſein Vater als deutſcher lutheriſcher Prediger lebte, geboren. Da er denſelben bald nach ſeiner Geburt verlor, begab ſich ſeine Mutter mit ihm zu ihren Verwandten nach Hamburg. Er erhielt hier eine vortreffliche Erziehung, ſtudirte alsdann in Leipzig Theologie und lebte darauf mehrere Jahre als Hauslehrer in Hannover und Braunſchweig. 1753 wurde er Prediger zu Trautenſtein im Blankenburgiſchen und bereits das Jahr darauf Oberhofprediger in Quedlinburg. 1760 berief ihn der Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen zu ſich als Conſiſtorialaſſeſſor und Superintendent. Er ſtarb am 23. Februar 1765 in Sondershauſen.

Von ihm erſchien:

Das Glück der Liebe. Braunſchweig 1760.
Predigten. 2 Thle. (der 2. Thl. herausgegeben von J. A. Schlegel). Leipzig 1780.
Poetiſche Werke (herausgegeben von K. C. Gärtner). Braunſchweig 1767.

Einer der älteren deutſchen Dichter, erwarb ſich G. größeres Verdienſt durch die Mühe die er ſich gab, den guten Geſchmack zu befördern, als durch ſeine Poeſien, denen alle eigentliche Genialität abgeht, die ſich aber doch durch Wärme des Gefühls und Correctheit der Sprache und der Form höchſt vortheilhaft vor vielen gleichzeitigen Reimereien auszeichnen und das ihrige beitrugen, einer beſſeren und höheren Richtung die Bahn zu brechen.

Johann Chriſtian Hermann Gittermann

ward am 27. Juli 1768 zu Dimum in Oſtfriesland geboren, ſtudirte von 1786 bis 1788 Theologie in Halle, erhielt darauf das Amt eines Predigers im Jahre 1790 zu Weſterhofe, 1794 ein gleiches zu Neuſtadt Gödnes und 1807 die zweite Predigerſtelle zu Emden.

Er gab heraus:

Pallas. Jahresſchrift (mit J. G. Gerdes) Norden 1799—1802.
Die beſte Welt (von Mercier). Norden 1799.
Zwei romantiſche Erzählungen (mit Seume). Frankfurt 1802.
Romantiſche Erzählungen. Berlin 1803. N. A. 1816.
Gedichte. Münſter 1812.
Oſtfrieſiſches Taſchenbuch für 1813 — 1821; 1824. bis 26. O. O.
Religiöſe Gedichte. Leipzig 1819.
Hoſiannah. — Das Leben Jeſu in Geſängen. Hannover 1821.
Chriſtliche Lieder. Bremen 1833.
Jugendſchriften; einzelne Predigten u. ſ. w.

Tiefes Gefühl, echte herzerhebende Frömmigkeit und ein ſeltener Wohlklang verleihen den Poeſien dieſes vortrefflichen Mannes einen hohen Werth.

Religion.*)

Des Menſchen Herz umwogt ein Ocean
Abwechſelnder, verworrener Gefühle;
Ein leichter Preis dem überlegnen Spiele
Des Schickſals, ſchwankt ſtets unſers Lebens Kahn.

Im Arm des Glücks lacht Heuchelei und Wahn,
Und Sinnlichkeit mit tobendem Gewühle.
Strebt wohl die Welt zu irgend einem Ziele?
Hat Menſchenloos und Daſeyn einen Plan?

Religion! Du ebneſt jede Welle
Des Zweifels doch; vor deiner Sonnenhelle
Verſtummt der Wahn, erblaßt der kühnſte Spott.

Ob auch ein Anſchein uns die Welt verſtelle:
Durch die Vernunft entwickelt aus der Quelle
Des reinen Herzens ſich — der Glaub' an Gott.

Worte des Glaubens.

Es iſt ein Gott!
So ſtrahlt es hoch vom Sternenhimmel;
So rauſcht es durch das Weltgetümmel;
So ſteh'ts tief in des Menſchen Bruſt,
Und mahnet ihn in Schmerz und Luſt. —
Es iſt ein Gott!

Und Gott regiert
Das ganze, große Weltgetriebe
Mit Allmacht und mit Vaterliebe.
Ob Wechſel auch den Wechſel drängt,
Doch Alles an dem Einen hängt,
Der es regiert.

Der Menſch iſt frei!
Schwankt unſer Daſeyn auch und Wollen,
Wir wiſſen dennoch, was wir — ſollen;
Und überall ſtrahlt uns ein Licht,
Der nie verſchwundne Strahl der Pflicht. —
Der Menſch iſt frei!

Und ewig lebt
Die Seele! Mag der Leib verblühen!
Dort, wo die klaren Wolken ziehen,
Das Heer der ew'gen Sterne winkt, —
Dort iſt's, wo, wenn der Körper ſinkt,
Die Seele lebt.

Vereinigung mit Gott.

Empor mein Herz, zum höchſten aller Ziele,
Zu Gott, dem Quell der ſeligſten Gefühle!
Die Welt lacht Dir nur einen Augenblick;
Vereinigung mit Gott iſt wahres Glück.

Wie ſüß iſt es, o Gott, an dich zu denken;
In deinen Schooß ſich betend zu verſenken!
Fällt auch mit Macht auf mich der ſchwerſte Schmerz:
Ich klag' es dir, und leicht wird mir das Herz.

Das Glück der Welt, ihr ſüßeſtes Entzücken,
Nach dem mit Sucht ſelbſt ihre Weiſen blicken,
Vergleich ich es, o Gott! mit deiner Gunſt —
Was iſt es doch? Nichts als ein Nebeldunſt.

Getäuſcht vom Schein und äußerlichen Reizen,
Pflegt' ich nach dem Genuß der Welt zu geizen;
Ich rang nach Lob, ich ſuchte frohen Scherz;
Und nichts davon befriedigle mein Herz.

Mit dir jedoch in Licht und Luſt zu ſchweben,
Mit dir vereint, o Gott! — nur das iſt Leben.
Nur das erhebt die Bruſt mit Zuverſicht,
Wenn einſt das Herz im Kampf des Todes bricht.

Von dir getrennt, — was hilft im Weltgetümmel
Mir Armen, ach! was hilft mir Erd' und Himmel?
Mit dir vereint, verfliegt mir Raum und Zeit,
Und ſelig ruh' ich in Unendlichkeit.

Wenn im Gebet mein Herz zu dir ſich ſchwinget,
Und große Kraft mein Innerſtes durchdringet;
Wenn, Gott! dein Geiſt mich für dein Kind erklärt:
Was iſt mir dann das ganze Weltall werth? —

Ja, Gott iſt mein, und will mich ewig lieben!
Mein Name ſteht dort oben angeſchrieben;
Und legt der Tod mich einſt zur ew'gen Ruh,
Als Vater drückt mir Gott die Augen zu.

Erwach' ich dann zu einem neuen Leben,
So wird er in den Himmel mich erheben;
Und ewig ſchwimm' ich in der ſüßen Flut,
Wo rein und ganz das Seyn in Gott beruht.

An Gott.

Mit welchem Jubelton ſoll ich
Das Lob der höchſten Huld beginnen? —
Unendlicher! Du ſiehſt auch mich;
Du ſiehſt die leiſe Thräne rinnen,
Die aus dem Grunde meines Herzens dringt,
Das lobend dir ſich ſelbſt zum Opfer bringt.

Ich fühle mich in meinem Nichts;
Die Funken meiner Kraft verdunkeln
Sich vor dem Abglanz deines Lichts,
Worin die tauſend Sonnen funkeln,
Die meinem Blick die wundervolle Nacht
Enthüllt in dem Gewölbe deiner Macht.

Mein Herz erbebt wie dürres Laub
Vor deiner Allgewalt, und ſenket
Sich ſtillanbetend in den Staub,
Indem es deine Größe denket. —
Vor deinem Blick, o Gott, wo eil' ich hin?
Ich fühle, daß ich nichts, als Thorheit bin.

Zum Troſt indeß vernimmt mein Ohr
Von oben deine Vaterſtimme;
„Empor, o Menſch — zu Gott! Empor
Durch Finſterniß zum Licht! Erklimme
Das höchſte Glück! Dein Weg ſey noch ſo ſteil:
Dich leitet Gott, er leitet dich zum Heil."

O könnt' ich mit der reinen Glut
Der Engel deine Huld erheben:
Wie du, o Gott, ſo weiſ' und gut
Mich leiteteſt in meinem Leben!
Mit welchen Worten dank' ich Armer dir?
O Heiligſter! die Worte fehlen mir.

In ſtiller Andacht fühl' ich dich
In meinem Innern, trotz der Sünde.
Dein Geiſt umſchwebe mich, daß ich
Dich immer inniger empfinde!
Dies glühende Gefühl, o Gott! von dir,
Wie wonnevoll, wie ſelig iſt es mir!

In dir, o Vater, wohnet ſie,
In ihrer weſentlichen Klarheit.
In ihrer himmliſchen Magie
Und höchſten Kraft, — die reine Wahrheit.
Du haucheſt ſie dem Sinn des Menſchen ein;
Und alles Wahre, was er weiß, iſt dein.

O Quell des Lichts, aus dem auch mir
Der Wahrheit Strom entgegen quillet!
Du ſiehſt die Ehrfurcht, die vor dir,
O Gott, mein Innerſtes erfüllet!
Siehſt meinen heißen Durſt, um fromm und rein
Und wahr vor dir, dem Heiligſten, zu ſeyn.

Woher kommt in die nackte Bruſt
Des Erdenwurms dies hohe Sehnen?
Woher die ſchauerliche Luſt,
Woher die himmliſch ſüßen Thränen,
Die mit entzücktem Geiſt mein Auge weint,
Wenn mir in der Natur — dein Bild erſcheint?

---

*) Aus: J. C. H. Gittermanns Religiöſen Gedichten.

Von dir, o Gott! Du ließeſt mich
In Liebe gegen Dich entbrennen;
Dein Licht erleuchtet mich, um dich
In deinem Glanze zu erkennen;
Ein Tempel wird durch dich mir die Natur,
Und ich erſchau' im All den Einen nur.

Dein Weſen freilich haſt du mir,
Dem armen Sterblichen, verhüllet;
Doch dies verwehrt mir nicht, daß dir
Mein ganzes Herz entgegen ſchwillet. —
Daß nicht der Glanz in deinem Weſen mich
Vernichtete, umſchleierteſt du dich,

Doch fühl' ich dich in jedem Sturm,
In jedem ſanften Regenſchauer.
Das ſtarke Roß, der ſchwache Wurm
Erinnert mich an den Erbauer,
Nach deſſen Plan, durch deſſen Allmachtshand
Das große Werk des Weltſyſtems entſtand.

Wer ſonſt bewirkt, wer ſonſt erhält
Den Umſchwung der geheimen Räder
Des Lebens dieſer großen Welt?
Wer ſonſt, als Gott, — die erſte Feder,
Durch deren Kraft die ganze Schöpfung lebt,
Und alles iſt, und alles wirkt und webt?

Wer bin ich Armer gegen Ihn,
Durch den die Millionen Flammen,
Die an des Himmels Wölbung glüh'n,
Auf Einen Wink ins Daſeyn ſchwammen!
Ein Tropfen ich, der an dem Eimer klebt,
Vor dem, in deſſen Hand das Weltall ſchwebt.

Dennoch iſt dieſer Tropfen auch,
Gleich jenen ungeheuren Sonnen,
Durch des Erſchaffers Allmachtshauch
Aus ſeiner Urkraft Quell geronnen. —
Auf meinem Angeſichte ſteht die Spur
Von deiner Hand, o Vater der Natur!

Den Menſchen haſt du zu der Zier
Des ganzen Erdballs auserleſen.
Dem Menſchen gabſt du Wißbegier
Und Liebeskraft vor allen Weſen
Im Erdenthal. Ein reiner Theil von dir,
Mein Schöpfer, denkt und fühlt und wirkt in mir

Der Tropfen, der vom Himmel quoll,
Soll ewig nicht am Staube kleben;
Der hohe Himmelsfunken ſoll
Zurück zu ſeinem Urlicht ſchweben;
Soll einſt, verjüngt, vom Staub der Erde rein,
In Ewigkeit mit Gott vereinigt ſeyn.

In Lieb' und Glauben hab' ich dich
Geſucht, o Gott, und dich gefunden!
In ſüßer Wonne fühl ich mich
In Ewigkeit mit dir verbunden;
Des Lebens Laſt, der Tod ſogar iſt mir
Ein leeres Wort, — ich leb' und ſterbe dir!

Glanzow. ſ. Puſtkuchen.

Adolph Glasbrenner

ward am 17. März 1816 zu Berlin geboren, entwickelte ſchon früh ſehr glückliche Fähigkeiten und wandte ſich mit beſonderer Vorliebe poetiſchen Beſchäftigungen zu. — Familienverhältniſſe zwangen ihn jedoch, ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften zu entſagen und ſich dem Kaufmannsſtande zu widmen. Nachdem er ſechs volle Jahre dieſem Beruf gewidmet, riß er ſich endlich los und lebt ſeit dieſer Zeit als Privatmann, ſich ganz der Ausbildung und Pflege ſeines Talentes widmend. Eine von ihm geſtiftete Zeitſchrift, „Don Quixote,“ welche ſich namentlich in ſeiner Vaterſtadt großer Theilnahme erfreute, mußte auf höheren Befehl wieder aufhören.

Seine übrigen Schriften ſind:

Berlin wie es iſt und trinkt Berlin und Leipzig 1832 — 1837, 12 Hefte, welche dreißig Auflagen erlebten.
Leben und Treiben der feinen Welt. Leipzig 1833.
Aus den Papieren eines Hingerichteten. Leipzig 1835.
Novellen Almanach. Leipzig 1835.
Bilder und Träume aus Wien. 2 Thle. Lpz. 1836.
Mehrere bis jetzt ungedruckte Luſt- und Schauſpiele.
Erzählungen und Gedichte in Journalen u. ſ. w.

Ein äußerſt glückliches humoriſtiſches Talent, das, mit der Gabe ausgerüſtet, das Leben von der heiterſten Seite aufzufaſſen und die komiſchen Eigenheiten deſſelben mit eben ſo viel Biegſamkeit als Witz zu reproduciren, nicht ſo geſchätzt wird, wie es daſſelbe im reichen Maaße verdient, weil es zuerſt einem Genre der niedrig-komiſchen Literatur die Bahn brach, das von ungeſchickten und geiſtloſen Nachahmern nur zu bald in die Gemeinheit hinab gezerrt wurde. — Glasbrenners Muſe iſt allerdings oft muthwillig, aber man kann ihr eben ſo wenig groß Gewandtheit und inniges Gefühl, als dem Dichter ſelbſt einen lebhaften Eifer für das Edle und Schöne abſprechen. Sein Spott wird nie bösartig, ſein Scherz nie gemein, und in guten Momenten weiß er ſich zu einer Höhe des Humors und der Empfindung aufzuſchwingen, welche in ſeinen reiferen Jahren, bei einem glücklichen Geſchick, noch ſehr Gelungenes von ihm hoffen laſſen.

Der See.

Fiſcherknabe ſteht alleine
An dem dunklen See,
Klagt dem bleichen Mondenſcheine
Seines Herzens Weh —
Und die ſtillen Trauerweiden
Ringsum werden wach,
Regen ſich bei ſeinen Leiden
Und verſtehn ſein Ach!

Und er fleht mit herben Thränen
An dem Hügel hier:
Stille, Gott, mein heißes Sehnen,
Führe mich zu ihr! —
Und die Zeugen ſeiner Leiden
Neigen ſich herab,
Dieſe ſtillen Trauerweiden
Stehn um Liebchens Grab.

Löſche meines Herzens Gluthen,
Lind're Du mein Weh!
Sprichts, und ſtürzt ſich in die Fluthen,
In den dunklen See.
Und die kalten Wogen fühlen, —
Reißen ihn hinab,
Heben todt ihn auf und ſpühlen
Ihn auf Liebchens Grab. —

Das Poſthorn.

Das Poſthorn ſchmettert, die Peitſche knallt,
Mir wird ſo weh um's Herz!
Sie fahren dahin, der Ton verhallt,
Verhalle nun auch, mein Schmerz!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Wirſt du ſie Alle wiederſehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Ich möchte wohl einſt ſo begraben ſein
Vom blaſenden Poſtillon!
Nach jenem Lande ſo ſtill und klein —
Sehn' ich mich lange ſchon!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich ſie Alle wiederſehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Der deutſche Dichter am Hofe.

Er ſteht ſo ganz verlaſſen da,
Und Niemand ſieht ihn an;
Von allen dieſen großen Herrn,
Der einz'ge große Mann.

Ihr bückt euch rechts und bückt euch links
Vor dem, der hochgezeugt:
So beugt euch lieber doch vor dem,
Der nimmer ſich gebeugt!

Ihr drängt euch voller Schmeichelei
An Kön'ge dieſer Welt:
So drängt euch doch um jenen Mann,
Den Gott ſo hoch geſtellt!

Meint ihr, daß er nicht mächtig ſei,
So trügt euch nur der Schein:
Des Dichters Reich iſt Gottes Reich,
Die ganze Welt iſt ſein!

Und achtet ihr ihn ſo gering,
Weil ihn kein Orden ſchmückt?
Weil dorten ſeine Bruſt ſo kahl,
Wohin ihr ewig blickt?

Schaut ihm nur tief in's Herz hinein,
Ihr großen, blanken Herrn:
Da hat er manches ſchwarze Kreuz
Und manchen gold'nen Stern.

Liebe.

Sie ſaß an ſeinem Hügel,
Und weinte bitterlich;
Die bunten Blumen, wie zum Troſt,
Bewegten leiſe ſich;
Tief in der Zweige Dunkel,
Da ſang die Nachtigall,
Und Heil und ſüßer Friede
Lag auf dem weiten All.

Da kam mit langſam'n Schritten
Ein ſehr gelehrter Mann,
Der ſah das tiefbetrübte Kind
Mit ernſter Miene an,
Und ſprach: „Was fehlt Dir, Dirne,
Daß Du ſo bitter weinſt,
Und Gottes ſchönen Frühling
Zu überſehen ſcheinſt?“

„Was frommt mir doch der Frühling!“
Sprach ſie und weinte zu:
„Nicht ſingt mir meinen heißen Schmerz
Die Nachtigall in Ruh'!
Hier unten liegt mein Liebſter,
Wo meine Thräne fällt;
Den hab' ich doch geliebet
Ueb'r Alles in der Welt!“

„So weine fort, die Thräne,“
Sprach dumpf der weiſe Mann,
„Iſt aus der Lethe Strom geſchöpft,
Daß man vergeſſen kann.“ —
„Kann dies die Thräne?“ fragte ſie,
„Vergeſſen? Ihn? Den Freund?“
Drauf trocknet ſie ihr Auge ſchnell,
Und hat nie mehr geweint.

Mikrokosmus.

Was buhlet und ſchaffet in dieſer Welt,
Lockt neue Keime und Triebe?
Das Gottesblut durch das ganze All,
Gott ſelber, es iſt die Liebe!

Drum drück' ich den Menſchen an meine Bruſt,
Den ich finde im bunten Gewimmel:
Ich hab ſo unendlich viel Liebesluſt,
Als wär' ich die Sonne am Himmel!

Du aber, Du ſüßes Mädchen mein,
Du, die ich nimmer verlaſſe,
Du ſollſt meine blühende Erde ſein,
Die ich voll Liebe umfaſſe!

Fröhlichkeit.

Im Winter bin ich deshalb froh,
Weil noch die Mädchen blühen;
Im Herbſte bin ich deshalb froh,
Weil dann die Trauben glühen;
Im Sommer, weil man wandern kann;
Im Frühling, weil es Frühling dann!
Und wär' noch eine Jahreszeit,
Ich fände Grund zur Fröhlichkeit!

Menſchliches.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin ein eitler Mann!
Ich ziehe mir am liebſten
Den liebſten Menſchen an;
Ich wälz' mich nicht im Schmutze,
Und aufrecht iſt mein Gang;
An meiner Seele putze
Ich ſchon viel Jahre lang.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin ſehr arrogant!
Ich weiß, ich hab' ein Herze
Und ziemlich viel Verſtand;
Wenn Gutes mir gelungen,
So nenn' ich's immer gut,
Und wenn ich Unrecht ſehe,
Kocht mir ſogleich das Blut.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ihr ſeid gewaltig dumm!
Ihr nehmt die meiſten Dinge
Im Leben ſchief und krumm!
Mit neid'ſchen Wenn's und Aber's
Kratzt ihr Jahr aus, Jahr ein,
Die vollſte, ſtärk'ſte Seele,
Der euren gleich, ſo klein!

Betrogene Liebe.

Es flog ein ſchöner Schmetterling
Auf eine ſchöne Roſe,
Und flüſterte manch ſüßes Wort
Mit ſchmeichelndem Gekoſe.

Die Roſe athmet Frühlingsluſt
Im warmen Strahl der Sonne,
Sie herzt und küßt den Schmetterling
Und duftet Lieb' und Wonne.

Der Schmetterling flog weiter fort,
Auf Tulpen und auf Nelken,
Die Roſe ſah ihm zitternd nach
Und ließ die Blätter welken.

Friedrich Gleich

ward am 24. November 1782 zu Vogelsdorf, in Schleſien, geboren, war längere Zeit Schauſpieldirector in Erfurt, privatiſirte darauf in Leipzig und zog dann nach Altenburg, wo er noch als Dr. phil., Verlagsbuchhändler und Herausgeber der Zeitſchrift „Der Eremit" lebt.

Seine Schriften ſind:

Paramythien. Leipzig 1815.
Jacob Reinhard. Leipzig 1816. 2 Thle.
Die Geſchwiſter. Leipzig 1816.
Sehnſucht und Liebe. Leipzig 1816.
Der Zauberbrunnen. Leipzig 1816.
Anemonen. Leipzig 1817.
Guſtav und Ida-Achmet. Leipzig 1817.
Neue Erzählungen. Leipzig 1818.
Nordlandsblumen. Leipzig 1818.
Das Leben Guido's. Frankfurt 1819. 2 Thle.
Aſtern. Leipzig 1820.
Fürſt Rudgar und die Seinen. Leipzig 1820.
Der Eheteufel auf Reiſen. Leipzig 1821.
Leberechts Abentheuer. Leipzig 1821.
Die Verſchwörung in Buchheim u. ſ. w. Leipz. 1821.
Maria Normont. Leipzig 1821.
Pater Klemens. Frankfurt 1826.
Romane und Erzählungen. 5 Thle. Leipzig 1830.
Viele Ueberſetzungen, namentlich aus dem Franzöſiſchen u. ſ. w.

Außerdem gab er noch heraus:

Allgemeine deutſche Zeitung. Erfurt 1816 — 1818.
Zeitblüthen. 1814—1817. Breslau, Leipzig und Berlin.
Der Eremit. Leipzig 1829 — 37 und ferner.

Ein talentvoller Erzähler, welcher große Gewandtheit ſowohl in der Behandlung ſeiner, größtentheils dem täglichen Leben entlehnten Stoffe, als auch in den von ihm aus fremden Sprachen übertragenen Werken, beurkundet hat. — In der neueſten Zeit hat er ſich faſt ganz auf die Herausgabe ſeines Journals „Der Eremit" beſchränkt, und hier gemäßigte liberale Anſichten mit Beſonnenheit, Anſtand und Würde aufzuſtellen und auszuführen geſtrebt.

Johann Aloys Gleich

ward am 14. September 1772 in Wien geboren, war früher Beamter der K. K. Niederöſtreichiſchen Regierungsbuchhalterei und wurde dann Theaterdichter bei der Joſephſtädter Bühne daſelbſt. — Als Schriftſteller nannte er ſich auch della Roſa und Anton Blum.

Seine Schriften ſind theils anonym, theils pſeudonym, theils mit ſeinem wirklichen Namen folgende:

Romane.

Appel von Vitzthum.
Arbiger der graue Wanderer.
Biandetto.
Ad. Blum.
Dellaroſa.
Edwin und Blanka.
Die Familie von Eichwalde.
Eliſe von Eiſenthurn.
Emmerich von Wolfsthal.
Die Familie aus Peterswaldau.
Feinſteins Fall.
Die Findlinge.
Die edeln Flüchtlinge.
Idealiſche Gemälde.
Gelanor's Geiſt.
Gideon, der bedrängte Wanderer.
Guadrino's Schatten.
Die 300jährige Händlerin.
Harald oder der Kronenkrieg.
Jetta die ſchöne Zigeunerin.
Juliette von Luneville.
Kiſchtasy und Isyhendier.
Mangolf von Rothenburg.
Erdmann Mühlenberg.
Mutter Irmentraut.
Drei Nächte außer dem Brautbette.
Graf Odomar.
Peter Schwalbe.
Das Räubermädchen von Baden.
Rinold, der Maler.
Der ſchwarze Ritter.
Runaldo.
Scenen aus dem menſchlichen Leben.
Die beiden Spemer.
Die Brüder von Stauffenburg.
Ottfried von Tannenberg.
Die Todtenfackel.
Udo, der Stählerne.
Die Unbekannten im Tannenhain.
Der Graf von Varrennes.
Waldraf, der Wandler.
Wallrab von Schreckhorn.
Ritter Ubert's Wanderungen.
Lord John Watwort.
Wendelin von Höllenſtein.
Werno der Kühne.
Edmund Weſterhold.
Winſened oder der Zwerg.
Wippo von Königsſtein.
Der warnende Zaubergürtel.
Die Zwillinge von Wolfsberg.

Sämmtlich zu Wien erſchienen während der Jahre 1796 — 1830.

Schau- und Luſtſpiele u. ſ. w.

Komiſche Theaterſtücke. 1 Bd. Brünn 1820.
Aragis von Benevent. Wien 1806.
Der Eheteufel auf Reiſen. Brünn 1824.
Es iſt Friede. Wien 1806.
Eppo von Gailingen. Wien 1806.
Die Fürſten der Longobarden. Wien 1808.
Geda. Wien 1807.
Die vier Heymonskinder. Wien 1809.
Hildegunde und Siegebertsky. Wien 1806.
Inde und Yoriko. Wien 1807.
Die eiſerne Jungfrau. Wien 1806.

- Kunz von Kaufungen. Wien 1808.
- Die bezauberte Leyer. Wien 1809.
- Lohn der Nachwelt. Wien o. J.
- Die Löwenritter. Wien 1807.
- Der brave Mann. Wien 1806.
- Die beiden Marillo. Wien 1808.
- Die Muſikanten am hohen Markt. — Adam Kratzerl von Kratzerfeld. Zwei Poſſen. Wien 1806.
- Der rothe Thurm in Wien. Wien 1806.
- Die Vermählungsfeier Alberts von Oeſtreich. Wien o. J.
- Albert der Bär. Wien 1806.
- Der Hungerthurm. Wien 1806.
- Die kleinen Milchſchweſtern. Wien 1806.
- Der Mohr von Semegonda. Wien 1805.

Es möchte ſchwer werden zu entſcheiden, ob dieſes Verfaſſers Fruchtbarkeit, oder die Mittelmäßigkeit ſeiner Leiſtungen größer ſei, jedenfalls war das Publicum, das er dabei im Auge hatte, ein ſehr untergeordnetes.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim

ward am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halle geboren, erhielt ſeine gelehrte Vorbildung auf der Stadtſchule zu Wernigerode und bezog dann die Univerſität Halle, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren. Hier verband er ſich mit Götz und Uz, mit denen er ſich gemeinſchaftlich für die deutſche Poeſie auszubilden ſuchte; eine Folge dieſer Beſtrebungen waren ſeine mehrere Jahre nachher im Druck erſchienenen ſcherzhaften Lieder. Im Jahre 1740 verließ er Halle und ward zu Potsdam Hauslehrer bei einem Obriſten der preußiſchen Garde, entſagte jedoch bald wieder dieſem Berufe und trat als Secretair in die Dienſte des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt. Nach dem Tode dieſes Fürſten kam er in gleicher Eigenſchaft zu Leopold von Deſſau, forderte aber, als er Zeuge der faſt an Unmenſchlichkeit ſtreifenden Härte dieſes ausgezeichneten Feldherrn hatte ſein müſſen, ſeine Entlaſſung (1746) und ging auf einige Zeit nach Berlin. Im Jahre 1747 wurde er Domſecretair zu Halberſtadt, ein Amt, das er volle fünfzig Jahre bekleidete und mit welchem er ſpäter ein Canonicat des Stiftes Walbeck verband. — In angenehmen Verhältniſſen verbrachte er, befreundet mit faſt allen deutſchen Dichtern und eifrig bemüht, jedes neu ſich entwickelnde Talent zu fördern und nach beſten Kräften zu unterſtützen, ein ſorgenfreies und behagliches Leben, deſſen gleichförmige Heiterkeit erſt gegen das Ende durch allmählig eingetretene Blindheit zerſtört wurde. Er ſtarb am 18. Februar 1803.

Seine Schriften ſind:

- Verſuch in ſcherzhaften Liedern. Berl. 1744—1747.
- Fabeln. Berlin 1756. u. ö.
- Romanzen. Berlin 1756 u. ö.
- Preußiſche Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Berlin 1758. N. A. Halberſtadt 1778.
- Preußiſche Kriegslieder im März und April 1778. Leipzig 1778.
- Preußiſche Kriegslieder im Mai, Juni und Juli 1778. Halberſtadt.
- Preußiſche Soldatenlieder in den Jahren 1788 — 1790. Halberſtadt.
- Zeitgedichte. Leipzig 1793.
- Lieder nach Anakreon. Berlin 1766.
- Gedichte nach den Minneſingern. Berlin 1773.
- Epiſteln. Leipzig 1783.
- Der blöde Schäfer. Luſtſpiel. Berlin 1745 u. ö.
- Philotas. Trauerſpiel. Berlin 1760.
- Der Apfeldieb. Dramat. Singgedicht. Berlin 1770.
- Halladat, oder das rothe Buch. Hamburg 1775. N. A. Neuſtadt 1812.
- Viele einzelne Sammlungen kleiner Gedichte, einzelne Gedichte u. ſ. w. enthalten in:
- Sämmtliche Werke von J. W. L. Gleim. — Erſte Originalausgabe aus des Dichters Handſchriften durch Wilhelm Körte. Halberſtadt 1811 — 1813. 7 Bde.
- Briefe deutſcher Gelehrten aus Gleims literariſchem Nachlaſſe, herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich 1804 — 1806. 3 Bde.

Gleims poetiſche Leiſtungen wurden früher über ihr Verdienſt geprieſen und ſind dagegen in der neuſten Zeit häufig zu ſehr herabgeſetzt worden. Wenn redlicher Wille und reiner lebendiger Eifer allein Anſpruch auf den Namen eines Dichters geben könnten, ſo verdiente er unbedingt als einer der Erſten aufgeführt zu werden, denn nicht leicht hat bei irgend einem Volke ein Privatmann mit allen ſeinen Kräften die Poeſie zu befördern geſucht, nicht leicht mit der zarteſten und herzlichſten Uneigennützigkeit junge werdende Talente zu unterſtützen und zu begünſtigen geſtrebt, wie er es gethan. Der Name Vater Gleim, den ihm die jüngern deutſchen Dichter unter ſeinen Zeitgenoſſen in dankbarer Anerkennung gaben, iſt ſein ſchönſter Titel und die uns hinterbliebenen Briefe dieſes wackeren deutſchen Mannes liefern die herrlichſten Beweiſe von ſeiner Güte und freundlichen Bereitwilligkeit, wenn uns Spätere auch gleich der nur zu oft zu einer ſüßlichen Sentimentalität ſich hinneigende Ton derſelben, obwohl er damals an der Tagesordnung war, befremdet.

Durch ſeine innige Theilnahme an allem Schönen und ſeinen unabläſſigen Eifer, es zu befördern und zu verbreiten, iſt Gleim unſerer Literatur von unberechenbarem Nutzen geweſen, denn er trug viel dazu bei, ihr alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, damit ſie ihre Flügel deſto freier entfalten könne. — Weniger hat er durch ſeine eigenen Dichtungen dafür gethan; auch vermochten dieſe nicht, ihm den früher erworbenen Ruf, zu dem die Zeitumſtände ſehr viel, ja das Meiſte beigetragen, zu bewahren und zu erhalten. Streng genommen, beſitzt er nur ein hübſches, gefälliges Talent für die Form, das daher in einer Periode, wo dieſe weit mehr Schwierigkeiten darbot, lebhafter anerkannt werden mußte, als es jetzt der Fall ſein würde. Es fehlt ihm dagegen an Originalität, Tiefe und Phantaſie und nur in einer Gattung, in welcher ſein reiches und volles Herz, glühend von Patriotismus, die Stelle derſelben vertrat, in den „Liedern eines Grenadiers" nämlich war es ihm vergönnt, ſich auf eine Höhe zu ſchwingen, wie er ſie früher nie erreicht hatte, ſpäter nie wieder erreichte. Dieſe Lieder werden, als der reine Abdruck eines für einen großen Gegenſtand entflammten redlichen Gemüthes, daher auch immer ihren Werth behalten. Unbedeutend ſind dagegen faſt alle ſeine übrigen kleineren und größeren Gedichte und ſelbſt ſein Halladat überſchreitet die Schranken oberflächlicher Gewöhnlichkeit nicht, und bietet dem Leſer weder neue Gedanken noch eine kühne und überraſchende Darſtellung. — Glücklicher iſt er in einigen Fabeln, zu deren Behandlung ſeine geringen Kräfte und ſein gebildeter Verſtand ausreichen; ſeine anakreontiſchen Lieder u. ſ. w. ſind, obwohl ſie ſich einſt einer freundlichen und günſtigen Aufnahme aus den oben angegebenen Gründen erfreuten, weiter nichts als geringfügige Kleinigkeiten, niedliche Spielereien, oder alltägliches, in eine poetiſche Form gehülltes

Raiſonnement, das, ſeiner Einkleidung beraubt, weiter nichts gewähren würde, als zwar gutgemeinte aber nüchterne und proſaiſche Gedanken.

Lieder des Preußiſchen Grenadiers*).

Am Geburtstage des Königs, 1778.

Der König lebe! denn er iſt
Der bravſte Mann im Reich!
An Kriegesmuth und Kriegesliſt
Den alten Helden gleich!

Der König lebe! denn er heißt:
Der Eine große Mann,
Dem jeder ſeinen Heldengeiſt
Im Auge ſehen kann!

Der König lebe! denn er war,
Wie noch kein and'rer Held,
In Thaten hehr und wunderbar,
Zum Staunen aller Welt!

Der König lebe! denn er geht
Auf ſeiner Heldenbahn
Mit ſo beſcheid'ner Majeſtät,
Als hätt' er nichts gethan!

Der König lebe! denn er iſt
Der erſte Patriot,
Der keine Vaterpflicht vergißt
In Kriegs- und Hungersnoth!

Er lebe, hochgefeiert, hoch!
Die längſte Lebensfriſt,
Bis Seines gleichen einmal noch
Auf Erden wieder iſt!

Zur letzten Geburts-Feier des Königs.

Am 24. Jan. 1786.

Mit Pauken- und Trompetenton
Erſchall's in alle Welt:
Ein Weiſer ſtieg er auf den Thron,
Mein Friederich, mein Held!

War nur Monarch, war nicht Deſpot,
Macht ging ihm nie vor Recht;
War, unſer erſter Patriot,
Des Vaterlandes Knecht!

Knecht immer mehr, als alle wir,
In Arbeit Tag und Nacht;
Bei der hab' ich, der Grenadier,
Ihn hundertmal bewacht!

Und, was nicht zu vergeſſen iſt,
Er liebte Tugend ſehr;
War wenig nur in Worten Chriſt,
In Thaten deſto mehr!

Hingehend ſeinen feſten Gang
Auf ſeiner Sonnenbahn,
Hat er in Schickſals Sturm und Drang
Unglaubliches gethan!

Der Freuden hatt' er wenig hier,
War ſelten ſeiner froh;
Schlief oft, das weiß ſein Grenadier,
Im Feld' auf Stein und Stroh!

Der du den hohen Himmel wölbſt,
Du wirſt ihn dort erfreu'n;
Er ließ uns alle Freiheit, ſelbſt
Die Freiheit — dumm zu ſeyn!

Bei Friedrich's Todes-Feier.

Am 17. Auguſt 1786.

An Johannes Müller.

Ihn ſingen, Ihn, wie ſeine Schlachten?
Das kann ich nicht! — Der Grenadier
Sah neben ſeinem Feldpanier
Den Schlachtenmann, konnt' ihn betrachten,
Sang, ein Soldat, in Worten ohne Zier
Die Thaten, die unſterblich machten;
Sang, brauchte keinen Geiſt und keiner Worte Klang,
Die Thaten machten den Geſang!

Ihn ſelber muß ein Gottgerührter ſingen,
Der mehr den König als den Held,
Den Landesvater mehr, als nur den Herrn der Welt
Zu ſingen weiß: von wunderbaren Dingen
Nicht wunderbar, erhaben, ſchön und leicht!
Ein Sänger, welcher keinem
Von unſern Sängern weicht:
Ein Klopſtock, ein Homer, ein Fenelon in Einem!

An unſre Dichter.

Singt Ihn, den Einzigen!
Den Unerſetzlichſten!
Den Nichtgeſtorbenen!
Den Ewiglebenden!
Um welchen bang' uns ward, und bang' und immer bänger.

Singt Ihn, ihr Edelſten der Sänger,
Daß Er, wie in den Seinigen,
In Euren Liedern lebt
So lang' ein Leben lebet! Hebt
Euch hoch auf eures Geiſtes Schwingen! —
Ich kann nicht ſingen!

Marſchlieder.

1.

Wach' auf, mein Herz, und ſinge
Dem Schöpfer aller Dinge;
Dem Geber aller Gaben,
Die wir Erſchaffnen haben!

Ihm danken wir die Stärke
Zu jedem guten Werke,
Die guten Herzensgaben,
Und alles, was wir haben!

Aus ſeines Herzens Fülle,
Kommt uns der gute Wille,
Das Gute zu vollbringen,
Das Böſe zu bezwingen!

Wenn wir mit uns in Kriegen
Uns ſelber nicht beſiegen,
Dann wird's uns nicht gelingen,
Den andern Feind zu zwingen!

Darum, o Herr! verleihe,
Daß ich mit aller Treue
Das Gute gern vollbringe,
Das Böſe gern bezwinge!

Dem lieben Vaterlande
Mach' ich dann keine Schande,
Für Vaterland und König
Thu' ich dann nicht zu wenig!

Dann ſchlag' ich ſeine Feinde,
Dann ſingen meine Freunde,
Gar lieblich anzuhören,
Ein Loblied mir zu Ehren!

---

*) Aus Gleims ſämmtlichen Schriften.

Stolz ſoll's in mich nicht bringen,
Sie mögen's immer ſingen!
Nach Ehr' und Ruhm zu geizen,
Soll's nur noch ſtärker reizen!

2.

Leb wohl, du braves, gutes Weib!
Weil's doch nicht anders iſt
Als Gott es haben will, und bleib
Was du geweſen biſt:

Mein Auge, meine rechte Hand,
Mein Troſt in aller Noth!
Ich denk' an dich, ans Vaterland,
Und denk' an keinen Tod!

Ich denk' an dich auf jedem Schritt,
O du mein Hab' und Gut!
Ich nehme dich im Herzen mit,
Und habe guten Muth!

Zurück bring' ich, von Liebe voll,
Ruhm und geſunden Leib!
Das iſt mein Abſchied! — Lebe wohl,
Du braves, gutes Weib!

3.

Am Abend des Ausmarſches.

Zum letztenmale küſſ' ich dich,
Mein liebes Kind! und du
Zum letzenmale küſſe mich,
Und thu' die Aeuglein zu!

Wenn Jedermann, was ihm gehört,
Erſt wieder hat mit Recht!
Und wenn der Friede wiederkehrt
Ins menſchliche Geſchlecht;

Wenn böſe Feinde nicht mehr ſind
Um Vaterland und mich,
Dann komm' ich wieder, liebes Kind,
Und herz' und küſſe dich!

Und pflege dein und ſehe dir
Im Blick den Vater an,
Und deine Mutter hat an mir
Den bravſten Kriegesmann!

4.

Gott, unſer Gott, bewohnt kein Haus
Und ſitzt auf keinem Thron,
Er geht nicht ein und geht nicht aus,
Wie ſein Geſchöpf von Thon!

Er iſt, das iſt genug! und wir
Sind alle, weil Er iſt,
Der König und der Grenadier,
Der Türke, wie der Chriſt!

Der aber iſt ihm angenehm,
Der jeden Feind beſiegt,
In ſich und außer ſich, und dem
Sein Freund am Herzen liegt!

Darum iſt der ein großer Held,
Der alles Böſe flieht,
Und alles Gute, wie ſein Zelt,
Um ſeine Seele zieht;

Und ſorgt, daß Sturm der Leidenſchaft
Ihr nimmer ſchädlich ſei!
Dazu ſteh' uns, o Gott! mit Kraft
Von deinen Kräften bei!

5.

Ich ſinge Wahrheit, keinen Wahn:
Die Hölle hat ſich aufgethan,
Die Zwietracht iſt herausgeflogen,
Der Himmel hat ſich ſchwarz bezogen!

Die Zwietracht fliegt von Thron zu Thron,
Man greift zu Mordgewehren ſchon,
Ich ſehe ſchon die wilden Horden,
Der Bruder wird den Bruder morden!

O Vater, Vater, ſieh darein!
Dein iſt die Hülfe, Vater, dein!
Ein Wort, ſo ſtürzt ſich mit Gebelle
Das Weib zurück in ihre Hölle!

So klärt die Himmelsburg ſich auf,
Kein Kriegeshelden=Lebenslauf
Wird aufgeſucht und ſchön beſchrieben,
Weil ſich die Menſchen wieder lieben!

Sieh, ew'ger Vater! doch darein!
Dein iſt die Hülfe, Vater, dein!
Dein ſind die Mittel, ſind die Wege,
Dein iſt des edlen Friedens Pflege!

O Vater, ſieh, o ſieh darein!
Laß uns die Friedensſtifter ſeyn!
Das beſte Loos werd' uns beſchieden,
Denn ſieh, wir wollen nichts als
Frieden!

Soldatenlieder.

Das Lied vom braven Manne.

Der brave Mann iſt braver Mann
In allem, was er thut,
Thut all' das Gute, das er kann,
Mit immer gutem Muth!

Geht nicht auf böſem Wege, geht
Gerade ſeinen Gang;
Und ſingt, wenn er am Ende ſteht,
Dem Himmel Lobgeſang!

Und hängt an ſeinem Gott und Herrn,
So lang' er athmen kann!
Darum, wer wäre wohl nicht gern
Ein rechter braver Mann?

Das Lied von Sorgen.

Auf! Laßt uns ſingen! — Singen wir,
So fliehn die Sorgen, ſo
Wird Grenadier und Officier
Des Erdenlebens froh!

Geſang, du ſtehſt ja vor der Thür
Seit geſtern Abend ſchon;
Herein zu deinem Grenadier,
Und bring ihn in den Ton!

Wen ſingen wir? Den beſten Mann,
Den Sonn und Mond beſcheint,
Den tapferſten hernach, und dann
Zuletzt den beſten Freund!

Klingt alle, liebe Gläſer, klingt!
Die dreye ſegne Gott!
Und wer's nicht trinkt, nicht mit uns ſingt,
Der iſt . . . ein Hottentott!

Das Lied vom Tode für's Vaterland.

Wir müſſen alle fort von hier
An einen andern Ort;
Der Tod der klopft an jede Thür,
Wir müſſen alle fort!

Da hilft kein Bitten und kein Flehn,
Kein Alter und kein Stand;
Das Beſt' iſt, daß wir willig gehn
An unſers Führers Hand!

Der ſtirbt am Fieber, der an Gicht,
An Schwindſucht der und der!
„Willkommen Tod!“ ſagt keiner nicht;
Iſt doch nichts kläglicher!

Sterbt alle, Menſchen! iſt Gebot,
In aller Welt bekannt!
Ich wüßte keinen ſchönern Tod,
Als den für's Vaterland!

Das Lied vom Zweikampf.

Laß, Bruder, ab, von dem Entſchluß,
Im Herzen ſchon gefaßt;
Dem gibt kein Engel einen Kuß,
Der einen Menſchen haßt!

Laß ab, und ſchlag' in Bruderhand!
Topp! wir ſind Freunde, wir! —
Geh, ſchlage dich für's Vaterland,
Du braver Grenadier!

Abſchied des alten Grenadiers. 1796.

Ich bin der alte Grenadier,
Der Kriegeslieder ſang,
Nun aber einſam, ſitz' ich hier
Im Hüttchen und bin krank!

Ich hör': in aller Welt iſt Krieg,
Die Völker ſchlachten ſich;
Gott gibt den Ungerechten Sieg,
Ihr „Ach und Weh!“ hör' ich,

Und ſinge keine, denke die
Geſung'nen und die Zeit
Der achtzig Jahre, nenne ſie
Theil meiner Ewigkeit.

Im Selbſtgeſpräche frag' ich ſtill:
Was wird ſie ſeyn nach mir? —
„Was der im Himmel haben will,
„Das wird ſie ſeyn nach dir!

Die alten Freunde ſind nicht mehr,
Die jungen ſind nicht alt;
Ach, und von unſerm Kriegesheer
Sterb' ich, der Letzte, bald!

Geſtorben, hör' ich nichts von Blut,
Gefloſſen in den Rhein!
Geſtorben, nichts von Uebermuth,
In Gottes Sonnenſchein!

Folgt ſtolzer Menſchen Hohn und Spott,
Mir nach ins kühle Grab,
Es ſchadet nichts! ich bin bei Gott,
Und ſeh' auf ſie herab!

In jenem Leben ſind wir gleich,
Die Stolzen ſchämen ſich. —
Seht ihr ein Wölkchen über Euch?
Hochmüthler, das bin ich!

Sinngedichte.

An Aglaja.

Du lachſt? o lache nicht, Aglaja! laute Freuden
Verſtellen dein Geſicht!
Wie ſchön iſt Niobe! ſieh nur ihr ſtilles Leiden:
Sie leidet, aber weinet nicht.

Der Vater an die nicht ſchöne Tochter.

Du magſt dich nicht, mein gutes Kind, betrüben,
Wenn eine Schöne nur der Herzen Heldin iſt;
Denn, glaub', man wird auch dich wie eine Schöne lieben,
Wenn du die Grazie der ſchönen Kinder biſt!

Als man mich des Schmeichelns beſchuldigte.

Von meinem Friederich
Wär' ich ein Schmeichler? — Ich,
Aus deſſen Munde ſich
Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz auch ſpricht? —
Bedenkt, mein Lob iſt deutſch, und deutſches lieſ't er nicht!

Auf Herders Blumen.

Pyramiden liegen in Ruinen,
Marmor bricht der Zahn der Zeit:
Herders Blumen blüh'n und grünen
Bis in Ewigkeit!

Der Reiſende.

Er kommt geflogen, wie ein Pfeil,
Fliegt unſre Städte durch, hört alles, was zu hören
Auf ihren Gaſſen iſt, hört Meiſter, ſchnattert Lehren,
Denkt, billigt, tadelt, ſchreibt, und — Alles in der Eil!

Bildung auf Reiſen.

Als Herr von Quiſt von ſeinen Reiſen
Zu Hauſe kam, erzählte Herr von Quiſt:
„Zu Frankfurt iſt
„Im rothen Hauſe gut zu ſpeiſen!“

Der reiche Lutz.

Gott und Satan zu betrügen,
Ließ er den armen Lazarus
In ſeinem Jammer liegen,
Und gab der armen Lais — einen Kuß!

Leſſing und Kunz und Klaus.

„Werde Licht!“ ſprach Er;
Licht ward um ihn her;
Aber Kunz und Klaus
Löſchten's wieder aus!

An unſre Streit-Theologen.

Ihr ſtreitet: ob der Geiſt vom hohen Himmelsthron
Ausgeh' in alle Welt, vom Vater oder Sohn?
Mit euch gelehrten Leuten
Iſt nicht darob zu ſtreiten;
Ihr habt Theologie, wir — nur Religio

A.

Ob's chriſtlich iſt, zu Höllenflammen
Die frommen Heiden zu verdammen,
Den Socrates, den Seneca, den Mark-Aurel
und Hadrian?

B.

Wenn's chriſtlich wäre, ganz gewiß, ſo hätt' es
Chriſtus auch gethan.

Lalage.

„Ich gebe keinen Kuß!“ ſpricht Lalage, die Roſe
Der Mädchen, und empfängt
Von Damon hundert! Ha, weiß nicht die kleine Loſe,
Daß Küſſe giebt, wer ſie empfängt?

Der ſterbende Dichter.

Sein Maß der Sünden iſt mit Liedern vollgemeſſen,
Nur Lieder quälen ihn, den ſterbenden Ariſt:
Gott woll' in jener Welt die Lieder doch vergeſſen,
Wie man in dieſer ſie vergißt!

Amor und die Nymphen.

Als blöde Nymphen einſt Cytherens loſen Sohn
Aus Furcht vor ſeinen Waffen flohn,
Da warf der kleine Gott in Eil
Den Bogen weg, lief ohne Pfeil
Und ohne Kleid, in nackender Geſtalt,
Den blöden Nymphen nach, in einen Myrtenwald!

Und da die Nymphen die den Knaben ohne Waffen
Und nackend ſitzen ſahn,
Nicht fürchteten ihn anzugaffen,
Nicht ſcheuten ihm zu nahn;
Da rief aus einem Buſch Diana: „Nymphen, wißt:
„Er iſt gefährlicher, je nackender er iſt!“

Der Sieg.

Die Laſter ſtritten, wer von ihnen
Am eifrigſten geweſen ſey,
Dem Böſen in der Welt zu dienen:
Den Sieg erhielt, — die Heuchelei.

Des Pythagoras Statue.

Soll dieſer Mann von Stein
Pythagoras, der Schweiger, ſeyn?
Pythagoras, der Schweiger, iſt er nicht,
Denn ſeht, er ſpricht!

An Venus.

Ich weiß, o Göttin, daß dein Sohn
Von deinem Schooße dir entflohn,
Daß er vor dir ſich hat verſteckt,
Und daß du den, der ihn entdeckt,
Belohnen willſt mit ſüßem Kuß; —
O ſchöne Göttin, ſieh, ich muß
Verräther ſeyn, — gib mir den Lohn:
In meinem Herzen iſt dein Sohn!

Gottſcheds Cato.

Wie dieſer Sachſe Cato ſpricht;
So ſprach der Römer Cato nicht;
Hört' er die Reden des Poeten,
Er würde noch einmal ſich tödten!

Neſſeln.

1.

Den armen Bauer, der zu ſeinem Edelmann
Einſt ſagte: „Lieber Herr, ſeyd doch ein Menſch!“
den haben
Sein Pfarrer und der Edelmann,
Als einen Sünder hier begraben!

2.

Ich ſchlechter Sandſtein, ſoll nicht ſagen,
Wer unter mir begraben liegt!
Er ward mit großem Pomp in ſeine Gruft getragen,
Die Träger waren höchſt vergnügt,
Und ſüßen Weines voll.
Geh', Wanderer, und lebe wohl!

Markolph.

„Ob Dichter fähig ſind, Geſchäfte gut zu treiben?“
Fragt Cäſar, fragt Auguſt, fragt Carl der Gwelfe nicht!
Markolph, der gar nichts kann, kaum leſen nur und
ſchreiben,
Der fragt's und ſchilt auf jegliches Gedicht!

Schmeichelei.

Herr, in Wahrheit, Euer Knecht
Stimmt in die Behauptung ein:
Reich an Golde, habt ihr Recht,
Arm an Geiſt zu ſeyn!

Unſers Gottes reiche Gaben,
Haben Griech' und Hottentott:
Einer kann nicht Alles haben,
Alles hat nur Gott!

Die Helden der Geſchichte
Sind Gottes Werke;
Die Helden der Gedichte
Sind's auch: die Geiſtesſtärke,
Mit welcher Klopſtock und Homer
Sie ſchufen, kam von oben her!

Demoſthenes.

Er war's, er öffnete die feſtverſchloſſ'nen Pforten
Der Freiheit mit Verſtand und Witz;
Er donnerte mit Worten,
Wie Zeus mit ſeinem Blitz!

Gleiche Gedanken.

Herr Nikolaus lag auf dem Sterbebette
Und tröſtete die weinende Liſette,
Sein treues Weib: „Ach,“ ſprach er, „Kind, ich hätte
„Wohl Eine Bitte noch an dich!“ —
Und welche, Kind? — „Zum Mann' nach mir, bitt' ich,
„Nimm Herrn Ariſt;
„Mich däucht, er iſt
„Ein guter, reicher Mann.“ —
Ach, Männchen! ſagte ſie, ich dacht' auch eben d'ran!

Die zwei letzten Blicke Friedrichs.

Zwei Blicke that er hin auf ſeine Lebenszeit,
Eh' er hinüberging in die Unſterblichkeit:
Die Todten aller ſeiner Schlachten
Sah er mit ſeinem einen Blick;
Mit ſeinem andern all' das Glück,
Das ſeine Lebenstage machten.
Der eine: furchtbar, ſtarr, erfüllt mit Gram und Graus;
Der andre: löſchend ganz das Bild des erſten aus!

Kleiſt's Grab.

In dieſem Grabe ruht der treuſte Freund der Freunde!
Du, Roſe, ſollſt allein auf ſeinem Grabe blühn.
Kleiſt iſt ſein Name, ſeine Feinde
Begruben und beweinten ihn!

Auf Betty's Stammbuchblatt.

Ein Wort auf dieſes Blatt? — Nicht mehr nicht minder?
Ein Wort iſt nicht genug für mich,
Ich bin zu ſehr ein Freund der ſchönen Kinder,
Und ſchriebe gern: „Ich liebe dich!“

Muſik.

Iſt die Muſik nur Spiel und Scherz,
Nur Scherz und Spiel,
Bewegt zum Guten ſie nicht unſer böſes Herz:
Dann iſt Muſik nicht viel!

Der Witzling.

Witz auf Witz,
Auf nichts gegründet;
Blitz auf Blitz,
Und keiner zündet!

Ueber das Bild Friederichs.

Von dieſem Einzigen wird man wie ein Gedicht
Einſt die Geſchichte leſen;
Denn wahr, was ſie erzählt, iſt alles zwar geweſen,
Wahrſcheinlich aber nicht!

Pfarrer Kunz.

„Geht auf dem ſchmalen Weg, der euch zum Himmel führt!“
Sprach Kunz, der Pfarrer, zu den Leuten,
Die lieber gingen auf dem breiten,
Der in die Hölle ſich verliert:
— „Gern,“ war die Antwort, „Herr, Sie ſind ein braver Mann,
„Doch gehn Sie nur voran!“

Sprüche.

1.

Wer Samenkörner ſtreut, der nehme ſich in Acht,
Daß ihn einmal es nicht gereue. —
Welch Unglück haben in die Reihe
Der Dinge Worte nicht gebracht!

2.

An jeden Ort, wohin du geheſt,
Nimm deinen Maßſtab mit; zum Schmaus, zum Tanz, zum Spiel;
Und wenn du ruhend ſtille ſteheſt,
Dann frage: War's zu viel?

3.

Der Mann, der ſtark ſich dünkt, der trete zu den Schwachen;
Wer glaubt, er fehle nicht, der Mann der irret ſich!
Haſt aber du gefehlt, ſo rüſte eilends dich,
Den Fehler wieder gut zu machen!

4.

Wer eines Menſchen Freude ſtört,
Der Menſch iſt keiner Freude werth!

5.

Der iſt ein Ehrenmann, der eines Andern Fehler
Mehr als die eigenen entſchuldigt und verſchweigt,
Und And'rer Tugenden wie rechte Ehren=Mähler
Dem, der ſie recht nicht ſieht, im rechten Lichte zeigt.

6.

In unſers Gottes Welt ſind wir an allen Enden,
Im Mond, im Sirius, in treuen Vater=Händen;
Darum, was kümmert's dich, ob unſers Gottes Welt
Heut noch in Trümmer fällt!

7.

Vernünft'le nicht, o Freund! Vernünfteln iſt: zu weit
In's Allerheiligſte der Wahrheit ſehen wollen,
In welches wir nicht ſehen ſollen
Mit Augen dieſer Zeit!

8.

Das Unglück iſt ein Sturm, das Glück ein Sonnen=Blick.
Ertrage, wenn du kannſt, das Unglück wie das Glück!

9.

Sprich nicht zu viel von deinen Pflichten;
Wir haben kurze Lebenszeit!
Die Zeit zum Ueben und Verrichten
Verſchwindet unterdeß ins Meer der Ewigkeit!

10.

Wo man von Frömmigkeit mit vielen Worten ſpricht,
Da ſuche nur den Frommen nicht!

11.

Wer beſſer iſt wie du, den ſchätze lieb und werth,
Den ſpeiſ' an deinem Tiſch, den wärm' an deinem Herd,
Er macht dir Ehre, dir! und wäreſt du ein Fürſt,
Und lohnt dich, wenn du beſſer wirſt!

12.

Die Glocke ſchlägt! Was hat's geſchlagen?
Antworte, Zeit! — Die Zeit antwortet dir:
„Ich habe dich zu lieb, ich mag es dir nicht ſagen;
„Der Kirchhof iſt nicht weit von hier!“

13.

„Erkenne, ſuche, lieb' und ehre,
„Was gut und ſchön iſt, und vermehre
„Nach Möglichkeit, mit weiſer Wahl,
„Des Guten und des Schönen Zahl!“
Das iſt die ganze Sittenlehre!

14.

Nur Thoren bauen all' ihr Glück
Auf eines Menſchen Blick!

15.

Nicht mehr zu klagen, rath' ich dir,
Unglücklichſter auf Erden;
Unglück wird Glück, wenn wir
Durch Unglück beſſer werden!

16.

Mahomet, im Koran, ſagte:

Dem Menſchen, welcher dich beleidigte, vergieb;
Hab' alle Menſchen lieb,
Und bringe frevelnd nicht aus ſeiner Seelenruh
Den Mann, der minder weiſ' wie du!

Engel Gabriel erklärte dieſe Stelle:

Such' in den Wüſten auf den Mann, der dich verjagte;
Nimm in gerechten Schutz den Mann, der dich verklagte;
Dem gieb, der dir genommen hat!
Und in geheimſter Herzens=Stille
Denk' an die gute That;
Denn ſiehe, das iſt Gottes Wille!

17.

Wohin mit Deinem Blick? — Den Himmel durchzuſehn,
Iſt er nicht ſcharf genug! Lenk' ihn zur Erde nieder,
Und, nach ſo langer Zeit, ſieh deine Blumen wieder,
Sie ſind doch gar zu ſchön!

18.

Blühe, du Roſe, du blühſt dem Welt-Erſchaffer zur Ehre,
Schönſte der Blumen, du biſt ſeinem Geſchöpfe der Schmuck!
Dich, du Liebliche, dich in deinem Leben zu ſchützen
Vor dem häßlichen Stolz, gab er Vergänglichkeit dir!

19.

Die Tugend geht auf Dornenſpitzen,
Und ſcheut nicht ſich den Fuß zu ritzen!
Geht unverweilt
Und mit getroſtem Muth
Auf ihrem Wege fort! Warum? ſie weiß zu gut,
Daß droben Einer iſt, der ihre Wunden heilt!

20.

Verdienſt, das ſich hervor, geſehn zu werden, drängt.
Und das für jede That, für Lied, für Lobgeſänge,
Für jedes Lohn begehrt, und Gold und Band empfängt,
Iſt auch Verdienſt, o Freund! doch ſolchen gibt's die Menge!

Das aber, welches ſtill, wie Gott, das Gute thut,
Aus wahrer Liebe, nicht zum Scheine;
Das etwa nur zu ſich ſtill ſaget: Das war gut!
Das iſt das ſelt'ne, das ich meine!

21.

Was iſt's, daß man dich lobt: „du habeſt keine Mängel,
„Seyſt Held der Helden deiner Zeit!“
Was iſt es, wenn dein Engel
Sich nicht des Lobes freut?

22.

Sey nicht der Stoa feind, doch fühle jeden Schmerz! —
Gleichgültigkeit legt Eis ums Herz!

23.

Darf eine Grazie durchaus dein Buch nicht leſen,
Und giebt's der Grazien in deiner Vaterſtadt,
So wirf's in's Feuer, brenn's zu Pulver, nimm den Beſen,
Und fege, wo's gelegen hat!

24.

Erzfeind von allem Heuchelſchein,
Sey jedem Auge, was du biſt;
Man muß in allen Augen ſeyn,
Was man in Gottes Augen iſt!

25.

Auf böſer Menſchen Schimpf und Spott,
Und wär' er bitterer als Wermuth, achte nicht!
Thu' aber redlich deine Pflicht,
Das andere thut Gott!

26.

Auf Wunder warte nicht! — Sieh, deine Zeit fliegt hin,
Und läßt dir keine Spur
Dahier von ihrem Gleis!
Auf Wunder warte nicht, du haſt deß nicht Gewinn:
Die Götter helfen nur
Durch Tugend und durch Fleiß!

27.

In Worten nichts, in Werken viel,
Bringt am geſchwindeſten zum Ziel!

28.

Den Preis des Wettlaufs zu gewinnen,
Darfſt du nicht ſtehn und dich beſinnen!

29.

Berechne jeden Tag, wie viel der Stunden du
Verwendet haſt auf Mittagsruh,
Wie viel auf Schmauſerei, wie viel,
Auf Tanz und Spiel
Und auf Geſchwätz, das nicht Geſpräch geweſen iſt:
Und dann, o Menſch, zieh' ab und ſieh' wie alt du biſt!

30.

Aurora, Schöpferin der Roſenfarbe, röthet
Die Dächer ſchon, und ihr, die Unbeſorgten, tödtet
Noch ſchlafend eure ſchöne Zeit!
Auf, auf! es iſt zu wachen,
Und edelnützlicher Gebrauch von ihr zu machen
Für Eures Daſeyns Ewigkeit!

31.

Darf ich rathen, guter Mann?
Was dich quält, das klage Keinem,
Als dem Einen,
Der dir helfen kann!

32.

Die Menſchen die du liebſt, und die dich wieder lieben,
Bewahr' dir Gott vor Armuth und vor Neid!
Die ſchwerſte Tugend auszuüben,
Iſt die der Dankbarkeit!

33.

Vor Armuth fürchte dich faſt ſehr!
Vor Schande deſto mehr!

34.

Wer Wohlthat dir erwies, ſey deines Danks gewiß;
Die du erweiſeſt, die vergiß!

35.

Gut ſeyn und weiter nichts, bei Gott, das iſt nicht viel;
Man muß auch tapfer ſeyn, dem Böſen Trutz zu biethen,
Und, iſt des Böſen nächſtes Ziel,
Zu herrſchen, — zu verhüten,
Daß es nicht herrſche! — Sey nur gut,
Nur wie ein Lämmchen fromm, und furchtſam wie ein Haſe,
So nennt der Böſe dich ein gutes treues Blut,
Und ſpielt dir auf der Naſe!

Der gute Mann.

(Aus dem Halladat oder rothen Buche.)

Abdu Bedulla war ein guter Mann!
Zwar lebt' er Tage, Wochen, Jahre, wie
Die meiſten Menſchen leben, ohn' einmal,
Mit brünſtiger erweckter Seele, Welt
Und Gott zu denken, aber jeden Tag,
Wenn ſchon die Sonne weggegangen war,
Ging er in eine kleine Kammer, die
Die Rechenkammer hieß, und zählte da
Sich alle ſeine Tagewerke vor;
Und, nicht die guten ſchrieb er auf, er ſchrieb
Die böſen auf, ſchrieb ſie an eine Wand,
Und jeden Morgen, wenn die Sonne ſchon
Heraufgeſtiegen war, ging er, und las — —
Und, wenn er (ſelten war's geſchehn, ſich ſelbſt
War er ein ſcharfer Rechenmeiſter) nichts
Zu leſen fand, dann ſtutzt' er, dachte nach:
Ob etwa geſtern was vergeſſen ſey?
Dacht's nach, und meiſtentheils fand er,
Daß was vergeſſen ſey, und dann ſo ſchrieb's
Nicht er, von ſeinen Kindern eines ſchrieb's
An ſeine Wand, und ſieben Tage ward's
Von ihm geleſen, ſiebenmal des Tags
Von ihm bedacht: durch welches Gute wohl,
Das Böſe gut geworden ſey? — Und dann,
Wenn er, ein ſcharfer Rechenmeiſter, ſich's
Zu gute ſchrieb, dann endlich hört' er auf,
Es zu bedenken. Keine Sylbe ſprach
Der gute Mann von ſeinen Werken, kein
Erforſcher forſchte Gutes aus; er that's,
Und nicht die kleinſte Spur verrieth's. Er war
Ein guter Mann! — — Er ſtarb, und ſchönes Lob
Ward nicht geredet, nicht geſungen, ward
Zu ſeinem Ruhm in Marmor nicht gehau'n;
Nach dreißig Jahren aber deckte Gott
Die Decken, die der gute Mann mit Fleiß
Vor alle ſeine guten Werke zog,

Aus Vatertreuer Wahrheitsliebe ſelbſt
Den Menſchen auf, den Menſchen! Zweie ſahn
Den guten Mann, wie er geweſen war:
Abudallott, der Bäcker, der mit ihm
Gereiſet war, und: der Eſudaboll,
Der's oft noch rühmt, daß er, ein armes Kind,
Auf ſeinem Schooß einmal geſeſſen ſey.
Und ſagten: ach! Er war ein guter Mann!

Hingegen Abnick Sabazalla, der
Sein Seelenpeiniger geweſen war,
Behauptete das Gegentheil und ſprach:
Als wie ein ſeelenloſes Thier hat er
Sein langes Menſchenleben durchgelebt!
In keiner langen Winternacht hat er
Durchs blaue Sterngewölbe ſeinen Gott
Mit ſeinem Feuerauge ſcharf geſehn;
Mit ſeines Geiſtes Feuerauge nicht
Im Unermeßlichen geſehn, wie viel
Gott, unſer Gott der Götter, größer iſt,
Als andre Götter? Eingekerkert oft
In ſeinem Zulip*) hin zu ſitzen, und
Mit angeſtrengter Feuer-Seelenkraft
Den Gott zu denken, welcher größer iſt,
Als alle Götter, hab' ich Tag für Tag
Ihm angelegen, immer aber war
Ihm keine Zeit; er müſſe Thaten thun,
Sprach der wahrhaftige Verkleinerer
Des großen Gottes! „Unſer Gott,“ ſprach er,
„Will eben nicht Betrachtung; Unſer Gott
„Iſt Meiſter, wir Geſellen! Unſer Gott
„Iſt immer gnädig!“ Solch Geſchwätze ging
Aus ſeinem Munde; Beta Millizoll
Und Bara Karadabda hat's gehört!

Als aber Abnick Sabazalla ſchwieg,
Da redeten die Zweie, welchen Gott
Den guten Mann, wie er geweſen war,
In ſeinem Licht der Wahrheit ſehen ließ.

Abudallot, der erſte: „Wenn ein Trieb,
„Mit ſeinem Gott zu ſprechen, ſeinen Geiſt
„Aufforderte, ſein Herz, Chriſtall und Gold,
„Geläutert ſcharf im Tiegel, war, dann ſchlich
„Der gute Mann (ich habe Morgens einſt
„Und Abends einſt ſtillſchweigend ihn behorcht)
„In ſeinen Weinberg, und, verſchloſſen Thor
„Und Thür, rund umgeſehen, Wand und Zaun,
„War er darin, mit ſeinem Gott, allein!“

Eſudaboll, der andere: „Mich that
„Der gute Mann als eine Waiſe, die
„Nicht Mutter und nicht Vater hatte, hin
„Zu einem Weisheitslehrer, ohne daß
„Der gute Weisheitslehrer wußte, wer
„In ſeinem Herzen zum Erbarmer mir,
„Von meinem Gott gerufen ſey, und erſt
„Nach ſeinem Tode, Menſchen! hab' ich's mir
„Mit Müh erforſcht; ach! ganz gewiß war er
„Ein guter Mann! Und Sabazalla ſoll
„Vor ſeinem Gott entſchuldigen, daß er
„Den guten Mann für einen guten Mann
„Nicht achten will! Er bring' uns etwas mehr,
„Als nur Geſchwatztes, er, der ihn vor uns
„Und unſerm Gott da ſo zur Rede ſtellt!“

Abudallot, der erſte: „Mangel war
„In unſerm Vaterlande damals nicht,
„Als ſeinen Segen unſer guter Gott
„In ſeinen Wolken über unſerm Haupt
„Wegtragen ließ, in fernes Land; der Fürſt,
„Den unſer Gott mit Weisheit und mit Macht
„Geſegnet hat, war wahrer Vater! Rund
„Um unſer ſattes Vaterland ſaß itzt
„Der Hungrige! da, Menſchen, backte Brot
„In ſeinem Weinberg, Nachts, wenn alles ſchlief,
„Abdu Bedulla ſelbſt, und trugs hinaus,
„Aus ſeinem Weinberg an die Grenze, wo
„Der Hungrige mit Weib und Kinde ſaß,
„Und gabs's dem Kinde! Wahrlich, lieber Herr!
„Abdu Bedulla war ein guter Mann!“

Und alles Volk, aus einem Munde, rief:
Abdu Bedulla war ein guter Mann!

Aus Amor und Pſyche.

1.

Amor kam mit einem Köcher,
Voll von Pfeilen, zu den Muſen,
Und die Muſen alle flohen!
Amor aber, winkend: „fliehet,“
Rief er, „fliehet nicht; ich bitte,
Dieſen Pfeilgefüllten Köcher
Anzunehmen!“ — Und geſchäftig
Nahm ihn Amor von der Schulter,
Legt' ihn lächelnd hin auf Blumen,
Und entfloh dann. — Leiſe traten
Alle Muſen hin zum Köcher!
Jede Muſe nahm ſich einen
Von den Pfeilen, und ſeit dieſem
Herrſcht die Lieb' in ihren Werken!

2.

Traurig klagend, fragte Amor
Einen ſeiner liebſten Brüder:

„Wo entzünd' ich meine Fackel
An dem allerreinſten Feuer?“
Und indem er fragte, ſah er
Seiner Pſyche lichte Augen!
„Willſt du's leiden,“ ſprach er, „Liebe?“
Hielt die Fackel ſanft an ihre
Lichten Augen und die Fackel
Brannte ſanft, wie Pſychens Augen!

3.

Die Weisheit und die Liebe gingen
Luſtwandeln ins Parnaſſus-Feld,
Und hörten Pſychen leiſe ſingen:
„Mein Amor iſt ein Kriegesheld!“ —

„Sie weiß,“ ſprach Pallas, „nichts vom Kriege,
Kennt ſeine kleinſten Gräuel nicht,
Hat nur gehört von Amors Siege,
Sie ſäng' ihm ſonſt kein Lobgedicht!

4.

„Willſt du die Herrſchaft haben?“ fragte,
Nach der Vermählung, ſeine Pſyche
Der Gott der Liebe. —

„Nein ich müßte
Mann ſeyn,“ ſprach Pſyche, „mir behaget
Dein Weib zu ſeyn, und deinen Willen
Zu ſpähen, glücklich dich zu machen!“

Du haſt ſie, dieſe Herrſchaft; dachte
Der Gott der Liebe, und ſah immer
In ihren Augen ſeinen Willen!

Vermiſchte Gedichte.

Unglaube und Aberglaube.

1758.

Unglaube, du biſt nicht ſo ſehr ein Ungeheuer,
Als Aberglaube, du!
Für deinen Aftergott gehſt du mit Schwert und Feuer
Auf ſeine Feinde zu!

Streckſt ſie zu Boden, trinkſt ihr Blut aus ihrem Schädel,
Wirſt Märtyrer mit Prunk,
Biſt grauſam, dumm und ſtolz, dünkſt tapfer dich und edel
Bei deinem Schädeltrunk!

Unglaube ſtreitet nur mit Worten und wird müde;
Dir, Ungeheuer, brennt
Die ganze Seele! Dir iſt nirgends Ruh und Friede,
Krieg iſt dein Element!

---

* In ſeinem Gebetzimmer.

Dir iſt, o du Tyrann, den Hirten bei den Schafen
Ermorden, keine Pein.
Gott, will er eine Welt für ihre Sünden ſtrafen,
So ſchickt er dich hinein!

Der Patient

Anekdote.

Ich lag gefährlich krank;
Gequält von Pillen und von Trank,
War, ach! mein Wunſch, mein Troſt in dieſer Noth,
Herr Doktor Markus und der Tod.
Die Beiden zankten ſich
Wie unverſöhnliche, geſchwor'ne Feind' um mich.

„Ach!“ ſeufzt' ich, „eh' ich lang' auf dieſem Lager liege,
So gib, o Gott, daß Einer bald nur ſiege!“
Kaum war der Seufzer fort,
Da ſchallet in mein Ohr das Wort:
„Trink!“ — Und es ſtand vor meinem Bett' ein Freund,
(Mehr Freund, als Doctor Tod und Doctor Markus meint)
Der reichte mir ein Glas Burgunder,
Und ſprach: „Trink das!“ — Ich trank, und o welch Wunder,
Der Magen, welcher Trank und Pillen
Nicht annahm, nahm den Wein
Gehorſam ein!
Ich bat, Ein Glas nur noch zu füllen:
Die Lebensgeiſter kommen wieder
In die ſchon halb erſtorb'nen Glieder;
Friſch war mein Herz, und roth der Mund,
Mein Weinglas leer, und ich — geſund!
Herr Markus und der Tod ſahn ſich einander an,
Und fragten: „Du, wer iſt der Mann?“

Als von Despoten geſprochen wurde.

Despoten mancher Art gibt's in der kleinſten Welt;
Der größte aber iſt — und welcher denn? — das Geld!
Geld legt den freiſten Mann in Ketten,
Giebt Sünden-Sklaven Schwanenbetten,
Macht klein den größten Geiſt, und ſchwach den ſtärkſten Held!

Das Lied.

Den Odenſchwung verſchmäht das Lied;
Das Lied fließt aus dem Herzen,
Wie aus dem Felſen unbemüht
Ein klares Bächlein, das man ſieht
Mit zarten Blumen ſcherzen!

Die drei Federn.

1802.

Drei Federn hat Olint: die eine gab ein Engel
Aus ſeinem Fittig ihm; mit dieſer ſchreibt er Mängel
Der Menſchen in Gelaſſenheit.

Die zweite Feder war in eines Adlers Flügel
Schwungfeder. Dieſe hält kein Zügel;
Mit ihr ſchreibt er in Groll die Mängel ſeiner Zeit.

Aus eines Amors leichten Schwingen
Zog er die dritte; die
Gebraucht er, Herzen zu bezwingen,
Und ſchreibt mit ihr an Sie;
„Bis in die Ewigkeit wird mein's getreu verbleiben!“

Möcht' er mit dieſer Alles ſchreiben!

Meinung des Atheiſten.

Sonne, Mond, Sterne,
Große, kleine, ferne,
Welche kein Vermeſſer mißt,
Sprangen aus dem kleinſten Stäubchen,
Meint der Atheiſt;
Und die Männchen und die Weibchen
Sprangen auch, meint er,
Aus der Erde leicht und ſchwer;
Und die ſchönen Schalle,
Tönend jetzt noch im Homer,
Sprangen alle
Schön in ſeinen Vers, aus der Luft, meint er!

Mein Hüttchen.

Lieb' und Freundſchaft gingen beide,
Wie zwei Schweſtern angefaßt,
Hinter ihnen ging die Freude; —
„Kinder“ ſprach die Freude, „laßt
„Mich in Eurer Mitte gehen,
„Was ihr heimlich etwa ſprecht,
„Seht, das will ich nicht verſtehen!“ —
„Komm nur, das iſt uns ſchon recht!“
Sprachen die umarmten Zweie.
Plötzlich war ein ſchönes Drei!
Und ſo gingen alle Dreie,
Meinem Hüttchen, ach, vorbei;

Wären ſie herein gekommen,
Damals, wahrlich, hätt' ich ſie
Offnen Armes aufgenommen,
Und bewirthet hätt' ich ſie!

Angebetet hätt' ich ihre
Schöne Gottheit ganz allein,
Aber, aber! ach, für Viere
War das Hüttchen doch zu klein!

Te Deum Laudamus.

Herr Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!

Dir, Vater, Sohn und Geiſt,
Dir ſchalle hoher Lobgeſang
In aller Welt! Er ſchalle weit und breit
In Zeit und Ewigkeit!

Singt, Engel, ſingt ihn nach
Den göttlichen Geſang!
Singt, Sänger Gottes, Cherubim:
Singt ihm mit hoher Stimm',
Denn unſ're Stimm' iſt ſchwach!

Herr, Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!

Hochheilig iſt dein Nam', Herr, Zebaoth!
Allmächtig deine Macht,
Du ſtarker, großer Gott

Dein Himmel über uns verbreitet weit und breit,
Herr, deine Herrlichkeit,
Verbreitet Wunder ohne Zahl!
Wenn wir hinauf in deine Sonne ſehn,
Dann ſingen wir in ihrem Strahl:
Wie groß iſt Gott, und ſeine Welt ſo ſchön!

Die Cherubim alle vereinigen ſich,
Verhüllen ihr Antlitz, verherrlichen dich,
Lobſingen dir, Herr, Zebaoth:
„Heilig, heilig, heilig, iſt Gott!“

Die Heiligen alle vereinigen ſich,
Auf ihren Knien anbeten ſie dich,
Und ſingen dir, Herr, Zebaoth:
„Heilig, heilig, heilig iſt Gott!“

Die Märtyrer alle vereinigen ſich,
Die Kronen vom Haupte, anbeten ſie dich;
Sie waren der Erde Verachtung und Spott;
Nun ſingen ſie: „Heilig, heilig iſt Gott!“

Die Chriſten der Erde vereinigen ſich;
Gebückt im Staube bekennen ſie Dich;
Sehn drohende Hölle, ſehn Teufel und Tod,
Und ſingen erlöſet: „Heilig iſt Gott!“

Zu ſeiner Rechten ſaßeſt du,
Erlöſer, Gottes Sohn!
Sahſt hoch von deines Vaters Thron
Der Erde Sünden zu;
Sahſt über ihr den ausgeſtreckten Arm
Des allzuſtrengen Rechts,
Erbarmteſt dich des ſündigen Geſchlechts,
Verbluteteſt dein heilig Blut darauf,
Und ſchloſſeſt uns den Himmel auf!

Du ſtiegſt, ein Gott, herab
Von deinem hohen Thron,
Und wurdeſt eines Menſchen Sohn,
Und wurdeſt an Geſtalt, an Sünden nicht ihm gleich:
Stiegſt in die Höll' hinab,
Zerſtöreteſt ihr Reich,
Kamſt im Triumph herauf,
Und ſchloſſeſt uns den Himmel auf!

Zur Rechten Gottes ſitzeſt du
In deines Vaters Reich,
An Herrlichkeit und Preis und Ehr' ihm gleich;
Biſt aller Heiligen Anbetung, Heil und Ruh;
Biſt deiner Erde Gnadenſonne!
Ein Blick nach dir, Erlöſer, lindert uns
Den größten Seelenſchmerz,
Ein Blick von dir erquickt mit Freud' und Wonne
Das bängſte Herz!

Wenn aber Erd' und Himmel fällt,
Dann, Heiland, ſehn wir dich als Richter aller Welt;
Dann hören wir der ſchrecklichen Poſaunen Ton
Und Donner unter deinem Thron!

Dann bitten wir, Erlöſer! dich,
Wir tiefgebeugten Sünder bitten dich:
Erlöſer, ach, erbarme dich!
Erbarme dich der Sünder auf den Knien,
Und derer, die in Felſenhöhlen fliehn
Und nach Erbarmung ſchrein!
Erlöſe ſie aus ihrer Höllen Glut,
Und führe ſie in deinen Himmel ein:
Sie ſind erlöſ't mit deinem Blut!

Dann, Heiland, dann vollenden wir
Den angefangnen Lobgeſang,
Und loben ewig deinen Namen:

Herr, Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!
Heil, Halleluja! Amen.

Gottes Liebe.

Ich zage nicht: Er iſt die Liebe,
Sein Vaterauge fehlt mich nicht!
Und war's um mich auch noch ſo trübe,
So ward's um mich doch wieder Licht! —
Er iſt die Lieb', ich zage nicht!

Er hat's gegeben, hat's genommen;
Sein iſt ja Sturm und Sonnenſchein!
Ich zage nicht, Er wird ſchon kommen,
Die rechte Zeit mag noch nicht ſeyn;
Die weiß nur Er, nur Er allein.

Wer Alles weiß, weiß auch das Beſte
Zu meinem Beſten zu erſchau'n!
Auf Ihm, auf Ihm ſteht felſenfeſte
Mein ganzes kindliches Vertrau'n:
Ich will auf Seine Hülfe bau'n!

Er hat noch keinmal mich verlaſſen,
Er läßt mich nicht in dieſer Noth;
Er kommt, er kann ſein Kind nicht laſſen,
Ich ſehe ſchon ſein Morgenroth! —
Er läßt mich nicht in dieſer Noth!

Gottes Güte.

Für wen ſchuf deine Güte,
Herr, dieſe Welt ſo ſchön?
Für wen iſt Blum' und Blüthe
In Thälern und auf Höhn?
Für wen iſt hohe Wonne
Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen beſcheint die Sonne
Die Wieſen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au'?
Für wen wölbt ſich der Himmel
So heiter und ſo blau?
Für wen ſind Thal und Gründe
So lieblich anzuſehn?
Für wen gehn kühle Winde?
Für wen iſt Alles ſchön?

Uns gabſt du ein Vermögen,
Die Schönheit einzuſehn,
Uns Menſchen, deinen Segen
Zu fühlen, zu verſtehn;
Uns ſollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe ſeyn,
Mit jeder Morgen-Sonne
Dir unſer Herz zu weihn!

Nun ſieh, o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns deiner Gütigkeit!
Du hauchteſt nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde ſeyn!

Der Menſch iſt eine Blume.

Die Blume blühet und verblüht,
Zu ihres Schöpfers Ruhme;
Wer heut' noch ihre Schönheit ſieht,
Iſt morgen ſchon, wie ſie, verblüht:
Der Menſch iſt eine Blume.

Und wie die Blume wieder blüht,
Wenn Gottes Auge nieder
Auf ſie von ſeinem Himmel ſieht,
Und unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Menſch auch wieder!

Gottes Allgegenwart.

Allgegenwärtiger,
Du biſt, biſt dort und hier!
Und hier und überall,
Erhabner, wandelſt du!
Du wandelſt, Heiliger,
Auf einem Veilchen hier!
Auf einer Sonne dort!

Du biſt in Hauch, in Sturm,
In Licht, in Finſterniß!

Erhabener du biſt
Allgegenwärtig hier,
In meinem Hüttchen, biſt's
In dieſem Blumenthal,
Und hörſt mein ſchwaches Lied,
Und hörſt im Ocean
Der Welten um dich her
Eloa's Harfenklang;
Eloa's! — Steig hinauf,
O du Gedanke, — ſteig
Zu deinem Gott hinauf

Der du Eloa's Gott
Und meiner biſt, du hörſt
Den nächſten dir und mich
Und dieſe Lerche, die
Zu deinem Himmel ſteigt,

Und dieſe Biene, die
Auf meiner Roſe ſummt!

Allgegenwärtiger!
Erhöre mich, und gib,
Daß deine Gegenwart
In meinem Leben ſtets
Mir gegenwärtig ſey!
Daß ich gefliſſentlich
Das alles was gedacht
In meiner Seele wird,
So denk', als denk' ich es
In deiner Gegenwart;
Und alles was ich thu',
So thu', als thu' ich es
In deiner Gegenwart.
Damit, Allmächtiger,
Wenn deine Geiſterwelt
Vor ihrem Richter ſteht,
Und dann Eloa mich
Betrachtet, ich vor ihm
Und ſeinem Blick in Nacht
Nicht ſchwinden darf und nicht
Entfliehen darf vor dir,
Allgegenwärtiger,
In eine Felſenkluft

Betty Gleim,

Tochter eines angeſehenen Kaufmanns in Bremen, ward daſelbſt am 13. Auguſt 1781 geboren und widmete ſich aus eigenem Antriebe dem Erziehungsweſen. — Eine von ihr 1805 in ihrer Vaterſtadt errichtete Töchterſchule erfreute ſich der lebhafteſten Anerkennung und ward von ihr bis zu ihrem Tode, der am 27. März 1827 erfolgte, verwaltet.

Sie gab heraus:

Kindermoral. 2 Thle. Bremen 1810 — 1815.
Erziehung und Unterricht des weiblichen Geſchlechtes. Bremen 1810.
Erzählungs- und Bildungsbuch für Mütter. Bremen 1810.
Anweiſung zur Kunſt des Versbaues. Bremen 1814.
Grammatik. Bremen 1815.
Tellus oder Lehrbuch der allgemeinen Erdbeſchreibung. Bremen 1816.
Anſchauungslehre der Sprachformen. Heidelberg 1816.
Bremiſches Kochbuch. 5. A. Bremen 1830.
Randzeichnungen zu dem Werke der Frau von Staël über Deutſchland. Bremen 1814.
Einzelne Flugſchriften u. ſ. w. —

Ein reichgebildeter Geiſt der mit einer bei Schriftſtellerinnen im Ganzen ſelten vorkommenden Gründlichkeit und Tiefe ſeinen Gegenſtand aufzufaſſen und zu behandeln verſtand und ihn in einer reinen correcten und anmuthigen Sprache vortrug. —

Ernſt Auguſt Anton von Göchhauſen

ward am 12. Juni 1740 zu Weimar geboren, trat, nachdem er Page bei dem Prinzen Heinrich von Preußen geweſen, in preußiſche Kriegsdienſte und avancirte bis zum Hauptmann. Im Jahre 1769 nahm er ſeine Entlaſſung und erhielt eine Anſtellung als Aſſeſſor bei dem Kammercollegium zu Eiſenach. Allmählig in dieſer Laufbahn vorrückend ward er 1802 Director ſeines Collegiums ſo wie 1809 Geheimerath und Schloßhauptmann zu Eiſenach. Im Jahre 1819 feierte er ſein Dienſtjubiläum. Er ſtarb am 23. März 1824 als G. S. Geheimerath und Comthur des Falkenordens.

Seine Schriften, welche größtentheils anonym erſchienen, ſind:

M.... R.... (Meine Reiſe) 1 Th. 1773. 3. A. 1776. 2r Thl. 1798. N. A. in 2 Abtheilungen. Leipzig 1807.
Enthüllung des Syſtems der Weltbürgerrepublik. Rom 1786.
Aufſchluß des Syſtems der Weltbürgerrepublik. Leipzig 1787.
Fragment der Geſchichte und Meinungen eines Menſchenſohns. Eiſenach 1787.
Materialien zur Geſchichte des Sokratismus. Eiſenach 1788.
Geſpräche über Gallicismen und Germanismen. Erfurt 1790.
Wanderung durch die Rhein- und Maingegenden. Frankfurt a. M. 1795.
Antoinette, ein Mährchen aus der andern Welt. Leipzig 1776.
Das Wertherfieber. Leipzig 1776.

Eiu eigenthümlicher, mit Scharfſinn, Beobachtungsgabe und Laune ausgeſtatteter Geiſt, der in ſeinen Schriften ſtets den falſchen Richtungen der Zeit, beſonders der kränklichen und übertriebenen Sentimentalität kräftig entgegentrat. In dem Buche M.... R.... das ihm den meiſten Ruf erwarb und in welchem ſich viele intereſſante Mittheilungen über ſein Leben finden, hat er beſonders ſeine Anſichten niedergelegt. — Bei dem Mährchen, Antoinette, das indeſſen geringeren Beifall fand, war Wieland's Diogenes von Synope ſein Vorbild.

Leopold Friedrich Günther von Göckingk

ward am 13. Juli 1748 zu Gröningen, einem Dorfe im Halberſtädtiſchen, geboren, in welchem ſein Vater als Gutsbeſitzer lebte, erhielt ſeine gelehrte Vorbildung auf der Domſchule zu Halberſtadt und dem Pädagogium zu Halle, wo Bürger ſein Freund und Schulgenoſſe wurde und ſtudierte dann in Halle die Rechtswiſſenſchaft. Nach beendigter akademiſcher Laufbahn wurde er 1768 Referendar bei der Königlichen Kriegs- und Domainenkammer zu Halberſtadt und zwei Jahre ſpäter Kanzleidirector zu Ellrich. Dieſes Amt ließ ihm hinreichende Muße, ſeiner Neigung zur Dichtkunſt Folge zu leiſten; namentlich erwarben ihm ſeine, während jener Zeit entſtandenen Lieder zweier Liebenden, in denen er ſeine nachherige Gattin feierte, großen Ruf. Er zeichnete ſich indeſſen eben ſo ſehr als Beamter durch ſeine Tüchtigkeit und Thätigkeit aus, und ſtieg im Laufe der nächſten Jahre von Stufe zu Stufe; 1768 ward er Kriegs- und Domainenrath zu Magdeburg, 1788 Land- und Steuerrath und preußiſcher Ortscommiſſair zu Wernigerode, 1789, wegen der Ordnung ſchwieriger Verhältniſſe bei der fürſtlichen Abtei zu Quedlinburg, von ſeinem Könige geadelt und 1793 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen. Nach vielen vortrefflichen Leiſtungen im Staatsdienſte erbat er ſich ſeinen Abſchied, den er mit Penſion erhielt (1814) und lebte nun, theils in Berlin, theils auf ſeinen Gütern oder bei ſeinem Schwiegerſohne in Schleſien, zuletzt auf Wartenberg bei Breslau, wo er am 18. Februar 1828 ſtarb.

Er gab heraus:

Charaden und Logogryphen. Frankfurt 1817.
Gedichte. 4 Thle. Frankfurt 1780 — 82. 4. A. 1821.
Lieder zweier Liebenden. Leipzig 1777. — 3. A. 1819. 11. A. Wien 1824.
Proſaiſche Schriften. 1r Th. Frankfurt 1784.
Sinngedichte. Nordhauſen 1772. N. A. in 3 Büchern. Leipzig 1778.
Ramlers Leben (vor Ramlers poetiſchen Werken).
Leben des d. A. J. la Bothillier de Rancé. Berlin 1820. 2 Thle.
Friedrich Nicolai's Leben. Berlin 1820.
Göttinger Muſenalmanach 1776 — 77 und 1788.
Hamburger Muſenalmanach (mit Voß).
Journal von und für Deutſchland. Ellrich 1784. 13 Stück.

Ein reicher, feingebildeter, über die Intereſſen des Lebens und der Welt ſcharfſinnig reflectirender Geiſt, zeigte v. G. in ſeinen Poeſieen große Wärme des Gefühls, Tiefe der Empfindung, Zartheit und Naivetät, und wußte ein ſchönes Talent der Darſtellung, Reinheit und Correctheit damit zu verbinden. — Seine „Lieder zweier Liebenden" erwarben ihm einſt den Beifall von ganz Deutſchland und verdienen um der Wahrheit und Natürlichkeit willen, die ſich in ihnen als ein Hauptcharakterzug ausſpricht, noch jetzt dankbare Anerkennung; ſie werden ihre Wirkung auf ein unverdorbenes, zärtliches Gemüth nie verfehlen, denn die Innigkeit, welche dieſelben belebt, veraltet nicht. Noch glücklicher war er in ſeinen Epiſteln, einer Gattung, die er auf eine Höhe zu bringen wußte, wie man ſie in Deutſchland noch nicht gekannt, und in welchen er, obwohl er ſich nach ausländiſchen Muſtern in dieſem Fach bildete, doch ſeine Nationalität treu und unvermiſcht zu bewahren verſtand. Hier iſt er noch nicht übertroffen worden. Er verſuchte ſich ferner in faſt allen Arten der lyriſchen Poeſie und in keiner ohne Erfolg, namentlich ſind einige ſeiner Elegien vortrefflich.

Lieder*)

zweier Liebenden.

Nach dem erſten nächtlichen Beſuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?
Wach' ich, oder träum' ich nur?
Bin ich aus der Welt geſunken?
Bin ich anderer Natur?
Fühlt' ein Mädchen ſchon ſo was?
Wie begreif' ich alles das?

Weiß ich, daß die Roſen blühen?
Hör' ich jene Raben ſchrein?
Fühl' ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck' ich einen Tropfen Wein?
Seh' ich dieſes Morgenroth? —
Todt ſind alle Sinne, todt!

Alle ſeid ihr denn geſtillet?
Alle? Habet alle Dank!
Könnt' ich ſo in mich gehüllet,
Ohne Speiſ' und ohne Trank,
Nur ſo ſitzen Tag für Tag
Bis zum letzten Herzensſchlag'.

In die Nacht der Freude fliehet
Meine Seele wieder hin!
Hört und ſchmeckt, und fühlt und ſiehet
Mit dem feinen inn'ren Sinn!
O Gedächtniß! ſchon in dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie ſie abgeriſſen
Kaum ein Seufzer von ihm ſtieß,
Hör' ich wieder, fühl' ich küſſen:
Welche Sprache ſagt, wie ſüß?
Seh' ich Thränchen — Komm herab!
Meine Lippe küßt dich ab!

Wie ich noch ſo vor ihm ſtehe,
Immer ſpreche: Gute Nacht!
Bald ihn ſtockend wieder flehe:
Bleibe, bis der Hahn erwacht!
Wie mein Fuß bei jedem Schritt'
Wanket, und mein Liebſter mit!

Wie ich nun, an ſeine Seite
Feſtgeklammert, küſſend ihn
Durch den Garten ihn begleite!
Bald uns halten, bald uns ziehn!
Wie da Mond und Sterne ſtehn,
Unſerm Abſchied zuzuſehn.

Ach da ſind wir an der Thüre!
Bebend hält er in der Hand
Schon den Schlüſſel. — Wart', ich ſpüre
Jemand gehen, Amarant!
Warte nur das Bischen doch!
Einen Kuß zum Abſchied noch

Ich verliere, ich verliere
Mich in dieſem Labyrinth!
Träumt' ich je, daß ich erführe,
Was für Freuden Freuden ſind?
Wenn die Freude tödten kann,
Triffſt du nie mich wieder an.

Der Frühlingsmorgen.

Dieſer Tag iſt gänzlich mein!
Und der Himmel iſt ſo blau,
Und die Tröpfchen Morgenthau
Blinken ſo im Sonnenſchein,
Und die Tauber laufen ſo
Hinter ihren Täubchen her,
Und die Spatzen närriſch froh,
Tanzen in die Kreuz und Quer,
Und die Hühner wälzen ſich
In dem warmen Sand herum,
Und die Hähne fliegen mich,
Blind vor Freuden, um und um;
Alle Schnäbel, grad' und krumm,
Wetzen ſich zum Streit und Kuß,
Und der Truthahn, ſtolz und dumm,
Steht da, ärgert, brüſtet ſich,
Wie ein junger Kritikus,
Und der Pfau, mit ſeinem Schweif,
Tritt einher ſo keck und ſteif,
Wie die hochgebornen Herrn
Mit erkrochnem Ordensſtern.

Alles ziehet in die Bruſt
Neues Leben, neue Luſt,
Mit der Frühlingsluſt hinein!
Alles ſchenkt' ich heute hin,
So zufrieden wie ich bin!
Selbſt der Bosheit Spötterei'n
Nähm' ich heute lachend hin,
So zufrieden wie ich bin:
Denn der ſchöne Tag iſt mein.

---

*) Aus: von Göckingk's Gedichten. Frankfurt 1821. 4 Thle.

Heut iſt alles möglich mir,
Was mir ſonſt unmöglich iſt!
Willſt du Lieder, Ruhmbegier?
Heute ſäng' ich Eins ſo ſchön,
Wie von Gleimen Nantchen küßt:
Aber, laß mich heute gehn!
Bringſt du Akten, Dienſtbegier?
Heute referirt' ich ſchier
Aus Geſchmiere, bunt und kraus,
Etwas menſchliches heraus:
Aber packe dich von hier!
Schade wär' es, dieſen Tag
So verſchleudern, ſo entweih'n.
Renn' um Ehre, wer da mag!
Wär' es auch mein Sterbetag,
Dennoch wollt' ich mich erfreu'n!

Sattelt! ſattelt! ich muß hin
Zu der großen Königin
Meines Herzens! durch den Hain,
Ueber Graben, Stock und Stein
Reit' ich heute ohne Scheu,
Heut' einmal recht ſorgenfrei
Mit der Sängerin zu ſein.

An dem Rieſenhöhlenbach'*)
Wollen wir uns lagern, ach!
Wollen da ſo fröhlich ſein
Wie die Vögelchen im Hain;
Wollen da auf ihrem Schooß
Tafel halten, und du Moos
Sollſt uns wiegen, und du Hain
Wollſt ein Wiegenlied dazu
Singen, und du Linde du
Statt des Sonnenſchirmes ſein.

Zäumt den Rappen! ich muß hin
Zu der Liederſängerin!

Welt! wie biſt du heute ſchön!
Was da ſiehet, ſtarr't dich an,
Doch, wer Nantchen ſehen kann,
Wird auf dich nicht lange ſeh'n;
Und, o Glück, ich bin der Mann?
Und die deutſche Sappho ſoll
Ruhn in dieſem Arme hier?
Clive! tauſcheſt du mit mir?
O gewiß, du tauſcheſt wohl,
Aber ich nur nicht mit dir.
Haſt Guineen Säcke voll,
Geh, und kaufe denn dafür
Ihre Freud' und ihren Scherz,
Ihre Lieder und ihr Herz!
Denk' einmal, das koſtet mir
Nur ein wenig, wenig Schmerz.

Bringt den Rappen! ich muß hin
Zu der Freudengeberin!

Zwar ihr Herz iſt immer mein:
Aber ach! die Hand! die Hand! —
Zwinge mind'ſtens in kein Band,
Liebes Glück! ſie ſträubend ein!
Laß ſie, laß ſie mein noch ſein!
Und, wo nicht, ſo bitt' ich dich,
Wiege heute Sie und mich,
Bruſt an Bruſt, zum Schlummer ein,
Aus dem Rauſch der Freuden, ach!
Mit dem Morgenrothe, wach
In Elyſium zu ſein.

Flur und Wald.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,
Nur darum gern durch Saat und Hecken ſtreicht,
Weil's ihn ergötzt, wenn, durch ſein Blei erreicht,
Ein Huhn die rothen Aeuglein ſchließet:

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,
Nur darum ſeufz't: Wo bleibt der Abendſtern!
Weil er im Lerchengarne, ach! ſo gern!
Das Köpfchen voll Geſang zerdrücket;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,
Weil er ſo gern den Hecht, betrieft mit Blut,
Am Widerhaken zappeln ſiehet:

Der biete nie mir ſeinen Arm zum Gange
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche ſingt,
Das Rebhuhn zirpt, der Hecht im Teiche ſpringt;
Weg mit dem Mann! Er macht mich bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!
Mit dir ging ich, ich wüßte nicht, wie weit!
Du freueſt dich, wenn ein Geſchöpf ſich freu't,
Und härmſt dich mit bei ſeinem Harme.

Alles, nur nicht die Ruhe.

An Nantchen.

Ein jeder Schurk iſt Herr von meinem Leben,
Wie Ravaillac von Heinrichs Leben war;
Was ſollt' ich denn vor dir, o Tod! noch beben?
Es iſt mein Leib! — mein Geiſt — lacht der Gefahr!

Ein jeder Brand iſt Herr von meinem Gute:
Was hinge ſich mein Herz an dieſen Tand?
Nur wenig Glück brauch' ich bei meinem Muthe,
Und dieſen Muth ſetzt keine Flamm' in Brand.

Der König iſt zwar Herr von meinem Range,
Allein zum Glück nur in der Körperwelt:
Was wär' ich viel für ſeinen Titel bange?
Wenn Weiſen nur mein Name noch gefällt.

Drum, was du thun willſt, Schickſal! nun das thuet
Verfolgſt du mich: ich bleibe willig ſteh'n;
Du, Nantchen, nur, biſt Herr von meiner Ruhe,
Nimmſt du mir die, dann iſt's um mich geſcheh'n!

Iſt ſie von Adel.

Auf meines Vaters Wappen ſteh'n
Nicht Helme oder Fahnen,
Allein ſein Geiſt war engelſchön,
Und meiner Mutter Ahnen:
Ein frommes Herz und guter Sinn:
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin!

Mein Vater ſcharr'te Thaten nur,
Nicht Louisd'or zuſammen;
Sein Weib war mild wie die Natur,
Und raſch wie Feuerflammen
Zum Geben, langſam zum Gewinn:
Wohl mir, daß ich nicht reicher bin!

Ein ſchläfrig Auge, das bei dir
Zuerſt ſich aufgeſchloſſen,
Gab die Natur zur Mitgift mir,
Und tauſend Sommerſproſſen
Statt eines Grübchens in dem Kinn:
Doch gut, daß ich nicht ſchöner bin.

Wär' ich ein Fräulein! Könnt' ich dich
So ſeh'n und Vetter nennen?
Und wär' ich reich! wie würd' um mich
Der Durſt nach Golde rennen!
Und wär' ich ſchön; das Stutzerheer
Macht' endlich eine Närrin mehr.

Kein Fräulein, und nicht ſchön, nicht reich,
Ging Eigennutz und Adel
Und Stutzer mir vorbei, denn gleich
Sah jeder meine Tadel.
Nur du allein bleibſt vor mir ſteh'n;
Bin ich nicht edel, reich und ſchön?

---

*) Eine Gegend bei Clettenberg, in der Grafſchaft Hohenſtein.

Im Herbſt.

Sieh', Amarant, wie werden an der Laube
Die Blätter gelb und roth!
Horch! wie da ſchon der Nord, zu ſeinem Raube
Sie abzuholen, droht!

Was wird uns nun im Vollmond' noch verſtecken?
Kalt ſei die Nacht; für mich
Iſt's warm genug; doch wird kein Schnee entdecken,
Wer durch das Pförtchen ſchlich?

Wird nicht der Gänſe Schnattern, nicht das Knarren
Der Thüren, das Gebell
Der Hunde, dich verrathen? Welch' ein Harren
Für mich, am Kammerſchwell'?

Ein jeder Laut ruft da gewiß dem bangen,
Verzagten Herzen zu:
Horch', Nante! deine Mutter kommt gegangen,
Und, was ſie ſucht, biſt du!

Doch, den ſie finden wird, auf leiſen Socken
Einſchleichend, wie ein Dieb,
Der, — ha! wie ſteht ſie ſtaunend und erſchrocken! —
War heut ihr noch ſo lieb!

Nein! lieber Mann! wo willſt du ſonſt mich ſprechen?
Und finden ſollſt du mich!
Nur ſolch ein ſchönes Mutterherz zu brechen —
Ich liebe ſie — wie dich.

An ihr Halstuch.

Gleich ihr, ſo prunklos, ſo beſcheiden!
Und doch — um Goldſtoff tauſcht' ich's nicht
Es weiß allein um ihre Leiden,
Und ſah allein bei Mondenlicht
Des Mädchens ſtille Thränen rinnen,
Und fing ſie im Verborgnen auf,
Und hört' allein ihr Seufzen: Weg von hinnen!
Hinauf! zu Gott hinauf!

Auch meine Thränen hat's getrunken,
Als ich — o Nacht des neunten März! —
An ihren Buſen war geſunken
In Lieb', in Mitleid und in Schmerz.
Da ſtand der Puls der Adern ſtille,
Da ſchloſſen Augen ſich und Ohr,
Da hob nicht mehr ſelbſt dieſe leichte Hülle
Ihr Buſen noch empor.

Sie gab mir, wach aus dieſem Schlummer,
Von unſern Thränen noch benetzt,
Dich, Zeuge ſonſt von meinem Kummer,
Und meiner Freude Zeuge jetzt.
Sei du durch's Leben mein Begleiter;
Mehr wirkſt du, als ein Talismann.
Die dich mir gab, war ſelbſt bei Schmerzen heiter,
Und duldet' als ein Mann.

Nach der Vorſtellung von Romeo und Julie.

So kann denn ſelbſt die fromme, treue Liebe
Der große Sturm zu Schiffbruch ſein?
Ich träumte ſonſt, ihr leiſes Lüftchen triebe
Den leichten Nachen dieſes Lebens
In deinen Port, o Ruh'! hinein?

Ach! ſeh' ich dich den Todesbecher trinken,
So will ich fort, Romeo, will ihn dir
Entringen, will dir hin zu Füßen ſinken,
Mich um dich klammern, ſchluchzend bitten:
Bleib', große Seele, bleib' doch hier!

Doch, Julie! wenn du nicht einen Tropfen*)
Für dich haſt, dann bewein' ich dich!
Muß nicht die Angſt den Lebensquell verſtopfen?
Dann laß ihn fließen, und er windet
Durch Sümpf' in's Thal des Todes ſich.

Sieh, Amarant! auch mich kannſt du verlieren.
Geſchieht's, beweine du mich dann!
Doch auf den Pfad des Todes dich zu führen:
Das ſoll es nicht! denn Haß dem feigen,
Und Liebe dem beherzten Mann!

Das ſoll es nicht! Es könnt' uns ewig ſcheiden;
Und fliegt mein Geiſt zum Himmel hin
Schon jetzt voraus, die zweite meiner Freuden
Iſt, dort auch, die: daß ich auf ewig
Bei deiner Liebe ſelig bin!

Das ſoll es nicht! des Herzens voller Güte,
Des Kopfs voll Geiſt iſt dieſe Welt
Kaum werth, allein bedürftig; und was blühte
So friſch der Lorbeer, den die Ehre
Für dich in ihren Händen hält?

Wenn aber du den Kelch (dem Thoren — trübe,
Dem Weiſen — klar), noch vor mir leerſt —
Ach! bin ich nicht ein Mädchen? und voll Liebe?
O guter Gott! und all' ihr Engel!
Mir, mir den Todestrank zuerſt!

An Nantchen.

Nach einem Brande.

Ich hatte dieſe Nacht mich kaum
Zum Schlummer hingeſtreckt,
Da ward ich, ach! aus ſüßem Traum
Schon wieder aufgeſchreckt.

Die Trommel ging, die Glocke klang,
Der Wächter ſtieß in's Rohr,
Aus jeder Thür und Fenſter ſprang
Ein bloßes Hemd hervor.

Wie ſtob ich aus dem Bett heraus!
Mein ſüßer Traum verſchwand,
Mein Muth dazu, des Nachbars Haus
Stand lichterloh in Brand.

Bild, Lock' und Lieder! bleibt nur mein!
Kommt! folgt mir bis in's Grab!
Und nun, mein Häuschen, muß es ſein,
Nun wohl! ſo brenn' jetzt ab!

Auf unſern Kirchhof lief ich da
Mit meinem Schatz, und ſtand
Und küßte dein Portrait, und ſah
Gelaſſen in den Brand.

Dein Schutzgeiſt, welcher über mir
Dein Bild mich küſſen ſah,
Sprach zu der Flamme: Stehe hier:
Und plötzlich ſtand ſie da!

Als der erſte Schnee fiel.

Gleich einem König, der in ſeine Staaten
Zurück als Sieger kehrt, empfängt ein Jubel dich!
Der Knabe balgt um deine Pflocken ſich,
Wie bei der Krönung um Dukaten.

Selbſt mir, obſchon ein Mädchen, und der Ruthe
Lang nicht mehr unterthan, biſt du ein lieber Gaſt;
Denn ſiehſt du nicht, ſeit du die Erde haſt
So weich belegt, wie ich mich ſpute?

---

*) Aus Romeo's Giftbecher.

Zu fahren, ohne Segel, ohne Räder,
Auf einer Muſchel, hin durch deinen weißen Flor,
So ſanft, und doch ſo leicht, ſo ſchnell, wie vor
Dem Weſtwind eine Flaumenfeder.

Aus allen Fenſtern, und aus allen Thüren,
Sieht mir der bleiche Neid aus hohlen Augen nach,
Selbſt die Matrone wird ein leiſes Ach!
Und einen Wunſch um mich verlieren.

Denn der, um den wir Mädchen oft uns ſtritten,
Wird hinter mir, ſo ſchlank wie eine Tanne ſtehn,
Und ſonſt auf nichts mit ſeinen Augen ſehn,
Als auf das Mädchen in dem Schlitten.

An Nantchen.

Dank für das Glück ihrer Liebe.

Daß mir dieſe Welt mit allen
Ihren Narren wohlgefällt;
Daß, vom Dummkopf angefallen,
Von dem Neider angebellt,
Rach' und Spott zurücke prallen:
Dafür nimm, du Zauberin,
Dieſen Kuß zum Danke hin!

Daß ich keine Sorgen nähre,
Titel nicht erſchmeicheln mag,
Bunt Gepränge gern entbehre,
Kurz, daß mir ein froher Tag
Mehr iſt, als ein Jahr voll Ehre:
Dafür, holde Schmeichlerin!
Nimm dieß Lied zum Danke hin!

Daß in zärtlichen Geſängen
Deine Liebe ſanften Schmerz
Mit der Freude weiß zu mengen,
So daß Schauer in mein Herz
Sich wie Meereswogen drängen:
Dafür nimm, du Sängerin,
Thränen ſtatt des Dankes hin!

Daß ich oft zur Sternenhöhe
Bald mit heiterm Angeſicht',
Bald mit ſtillen Thränen ſehe;
Daß ich dann um Güter nicht,
Nur um dich und Weisheit flehe;
Dafür, du Bekehrerin!
Nimm mein Herz zum Danke hin!

Zum Gedächtniß des fünfzehnten Julius.

Bei deines Morgens erſtem Sonnenſtrahle,
Steh' ich, dich mit Geſang erwartend, dankbar da,
Dich, o du Tag, an dem zum erſten male
Ich Amaranten ſah.

Die ſchwarzen Locken troffen noch von Regen,
Und hingen, wie ſein Frack, im Wirrwar um ihn her:
Wir Mädchen alle waren zwar verlegen
Dabei, allein nicht er.

Mit ſeinen Augen, blau wie junge Veilchen,
Blickt' er uns lächelnd an. Als er ſo überſah
Den bunten Kreis, ruht' er auf mir ein Weilchen;
O Herz! wie ſchlugſt du da!

Gleich aber wandt' er ſeine Adlerblicke
Von meiner Röthe weg, ſucht einen Weiſen ſich,
War um ihn her, wie um ein Licht die Mücke
Und ach! vergeſſen ich.

So gleichen wir den Puppen denn im Schache,
Womit der Mann von Geiſt kaum zur Erholung ſpielt?
Und mehr bei dem Geſchwätz von einem Bache
Als bei dem unſern fühlt?

Ha! ſollte da mein Blut nicht ſtärker wallen?
Sagt, welches Mädchen nicht auch Eitelkeit beſitzt?
O hätt' ihm nicht mein frohes Herz gefallen:
Was, Nante, wärſt du jetzt?

So aber ſitz' ich hier in einer Laube,
Die dieſen Mann und mich in künft'ger Nacht verſteckt,
Und dann in Deutſchland, wie ich glaube,
Die Glücklichſten bedeckt.

An Nantchen.

Als er erfuhr, daß ſie ihre Hand an einen Andern überlaſſen wolle.

Ha! nun kenn' ich endlich deine Tücke!
O du Falſche! o du Buhlerin!
Sieh! zerriſſen hab' ich deine Stricke!
Dich verlieren iſt für mich Gewinn!
Schande! Schande! daß durch deine Blicke
Jemals ich bezaubert worden bin!
Aber welches Aug' auf Erden iſt
Scharf genug für deine Schlangenliſt?

Haſt du nicht bei Mondlicht manche Stunde
Ach! ſo gern an meiner Bruſt geruht?
Weggeküßt mit deinem Feuermunde
Meiner Augen milde Thränenfluth?
Und verließ, im Rieſenhöhlengrunde,
Deine Tugend nicht zuerſt der Muth?
Aber ich, du weißt es wohl, ich rang
Mit der Wolluſt, bis ich ſie bezwang.

Und warum dieß Ringen? Sieh! geſtehen
Will ich's dir, aus Tugend rang ich nicht!
Zwar ich höre willig auf ihr Flehen,
Aber in *dem* Tumult! — was iſt Pflicht?
Nur, dich in voraus ſchon weinen ſehen,
War für mich mehr als das Weltgericht.
Lieber mir den Tod, als dich betrübt:
Sage, wer hat zärtlicher geliebt?

Rede nun, wo bleiben deine Schwüre?
Schwurſt du, ſicher zu betrügen, ſie?
Nicht genug, daß ich dein Herz verliere,
Sondern wie verlier' ich's, Falſche, *wie*?
Gibſt du dich nicht einem wilden Thiere?
Denn was iſt der ſonſt, der ſeine Knie
Mit Geſchenken vor dir biegt,
Und, mit Brunſt im Auge, Liebe lügt?

Geh' denn! hole Amarantens Lieder,
Die er oft um Mitternacht erſann;
Geh und gib ihm ſeine Briefe wieder;
Der ſie ſchrieb, war ein bethörter Mann;
Und ein jeder Tropfen, der hernieder
Auf das Lob von einer Falſchen rann,
Brenne nun in ſchlummerloſer Nacht
In dem Auge, das der Treue lacht!

O! ihr Küſſe! die ſie meinen Wangen
In der Rebenlaube aufgedrückt,
Werdet ſo viel Biſſe falſcher Schlangen!
Wenn ſie in dem Garten Veilchen pflückt!
O! du Druck der Hand! womit vergangen
Sie mich noch zum letzten mal berückt,
Preſſe doch ihr ſchwurvergeßnes Herz,
Wenn die Reu' erwacht, mit Folter=Schmerz!

Und ihr Tropfen Schweiß, die mir entfielen,
Wenn ich zu ihr eilt' in fremder Tracht,
Drohende Gefahren mir zu Spielen,
Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht,
Oder in dem hohen Schnee zu wühlen,
Zum Vergnügen, (ach! für wen?) gemacht:
O ihr Tropfen! badet feuerheiß
Ihre Stirn' dereinſt im Todesſchweiß!

Schrecklich macht ſie dieſer Lieb' ein Ende,
Welcher keine gleich an Freude zwar,
Aber auch, von einer Sonnenwende
Bis zur andern gleich an Untreu' war.
Doch, was iſt das? Himmel! ich verſchwende
Dieſe Thränen, Nante! noch ſogar?
Strafe dich der Himmel nicht dafür!
Ja! dein eigen Herz vergebe dir!

An Nantchen.

Warnung vor ihren neuen Liebhaber.

Ach! gelaſſen, nicht mit Grimme,
Bitt' ich dich noch einmal um Gehör;
Oder kennſt du meine Stimme,
Die dir ſonſt bezaubernd klang, nicht mehr?
Fürchteſt du, der Schwermuth Klagen
Möchten dir am Herzen nagen?
Fürchte nichts! ich liebe dich zu ſehr!

Kannſt du jetzt dich noch beſinnen,
Armes Mädchen, ſo beſinne dich!
Glaube, meine Thränen rinnen
Mehr um deine Blindheit, als für mich.
Sei aus meinem Arm entronnen,
Stürze nur nicht unbeſonnen
Ohn' Erretten in den Abgrund dich!

Welcher Trank hat deine Sinnen,
Deine Sklaven, wider dich empört?
Gibt es jetzt noch Zauberinnen,
Wie Ovid und Arioſt ſie lehrt?
Gab auch die Natur dem Weibe
Schwächern Geiſt, bei ſchönerm Leibe,
Dennoch ward ſo ſchwach er nicht genährt.

Zwar die Liebe trotzt Barbaren
Thränen für den Kuß der Hirtin ab,
Lehret den Verſchwender ſparen,
Oeffnet Geizigen des Goldes Grab;
Bricht, wie Glas, durch zarte Hände
Stäb' und Riegel; hohe Wände
Springt die Feigheit ſelbſt durch ſie herab.

Laß ſie mit den Thoren ſcherzen,
Mit zwei edlen Seelen ſcherzt ſie nicht!
Durch die Sympathie der Herzen
Lockt ſie hier, und dort mit dem Geſicht.
Was den ſtillen Hirſch empöret,
Selbſt was Täubchen girren lehret,
Das verdient den Namen Liebe nicht.

Nicht des Plato Schwärmereien,
Nicht Petrarchens ſüße Traurigkeit,
Nicht la Farre's Tändeleien,
Nicht der Wolluſt ſei mein Herz geweiht.
Aber etwas von dem Allen
Mög' in meinem Blute wallen,
Wo die Tugend Ebb' und Flut gebeut.

Dieſe Miſchung tränkt mit Freuden,
Die von Tauſenden nur Einer kennt.
Aber hatte nicht uns beiden
Dieß Geheimniß die Natur gegönnt?
Wird — wie ſoll ich wohl ihn nennen? —
Wird auch der es jemals kennen,
Welchem jetzt dein Fuß entgegen rennt?

Wird ſein Herz wie Wachs zerfließen?
Wenn er ja noch deine Liebe lieſt!
Wird ſein Geiſt den Kuß verſüßen,
Den ſein Mund von deinem Munde küßt?
Wird vor deinen Melodien
Wohl ſein Eigenſinn entfliehen,
Wenn der Ekel ſeine Freuden frißt?

Wird er mit des Witzes Kerze
Je die Nacht auf deiner Stirn zerſtreun?
Wird er deinem ſtummen Schmerze
Seine troſtberedte Zunge leihn?
Wird er weinend auf dich blicken,
Seufzend dir die Hände drücken,
Wenn Clariſſen Ungeheuer dräun?

Noch bei grauem Sternenhimmel
Wird er weg von deiner Seite fliehn,
In dem Hund- und Roßgetümmel
Froh und wild hinaus zum Morden ziehn,
Und bedeckt von Blut und Staube
Wird er ſtehn bei ſeinem Raube,
Ohn' um deinen Kuß ſich zu bemühn!

Aberwitz des Lahmen Boten*)
Oeffnet ihm der Weisheit goldnes Thor,
Lieblicher als Hillers Noten
Dünket Caro's**) Bellen ſeinem Ohr;
Eine Volte ſeines Braunen
Hebt zu himmliſcherm Erſtaunen
Als der Flug von Klopſtock ihn empor.

Wenn aus ahnenreichen Bauren
Sein Burgunder frechen Unſinn ſchreit,
O! wie wirſt du heimlich trauren,
Wenn man ſo dein heilig Ohr entweiht;
Daß dein Blut heraufgegangen
Aus den Zehen in die Wangen,
Wie dein Auge jeden Anblick ſcheut.

Reize, die ich dann noch fände,
Wenn ſie ſchon ein Raub der Jahre ſind,
Nehmen ſchnell bei ihm ein Ende,
Denn ſein Aug' iſt für die Seele blind.
Willſt du weinen? willſt du zürnen?
Wenn ihn eine deiner Dirnen
Mit der Herrſchaft über dich gewinnt?

Wagt' ich je den Stolz, zu ſagen:
Ich verdiente dich, der Mädchen Preis?
Das Vergangne will ich tragen;
Kannſt du mich nicht lieben? Nun, ſo ſei's!
Ich will ſelbſt zuerſt dich preiſen,
Schenke nur dich einem Weiſen,
Der dich, ſo wie ich, zu ſchätzen weiß.

Als der Kummer über Nantchen's Wankelmuth ihm eine Krankheit zuzog.

Ganze Tage, ganze Nächte
Sitz' ich hier, auf meine Rechte
Dieſes kummerſchwere Haupt geſtützt;
Sitze weinend, und betrübe
Meinen Geiſt, daß deine Liebe
Nun ein And'rer, falſches Herz! beſitzt.

Thöricht ſuch' ich da nach Gründen,
Wo die Hoffnung, Grund zu finden,
Wie ſo kühn ſie immer ſei, verzagt.
Kann ich mir begreiflich machen,
Was die Seele nie im Wachen,
Selbſt im Traum zu denken nicht gewagt?

Sage mir, daß Vaterbitten,
Mutterthränen dich beſtritten,
Daß dein Kummer deinen Muth verzehrt,
Daß ſie unter Thränengüſſen
Dir die Hand nur weggeriſſen,
Aber daß dein Herz noch mir gehört.

Sage das! ich will es glauben,
Will mir das Bewußtſein rauben,
Daß ich ſelbſt den falſchen Balſam gab;
Denn bei ſo viel tauſend Schwüren,
Ungetreue! dich verlieren,
O! das foltert langſam mich in's Grab.

Oder kannſt du jene Scenen,
Jenes Schmachten, dieſes Sehnen,
Jene Seligkeit und dieſe Pein,
Kannſt du die mit deinem Bilde
Tilgen in mir? Sei ſo milde!
Meine letzte Bitte ſoll es ſein.

---

*) Ein politiſches Blatt, ſonſt der hinkende Staatsbote genannt, das in der Gegend häufig von den Landedelleuten geleſen wurde.

**) Name eines Jagdhundes.

Kannſt du das nicht, Ungetreue!
Nun wohlan! ſieh her und freue
Deines Werkes, meiner Qualen dich!
Wen ein ſchleichend Gift verzehret,
Stirbt entſetzlich, doch verheeret
Nicht entſetzlicher der Kummer mich?

Glaube nicht, daß vor dem Grabe
Je dieß Herz gezittert habe;
Ohne Klopfen geht es noch dahin!
Gern verzeiht es deine Tücke,
Ließ' es dich nur nicht zurücke,
Und zurück — als eine Mörderin!

Als er ſeinem Tode entgegen ſah.

Meine Thränen ſind geweint!
Meine Seufzer ſind verflogen!
Ruhig bin ich, keinem feind,
Selbſt nicht der, die mich betrogen.
Zwar wie liegt die Müdigkeit
Schwer auf meinem ganzen Weſen!
Aber nur noch kurze Zeit,
Kranker! und du biſt geneſen!

O! dem Ekel ſei es Dank,
Daß er gern den Gram begleitet,
Daß er gütig Speiſ' und Trank
Mir mit Wermuth zubereitet;
Denn in jedem Biſſen Brod
Und in jedem Tropfen Weine
Nähm' und tränk' ich ſpätern Tod
In die ſchmachtenden Gebeine.

Ha! zum allererſten Mal
Seh' ich mich vergnügt im Spiegel;
Welch ein dürres weißes Thal
Sind jetzt dieſe Roſenhügel
Meiner Wangen? wie ſo klein,
Wie ſo düſter dieſe Sonnen?
Suada, Scherz und Schmeicheleien
Sind von meinem Mund entronnen.

Nur noch wenig, wenig Fluth
Treibt des Herzens träge Mühle;
Bald, ihr müden Füße, ruht,
Ruht euch aus am nahen Ziele!
Ach! Gehirn! dein Feuer macht
Meines Lebens Abend ſchwüle.
Aber ſieh! da kommt die Nacht!
Dieſe bringet mich in's Kühle.

Todesnacht! ſollt' ich in dir,
Ungewiß, wie lange, ſchlafen?
O! wie könnte ſchon mich hier
Die Natur wohl härter ſtrafen?
Schlafen oder nicht mehr ſein,
Das iſt Eins, eh' er's erfähret;
Ruhe werde dem Gebein'
Und Gefühl dem Geiſt gewähret.

Wieder wachen wirſt du, Geiſt!
Zwar wie liegt die trockne Hülle,
Die der Schmetterling zerreißt,
Gleich als ſchlief' er noch, ſo ſtille?
Aber ſieh! dort fliegt er ſchon
Auf die blaue Veilchen-Aue,
Sauget Honig aus dem Mohn,
Oder trinkt vom Roſenthaue.

Doch, o Seele! ſei auch wach:
Wirſt du dieſe Welt nicht miſſen?
Wirſt du noch von Nantchen (ach!
Dort gewiß mein Nantchen) wiſſen?
Wirſt du, oder wirſt du nicht? —
Nicht? — Entſetzen! Tod! Erbarmen
Schone! ſieh! mein Herz zerbricht!
Mörder! fort aus meinen Armen!

Ahnung? Traum? was iſt es? wie?
Bleibt mein Nantchen in mir leben?
Bleib' ich hier? und werd' ich ſie
Wie die dichte Luft umgeben?
Wann die Reu' in ihr erwacht,
Werd' ich Tröſter ſein, nicht Rächer?
Werd' ich? — Leben! gute Nacht!
Gib mir, Tod! den Schlummerbecher!

Zur Verſöhnung.

Brauſe nicht mit deinen Flüchen länger
In des abgehärmten Mädchens Ohr;
Oeffne du nicht ſelbſt, geliebter Sänger,
Ihr das Todesthor.

Denn vielleicht, nur eben durchgegangen,
Würd' es ſchon vor deinen Blicken klar,
Und du ſähſt zu ſpäte, ſtatt der Schlangen,
Lilien um mein Haar.

Steh' und poche dann! Wird er dich hören?
Lieg' und bettle deine Kniee wund:
Werd' ich darum jemals wiederkehren
Aus des Todes Schlund?

Mit Gewalt — ich kenne deine Hitze!
Sprengſt du, mich zu ſuchen, wohl das Thor;
Aber ach! du dringſt zu meinem Sitze
Mit Gewalt nicht vor.

In dem Lande, wo man nur die Treue
Und den Frieden, ihren Bruder, kennt,
Weiß man nicht, was dieſer Erdball Reue
Oder Thränen nennt.

Hier, nur hier, iſt's möglich, deinen Jammer
Umzuſchaffen in der Liebe Ruh';
Führe denn, o Liebe! meiner Kammer
Heut' ihn wieder zu!

Antwort.

Noch immer dreht ſich unter mir die Erde,
Noch lehn ich mit der Stirn' mich an die Wand;
Es iſt zu viel, daß ich ſo glücklich werde,
Ich, der am Grabe ſtand.

So glücklich! und doch fang' ich an zu weinen?
So glücklich! und doch werd' ich ſo betrübt?
O Gott im Himmel! Nantchen hätte keinen,
Als mich allein geliebt?

Ha! jeder Bube mag mich jetzt verfluchen,
Und ſtumm will ich, verſenkt in meinen Gram,
Ein Plätzchen nur zu meinen Füßen ſuchen,
Für meiner Augen Scham!

Um gegen die ſie morgen aufzuſchlagen,
Aus deren Arm muthwillig du entronnſt,
Die morgen wird ſo ſanft und zärtlich fragen:
„Liebſt du mich noch wie ſonſt?“

O weh mir! Immer tiefer wird die Wunde!
Denn Jahre lang ertrüg' ich ihren Zorn;
Doch ihre Güte — ach! ſchon eine Stunde
Zermalmt mein Herz wie Korn.

Hier bin ich, liebes Mädchen! ein Gerippe,
Wie deine Hand mich aus dem Grabe zieht.
Doch einen Kuß auf die verblaßte Lippe,
Und dein Verwelkter blüht!

Elegien.

Auf Bürger's Tod, 1796.

Kaum vermocht' ich vor ihm mein ſchwimmendes Auge zu bergen,
Als ich, Jahre getrennt, endlich ihn wieder umfing!
Feuer im Auge, wohin? — Zu todter Aſche verglommen!
Und du Stimme voll Klang? Tief in den Buſen verſenkt!

Thränen erpreßt mir der Sohn, den Kummer und Liebe
Mit einander gezeugt, zärtlich die Muſe geſtillt.
Als auch dieſe zuletzt, gleich einer alternden Amme,
Immer launichter ward, winkte der freundliche Tod.
Und ich traure nicht mehr, obgleich ich ihn ſcheiden geſehen,
Kehrt er gleich nimmer zurück, dieſer mein älteſter Freund.
Endlich hätte vielleicht mein lange vergebliches Streben
Ihn mit dem Boden vereint, dem er ſo lieblich entſproß.
Blüthen trieb er auf ihm, doch ſeine goldenen Früchte,
Wie ſie der Himmel Petrarchs ſelten zu reifen vermag,
Trug er, — unglückliche Wahl! am fremden Ufer der Leine,
Aber ein zeitiger Herbſt welkte die Blätter zu früh.
Doch ich traure nicht mehr, denn ſelbſt an's Ufer der Spree,
Oder und Saale verpflanzt, hätt' er nicht länger gegrünt.
Vormals konnt' ich ja bloß mit meinen Thränen ihn netzen,
Jetzt kam aber zu ſpät freundliche Sorge für ihn*).
Nein! ich traure nicht mehr. Er windet aus bleiernem Schlafe
Nicht am Morgen ſich noch mühevoll dehnend empor,
Ungewiſſen Erfolg im Auge des Arztes zu leſen,
Das an der Grenze der Kunſt trübe zur Erde ſich ſenkt.
Ihm verwandelt nicht mehr Bocazes betrogener Eh'mann,
Den ein Fremder belacht, plötzlich in Galle den Wein.
Und nun ruhet der Streit des Geiſtes, der immer nach Thaten,
Und des Körpers, der ſtets ſich nach der Ruhe geſehnt.

So, ſo ſank er dahin im ſchönſten männlichen Alter,
Den ich ſchon herzlich geliebt, als er dem Rehe noch glich,
Als ſein kräftiger Arm den Federball über die Spitze
Jenes Denkmals trieb, das ſich einſt Franke gebaut**).
Warum kehrteſt du nicht zurück zur wartenden Heimath?
Hoffteſt du leichtere Bahn, irgendwo größeren Preis?
Du! am Ufer der Lein' ein Fremdling! Hätte die Spree
Dem Verdienſte vielleicht engere Schranken geſetzt?
Ach! dort ließeſt du dich mit Schnüren binden von Amorn,
Zwar aus Myrthen geknüpft, aber ſo haltbar wie Hanf.
Dennoch verziehen wir leicht dem ausgewanderten Freunde,
Denn der Gebundene war froher als nimmer zuvor.
Wie zufrieden er ſaß bei ſeinem ländlichen Mahle!
Denn mit eigener Hand hatt' er die Bohnen gelegt,
Selbſt gebrochen das Obſt, und ſelbſt gewölbet die Laube,
Die dem brennenden Strahl Gattin und Freunde verbarg.
Wie ſo ruhig er ſchlief in ſeiner reinlichen Hütte!
Denn er hatte des Amts treulich am Tage gewahrt.
Konnt' er wohl glücklicher ſein? Ein Landmann, Weiſer und Dichter,
Einig mit Andern und ſich: Konnt' er wohl glücklicher ſein?

Jüngling! hüte dein Herz! Ach! dünke gegen die Schönheit
Nie dich weiſe genug, nimmer dich ſtärker als ſie.
Lob verdienet die Flucht und Tadel der mißliche Zweikampf,
Der des biederſten Mannes Herzen den Untergang droht.
Haſt der Kräfte du mehr als Bürger? Möchteſt du wiſſen,
Welchen gewaltigen Kampf Jahre lang dieſer beſtand!
Doch, wenn nicht der Tod, ſo ſieget am Ende die Liebe,
Wenn man ſich ihrer Gewalt kecklich zu trotzen vermißt.
Sei es dem noch vergönnt, der, gleich dem germaniſchen Spieler,***
Seine Freiheit ſogar ſetzet aufs trügliche Spiel.
Aber die hatte bereits der zärtliche Sänger verloren,
Und ſo ward es ein Kampf, Himmel! auf Leben und Tod!
Einem Stummen gleich ſaß er bei'm ländlichen Mahle,
Denn er hatte nicht mehr ſelber die Bohnen gelegt.
Jede Stunde der Nacht vernahm er das Krähen der Hähne,
Denn der vergangene Tag füllte mit Träumen die Nacht.
Gab um einen Preis, der ihm ſelbſt Thränen erpreßte,
Gleich die verlorene Ruh Hymen ihm wieder zurück,
O ſo gab er doch nicht, (wie konnt' er?) den Frohſinn ihm wieder,
Dem, ein ſchweres Gewicht leichter zu fühlen, genügt.
Dennoch hätte vielleicht die zweite Pflegerin lange
Frei von Falten die Stirn ihm zu erhalten gewußt;
Sie, die ein hohes Lied ſelbſt fremder Barden verdiente,
Tauſendfach mehr noch ſeins, das ihr Unſterblichkeit gab?
Sie, die Alles für ihn erduldet, Alles geopfert,
Seine Freude zu ſein! — wurde, verſcheidend, ſein Schmerz.
Mitten im frohen Gewühl der Jünglinge ſchwankte ſein Leben,
Wenn ein düſterer Gram Leben zu heißen verdient.
Siehe! da bringet ein holdes Geſchöpf, die Thräne des Mitleids
In dem Auge voll Geiſt, Lieder im roſigen Mund,
Ihm aus Schwaben ihr Herz, zufrieden, fände der Wittwer
Nur zur Hälfte darin ſeines Verluſtes Erſatz.
Was bedurft' es denn mehr, die Seele des Dichters zu wecken,
Der, ſo dürftig er war, höher dieß ſchätzte als Gold?
Ach! es ſpornte ſo lange des Eremiten Entſchlüſſe,
Bis der gefährhliche Sprung nicht mehr ein Wageſtück ſchien,
Bis er, taumelnd, vergaß, ob eingefallene Wangen,
Und ein Auge, das kaum Sternengeflimmer noch glich,
Lange der Schwärmerin wohl auch da zu gefallen vermöchten,
Wo der Adonen ein Heer Augen und Ohren beſtürmt.
Nein! ich traure nicht mehr. Er wandelt im Lande der Ruhe,
Frei von dem feurigen Blut, welches ſein Treiber hier war.
Ein zu zärtliches Herz — was werfet, ihr kälteren Tadler,
Sonſt dem Sänger noch vor, kanntet ihr anders ſein Herz?
Aber ihr kennt vielleicht nur ſeiner Leier Geſänge?
Alſo — dieß ſchwöret ſein Freund! — grade ſein kleinſtes Verdienſt.

Marcus Herz,

geſtorben den 20ſten Januar 1803.

Tauſenden, (und auch mir!) hat er das Leben verlängert,
Nur das ſeinige hat leider! ſein Eifer verkürzt.
Und doch hätt' er ſo gern ſich länger des Lebens gefreuet;
Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht.
Lauſchend mit ſpähendem Blick, erforſcht' an der dunkelen Werkſtatt
Der Natur ſein Geiſt ihre verheimlichte Kraft.
Hofft' er, irgend den Kreis des menſchlichen Wiſſens und Wohlſeins
Noch erweitert zu ſehn, um eine Linie nur:
Wie erheiterte ſich ſein Auge! Wie freut' er der Nachwelt
Glückes ſich im voraus, gleich als genöß er es ſelbſt.

Eine Gattin war ſein, mit immer noch blühenden Reitzen,
Hatte der Lenze ſie gleich zwanzig ſchon mit ihm verlebt.
Doch es konnt' ihr Reitz im erſten Frühlinge ſchwinden,
Klein war dieſer Verluſt, blieb ihr der ſchönere Geiſt,
Blieb der zarte Scherz nur immer in ihrem Gefolge,
Und lebendig der Wunſch, heiter den Gatten zu ſehn,
Und der beſcheidene Sinn, der alle Tugenden hebet,
Wie der Puder den Grund einer Aurikel verſchönt.
Welch ein liebender Kreis von weiſen Freunden umgab ihn!
Jeder ſchätzte den Arzt, Denker und Spötter in ihm!
Aber alle noch mehr den Mann, deß Leben ein Einklang
Süßerer Töne war, als ſie die Stoan noch gab.
Geich den Weiſen Athens liebt' er die fröhlichen Zirkel
Seine Sorgen allein blieben im Herzen verſteckt;
Alles opfert' er ſonſt auf dem Altare der Freundſchaft,
Seinen Witz und Wein, ſeine Erfahrungen gern.

---

*) Der Verfaſſer hatte ſich für Bürger verwendet, ihn als beſoldeten Profeſſor in Halle anzuſtellen, und große Hoffnung, dieß bei der erſten Vacanz erfüllt zu ſehen, als Bürger ſtarb.

**) Das Pädagogium zu Halle, auf dem Bürger und der Verfaſſer zu gleicher Zeit erzogen wurden.

***) Tacitus, von den Sitten Germaniens, im 23. Cap.

Von den Pfeilen, geſchnellt von fremden Bogen, ging keiner
  Je verloren für ihn; wie er behende ſie fing!
Und wie ſchickt' er ſie oft, bei lächelndem Munde, mit Roſen
  Ihre Spitzen bedeckt, hurtig dem Schützen zurück!

Und ſo glich ſein Lebensgenuß den ſchlängelnden Gängen
  Eines engliſchen Parks, ja! noch verdoppelt ſogar!

Denn die Armuth hatt' am kalten eiſernen Arme
  Ihn in früherer Zeit rauhere Pfade geführt.
Ach! drum hätt' er ſo gern ſich länger des Lebens gefreut,
  Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht,
Und ſo verließ er uns früh! Ihn tadeln möchte die Freundſchaft,
  Nur die Bewunderung hält jeglichen Tadel zurück.

Chriſtian Gottlieb Auguſt Goede

ward am 20. Februar 1774 zu Dresden geboren, ſtudirte die Rechte zu Leipzig und lebte dann von 1802 bis 1805 als Begleiter des Legationsrathes von Blümner in England. Nach ſeiner Rückkehr ward er zuerſt außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität zu Jena. 1807 aber ordentlicher Profeſſor der Rechte zu Göttingen, wo er am 2. Juli 1812 ſtarb.

Von ihm erſchien:

England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunſt, aus einer Reiſe von 1802 und 1803. Dresden 1804—1805; 5 Thle. N. A. 1807.

Das ſo eben angeführte Werk, das einzige das der Verfaſſer uns hinterlaſſen, gehört noch immer zu den beſten dieſer Art, die wir in deutſcher Sprache beſitzen. — Gründlichkeit, feiner Geſchmack, würdiger Ernſt, ein treffender Blick, Anmuth und Würde der Darſtellung und eine edle und gebildete Sprache vereinigen ſich, um ihm den hohen Werth, deſſen es ſich erfreut, zu verleihn.

Karl Göppinger,

als Dichter Karl Geib genannt, ward 1781 in Halberſtadt geboren, trat in preußiſche Militärdienſte, rückte bis zum Oberſtlieutenant auf und nahm dann ſeinen Abſchied, den er ſehr ehrenvoll mit einer Penſion erhielt. Er privatiſirte darauf, anfänglich am Rhein, ſpäter in Weißenfels.

Seine Schriften ſind:

Handbuch der griechiſchen und römiſchen Mythologie. Erlangen 1832.
Die Volksſagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 1s. Bdchen. Heidelberg 1828.
Aubriet, politiſche und militäriſche Lebensgeſchichte des Fürſten Eugen, Vicekönig von Italien; deutſch von K. G., Speier 1826.
Neue Biographie der Zeitgenoſſen. Heidelberg 1821—1823. 3 Bde.
Des P. Ovidius Naſo Feſtkalender. Erlangen 1828.
Barthelemy's Waterloo. Frankfurt 1830.
Maleriſche Reiſe an der Moſel von Coblenz nach Trier. Nebſt der Moſella des Auſonius, überſetzt von K. G. Heidelberg. O. J. Quer Folio.

G. hat ſich als Dichter, vorzüglich durch eine glückliche, ihrem Geiſte angemeſſene poetiſche Behandlung der rheiniſchen Sagen, einen geſchätzten Namen erworben. Seine übrigen Schriften beurkunden den durch ein bewegtes Leben gebildeten Mann von gründlichen Kenntniſſen und feinem Geſchmack.

Die Jungfrau vom Lurley.*)

Wie Flötenklang im Abendgold
Durch Auen und den Hain,
Tönt eine Stimme wunderhold
Von Lurley's Fels am Rhein.

Oft, wenn die Sonn' aus Oſten wallt,
Wenn Mond beglänzt die Höh'n,
Läßt ſich in lieblicher Geſtalt
Dort eine Jungfrau ſeh'n.

Doch wer vom Waſſer oder Land
Zur Jungfrau hebt den Blick,
Dem plötzlich ſie wie Duft entſchwand,
Läßt Wehmuth ihm zurück.

Auch horcht ihr Mancher auf dem Schiff,
Lenkt er den Strom hinab,
Wie träumend — ſtößt an's Felſenriff,
Und ſinkt in's feuchte Grab.

Nur einem jungen Fiſcherpaar,
Das bey des Abends Glüh'n
Im Tagwerk noch geſchäftig war,
Die holde Maid erſchien.

Und vor die Scheuen trat mit Gruß
Sie leicht und mit Geſang,
Zeigt' ihnen dann im ſchnellen Fluß
Den allerreichſten Fang.

Bald hat in Thälern und auf Höh'n
Das Land die Sag' erfüllt,
Wie jene Fiſcher dort geſeh'n
Das göttlich ſchöne Bild.

Es herrſcht' ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Hatt' einen edlen Sohn,
Der folgt' ſo gern durch Flur und Hain
Dem Wild beym Hörnerton.

Sein Lager hielt der junge Graf
In Freud' und Glanz allhier,
Wo manchen Hirſch ſein Bogen traf
Im waldigen Revier.

Doch als auch ihm die Sag' erſcholl,
Wie dort zum Strande kam
Das Kind der Felſen, ach! da ſchwoll
Sein Herz von Luſt und Gram.

Und wie, umſtrahlt von Silberlicht,
Die Fee'n im Morgenland,
So hold in manchem Nachtgeſicht
Die Jungfrau vor ihm ſtand.

Ihn läßt die Sehnſucht nimmer ruh'n,
Er bietet Saſſen auf:
Stromabwärts eilt gen Weſel nun
Der muth'gen Roſſe Lauf.

---

*) Aus Karl Göppinger's Volksſagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 1r. Bd. Heidelberg 1828.

Und dort beſteigt er einen Kahn,
Und fährt dem Lurley zu:
Schon ſinkt auf Berg und Wieſenplan
Die Nacht in ſtiller Ruh'.

Die goldnen Sterne leuchten hell:
„Ach! ſeht die Zauberin!
(So rufen ihm die Rudrer ſchnell;)
Doch fahren wir nicht hin!“

Da ſieht der Jüngling die Geſtalt;
Sie ſitzt am Felſenhang
Im Schneegewand und jetzo ſchallt
Ihr himmliſcher Geſang.

Dann lächelnd geht ſie weiter vor,
Und flicht im Sternenglanz
Von Waſſerblumen, Binſ' und Rohr
Sich einen Lockenkranz.

„Ach, Herr! Wie lieblich (ruft die Schaar)
Iſt dieſe Zauberin!
Welch Angeſicht! welch goldnes Haar!
Doch fahrt, o fahrt nicht hin!“

Allein, wie Sturm die Wolke, drängt
Die ſüße Qual ihn fort,
Und er gebeut: „Ihr Schiffer, lenkt
Den Kahn zu jenem Ort!“

Schon will man ſich dem Strande nah'n,
Wo jene freundlich winkt,
Als ſchnell der Graf, um ſie zu fah'n,
Aus ſeinem Nachen ſpringt.

Doch er erreicht das Ufer nicht,
Sinkt in den Strom hinab,
Der grollend ſich am Felſen bricht —
Ihn deckt der Fluthen Grab.

Und bang, in raſcher Eile, fährt
Der Knechte Schaar zurück,
Und meldet, als ſie heimgekehrt,
Des Jünglings Mißgeſchick.

Der Pfalzgraf hört's: o Trauerton!
Wie beugt der wilde Schmerz
Um den entriſſ'nen lieben Sohn
Das väterliche Herz!

An ſeine Reiſigen voll Grimm
Erläßt er das Gebot:
„Auf! Bringet mir das Ungethüm
Lebendig oder todt!“ —

„Herr! (ſpricht der Hauptmann) Euer Wort
In Ehren! Doch wär's gut,
Zu ſtürzen gleich die Hexe dort
Hinunter in die Fluth;

Sonſt macht ſie Euch der böſe Feind
Aus Kett' und Banden frey.“ —
„Wohl! (ſagt der Pfalzgraf) wohl, mein Freund!“
Ab zieht die Reiterey.

Die Sterne ſchwinden, bald erhellt
Der junge Morgenſtrahl,
Der von der Berge Zinnen fällt,
Rings Auen, Strom und Thal.

Es fährt mit ſeinem Waffentroß
Der Ritter über'n Rhein,
Und Alle ſchließen ſchnell zu Roß
Den Lurleyfelſen ein.

Mit drey'n der Wackerſten erſteigt
Der Hauptmann jetzt die Höh'n,
Als oben ſich die Junfrau zeigt,
Und ihre Locken weh'n:

Von Bernſtein hält ſie eine Schnur
In lilienweißer Hand:
„Wen ſucht Ihr, Leute jener Flur,
An dieſer ſteilen Wand?“ —

„Nur Dich! (verſetzt der Führer) Halt!
Gefangen biſt Du nun;
Drum ſollſt Du, Zauberin, alsbald
Den Sprung in's Waſſer thun.“

Sie lacht. „Das Waſſer hole mich!“
Und wirft im leichten Gang
Die Schnur hinab, und ſchauerlich
Tönt ihrer Stimme Klang:

„Die weißen Roſſe ſchicke mir,
O Vater, Deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!“

Da brauſ't ein Sturm mit Regenguß,
Die Brandung ſchäumt empor:
Zwei Wellen wandeln aus dem Fluß,
Gleich Roſſen, hoch hervor.

Hinan den Felſen ſteigen ſie,
Und tragen blitzesſchnell
Die Jungfrau in den Strom — und ſieh'!
Umher iſt's wieder hell. —

Dem Wunder ſtaunt der Männer Schaar
Mit Beben, und erkennt,
Daß jene von den Geiſtern war,
Die man Undinen nennt.

Und als zu ihrem Herrn zurück
Sie mit der Kunde floh'n,
Da fand ſich auch — o welch ein Glück! —
Der todtgewähnte Sohn.

Gehoben hatt' ihn dort hinan
Mit halb betäubtem Sinn
Das Wellenſpiel, und trug ihn dann
Sanft an das Ufer hin. —

Nicht mehr ließ ſich die Jungfrau ſeh'n;
Nur aus der Felſenkluft
Sie neckend noch, wenn Schiffe geh'n,
Der Segler Stimme ruft.

Die beiden Brüder.

Auf ſeiner Felſenburg am Rhein
Ruht endlich von des Lebens Mühen
Der Ritter Hans vom Liebenſtein;
Oft ſah man ihn zu Fehden ziehen:
Für Kaiſer, Recht, und Vaterheerd
Trug er allein das tapfre Schwert.

Sein Weib verſchied vor langer Zeit,
Doch ließ ſie ihm zwei edle Kronen,
Zwei Söhne, die, voll Biederkeit
Und Muth, wie er, den Schmerz belohnen;
Man nennt ringsum, wo Thaten blühn,
Die Namen Richard, Balduin.

Mehr ernſthaft ſcheint der Erſte nur;
In ſich verſunken weilt er gerne
Im ſtillen Thal auf heim'ſcher Flur;
Der Zweyte ſtrebet nach der Ferne;
Zwar offen iſt ſein Herz und gut,
Jedoch zu leicht ſein raſches Blut.

Da war auch eine ſchöne Maid
Zum Schloſſe Liebenſtein gekommen;
Es hat die junge Adelheid
Der greiſe Burgherr aufgenommen
Als Freund von ihrem Aelternpaar,
Das ihr zu früh' entriſſen war.

Das Fräulein iſt an Gütern reich,
Doch mehr an weiblich=holder Sitte,
Ihr Herz voll Tugend mild und weich,
Und wie wir in der Blumen Mitte
Die zarte Mayenroſe ſchau'n,
So blüht ſie unter andern Frau'n.

Der Vater denkt: „die Zeit vergeht,
Gereift zu Männern ſind die Söhne!“
Darum in ihm der Wunſch entſteht:
„Wählt' einen doch die edle Schöne
Zum Gatten!“ Nichts belehret ihn,
Daß Beyde für die Jungfrau glüh'n.

So iſt es. Aber Richard meint,
Daß, wenn ſie ihm auch Huld erzeiget,
Sich Adelheid doch, wie es ſcheint,
Mehr zu dem jüngern Bruder neiget:
Der edle Mann bezwingt ſein Herz,
Obwohl durchbohrt von Gluth und Schmerz.

Er geht — was auch ſein Inn'res litt —
Zu bitten, daß ſie ſich erkläret
Für Balduin: welch herber Schritt!
Ach! ſein Verlangen iſt gewähret;
Er ſieht ihr Glück ohn' allen Neid,
Doch ſtärker wachſen Lieb' und Leid.

Den Bund mit Freudenthränen weih'n
Sieht man, als Beyde ſich verloben,
Den alten Herrn vom Liebenſtein;
Doch ihre Trauung iſt verſchoben
Auf Monde, bis ein Waffenfreund,
Der ferne weilt, am Feſt erſcheint.

Nur Richard zieht mit düſterm Sinn,
Verhehlend das, was in ihm wohnet,
Nach Renſe's Höh'n zum Fürſten hin,
Der herrlich dort auf Felſen thronet,
Und gern in ſein Gefolg ihn nahm;
Doch bleibt auch hier der ſtille Gram.

Da kommt Sanct Bernhard in das Land,
Und hebt empor des Kreuzes Zeichen:
„Auf! (ruft er) von dem heil'gen Strand,
Entweih'nde Horden zu verſcheuchen!“
Sein Feuerblick, ſein kräftig Wort
Reißt Alles wie im Taumel fort.

Und an des Rheins Geſtad' einher
Tönt ſchon der Kriegsdrommete Schallen;
Zu Roß und Fuß, mit Schwert und Speer,
Sieht man die Schaar zum Jordan wallen:
Auch Balduins entflammter Muth
Iſt ſchnell gefaßt von dieſer Gluth.

Der Alte hört es, und die Braut,
Und Schmerz ergreift die junge Schöne:
Vor dem Geliebten ohne Laut
Steht ſie, und birgt die heiße Thräne,
Die floß vom holden Angeſicht;
Jedoch der edle Vater ſpricht:

„O Sohn, es wird das heil'ge Grab
Genug der braven Streiter finden:
Du weile, meines Alters Stab,
Bey Deinem Weib in dieſen Gründen!
Auch hier kann droh'n der Feinde Schwarm
Und Schutz verleih'n ein tapfrer Arm.“ —

Drauf Balduin: „Ach! Widerſteh'n
Kann nichts dem Drang, der mich beſeelet:
Wenn neu wir uns, Geliebte! ſeh'n,
Dann bin ich würdig Dir vermählet;
Kehrt, Vater! je Dein Sohn zurück,
So ſey's mit Ehre, Ruhm und Glück.“ —

Schon eilet weg ſein raſcher Flug,
Ihm folgt die Schaar von wackern Mannen;
Gewappnet geht der Ritter Zug
Mit ihrem Fähnlein ſchnell von dannen
Zu Kaiſer Konrad's Heer am Mayn,
Dann fort gen Süd' in ſtolzen Reih'n.

Auch Richard will ſich ihrer Zahl
Geſellen; ſchon iſt er gerüſtet,
Im Kampf zu tilgen ſeine Qual:
Doch als er hört, wie's auch gelüſtet
Den Bruder, wendet er ſein Roß,
Und zieht auf's väterliche Schloß.

Er findet Balduin nicht mehr,
Und Pflicht gebeut ihm, hier zu bleiben;
Zwar kann den Dämon nichts, wie ſehr
Er kämpft, aus ſeinem Herzen treiben;
Doch duldet feſt der bied're Mann,
Und ſieht die Maid als Schweſter an.

Mit Adelheid iſt er bemüht
Zu hellen ſeines Vaters Trübe.
Ach! Sie bemerkt, was in ihm glüht,
Und ſeufzet; „Werth iſt er der Liebe!“
Doch denkt ſie, daß es ſündhaft ſey,
Und bleibet dem Entfernten treu.

Dem Alten blinket Troſt im Weh
Um Balduin; er will vertrauen,
Und läßt die Burg auf naher Höh',
Genannt der Sternfels, ihm erbauen:
Da ſtirbt der Greis, und Thränen weiht
Sein Sohn ihm dort mit Adelheid.

Zwey Jahr' in's Meer der Zeiten fliehn,
Da ſchallt zum Berg, zum Thal hernieder:
„Es kehret Ritter Balduin
Aus Paläſtina's Auen wieder;
Doch führt er an des Rheines Strand
Ein ſchönes Weib aus Griechenland.“

Wie blutet der Verlobten Herz!
Ach! Faſt erliegt ſie dieſem Dorne,
Und Richard weint zu ihrem Schmerz;
Doch glüht er bald von edlem Zorne:
Dem Knecht, der naht mit dem Bericht,
Wirft er den Handſchuh hin, und ſpricht:

„Dies Fehdezeichen trag' ihm hin!
Er hat ein heil'ges Wort gebrochen:
Was er entweiht mit frechem Sinn,
Wird auch durch höh're Macht gerochen;
Den kenn' ich nicht als mein Geſchlecht,
Der ſo verletzet Lieb' und Recht.“

Schon zog auf Sternfels jener ein,
Sie nah'n ſich täglich mit den Saſſen,
Wo auf den Feldern ihre Reih'n
Das Blut im Streite fließen laſſen;
Und jetzt entbieten feyerlich
Zum Zweykampf beyde Brüder ſich.

Im Waffenkreiſe ſtehn bereit
Die Ritter mit gezog'ner Wehre —
Da zwiſchen ſie tritt Adelheid
Mit ihren Frau'n, bleich, ohne Zähre:
„Des Vaters, nun im Himmelreich,
Gedenket, und verſöhnet Euch!

Dir, Balduin, mag Gott verzeih'n,
Dir, Richard, ſchenk' er heit'res Leben!
Mich werd' ich heil'gem Dienſte weih'n,
Im Schleyer, fern von eitlem Streben.“
Sie ſpricht's. Gehorchend ihrem Blick
Zieht jeder mit der Schaar zurück.

Auf Liebenſtein herrſcht Oede nur,
Auf Sternfels Prunk bey frohen Tönen,
Wo mancher Fant hin ritt und fuhr,
Und huldigte der neuen Schönen;
Sie nimmt es an mit leichtem Sinn,
Wie eine ſchnöde Buhlerin.

Da höret plötzlich ihr Gemahl,
Daß untreu ſie an ihm geworden;
Er eilt voll Wuth, mit blankem Stahl,
Sie und den Buhlen zu ermorden:
Vergebens! Beyde waren ſchon
In ein entferntes Land entflohn.

Er klagt dem Bruder ſeinen Schmerz,
Und fleht: „Vergib mir alle Fehle!“
Und Richard ſchließt ihn an ſein Herz:
„O! (ruft er) bey des Vaters Seele,
Bey ihr, die fromm, durch ſich belohnt,
In trüben Kloſtermauern wohnt: —

Uns, welchen Gram die Liebe gab,
Laß ehelos, o Bruder, bleiben!“
Sie ſchwören's an des Edlen Grab:
So weit des Lebens Wogen treiben,
Iſt jeder nun, im Bund vereint,
Dem Andern Hülfe, Troſt und Freund. —

Seht dort am rebumkränzten Rhein,
Im Tagesglanz, im Mondenſchimmer,
Den Sternfels und den Liebenſtein!
Es ſchauen die bemoosten Trümmer
Herab auf waldbegrüntes Land,
Und ſind die Brüder noch genannt.

Die Gräfin von Cleve.

Schön und hold vor allen Frau'n
Iſt Beatrix anzuſchau'n,
An des Stromes blüh'ndem Strand
Gräfin von dem Cleverland.

Mit des Kreuzes muth'gem Heer
Zog ihr Vater über's Meer;
Kund' erſcholl, daß manche Noth
Er gefunden, Sieg und Tod.

Bald auch folgt die Mutter nach,
Weil ihr Herz in Kummer brach,
Und der Jungfrau letzter Stab
Deckt das kühle, dunkle Grab.

Auf dem Söller, trüb' und bang',
Saß die Holde tagelang,
Auf der Väter hohem Schloß,
Und die ſanfte Thräne floß.

Oft, bey Sturm, bey Sonnenſchein,
Blickt ſie fern zum ſtolzen Rhein:
Segel auf den Fluthen nah'n,
Wandrer zieh'n hinab die Bahn.

Einſt, als Sommerabend mild
Grüßt den Hain und das Gefild,
Weilt ſie hier, doch Stille nur
Wohnt am Rhein und auf der Flur.

Einſam und verlaſſen denkt
Sich Beatrix, ach! und ſenkt
Nieder den bethauten Blick:
„Mutter, komm, o komm zurück!“

Als ſie jetzt das Aug' erhebt
Zu dem Himmel — ſieh! da ſchwebt
Her ein Schiff im raſchen Lauf,
Spannend hoch die Segel auf.

Und ſie ſieht das Fahrzeug nah'n:
Auf dem Maſte glänzt ein Schwan,
Unten hängt ein Ritterſchild
Mit des Schwanes goldnem Bild.

An den Strand die Segler geh'n,
Und ein Ritter, ſtattlich=ſchön,
Fliegt herbey zu Roſſe leicht;
Schüchtern ſie vom Söller weicht.

Als am Schloß er fragend hält,
Ob der Herrin es gefällt,
Ein Gehör ihm zu verleih'n,
Pocht ihr Herz — man läßt ihn ein.

Und er ſpricht: „Ich heiß' Erlin
Von der Schwanenburg; zu zieh'n
In das Cleverland gebot
Mir der Graf; er iſt nicht todt.

Ihm in Antiochia
Kämpft' ich, edle Gräfin! nah';
Aber des Gelübdes Band
Feſſelt ihn an's heil'ge Land.

Darum auf der Heimath Fluß
Bring' ich Euch des Vaters Gruß.“ —
Ach! wie bebt in Freud' und Schmerz
Der erſtaunten Jungfrau Herz!

Größer iſt der Schmerz: nicht mehr
Kommt der theure Vater her!
Viel erzählen ihr jedoch
Muß von ihm der Fremde noch.

Auf des edlen Manns Geſtalt
Ruht ihr Aug', der Buſen wallt:
Daß der Liebe Funken ſchlich
In ihr Herz, verhehlt ſie ſich.

Als drey Tage ſind entfloh'n,
Sagt er: „Trennung nahet ſchon;
Gräfin! Ob ich nun entweich'
Oder bleibe, ſteht bey Euch.“

Jetzo reicht er ihr ein Blatt,
Das er von dem Grafen hat:
Ach! des Vaters Züge ſind
Werth dem liebevollen Kind.

Und ſie lieſ't: „Es ſoll Erlin,
Mein Genoſſ', nach Cleve ziehn;
Wird der Edle Dein Gemahl,
Freut mich Deines Herzens Wahl.“

Und noch in derſelben Stund'
Einet ſich im ſchönſten Bund
Mit Erlin die junge Maid:
Glücklich ſchwindet ihre Zeit.

Auch entſproßt dem edlen Blut
Sind drey Söhne, brav und gut:
Dietrich, Gottfried, Konrad, weihn
Sich den Waffen, kühn und rein.

Als der Vater ſie bewehrt,
Reicht dem Dietrich Schild und Schwert
Mit den Worten er: „Nach mir,
Sohn! gehört die Grafſchaft Dir.“

Gottfried hat ſein Silberhorn,
Konrad aber Ring und Sporn;
Beyden er auch Land ertheilt,
Wo zum Rhein der Lahnfluß eilt.

Drauf, nach ſtiller Frühlingsnacht,
Als die Morgenröthe lacht:
Iſt der Schwanenritter fort,
Niemand ſah ihn geh'n von dort.

Zeilen doch läßt er zurück,
Und der Gattin Trauerblick
Lieſ't: „Mich ruft ein heil'ger Schwur
Neu in Paläſtina's Flur.

Dies dem Vater ich verſprach;
Wack're Söhne laſſ' ich nach
Dir zum Troſt; mein Herz erfüllt
Deine Liebe und Dein Bild!“—

Ach! vom Söller, trüb' und bang,
Schaut Beatrix tagelang,
Ob der Gatte wieder naht:
Oede bleiben Strom und Pfad.

Bald erſtirbt des Lebens Licht,
Weil ihr Herz in Kummer bricht;
An der Mutter Seite ruht
Sie, beweint als mild und gut:

Doch das Schloß in jenem Land
Wird noch Schwanenburg genannt.
Golden ſtrahlt, bey Sonn' und Sturm,
Noch der Schwan von Cleve's Thurm.

Kaiſer Friedrich und Gela.

Friedrich Barbaroſſa nennet
Jeder gern, den Biedermann,
Ihn, der Minnelieder tönte,
Welchen Ehr' und Sieg bekrönte,
Der getrotzt dem Prieſterbann.

Zu der Laute ſey geſungen,
Was von ihm die Kund' enthüllt,
Als er, noch in Jünglingsjahren,
Wonn' und Schmerzen einſt erfahren
In der Wetterau Geſild.

Dorten hauſ't am Kinzigufer
Hohenſtaufens edler Sohn,
Auf der Jagd die Flur durcheilend,
Gern auch ſtill im Haine weilend
Bei der Nachtigallen Ton.

Doch was ſcheucht aus ſeinem Herzen
Bald die Ruh' und heitre Luſt?
Eine Jungfrau, die vor allen
Reiz und Anmuth ſanft umwallen,
Hauchet Lieb' ihm in die Bruſt.

Gela, ſeines Burgmanns Tochter,
Sieht er in dem Bogengang,
Und entglüht im heißen Triebe:
„Schönſtes Fräulein, ach! ich liebe
Euch!“ ſo rief er leiſ' und bang.

Doch erröthend, mit geſenktem
Auge, ſteht die junge Maid.
„Zürne (fleht der Ritter), zürne
Nicht dem Kühnen, edle Dirne,
Wenn er deine Hand entweiht!“

Und er läßt die Hand, und eilet
Fort; doch Gela meidet ihn
Seit dem Tag: in ſich verſchloſſen,
Trübe, finſter und verdroſſen,
Schweift er durch die Wälder hin.

Langſam wandelt einſt am Abend
Friedrich an des Haines Bucht;
Da erſcheint im weißen Kleide
Sie, die Kräuter auf der Haide
Für die kranke Schweſter ſucht.

Grüßend ſie mit Ehrfurcht, wallet
Er vorüber — ach! der Saum
Des Gewands berührt ihn: ſtrebend,
Sich zu faſſen, wankt er bebend
An den nächſten Eichenbaum.

Tief wird Gela's Herz gerühret,
Lieb' auch fühlt die Maid in ſich:
Schüchtern ſagt ſie: „Ihr könnt finden
Morgen, wenn die Sterne ſchwinden.
In der Burgkapelle mich!“ —

Früh' im feyerlichen Tempel,
Wo die heil'ge Stille wohnt,
Seh'n ſich Beyd' im letzten Scheine,
Den, beſtrahlend Flur und Haine,
Auf den Altar wirft der Mond.

Ihm zur Seite ſpricht die Holde:
„Höre, Friedrich, auf mein Wort:
Du bekannteſt deine Triebe,
Ich geſteh' auch meine Liebe
Hier am gottgeweihten Ort.

Doch Dir kann ich nimmer werden
Gattin; über Leut' und Land
Wirſt Du einſt zum Herrn erwählet,
Und ein Weib ſey Dir vermählet,
Aus der Fürſten hohem Stand!

Aber — fehl' ich, ſo vergebe
Die Erbarmungsreiche mir,
Deren Bild wir nahe ſtehen! —
Jeden Morgen kannſt Du ſehen
Mich in der Kapelle hier.

Aber ohne Zeugen nimmer
Darf ich anderswo Dich ſchau'n:
Rein ſey unſre Lieb' im Leben!
So mit mir hinüberſchweben
Soll ſie einſt in ſel'ge Au'n.“ —

„Ha! für Dich (ruft der Entbrannte)
Laß ich fahren Ruhm und Glanz,
Werd' ein Pflüger dieſer Erde,
Weid' als Hirt die kleine Heerde;
Denn mich lohnt der Liebe Kranz.“

Aber Gela's ſanfte Worte
Gießen neue Kraft und Licht
In die Seele des Betrübten —
Ja, er folget der Geliebten,
Und gedenkt der herben Pflicht.

Jeden Tag im Zwielicht eilen
Beyde nach dem Tempel hin,
Ruh'n, im Wonnetraum gewieget,
Und an Gela's Wange ſchmieget
Er ſich, doch mit reinem Sinn.

Ein beglücktes Jahr entſchwindet,
Sieh! Da folgt des Kaiſers Ruf
Raſch ſein Heer nach fernen Landen
Wider Sarazen'ſche Banden.
Rings ertönt der Roſſe Huf.

Ehr' und Pflicht, und der Geliebten
Stimm', ermahnen Friedrich; fort
Eilend ruft er: „Ewig währet
Unſ're Lieb', und unverſehret!“ —
„Ewig!“ iſt ihr letztes Wort.

Fern geht er zum heilg'en Strande,
Kehrt zurück mit Sieg und Ruhm;
Schon in beſſ're Welt enteilet
Iſt ſein Vater, und ertheilet
Wird ihm Schwabens Herzogthum.

Und er ſucht am Kinzigufer
Seine Gela — doch es hat
In dem nahen Sitz der Frommen
Jüngſt den Schleier ſie genommen;
Traurig lieſ't er dieſes Blatt:

„Hohenſtaufen! Deiner Würde
„Ziemt ein Weib vom Fürſtenſtand.
„Froh ſah ich ein Jahr verſchweben;
„Dies genüget meinem Leben:
„Unſ're Lieb' iſt ew'ges Band!“ —

Friedrich, als zum Kaiſerthrone
Er emporgeſtiegen, nahm
Eine Gattin, die er ehret,
Doch nicht liebt, und immer währet
Um die Jungfrau Lieb' und Gram.

An dem Hain, wo ihm begegnet
Einſt das holde Mädchenbild,
Läßt er eine Stadt erbauen —
Gela'shauſen — die wir ſchauen
In der Wetterau Geſild. —

Johann Joſeph Görres

ward am 25. Januar 1776 zu Coblenz geboren, und ſtudierte auf dem akademiſchen Gymnaſium daſelbſt, als, in Folge des franzöſiſchen Revolutionskrieges, ſeine Vaterſtadt abwechſelnd bald von dieſer bald von jener Armee occupirt wurde. Er wandte ſich den neuerweckten liberalen Ideen zu, zeigte ſich mit Glück als Redner und gab ein politiſches Journal heraus, welches um der Tüchtigkeit und Redlichkeit ſeines Verfaſſers willen allgemeinen Beifall fand, zwar auf höhere Veranlaſſung unterdrückt wurde, aber bald unter neuem Titel wieder erſchien. (S. unten). 1799 ging er an der Spitze einer Deputation ſeiner Vaterſtadt nach Paris, mußte aber unverrichteter Sache wegen wieder umkehren und ward nun als Lehrer bei der Secondairſchule zu Coblenz angeſtellt. Hier blieb er bis 1806, wo er nach Heidelberg ging und dort fleißig beſuchte Vorleſungen hielt, dann aber 1808 in ſeine alten Verhältniſſe zurücktrat. In Folge des franzöſiſch-ruſſiſchen Krieges von 1812 ward er Mitglied des Tugendbundes und gab ſeit 1814 den „Rheiniſchen Merkur" heraus, welcher jedoch ſchon 1816 verboten wurde. Er zog nun von Neuem nach Heidelberg, begab ſich ſpäter wieder nach Coblenz zurück und floh, um der Gefangenſchaft zu entgehen, die ſeine Schrift „Deutſchland und die Revolution" ihm zu bereiten drohte, nach Frankreich (1819). In dem darauf folgenden Jahre lebte er in der Schweiz und nahm dann ſeinen Aufenthalt zu Frankfurt am Main. 1827 folgte er einem Rufe als Profeſſor der allgemeinen und Literaturgeſchichte nach München, wo er gegenwärtig ſich noch befindet. —

Er gab heraus:

Das rothe Blatt. Coblenz 1797.
Der Rübezahl. — Coblenz 1798.
Aphorismen über Organonomie. Coblenz 1803.
Aphorismen über die Künſte. Coblenz 1804.
Expoſition der Phyſiologie. Coblenz 1805.
Glauben und Wiſſen. München 1805.
Die deutſchen Volksbücher. Heidelberg 1807.
Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt. Heidelberg 1810. 2 Thle.
Rheiniſcher Merkur. 1814.
Deutſchlands künftige Verfaſſung. Frankfurt 1816.
Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder. Frankfurt 1816.
Deutſchland und die Revolution. 1819.
Das Heldenbuch von Ivan. Berlin 1820. 2 Thle.
Europa und die Revolution. Stuttgart 1821.
In Sachen der Rheinprovinzen u. ſ. w. Stuttgart 1821.
Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona. Stuttgart 1822.
Standrede an König Ludwig. Frankfurt 1827.
Emanuel Swedenborg, ſeine Viſionen und ſein Verhältniß zur Kirche. Straßburg 1827.
Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeſchichte. Breslau 1830.
Einzelne Abhandlungen, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber dieſen reichbegabten, eigenthümlichen Denker, der ſich in den mannigfachſten Richtungen verſuchte und eben ſo viel Feinde als Bewunderer fand, ein Urtheil zu fällen, geſtatten wir uns nicht, da wir bei entſchieden anderer Sinnesart leicht ungerecht werden, oder uns ſelbſt bei dem beſten Willen nicht von einſeitiger Befangenheit frei erhalten können. — Es muß Solches einer ſpäteren Zeit aufbehalten bleiben. — So viel genüge hier zu ſagen, daß Deutſchland in Görres einen tiefen, feurigen Geiſt beſitzt, dem es in mancher Hinſicht, und namentlich in den Jahren politiſcher Erniedrigung, viel verdankte und deſſen Schriften eine Fundgrube köſtlicher Gedanken ſind, die in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten aber eben ſo viel Characterſtärke als geiſtige Durchbildung erfordert wird — Sein Styl, im Ganzen zu bilderreich, iſt voll gewaltiger Kraft und oft hinreißend ſchön. —

Johann Wolfgang von Goethe.

Die Lebensumſtände dieſes großen Dichters ſind theils durch ſeine eigene Autobiographie, theils durch die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Verſchiedenen und endlich durch die raſtloſen Bemühungen ſeiner Freunde und Verehrer ſo allgemein bekannt und verbreitet, daß es uns, bei der Beſchränktheit des uns geſtatteten Raumes, unmöglich fallen würde, etwas Neues oder überhaupt mehr als eine kurze, chronologiſch beſtimmte Skizze ſeiner äußeren Lebensſchickſale zu geben. Es ſcheint uns aus dieſem Grunde zweckdienlicher, mit größerer Ausführlichkeit bei den mitzutheilenden kritiſchen und literärhiſtoriſchen Notizen über ſeine Schriften, welche ſich in gewohnter Form den biographiſchen Darſtellungen anreihen, zu verweilen, um ſo mehr, als wir hier überhaupt nur Andeutungen und Hülfsmittel zu gewähren vermögen, deren ſteter Zweck bleiben muß, dem Freunde unſerer Nationalliteratur die genauere Bekanntſchaft mit derſelben zu erleichtern. Man erwarte demgemäß von dem Folgenden weiter nichts, als eine ſo gewiſſenhaft und genau wie möglich zuſammengeſtellte lexicographiſche Notiz, wie ſie die Verhältniſſe dieſes Werkes beſtimmen und vorſchreiben und ſtelle nicht Forderungen an eine ſolche, wie ſie nur in einem eigenen Werke befriedigt und erfüllt werden können; wir unſererſeits dürfen uns wenigſtens hier nicht verbindlich machen, Anſprüchen dieſer Art genügen zu wollen und verwahren uns ſtreng und entſchieden vor denſelben.

Johann Wolfgang Goethe ward am 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt am Main, wo ſein Vater, ein eben ſo gebildeter als wohlhabender Mann, mit dem Charakter eines kaiſerlichen Rathes im Privatſtande lebte, geboren. Eine ſorgfältige Erziehung ward dem Knaben, der, als ſein jüngerer Bruder durch den Tod entriſſen ward, der einzige Sohn blieb, im elterlichen Hauſe durch Privatunterricht zu Theil. Wie raſch und eigenthümlich ſich ſeine glänzenden Fähigkeiten entwickelten, das hat uns der Dichter ſelbſt in ſeiner Autobiographie (Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Bd. 1 und 2) erzählt. Nachdem die häusliche Vorbildung abwechſelnd größere und geringere Störungen, wie z. B. durch den ſiebenjährigen Krieg, erlitten, aber dennoch den munter aufblühenden, vielverſprechenden Knaben zum vorgeſteckten Ziel geführt hatte, bezog der junge G., bereits erprobt durch ſchmerzliche Erfahrungen der erſten jugendlichen Liebe, die Univerſität Leipzig, um dort nach eigener Wahl und nach dem Willen ſeines Vaters die Rechte zu ſtudieren. Weit mehr aber als dies in ſeinen Anfängen beſonders trockene Studium zogen ihn die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte an und er widmete daher den Vorleſungen Erneſti's und Gellerts, ſo wie dem praktiſchen Unterrichte

Oſers und eigenen poetiſchen Verſuchen, bei denen er jedoch, was die Theorie betraf, noch ſehr unſicher und ungewiß war, ſeine Vorliebe und Aufmerkſamkeit. Seine wohl etwas unregelmäßige Lebensweiſe, vorzüglich diätetiſche Fehler bei derſelben, ſchwächten ſeine Geſundheit und führten ihn, zum großen Aerger ſeines Vaters, ſiech (1768) in das elterliche Haus zurück. Nachdem er hier geraume Zeit verweilt und ſeine Geneſung abgewartet hatte, begab er ſich nach Straßburg, wo er ſeine juriſtiſchen Studien fortſetzte und beendete und ſich herkömmlich die Doctorwürde erwarb (1771). In Straßburg war es auch, wo er zuerſt Herder kennen lernte, deſſen Umgang in vielfacher Hinſicht anregend auf ihn wirkte. Er lebte darauf abwechſelnd in Frankfurt am Main, Wetzlar und Offenbach und gab während dieſer Zeit zuerſt ſeinen Götz von Berlichingen (1773), dann ſeinen Werther (1773) heraus, mit welchen Beiden ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte deutſcher Literatur anhub und die Augen Aller auf ihn gerichtet wurden. Dies war auch die Veranlaſſung, daß ihn der Erbprinz von Weimar auf einer Reiſe in Frankfurt kennen lernte und ihn 1775, nachdem er die Regierung angetreten hatte, zu ſich einlud. Goethe leiſtete dieſer ſchmeichelhaften Aufforderung Folge und trat bald darauf (1776) als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme in die Dienſte dieſes unvergeßlichen Fürſten. Von nun an blieb das kleine, kunſtſinnige Weimar ſein dauernder Wohnſitz, von dem aus er zwar größere Reiſen machte, das er aber mit Recht als ſein zweites Vaterland betrachtete. Eben ſo unwandelbar war auch die Neigung ſeines hochſinnigen Fürſten, der ihn nicht allein von Würde zu Würde hob, ſondern ihn wie ſeinen Freund behandelte und ihm vollkommene Freiheit und Muße gewährte. Was er für ihn gethan, hat Goethe ſelbſt uns angedeutet, doch bei Weitem nicht genügend charakteriſirt in den bekannten Zeilen:

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur was er vermag,
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder: da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein.
Doch, was prieſeſt du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien, deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht als ein Dichter verſtand. u. ſ. w.

Im Jahre 1779 ward Goethe wirklicher Geheimerath, bereiſte dann in Begleitung der Herzogin von Weimar die Schweiz und erhielt nach ſeiner Heimkehr 1782 das Amt eines Kammerpräſidenten. Zu gleicher Zeit wurde er in den Adelſtand erhoben. 1786 ging er nach Italien, blieb daſelbſt, beſonders in Rom, bis 1788 und beſuchte es 1790 von Neuem. Zwiſchen dieſen beiden Reiſen entſpann ſich ſeine Bekanntſchaft mit Schiller, die jedoch erſt ſpäter ein dauernderes Verhältniß erhielt. Im Gefolge ſeines Fürſten machte er 1792 den Feldzug in der Champagne mit. Seit dieſer Zeit verließ er Weimar nur für kürzere Reiſen, und machte ſich beſonders verdient um das Aufblühen der dortigen Bühne, ſo wie in ſeiner amtlichen Stellung um die Belebung der Künſte und Wiſſenſchaften. Als 1806 die Stürme des Krieges verheerend über das Weimariſche Land zogen, vermählte er ſich mit Demoiſelle Vulpius, mit der er ſchon eine Reihe von Jahren in vertrautem Umgang gelebt, und die ihm mehrere Kinder geboren hatte, von denen jedoch nur ein Sohn am Leben geblieben war. Leider ſah er auch dieſen in ſpäteren Jahren in die Grube ſinken, noch ehe er ſelbſt das Ziel ſeiner Tage erreichte. 1815 ward er erſter Weimariſcher Staatsminiſter, zog ſich aber 1828 nach dem Tode ſeines Fürſtlichen Freundes von den Geſchäften faſt gänzlich zurück, allein noch die Verwaltung der wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten des Großherzogthumes führend. Unausgeſetzt thätig und bis zu ſeinem letzten Augenblicke Herr ſeiner Seele wie ſeines Leibes, im vollſten und ſchönſten Sinne, ſtarb er, nach kurzer, ſchmerzloſer Krankheit im 84. Jahre ſeines Alters, am 22. März 1833 zu Weimar. — Seine irdiſchen Ueberreſte ruhen in der Fürſtengruft daſelbſt, neben den Särgen ſeines erhabenen Gönners und des herrlichen Schiller.

Seine Schriften ſind, in chronologiſcher Ordnung:

1) Parodie auf Clodius Medon (nur theilweiſe von ihm). Leipzig 1767.
2) Neue Lieder, componirt von Breitkopf. (Leipzig) 1768.
3) Von deutſcher Baukunſt D. M. Ervini a Steinbach. 1773, abgedruckt in der von Herder herausgegebenen Schrift: Von deutſcher Art und Kunſt. Hamburg 1773.
4) Briefe des Paſtors zu... an den neuen Paſtor zu ... Aus dem Franzöſiſchen. O. O. 1773.
5) Götz von Berlichingen, ein Schauſpiel. Hamburg 1773 (Selbſtverlag).
6) Zwo wichtige bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſten mal gründlich beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben. O. O. 1773.
7) Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes. 1774. O. O.
8) Götter, Helden und Wieland, Eine Farce. Leipzig 1774.
9) Die Leiden des jungen Werther's. Leipzig 1774.
10) Clavigo. Ein Trauerſpiel. Leipzig 1774.
11) Moraliſch politiſches Puppenſpiel. Leipzig und Frankfurt 1774.
12) Erwin und Elmire, ein Singſpiel. Frankfurt 1775.
13) Etwas aus Göthens Brieftaſche, als Anhang zu Merciers Verſuch über die Schauſpielkunſt. Leipzig 1776.
14) Stella, ein Schauſpiel für Liebende. Berlin 1776.
15) Claudine von Villa Bella. Berlin 1776.
16) Schriften. Erſter bis vierter Band. Leipzig 1787. (In dieſen erſchienen zuerſt neu: Die Mitſchuldigen, Iphigenia. 5. Bd. Leipzig 1788. Hierin neu: Egmont; 6. Bd Leipzig 1790, neu: Lila, Torquato Taſſo; 7. Bd. Leipzig 1790; neu: Jery und Bätely, Fauſt (Fragment). Scherz, Liſt und Rache; 8. Bd. Leipzig 1790, neu: die Faſtnachtſpiele, und vermiſchte Gedichte.
17) Das römiſche Carneval. Weimar und Gotha 1798.
18) Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790.
19) Beiträge zur Optik, 2 St. Weimar 1791—92.
20) Der Großcophta, Luſtſpiel. Berlin 1792.
21) Der Bürgergeneral. Luſtſpiel. Berlin 1793.
22) Reinecke Fuchs. Berlin 1794.
23) Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Berlin 1794—96. 4 Bde.
24) Hermann und Dorothea. Berlin 1798. Braunſchweig 1799.
25) Propyläen, eine periodiſche Schrift. Tübingen 1798—1800. 3 Bde.
26) Mahomet; ein Trauerſpiel nach Voltaire. Tübingen 1802.
27) Tancred, ein Trauerſpiel nach Voltaire. Tübingen 1802.
28) Was wir bringen. Vorſpiel. Tübingen 1802.
29) Leben des Benvenuto Cellini. Tübingen 1803. 2 Thle.
30) Die natürliche Tochter. Trauerſpiel. Tübingen 1804.
31) Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot. Leipzig 1805.
32) Winkelmann und ſein Jahrhundert. Tübingen 1805.
33) Fauſt, eine Tragödie. Tübingen 1807.
34) Ideen über organiſche Bildung. Tübingen1807.

35) Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad. Karlsbad 1807.
36) Die Wahlverwandtſchaften, ein Roman. Tübingen 1809. 2 Bde.
37) Pandora. Wien 1810.
38) Zur Farbenlehre. Stuttgart 1810. 2 Bde.
39) Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Stuttgart 1811—22. 6 Bde.
40) Philipp Hackert. Tübingen 1811.
41) Die Höhen der alten und neuen Welt. Weimar 1813.
42) Des Epimenides Erwachen. Berlin 1815.
43) Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden. Stuttgart 1816 u. fg.
44) Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie. Stuttgart 1817—24. 2 Bde.
45) Maskenzug in Weimar. Stuttgart 1819.
46) Weſtöſtlicher Divan. Stuttgart 1819.
47) Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Stuttgart 1821.

Geſammtausgaben ſeiner Schriften, in welchen ſich Vieles findet, das nicht einzeln im Buchhandel erſchien, ſind, mit Ausnahme der bereits oben unter No. 16. angeführten:

a) Sämmtliche Schriften. Berlin 1776. 2 Thle. 3. A. 1779. 4 Bde. (ohne Goethe's Wiſſen gedruckt.)
b) Goethe's Werke. Tübingen 1806. 13 Bde.
c) Goethe's Werke. Stuttgart 1816 u. f. J. 20 Bde.
d) Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart 1828—34. (mit den nachgelaſſenen Werken) 55 Bde. Ausgabe in 8. und in 12. — dieſe enthalten:

Bd. 1—4. Gedichte.
= 5. Weſtöſtlicher Divan.
= 6. Noten und Abhandlungen zu demſelben.
= 7. Die Laune des Verliebten, die Mitſchuldigen, die Geſchwiſter, Mahomet, Tancred.
= 8. Götz von Berlichingen. — Egmont.
= 9. Iphigenie auf Tauris. — Torquato Taſſo. — Die natürliche Tochter.
= 10. Elpenor. — Clavigo. — Stella. — Claudine von Villa Bella — Erwin und Elmire.
= 11. Jery und Bätely. — Lila. — Die Fiſcherin. — Scherz, Liſt und Rache. — Der Zauberflöte zweiter Theil. Paläophron und Neoterpe. — Vorſpiel zur Eröffnung des Weimar. Theaters am 19. September 1807. Was wir bringen. — Fortſetzung deſſelben. — Theaterreden.
= 12. Fauſt, 1. Thl. — 2. Thl. ſ. Bd. 41.
= 13. Neueröffnetes moraliſches Puppenſpiel. — Faſtnachtsſpiel vom Peter Brei. — Satyros. — Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes. — Parabeln. — Legende. — Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung. — Auf Miedings Tod. — Künſtler's Erdenwallen. — Künſtler's Apotheoſe. — Epilog zu Schillers Glocke. — Die Geheimniſſe. — Maskenzüge. — Die romantiſche Poeſie. Stanzen. Im Namen der Bürgerſchaft von Carlsbad. — Des Epimenides Erwachen.
= 14. Der Triumph der Empfindſamkeit. — Die Vögel. — Der Groß-Cophta. — Der Bürgergeneral.
= 15. Die Aufgeregten. — Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. — Die guten Weiber.
= 16. Leiden des jungen Werther. — Briefe aus der Schweiz. 1. Abth.
= 17. Die Wahlverwandtſchaften.
= 18—20. Wilhelm Meiſters Lehrjahre.
= 21—23. Wilhelm Meiſters Wanderjahre. — Aus Makariens Archiv.
= 24—26. Aus meinem Leben.
= 27—28. Italieniſche Reiſe.
= 29. Zweiter römiſcher Aufenthalt.
= 30. Campagne in Frankreich.
= 31. Tages- und Jahreshefte von 1749—1806.
= 32. Tages und Jahreshefte von 1807—1822. — Zum Andenken der D. Herzogin Anna Amalia. — Zum Andenken Wieland's
Bd. 33. Recenſionen. — Prometheus. — Götter, Helden und Wieland.
= 34—35. Benvenuto Cellini.
= 36. Rameau's Neffe. — Anmerkungen zu demſelben. — Diderot's Verſuch über die Malerei.
= 37. Winkelmann. — Philipp Hackert.
= 38. Einleitung in die Propyläen. — Ueber Laokoon. — Der Sammler und die Seinigen. — Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke. — Ueber Italien. — Fragmente eines Reiſejournals. — Aeltere Gemälde. — Don Ciccio. — Neueſte italieniſche Literatur.
= 39. Philoſtrat's Gemälde. — Abendmahl von Leonardo da Vinci. — Cäſar's Triumphzug. — Kupferſtich nach Tizian. — Tiſchbein's Idyllen. — Handzeichnungen von Goethe. — Skizzen zu Kaſti's redenden Thieren. — Blumen Malerei. — Gérard's hiſtoriſche Portraits. — Ruysdael als Dichter. — Altdeutſche Gemälde in Leipzig. — Bildhauerei. — Münzen, Medaillen, geſchnittene Steine. — Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. — Altdeutſche Baukunſt.
= 40. Reinecke Fuchs. — Herrmann und Dorothea. — Achilleïs. — Pandora.
= 41—55. (Auch unter dem Titel: Nachgelaſſene Werke.)
= 41. (1). Fauſt, der Tragödie 2. Theil.
= 42. (2). Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eiſernen Hand. Dramatiſirt. — Götz von Berlichingen. Schauſpiel, für die Bühne bearbeitet.
= 43. (3). Aus einer Reiſe in die Schweiz im Jahre 1797. — Aus einer Reiſe am Rhein in den Jahren 1814—15.
= 44. (4). Kunſt.
= 45. (5). Theater und deutſche Literatur.
= 46. (6). Auswärtige Literatur.
= 47. (7). Jugendgedichte. — Lieder für Liebende. — Chineſiſch-deutſche Jahres- und Tageszeiten. — Vermiſchte Gedichte. — Original und Nachbildung. — Feſtgedichte. — Gedichte zu Bildern. — Zuſchriften und Erinnerungsblätter. — Politica. — Zahme Xenien. — Der neue Alcious.
= 48. (8.) Aus meinem Leben. 4r Thl.
= 49. (9). Einzelnheiten, Maximen und Reflexionen.
= 50. (10.) Zur Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen.
= 51. (11). Mineralogie, Geologie, Meteorologie.
= 52. (12) Zur Farbenlehre.
= 53—54. (13—14.) Geſchichte der Farbenlehre.
= 55. (15) Nachträge zur Farbenlehre, zur Pflanzenlehre, zur Oſteologie.

Goethe's Briefwechſel erſchien in folgenden Sammlungen:

a) Briefe an Lavater. Aus den Jahren 1774—83. Herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig 1833.
b) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 6 Thle. Stuttgart 1828—1829.
c) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1833—34. 6 Thle.
d) Goethe's Briefe an ein Kind. (Bettina von Arnim geb. Brentano) Berlin 1835. 3 Thle. N. A. Berlin 1837.
e) Kurzer Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Goethe im Jahre 1776. Leipzig 1833.

Einzelne Briefe Goethe's finden ſich in:

Briefe an Johann Heinrich Merk von Goethe, Herder, Wieland u. A. Darmſtadt 1835.
Theaterbriefe von Goethe u. ſ. w. Berlin 1835.
Vogel C., Goethe in amtlichen Verhältniſſen. Jena 1834.

Sämmtliche bekannt gewordenen Briefe aber zuſammengeſtellt in:

Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von D. Heinrich Döring. Leipzig 1837 1. Bd. in Lexiconformat.

So verſchieden auch die Urtheile über Goethe im Allgemeinen, vorzüglich während der letzten Jahre, geweſen ſind, und ſo ſchroff ſich auch immer ſeine Verehrer und ſeine Gegner, auf beiden Seiten übertreibend, einander gegenüberſtellten, ſo beginnen ſie doch von Tage zu Tage mehr darin übereinzuſtimmen, daß er der reichſte vielſeitigſte, ausgebildetſte und ſomit der größte deutſche Dichter ſei, und daß Jahrhunderte vergehen können, ehe wieder ein Mann, der ihm gleiche oder gar ihn überträfe, unter uns erſteht. — Was in ſtrengſter Unterſuchung von einem wahren Dichter gefordert werden darf: Tiefe des Gefühls, ſchöpferiſche Kraft, Reichthum der Anſchauung, Gluth der Phantaſie, Adel der Gedanken und Herrſchaft über die Form in der ganzen Bedeutung dieſes Ausdruckes, das beſaß Goethe wie Keiner, und verband noch damit eine ſeltene Schärfe des Verſtandes und den feinſten Geſchmack. Die alte, zur Streitfrage gewordene, von einigen ſeiner Gegner aufgeſtellte Behauptung, daß er eigentlich nur Talent, aber kein Genie beſeſſen, indem er nie gänzlich Neues hervorgebracht, ſondern nur das ſchon Vorhandene ſich angeeignet und in größter Vervollkommnung reproducirt habe, darf hier, obwohl ihr einige Wahrheit zu Grunde liegt, nicht in Betracht kommen, da ſie auf die Schätzung der Leiſtungen des Dichters ſelbſt keinen Einfluß haben kann. —

Mit dieſen letzteren haben auch wir nur in dieſem Werke zu thun, und werden daher uns überall, wo eine tiefere Verbindung es nicht unumgänglich nothwendig macht, gewiſſenhaft bemühen, Goethe den Menſchen ſcharf von Goethe dem Dichter zu trennen und ſein äußeres Leben als ein moraliſches Ganze, das zu dem für ſich beſtehenden Ganzen ſeiner Werke in keiner directen Beziehung ſteht, durchaus unberührt laſſen. Die Einwirkung, welche Goethe im Laufe eines langen Lebens nach mannichfachen Richtungen hin willkürlich oder unwillkürlich auf ſeine Nation ausübte, während er ſich oft, mit dem vollſten Bewußtſein, wenigſtens hinſichtlich der Wirkung nach außen, den höchſten Intereſſen derſelben fern hielt, hat, da er der Gegenwart ſo lange angehörte und die verſchiedenartigſten Beſtrebungen in deutſcher Literatur neben ihm auftauchten und wieder verſanken, zu oft die Gemüther verleitet, bei der Betrachtung ſeiner Leiſtungen ſeine Individualität mit ihren eigenthümlichſten Verhältniſſen dieſen gegenüber zu ſtellen und, die eine zum Maßſtabe bei der Würdigung der anderen nehmend, bald dieſe, bald jene mit Lob oder Tadel zu belegen. — Dadurch iſt, weil ein ſo entwickeltes Urtheil nothwendig von den ſubjectiven Anſichten jedes Einzelnen bedingt wurde, eine Verwirrung der Begriffe in Allem was Goethe betrifft entſtanden, welche erſt von der ruhiger und nach allgemein gültigen und wahren Grundſätzen beurtheilenden Nachwelt wird beſeitigt werden können. — Seine bleibende rechte und wahre Stellung in der Geſchichte deutſcher Literatur und Kunſt erhält Goethe vielleicht kaum in hundert Jahren und noch ſpäter angewieſen; dieſe möge ſich indeſſen geſtalten wie ſie wolle, darin müſſen ſtets alle Nationen und alle Zeiten übereinſtimmen, daß er ſich den größten Dichtern aller Zeiten und aller Nationen als ihr würdiger Genoſſe anſchließe, und als ſolcher ſtets bei einer Nennung derſelben mit vollſtem Rechte anzuführen ſei. —

Länger denn ein halbes Jahrhundert hat ſich Goethe als Dichter thätig bewieſen und in nie unterbrochener Folge poetiſche Werke geliefert. Wir haben es bereits geſagt, wie neben ihm die eigenthümlichſten Erſcheinungen in dieſem Gebiete auftauchten und verſanken; ſetzen wir hier als Einleitung zu dem Folgenden noch hinzu, daß er ſtets mit unvermindertem Selbſtbewußtſein auf dem Wege, den er als den rechten erkannt hatte, ſeinem vorgeſteckten Ziele zuſchritt, unbekümmert um die Gunſt der Menge und weder mit ihr auf gutes Glück im Dunkel tappend, um das Rechte in günſtigem Zufall zu ergreifen, noch mit den Einzelnen ſich gewaltſam neue Bahnen brechend, um durch ungewohnten oder fremdartigen Glanz der Maſſe zu imponiren. Faſſen wir ſeine ſämmtlichen poetiſchen Werke als das Reſultat ſeines Lebens und daher als ein Ganzes zuſammen, ſo finden wir, daß durchgängig eine großartige Idee ihnen zu Grunde liegt und ſich ſtets in der Schilderung der durch ſie entſpringenden Verhältniſſe ausſpricht; es iſt der Kampf, den der Menſch als Einzelner, innerhalb der um ihn gezogenen Schranken und durch dieſelben mit der ſinnlichen wie mit der überſinnlichen Außenwelt, nach den verſchiedenſten Richtungen hin und in den mannichfaltigſten Erſcheinungen zu beſtehen hat; der Kampf des Subjectes mit den Objecten, des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus. Wie Goethe in der Wirklichkeit in langer Jahresreihe ein ganzes, vollendetes Leben durchſchritt, ſo durchſchreitet er es innerhalb ſeiner Werke in der Darſtellung dieſes Kampfes, der in ſeinem Götz von Berlichingen nur die äußerſte Seite ſeiner Verhältniſſe zeigt, im Werther das feindliche Entgegenſtehen des Inneren und Aeußeren hervorhebt, im Wilhem Meiſter und den Wahlverwandtſchaften eine mögliche Ausgleichung des Zwieſpaltes, in welchem ſich der Einzelne zu der menſchlichen Geſellſchaft und ihren Geſetzen befinden kann, andeutet, und endlich im Fauſt die höchſte Potenzirung im Conflict des Sinnlichen mit dem Ueberſinnlichen offenbart, aber auch zugleich die höchſte und ſchönſte Ausſöhnung, die der Liebe nämlich, mit ſich führt. Dazwiſchen reihen ſich die anderen Werke des Dichters als eben ſo viele Nuancirungen der Durchführung jener Aufgabe ein. — Dieſe ethiſche Seite der dichteriſchen Werke Goethe's, welche ihnen zu derſelben die höchſte moraliſche Würde verleiht, iſt noch bei Weitem nicht ſcharf und beſtimmt genug von den Kritikern hervorgehoben worden, und namentlich haben ſeine Gegner, ſei es unbewußt oder gefliſſentlich, ſie faſt gar nicht beachtet und ſo ſehr oft Dinge zum Vorwurf gegen ihn gekehrt, die gerade die reinſte und wärmſte zwiefache, äſthetiſche wie ethiſche, Anerkennung verdienen, indem ſie Aeußerungen und Erfindungen ſeinem ſubjectiven Menſchen zur Laſt legten, welche dieſer nur erſchaffen, weil der Dichter in ihm ſie objectiv, um der Vollendung ſeines Kunſtwerkes willen für nothwendig hielt, theils aus einer poetiſchen Intuition, theils in Folge gewiſſenhafteſter Erwägung; denn wir wiſſen und die Beweiſe dafür finden ſich beſonders in den Briefen Goethe's und den ſie begleitenden Zeugniſſen und Berichten der ihm näher ſtehenden Mitlebenden, daß kein Dichter mit ſolcher Strenge und mit ſolchem Fleiße arbeitete wie er. Es kann nicht genug darauf (auf jene ethiſche Beſtrebungen nämlich) aufmerkſam gemacht werden, und wir thun es hier von Neuem, obgleich wir uns darauf beſchränken müſſen, ſie hier nur anzudeuten.

Es gibt faſt keine Gattung der Poeſie, in welcher Goethe nicht Bedeutendes geleiſtet hätte; da jedoch eine Charakteriſtik ſeiner Werke im Einzelnen zu weit führen würde, ſcheint es nothendig, ſeine Eigenthümlichkeit im Allgemeinen, ſo wie ſie mehr oder weniger eben in jenen beſondern Gattungen ſich zeigte, hervorzuheben. — Wir müſſen hier namentlich mehreres von uns bereits früher an anderen Orten Ausgeſprochene, theils ganz ſo wiederholen, wie wir es dort äußerten, indem unſere Anſicht unverändert blieb, theils aber es ergänzend fortführen, damit der Leſer hier eine vollſtändige Zuſammenſtellung erhalte. Wir glauben uns dieſe Anführung eigener Meinungen um ſo eher geſtatten zu dürfen, als ſolche das Reſultat jahrelanger ernſter Beſchäftigungen mit den

Werken des großen Dichters ſind, das wir hier in genauem Zuſammenhange dem Leſer mitzutheilen uns durch Ziel und Aufgabe dieſes Werkes verpflichtet fühlen.

Ueber die lyriſchen Gaben, mit welchen er Deutſchland erfreute und bereicherte, ſprachen wir uns an anderem Orte *) bereits folgendermaßen aus: „Als Lyriker ſteht Goethe unendlich hoch und iſt wohl als das Vorbild der Dichter aller Nationen zu betrachten, wenigſtens könnte er es ſein und wird es gewiß immer mehr, je mehr ſich die Kenntniß ſeiner kleineren Gedichte im Auslande verbreitet. Sein eigenthümlichſtes Talent, das Schöne aufzufaſſen und es ſo, wie es iſt, ohne daß es in ſeinem Inneren, oder durch die Darſtellung, Veränderung erleidet, hinzuſtellen, beurkundet ſich nirgends ſo wie hier. — In allen dieſen Gedichten iſt Goethe immer was er ſein will, nur nicht er ſelbſt, oder vielmehr er iſt ein Proteus, der ſich nie in ſeiner wahren Geſtalt zeigt, weil er eine beſſere, ſchönere, unſchuldigere im Reiche der Poeſie fand. — Aber eben dies gewaltige Talent, das Einzelne ſo aufzufaſſen und darzuſtellen, wie es ſich durchaus allgemein offenbart, und ihm nun durch die lyriſche Weiſe den Reiz der ſubjectiven Empfindung zu geben, die ſtets eine Täuſchung bei dem Leſer hervorbringt, nimmt alle Gemüther ſo mächtig für ihn ein, jedes findet ſein Selbſt oder Theile ſeines Selbſt, wie in einem Spiegel dort wieder. Dazu geſellt ſich nun der herrliche Blick in die Natur, der ihm eigen iſt, wie Keinem; er wählt nicht ängſtlich die Farben aus zum Gemälde, ſondern indem er die Empfindungen hinſtellt, geſellt er auch ſchon, im richtigen Gefühl, die Umgebungen zu ihnen, in welchen ſie ſich am Vortheilhafteſten ausnehmen, und in denen ſich eine ſolche Gemüthsſtimmung vor Allem gefällt. — Andere Dichter beſchwören gewaltig die Phantaſie des Leſers durch ihre eigene herauf, damit ſie ihnen diene; er thut das nicht, weil er es nicht nöthig hat, und doch wird ſie, bei ſeinen Gedichten, unzertrennlich von dem Leſenden ſein und ſich bei der erſten Zeile, ja, ich möchte ſagen, ſchon bei dem erſten Worte, als Begleiterin durch das Ganze einſtellen. Nirgends vergißt man ſich ſo gänzlich und fühlt und denkt, wie der Dichter es haben will, als bei Goethe. — Wir finden in ſeinen Liedern das Edelſte und Eigenthümlichſte des deutſchen Charakters wieder, und nirgends tritt die reine und ſüße Jungfräulichkeit unſerer Sprache ſo hervor, als bei ihm. Alles aber, was er bringt, zeigt ſich in ſchöner Geſtaltung, im vollendetſten Ebenmaß, im einſchmeichelndſten Wohllaut. — In ſeinen ſpäteren und ſpäteſten Gedichten wurde Goethe leider theils zu conventionell, theils allegoriſirte er zu ſehr; (dies Letztere aus Altersſchwäche: die ſchaffende Kraft erlahmte und er glaubte ſie, in Selbſttäuſchung, auf dieſe Weiſe zu erſetzen) und zerſtörte daher die lyriſchen Elemente, indem er nur zu häufig die ihm früher ſo eigenthümliche und nothwendige Klarheit der Gedanken zerſtörte.“

Was hier von Goethe als lyriſchem Dichter geſagt wurde, das läßt ſich auch in mehrfacher Hinſicht auf ſeine dramatiſchen Werke anwenden, vorzüglich in Hinſicht auf ihren Grundcharakter, die reine Wahrheit und treue Natürlichkeit der Handelnden in denſelben. Er griff hier ſtets mit kräftiger Hand in das vollſte Leben und ſtellte den von ihm erwählten Gegenſtand in hellſter Klarheit, zwar verſchönt durch das nothwendige poetiſche Gewand, aber ſonſt in treffendſter Wirklichkeit dar. Goethe zeichnete in ſeinen Dramen den Menſchen wie er iſt, Schiller dagegen denſelben wie er ſein ſollte, kämpfend mit allen Schwächen ſeiner Natur, aber ihnen geiſtig nie erliegend; hierin beſteht vor Allem die Verſchiedenheit dieſer beiden großen Männer, und wenn ſie auch in den Endpunkten ſich wieder begegneten, da alles rein Menſchliche und Echte nothwendig zum Göttlichen führen muß, ſo wichen doch die Wege, welche ſie dahin leiteten, gänzlich von einander ab und nahten ſich nur am Ziele von Neuem, um ſich hier zu vereinen. — Die hohe moraliſche Würde der Schiller'ſchen Charaktere iſt daher denen Goethe's oft gegenüber geſtellt und dieſem, ganz mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht worden, da die letzteren keinen ihrer Mängel verbergen ſondern ihn ſogar mitunter anmuthig zeigen und den Reiz des Ganzen dadurch vermehren. Dieſer Tadel konnte aber nicht Goethe den Dichter, ſondern nur Goethe den Menſchen und zwar nur als Solchen treffen, wenn er wirklich, wie das behauptet wurde und auch von ihm theilweiſe hier und da zugegeben worden iſt, in ihnen nur ſich ſelbſt zeichnete; allerdings erſchien dann manches Unmoraliſche, wie an ihnen, ſo auch an ihm, aber der Tadel blieb ungegründet, denn es mußte doch erſt erwieſen werden, daß er dieſe Immoralität nähre und pflege, anſtatt ſie zu bekämpfen und mit beſten Kräften auszurotten. Wer aber außer der Gottheit vermöchte den hier erforderlichen Beweis zu führen?! Obendrein durfte die wahre Kritik ſich um ſolche Beſchuldigungen nicht kümmern; wie der Dichter den Charakter ſchuf, das ging eigentlich nur dieſen an; ſie hatte ganz allein zu unterſuchen, ob derſelbe poetiſch wahr, das heißt, nach den gegebenen Verhältniſſen als möglich denkbar, und ob er durch die ganze von ihm getragene oder durch ihn beförderte Handlung pſychologiſch richtig und conſequent durchgeführt ſei. Die nähere Betrachtung dieſer Frage ſtellt aber die eigentliche Glanzſeite der Goethe'ſchen Dramen in das hellſte Licht und verwandelt allen Tadel in das entſchiedene Lob, denn treuer, feiner und treffender als Goethe hat noch kein Dichter die Menſchennatur in ihren mannichfachen Erſcheinungen gezeichnet; in dem inneren Leben ſeiner handelnden Perſonen iſt der genaueſte Zuſammenhang, nirgends zeigt ſich eine Lücke oder ein Flickwerk, es iſt ein und derſelbe wohlgerathene Guß in ſchönſter Vollkommenheit aller Formen. Dazu kommt noch, daß er ihnen gegenüber mit eben ſolcher Treue und Richtigkeit die Maſſen wie die Verhältniſſe zu ſtellen und zu ordnen weiß, daß ſeine Motive, überall ihrer inneren Natur nach wahr und rein, die Folgen in ſtrengſter Nothwendigkeit herbeiführen, und daß durch das Geſammteinwirken aller Theile auf einander jedesmal das dramatiſche Ganze ein vollkommenes, harmoniſches Kunſtwerk wird, das ſelbſt bei größter geiſtiger Freiheit die wahren Regeln und Forderungen der Kunſt nie verletzt, ſondern ſtets ſich mit ihnen im Einklange zeigt. Keine Nation hat ſolche Vollendung der äußeren wie der inneren Form in Werken dramatiſcher Kunſt aufzuweiſen, wie wir ſie in der Iphigenie, im Taſſo, im Egmont beſitzen.

Daſſelbe Lob erſtreckt ſich auf die Romane Goethe's, namentlich auf Werther's Leiden, in welche er die ganze volle Gluth ſeiner jugendlichen Seele ausſtrömte, und auf Wilhelm Meiſters Lehrjahre, in welchen der gereifte Mann ſeine Weltanſchauung, umſtellt von den Verhältniſſen und Erſcheinungen ſeiner Zeit, niederlegte. — Hinſichtlich der äußeren Form ſtehen vielleicht die Wahlverwandtſchaften als Kunſtwerk noch höher; doch wird man ſich nie zu einer allgemeinen Stimme des Lobes über ſie erheben können, da eine befriedigende Löſung der Frage, ob es nicht ein Mißgriff des Dichters ſei, die gehäſſigſten Seiten menſchlicher Verirrung und Lüge in den Verhältniſſen der gebildetſten bürgerlichen Geſellſchaft zur Aufgabe für ein Kunſtwerk zu wählen, ſchwerlich gefunden werden kann. —

---

*) O. L. B. Wolff, die ſchöne Literatur Europa's in der neueſten Zeit, dargeſtellt nach ihren bedeutendſten Erſcheinungen. Leipzig 1832. S. 659 folg.

Abgeſehen von derſelben, weicht dieſes Werk an Tiefe der Gedanken und Empfindungen, an Vollendung der Form, an Treue und Eleganz der Darſtellung, gewiß keiner anderen Leiſtung deſſelben Meiſters. Wilhelm Meiſters Wanderjahre endlich ſind ein durch widrige Umſtände haſtig zuſammengedrängtes Werk, und es fehlt ihnen die eigentliche Einheit; doch enthalten ſie dagegen außerordentlich ſchöne Einzelnheiten und einen reichen Schatz erprobteſter Lebensweisheit und Erfahrung. — Herrmann und Dorothea, nur der äußern Form nach ein Epos, in ſeinem ganzen inneren Weſen aber ein familiengeſchichtlicher Roman, muß durch ſeine einfache Wahrheit und Treue, ſein reines Gefühl, und die liebenswürdige Anſpruchsloſigkeit und Feinheit der Darſtellung jedes unverdorbene, empfängliche Gemüth ſtets auf das Lebhafteſte ergreifen und rühren, und wird ſich daher immer als ein Liebling bei einem großen Theile unſerer Nation erhalten. —

Was Goethe für die Kritik, die Wiſſenſchaft und die Kunſt geleiſtet hat, iſt mit wenigen Worten angedeutet und findet ſich wieder ausgeſprochen, wenn wir kurz zuſammenfaſſen, was ihm Deutſchland überhaupt verdankt. Er war es, der die deutſche Poeſie und Literatur von den Abwegen, auf die ſie gerathen war, zur Wahrheit und Natur zurückführte, der den Deutſchen durch ſeine Werke zeigte, wie ſie in ihrem innerſten Weſen allein beſäßen, was ihnen frommte und ſie weiter zu bringen vermöchte, ohne daß ſie von fremden Völkern Schmuck zu borgen brauchten, der allein bis dahin gedient hatte, um ihre Blößen nothdürftig zuzudecken; er endlich erſchloß dem deutſchen Geiſte mit ſicherer Hand neue reichbegabte Kreiſe und zeigte, indem er voraufwandelte, den Weg, der in dieſelben führte; durch ihn zuerſt gelang es uns, die Höhe zu erreichen, auf welcher ſich andere Nationen bereits befanden, uns ihnen gleichzuſtellen und einen überaus würdigen Platz im Gebiete der Weltliteratur einzunehmen.

Vgl. J. Falk. Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt. Leipzig 1832.

J. P. Eckermann, Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Leipzig 1836. 2 Bde.

H. Döring J. W. v. Goethe's Leben. Weimar 1828. (Hier finden ſich die Schriften über Goethe's Leben und Werke bis zu 1828 am vollſtändigſten zuſammengeſtellt, S 491 — 518.

Ferner als Stimme des entſchiedenſten und bedeutendſten Gegners von Goethe: W. Menzel. Die deutſche Literatur. Stuttgart 1828. Th. II. S. 219 fgde.

A) Gedichte.*)

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbei;
Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh' ich oft zu lauſchen,
Wenn alles ſchweigt.

Ich bin bei dir, du ſeyſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärſt du da!

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſ'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarb'nes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne,
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtand'ſt und ſah'ſt zur Erden,
Und ſah'ſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles, was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamſt du nur dazu!

---

*) Aus J. W. v. Goethe's Werken.

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen,
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Veränd'rung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum,
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geſchehn.

Generalbeichte.

Laſſet heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt vertraut und from,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet;
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte.
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht nur liebeln leiſ' mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Muſen und Grazien in der Mark.

O wie iſt die Stadt ſo wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brod! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Samen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſticheln!
Glücklich, wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf Deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich
Und das iſt genug gethan.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Ein' goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern;
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll ſüßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Sieh'ſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand!
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt
Eh' er es verlangt:
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt' Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich auf's Bette legt;
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür hereinbewegt.

Denn er ſieht bei ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz und goldnes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.

Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind!
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schweſter gönnt man dich.
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bei dieſer Flamme ſey's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus
Liebchen, bleibe hier!
Feyre gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen,
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig lüſtern trank.
Liebe fordert er beim ſtillen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war liebekrank.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern ſeh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührſt du meine Glieder,
Fühlſt du ſchaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis,
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er ſie mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wär'ſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt?

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im Andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebeſtammelns Raſerei.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da? — und Kuß auf Kuß —

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind: —
Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen;
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt
Hebet die Geſtalt
Lang' und langſam ſich im Bett empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte:
So mißgönnt ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling kannſt nicht länger leben;
Du verſiecheſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechſtenmal,
Daß er unſers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zn gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes, ſchönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dieß iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Strauß

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſeyn.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feyer
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.

Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt;
Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether;
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung in's Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung.
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte befrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah' ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eiligſt warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtets auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er;
Und gelichtet mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn
Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſucheſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis! da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei: da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend ſich über uns hin.
Schweigend beganneſt du nun geſchickt die Früchte zu ordnen;
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſendmal küßt' ich den Hals;
Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal: da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein?
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, liſpelteſt du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O ſo eile denn, Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmied
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wahrlich! zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir! locker gewunden, den Hals.
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigſten; goldne
Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; du ſollſt das Schönſte von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch

Feine wollene Decken mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich, auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem Einen
Gibt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeiſten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeiſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne: ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Bretergerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir brittiſches Dichter-Gebild,
Droheteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſ're gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo riefſt du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer,
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Steht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloßen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! das Mädchen
Wächſ't zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. —
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehen; es werden dir Andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grab's, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.

Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter Geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich,
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Epiſteln.

Erſte Epiſtel.

Jetzt da jeglicher lieſ't und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſobald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders und ganz vorzüglich des nächſten
Bürgers, und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth ſüß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, iſt leicht zu verlöſchen,
Und wie viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber, hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt, das der Andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher, durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unſere Meinung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eile
Unſer befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen, Allen
Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſei auch der Hörer,
Wer es ſei, und klinget nicht immer im hohen Palaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm ans Ufer der Inſel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob ſie ein Andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betrat; ſie lieget im Meere,
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel,
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen, und ſagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon und ſuchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müſſ' es Allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſerer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: Vergeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müßet ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnſorge genannt uud mich von Hauſe vertrieben.

O ſo ſei uns gegrüßt! verſetzte der Richter; du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdieneſt, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bei dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſerer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünſchten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

Zweite Epiſtel.

Würdiger Freund, du runzelſt die Stirn; dir ſcheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu ſein; die Frage war ernſthaft,
Und beſonnen verlangſt du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben ſich mir der Schalk im Buſen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du ſagſt mir: ſo möchte
Meinetwegen die Menge ſich halten im Leben und Leſen,
Wie ſie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hauſe,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Böſen bekannt macht.

Dem iſt leichter geholfen, verſetz' ich, als wohl ein Andrer
Denken möchte. Die Mädchen ſind gut und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gib nur dem einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſobald ſie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu ſchaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft ſich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann zu füllen, zu ſchöpfen,
Daß ſtets geiſtig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt ſie bei Zeiten
Dir auf den Tiſch und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern,
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurückläßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend=beglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Geſinde.
Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen, und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer, die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.
Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Biegeln,
Hundertfältig ſeitdem in weißer arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzſaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich Arbeit
Selber genug; es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet.

Aus den Epigrammen.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen ſie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiſeren Ton wild aus dem ſchmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen, wir ſehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie ſchmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verſcheuchet kein Lärm, noch weniger ſcheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erſt ſich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Aſche da drinnen
Scheint, im ſtillen Bezirk, noch ſich des Lebens zu freun.
So umgebe denn ſpät den Sarkophagen des Dichters
Dieſe Rolle, von ihm reichlich mit Leben geſchmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felſen herab, Epheu zu Kränzen geſchmückt,
Sah den emſigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:
Da geſellten die Muſen ſich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgeriſſ'nes Geſpräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! ſchölte mich Einer, und ſo verbringſt du die Tage?
Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillone ſind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir! du ſchieneſt
Paradieſiſch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schoos.

4.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde geprellt, ſtell' er ſich, wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtrauet dem Andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land; doch ach! Fauſtinen find' ich nicht wieder.
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich geſtreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, ſtehn.
Mancherlei Waare findeſt du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Geſträuch.
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzeſt du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter ſünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verluſt!

8.

Dieſe Gondel vergleich' ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Canal ſorglos durch's Leben dahin.

9.

Feierlich ſehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer verſiegelt den Stein.
Was der Doge ſich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernſt dieſes Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt ſich das Volk ſo, und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das, und thue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

11.

Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern ſo heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß!
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand iſt
Sand, die Perle ſei mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß, den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüthen zu ſehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit ſehnendem Blick.
Aber ſüßer, mit Blumen dem Buſen der Schäferin ſchmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Dieſem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrſcher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint.

15.

Schüler macht ſich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemälde:
Werke des Geiſt's und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet:
Doch wir wählen uns den, der ſich auf unſern verſteht.

17.

Noth lehrt beten, man ſagt's; will Einer es lernen, er geh
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach dieſem Laden! Wie emſig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt ſich ſelber erkennen!
Nieswurz holt ſich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knabe ſo fein, eigen, bedächtig und ſtolz.
Darum ſind die Oblaten ſo zart im katholiſchen Welſchland;
Denn aus demſelbigen Teig weihet der Prieſter den Gott.

20.

Ruhig am Arſenal ſtehen zwei altgriechiſche Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beide
Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns.
Aber nun ruhen ſie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

Mächtiges Ueberraſchen.

Ein Strom entrauſcht umwölktem Felſenſaale,
Dem Ocean ſich eilig zu verbinden;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämoniſch aber ſtürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht, und ſtaunt zurück und weichet,
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchaun das Blinken
Des Wellenſchlags am Fels, ein neues Leben.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felſenweg, den ſchroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal ſchien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuſchauen,
So muſterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war geſtillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ ſie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir ſelbſt erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie ſtand. Da war's geſchehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg. Sie lag in meinen Armen.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn ſo ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum verſuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, verſöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unſre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehſt du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodiſch klingt die durchgeſpielte Leyer,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkſt es kaum und ſieh! das Lied iſt fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im erſten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr ſelbſt zu ſingen.

Das Mädchen ſpricht.

Du ſiehſt ſo ernſt, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen
Wie dieſes gibſt du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein ſich milde.

Der Feind verbirgt ſich hinter ſeinem Schilde,
Der Freund ſoll offen ſeine Stirn uns reichen.
Ich ſuche dich, du ſuchſt mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieſes Kunſtgebilde.

An wen von beiden ſoll ich mich nun wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müſſen,
Da dieſer todt und du lebendig heißeſt?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verſchwenden,
So will ich dieſen Stein ſo lange küſſen,
Bis eiferſüchtig du mich ihm entreißeſt.

Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangſt du mit mir, ſo manchen Frühlingsmorgen.
„Für ſolch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater ſegnend Häuſer bauen!“

Und als du anfingſt in die Welt zu ſchauen,
War deine Freude häusliches Beſorgen.
„Solch eine Schweſter! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie ſie mir vertrauen!“

Nun kann den ſchönen Wachsthum nichts beſchränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfaſſ' ich ſie, die Schmerzen zu beſchwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürſtin denken:
Du ſtehſt ſo ſchroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der ſiebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſ't.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau! . . . Du gehſt davon!“
Sie trägt die Mutter durch's Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſ't.
Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite ſchwoll;
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willſt du hinein!“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſeyn!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſ't,
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſ't,
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So ſollten ſie alle verloren ſeyn!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt iſt alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint
Und überall wird ſchön Suschen beweint.
Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beiſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!

Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Weſen!

Der Wandrer.

Wandrer.
Gott ſegne dich, junge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An deiner Bruſt!
Laß mich an der Felſenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.
Welch' Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den ſtaubigen Pfad her?
Bringſt du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.
Keine Waaren bring' ich aus der Stadt:
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Daraus du trinkeſt,
Liebes junges Weib!

Frau.
Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh' voran! Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
D'rin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.
Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reichhinſtreuende Natur!

Frau.
Weiter hinauf!

Wandrer.
Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.
Weiter, Fremdling!

Wandrer.
Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.
Stauneſt, Fremdling,
Dieſe Stein' an?
Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.
Droben?

Frau.
Gleich zur Linken
Durch's Gebüſch hinan,
Hier.

Wandrer.
Ihr Muſen und Grazien!

Frau.
Das iſt meine Hütte.

Wandrer.
Eines Tempels Trümmer!

Frau.
Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.
Glühend webſt du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Iſt zuſammengeſtürzt
Dein Meiſterſtück,
O du Unſterblicher!

Frau.
Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.
Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt d'rüber hin.
Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln d'rein?

Frau.
Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willſt du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es iſt kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! ſchlaf!

Wandrer.
Süß iſt deine Ruh!
Wie's, in himmliſcher Geſundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf dir!
Welchen der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim, blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Geſellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann ſteig' aus deinem Buſen
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.
Geſegne's Gott! — Und ſchläft er noch?
Ich habe nichts zum friſchen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

Wandrer.
Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.
Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſeyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.

Wandrer.
Ihr wohnet hier?

Frau.
Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.

Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen. —
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaff'ſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabene Trümmer
Für deine Bedürfniſſ'
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur
Den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl,
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Amor als Landſchaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden;
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübſches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein laſirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beſchaute.

Hab' ich doch, ſo ſagt' er, dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das ſchwerſte noch zurücke.

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Friſche Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das ſie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meiſter
Hat in ſeine Schule dich genommen,
Daß du ſo geſchwind und ſo natürlich
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt?

Da ich noch ſo rede, ſieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuſelt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun alles, alles ſich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten;
Glaubt ihr wohl, ich ſei auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben?

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander ſind,
So möcht' ich nimmer ſcheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall ich dir, ſo gefällſt du mir;
Du ſagſt es frei, ich ſag' es dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht, ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Schneider = Courage.

„Es iſt ein Schuß gefallen!
Mein! ſagt, wer ſchoß dadrauß'?“
Es iſt der junge Jäger,
Der ſchießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den —.

Ballade.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da ſind wir allein,
Wir wollen die Pforte verſchließen.
Die Mutter ſie betet, der Vater im Hain
Iſt gangen die Wölfe zu ſchießen.
O ſing uns ein Mährchen, o ſing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben ſchon längſt einen Sänger gehofft,
Die Kinder ſie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geſchwind?
Was trägt er ſo raſch in die Ferne?
Ein Töchterlein iſt es, da ſchläft nun das Kind. —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Nun hellt ſich der Morgen, die Welt iſt ſo weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger,
So ſchreitet und heiſcht er undenkliche Zeit,
Der Bart wächſ't ihm länger und länger;
Doch wächſ't in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichſten Sterne,
Geſchützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Und immer ſind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt ſich, der Mantel zerſtückt,
Er könnte ſie länger nicht faſſen,
Der Vater er ſucht ſie, wie iſt er beglückt!
Er kann ſich für Freude nicht laſſen;
So ſchön und ſo edel erſcheint ſie zugleich,
Entſproſſen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht ſie den Vater, den theuren, ſo reich! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Da reitet ein fürſtlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almoſen will er nicht geben.
Er faſſet das Händchen ſo kräftiglich an:
Die will ich, ſo ruft er, auf's Leben!
Erkennſt du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebſt du zur Fürſtin ſie gerne;
Sie ſey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Sie ſegnet der Prieſter am heiligen Ort,
Mit Luſt und mit Unluſt nun ziehet ſie fort,
Sie möchte vom Vater nicht ſcheiden.
Der Alte er wandelt nun hier und bald dort;
Er träget in Freuden ſein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie ſegn' ich bei Tage, ſie ſegn' ich bei Nacht —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Er ſegnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da iſt er! Sie ſpringen hervor;
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockſt du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eiſernen Schergen!
Zum tiefſten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, ſie bittet mit ſchmeichelndem Wort —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Die Schergen ſie laſſen den Würdigen ſtehn,
Und Mutter und Kinder ſie bitten ſo ſchön;
Der fürſtliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüſtet das Flehn,
Bis endlich ſein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeſchlecht!
Verfinſterung fürſtlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geſchieht mir doch Recht —
Die Kinder ſie hören's nicht gerne.

Noch ſtehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eiſernen Schergen ſie treten zurück,
Es wächſ't nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das ſind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete ſtets, und man läugnet mit Recht,
Daß je ſich der Adel entlerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeſchlecht —
Die Kinder ſie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verſtößt,
Die heiligſten Bande verwegentlich löſ't;
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, ſo ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die iſt meine! Du haſt ſie geraubt,
Mich trieb dein Geſchlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köſtlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löſe die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Geſetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt ſich gut,
Heut einen ſich ſelige Sterne,
Die Fürſtin ſie zeugte dir fürſtliches Blut —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Trauerloge.

An dem öden Strand des Lebens,
Wo ſich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finſtern träuft,
Setze dir ein Ziel des Strebens.
Unter ſchon verloſchnen Siegeln
Tauſend Väter hingeſtreckt,
Ach! von neuen friſchen Hügeln
Freund' an Freunden überdeckt.

Haſt du ſo dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilſt,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilſt.

Aus dem weſtöſtlichen Divan.

Wiederfinden.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt,
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht: ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Raſch, in wilden wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeſſ'nen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſtenmal;
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich was ſich angehört;
Und zu ungemeſſ'nem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, ſey es Raffen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

In tauſend Formen magſt du dich verſtecken.

In tauſend Formen magſt du dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich dich;
Du magſt mit Zauberſchleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich,

An der Cypreſſe reinſtem, jungem Streben,
Allſchöngewachſ'ne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allſchmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
Allſpielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke ſich geſtaltend umgeſtaltet,
Allmannichfalt'ge, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wieſenteppich,
Allbuntbeſternte, ſchön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tauſendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen ſich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein ſich ründet;
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr,
Unterm Sternenhimmel.

Mahomet ſpricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn ſie liegen ohne Wiederkehren;
Unſre Brüder ſollt ihr nicht bedauern:
Denn ſie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle ſieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und ſchon klopfen die verklärten Lieben
Paradieſes Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypreſſeragend,
Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
Lebensbäume, breite Schatten ſchlagend,
Decken Blumenſitz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein ſüßer Wind von Oſten
Hergeführt die Himmelsmädchenſchaar;
Mit den Augen fängſt du an zu koſten,
Schon der Anblick ſättigt ganz und gar.

Forſchend ſtehn ſie, was du unternahmeſt?
Große Plane? fährlich blut'gen Straus?
Daß du Held ſeyſt ſehn ſie, weil du kameſt;
Welch ein Held du ſeyſt? ſie forſchen's aus.

Und ſie ſehn es bald an deiner Wunden,
Die ſich ſelbſt ein Ehrendenkmal ſchreibt;
Glück und Hoheit, alles iſt verſchwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgeſtein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden ſie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling, biſt willkommen!
Alle ſind wie alle licht und klar;
Haſt du eine dir an's Herz genommen;
Herrin, Freundin iſt ſie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichſte gefällt ſich
Keineswegs in ſolchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannichfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmauſe,
Den ſich jede äußerſt auserſinnt;
Viele Frauen haſt und Ruh im Hauſe,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und ſo ſchicke dich in dieſen Frieden:
Denn du kannſt ihn weiter nicht vertauſchen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauſchen.

Und ſo war das Wenige zu melden,
Wie der ſel'ge Muſelmann ſich brüſtet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Iſt hiemit vollkommen ausgerüſtet.

Höheres und Höchſtes.

Daß wir ſolche Dinge lehren,
Möge man uns nicht beſtrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefſtes fragen.

Und ſo werdet ihr vernehmen:
Daß der Menſch, mit ſich zufrieden,
Gern ſein Ich gerettet ſähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden, wie ich hier ſie ſchlürfte,
Wünſcht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen ſchöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübſche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geiſt nicht minder.

Und ſo möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins verſammeln,
Gar zu gern in deutſcher Sprache
Paradieſes-Worte ſtammeln.

Doch man horcht nun Dialekten
Wie ſich Menſch und Engel koſen,
Der Grammatik, der verſteckten,
Declinirend Mohn und Roſen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetoriſch gern ergehen,
Und zu himmliſchem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte ſelbſt verſtändlich,
Und entſchiedener empfindet
Der Verklärte ſich unendlich.

Iſt ſomit dem Fünf der Sinne
Vorgeſehn im Paradieſe,
Sicher iſt es, ich gewinne
Einen Sinn für alle dieſe.

Und nun dring' ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreiſe,
Die durchdrungen ſind vom Worte
Gottes rein-lebendigerweiſe.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt ſich da kein Ende finden,
Bis im Anſchaun ew'ger Liebe
Wir verſchweben, wir verſchwinden.

Aus Egmont.

[Erſter Aufzug.]

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger (mit Armbrüſten.)

Jetter (Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt). **Soeſt** (Bürger von Brüſſel, Krämer).

Soeſt.

Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr ſollt eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck

(ein Holländer, Soldat unter Egmont).

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinnſt, tractire die Herren: ich bin ſchon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's als wenn ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch, Buyck, nun immerhin.

Buyck (ſchießt). Nun, Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soeſt. Vier Ringe? Es ſey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch, und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch ſelbſt zu danken.

Ruyſum

(ein Friesländer, Invalide und taub).

Daß ich euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter!

Ruyſum. Daß ich euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt, wie Keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſum. Was?

Soeſt (laut). Er will uns gaſtiren, er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruyſum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn, und es laufen zu laſſen wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Verſteht ſich Eure Majeſtät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruyſum. Wer?

Soeſt (laut). Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruyſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruyſum. Gott tröſt' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſre Fürſten müſſen froh und frei ſeyn wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrückt ſeyn, ſo gutherzige Narren wir auch ſind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur beſſere Rathgeber hätte.

Soeſt. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, ſein Herz iſt dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum iſt alle Welt dem Grafen Egmont ſo hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm anſieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen ſieht; weil er nichts beſitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch iſt's, die erſte Geſundheit zu trinken! Bringt eures Herrn Geſundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruyſum. Ueberwinder bei St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruyſum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die ſchwere Büchſe mehr ſchleppen. Hab' ich doch den Franzoſen noch Eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abſchied noch einen Streifſchuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's friſch! den Sieg haben wir allein. Brannten und ſengten die wälſchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen ſie! Ihre alten, handfeſten Kerle hielten lange wieder, und wir drängten und ſchoſſen und hieben, daß ſie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen, und wir ſtritten lange hinüber und herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe mit Haufe, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Fluſſes, bav, bau! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie konnten nur mit den kleinſten Schiffen herbei, und das nicht nah' genug; ſchoſſen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälſchen und hob unſern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geſchlagen, alles in's Waſſer geſprengt. Und die Kerle erſoffen, wie ſie das Waſſer ſchmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beidlebig ſind, ward es wohl im Waſſer wie den Fröſchen; und immer die Feinde im Fluß zuſammengehauen, weggeſchoſſen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, ſchlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Miſtgabeln todt. Mußte doch die wälſche Majeſtät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden ſeyd ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den ſtatt der Margarete von Parma zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! Wahr bleibt wahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Nun iſt's an mir. Es lebe unſre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soeſt. Wahrlich, treffliche Weiber ſind in dem Hauſe. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug iſt ſie, und mäßig in allem was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den Pfaffen. Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neuen Biſchofsmützen im Lande haben. Wozu die nur ſollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einſchieben kann, wo ſonſt Aebte aus den Capiteln gewählt wurden? und wir ſollen glauben, es ſey um der Religion willen. Ja es hat ſich. An drey Biſchöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da ſetz's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und ſchüttelt, deſto trüber wird's. (Sie trinken.)

Soeſt. Das war nun des Königs Wille; ſie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da ſollen wir nun die neuen Pſalmen nicht ſingen; aber Schelmenlieder, ſo viel wir wollen Und warum? Es ſeyen Ketzereien drin, ſagen ſie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch geſungen; es iſt jetzt was neues, ich hab' nichts drin geſehen.

Buyck. Ich wollte ſie fragen! In unſrer Provinz ſingen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unſer Statthalter iſt; der fragt nach ſo etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern ſingt ſie, wer Belieben hat. (Laut) Es iſt ja wohl nichts unſchuldiger, als ein geiſtlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruyſum. Ey wohl! Es iſt ja ein Gottesdienſt, eine Erbauung.

Jetter. Sie ſagen aber, es ſey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich iſt's doch immer, da läßt man's lieber ſeyn. Die Inquiſitionsdiener ſchleichen herum und paſſen auf; mancher ehrliche Mann iſt ſchon unglücklich geworden. Der Gewiſſenszwang fehlte noch! da ich nicht thun darf was ich möchte, können ſie mich doch denken und ſingen laſſen was ich will.

Soeſt. Die Inquiſition kommt nicht auf. Wir ſind nicht gemacht, wie die Spanier, unſer Gewiſſen tyranniſiren zu laſſen. Und der Adel muß auch bei Zeiten ſuchen ihr die Flügel zu beſchneiden.

Jetter. Es iſt ſehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt in mein Haus zu ſtürmen, und ich ſitz' an meiner Arbeit, und ſumme juſt einen Franzöſiſchen Pſalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böſes; ich ſumme ihn aber, weil er mir in der Kehle iſt; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingeſteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutſchland gekommen ſind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je Einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute. Neulich hört ich Einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Geköch', als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg; ſagte, wie ſie uns bisher hätten bei der Naſe herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran ſeyn. Ich ſagt's immer ſelbſt, und grübelte ſo über die Sache nach. Mir iſt's lang im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soeſt. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was iſt's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen laſſen nach ſeiner Weiſe.

Buyck. Friſch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergeſſen. Das iſt ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne ſich hinter ihn verſtecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soeſt. Nun, Alter, bring' auch deine Geſundheit.

Ruyſum. Alle Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, iſt wohl natürlich; wie lumpig aber unſer einem dabei zu Muthe iſt, kann ich nicht ſagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie ſie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben ſind, wie viel dort, und wie ſie ſich drängen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man ſein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unſchuldigen Kindern ergeht. Das iſt eine Noth und Angſt, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen ſie! Es geht uns auch ſo.“

Soeſt. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt ſeyn.

Jetter. Ja, es übt ſich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich ſie ſehe.

Buyck. Das ſollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch iſt's nicht geſagt, Landsmann. Wie wir die ſpaniſchen Beſatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soeſt. Gelt! die lagen dir am ſchwerſten auf?

Jetter. Vexir' Er ſich.

Soeſt. Die hatten ſcharfe Einquartirung bei dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soeſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit.

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soeſt. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Brav! das ſind auch wir zufrieden!

(Sie ſtoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch, daß jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Fünfter Aufzug.

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehſt du mich auch wie die übrigen Freunde? wie willig ſenkteſt du dich auf mein freies Haupt herunter und kühlteſt, wie ein ſchöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſauſ'ten, Aſt und Wipfel ſich knirrend bewegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt dich nun? was erſchüttert den feſten treuen Sinn? Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen dir vom Haupte weggewieſen, warum vermagſt du nicht die Ahnung zu verſcheuchen, die tauſendfach in dir ſich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet dir der Tod fürchterlich, mit deſſen wechſelnden Bildern, wie mit der übrigen Geſtalten der gewohnten Erde, du gelaſſen lebteſt? — Auch iſt Er's nicht, der raſche Feind, dem die geſunde Bruſt wetteifernd ſich entgegen ſehnt; der Kerker iſt's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's ſchon auf meinem gepolſterten Stuhle, wenn in ſtattlicher Verſammlung die Fürſten, was leicht zu entſcheiden war, mit wiederkehrenden Geſprächen überlegten, und zwiſchen düſtern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, ſobald es möglich war, und raſch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und friſch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächſte Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Geſtirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menſchheit ganz, und menſchliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu beſiegen, zu erhaſchen, ſeine Fauſt zu brauchen, zu beſitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat ſein angebornes Recht auf alle Welt mit raſchem Schritt ſich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wieſe, Feld und Wald verderbend ſtreicht, und keine Gränzen kennt, die Menſchenhand gezogen.

Du biſt nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich ſo lang beſeſſen; wo hat dich das Geſchick verrätheriſch hingeführt? Verſagt es dir, den nie geſcheuten Tod im Angeſicht der Sonne raſch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeſchmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus dieſen Steinen widrig an! Schon ſtarrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe ſcheut der Fuß. —

O Sorge, Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnſt, laß ab! — Seit wann iſt Egmont denn allein, ſo ganz allein in dieſer Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Iſt die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrauteſt, iſt der Regentin Freundſchaft, die faſt (du darfſt es dir geſtehn), faſt Liebe war, ſind ſie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verſchwunden? und laſſen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend ſinnen? Wird nicht ein Volk ſich ſammeln und mit anſchwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich umſchließt, ſo vieler Geiſter wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen ſonſt ſich über *ſie* ergoß, der kehre nun aus *ihren* Herzen in meines wieder. O ja, ſie rühren ſich zu Tauſenden! ſie kommen! ſtehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunſch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und ſteigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; ſo ſeh' ich ſie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore ſpalten ſich, die Gitter ſpringen, die Mauer ſtürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages ſteigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Geſicht empfängt mich jauchzend! Ach, Clärchen, wärſt du Mann; ſo ſäh' ich dich gewiß auch hier zuerſt und dankte dir, was einem Könige zu danken hart iſt, Freiheit.

Aus Iphigenie.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt, wie der letzte lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß ihr verloren ſeyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es ſey, darf euer Haupt,
So lang' ich Prieſterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beizuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Heerd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande hoch willkommen:
Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.

Verbirgſt du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.

Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur bald von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des ſcheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgeſendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O ſage mir! Er fiel, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſthens Tücke?

Oreſt.

Du ſagſt's!

Iphigenie.

Weh dir, unſeliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgeſä't!
Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd
Und tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſein, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Avernus Netzen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra!

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.

Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königs-Hauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen ſeyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Oreſt, Elektra leben.

Oreſt.

Und fürchteſt du für Klytämneſtren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergoß ſie reuig wüthend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.
So haben mich die Götter auserſehn
Zum Boten einer That, die ich ſo gern
In's klanglos-dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund! allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unverſehen, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſtens Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfängt ſie
Die Königin; ſie treten in das Haus.
Elektren gibt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie bläſ't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoſſ'nen Blutes oftgewaſchnen Boden
Mit blaſſen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr knechtiſch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geſchwiſter
Von einer ſtiefgewordnen Mutter warteten. —
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantals Hauſe grimmig wüthete,
Und Klytämneſtra fiel durch Sohnes Hand.
Iphigenie.
Unſterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig lebet,
Habt ihr nur darum mich ſo manches Jahr
Von Menſchen abgeſondert, mich ſo nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beſchäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauſes Gräuel ſpäter
Und tiefer fühlen ſollte? — Sage mir
Vom Unglückſel'gen! Sprich mir von Oreſt! —
Oreſt.
O könnte man von ſeinem Tode ſprechen!
Wie gährend ſtieg aus der Erſchlagnen Blut
Der Mutter Geiſt
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu,
„Laſſ't nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch iſt er geweiht!"
Sie horchen auf, es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um ſich her.
Sie rühren ſich in ihren ſchwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leiſ' herbei.
Vor ihnen ſteigt ein Dampf vom Acheron;
In ſeinen Wolkenkreiſen wälzet ſich
Die ewige Betrachtung des Geſcheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbeſä'ten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu ſchrecken Raſt.
Iphigenie.
Unſeliger, du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt was er, der arme Flüchtling, leidet!
Oreſt.
Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall?
Iphigenie.
Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngſter Bruder ſchon.
Oreſt.
Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen!
Wer du auch ſeyſt, ſo wünſch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im ſchönen Griechenland,
Ein neues Leben freundlich anzufangen.
(Er entfernt ſich.)
Iphigenie.
So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig ſcheinen
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt; ſo kennt
Man euch, ihr Götter, an geſparten, lang'
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Ausſicht uns verdeckt. Gelaſſen hört
Ihr unſer Flehn, das um Beſchleunigung
Euch kindiſch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte:
Und wehe dem, der ungeduldig ſie
Ertrotzend ſaure Speiſe ſich zum Tod'
Genießt. O laſſ't das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeſchiednen Freundes, eitel mir
Und dreyfach ſchmerzlicher vorübergehn!
Oreſt (tritt wieder zu ihr).
Rufſt du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du retteſt den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich geſell'ſt, und theileſt Fluch und Noth.
Iphigenie.
Mein Schickſal iſt an deines feſt gebunden.
Oreſt.
Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhüllteſt du
In deinen Schleier ſelbſt den Schuldigen;
Du birgſt ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmliſche,
Drängt ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reiſender
Sich rettete. Da draußen ruhen ſie
Gelagert; und verlaſſ' ich dieſen Hain,
Dann ſteigen ſie, die Schlangenhäupter ſchüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor ſich her.
Iphigenie.
Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?
Oreſt.
Spar' es für einen Freund der Götter auf.
Iphigenie.
Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.
Oreſt.
Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfluſſes mir zur Hölle leuchten.
Iphigenie.
Haſt du Elektren, Eine Schweſter nur?
Oreſt.
Die Eine kannt' ich; doch die ält'ſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bei Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß dein Fragen und geſelle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; ſie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,

Vorſätzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?
Iphigenie.
Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Buſens leiſe wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern ausgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoſſ'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?
Oreſt.
Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttin?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?
Iphigenie.
Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!
Oreſt.
Du!
Iphigenie.
Mein Bruder!
Oreſt.
Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.
Iphigenie.
Du wirſt nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch ſicher werden.
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.
Oreſt.
Iſt hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Prieſterin?
Iphigenie.
O höre mich! O ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller,
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! mein Bruder!
Oreſt.
Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irr't umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch' ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner.
Iphigenie.
Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt.
O nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen biſt du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterin die Schweſter.
Oreſt.
Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier? damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick' und Leiden friſte.
Gut, Prieſterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Kommt kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytämneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwung'ner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bei,
Dem letzten, gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht Schuld.
Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter.
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiße dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen die hier ſieden einen Weg!
(Er ſinkt in Ermattung).
Iphigenie.
Allein zu tragen dieſes Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt ſich ſuchend.)

Aus Taſſo.

Vierter Aufzug.

Zweiter Auftritt.

Leonore. Taſſo.
Leonore.
Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem gibſt was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.
Taſſo.
Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, es ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.
Leonore.
Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht,
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſchroffen Mann's
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.
Taſſo.
Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.

Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundin —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du ſcheineſt mehr als billig iſt bewegt.

Taſſo.

Hältſt du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geſchehn iſt kränkt mich nicht ſo tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frei und offen iſt das Feld.

Leonore.

Du haſt gar manchen fälſchlich in Verdacht,
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnſt. Der heutige Verdruß —

Taſſo.

Den laſſ' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von Manchem, das du beſſer
Und tiefer fühlteſt, und vernimmt kein Wort
Das du ihm ſagſt, und wird dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſeyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpät, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frei will ich ſeyn im Denken und im Dichten;
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von dir.

Taſſo.

Mit Schonung willſt du ſagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zum Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus ſeinem Munde.

Leonore.

Möchteſt du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er ſonſt von dir
Und dem Talente ſprach, das dir vor Vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das was du biſt und haſt, und ſchätzt es auch.

Taſſo.

O glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein ſolcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das haſt du ſelbſt, das haſt du wenn du willſt,
Wenn du beharrſt, wenn dich das Glück begünſtigt.
Doch das was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſ'ten Jüngling gaben.

Leonore.

O ſäheſt du ſo klar, wie ich es ſehe!
Du irrſt dich über ihn; ſo iſt er nicht.

Taſſo.

Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's,
In allen Stücken billig ſeyn; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luſt entreißen, ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willſt du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht laſſen, ſeh' ich kaum
Wie du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie ſehr ich längſt, o ſchöne Freundin, hier
Schon überflüſſig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das biſt du nicht, das kannſt du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürſt mit dir,
Wie gern die Fürſtin mit dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um dein't- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Taſſo.

O Leonore, welch Vertraun iſt das?
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagſt anſtatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freiheit laſſen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore,

Du biſt nicht unnütz, eben weil du ruhſt.
So lange hegſt du ſchon Verdruß und Sorge
Wie ein geliebtes Kind an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will: auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. O Taſſo! — Rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter ſey. — Ob er geneſen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!
Ich ſeh' es alles ſelbſt, es iſt vorbei!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an,
Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg; ich glaub' es ſelbſt —
So lebt denn wohl! ich werd' auch das ertragen.
Ihr ſeyd von mir geſchieden — werd' auch mir,
Von euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirſt du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht
Uns hülflos, einſam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmſt du mich, mein Freund, ſo ſollſt du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, ſo begibſt du dich
Erſt nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich für dich ſorgen. Sey getroſt,
Ich bin es ſelbſt. Ich reiſe, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann

Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unſre Mitte bringe.
Ich ſage dir kein Wort, du weißt es ſelbſt,
Welch einem Fürſten du dich nahen wirſt,
Und welche Männer dieſe ſchöne Stadt
In ihrem Buſen hegt, und welche Frauen.
Du ſchweigſt? Bedenk' es wohl! Entſchließe dich.

Taſſo.

Gar reizend iſt, was du mir ſagſt, ſo ganz
Dem Wunſch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es iſt zu neu; ich bitte dich,
Laß mich bedenken, ich beſchließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der ſchönſten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieſes Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkſt,
So wirſt du ſchwerlich etwas Beſſers denken.

Taſſo.

Noch eins, geliebte Freundin, ſage mir,
Wie iſt die Fürſtin gegen mich geſinnt?
War ſie erzürnt auf mich? Was ſagte ſie? —
Sie hat mich ſehr getadelt? Rede frei.

Leonore.

Da ſie dich kennt, hat ſie dich leicht entſchuldigt.

Taſſo.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Taſſo.

Wird ſie mich gern entlaſſen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht; gewiß.

Taſſo.

Werd' ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In ſeiner Großmuth kannſt du ſicher ruhn.

Taſſo.

Und laſſen wir die Fürſtin ganz allein?
Du gehſt hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe dich beglückt,
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's, Antonio ſucht dich auf.
Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelaſſen auf ſo wie er kommt.

Taſſo.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm ſtehn.

Leonore.

Und ſchenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du ſcheideſt, dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und nickt!
Du irrſt gewiß, und wie du ſonſt zur Freude
Von andern dichteſt, leider dichteſt du
In dieſem Fall ein ſeltenes Gewebe,
Dich ſelbſt zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwey zu reißen, daß du frei
Den ſchönen Weg des Lebens wandeln mögeſt.
Leb' wohl! ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Aus dem erſten Theile des Fauſt.

Gretchens Stube.

Gretchen
am Spinnrade allein.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Fauſt.

Margarete.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarete.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hält'ſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarete.

Das iſt nicht recht, man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen:
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſein.

Margarete.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,

Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.
Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.
Fauſt.
Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?
Margarete.
Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.
Fauſt.
Lieb's Kind!
Margarete.
Es thut mir lang' ſchon weh,
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.
Fauſt.
Wie ſo?
Margarete.
Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt!
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.
Fauſt.
Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!
Margarete.
Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!
Fauſt.
Es muß auch ſolche Käuze geben.
Margarete.
Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein,
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an nichts einen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.
Fauſt.
Du ahnungsvoller Engel du!
Margarete.
Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſein.
Fauſt.
Du haſt nun die Antipathie!
Margarete.
Ich muß nun fort.
Fauſt.
Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?
Margarete.
Ach wenn ich nur alleine ſchlief'!
Ich ließ' dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief:
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!
Fauſt.
Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen! Drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.
Margarete.
Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden?
Fauſt.
Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?
Margarete.
Seh' ich dich beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt.
ab.
Mephiſtopheles tritt auf.
Mepiſtopheles.
Der Graſaff'! iſt er weg?
Fauſt.
Haſt wieder ſpionirt?
Mephiſtopheles.
Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff', es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.
Fauſt.
Du Ungeheuer ſiehſt nicht ein,
Wie dieſe treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr ſelig machend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll.
Mephiſtopheles.
Du überſinnlicher ſinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.
Fauſt.
Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!
Mephiſtopheles.
Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr ſie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?
Fauſt.
Was geht dich's an?
Mephiſtopheles.
Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen
mit Krügen.

Lieschen.
Haſt nichts von Bärbelchen gehört?
Gretchen.
Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.
Lieschen
Gewiß, Sibylle ſagt' mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!
Gretchen.
Wie ſo?
Lieschen.
Es ſtinkt!
Sie füttert zwei, wenn ſie nun ißt und trinkt.
Gretchen.
Ach!
Lieschen.
So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!

Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die Erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekoſ' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!
Gretchen.
Das arme Ding!
Lieschen.
Bedauerſt ſie noch gar!
Wenn unſer Eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand ſie bei ihrem Buhlen ſüß,
Auf der Thürbank und im dunklen Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!
Gretchen.
Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.
Lieschen.
Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung,
Er iſt auch fort.
Gretchen.
Das iſt nicht ſchön!
Lieschen.
Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!
ab.
Gretchen
nach Hauſe gehend.
Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmählen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der **Mater dolorosa**,
Blumenkrüge davor.
Gretchen
ſteckt friſche Blumen in die Krüge.
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Buſen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach,
Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thür.

Valentin, Soldat, Gretchens Bruder.
Wenn ich ſo ſaß bei einem Gelag,
Wo mancher ſich berühmen mag,
Und die Geſellen mir den Flor
Der Mägdlein laut geprieſen vor,
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt,
Den Ellenbogen aufgeſtemmt
Saß ich in meiner ſichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und ſtreiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und ſage: Alles nach ſeiner Art!
Aber iſt eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen ſchrieen: er hat Recht,
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!
Da ſaßen alle die Lober ſtumm.
Und nun! — um's Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naſerümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!
Soll wie ein böſer Schuldner ſitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen ſchwitzen!
Und möcht' ich ſie zuſammenſchmeißen;
Könnt' ich ſie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?
Irr' ich nicht, es ſind ihrer zwei.
Iſt er's, gleich pack ich ihn beim Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Fauſt. Mephiſtopheles.
Fauſt.
Wie von dem Fenſter dort der Sacriſtey
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſterniß drängt ringsum bei!
So ſieht's in meinem Buſen nächtig.
Mephiſtopheles.
Und mir iſt's wie dem Kätzlein ſchmächtig,
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leiſ' dann um die Mauern ſtreicht,
Mir iſt's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüſt, ein bißchen Rammelei.
So ſpukt mir ſchon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.
Fauſt.
Rückt wohl der Schatz indeſſen in die Höh',
Den ich dorthinten flimmern ſeh'?
Mephiſtopheles.
Du kannſt die Freude bald erleben,
Das Keſſelchen herauszuheben.
Ich ſchielte neulich ſo hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.
Fauſt.
Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.
Mephiſtopheles.
Ich ſah dabei wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnüren.
Fauſt.
So iſt es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geſchenke zu ihr geh'.

Mephiſtopheles.
Es ſollt' euch eben nicht verdrießen,
Umſonſt auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunſtſtück hören:
Ich ſing ihr ein moraliſch Lied,
Um ſie gewiſſer zu bethören.

Singt zur Zither.
Was machſt du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es ſeyn!
Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nicht's zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin tritt vor.
Wen lockſt du hier? beim Element!
Vermaledeyter Rattenfänger!
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!
Mephiſtopheles.
Die Zither iſt entzwei! an der iſt nichts zu halten.
Valentin.
Nun ſoll es an ein Schädelſpalten!
Mephiſtopheles zu Fauſt.
Herr Doctor nicht gewichen! Friſch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Flederwiſch!
Nur zugeſtoßen! Ich parire.
Valentin.
Parire den!
Mephiſtopheles.
Warum denn nicht?
Valentin.
Auch den!
Mephiſtopheles.
Gewiß!
Valentin.
Ich glaub' der Teufel ficht!
Was iſt denn das? Schon wird die Hand mir lahm.
Mephiſtopheles zu Fauſt.
Stoß zu!
Valentin fällt.
O weh!
Mephiſtopheles.
Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſſen gleich verſchwinden:
Denn ſchon entſteht ein mörderlich Geſchrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.
Marthe am Fenſter.
Heraus! Heraus!
Gretchen am Fenſter.
Herbei ein Licht!
Marthe wie oben.
Man ſchilt und rauft, man ſchreit und ficht.
Volk.
Da liegt ſchon einer todt!
Marthe heraustretend.
Die Mörder, ſind ſie denn entflohn?
Gretchen heraustretend.
Wer liegt hier?
Volk.
Deiner Mutter Sohn.
Gretchen.
Allmächtiger! welche Noth!
Valentin.
Ich ſterbe! das iſt bald geſagt
Und bälder noch gethan.
Was ſteht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn).
Mein Gretchen ſieh! du biſt noch jung,
Biſt gar noch nicht geſcheidt genung,
Machſt deine Sachen ſchlecht.
Ich ſag' dir's im Vertrauen nur:
Du biſt doch nun einmal eine Hur';
So ſei's auch eben recht.
Gretchen.
Mein Bruder! Gott! Was ſoll mir das?
Valentin.
Laſſ' unſern Herr Gott aus dem Spaß.
Geſchehn iſt leider nun geſchehn,
Und wie es geh'n kann, ſo wird's gehn.
Du fingſt mit einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erſt ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wächſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage bloß,
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tages Licht.

Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle braven Bürgersleut',
Wie von einer angeſteckten Leichen,
Von dir, du Metze! ſeitab weichen.
Dir ſoll das Herz im Leib verzagen,
Wenn ſie dir in die Augen ſehn!
Sollſt keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn!
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht bei'm Tanze wohlbehagen!
In eine finſtre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verſtecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſein vermaledeyt!
Marthe.
Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Läſtrung auf euch laden?
Valentin.
Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du ſchändlich kuppleriſches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.
Gretchen.
Mein Bruder! Welche Höllenpein!
Valentin.
Ich ſage, laß die Thränen ſeyn!
Da du dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(ſtirbt.)

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen unter vielem Volke. **Böſer Geiſt** hinter Gretchen.
Böſer Geiſt.
Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lallteſt,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Miſſethat?
Bet'ſt du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberſchlief?
Auf deiner Schwelle weſſen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und ängſtet dich und ſich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.
Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!
Chor.
Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.
Orgelton.
Böſer Geiſt.
Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!
Gretchen.
Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im Tiefſten löſ'te.
Chor.
Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.
Gretchen.
Mir wird ſo eng'!
Die Mauern=Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!
Böſer Geiſt.
Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!
Chor.
Quid sum miser tunc dicturus
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.
Böſer Geiſt.
Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!
Chor.
Quid sum miser tunc dicturus?
Gretchen.
Nachbarin! Euer Fläſchchen! —
Sie fällt in Ohnmacht

Kerker.

Fauſt, mit einem Bund Schlüſſel und einer Lampe, vor einem eiſernen Thürchen.

Mich faßt ein längſt entwohnter Schauer,
Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt ſie, hinter dieſer feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderſt zu ihr zu gehen!
Du fürchteſt ſie wieder zu ſehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.
Er ergreift das Schloß. Es ſingt inwendig.
Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gegeſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!
Fauſt aufſchließend.
Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauſcht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauſcht.
Er tritt ein.
Margarete ſich auf dem Lager verbergend.
Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!
Fauſt leiſe.
Still! Still! ich komme dich zu befreien.
Margarete ſich vor ihm hinwälzend.
Biſt du ein Menſch, ſo fühle meine Noth.
Fauſt.
Du wirſt die Wächter aus dem Schlafe ſchreien!
Er faßt die Ketten, ſie aufzuſchließen.
Margarete auf den Knieen.
Wer hat dir Henker dieſe Macht
Ueber mich gegeben!
Du holſt mich ſchon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Iſt's morgen früh nicht zeitig genug?
Sie ſteht auf.
Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun iſt er weit;
Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht geſehen!
Fauſt.
Werd' ich den Jammer überſtehen!
Margarete.
Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es dieſe ganze Nacht.
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich! Es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt ſo,
Wer heißt ſie's deuten?
Fauſt wirft ſich nieder.
Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.
Margarete wirft ſich zu ihm.
O laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!
Fauſt laut.
Gretchen! Gretchen!
Margarete aufmerkſam.
Das war des Freundes Stimme!
Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.
Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt ich den ſüßen, den liebenden Ton.
Fauſt.
Ich bin's!
Margarete.
Du biſt's! O ſag' es noch einmal!
Ihn faſſend.
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers? der Ketten?
Du biſt's! Kommſt mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſtenmale ſah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.
Fauſt fortſtrebend.
Komm mit! Komm mit!
Margarete.
O weile!
Weil' ich doch ſo gern wo du weileſt.
Liebkoſend.
Fauſt.
Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarete.
Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt als wollteſt du mich erſticken.
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!
(Sie umfaßt ihn.)
O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?
(Sie wendet ſich von ihm.)

Fauſt.
Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth!
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet.)
Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Fauſt.
Ich bin's! Komm mit!

Margarethe.
Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schoos.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt! —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Fauſt.
Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.
Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch — Du biſt's! ich glaub' es kaum.
Gib deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht
Iſt Blut dran.
Ach Gott! Was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Fauſt.
Laß das Vergang'ne vergangen ſein,
Du bringſt mich um.

Margarete.
Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben.
Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt.
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.
Fühlſt du, daß ich es bin, ſo komm!

Margarete.
Dahinaus?

Fauſt.
In's Freie.

Margarete.
Iſt das Grab drauß',
Lauert der Tod, ſo komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Fauſt.
Du kannſt! ſo wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarete.
Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend in der Fremde ſchweifen,
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.
Ich bleibe bei dir.

Margarete.
Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.
Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.
Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer;
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.
Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen,
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.
Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Fauſt.
Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.
Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſein!
Sag niemand daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.
O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen.)
Auf! oder ihr ſeid verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.
Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich;

Fauſt.
Du ſollſt leben!

Margarete.
Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt.)
Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.
Dein bin ich, Vater! Rette mich;
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.
Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).
Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Fauſt.)
Her zu mir!
(Verſchwindet mit Fauſt.)
Stimme (von innen, verhallend.)
Heinrich! Heinrich!

Aus dem zweiten Theile des Fauſt.

Schluß des vierten Acts.

Kaiſer.
Es ſei nun wie ihm ſei! uns iſt die Schlacht gewonnen,
Des Feind's zerſtreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier ſteht der leere Thron, verrätheriſcher Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geſchützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiſerlich der Völker Abgeſandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botſchaft an:
Beruhigt ſei das Reich, uns freudig zugethan.
Hat ſich in unſern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut,
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felſenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unſre Bruſt erhöhn, des Feindes Bruſt verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu ſtets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preiſ't den gewognen Gott.
Und alles ſtimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchſten Preis wend' ich den frommen Blick,
Das ſelten ſonſt geſchah, zur eignen Bruſt zurück.
Ein junger muntrer Fürſt mag ſeinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungeſäumt, verbind' ich mich ſogleich
Mit euch Vier Würdigen für Haus und Hof und Reich.
(Zum Erſten.)
Dein war, o Fürſt! des Heer's geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroiſch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Erbmarſchall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.
Erbmarſchall.
Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beſchäftigt,
Wenn's an der Grenze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann ſei es uns vergönnt, bei Feſtesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüſten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchſten Majeſtät zu ewigem Geleite.
Der Kaiſer (zum Zweiten).
Der ſich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! ſei Erzkämmerer, der Auftrag iſt nicht leicht.
Du biſt der Oberſte von allem Hausgeſinde,
Bei deren innerm Streit ich ſchlechte Diener finde;
Dein Beiſpiel ſei fortan in Ehren aufgeſtellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof, und Allen wohlgefällt.
Erzkämmerer.
Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden,
Den Beſten hülfreich ſeyn, den Schlechten ſelbſt nicht ſchaden,
Dann klar ſein ohne Liſt, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchſchauſt, geſchieht mir ſchon genug.
Darf ſich die Phantaſie auf jenes Feſt erſtrecken?
Wenn du zur Tafel gehſt, reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfriſcht, wie mich dein Blick erfreut.
Kaiſer.
Zwar fühl' ich mich zu ernſt, auf Feſtlichkeit zu ſinnen,
Doch ſei's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.
(Zum Dritten.)
Dich wähl' ich zum Erztruchſeß! Alſo ſei fortan,
Dir Jagd, Geflügel-Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsſpeiſe Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie ſie der Monat bringt und ſorgſam zubereiten.
Erztruchſeß.
Streng Faſten ſey für mich die angenehmſte Pflicht,
Bis, vor dich hingeſtellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerſchaft ſoll ſich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beſchleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig iſt's, wornach dein Sinn verlangt.
Kaiſer (zum Vierten.)
Weil unausweichlich hier ſich's nur von Feſten handelt,
So ſei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzſchenke, ſorge nun, daß unſre Kellerei
Auf's reichlichſte verſorgt mit gutem Weine ſei.
Du ſelbſt ſey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.
Erzſchenk.
Mein Fürſt, die Jugend ſelbſt, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man ſich's verſieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich verſetze mich zu jenem großen Feſte;
Ein Kaiſerlich Büffet ſchmück' ich auf's allerbeſte
Mit Prachtgefäßen, gülden, ſilbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichſten Pokal.
Ein blank venediſch Glas, worin Behagen lauſchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr berauſchet.
Auf ſolchen Wunderſchatz vertraut man oft zu ſehr!
Doch deine Mäßigkeit, du Höchſter, ſchützt noch mehr.
Kaiſer.
Was ich euch zugedacht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverläſſigem Munde.
Der Kaiſers Wort iſt groß und ſichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zur rechten Stunde ſchreiten.
Der Erzbiſchof (tritt auf).
Kaiſer.
Wenn ein Gewölbe ſich dem Schlußſtein anvertraut,
Dann iſt's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du ſiehſt vier Fürſten da! Wir haben erſt erörtert,
Was den Beſtand zunächſt von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in ſeinem Ganzen hegt,
Sei, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern ſollen ſie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Beſitzthums Gränzen,
Vom Erbtheil jener die ſich von uns abgewandt.
Euch Treuen ſprech' ich zu ſo manches ſchöne Land,
Zugleich das hohe Recht, euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tauſch in's Weitre zu verbreiten;
Dann ſei beſtimmt vergönnt, zu üben ungeſtört,
Was von Gerechtſamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchſten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören ſoll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächſt der Majeſtät erhoben.
Erzbiſchof.
Im Namen aller ſei dir tiefſter Dank gebracht,
Du machſt uns ſtark und feſt und ſtärkeſt deine Macht.
Kaiſer.
Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus raſcher Strebſamkeit in's Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuren trennen,
Dann ſei es eure Pflicht, den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar
Und friedlich ende dann was jetzt ſo ſtürmiſch war.
Erzcanzler.
Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an Gebärde,
Stehn Fürſten dir gebeugt, die erſten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.
Kaiſer.
Und alſo ſei, zum Schluß, was wir bisher bethätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſei.
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es ſoll's der ält'ſte Sohn in gleichem Maaß erlangen.
Erzkanzler.
Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut;
Reinſchrift und Sieglung ſoll die Kanzelei beſchäft'gen.
Mit heiliger Signatur wirſt du's, der Herr, bekräft'gen.
Kaiſer.
Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jedermann ſich überlegen mag.
Die weltlichen Fürſten
(entfernen ſich).
Der Geiſtliche
(bleibt und ſpricht pathetiſch).
Der Kanzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.
Kaiſer.
Was haſt du Bängliches zur frohen Stunde? ſprich!
Erzbiſchof.
Mit welchem bittern Schmerz find' ich, in dieſer Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,

Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.
Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten,
Mit heiligem Strahl dein Reich, das ſündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht, wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gib vom frevlen Glück
Ein mäßig Schärflein gleich dem Heiligthum zurück.
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten du ein horchſam Ohr geliehn,
Den ſtifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn.
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen die ſich grün zu ſteter Weide decken,
Fiſchreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie ſie ſich, eilig ſchlängelnd, ſtürzen ab zu Thal.
Das breite Thal dann ſelbſt, mit Wieſen, Gauen, Gründen:
Die Reue ſpricht ſich aus, und du wirſt Gnade finden.
Kaiſer.
Durch meinen ſchweren Fehl bin ich ſo tief erſchreckt,
Die Gränze ſei von dir nach eignem Maß geſteckt.
Erzbiſchof.
Erſt: der entweihte Raum, wo man ſich ſo verſündigt,
Sei alſobald zum Dienſt des Höchſten angekündigt.
Behende ſteigt im Geiſt Gemäuer ſtark empor,
Der Morgenſonne Blick erleuchtet ſchon das Chor,
Zum Kreuz erweitert ſich das wachſende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht ſich zu der Gläubigen Freude,
Sie ſtrömen brünſtig ſchon durch's würdige Portal,
Der erſte Glockenruf erſcholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie ſie zum Himmel ſtreben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeſchaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchſte Zierde ſeyn.
Kaiſer.
Mag ein ſo großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preiſen Gott den Herrn, ſo wie mich zu entſünd'gen.
Genug! Ich fühle ſchon wie ſich mein Sinn erhöht.
Erzbiſchof.
Als Canzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.
Kaiſer.
Ein förmlich Dokument, der Kirche das zu eignen,
Du legſt es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.
Erzbiſchof
(hat ſich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).
Dann widmeſt du zugleich dem Werke, wie's entſteht,
Geſammte Landsgefälle: Zehnten, Zinſen, Beth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und ſchwere Koſten macht die ſorgliche Verwaltung.
Zum ſchnellen Aufbau ſelbſt auf ſolchem wüſten Platz,
Reichſt du uns einiges Gold aus deinem Beuteſchatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verſchweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtſtuhl belehrt,
Die Kirche ſegnet den, der ihr zu Dienſten fährt.
(Ab).
Kaiſer.
Die Sünd' iſt groß und ſchwer womit ich mich beladen,
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.
Erzbiſchof
(abermals zurückkehrend mit tiefſter Verbeugung).
Verzeih', o Herr! Es ward dem ſehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch dieſen trifft der Bann,
Verleihſt du reuig nicht der hohen Kirchenſtelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.
Kaiſer (verdrießlich).
Das Land iſt noch nicht da, im Meere liegt es breit.
Erzbiſchof.
Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in ſeinen Kräften bleiben!
Kaiſer (allein).
So könnt' ich wohl zunächſt das ganze Reich verſchreiben.

Fünfter Akt.

Offene Gegend.

Wanderer.
Ja! ſie ſinds' die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich ſoll ſie wieder finden
Nach ſo langer Wanderſchaft!
Iſt es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die ſturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich ſegnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt ſchon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seid gegrüßt!
Wenn, gaſtfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.
Baucis.
(Mütterchen, ſehr alt).
Lieber Kömmling! Leiſe! Leiſe!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.
Wanderer.
Sage, Mutter, biſt du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt du Baucis, die, geſchäftig,
Halberſtorbnen Mund erquickt?
(Der Gatte tritt auf.)
Du Philemon, der, ſo kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raſchen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grauſen Abenteuers
Löſung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenloſe Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.
(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne).
Philemon zu Baucis.
Eile nur den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken,
Denn er glaubt nicht was er ſieht.
(Ihm folgend).
Philemon
(neben dem Wanderer ſtehend).
Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, ſchäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie ſonſt bereit;
Und, wie meine Kräfte ſchwanden,
War auch ſchon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an ſeiner Statt zu ſein.
Schaue grünend Wieſ' an Wieſe,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne ſcheidet bald. —
Doch! im Fernſten ziehen Segel!
Suchen nächtlich ſichern Port —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel —
Denn jetzt iſt der Hafen dort.
So erblickſt du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.
(Am Tiſche zu Drei).

Baucis
(zum Fremdling).
Bleibſt du ſtumm? und keinen Biſſen
Bringſt du zum verlechzten Mund?
Philemon.
Möcht' er doch vom Wunder wiſſen,
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.
Baucis.
Wohl! ein Wunder iſt's geweſen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;

Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiſer ſich verſündigen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein Palaſt.

Baucis.

Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag und Schlag,
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten,
Nachts erſcholl des Jammers Qual,
Meerab floſſen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſre Hütte, unſer Hain;
Wie er ſich als Nachbar brüſtet,
Soll man unterthänig ſein.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt' auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu ſchaun.
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

Fauſt (im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe,
Auf dem Canale hier zu ſein.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit,
In dir preiſ't ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Düne).

Fauſt (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuſchändlich
Verwundet's, wie ein tückiſcher Schuß;
Vor Augen iſt mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidiſche Laute,
Mein Hochbeſitz er iſt nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morſche Kirchlein iſt nicht mein.
Und wünſcht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten ſchaudert mir,
Iſt Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie ſegelt froh der bunte Kahn,
Mit friſchem Abendwind heran!
Wie thürmt ſich ſein behender Lauf
In Kiſten, Kaſten, Säcken auf!

(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit
Erzeugniſſen fremder Weltgegenden).

Mephiſtopheles. Die drei gewaltigen Geſellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da ſind wir ſchon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie ſteigen aus, die Güter werden an's Land geſchafft).

Mephiſtopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt,
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig ſind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das ſieht man unſrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geiſt,
Wer weiß da was Beſinnen heißt!
Da fördert nur ein raſcher Griff,
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff,
Und iſt man erſt der Herr zu drei,
Dann hakelt man das vierte bei.
Da geht es denn dem fünften ſchlecht,
Man hat Gewalt, ſo hat man Recht.
Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Geſellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Geſtank!
Er macht ein wi-
derlich Geſicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephiſtopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Geſellen.

Das iſt nur für
Die Langeweil,
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephiſtopheles.

Erſt ordnet oben
Saal an Saal
Die Köſtbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er ſich gewiß
Nicht lumpen läßt
Und gibt der Flotte
Feſt nach Feſt.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum Beſten ſorgen.

(Die Ladung wird weggeſchafft).

Mephiſtopheles (zu Fauſt.)

Mit ernſter Stirn, mit düſterm Blick
Vernimmſt du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer iſt dem Meer verſöhnt,
Vom Ufer nimmt, zu raſcher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an,
So ſprich daß hier, hier vom Palaſt
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieſer Stelle ging es aus,
Hier ſtand das erſte Bretterhaus,
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt
Wo jetzt das Ruder emſig ſpritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Fauſt.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig laſtet mir.
Dir Vielgewandtem muß ich's ſagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,
Mir iſt's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's ſage, ſchäm' ich mich.
Die Alten droben ſollten weichen,
Die Linden wünſcht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Welt-Beſitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu ſchauen,
Von Aſt zu Aſt Gerüſte bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu ſehn was alles ich gethan,
Zu überſchaun mit einem Blick
Des Menſchengeiſtes Meiſterſtück,

Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So ſind am härtſten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht ſich an dieſem Sande hier.
Wie ſchaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.
Mephiſtopheles.
Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwiſchen Bimm und Baum,
Das Leben ein verſchollner Traum.
Fauſt.
Das Widerſtehn, der Eigenſinn
Verkümmern herrlichſten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu ſein.
Mephiſtopheles.
Was willſt du dich denn hier geniren,
Mußt du nicht längſt coloniſiren?
Fauſt.
So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt du ja,
Das ich dem Alten auserſah.
Mephiſtopheles.
Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder.
Eh' man ſich umſieht ſtehn ſie wieder;
Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.
(Er pfeift gellend).
Die Drei treten auf.
Mephiſtopheles.
Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen giebt ein Flottenfeſt.
Die Drei.
Der alte Herr empfing uns ſchlecht,
Ein flottes Feſt iſt uns zu Recht.
Mephiſtopheles (ad Spectatores).
Auch hier geſchieht was längſt geſchah,
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.
(Regum 1. 21).

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte ſingend):
Zum Sehen geboren,
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.
So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen!
Was je ihr geſehn,
Es ſei wie es wolle,
Es war doch ſo ſchön!
(Pauſe).
Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier ſo hoch geſtellt;
Welch ein gräuliches Entſetzen
Droht mir aus der finſtern Welt!
Funkenblicke ſeh' ich ſprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer ſtärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die inn're Hütte lodert,
Die bemooſ't und feucht geſtanden,
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung iſt vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonſt ſo ſorglich um das Feuer,
Werden ſie dem Qualm zur Beute!
Welch ein ſchrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das ſchwarze Moosgeſtelle,
Retteten ſich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze ſteigen
Zwiſchen Blättern, zwiſchen Zweigen;
Aeſte dürr, die flackernd brennen,
Glühen ſchnell und ſtürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich ſo weitſichtig ſein!
Das Capellchen bricht zuſammen
Von der Aeſte Sturz und Laſt;
Schlängelnd ſind, mit ſpitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.
(Lange Pauſe, Geſang).
Was ſich ſonſt dem Blick empfohlen
Mit Jahrhunderten, iſt hin.
Fauſt
(auf dem Balkon, gegen die Dünen).
Von oben welch ein ſingend Wimmern?
Das Wort iſt hier, der Ton zu ſpat,
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch ſei der Lindenwuchs vernichtet,
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland iſt bald errichtet,
Um in's Unendliche zu ſchaun.
Da ſeh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umſchließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der ſpäten Tage froh genießt.
Mephiſtopheles und die Dreie (unten).
Da kommen wir mit vollem Trab.
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morſche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten ſchwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in ſolchem Fall geſchicht,
Sie hörten nicht, ſie wollten nicht,
Wir aber haben nicht geſäumt,
Behende dir ſie weggeräumt.
Das Paar hat ſich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen ſie entſeelt.
Ein Fremder, der ſich dort verſteckt,
Und fechten wollte, ward geſtreckt,
In wilden Kampfes kurzer Zeit
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drei.
Fauſt.
War't ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.
Chorus.
Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und biſt du kühn, und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.
(Ab).

Fauſt (auf dem Balkon).
Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboten ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.
Ich heiße die Schuld.
Dritte.
Ich heiße die Sorge.
Vierte.
Ich heiße die Noth.
Zu drei.
Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.
Mangel.
Da werd' ich zum Schatten.
Schuld.
Da werd' ich zu nicht.
Noth.
Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.
Sorge.
Ihr Schweſtern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge ſie ſchleicht ſich durch's Schlüſſelloch ein.
(Sorge verſchwindet).
Mangel.
Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier.
Schuld.
Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.
Noth.
Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.
Zu drei.
Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.
Fauſt. (im Palaſt).
Vier ſah ich kommen, drei nur gehn,
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach als hieß es — Noth,
Ein düſtres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſein.

Das war ich ſonſt, eh' ichs im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll,
Daß niemand weiß wie er ihn meiden ſoll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgeſpinnſt verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt, was krächzt er? Mißgeſchick,
Von Aberglauben früh und ſpat umgarnt.
Es eignet ſich, es zeigt ſich an, es warnt.
Und ſo verſchüchtert, ſtehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.
(Erſchüttert).
Iſt jemand hier?
Sorge.
Die Frage fordert Ja!
Fauſt.
Und du, wer biſt denn du?
Sorge.
Bin eimal da.
Fauſt.
Entferne dich!
Sorge.
Ich bin am rechten Ort.
Fauſt (erſt ergrimmt, dann beſänftigt für ſich).
Nimm dich in Acht und ſprich kein Zauberwort.
Sorge.
Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Ueb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängſtlicher Geſelle;
Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt wie verflucht.
Haſt du die Sorge nie gekannt? —
Fauſt.
Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünſcht, und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig;
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt.
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken ſeines gleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um;
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Ehrentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.
Sorge.
Wen ich einmal mir beſitze,
Dem iſt alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düſtre ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen.
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle,
Sei es Wonne, ſei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.
Fauſt.
Hör' auf! ſo kommſt du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr' hin! die ſchlechte Litaney
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören.
Sorge.
Soll er gehen? ſoll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte.
Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und andre läſtig drückend,
Athem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen,
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken,
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.
Fauſt.
Unſelige Geſpenſter! ſo behandelt ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſend Malen;
Gleichgültige Tage ſelbſt verwandelt ihr
In garſtigen Wirrwarr netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los,
Das geiſtig-ſtrenge Band iſt nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen.
Sorge.
Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun Fauſte werde du's am Ende! —
(Sie haucht ihn an).
Fauſt (erblindet).
Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen was ich kühn erſann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich gerathen.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß,
Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.

Legende.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt er ſich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freier ſpricht.
Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heiligen Munde hören;
Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlendert' er in Geiſtes Ruh
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.
Er ſagte zu St. Peter d'rauf:
Heb' doch einmal das Eiſen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren ſo ſeine liebſten Gedanken,
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron' und Scepter ſein;
Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, d'rauf
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen,
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,
Kauft ihrer, ſo wenig oder ſo viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er ſodann nach ſeiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wieſ' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne ſchien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an ſolcher Stätt'
Für einen Trunk Waſſer gegeben hätt.
Der Herr geht immer voraus vor Allen
Läßt unverſehens eine Kirſche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt,
Wornach Sanct Peter ſchnell ſich bückt.
So läßt der Herr ihn ſeinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirſchen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit;
Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'ſt du zu rechter Zeit dich regen,
Hätt'ſt du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht..

Novelle.

Ein dichter Herbſtnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürſtlichen Schloßhofes, als man ſchon mehr oder weniger durch den ſich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt ſah. Die eiligen Beſchäftigungen der nächſten ließen ſich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte ſich Büchſe und Patrontäſchchen, man ſchob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuſchleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd ſich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der ſelbſt hier in der Halbhelle eine gewiſſe Eitelkeit, ſich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürſten, der, von ſeiner jungen Gemahlin Abſchied nehmend, allzulange zauderte.

Erſt vor kurzer Zeit zuſammen getraut, empfanden ſie ſchon das Glück übereinſtimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Beſtrebungen Antheil. Des Fürſten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebſamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach ſeiner Art, erſt gewinnen und dann genießen ſollte.

Wie ſehr dieſes gelungen war, ließ ſich in dieſen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt ſich verſammelte, den man gar wohl eine Meſſe nennen konnte. Der Fürſt hatte ſeine Gemahlin geſtern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und ſie bemerken laſſen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtauſch treffe; er wußte ſie an Ort und Stelle auf die Betriebſamkeit ſeines Länderkreiſes aufmerkſam zu machen.

Wenn ſich nun der Fürſt faſt ausſchließlich in dieſen Tagen mit den Seinigen über dieſe zudringenden Gegenſtände unterhielt, auch beſonders mit dem Finanzminiſter anhaltend arbeitete, ſo behielt doch auch der Landjägermeiſter ſein Recht, auf deſſen Vorſtellung es unmöglich war, der Verſuchung zu widerſtehen, an dieſen günſtigen Herbſttagen eine ſchon verſchobene Jagd zu unternehmen, ſich ſelbſt und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und ſeltenes Feſt zu eröffnen.

Die Fürſtin blieb ungern zurück; man hatte ſich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend verſäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuſchlagen, den ſie im Geleite Friedrich's, des fürſtlichen Oheims, unternehmen ſollte; auch laſſe ich, ſagte er, dir unſern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles ſorgen wird; und im Gefolg dieſer Worte gab er im Hinabſteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verſchwand ſodann bald mit Gäſten und Gefolge.

Die Fürſtin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab ſich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Ausſicht ließen, die um deſto ſchöner war, als das Schloß ſelbſt von dem Fuße herauf in einiger Höhe ſtand und ſo vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Anſichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleſcop noch in der Stellung wo man es geſtern Abend gelaſſen hatte, als man, über Buſch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, ſich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmaſſen den deutlichſten Begriff von einem ſo anſehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte ſich heute früh durch die annähernden Gläſer recht auffallend die herbſtliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwiſchen dem Gemäuer ungehindert und ungeſtört durch lange Jahre emporſtrebten. Die ſchöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, ſteinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; ſie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog ſich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Inſtrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürſten und den Oberſtallmeiſter; ja ſie enthielt ſich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als ſie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürſt Oheim, Friedrich mit Namen, trat ſodann, angemeldet, mit ſeinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Couſine, ſagte der alte rüſtige Herr, hier legen wir die Anſichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verſchiedenen Seiten anſchaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und ſeiner Witterung ſich entgegen ſtemmte, und wie doch hie und da ſeine Gemäuer weichen, da und dort in wüſte Ruinen zuſammenſtürzen mußten. Nun haben wir manches gethan, um dieſe Wildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht. um jeden Wanderer, jeden Beſuchenden in Erſtaunen zu ſetzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürſt die einzelnen Blätter deutete, ſprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, ſteigt uns ein Felſen entgegen von den feſteſten des ganzen Gebirgs; hierauf nun ſteht gemauert ein Thurm, doch niemand wußte zu ſagen, wo die Natur aufhört, Kunſt und Handwerk aber anfangen. Ferner ſieht man ſeitwärts Mauern angeſchloſſen und Zwinger terraſſenmäßig herab ſich erſtreckend. Doch ich ſage nicht recht, denn es iſt eigentlich ein Wald, der dieſen alten Gipfel umgibt; ſeit hundert und fünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen und überall ſind die mächtigſten Stämme emporgewachſen; wo ihr euch an den Mauern andrängt, ſtellt ſich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die ſchlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um dieſe müſſen wir uns herumſchlängeln und unſere Fußpfade verſtändig führen. Seht nur, wie trefflich unſer Meiſter dieß Charakteriſtiſche auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verſchiedenen Stamm- und Wurzelarten zwiſchen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeſte durch die Lücken durchgeſchlungen ſind. Es iſt eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längſt verſchwundener Menſchenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur ſich in dem ernſteſten Streit erblicken laſſen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was ſagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zuſammenſtürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, ſeit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir ſuchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe geſprengt und ſo einen bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet ſich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu Wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; ſie ſind ſachte aber entſchieden aufgewachſen; nun erſtrecken ſie ihre Aeſte bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter ſonſt auf und abſchritt: ja durch Thüren durch und Fenſter in die gewölbten Säle, aus denen wir ſie nicht vertreiben wollen; ſie ſind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterſchichten wegräumend haben wir den merkwürdigſten Platz geebnet gefunden, deſſen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu ſehen iſt.

Nach allem dieſen aber iſt es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beſchauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geſchlagen und ſich zu einem ſo tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne, der unbegrenzten Ausſicht wegen, zu beſteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieſer Baum iſt es, der ſich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir alſo dem wackern Künſtler, der uns ſo löblich in verſchiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die ſchönſten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und ſich wochenlang um dieſe Gegenſtände herumbewegt. In dieſer Ecke iſt für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie ſollten nicht glauben, meine Beſte, welch eine ſchöne Aus- und Anſicht er in's Land, in Hof und Gemäuer ſich dort bereitet hat. Nun aber, da alles ſo rein und charakteriſtiſch umriſſen iſt, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit dieſen Bildern unſern Gartenſaal zieren, und niemand ſoll über unſere regelmäßigen Parterre, Lauben und ſchattigen Gänge ſeine Augen ſpielen laſſen, der nicht wünſchte, ſich dort oben in dem wirklichen Anſchauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerſtörlichen, und des Friſchen, Schmiegſamen, Unwiderſtehlichen ſeine Betrachtungen anzuſtellen.

Honorio trat ein, und meldete, die Pferde ſeien vorgeführt; da ſagte die Fürſtin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und laſſen Sie mich in der Wirklichkeit ſehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von dieſem Unternehmen, und werde jetzt erſt recht verlangend, mit Augen zu ſehen, was mir in der Erzählung unmöglich ſchien und in der Nachbildung unwahrſcheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, verſetzte der Fürſt; was Sie hier ſahen, iſt, was es werden kann und wird; jetzt ſtockt noch manches im Beginnen; die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchämen ſoll. — Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Luſt, mich heute weit in der Welt umzuſehen. — Ganz nach Ihrem Willen, verſetzte der Fürſt. — Laſſen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt als wären die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunkt verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter alles was der Menſch leiſtet und bedarf, man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſei kein Geld nöthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß zu dieſen Ueberſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide ſo deutlich ausſprechen, was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, ſo kommen jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterſcheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, verſetzte der Fürſt, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerkſamkeit wendet; denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, ſo wie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte, ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe: bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum —

Laſſen Sie uns die ſchönen Stunden nicht verſäumen, fiel ihm die Fürſtin ein, da der würdige Mann ſie ſchon einigemal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich nämlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends im beſten Wirthshauſe auf dem Markte, der eben von einer Hauptmeſſe wimmelte, höchſt ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geſchrei und Flammen, die ſich gegen ſeine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürſtin eilte, das Lieblingspferd zu beſteigen, und führte, ſtatt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und ſo war auch Honorio von der ſonſt ſo erſehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausſchließlich dienſtbar zu ſein.

Wie voraus zu ſehen, durften ſie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die ſchöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geiſtreiche Bemerkung. Ich wiederhole, ſagte ſie, meine geſtrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unſere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte ſich die ganze Menſchenmaſſe dergeſtalt an die Reitenden heran, daß ſie ihren Weg nur langſam fortſetzen konnten. Das Volk ſchaute mit Freuden die junge Dame und auf ſo viel lächelnden Geſichtern zeigte ſich das entſchiedene Behagen, zu ſehen, daß die erſte Frau im Lande auch die ſchönſte und anmuthigſte ſei.

Untereinander gemiſcht ſtanden Bergbewohner, die zwiſchen Felſen, Fichten und Föhren ihre ſtillen Wohnſitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wieſen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was ſich alles verſammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürſtin ihrem Begleiter, wie alle dieſe, woher ſie auch ſeien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Beſatz. Iſt es doch als ob die Weiber nicht brauſchig und die Männer nicht pauſig genug ſich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja laſſen, verſetzte der Oheim; wo auch der Menſch ſeinen Ueberfluß hinwendet, ihm iſt wohl dabei, am wohlſten, wenn er ſich damit ſchmückt und anputzt. Die ſchöne Dame winkte Beifall.

So waren ſie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorſtadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramſtände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das ſie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsſtunde der dort zur Schau ſtehenden wilden Thiere ſchien herangekommen; der Löwe ließ ſeine Wald- und Wüſtenſtimme auf's kräftigſte hören, die Pferde ſchauderten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Weſen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde ſich ſo furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften ſie die bunten koloſſalen Gemälde nicht überſehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darſtellten, welche der friedliche Staatsbürger zu ſchauen unüberwindliche Luſt empfinden ſollte. Der grimmig ungeheure Tiger ſprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe ſtand ernſthaft majeſtätiſch, als wenn er keine Beute ſeiner würdig vor ſich ſehe; andere wunderliche bunte Geſchöpfe verdienten neben dieſen mächtigen weniger Aufmerkſamkeit.

Wir wollen, ſagte die Fürſtin, bei unſerer Rückkehr doch abſteigen und die ſeltenen Gäſte näher betrachten. — Es iſt wunderbar, verſetzte der Fürſt, daß der Menſch durch Schreckliches immer aufgeregt ſein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in ſeinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu ſehen; es iſt an Mord und Todtſchlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelſänger müſſen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menſchen wollen eingeſchüchtert ſein, um hinterdrein erſt recht zu fühlen, wie ſchön und löblich es ſei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von ſolchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben ſein, alles und jedes war ſogleich ausgelöſcht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterſte Gegend eintrat. Der Weg führte zuerſt am Fluſſe hinan, an einem zwar noch ſchmalen, nur leichte Kähne tragenden Waſſer, das aber nach und nach als größter Strom ſeinen Namen behalten und ferne Länder beleben ſollte. Dann ging es weiter durch wohlverſorgte Frucht- und Luſtgärten ſachte hinaufwärts, und man ſah ſich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erſt ein Buſch, ſodann ein Wäldchen die Geſellſchaft aufnahm, und die anmuthigſten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wieſenthal, erſt vor kurzem zum zweitenmale gemäht, ſammetähnlich anzuſehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reichentſpringenden Quelle gewäſſert, empfing ſie freundlich und ſo zogen ſie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den ſie, aus dem Walde ſich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor ſich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen ſahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne ſich umzukehren — erblickten ſie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürſtliche Schloß links, von der Morgenſonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und ſofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit ſeinen Wieſen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem ſie ſich an dem Anblick erſättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf ſo hoher Stelle zu geſchehen pflegt, erſt recht verlangend geworden nach einer weiteren, weniger begrenzten Ausſicht, ritten ſie eine ſteinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegen ſtand, wenig alte Bäume tief unten um ſeinen Fuß; ſie ritten hindurch und ſo fanden ſie ſich gerade vor der ſteilſten unzugänglichſten Seite. Mächtige Felſen ſtanden von Urzeiten her, jedem Wechſel unangetaſtet, feſt, wohlbegründet voran, und ſo thürmte ſich's aufwärts; das dazwiſchen Herabgeſtürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und ſchien dem Kühnſten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe ſcheint der Jugend zuzuſagen; dieß zu unternehmen, zu erſtürmen, zu erobern iſt jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürſtin bezeugte Neigung zu einem Verſuch, Honorio war bei der Hand, der fürſtliche Oheim, wenn ſchon bequemer, ließ ſich's gefallen und wollte ſich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde ſollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewiſſen Punkte gelangen, wo ein vorſtehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Ausſicht hatte, die zwar ſchon in den Blick des Vogels überging, aber ſich doch noch maleriſch genug hintereinander ſchob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchſten Stelle, verlieh die klarſte Beleuchtung, das fürſtliche Schloß mit ſeinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erſchien gar ſtattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinſehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte ſogar die Buden unterſcheiden. Honorio war immer gewohnt ein ſo förderliches Werkzeug überzuſchnallen; man ſchaute den Fluß hinauf und hinab, dieſſeits das bergartig terraſſenweis unterbrochene, jenſeits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechſelnde fruchtbare Land; Ortſchaften unzählige; denn es war längſt herkömmlich, über die Zahl zu ſtreiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu ſein pflegt, wo die Alten ſagten, der Pan ſchlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es iſt nicht das erſtemal, ſagte die Fürſtin, daß ich auf ſo hoher weitumſchauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur ſo reinlich und friedlich ausſieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt ſein könne; und wenn man denn wieder in die Menſchenwohnung zurückkehrt, ſie ſei hoch oder niedrig, weit oder eng, ſo gibt's immer etwas zu kämpfen, zu ſtreiten, zu ſchlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indeſſen durch das Sehrohr nach der Stadt geſchaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie ſahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um ſich! rief man, immer durch die Gläſer ſchauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürſtin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf ſtieg empor und Fürſt Oheim ſprach: Laßt uns zurückkehren, das iſt nicht gut, ich fürchtete immer das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als ſie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, ſagte die Fürſtin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, laſſen Sie mir Honorio, wir folgen ſogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieſer Worte und ritt ſo eilig als der Boden erlaubte, den wüſten ſteinigen Hang hinunter.

Als die Fürſtin aufſaß, ſagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langſam! in der Stadt wie auf dem Schloß ſind die Feueranſtalten in beſter Ordnung, man wird ſich durch einen ſo unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen laſſen. Hier aber iſt ein böſer Boden, kleine Steine und kurzes Gras, ſchnelles Reiten iſt unſicher, ohnehin bis wir hineinkommen wird das Feuer ſchon nieder ſein. Die Fürſtin glaubte nicht daran, ſie ſah den Rauch ſich verbreiten, ſie glaubte einen aufflammenden Blitz geſehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten ſich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingeſenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraſchend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorſtellung wiederkehrenden Unglücks ängſtlich zurückzulaſſen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an dieſen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geſchüttelt wurden; der Fürſt ſelbſt, als ein ermüdet angelangter erſt eingeſchlafener Fremder, an's Fenſter ſprang, alles fürchterlich erleuchtet ſah, Flamme nach Flamme, rechts und links ſich überſpringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuſer des Marktes, vom Widerſchein geröthet, ſchienen ſchon zu glühen, drohend ſich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuſchlagen; unten wüthete das Element unaufhaltſam, die Breter praſſelten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düſtern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe ſich umher, als wenn die böſen Geiſter in ihrem Elemente um und um geſtaltet ſich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreiſchendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten ſich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuſchleppen, von dem brennenden Geſtell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiſte zu packen, die ſie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laſſen mußten. Wie mancher wünſchte nur einen Augenblick Stillſtand dem heranpraſſelnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Beſinnung ſich umſehend, und er war mit aller ſeiner Habe ſchon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte ſchon, was an der andern noch in finſterer Nacht ſtand. Hartnäckige Charaktere, willenſtarke Menſchen widerſetzten ſich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verluſt ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte ſich vor dem ſchönen Geiſte der Fürſtin der wüſte Wirrwarr, nun ſchien der heitere morgendliche Geſichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüſtert, Wald und Wieſe hatten einen wunderbaren bänglichen Anſchein.

In das friedliche Thal einreitend, ſeiner labenden Kühle nicht achtend, waren ſie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürſtin ganz unten im Gebüſche des Wieſenthals etwas Seltſames erblickte, das ſie alſobald für den Tiger erkannte, heranſpringend, wie ſie ihn vor kurzem gemalt geſehen, kam er entgegen: und dieſes Bild zu den furchtbaren Bildern, die ſie ſo eben beſchäftigten, machte den wunderſamſten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem ſteilen Berg zu, wo ſie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Piſtole und ſchoß, als er ſich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger ſprang ſeitwärts, das Pferd ſtutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte ſeinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürſtin nach. Sie ſprengte, was das Pferd vermochte, die ſteile, ſteinigte Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geſchöpf, ſolcher Anſtrengung ungewohnt, ſie nicht aushalten werde. Es übernahm ſich, von der bedrängten Reiterin angeregt, ſtieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und ſtürzte zuletzt nach heftigem Beſtreben kraftlos zu Boden. Die ſchöne Dame, entſchloſſen und gewandt, verfehlte nicht, ſich ſtracks auf ihre Füße zu ſtellen, auch das Pferd richtete ſich auf, aber der Tiger nahte ſchon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die ſcharfen Steine ſchienen ſeinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, ſchien ſeine Kraft auf's neue anzuſpornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürſtin am Pferde ſtand; der Ritter beugte ſich herab, ſchoß und traf mit der zweiten Piſtole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es ſogleich niederſtürzte und ausgeſtreckt in ſeiner Länge erſt recht die Macht und Furchtbarkeit ſehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde geſprungen und knieete ſchon auf dem Thiere, dämpfte ſeine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirſchfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war ſchön; er war herangeſprengt, wie ihn die Fürſtin oft im Lanzen- und Ringelſpiel geſehen hatte. Eben ſo traf in der Reitbahn ſeine Kugel im Vorbeiſprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben ſo ſpießte er, flüchtig heranſprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen ſolchen Künſten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Reſt, ſagte die Fürſtin, ich fürchte er beſchädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er iſt ſchon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächſten Winter auf Eurem Schlitten glänzen ſoll. — Frevelt nicht! ſagte die Fürſtin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet ſich in ſolchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt eben, deßhalb aber denke ich an's Freudigſte, ich blicke dieſes Fell nur an, wie es Euch zur Luſt begleiten kann. — Es würde mich immer an dieſen ſchrecklichen Augenblick erinnern, verſetzte ſie. Iſt es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unſchuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erſchlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzuſetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürſten lebenslänglich rechnen könnt. Aber ſteht auf; ſchon iſt kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen ſteht auf! — Da ich nun einmal kniee, verſetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weiſe unterſagt wäre, ſo laßt mich bitten, von der Gunſt, von der Gnade die Ihr mir zuwendet, in dieſem Augenblick verſichert zu werden. Ich habe ſchon ſo oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünſtigung einer weitern Reiſe. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu ſitzen, wen Ihr beehrt Eure Geſellſchaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt geſehen haben. Reiſende ſtrömen von allen Seiten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils geſprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daſelbſt geweſen ſei? Niemanden traut man Verſtand zu, als wer das alles geſehen hat; es iſt als wenn man ſich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürſtin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünſchen und bitten, allein wenn ich nicht irre, ſo iſt die Urſache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Abſicht war, Euch zum ſelbſtſtändigen Edelmann herangereift zu ſehen, der ſich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte Eure That wäre ein ſo empfehlender Reiſepaß, als ein junger Mann in die Welt mitnehmen kann.

Daß anſtatt einer jugendlichen Freude eine gewiſſe Trauer über ſein Geſicht zog, hatte die Fürſtin nicht Zeit zu bemerken, noch er ſeiner Empfindung Raum zu geben, denn haſtig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio ſich beſinnend aufgeſtanden, als ſie ſich heulend und ſchreiend über den Leichnam her warf, und an dieſer Handlung, ſo wie an einer, obgleich reinlich anſtändigen, doch bunten und ſeltſamen Kleidung ſogleich errathen ließ, ſie ſei die Meiſterin und Wärterin dieſes dahin geſtreckten Geſchöpfes, wie denn der ſchwarzaugige, ſchwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr knieete.

Den gewaltſamen Ausbrüchen der Leidenſchaft dieſes unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, ſtoßweiſe, ein Strom von Worten, wie ein Bach ſich in Abſätzen von Felſen zu Felſen ſtürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte ſich eindringlich und rührend; vergebens würde man ſie in unſere Mundarten überſetzen wollen; den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warſt zahm und hätteſt Dich gern ruhig niedergelaſſen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen ſchmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte Dir, ſie zu reifen. Du warſt der Schönſte Deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger ſo herrlich ausgeſtreckt im Schlafe geſehen, wie Du nun hier liegſt, todt um nicht wieder aufzuſtehen. Wenn Du des Morgens aufwachteſt beim frühen Tagſchein und den Rachen aufſperrteſt, ausſtreckend die rothe Zunge, ſo ſchienſt du uns zu lächeln, und, wenn ſchon brüllend, nahmſt du doch ſpielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Geſellſchaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speiſe von den Freſſern, und ſüße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr ſein! Wehe, wehe!

Sie hatte noch nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schloſſe heran Reiter heranſprengten, die alſobald für das Jagdgefolge des Fürſten erkannt wurden, er ſelbſt voran. Sie hatten, in den hinteren Gebirgen jagend, die Brandwolken aufſteigen ſehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltſam hetzender Jagd, den geraden Weg nach dieſem traurigen Zeichen genommen. Ueber die ſteinige Blöße einherſprengend ſtutzten und ſtarrten ſie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die ſich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem erſten Erkennen verſtummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht ſelbſt ergab, mit wenigen Worten erläutert. So ſtand der Fürſt vor dem ſeltſamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unſchlüſſig war man nicht was zu thun ſei; anzuordnen, auszuführen war der Fürſt beſchäftigt, als ein Mann ſich in den Kreis drängte, groß von Geſtalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zuſammen Schmerz und Ueberraſchung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürſten und ſagte: Es iſt nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe iſt los, auch hier nach dem Gebirg iſt er hin, aber ſchont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe! ſagte der Fürſt, haſt du ſeine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der ſich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich ſah den großen Trupp Menſchen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Alſo, — beorderte der Fürſt — muß die Jagd ſich auf dieſe Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht ſachte zu Werk, es iſt kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geſchöpf nicht ſchonen können; warum waret Ihr unvorſichtig genug ſie entkommen zu laſſen!" — Das Feuer brach aus, verſetzte jener, wir hielten uns ſtill und geſpannt, es verbreitete ſich ſchnell, aber fern von uns, wir hatten Waſſer genug zu unſerer Vertheidigung, aber ein Pulverſchlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und ſind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürſt mit Anordnungen beſchäftigt, aber einen Augenblick ſchien alles zu ſtocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranſpringend geſehen ward, den man bald für den angeſtellten Wächter erkannte, der die Werkſtätte des Malers bewachte, indem er darin ſeine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufſichtigte. Er kam außer Athem ſpringend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höheren Ringmauer habe ſich der Löwe im Sonnenſchein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte ſich ganz ruhig. Aergerlich aber ſchloß der Mann: warum habe ich geſtern meine Büchſe in die Stadt getragen um ſie ausputzen zu laſſen, er wäre nicht wieder aufgeſtanden, das Fell wäre doch mein geweſen, und ich hätte mich deſſen, wie billig, zeitlebens gebrüſtet.

Der Fürſt, dem ſeine militäriſchen Erfahrungen auch hier zu ſtatten kamen, da er ſich wohl ſchon in Fällen befunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, ſagte hierauf: welche Bürgſchaft gebt Ihr mir, daß wenn wir Eures Löwen ſchonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier dieſe Frau und dieſes Kind, erwiederte der Vater haſtig, erbieten ſich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beſchlagenen Kaſten heraufſchaffe, da wir ihn denn unſchädlich und unbeſchädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe ſchien ſeine Flöte verſuchen zu wollen, ein Inſtrument von der Art, das man ſonſt die ſanfte, ſüße Flöte zu nennen pflegte; ſie war kurz geſchnäbelt wie die Pfeifen; wer es verſtand, wußte die anmuthigſten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürſt den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieſer aber verſetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben ſoll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergeſtalt entſtellt, daß Niemand als durch jenen erſten engen Anweg zu dem Zauberſchloſſe gelangen könne, wozu es Fürſt Friedrichs Geiſt und Geſchmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei ſich der Fürſt nach dem Kinde umſah, das immer ſanft gleichſam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er ſich zu Honorio und ſagte: Du haſt heute viel geleiſtet, vollende das Tagwerk. Beſetze den ſchmalen Weg, haltet Eure Büchſen bereit, aber ſchießt nicht eher als bis Ihr das Geſchöpf nicht ſonſt zurückſcheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er ſich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige ſtehen. Eilig ſchickte Honorio ſich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte ſeine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Geſetz, und vielleicht eben deswegen ſo herzergreifend; die Umſtehenden ſchienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weiſe, als der Vater mit verſtändigem Enthuſiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürſten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weiſe ſind, jedes nach ſeiner Art. Seht den Felſen wie er feſt ſteht und ſich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenſchein; uralte Bäume zieren ſein Haupt und ſo gekrönt ſchaut er weit umher; ſtürzt aber ein Theil herunter, ſo will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen ſie nicht verharren, muthwillig ſpringen ſie tief hinab, der Bach nimmt ſie auf, zum Fluſſe trägt er ſie. Nicht widerſtehend, nicht widerſpenſtig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen ſie ſchneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Rieſen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preiſ't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum ſeht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene, noch ſpät im Herbſt ſammelt ſie emſig und baut ſich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meiſter und Geſelle; ſchaut die Ameiſe da! ſie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, ſie baut ſich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, ſie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber ſie hat umſonſt gearbeitet, denn das Pferd ſtampft und ſcharrt alles auseinander; ſeht hin! es zertritt ihre Balken und zerſtreut ihre Planken, ungeduldig ſchnaubt es und kann nicht raſten; denn der Herr hat das Roß zum Geſellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin ſie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernſten Schrittes durchzog er die Wüſte, dort herrſcht er über alles Gethier und nichts widerſteht ihm. Doch der Menſch weiß ihn zu zähmen und das grauſamſte der Geſchöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht ſind, die dem Herrn dienen und ſeinen Dienern. Denn in der Löwengrube ſcheute ſich Daniel nicht; er blieb feſt und getroſt, und das wilde Brüllen unterbrach nicht ſeinen frommen Geſang.

Dieſe mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthuſiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geſchickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang ſich hören ließ, das Kind aber ſang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchwebten ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz beſonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderſchob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch ſich ſelbſt aufregend erhöhte.

Engel ſchweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben.
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Dieſe ſanften frommen Lieder
Laſſen Unglück nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder
Und ſo iſt es ſchon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Alles war ſtill, hörte, horchte und nur erſt als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beſchwichtigt; jeder in ſeiner Art gerührt. Der Fürſt, als wenn er erſt jetzt das Unheil überſähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf ſeine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, ſich nicht verſagte das geſtickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Bruſt von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten ſie belaſtet hatten. Eine vollkommene Stille beherrſchte die Menge, man ſchien die Gefahren vergeſſen zu haben, unten den Brand und von oben das Erſtehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürſt zuerſt wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er ſich zu dem Weibe und ſagte: Ihr glaubt alſo, daß Ihr den entſprungenen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Geſang, durch den Geſang dieſes Kindes, mit Hülfe dieſer Flötentöne beſchwichtigen und ihn ſodann unſchädlich, ſo wie unbeſchädigt in ſeinen Verſchluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, verſichernd und betheuernd; der Caſtellan wurde ihnen als Wegweiſer zugegeben. Nun entfernte der Fürſt mit Wenigen ſich eiligſt, die Fürſtin folgte langſamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn ſtiegen, von dem Wärtel, der ſich eines Gewehrs bemächtigt hatte, ſteiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden ſie die Jäger beſchäftigt dürres Reißig zu häufen, damit ſie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es iſt nicht Noth, ſagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geſchehen.

Weiter hin, auf einem Mauerſtücke ſitzend, erblickten ſie Honorio, ſeine Doppelbüchſe in den Schoos gelegt, auf einem Poſten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankomenden ſchien er kaum zu bemerken, er ſaß wie in tiefen Gedanken verſunken, er ſah umher wie zerſtreut. Die Frau ſprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu laſſen, er ſchien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du haſt meinen Tiger erſchlagen, ich fluche Dir nicht, ſchone meinen Löwen, guter junger Mann, ich ſegne Dich.“

Honorio ſchaute gerad vor ſich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn ſich zu ſenken begann — Du ſchauſt nach Abend, rief die Frau, Du thuſt wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, ſäume nicht, Du wirſt überwinden. Aber zuerſt überwinde Dich ſelbſt. Hierauf ſchien er zu lächeln, die Frau ſtieg weiter, konnte ſich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überſchien ſein Geſicht, ſie glaubte nie einen ſchönern Jüngling geſehen zu haben.

Wenn Euer Kind, ſagte nunmehr der Wärtel, flötend und ſingend, wie Ihr überzeugt ſeyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, ſo werden wir uns deſſelben ſehr leicht bemeiſtern, da ſich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verſchüttet iſt, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, ſo kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe ſchließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke ſieht, dem Thiere entſchlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich ſo ſtellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umſtände ſind alle nicht nöthig, Gott und Kunſt, Frömmigkeit und Glück müſſen das Beſte thun. Es ſei, verſetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erſt führ' ich Euch durch einen beſchwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabſteigen, gleichſam in die Arena des Schauſpiels und das beſänftigte Thier dort hereinlocken. Das geſchah; Wärtel und Mutter ſahen verſteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum ſich zeigte, und in der düſtern Oeffnung gegenüber verſchwand, aber ſogleich ſeinen Flötenton hören ließ, der ſich nach und nach verlor und endlich verſtummte. Die Pauſe war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der ſeltene menſchliche Fall. Er ſagte ſich, daß er lieber perſönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Geſicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeſte Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langſam und wie es ſchien mit einiger Beſchwerde. Er zeigte hie und da Luſt ſich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreiſe durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er ſich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die ſie durch eine Ruinenlücke hereinſandte, wie verklärt niederſetzte und ſein beſchwichtigendes Lied abermals begann, deſſen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indeſſen hatte ſich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die ſchwere rechte Vordertatze auf den Schoos gehoben, die der Knabe fortſingend anmuthig ſtreichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein ſcharfer Dornzweig zwiſchen die Ballen eingeſtochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd ſein bundſeidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, ſo daß die Mutter ſich vor Freuden mit ausgeſtreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnterweiſe Beifall gerufen und geklatſcht hätte, wäre ſie nicht durch einen derben Fauſtgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber ſei.

Glorreich ſang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgeſpielt hatte:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Iſt es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines ſo grimmigen Geſchöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe ſpüren können, ſo geſchah es hier, und wirklich ſah das Kind in ſeiner Verklärung aus wie ein mächtiger ſiegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn ſeine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte; wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und ſang ſo weiter, nach ſeiner Art die Zeilen verſchränkend und neue hinzufügend:

Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren.

Erſtes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felſen ſaß Wilhelm an grauſer, bedeutender Stelle, wo ſich der ſteile Gebirgsweg um eine Ecke herum ſchnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne ſtand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felſengründen zu ſeinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in ſeine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man dieſen Stein?“ ſagte der Knabe.

„Ich weiß nicht,“ verſetzte Wilhelm.

„Iſt das wohl Gold, was darin ſo glänzt?“ ſagte jener.

„Es iſt kein's! verſetzte dieſer: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.“

„Katzengold! ſagte der Knabe lächelnd: und warum?“

„Wahrſcheinlich weil es falſch iſt und man die Katzen auch für falſch hält.“

„Das will ich mir merken,“ ſagte der Sohn, und ſteckte den Stein in die lederne Reiſetaſche, brachte jedoch ſogleich etwas anderes hervor und fragte: „was iſt das?“ Eine Frucht, verſetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, ſollte ſie mit den Tannenzapfen verwandt ſeyn. — „Das ſieht nicht aus wie ein Zapfen, es iſt ja rund“. — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wiſſen zu ſäen, zu pflanzen und zu warten, dann laſſen ſie die Stämme wachſen und groß werden wie ſie können“. — „Die Jäger wiſſen alles; geſtern zeigte mir der Bote, wie ein Hirſch über den Weg gegangen ſey, er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggeſprungen, nun aber ſah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirſch geweſen ſeyn“. — „Ich hörte wohl wie du den Boten ausfragteſt.“ — „Der wußte viel und iſt doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es iſt gar zu ſchön den ganzen Tag im Walde zu ſeyn und die Vögel zu hören, zu wiſſen wie ſie heißen, wo ihre Neſter ſind, wie man die Eier aushebt oder die Jungen; wie man ſie füttert und wenn man die Alten fängt; das iſt gar zu luſtig.“

Kaum war dieſes geſprochen, ſo zeigte ſich den ſchroffen Weg herab eine ſonderbare Erſcheinung. Zwei Knaben, ſchön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, ſprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit ſie näher zu betrachten, als ſie vor ihm ſtutzten und einen Augenblick ſtill hielten. Um des Aelteſten Haupt bewegten ſich reiche blonde Locken, auf welche man zuerſt blicken mußte, wenn man ihn ſah, und dann zogen ſeine klar-blauen Augen den Blick an ſich, der ſich mit Gefallen über ſeine ſchöne Geſtalt verlor. Der zweyte, mehr einen Freund als einen Bruder vorſtellend, war mit braunen und ſchlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerſchein ſich in ſeinen Augen zu ſpiegeln ſchien.

Wilhelm hatte nicht Zeit dieſe beiden ſonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Weſen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernſt aber freundlich herabrief: „Warum ſteht ihr ſtille? verſperrt uns den Weg nicht!“

Wilhelm ſah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung geſetzt, ſo erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erſtaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geſchürzt, von brauner Haut und ſchwarzen Haaren, trat kräftig und ſorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter ſich einen Eſel führte, der erſt ſein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die ſchöne Laſt, die er trug, ſehen ließ. Ein ſanftes, liebenswürdiges Weib ſaß auf einem großen, wohlbeſchlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der ſie umgab, hielt ſie ein Wochenkind, das ſie an ihre Bruſt drückte und mit unbeſchreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er ſtutzte einen Augenblick, als er Wilhelm erblickte. Das Thier verzögerte ſeinen Schritt, aber der Abſtieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm ſah ſie mit Verwunderung hinter der vorſtehenden Felswand verſchwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieſes ſeltſame Geſicht aus ſeinen Betrachtungen riß. Neugierig ſtand er auf und blickte von ſeiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er ſie nicht irgend wieder hervorkommen ſähe. Und eben war er im Begriff hinabzuſteigen und dieſe ſonderbaren Wandrer zu begrüßen, als Felix heraufkam und ſagte: „Vater, darf ich nicht mit dieſen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du ſollſt auch mitgehen, hat der Mann zu mir geſagt. Komm! dort unten halten ſie.“

„Ich will mit ihnen reden,“ verſetzte Wilhelm.

Er fand ſie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verſchlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr an ſich gezogen hatten. Erſt jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern beſondern Umſtand zu bemerken. Der junge rüſtige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes ſchwankes eiſernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüſchel, als wenn es Palmen wären; und wenn ſie von dieſer Seite den Engeln glichen, ſo ſchleppten ſie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie ſie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er ſie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, ſo daß unſer Freund die Flucht nach Aegypten, die er ſo oft gemalt geſehen, mit Verwunderung hier vor ſeinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte ſich, und indem Wilhelm vor Erſtaunen und Aufmerkſamkeit nicht zu Wort kommen konnte, ſagte der junge Mann: „Unſere Kinder haben in dieſem Augenblick ſchon Freundſchaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu ſehen, ob auch zwiſchen den Erwachſenen ein gutes Verhältniß entſtehen könne?“

Wilhelm bedachte ſich ein wenig und verſetzte dann: „Der Anblick Eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich geſtehe, eben ſowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen Euch näher kennen zu lernen. Denn im erſten Augenblicke möchte man bei ſich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirklich Wanderer oder ob Ihr nur Geiſter ſeyd, die ſich ein Vergnügen daraus machen, dieſes unwirthbare Gebirg durch angenehme Erſcheinungen zu beleben.“

„So kommt mit in unſere Wohnung,“ ſagte jener. „Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem ſie den Felix ſchon mit ſich fortzogen. „Kommt mit!“ ſagte die Frau, indem ſie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling auf den Fremdling wendete.

Ohne ſich zu bedenken, ſagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht ſogleich folgen kann. Wenigſtens dieſe Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhauſe zubringen. Mein Mantelſack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbeſorgt. Damit ich aber Wunſch und Willen beweiſe, Eurer freundlichen Einladung genug zu thun, ſo gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit iſt's hin?“

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unſere Wohnung,“ ſagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhauſe habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unſern Haushalt für dieſe Nacht; morgen erwarten wir Euch.“

Der Mann und das Thier ſetzten ſich in Bewegung. Wilhelm ſah ſeinen Felix mit Behagen in ſo guter Geſellſchaft, er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abſtach. Für ſeine Jahre war er nicht groß, aber ſtämmig, von breiter Bruſt und kräftigen Schultern; in ſeiner Natur war ein eigenes Gemiſch von Herrſchen und Dienen; er hatte ſchon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er beides auszuſprechen ſchien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verſchwinden, als ſich Wilhelm zuſammennahm und nachrief: „Wie ſoll ich Euch aber erfragen?“

„Fragt nur nach Sanct Joſeph!“ erſcholl es aus der Tiefe, und die ganze Erſcheinung war hinter den blauen Schattenwänden verſchwunden. Ein frommer mehrſtimmiger Geſang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme ſeines Felix zu unterſcheiden.

Er ſtieg aufwärts und verſpätete ſich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmliſche Geſtirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an ſeiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er ſich der großen Gebirgsanſicht, und zog ſich ſodann auf ſein Zimmer zurück, wo er ſogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun iſt endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwiſchen uns ſetzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl iſt man noch immer in der Nähe ſeiner Lieben, ſo lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu Ihr hinabſchwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und ſo ſendet unſer Geiſt ſeine Bilder, das Herz ſeine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, ſtellt ſich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch iſt das vielleicht eine voreilige Beſorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders ſeyn als hier. Was könnte mich von dir ſcheiden! von dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wunderſames Geſchick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich ſo nahe ſtand, unerwartet zuſchließt. Ich hatte Zeit mich zu faſſen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir dieſe Faſſung zu geben, hätte ich ſie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entſcheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen köonnen, wenn der dauerhafte Faden nicht geſponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden ſoll. Doch ich darf ja von allem dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf dieſem Gipfel ſey es das letztemal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausſpreche. Mein Leben ſoll eine Wanderſchaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu beſtehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchleſe, die mir der Verein, die ich mir ſelbſt vorſchrieb! Manches wird gehalten, manches übertreten; aber ſelbſt bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieſes Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Abſolution, ſtatt eines gebietenden Gewiſſens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler ſtürzen ſich nicht mehr wie Gebirgswaſſer einer über den andern.

Doch will ich dir gern geſtehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menſchenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere, mechaniſche Pflichten auflegen. Sie machen ſich's und der Welt leicht. Denn gerade dieſen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erſt der beſchwerlichſte, der wunderlichſte ſchien, dieſen beobachte ich am bequemſten, am liebſten.

Nicht über drey Tage ſoll ich unter einem Dache bleiben. Keine Herberge ſoll ich verlaſſen, ohne daß ich mich wenigſtens eine Meile von ihr entferne. Dieſe Gebote ſind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringſte Verſuchung des Anſiedelns bei mir ſich finde. Dieſer Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier iſt eigentlich das erſtemal, daß ich ſtill halte, das erſtemal, daß ich die dritte Nacht in demſelben Bette ſchlafe. Von hier ſende ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Geſparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, fürerſt zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl ſagen, von der du in meinem Tagebuche mehr finden wirſt. Jetzt lebe wohl und lege dieſes Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu ſagen habe, nur Eines ſagen und wiederholen möchte, aber es nicht ſagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es iſt eingepackt. Der Bote ſchnürt den Mantelſack und das Reff. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel iſt heiter. Wir ſteigen in die düſtere Tiefe hinab, die ſich auch bald über unſerm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinüberſenden! Laß meinen letzten Blick zu dir ſich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entſchieden und entſchloſſen. Du ſollſt keine Klagen von mir hören; du ſollſt nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen ſich, indem ich ſchließen will, nochmals tauſend Gedanken, Wünſche, Hoffnungen und Vorſätze. Glücklicherweiſe treibt man mich hinweg. Der Bote ruft und der Wirth räumt ſchon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühlloſe unvorſichtige Erben vor dem Abſcheidenden die Anſtalten, ſich in Beſitz zu ſetzen, nicht verbergen.

Zweites Capitel.

Sanct Joſeph der Zweyte.

Schon hatte der Wanderer, ſeinem Boten auf dem Fuße folgend, ſteile Felſen hinter und über ſich gelaſſen, ſchon durchſtrichen ſie ein ſanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbeſtandnen Wald, durch manchen freundlichen Wieſengrund, immer vorwärts, bis ſie ſich endlich an einem Abhange befanden, und in ein ſehr ſorgfältig bebautes, von Hügeln rings umſchloſſenes Thal hinabſchauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Kloſtergebäude zog ſogleich die Aufmerkſamkeit an ſich. „Dieß iſt Sanct Joſeph,“ ſagte der Bote: „Jammerſchade für die ſchöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüſch und Bäume noch ſo wohl erhalten durchſehen, ob ſie gleich ſchon viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Kloſtergebäude hingegen,“ verſetzte Wilhelm, „ſehe ich, ſind noch wohl erhalten.“ „Ja,“ ſagte der andere, „es wohnt ein Schaffner daſelbſt, der die Wirthſchaft beſorgt, die Zinſen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat.“

Unter dieſen Worten waren ſie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernſthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, ſich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von geſtern ſah er ſogleich beſchäftigt um einen Tragkorb, den eine rüſtige Frau vor ſich geſtellt hatte; ſie waren im Begriff Kirſchen zu handeln; eigentlich aber feilſchte Felix, der immer etwas Geld bei ſich führte. Nun machte er ſogleich als Gaſt den Wirth, ſpendete reichliche Früchte an ſeine Geſpielen, ſelbſt dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in dieſen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal ſo ſchön erſchienen. Sie trage ſolche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geſchienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, ſagten die Kinder, er ſolle nur einſtweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den ſie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unſer Wanderer fand ſich in einer ſehr reinlichen, wohlerhaltenen Capelle, die aber, wie er wohl ſah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite ſtand ein Tiſch, ein Seſſel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeſchnitztes Gerüſt mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläſern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kiſten, und ſo ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenſtern an der Seite herein. Was aber die Aufmerkſamkeit des Wanderers am meiſten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenſtern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drey Theile der Capelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabhingen und die übrige Wand bis zur Erde bedeckten. Die Gemälde ſtellten die Geſchichte des heiligen Joſeph vor. Hier ſah man ihn mit ſeiner Zimmerarbeit beſchäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie ſproßte zwiſchen beiden aus dem Boden, indem einige Engel ſie lauſchend umſchwebten. Hier wird er getraut; es folgt der engliſche Gruß. Hier ſitzt er mißmuthig zwiſchen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und ſinnt darauf, ſeine Gattin zu verlaſſen. Zunächſt erſcheint ihm aber der Engel im Traum, und ſeine Lage ändert ſich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wunderſam ſchönes Bild. Man ſieht mancherlei Holz gezimmert; eben ſoll es zuſammengeſetzt werden, und zufälligerweiſe bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind iſt auf dem Kreuze eingeſchlafen, die Mutter ſitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu ſtören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beſchauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des geſtrigen lebendigen Bildes hier an der Wand ſah.

Nicht lange war er ſeinen Betrachtungen überlaſſen, ſo trat der Wirth herein, den er ſogleich als den Führer der heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten ſich auf's herzlichſte, mancherlei Geſpräche folgten; doch Wilhelms Aufmerkſamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Intereſſe ſeines Gaſtes und ſing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinſtimmung dieſes Gebäudes mit ſeinen Bewohnern, die Ihr geſtern kennen lerntet. Sie iſt aber vielleicht noch ſonderbarer, als man vermuthen ſollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Lebloſe lebendig iſt, ſo kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.“

„O ja!“ verſetzte Wilhelm: „Es ſollte mich wundern, wenn der Geiſt, der vor Jahrhunderten in dieſer Bergöde ſo gewaltig wirkte und einen ſo mächtigen Körper von Gebäuden, Beſitzungen und Rechten an ſich zog, und dafür mannichfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es ſollte mich wundern, wenn er nicht auch aus dieſen Trümmern noch ſeine Lebenskraft auf ein lebendiges Weſen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geſchichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerey und Anmaßung die Vergangenheit ſich wieder in Euch darſtellt, und das was vorüberging, abermals herantritt.“

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen ſeines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joſeph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thür.

Alſo heißt er auch Joſeph! ſagte Wilhelm zu ſich ſelbſt. Das iſt doch ſonderbar genug und doch eben nicht ſo ſonderbar, als daß er ſeinen Heiligen im Leben darſtellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre, und ſah die Mutter Gottes von geſtern mit dem Manne ſprechen. Sie trennten ſich endlich: die Frau ging nach der gegenüberſtehenden Wohnung: „Marie!“ rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!“ „Alſo heißt ſie auch Marie: es fehlt nicht viel, ſo fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückverſetzt.“ Er dachte ſich das ernſthaft eingeſchloſſene Thal, in dem er ſich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wunderſam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelm zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geſchäften vorſtehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des ſäulenreichen Kirchengebäudes, deſſen hohe Giebel und Wände ſich in Wind und Wetter zu befeſtigen ſchienen, indeſſen ſich ſtarke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Geſellſchaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorſtellten. Sanfte Wieſenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebſt ſeiner Lage mit ſo mehr Intereſſe überſchauen, als ihm deſſen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung ſeine lebhafteſte Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tiſch gedeckt. Oben an ſtand ein Lehnſeſſel, in den ſich die Hausfrau niederließ. Neben ſich hatte ſie einen hohen Korb ſtehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater ſodann zur linken Hand und Wilhelm zur rechten. Die drey Kinder beſetzten den untern Raum des Tiſches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Eſſen. Speiſe- und Trinkgeſchirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indeſſen Wilhelm die Geſtalt und das Betragen ſeiner heiligen Wirthin nicht genugſam beobachten konnte.

Nach Tiſche zerſtreute ſich die Geſellſchaft; der Wirth führte ſeinen Gaſt an eine ſchattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Ausſicht das Thal hinab vollkommen vor ſich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeſchoben ſah. „Es iſt billig,“ ſagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um ſo mehr als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande ſind, auch das Wunderliche ernſthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernſten Grunde beruht. Dieſe geiſtliche Anſtalt, von der Sie noch die Reſte ſehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie iſt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten zerſtört. Die Capelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat ſich erhalten, ſo auch der brauchbare Theil der Kloſtergebäude. Die Einkünfte bezieht ſchon ſeit geraumen Jahren ein weltlicher Fürſt, der ſeinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls ſeinem Vater in dieſer Stelle nachfolgte.

Der heilige Joſeph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben längſt aufgehört hatte, war gegen unſere Familie ſo wohlthätig geweſen, daß man ſich nicht verwundern darf, wenn man ſich beſonders gut gegen ihn geſinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joſeph nannte, dadurch gewiſſermaßen meine Lebensweiſe beſtimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater geſellte, indem er die Einnahme beſorgte, ſo ſchloß ich mich eben ſo gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausſpendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie ſchickte mich bald da- bald dorthin, bald zu bringen, bald zu beſtellen, bald zu beſorgen, und ich fand mich ſehr leicht in dieſe Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menſchlicheres als auf dem flachen Lande. Die Bewohner ſind einander näher; wenn man will auch ferner; die Bedürfniſſe gering, aber dringender. Der Menſch iſt mehr auf ſich geſtellt, ſeinen Händen, ſeinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Laſtträger, alle vereinigen ſich in Einer Perſon; auch ſteht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinſamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu ſchleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Eſel mit Körben zu verſehen und vor mir her die ſteilen Fußpfade hinauf- und hinabzutreiben. Der Eſel iſt im Gebirg kein ſo verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, ſich für beſſer hält als den andern, der den Acker mit Ochſen umreißt. Und ich ging um ſo mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und ſeine Mutter zu tragen. Doch war dieſe Capelle damals nicht in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja faſt wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthſchaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geſchoben. Glücklicherweiſe daß die Gemälde ſo hoch ſtehen und die Täfelung etwas aushält. Aber ſchon als Kind erfreute ich mich beſonders, über alles das Gehölz hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, deſſen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe ſey, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel geweſen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine beſondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anſpruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, ſo ſollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünſchten, daß künftig dieſe gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein ſolches, das zugleich hier oben in der Wirthſchaft nützlich wäre.

Mein Vater war Bötticher und ſchaffte alles, was von dieſer Arbeit nöthig war, ſelbſt, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entſchließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderſtehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug ſo umſtändlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt geſehen. Ich erklärte meinen Wunſch; man war mir nicht entgegen, um ſo weniger als bei ſo mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anſpruch genommen ward, ja, bei einigem Geſchick und Liebe zu feinerer Arbeit, beſonders in Waldgegenden, die Tiſchler- und ſogar die Schnitzerkünſte ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Ausſichten beſtärtte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr ganz verloſchen iſt. Sobald Sie wiſſen, was es vorſtellen ſoll, ſo werden Sie ſich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joſeph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwiſchen zwey gegebenen Säulen ſoll der Prachtſitz aufgeführt werden. Joſeph nimmt ſorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köſtlichen Königsthron. Aber wie erſtaunt iſt er, wie verlegen, als er den Prachtſeſſel herbeiſchafft: er findet ſich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu ſpaßen: der fromme Zimmermeiſter iſt in der größten Verlegenheit. Das Chriſtkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt ſeine Noth und iſt gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er ſolle den Thron an der einen Seite faſſen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht ſich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troſte des beruhigten Meiſters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu ſehen, und an den Reſten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts geſpart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann geweſen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, ſondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem ſo ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that, welches um ſo leichter auszuführen war, als in der Nachbarſchaft ein Meiſter wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Geſellen und Lehrburſche beſchäftigen konnte. Ich blieb alſo in der Nähe meiner Eltern und ſetzte gewiſſermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feyerſtunden und Feyertage zu den wohlthätigen Botſchaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete.“

Die Heimſuchung.

„So vergingen einige Jahre,“ fuhr der Erzähler fort; „ich begriff die Vortheile des Handwerks ſehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen, was dabei erfordert wurde. Nebenher verſah ich meinen alten Dienſt, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leiſtete. Ich zog mit meinem Thier durch's Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meiſter war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu ſehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn beſonders dieſes letzte Einkerben der Balken, dieſes Einſchneiden von gewiſſen einfachen Formen, dieſes Einbrennen zierender Figuren, dieſes Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den ſo luſtigen Anblick gewährt, ſolche Künſte waren mir beſonders übertragen, weil ich mich am beſten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und ſeine Zierrathen im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Perſonen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, ſtanden beſonders junge Frauen oben an, die ſich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man ſchon in ſolchen Fällen die Botſchaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, ſondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Eliſabeth genannt wurde. Meine Mutter, ſelbſt in der Kunſt erfahren, die ſo manchen gleich beim Eintrit in das Leben das Leben rettet, ſtand mit Frau Eliſabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unſerer rüſtigen Bergbewohner dieſen beiden Frauen ſein Daſeyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Eliſabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthſelhaften Fragen, die ich ſelbſt nicht verſtand, erregten mir ſonderbare Ehrfurcht für ſie, und ihr Haus, das höchſt reinlich war, ſchien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzuſtellen.

Indeſſen hatte ich durch meine Kenntniſſe und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Bötticher für den Keller geſorgt hatte, ſo ſorgte ich nun für Dach und Fach, und verbeſſerte manchen ſchadhaften Theil der alten Gebäude. Beſonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remiſen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieſes geſchehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war ſie in Ordnung, faſt wie Ihr ſie ſehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beſchädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzuſtellen. Auch ſolltet Ihr dieſe Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; ſie ſind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, ſie in ruhigen Stunden zu ſchnitzen, nachdem ich ſie vorher aus ſtarken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zuſammengefügt hatte. Was bis zu dieſer Zeit von Gemälden nicht beſchädigt oder verloſchen war, hat ſich auch noch erhalten und ich half dem Glasmeiſter bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenſter herſtellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beſchäftigt, ſo drückte ſich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum anſehen, darin, beſonders zur Sommerzeit, verweilen, und über das was ich ſah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderſtehliche Neigung in mir, dieſem Heiligen nachzufolgen; und da ſich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, ſo wollte ich wenigſtens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des laſtbaren Thiers ſchon lange begonnen hatte. Das kleine Geſchöpf, deſſen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich ſuchte mir einen viel ſtattlichern Träger aus, ſorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeſchafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quaſten, mit klingenden Metallſtiften untermiſcht, zierte den Hals des langohrigen Geſchöpfs, das ſich nun bald neben ſeinem Muſterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein über mich zu ſpotten, wenn ich in dieſem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenſeite.

Indeſſen hatte ſich der Krieg, oder vielmehr die Folge deſſelben, unſerer Gegend genähert, indem verſchiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Geſindel ſich verſammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anſtalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachſamkeit wurde dem Uebel zwar bald geſteuert; doch verfiel man zu geſchwind wieder in Sorgloſigkeit, und ehe man ſich's verſah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unſerer Gegend ſtill geweſen, und ich zog mit meinem Saumroſſe ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die friſchbeſä'te Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Geſtalt ſitzend, oder vielmehr liegend, fand. Sie ſchien zu ſchlafen oder ohnmächtig zu ſeyn. Ich bemühte mich um ſie, und als ſie ihre ſchönen Augen aufſchlug und ſich in die Höhe richtete, rief ſie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo iſt er? Habt Ihr ihn geſehen?“ Ich fragte: „wen?“ Sie verſetzte: „meinen Mann!“ Bei ihrem höchſt jugendlichen Anſehen war mir dieſe Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um deſto lieber fort ihr beizuſtehen und ſie meiner Theilnahme zu verſichern. Ich vernahm, daß die beiden Reiſenden ſich wegen der beſchwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuſchlagen. In der Nähe ſeyen ſie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe ſich fechtend entfernt, ſie habe ihm nicht weit folgen können und ſey an dieſer Stelle liegen geblieben, ſie wiſſe nicht wie lange. Sie bitte mich inſtändig ſie zu verlaſſen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete ſich auf ihre Füße, und die ſchönſte liebenswürdigſte Geſtalt ſtand vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß ſie ſich in einem Zuſtande befinde, in welchem ſie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Eliſabeth bald bedürfen möchte. Wir ſtritten uns eine Weile: denn ich verlangte ſie erſt in Sicherheit zu bringen; ſie verlangte zuerſt Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte ſich von ſeiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorſtellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unſerer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, ſich durch den Wald her bewegt hätte. Dieſe wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zuſammentreffens beſtimmt und ſo für dießmal die Sache geſchlichtet. Geſchwind verſteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir ſchon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine ſonderbare Empfindung, die ſchöne Laſt auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade ſogleich von ſelbſt zu finden wußte und mir Gelegenheit gab nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beſchreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich ſo lange geſucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Dieſe himmliſche Geſtalt, wie ich ſie gleichſam in der Luft ſchweben und vor den grünen Bäumen ſich her bewegen ſah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle ſich in meiner Seele erzeugte. Bald ſchienen mir jene Bilder nur Träume geweſen zu ſeyn, die ſich hier in eine ſchöne Wirklichkeit auflöſ'ten. Ich fragte ſie manches, ſie antwortete mir ſanft und gefällig, wie es einer anſtändigen Betrübten ziemt. Oft bat ſie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, ſtille zu halten, mich umzuſehen, zu horchen. Sie bat mich mit ſolcher Anmuth, mit einem ſolchen tiefwünſchenden Blick unter ihren langen ſchwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte, was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freiſtehende, hohe, aſtloſe Fichte. Nie war mir dieſes Kunſtſtück meines Handwerks willkommener geweſen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bei Feſten und Jahrmärkten, Bänder und ſeidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich dieſesmal leider ohne Ausbeute; auch oben ſah und hörte ich nichts. Endlich rief ſie ſelbſt mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich bei'm Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und herunterſprang, that ſie einen Schrei, und eine ſüße Freundlichkeit verbreitete ſich über ihr Geſicht, da ſie mich unbeſchädigt vor ſich ſah.

Was ſoll ich Euch lange von den hundert Aufmerkſamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, ſie zu zerſtreuen ſuchte. Und wie könnte ich es auch! denn das iſt eben die Eigenſchaft der wahren Aufmerkſamkeit, daß ſie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, ſo viel koſtbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu ſetzen, wie man es durch Geſchenke zu thun ſucht.

Schon hatte ſie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich ſchon eine ſchmerzliche Trennung vor mir ſah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Geſtalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichſten Schuh, den ich in meinem Leben geſehen hatte, doch ohne daß ſie es merkte. Ich half ihr herunter, ſprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Eliſabeth, Ihr werdet heimgeſucht! Die Gute trat hervor und ich ſah ihr über die Schultern zum Hauſe hinein, wie das ſchöne Weſen die Stufen hinaufſtieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem ſchmerzlichem Selbſtgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und ſich von ihr in das beſſere Zimmer leiten ließ. Sie ſchloſſen ſich ein und ich ſtand bei meinem Eſel vor der Thür, wie einer der koſtbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben ſo armer Treiber iſt als vorher.“

Der Lilienſtengel.

„Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unſchlüſſig was ich thun ſollte, als Frau Eliſabeth unter die Thüre trat und mich erſuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachrecht zu geben. „Marie läßt euch gar ſehr darum erſuchen, ſagt ſie.“ „Kann ich ſie nicht noch einmal ſelbſt ſprechen? verſetzte ich. „Das geht nicht an,“ ſagte Frau Eliſabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unſere Wohnung; meine Mutter war bereit noch dieſen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu ſeyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die ſicherſten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch ſelbſt in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die ſchöne Geſtalt vor Augen, wie ſie auf dem Thiere ſchwankte und ſo ſchmerzhaft freundlich zu mir herunterſah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünſchte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich ſie mir ſo gern als Witwe denken. Das ſtreifende Commando fand ſich nach und nach zuſammen und nach mancherlei abwechſelnden Gerüchten zeigte ſich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an ſeinen Wunden in dem benachbarten Dorfe geſtorben ſey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren dieſe Trauerbotſchaft der Frau Eliſabeth zu verkündigen. Alſo hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leiſten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Thal wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verſchloſſen, ich ſah Licht in den Zimmern, ich ſah Schatten ſich an den Vorhängen bewegen, und ſo ſaß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch was erzähl' ich umſtändlich weiter, was eigentlich kein Intereſſe hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht in's Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man ſchickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los ſeyn.

Acht Tage hatte man es ſo mit mir getrieben, als mich endlich Frau Eliſabeth hereinrief. „Tretet ſachte auf, mein Freund, ſagte ſie: aber kommt getroſt näher!“ Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht ſitzen ſah. Frau Eliſabeth trat zu ihr, gleichſam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen, in das weißeſte Zeug gewickelt den ſchönſten Knaben. Frau Eliſabeth hielt ihn gerade zwiſchen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienſtengel ein, der ſich auf dem Bilde zwiſchen Maria und Joſeph, als Zeuge eines reinen Verhältniſſes aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr ſprechen, ihr himmliſches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich euch für eure Neigung zu dieſem verwaiſ'ten Kinde!“ ſagte die Mutter. — Unbedachtſam und lebhaft rief ich aus: „Es iſt keine Waiſe mehr, wenn ihr wollt!“

Frau Eliſabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichſten Unterhaltung, wenn ich unſere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinſten Umſtand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verſchone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte ſich erholt, ich konnte ſie öfter ſehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Dienſten und Aufmerkſamkeiten. Ihre Familienverhältniſſe erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erſt verweilte ſie bei Frau Eliſabeth; dann beſuchte ſie uns, meiner Mutter und mir für ſo vielen freundlichen Beiſtand zu danken. Sie gefiel ſich bei uns und ich ſchmeichelte mir, es geſchehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch ſo gern geſagt hätte und nicht zu ſagen wagte, kam auf eine ſonderbare und liebliche Weiſe zur Sprache, als ich ſie in die Capelle führte, die ich ſchon damals zu einem wohnbaren Saal umgeſchaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine ſo lebendige herzliche Weiſe, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu ſeyn, ob ich gleich nicht ſtolz genug war, das Andenken ihres Mannes ſo ſchnell auslöſchen zu wollen. Das Geſetz verpflichtet die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die ſchmerzlichen Eindrücke eines großen Verluſtes zu mildern. Man ſieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man ſieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechſel gefaßt ſeyn.

Ich ſprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir ſo ſehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie ſchmerzlich Marien der Tod ihres Mannes geweſen und wie ſie ſich ganz allein durch den Gedanken, daß ſie für das Kind leben müſſe, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und ſchon hatte ſich Marie an die Vorſtellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarſchaft, dann zog ſie zu uns herauf und wir verlebten noch eine Weile in dem frömmſten und glücklichſten Brautſtande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erſte Gefühl, das uns zuſammengeführt hatte, verlor ſich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten ſich; und ſo überſchritt zwar unſere kleine Familie, indem ſie ſich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl und Perſonen, aber die Tugenden jenes Muſterbildes an Treue und Reinheit der Geſinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und ſo erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der ſo gut zu unſerm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüſtige Träger ſind, ſo bleibt das laſtbare Thier doch immer in unſerer Geſellſchaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geſchäft oder Beſuch durch dieſe Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns geſtern angetroffen habt, ſo kennt uns die ganze Gegend, und wir ſind ſtolz darauf, daß unſer Wandel von der Art iſt, um jenen heiligen Namen und Geſtalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

Aus der italieniſchen Reiſe.

Bericht.

April.

Meine Correſpondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwiſchen Kunſt und Freundſchaft, zwiſchen Beſitz und Beſtreben, zwiſchen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In dieſen Zuſtänden konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wieder zu ſehen, war nur mäßig ausgeſprochen, der Schmerz des Loslöſens dagegen kaum verheimlicht. Ich faſſe daher in gegenwärtigem nachträglichen Bericht manches zuſammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir, theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen iſt.

Tiſchbein verweilte noch immer in Neapel, ob er ſchon ſeine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war ſonſt mit ihm gut leben, nur ein gewiſſer Tik ward auf die Länge beſchwerlich. Er ließ nämlich alles was er zu thun vor hatte in einer Art Unbeſtimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich böſen Willen, andere zu Schaden und Unluſt brachte. So erging es mir nun auch in dieſem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu ſehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unſeres Hauſes eben leer ward, ſäumte ich nicht ſie zu miethen und ſie zu beziehen, damit er bei ſeiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebſten Ausſicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarſchaft, welche, da unſer Haus ein Eckhaus war, ſich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier ſah man nun die verſchiedenſten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieſes grünende und blühende Paradies zu verherrlichen trat überall die einfach edle Baukunſt hervor: Gartenſäle, Balcone, Terraſſen, auch auf den höheren Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwiſchen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unſerm Hausgarten verſorgte ein alter Weltgeiſtlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vaſen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genoſſen, im Winter jedoch im Gartenſaale verwahrt ſtanden. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte ſorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, ſo zuſammengepackt und verſendet. Sie ſind wegen beſonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine ſolche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewiſſen Intereſſen zieht.

Dieſelbigen Fenſter, aus welchen man ſo viel Anmuth beim klarſten Himmel ungeſtört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beſchauung maleriſcher Kunſtwerke. So eben hatte Kniep verſchiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umriſſen die er auf unſerer Reiſe durch Sicilien ſorgfältig zog, verabredetermaßen eingeſendet, die nunmehr bei dem günſtigſten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung iſt vielleicht in dieſer Art keinem beſſer gelungen als ihm, der ſich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Anſicht dieſer Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felſen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verſchweben der Ferne in dem glanzreichſten Himmel wieder zu ſehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein dieſe Blätter erſchienen in ſolchem Grade günſtig, jedes Gemälde, auf dieſelbe Staffeley an denſelben Ort geſtellt, erſchien wirkſamer und auffallender: ich erinnere mich, daß einigemal als ich ins Zimmer trat mir ein ſolches Bild wie zauberiſch entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günſtigen oder ungünſtigen, directen oder indirecten, atmoſphäriſchen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, ſie ſelbſt aber durchaus gefühlt, angeſtaunt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Dieſe neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gypsabgüſſen, die ſich nach und nach um uns geſammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzuſtellen, und man genoß jetzt erſt eines höchſt würdigen Beſitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall iſt, ſich immerfort in Gegenwart plaſtiſcher Kunſtwerke der Alten befindet, ſo fühlt man ſich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforſchlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, ſo wohlthätig er auch ſeyn mag, beunruhigt uns, wir wünſchen unſre Gefühle, unſre Anſchauung in Worte zu faſſen: dazu müßten wir aber erſt erkennen, einſehen, begreifen; wir fangen an zu ſondern, zu unterſcheiden, zu ordnen, und auch dieſes finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchſt ſchwierig, und ſo kehren wir endlich zu einer ſchauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber iſt dies die entſchiedenſte Wirkung aller Kunſtwerke, daß ſie uns in den Zuſtand der Zeit und der Individuen verſetzen, die ſie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man ſich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menſchengeſtaltung gewahr und durchaus auf den Menſchen in ſeinem reinſten Zuſtande zurückgeführt, wodurch denn der Beſchauer ſelbſt lebendig und rein menſchlich wird. Selbſt die Bekleidung, der Natur angemeſſen, die Geſtalt gewiſſermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, ſo wird man zugleich habſüchtig darnach; man verlangt ſolche Gebilde neben ſich aufzuſtellen, und gute Gypsabgüſſe, als die eigentlichſten Facſimile's, geben hiezu die beſte Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufſchlägt, fühlt man ſich von dem Vortrefflichſten gerührt; alles unſer Denken und Sinnen iſt von ſolchen Geſtalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Den erſten Platz bei uns behauptete Juno Ludoviſi, um deſto höher geſchätzt und verehrt, als man das Original nur ſelten, nur zufällig zu ſehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte, ſie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unſrer Zeitgenoſſen, der zum erſtenmal vor ſie hintritt, darf behaupten dieſem Anblick gewachſen zu ſeyn.

Noch einige kleinere Junonen ſtanden zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büſten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Meduſa Rondanini; ein wunderſames Werk, das, den Zwieſpalt zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Schmerz und Wolluſt ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Hercules Anax, ſo kräftig und groß, als verſtändig und mild; ſodann eines allerliebſten Mercur, deren beider Originale ſich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüſſe von manchen ſchönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptiſchen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht ſonſt an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, ſtanden wohl eingereiht umher.

Ich ſpreche von dieſen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht ſtanden, wie einer, der ſein Teſtament überdenkt, den ihn umgebenden Beſitz mit Faſſung, aber doch gerührt anſehen wird. Die Umſtändlichkeit, die Bemühung und Koſten und eine gewiſſe Unbehülflichkeit in ſolchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichſte ſogleich nach Deutſchland zu beſtimmen. Juno Ludoviſi war der edlen Angelica zugedacht, weniges andere den nächſten Künſtlern, manches gehörte noch zu den Tiſchbeiniſchen Beſitzungen, anderes ſollte unangetaſtet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach ſeiner Weiſe benutzt werden.

Indem ich dieſes niederſchreibe, werden meine Gedanken in die früheſten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit ſolchen Gegenſtänden bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überſchwenglichen Enthuſiasmus hervorriefen, und die gränzenloſe Sehnſucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühſten Jugend ward ich nichts Plaſtiſches in meiner Vaterſtadt gewahr; in Leipzig machte zuerſt der gleichſam tanzend auftretende, die Cymbeln ſchlagende Faun einen tiefen Eindruck, ſo daß ich mir den Abguß noch jetzt in ſeiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pauſe ward ich auf einmal in das volle Meer geſtürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben ſah.

Nachher fanden ſich Gypsgießer in Frankfurt ein, ſie hatten ſich mit manchen Originalabgüſſen über die Alpen begeben, welche ſie ſodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoons Kopf, Niobe's Töchter, ein Köpfchen ſpäter für eine Sappho angeſprochen, und noch ſonſt einiges. Dieſe edlen Geſtalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falſche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, ſich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich aus Rom ſcheidend, von dem Beſitz des endlich Erlangten, ſehnlichſt Gehofften mich lostrennen ſollte.

Die Geſetzlichkeit der Pflanzenorganiſation, die ich in Sicilien gewahr worden, beſchäftigte mich zwiſchen allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die ſich unſres Innern bemächtigen und ſich zugleich unſern Fähigkeiten angemeſſen erzeigen. Ich beſuchte den botaniſchen Garten, welcher, wenn man will, in ſeinem veralteten Zuſtande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles was er dort vorfand neu und unerwartet ſchien, einen günſtigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche ſeltenere Pflanzen um mich zu verſammeln und meine Betrachtungen darüber fortzuſetzen, ſo wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In dieſe letzten beſonders wollten bei meiner Abreiſe mehrere Freunde ſich theilen. Ich pflanzte den ſchon einigermaßen erwachſenen Pinienſprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer anſehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reiſende, zu wechſelſeitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der, nach dem Ableben jener unſchätzbaren Freundin eintretende neue Beſitzer es unpaſſend, auf ſeinen Blumenbeeten ganz unörtlich Pinien hervorwachſen zu ſehen. Späterhin fanden wohlwollende darnach forſchende Reiſende die Stelle leer und hier wenigſtens die Spur eines anmuthigen Daſeyns ausgelöſcht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derſelben, durch Aufopferung mehrerer Exemplare, von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen, friſch aufgeſchoſſenen, übergab ich einem römiſchen Freunde, der ſie in einen Garten der Sixtiniſchen Straße pflanzte, wo ſie noch am Leben ſind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachſen, wie ein erhabener Reiſender mir zu verſichern die Gnade hatte. Mögen ſie den Beſitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachſen und gedeihen.

Auf dem Verzeichniſſe, was vor der Abreiſe von Rom allenfalls nachzuholen ſeyn möchte, fanden ſich zuletzt ſehr disparate Gegenſtände, die Cloaca Maſſima und die Catacomben bei S. Sebaſtian. Die erſte erhöhte wohl noch den koloſſalen Begriff, wozu uns Piraneſe vorbereitet hatte; der Beſuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum beſten, denn die erſten Schritte in dieſe ſumpfigen Räume erregten mir alſobald ein ſolches Mißbehagen, daß ich ſogleich wieder ans Tageslicht hervorſtieg und dort, im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt, die Rückkunft der übrigen Geſellſchaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zuſtände getroſt beſchauen mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umſtändlich von allem dem was ich dort geſehen, oder auch wohl nicht geſehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entſchädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unſre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, ſeitdem er aus dem Grabe dieſes außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Gelegenheit eröffnet hatte, daſelbſt entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wunderſamer Anblick! Eine ſo ſchön als nur denkbar zuſammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, ſpäter an andern Schädeln bemerkt, in der Galliſchen Lehre zu ſo mannichfaltiger Bedeutung geworden ſind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunſtfreunde ſeyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reifenſtein, dieſer einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte ſie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen ſolchen Abguß nach Deutſchland ſendete, deſſen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigſten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künſtlers Hand, St Lucas, dem die Mutter Gottes erſcheint, damit er ſie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darſtellen möge, gewährte den heiterſten Anblick. Raphael ſelbſt, noch jung, ſteht in einiger Entfernung, und ſieht dem Evangeliſten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man ſich entſchieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehmals der Beſitzer dieſes Werks und hat ſolches der Akademie vermacht. Es iſt freilich an manchen Stellen beſchädigt und reſtaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In dieſen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Verſuchung geprüft, die meine Reiſe zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu feſſeln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künſtler und ebenfalls Kunſthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend: er ſey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade, denn er habe auf demſelben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muſe, welche in Neapel, im Hofe des Palaſts Caraffa Colombrano, nebſt andern in einer Niſche ſeit undenklichen Jahren geſtanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden ſei. Er wünſche dieſe zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an: ob nicht etwa Herr Meyer ſelbſt oder einer ſeiner vertrauten Freunde ſich zu dieſem Handel entſchließen könnte? Er biete das edle Kunſtwerk zu einem auf alle Fälle höchſt mäßigen Preiſe von dreyhundert Zechinen, welche Forderung ſich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorſicht zu verfahren Urſache hätte.

Mir war die Sache ſogleich mitgetheilt und wir eilten ſelbdritte zu dem von unſrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub ſogleich ein Bret von der Kiſte, die auf dem Verdeck ſtand, und wir ſahen ein allerliebſtes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt geweſen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Geſtalt, im anſtändigſten Gewande, übrigens wenig verſehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, ſie an Ort und Stelle geſehen zu haben, ohne zu ahnen, daß ſie uns je ſo nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen ſollen: gewiß, ſagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Koſten gegraben hätte und zuletzt auf einen ſolchen Schatz geſtoßen wäre, man hätte ſich höchſt glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein ſo reines wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu reſtaurirenden Zuſtande kam uns wohl niemals zu Geſicht. Doch ſchieden wir zuletzt mit Vorſatz und Zuſage, baldigſte Antwort vernehmen zu laſſen.

Wir waren beiderſeits in einem wahrhaften Kampf begriffen; es ſchien uns in mancher Betrachtung unräthlich dieſen Ankauf zu machen; wir entſchloſſen uns daher den Fall der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Reſtauration und ſonſtigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deshalb das beſte Gelingen. Allein die umſichtige Frau, mehr aber noch der ökonomiſche Gemahl lehnten das Geſchäft ab, indem ſie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, ſich aber auf Statuen einzulaſſen keineswegs den Entſchluß faſſen konnten.

Nach dieſer ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt; die Gunſt des Glückes ſchien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte ſich, daß das Bildwerk nach ſeinen Geſammtzeichen wohl als griechiſche Arbeit anzuerkennen ſei und zwar geraume Zeit vor Auguſtus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl, dieſes bedeutende Kunſtwerk anzuſchaffen, Rega ſchien ſogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick wo wir uns ſchon im Beſitz des Bildniſſes und ſolches in unſerm großen Saal wohlbeleuchtet aufgeſtellt zu ſehen glaubten.

Wie aber denn doch zwiſchen einer leidenſchaftlichen Liebesneigung und einem abzuſchließenden Heirathscontract noch manche Gedanken ſich einzudringen pflegen, ſo war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zuſtimmung unſrer edlen Kunſtverwandten, des Herrn Zucchi und ſeiner wohlmeinenden Gattin, eine ſolche Verbindung nicht unternehmen, denn eine Verbindung war es im ideellpygmaleoniſchen Sinne, und ich leugne nicht, daß der Gedanke, dieſes Weſen zu beſitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie ſehr ich mir hierin ſchmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieſes Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen anſah, die mich in Rom feſtzuhalten und alle Gründe die mich zum Entſchluß der Abreiſe vermocht, auf das thätigſte niederzuſchlagen gedächten.

Glücklicherweiſe waren wir ſchon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verſtand in ſolchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und ſo mußte denn Kunſtneigung, Beſitzesluſt und was ihnen ſonſt beiſtand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Geſinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica, mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorſtellungen traten daher aufs klarſte die ſämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die ſich einem ſolchen Unternehmen entgegen ſtellten. Ruhige, bisher den Kunſt- und Alterthumsſtudien ſich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunſthandel ein und erregten die Eiferſucht der zu ſolchem Geſchäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Reſtauration ſeyen mannichfaltig, und es frage ſich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Abſendung auch alles in möglichſter Ordnung gehe, ſo könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines ſolchen Kunſtwerkes am Schluß noch Hinderniſſe entſtehen und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hauſe alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten ſeyen. Ueber ſolche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, ſowohl Mühe als Gefahr ſetze ſich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen ſey ein einzelnes Unternehmen dieſer Art auf jede Weiſe bedenklich.

Durch ſolche Vorſtellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunſch und Vorſatz gemildert, geſchwächt, doch niemals ganz ausgelöſcht, beſonders da ſie endlich zu großen Ehren gelangte; denn ſie ſteht gegenwärtig im Muſeo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten aber mit dem Muſeum in Verbindung ſtehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderſchönen Moſaiken von Masken und Laubgewinden eingeſetzt ſind. Die übrige Geſellſchaft von Statuen in jenem Cabinet beſteht 1) aus der auf der Verſe ſitzenden Venus, an deren Baſe der Name des Bupalus eingegraben ſteht; 2) ein ſehr ſchöner kleiner Ganymedes; 3) die ſchöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Roſſo Antico; 5) der ruhig ſtehende Discobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Muſeum gewidmeten Bande dieſes Denkmal beſchrieben, nach ſeiner Weiſe erklärt und auf der dreyßigſten Tafel abbilden laſſen; da denn jeder Kunſtfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen ſie nach Deutſchland zu ſchaffen und ſie irgend einer vaterländiſchen Sammlung hinzuzugeſellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abſchiedsbeſuchen jene anmuthige Mayländerin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie ſie mit Angelica immer vertrauter geworden und ſich in der höhern Geſellſchaft, wohin ſie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wiſſe. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunſch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im beſten Vernehmen ſtand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernſtere Abſichten durchzuführen nicht abgeneigt ſey.

Nun fand ich ſie im reinlichen Morgenkleide wie ich ſie zuerſt in Caſtel Gandolfo geſehen; ſie emfing mich mit offener Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergeſſen, ſagte ſie, daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forſchte mehrmals, ob es denn auch wahr ſey? Ihr ſetztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch beſuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn ſich's geziemte.“ Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiſeplan vorerzählte, verſetzte ſie: „Ihr ſeyd glücklich, ſo reich zu ſeyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu verſagen braucht; wir andern müſſen uns in die Stelle finden, welche Gott und ſeine Heiligen uns angewieſen. Schon lange ſeh' ich vor meinem Fenſter Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das iſt unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das alles?“ Die Fenſter gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben ſehr lebhaft.

Sie ſprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute ſich, ſeine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Beſoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug ſie ließ mich zunächſt mit ihren Zuſtänden durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Geſprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich ſchnell alle Momente unſers zarten Verhältniſſes, vom erſten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abſchied ſchloß ſich in freundlicher mäßiger Proſa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutſcher, den ein geſchäftiger Knabe zu holen lief. Sie ſah heraus zum Fenſter des Entreſols, den ſie in einem ſtattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt ſich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, ſeht Ihr,“ rief ich aus, „man weiß, ſo ſcheint es, daß ich ungern von Euch ſcheide.“

Was ſie darauf erwiederte, was ich verſetzte, den Gang des anmuthigſten Geſpräches, das, von allen Feſſeln frei, das Innere zweyer ſich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakoniſches Schlußbekenntniß der unſchuldigſten und zarteſten wechſelſeitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen iſt.

Auf eine beſonders feierliche Weiſe ſollte jedoch mein Abſchied aus Rom vorbereitet werden; drey Nächte vorher ſtand der volle Mond am klarſten Himmel, und ein Zauber, der ſich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, ſo oft empfunden, ward nun aufs eindringlichſte fühlbar. Die großen Lichtmaſſen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegenſätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, ſetzen uns in einen Zuſtand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

Nach zerſtreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corſo, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, beſtieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalaſt in der Wüſte daſtand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verſtehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finſter, finſtern Schatten werfend, ſtand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einſamkeit der Via Sacra erſchienen die ſonſt ſo bekannten Gegenſtände fremdartig und geiſterhaft. Als ich aber den erhabenen Reſten des Coliſeums mich näherte und in deſſen verſchloſſenes Innere durchs Gitter hineinſah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beſchleunigte.

Alles Maſſenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in ſolchen Umgängen zog ich gleichſam ein unüberſehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieſes in aufgeregter Seele tief und groß empfunden erregte eine Stimmung, die ich heroiſch elegiſch nennen darf, woraus ſich in poetiſcher Form eine Elegie zuſammenbilden wollte.

Und wie ſollte mir gerade in ſolchen Augenblicken Ovids Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlaſſen ſollte. Dum repeto noctem! ſeine Rückerrinnerung, weit hinten am ſchwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zuſtande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir theilweiſe genau im Gedächtniß hervorſtieg, aber mich wirklich an eigner Production irre werden ließ und hinderte; die, auch ſpäter unternommen, niemals zu Stande kommen konnte.

Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813.

Durchlauchtigſter Protector,
Sehr ehrwürdige Meiſter,
Verehrungswürdigſte Anweſende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen ſich entgegen zu ſtellen, und das, was unſere weiſen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, ſo würde ich doch, ſtände mir der Zauberſtab wirklich zu Gebote, den die Muſe unſerm abgeſchiedenen Freunde geiſtig anvertraut, ich würde dieſe ganze düſtere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieſes Finſtere müßte ſich gleich vor Augen erhellen, und ein feſtlich geſchmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, ſo froh und klar als das Leben unſeres Freundes, ſollte vor ihnen erſcheinen. Da möchten die Schöpfungen ſeiner blühenden Phantaſie Ihre Augen, Ihren Geiſt anziehn, der Olymp mit ſeinen Göttern, eingeführt durch die Muſen, geſchmückt durch die Grazien, ſollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in ſo heiterer Umgebung gelebt, und dieſer Heiterkeit gemäß auch von uns geſchieden, unter die glücklichſten Menſchen zu zählen, und keinesweges mit Klage, ſondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu beſtatten ſey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darſtellen kann, ſey den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geſchwindigkeit zu durchlaufen und ſich zu vergegenwärtigen, was ſo viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollſtändigen, Lebens ſogleich zu ermeſſen und zu ſchätzen wiſſe?

Begleiten wir unſern Freund auf dem Stufengange ſeiner Tage, ſehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, ſo finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieſer Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat ſeine Blüthe, und auch dieſer auf das heiterſte ſich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate ſind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Roſen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, ſeine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Roſenzweigen zu ſchmücken unternahm, die ſittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geiſtreiche Lebensfreude unſeres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen ſind es, daß dieſer treffliche Freund noch unſern Zuſammenkünften nicht nur beiwohnte, ſondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat ſeinen Ausgang aus dem Irdiſchen durch unſern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächſten, und wenn das Vaterland, ſo wie das Ausland, ſein Andenken feyert, wo ſollte dieß früher und kräftiger geſchehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unſerer Meiſter habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und ſpreche in dieſer angeſehenen Verſammlung zu ſeinem Andenken um ſo lieber einige Worte, als ſie flüchtige Vorläufer ſeyn können deſſen, was künftig die Welt, was unſere Verbrüderung für ihn thun wird. Dieſe Geſinnung iſt's, dieſe Abſicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer faſt vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus redneriſcher Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, ſondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja ſprungweiſe vortrage, weder des Gefeyerten, noch der Feyernden würdig erſcheinen dürfte, ſo muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten ſeyen. Und ſo werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns ſo lieben, werthen, ja heiligen Gegenſtand geſchritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsſtadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater ein evangeliſcher Geiſtlicher, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung und legte bei ihm den erſten Grund der Schulkenntniſſe. Hierauf ward er nach Kloſter Bergen an der Elbe geſendet, wo eine Erziehungs- und Lehranſtalt, unter der Aufſicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe ſtand. Von da begab er ſich auf die Univerſität zu Tübingen, ſodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutſchland, wie Gleimen nachher in Norddeutſchland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er ſich ganz der Luſt, welche das Selbſthervorbringen der Jugend verſchafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung ſich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältniſſen, kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, und ward von nun an ſein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das raſtloſeſte ſeine literariſch poetiſche Neigung fortſetzte. Die mechaniſchen Amtsgeſchäfte eines Vorſtehers der Canzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Luſt und Muth, und damit ja ſein Geiſt in ſo engen Verhältniſſen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürſtlich Mainziſchem Miniſter, bekannt. In dieſem angeſehenen, wohleingerichteten Hauſe wehte ihn zuerſt die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältniſſe blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürſten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joſeph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden ſollte, ſo berief man unſern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldſamen Geſinnungen, welche ſich über alle chriſtlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menſchheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute ſo thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürſtlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, ſelbſt höchſt gebildeten Mutter, und ſo ward er herüber berufen, damit er ſeine literariſchen Talente, ſeine ſittlichen Vorzüge zum Beſten des fürſtlichen Hauſes, zu unſerm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeſchäftes zugeſagte Ruhe wurde ihm ſogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugeſagte Erleichterung ſeiner häuslichen Umſtände zu Theil ward, führte er ſeit beinahe vierzig Jahren ein, ſeiner Natur und ſeinen Wünſchen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat ſein Zeitalter ſich zugebildet, dem Geſchmack ſeiner Jahresgenoſſen ſo wie ihrem Urtheil eine entſchiedene Richtung gegeben, dergeſtalt, daß ſeine Verdienſte ſchon genugſam erkannt, geſchätzt, ja geſchildert ſind. In manchem Werke über Deutſche Literatur iſt ſo ehrenvoll als ſinnig über ihn geſprochen; ich gedenke nur deſſen, was Küttner, Eſchenburg, Manſo, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutſchen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit ſeines Weſens. Menſch und Schriftſteller hatten ſich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Verſen und Proſa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe ſey, und ſo ſchrieb er auch urtheilend und urtheilte ſchreibend. Aus der Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes entquoll die Fruchtbarkeit ſeiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer redneriſchen Phraſe; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftſteller dadurch huldigte, daß ſie ſich eines Kiels, womit er ſeine Werke gebildet, zu bemächtigen ſuchte, ſo dürfte der Kiel, deſſen ſich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieſer Auszeichnung würdig ſeyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und ſehr ſchön ſchrieb, zugleich mit Freiheit und Beſonnenheit, daß er das Geſchriebene immer vor Augen hatte, ſorgfältig prüfte, veränderte, beſſerte, unverdroſſen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuſchreiben, dieſes gab ſeinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-elegante, welches nicht durch Bemühung, ſondern durch heitere, geniale Aufmerkſamkeit auf ein ſchon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Dieſe ſorgfältige Bearbeitung ſeiner Schriften entſprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende ſeines Schweizeriſchen Aufenthalts in ihm mag hervorgetreten ſeyn, als die Ungeduld des Hervorbringens ſich in etwas legte, und der Wunſch, ein Vollendetes dem Gemeinweſen darzubringen, entſchiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Perſon ausmachten, ſo werden wir, wenn wir von jenem reden, auch dieſen zugleich ſchildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichteriſcher und redneriſcher Talente, beherrſchten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unſer Freund war des Enthuſiasmus im höchſten Grade fähig, und in der Jugend gab er ſich ihm ganz hin, und dieſes um ſo lebhafter und anhaltender, als jene ſchöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichſten, es ſey erreichbar oder unerreichbar, in ſich fühlt, für ihn ſich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradieſe der Unſchuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geiſtlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloſter Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchaliſch wirkte, das in ſeinen Grundformen noch klöſterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauſcht von Bächen, beſpült von Seen, umſchloſſen von Felſen; überall fand' er ſein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein ſchon erwachſener gebildeter Jüngling, noch immer ſchwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unſchuld der Griechen hinterlaſſen ſind. Cyrus, Araſpes und Panthea und gleich hohe Geſtalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platoniſchen Geiſt in ſich weben, er fühlte, daß er deſſen bedurfte, um jene Bilder für ſich und für andere wiederherzuſtellen, und dieſes um ſo eher, als er nicht ſowohl dichteriſche Schattenbilder hervorrufen, ſondern vielmehr wirklichen Weſen einen ſittlichen Einfluß zu verſchaffen hoffte.

Aber gerade daß er ſo lange in dieſen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in ſich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenſte Wirklichkeit halten durfte, eben dieſes verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntniſſes zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unſer Freund wird in dieſen Streit hineingezogen; ungern läßt er ſich durch Erfahrung und Leben widerſprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Geſtalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfniſſen des Tages zu vereinigen, entſchließt er ſich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu laſſen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeſchienene für Phantaſterey.

Aber auch hier zeigte ſich die Eigenthümlichkeit, die Energie ſeines Geiſtes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei ſo ſtarker Lebensluſt, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geiſtigen Wünſchen und Abſichten, fühlte er ſich von der Welt verletzt und um ſeine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was ſo viele Jahre ſein Glück gemacht hatte, ja der innigſte Beſtand ſeines Lebens geweſen war; aber er verzehrt ſich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Proſa und Verſen von andern ſo viele kennen; ſondern er entſchließt ſich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was ſich in der Wirklichkeit nicht immer nachweiſen läßt, den Krieg an, zuvörderſt alſo der Platoniſchen Liebe, ſodann aller dogmatiſirenden Philoſophie, beſonders den beiden Extremen, der Stoiſchen und Pythagoreiſchen. Unverſöhnlich arbeitet er ferner dem religiöſen Fanatismus und allem, was dem Verſtande excentriſch erſcheint, entgegen.

Aber ſogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge ſelbſt phantaſtiſch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt ſich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philiſterey zu begreifen gewohnt ſind, gegen ſtockende Pedanterey, kleinſtädtiſches Weſen, kümmerliche äußere Sitte, beſchränkte Kritik, falſche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie dieſe Ungeiſter, deren Name Legion iſt, nur alle zu bezeichnen ſeyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialiſch, ohne Vorſatz und Selbſtbewußtſeyn. Er findet ſich in der Klemme zwiſchen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, ſo muß er ſelbſt an ſich halten, und, indem er gerecht ſeyn will, vielſeitig werden.

Die verſtändige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der ſittlichen Welt, eines Addiſon, eines Steele, hatten ihn ſchon längſt angezogen; nun findet er aber in dieſer Genoſſenſchaft einen Mann, deſſen Sinnesart ihm weit gemäßer iſt.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion ſeines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrſchende Kirche mit Gewalt die Andersgeſinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verſtändigen, Wohldenkenden in Sorge ſetzen muß. Gegen alles dieſes, glaubte er, ſey am beſten durch Frohſinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit anſehe, werde man recht ſehn, war ſeine Meinung. Wer mit Heiterkeit in ſeinen eigenen Buſen ſchauen könne, müſſe ein guter Mann ſeyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entſpringe daher. Geiſt, Witz, Humor ſeyen die ächten Organe, womit ein ſolches Gemüth die Welt anfaſſe. Alle Gegenſtände, ſelbſt die ernſteſten, müßten eine ſolche Klarheit und Freiheit ertragen, wenn ſie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, ſondern einen ächten, die Probe nicht ſcheuenden Werth in ſich ſelbſt enthielten. Bei dieſem geiſtreichen Verſuch, die Gegenſtände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, ſich nach entſcheidenden Behörden umzuſehn, und ſo ward einerſeits der Menſchenverſtand über den Inhalt, und der Geſchmack über die Art des Vortrags zum Richter geſetzt.

An einem ſolchen Manne fand nun unſer Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genoſſen, mit dem er arbeiten ſollte, ſondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiſte, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu ſeyn; wie man denn von Menächmen nicht ſagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie ſey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reiſen, Aemter, Weltumſicht mehr begünſtigt, in einem weiteren Kreiſe, zu einer ernſteren Zeit, in dem meerumfloſſenen England leiſtete, eben dieſes bewirkte unſer Freund von einem anfangs ſehr beſchränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein ſtetiges Wirken in ſeinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Reſultat davon war, damit wir uns bei unſerm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verſtändlichen Wortes bedienen, jene Popularphiloſophie, wodurch ein praktiſch geübter Sinn zum Urtheil über den moraliſchen Werth der Dinge, ſo wie über ihren äſthetiſchen zum Richter beſtellt wird.

Dieſe, in England verbreitet und auch in Deutſchland durch Umſtände gefordert, ward alſo durch dichteriſche und gelehrte Werke, ja durchs Leben ſelbſt, von unſerm Freunde, in Geſellſchaft von unzähligen Wohlgeſinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, inſofern von Anſicht, Geſinnung, Ueberſicht die Rede ſeyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, ſo war doch dieſer jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verſtändig lehrt und wünſcht, das weiß der Deutſche, in Verſen und Proſa, dichteriſch und redneriſch auszuführen.

Zu dieſer Ausführung aber mußte ihm die Franzöſiſche Behandlungsweiſe am meiſten zuſagen. Heiterkeit, Witz, Geiſt, Eleganz iſt in Frankreich ſchon vorhanden; ſeine blühende Einbildungskraft, welche ſich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenſtänden beſchäftigen will, wendet ſich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tauſend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek ſchon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indeſſen die alten Schätze dieſes Fachs, welche Deutſchland beſitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade dieſe Gedichte ſind es, welche Wielands Ruhm am meiſten verbreiteten und beſtätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und ſelbſt die ernſteren Deutſchen ließen ſie ſich gefallen: denn alle dieſe Werke traten wirklich zur rechten und günſtigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geſchrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunſtſtück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen iſt, daß er bald den Verſtand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die ſittlichen triumphiren läßt, ſo muß man doch auch geſtehen, daß am rechten Ort alles, was ſchöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meiſten dieſer Arbeiten, war die Ueberſetzung Shakeſpear's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien ſeiner Originalität Eintrag zu thun, ja ſchon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung ſchon bekannter Stoffe, ſo auch durch Ueberſetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geiſt die beſte Erquickung fände.

Shakeſpearn zu überſetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil ſelbſt gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne. Wieland überſetzte mit Freiheit, erhaſchte den Sinn ſeines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar ſchien, und ſo gab er ſeiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichſten Werken einer andern, ſeinem Zeitalter die Einſicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Dieſe Ueberſetzung, ſo eine große Wirkung ſie in Deutſchland hervorgebracht, ſcheint auf Wieland ſelbſt wenig Einfluß gehabt zu haben. Er ſtand mit ſeinem Autor allzuſehr in Widerſtreit, wie man genugſam erkennt aus den übergangenen und ausgelaſſenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Franzöſiſche Sinnesart hervorblickt.

Anderſeits aber ſind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchſt ſchätzbare Muſter. Er fühlt ſich mit ihnen durch Geſchmack verbunden; Religion, Sitten, Verfaſſung, alles gibt ihm Anlaß, ſeine Vielſeitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philoſophen, weder das Volk noch die Völker, ſo wenig als die Staats- und Kriegsleute ſich unter einander vertragen, ſo findet er überall die erwünſchteſte Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu ſcherzen ſcheint, ſeine billige, duldſame, menſchliche Lehre wiederholt einzuſchärfen.

Zugleich gefällt er ſich, problematiſche Charaktere darzuſtellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rückſicht auf weibliche Keuſchheit, das Liebenswürdige einer Muſarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philoſophen zu erhöhen.

Aber auch unter dieſen findet er einen Mann, den er als Repräſentanten ſeiner Geſinnungen ausbilden und darſtellen kann, ich meine Ariſtippen. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitlebender in einem ſo ſchönen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menſchen in Verbindung, ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſeyn, wie ſie zu denken.

In dieſen Bezirken erhielt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Vorübungen, welche dem Ueberſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind; und ſo entſtand der Deutſche Lucian, der uns den Griechiſchen um deſto lebhafter darſtellen mußte, als Verfaſſer und Ueberſetzer für wahrhafte Geiſtesverwandte gelten können.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, predige er auch noch ſo ſehr das Gebührende, wird ſich doch manchmal verſucht fühlen, die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von jeher das Genie ſolche Wagſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb befriedigte Wieland, indem er ſich dem kühnen, außerordentlichen Ariſtophanes anzugleichen ſuchte, und die eben ſo verwegnen als geiſtreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen dieſen Darſtellungen auch eine Einſicht in die höhere bildende Kunſt nöthig, und da unſerm Freund niemals das Anſchauen jener überbliebenen alten Meiſterwerke gegönnt ward, ſo ſuchte er durch den Gedanken ſich zu ihnen zu erheben, ſie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergeſtalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geiſt ſich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen ſeyn, hätte ihn nicht eben ſeine lobenswerthe Behutſamkeit abgehalten, entſchiedene Schritte zu thun; denn die Kunſt überhaupt, beſonders aber die der Alten, läßt ſich ohne Enthuſiasmus weder faſſen noch begreifen. Wer nicht mit Erſtaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unſer Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in dieſem einzigen Falle eine Ausnahme von ſeiner allgemeinen Lebensregel machen ſollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geſchmack nah verwandt, ſo war er es mit den Römern noch mehr durch Geſinnung. Nicht daß er ſich durch republicaniſchen oder patriotiſchen Eifer hätte hinreißen laſſen, ſondern er findet, wie er ſich den Griechen gewiſſermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich ſeines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; ſelbſt kunſtreich, ſelbſt Hof- und Weltmann, iſt er ein verſtändiger Beurtheiler des Lebens und der Kunſt; Cicero, Philoſoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unſcheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag ſich unſer Freund, indem er ſich mit den Werken dieſer beiden Männer beſchäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenoſſen verſetzen, um uns ein anſchauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erſtaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menſchen verlangen, mit denen er ſich beſchäftigt, aber er fürchtet ſich ſo ſehr vor der Parteylichkeit, daß er lieber gegen ſie als für ſie Partey nehmen mag.

Es gibt zwey Ueberſetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergeſtalt, daß wir ihn als den unſrigen anſehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in ſeine Zuſtände, ſeine Sprachweiſe, ſeine Eigenheiten finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geſchmack in zweifelhaften Fällen die erſte Maxime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden, welch verwickeltes Geſchäft eine Ueberſetzung ſey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemüht iſt; wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerm Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anſtößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beſeitigen ſucht. Durch dieſe dreyfache Bemühung ſieht man recht wohl, hat er ſich erſt ſeines Gegenſtandes bemächtigt, und ſo gibt er ſich denn auch die redlichſte Mühe, uns in den Fall zu ſetzen, daß ſeine Einſicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, ſo hielt er ſich doch feſt an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinſten überliefert iſt. Denn ſo wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern iſt, ſo wenig wird man uns widerſprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köſtliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Beſten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen ſind.

Die Deutſche Reichsverfaſſung, welche ſo viele kleine Staaten in ſich begriff, ähnlichte darin der Griechiſchen. Die geringſte, unſcheinbare, ja unſichtbare Stadt, weil ſie ein eignes Intereſſe hatte, mußte ſolches in ſich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältniſſe nachzudenken. Und ſo war auch Wieland, als Canzleyverweſer einer der kleinſten Reichsſtädte, in dem Fall, Patriot und im beſſern Sinne Demagog zu ſeyn; wie er denn einmal über einen ſolchen Gegenſtand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, ſeines Gönners, lieber auf ſich zu ziehen, als unpatriotiſch nachzugeben, die Entſchließung faßte.

Schon ſein Agathon belehrt uns, daß er auch in dieſem Fache geregelten Geſinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenſtänden ſo viel Antheil ab, daß alle ſeine Beſchäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieſelben zu denken. Beſonders fühlte er ſich auf's neue dazu aufgefordert, als er ſich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürſten verſprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieſer Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da ſie in einer Zeit geſchrieben ſind, wo die Macht der Alleinherrſchaft noch nicht erſchüttert war, ſo iſt ſein Hauptgeſchäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzuſtellen und ſie auf das Glück hinzuweiſen, das ſie in dem Glück der Ihrigen finden ſollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Beſtandene niederriß und die Geiſter aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Geſetzgebung zu berufen ſchien. Auch hierüber erklärt er ſich mit umſichtiger Beſcheidenheit und ſucht durch verſtändige Vorſtellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Maſſe undenkbar erſcheint, ſo iſt er der erſte, der die Einherrſchaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherſtellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unſer Freund über dieſe Gegenſtände nicht etwa hinterdrein, ſondern gleichzeitig geſchrieben, und als Herausgeber eines vielgeleſenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, ſich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu laſſen, ſo wird derjenige, der ſeinem Lebensgange chronologiſch zu folgen berufen iſt, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerkſamkeit er den raſchen Begebenheiten des Tages folgte und mit welcher Klugheit er ſich als ein Deutſcher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier iſt es der Ort, der für Deutſchland ſo wichtigen Zeitſchrift, des Deutſchen Mercurs, zu gedenken. Dieſes Unternehmen war nicht das erſte in ſeiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verſchaffte ſogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der ſelbſt dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen verſprach, daß ein Schriftſteller, dem man ſo herrliche Werke verdankte, ſelbſt urtheilen, ſeine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch verſammelten ſich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieſer Verein vorzüglicher Literatoren wirkte ſo viel, daß man durch mehrere Jahre hin ſich des Mercurs als Leitfadens in unſerer Literaturgeſchichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Leſen und Urtheilen über eine größere Maſſe ſich verbreitete, ſo ward auch die Luſt, ſich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; ſein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitſchriften entſtanden, die erſt monatlich, dann wochen- und tagweiſe ſich ins Publicum drängten und endlich jene Babyloniſche Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und ſind, und die eigentlich daher entſpringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutſchen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber deſſelben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteyhaupt geſchaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf ſich keiner Einſeitigkeit ſchuldig machen. Was ſeinen regen Geiſt aufreizte, ſuchte er durch Menſchenverſtand und Geſchmack bei ſich ſelbſt in's Gleiche zu bringen, und ſo behandelte er auch ſeine Mitarbeiter, für die er ſich keineswegs enthuſiasmirte; und wie er die von ihm ſo hoch geachteten alten Autoren, indem er ſie mit Sorgfalt überſetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, ſo machte er auch oft geſchätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja ſogar abwendig.

Schon früher hatte unſer Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müſſen, um ſo weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitſchrift an literariſchen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweiſ't er ſich als immer derſelbe. Ein ſolcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie ſich's einigermaßen in die Länge ziehen will, ſo läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht ſeines gewohnten Pfades.

Ausländer haben ſcharfſinnig bemerkt, daß Deutſche Schriftſteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rückſicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menſchen, der ſich ſelbſt ausbildet, den Menſchen, der ſich ſelbſt etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter deſſelben, gar bald abnehmen könne. Dieſe Eigenſchaft haben wir ſchon oben Wielanden beſonders zugeſchrieben, und es wird um ſo intereſſanter ſeyn, ſeine Schriften wie ſein Leben in dieſem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und ſpäter den Charakter unſeres Freundes aus eben dieſen Schriften verdächtig zu machen ſuchte. Gar viele Menſchen ſind noch jetzt an ihm irre, weil ſie ſich vorſtellen, der Vielſeitige müſſe gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig ſeyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter ſich nur durchaus aufs Praktiſche beziehe. Nur in dem, was der Menſch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in dieſem Sinne hat es keinen feſtern, ſich ſelbſt immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er ſich der Mannichfaltigkeit ſeiner Empfindungen, der Beweglichkeit ſeiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrſchaft über ſich erlauben wollte, ſo zeigte er eben dadurch die Feſtigkeit und Sicherheit ſeines Sinnes. Der geiſtreiche Mann ſpielte gern mit ſeinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit ſeinen Geſinnungen. Und ſo erwarb er ſich viele Freunde und erhielt ſie. Daß er irgend einen entſchiedenen Feind gehabt, iſt mir nicht bekannt geworden. Im Genuß ſeiner dichteriſchen Arbeiten lebte er viele Jahre in ſtädtiſcher, bürgerlicher, freundlichgeſelliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollſtändigen Abdrucks ſeiner ſorgfältig durchgeleſenen Werke, ja einer Prachtausgabe derſelben.

Aber er ſollte noch im Herbſt ſeiner Jahre den Einfluß des Zeitgeiſtes empfinden und auf eine nicht vorzuſehende Weiſe ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutſchland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menſchlichen, weltbürgerlichen gar ſchön zuſammen. Der friedliche Städter ſchien ſeiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog ſich ihnen, man ſehnte ſich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbeſitzers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der geſellig geborne Menſch ſich öfters den ſüßen Trug vorbilden kann, als lebe er beſſer, bequemer, froher in der Abgeſondertheit, ſo ſchienen auch Wieland, dem bereits die höchſte literariſche Muße gegönnt war, ſich nach einem noch muſenhaft ruhigern Aufenthalt umzuſehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar ſich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entſchluß, daſelbſt den Reſt ſeines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters beſucht, welche mit ihm gelebt, umſtändlich erzählen, wie er gerade hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſchien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, beſonders aber, weil er ſich den Menſchen wohl entziehen, die Menſchen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gaſtfreier Wirth ſeine geſelligen Tugenden am anmuthigſten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieſer idylliſchen Darſtellung auffordere, ſo muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie dieſe ländliche Heiterkeit durch das Hinſcheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod ſeiner werthen, ſorgſamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt dieſe theueren Reſte auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er ſich entſchließt, die für ihn allzuſehr verflochtene landwirthſchaftliche Beſorgung aufzugeben, und ſich des einige Jahre froh genoſſenen Grundbeſitzes zu entäußern, ſo behält er ſich doch den Platz, den Raum zwiſchen beiden Geliebten vor, um dort auch ſeine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch ſeinen ſchönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen ſeinen Grabhügel in einem lebendigen Haine beſuchen und heiter verehren ſollten.

Nicht ohne höhere Veranlaſſung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu ſeiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüſtert. Er fühlte nur zu ſehr, was es ihm koſte, von ihr entfernt zu ſeyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und deſſelben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unſtatten genießen. Und ſo, nachdem er ſeine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald verſammelt, bald zerſtreut geſehen, zieht die erhabene Fürſtin ihn in ihren nächſten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürſtlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet ſich nun als Glied des Hauſes und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Geſellſchaft geboren, ja die größte würde ſein eigentliches Element geweſen ſeyn; denn weil er nirgends oben an ſtehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung ſich zu äußern geneigt war, ſo mußte er nothwendig als angenehmer Geſellſchafter erſcheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernſt nehmenden Nation noch mehr geweſen.

Denn ſein dichteriſches, ſo wie ſein literariſches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktiſchen Zweck ſuchte, ein praktiſches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren ſeine Gedanken beſtändig klar, ſein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntniſſen, ſtets an dem Intereſſe des Tages feſthielt, demſelben folgte, ſich geiſtreich damit beſchäftigte, ſo war auch ſeine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieſer Art zu denken, ſich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Abſicht, auf ſein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philoſophiſchen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von ſeinen größern Anſichten präludirte, und in heitern Formen ſelbſt über die wichtigſten Gegenſtände ſich problematiſch zu äußern ſchien, da ſtand er unſerm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, ſo mußten alle die, welche ſich bisher in freiem Leben, dichtend ſo wie philoſophirend ergangen hatten, ſie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeſte daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beſchränkt werden ſollten.

Aber nicht allein für den Philoſophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geiſtesrichtung, ſobald eine große Maſſe ſich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang ſcheinen wollte, als wäre die Abſicht überhaupt nur auf Wiſſenſchaft, ſodann auf Sittenlehre und was hievon zunächſt abhängig iſt, gerichtet, ſo war doch leicht einzuſehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wiſſens und des ſittlichen Handelns, feſter als bisher geſchehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein ſtrengeres, in ſich mehr zuſammenhängendes, aus den Tiefen der Menſchheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, ſag' ich, den Geſchmack auch bald auf ſolche Grundſätze hinweiſen, und deßhalb ſuchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beſeitigen, und ein allgemeines Geſetz zur Entſcheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geſchah auch wirklich, und in der Poeſie that ſich eine neue Epoche hervor, welche mit unſerm Freunde, ſo wie er mit ihr in Widerſpruch ſtehen mußte. Von dieſer Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch ſehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieſes Umſtandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutſchen Literatur entſtandene Conflikt noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen iſt, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienſt ſchätzen und ſein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen ſo wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Perſonen genau unterrichtet ſeyn, die Kräfte, die Verdienſte beider Theile wohl kennen, und, um unparteyiſch zu wirken, beiden Parteyen gewiſſermaßen angehören müßte.

Doch von jenen hieraus entſprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernſte Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlaſſen haben.

Die zwiſchen unſern Bergen und Hügeln, in unſern anmuthig bewäſſerten Thälern viele Jahre glücklich angeſiedelte Ruhe war ſchon längſt durch Kriegszüge wo nicht verſcheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, da das Schickſal der Welt in unſern Spaziergängen entſchieden ward, auch in dieſen ſchrecklichen Stunden, denen unſer Freund ſorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erſt durch die Vorſorge eines jungen entſchloſſenen Freundes, dann durch die Aufmerkſamkeit der Franzöſiſchen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftſteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wiſſenſchaftlichen Inſtituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den ſchmerzlichen Verluſt Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Erſatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaiſern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in ſeinem langen Leben nicht geſucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber ſo wie am trüben, ſo auch am heitern Tage war er ſich ſelbſt gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem böſen Geſchick mäßig zu begegnen verſteht.

Am bewunderungswürdigſten jedoch erſchien er, körperlich und geiſtig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in ſo hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die ſchmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Geneſung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröſtete mehr ſeine Freunde als ſich ſelbſt durch die Aeußerung: es ſey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geſchienen haben, daß er auch auf dieſe Weiſe die Schuld der Meuſchheit abtrage. Nun genaß er auch bald, indem ſich ſeine Natur wie die eines Jünglings ſchnell wieder herſtellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe phyſiſche Kraft verliehen ſey.

Wie ſich nun ſeine Lebensphiloſophie auch bei dieſer Prüfung bewährte, ſo brachte ein ſolcher Unfall keine Veränderung in der Geſinnung noch in ſeiner Lebensweiſe hervor. Nach ſeiner Geneſung geſellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So ſehr auch jederzeit ſein Blick auf das Irdiſche, auf die Erkenntniß, die Benutzung deſſelben gerichtet ſchien — des Außerweltlichen, des Ueberſinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umſtändlich zu ſchildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen ſchien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntniſſe liegt, außer dem Kreiſe deſſen, was ſich durch Erfahrung bethätigen läßt, ſo konnte er ſich doch niemals enthalten, gleichſam verſuchsweiſe, über die ſo ſcharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuſchreiten, doch hinüber zu blicken und ſich eine außerweltliche Welt, einen Zuſtand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach ſeiner Weiſe aufzuerbauen und darzuſtellen.

Einzelne Züge ſeiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, beſonders aber darf ich mich auf einen Agathodämon, auf ſeine Euthanaſie berufen, ja auf jene ſchönen, ſo verſtändigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieſer Verſammlung mittheilen mögen. Denn zu unſerm Brüderverein hatte ſich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Myſterien der Alten hiſtoriſch überliefert worden, floh er zwar nach ſeiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimniſſe, aber verläugnete ſich nicht, daß gerade unter dieſen, vielleicht ſeltſamen Hüllen zuerſt unter die rohen und ſinnlichen Menſchen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünſchenswerther dargeſtellt, und die Fortdauer unſers Daſeyns ſowohl von friſchen Schreckniſſen eines trüben Aberglaubens, als von den eben ſo falſchen Forderungen einer lebensluſtigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von ſo vielen werthen Freunden und Zeitgenoſſen auf der Erde zurückgelaſſen, ſich in manchem Sinne einſam fühlend, näherte er ſich unſerm theueren Bunde. Wie froh er in denſelben getreten, wie anhaltend er unſere Verſammlungen beſucht, unſern Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit gegönnt, ſich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unſern ehrbaren Gaſtmahlen beigewohnt, und ſich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit ſeine Gedanken zu eröffnen, davon ſind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieſer altgegründete und nach manchem Zeitwechſel oft wieder hergeſtellte Bund eines Zeugniſſes bedürfte, ſo würde hier das vollkommenſte bereit ſeyn, indem ein talentvoller Mann, verſtändig, vorſichtig, umſichtig, erfahren, wohlwollend und mäßig, bei uns ſeines Gleichen zu finden glaubte, ſich bei uns in einer Geſellſchaft fühlte, die er, der beſten gewohnt, als Vollendung ſeiner menſchlichen und geſelligen Wünſche ſo gern anerkannte.

Vor dieſer ſo merkwürdigen und hochgeſchätzten Verſammlung, obgleich oon unſern Meiſtern aufgefordert, über den Abgeſchiedenen wenige Worte zu ſprechen, würde ich wohl haben ablehenen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzuſammenhängende Blätter, ſondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig ſind, um ſein Andenken rühmlich zu feyern, neben dem Monumente, das er ſich ſelbſt in ſeinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich dieſe ſchöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feyer ſeines Andenkens, von andern beſſer zu leiſten wäre. Wird es unſern verehrten Meiſtern gefallen, mit dieſem Aufſatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unſern Freund erſcheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unſere Brüder, auf die er am meiſten und am eigenſten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genoſſen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, ſo würde hiedurch ein Schatz von Thatſachen, Nachrichten und Urtheilen geſammelt, welcher wohl einzig in ſeiner Art ſeyn dürfte, und woraus dann unſere Nachkommen ſchöpfen könnten, um mit ſtandhafter Neigung ein ſo würdiges Andenken immerfort zu beſchützen, zu erhalten und zu verklären.

Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

Im ernſten Beinhaus war's wo ich beſchaute
    Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
    Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie ſtehn in Reih' geklemmt die ſonſt ſich haßten,
    Und derbe Knochen, die ſich tödlich ſchlugen,
    Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten.
Entrenkte Schulterblätter! Was ſie trugen?
    Fragt Niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
    Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder;
    Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
    Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
    Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
    Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
    Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
    Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
    Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
    Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur die ſich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,

Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?

Dich höchſten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre.

Ueber Moſes Leichnam ſtritten
Selige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten
Kannten ſie doch kein Verſchonen!
Greift der ſtets bewußte Meiſter
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Puſtrichs-Geiſter;
Engel brachten ihn zu Grabe. —

Zahme Xenie. Goethe's Werke Bd. IV. S. 374.

Friedrich Wilhelm Gotter.

Dieſer um das Aufblühen der neuern Literatur Deutſchlands höchſt verdiente Dichter wurde geboren den 3. September 1746 zu Gotha und erhielt in dieſem Sitze der Geiſtescultur und des guten Geſchmacks und unter der obern Leitung ſeines allgemein geachteten Vaters, des nachmaligen Aſſiſtenzrathes G., eine weniger claſſiſche als humaniſtiſche und moraliſche Bildung. Um die Rechte zu ſtudiren, ging er 1763 nach Göttingen, wurde 1766 zweiter geheimer Archivar zu Gotha, begleitete 1767 den Freiherrn von Flemmingen als Legationsſecretair nach Wetzlar und 1768 zwei junge Edelleute als Führer nach Göttingen zurück, wo die mit ſeinem Freunde Boje begründete Herausgabe des „Muſenalmanach's" ihm zuerſt einen literariſchen Namen und die Freundſchaft Heyne's und Käſtner's erwarb. Viel Einfluß auf ihn hatte damals die treffliche Ackermann'ſche Schauſpielergeſellſchaft und ſeine innige Verbindung mit Goethe und dem jungen Jeruſalem, als er 1769 nach Wetzlar zurückgekehrt war. Eine Reiſe nach Lyon und zurück durch die Schweiz machte ihn mit dem franzöſiſchen Theater ſo wie mit Geßner und Lavater genauer bekannt. Er ſtarb als Geheimſecretär und Legationsrath zu Gotha den 18. März 1797. — Von Kindheit auf ſchwachen Körpers, aber lebendigen und friſchen Geiſtes, belebte und feſſelte er durch bewundernswürdige Declamationsgabe, ungemein leichte und meiſt geiſtreiche Impromptu's und hohe Liebenswürdigkeit jede Geſellſchaft und war wegen ſeiner Kenntniſſe und Moralität allgemein geehrt und von den Seinigen innigſt geliebt.

Er ſchrieb:

Singſpiele. Leipzig 1778 und 1779. 1 Bd. in 8.
Gedichte. Gotha 1787 und 1788. 2 Bde. in gr. 8.
Zum Andenken der Frau von Buchwald, nebſt 2 ungedruckten Briefen des Herrn von Voltaire. Gotha 1790. gr. 8. Mit dem Bildniß der Fr. v. B.
Schauſpiele. Leipzig 1795.
Gedichte. 3. Bd. oder: literariſcher Nachlaß von Fr. Wilh. G., mit deſſen Bildniß und Biographie, Gotha 1802 in 8. von ſeinen Freunden beſorgt.

Einzeln haben wir dann noch von ihm:

Tom Jones. Eine Operette, aus dem Franzöſiſchen. Mannheim 1772 in 8.
Die Dorfgala. Luſtſpiel. Gotha 1772 in 8. Neu aufgelegt. Ebendaſ. 1774 in 8.
Oreſt und Elektra. Gotha 1774 in 8.
Merope. Ein Trauerſpiel. Gotha 1774 in 8.
Die falſchen Entdeckungen. Luſtſpiel. Gotha 1774 in 8.
Medea. Ein Drama. Gotha 1775. 8.
Mariane. Ein Trauerſpiel. Gotha 1776. 8. Das beliebteſte und vorzüglichſte von G.
Jeanette. Luſtſpiel nach Voltaire. Hamburg 1777. 8. Neue Auflage Ebendaſ. 1784 in 8.
Der Eheſcheue. Luſtſpiel. 1777. 8.
Der Kobolt. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1778. 8.
Der Faſchingsſtreich. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1778. 8.
Der argwöhniſche Ehemann. Luſtſpiel. Hamburg 1778 in 8. Wieder aufgelegt ebendaſ. 1785. 8.
Der Jahrmarkt. Leipzig 1778. 8.
Walder. Ländliches Schauſpiel. Gotha 1778. 8.
Romeo und Julie. Leipzig 1779. 8. Neue Auflage 1785. 8.
Das tartariſche Geſetz. Schauſpiel. Ebendaſ. 1779. 8.
Trunkner Mund, wahrer Mund. Luſtſpiel. Leipzig 1779. 8.
Die unverſehne Wette. Luſtſpiel. Leipzig 1781. 8.
Das öffentliche Geheimniß. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1781. 8.
Adelaide oder Antipathie gegen die Liebe. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1781. 8.
Zwei Onkel für einen. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1781. 8.
Der Mann der ſeine Frau nicht kennt. Luſtſpiel. Ebendaſ. 1781. 8.
Die Mutter. Schauſpiel. Ebendaſ. 1783. 8. dann: 1790 in 8.
Geſellſchaftstheater. Aus dem Franzöſiſchen der Frau von Genlis frei überſetzt. Leipzig 1783. in 8., erſter Band.
Die Vetterſchaft. Leipzig 1784. in 8.
Der ſchwarze Mann. Poſſe. Leipzig 1784. in 8.
Veit von Solingen. Luſtſpiel. Wien 1784. in 8.
Der Weiſe in der That. Luſtſpiel. Leipzig 1787. in 8.
Die Erbſchleicher. Luſtſpiel. Leipzig 1789 in 8. Neue Auflage. Ebendaſ. 1798. 8.
Maria Thereſia bei ihrem Abſchied aus Frankreich. Leipzig 1796. gr. 4. Cantate.
Die Geiſterinſel. Singſpiel. Leipzig und Berlin, 2 mal aufgelegt 1799 in 4.
Andere Arbeiten in Journalen, Zeitſchriften u. ſ. w.

Gotter's poetiſche Leiſtungen ſind der getreueſte Abdruck ſeiner franzöſiſchen Bildung und eleganten Geſchmacks in der deutſchen Literatur. In ſeinen lyriſchen Gedichten ſpricht eine zarte Innigkeit ſanfter Gefühle, erhöht durch große Correctheit der Sprache und des Versbaues und eine anmuthige Wahl der Bilder den Leſer wohlthuend an, namentlich zeichnete er ſich dadurch im Liede und in der Epiſtel vortheilhaft aus. In ſeinen Luſtſpielen, welche er mehr oder weniger ausländiſchen Muſtern nachgebildet hatte, herrſchte eine glückliche Intrigue, gewandte Characterzeichnung und ein lebhafter und witziger Dialog vor; mehrere derſelben waren lange Zeit Lieblinge des Publikums, wie z. B. die Erbſchleicher, der ſchwarze Mann, u. a. m. und haben ſich auf der Bühne erhalten; ſeinen Trauerſpielen fehlt es dagegen an Tiefe und Kraft, obwohl die Diction ſtets angemeſſen iſt, und ſich nicht, wie ſo oft geſchieht, um dieſe Mängel zu verdecken, in rhetoriſcher Schwulſt und Prunk verliert. Durch die Herausgabe des deutſchen Muſenalmanachs, eine Idee, welche von ihm ausging, erwarb er ſich ein bleibendes Verdienſt um das Wiederaufblühen unſerer Literatur.

Ueber die Starkgeiſterei. *)

(Bruchſtück einer Epiſtel.)

Mit eignen Augen in die Welt zu gaffen,
Und in der Denkungsart nicht Affen,
Wie in dem Kleiderbrauch zu ſeyn;
Sich ſein Syſtemchen ſelbſt zu ſchaffen;
Des Aberglaubens Träumerey'n,
Der Vorurtheile Kinderey'n,
Und allen Schulpedanterey'n
Auf ewig gute Nacht zu ſagen —
Wen nimmt der Vorſatz nicht mit edlem Eifer ein,
Sich muthig an das Werk zu wagen?
Doch Wahrheit wohnet nicht auf dem gebahnten Weg;
Man muß, der Göttin Schloß zu finden,
Durch manchen Dornenpfad ſich winden,
Muß über manchen ſchmalen Steg,
Muß auf die ſteilſten Felſen klimmen;
Da wird zuletzt ein junges Herrchen ſchwach,
Verlieret die Geduld, und ſchleichet falſchen Stimmen,
Die hier und dort im Walde ſchallen, nach.
„Was ſucht ihr? rufen die Sirenen,
Die Wahrheit iſt ein leerer Schall.
Wollt ihr in ſich'rer Ruhe gähnen,
So glaubet nichts! der Erdenball
Sprang aus des blinden Zufalls Schooße;
Durch eben die Metamorphoſe
Kehrt er einſt in ſein Nichts zurück;
Das Leben iſt ein Augenblick,
Der Menſch ein Hauch; der Zukunft Lohn und Strafen
Erſann die Politik; hielt, ohne dieſen Traum,
Des Pöbels Ungeſtüm ihr ſchwacher Arm im Zaum?
Des Alterthumes Götter ſchlafen;
Der Neuern Gott iſt ein Gedicht, wie ſie;
Der Weiſe liebt aus Sympathie
Die Tugend, und bedarf nicht knechtiſcher Geſetze,
Um edel, groß, ein Menſchenfreund zu ſeyn;
Doch hindert ihn auch kein Verbot, der Schätze,
Die die Natur ihm beut, ſich ſorgenlos zu freu'n,
Und jeden Augenblick der Sinnenluſt zu weih'n.“ —

Der arme Thor! die Lehren kitzeln
Sein ſtolzes Herz, erhitzen ihm das Blut;
Er ſchlürft ſie ein, geht weiter, faßt ſich Muth,
Auf Koſten eines Spruchs zu witzeln,
Wird angehört, belacht; ihm wächſt der Kamm;
Nun wagt er gar ein Epigramm;
Nun ſammelt er die leichteſten Broſchüren,
Bei denen Fabrikant und Trödler ſich maskiren,
Und London oder Amſterdam,
Und dunkle Motto's, die den Titel zieren,
Verräther deſſen ſind, was ſie im Schilde führen.
Nun will er ſelber laboriren,
Gießt ihren Geiſt in ein's, fängt an zu diſtilliren —
Ach, aber die Phiole ſpringt! da liegt
Des Weiſen Stein am Boden, und verfliegt!
Verdienter Spott lohn' ihm für die verlor'ne Mühe!

Dem Jüngling aber, welcher frühe,
Durch's Beiſpiel angeſteckt, den rechten Pfad verlor,
Sein unerfahrnes Herz bethören ließ, ſein Ohr
Verführern lieh, dem ſey des Mitleids Zähre,
Dem ſey der Wunſch geweiht, daß ihn ſein Gott bekehre!
Er irrt in einem Labyrinth
Voll metaphyſiſcher Sophismen, Hypotheſen,
Die noch verworr'ner, als Mäanders Krümmen, ſind:
Von unerſchaffenem nothwendig freiem Weſen,
Von allgemeiner Kraft, von blindem Ungefähr,
Von todtem Urſtoff — ewiger Bewegung
Im Kampf mit dieſem Paradoxenheer,
Erlieget ihm die Kraft der Ueberlegung.
Der hält die Welt für Gott; ihm ſind der Mond,
Die Luft, der Pavian, der Baum, die Marmorſäule,
Der vierte Heinrich und ſein Mörder, alles Theile
Der Gottheit, die in ihm und um ihn wohnt.
„Wie thöricht! ruft ein And'rer, macht das Laffen,
Nicht Denkern weiß! Gott iſt ein Geiſt voll Majeſtät;
Von Ewigkeit hat er die Welt erſchaffen,
Und ſitzt auf ſeinem Thron, der in den Wolken ſteht,
Und läßt ſie gehen — wie ſie geht.“

Ein jeder preiſet ſeine Waare,
Will ſeinem Nachbar in die Haare,
Und ſchlägt ſich ſelber auf den Mund;
Ein jeder demonſtrirt aus einem andern Grund,
Wie dieſer Ball am Firmamente ſchwebe,
Ihm Sonn' und Mond die rechte Wärme gebe,
Und ſich kein Rad aus ſeinem Gleiſe hebe.
Der glaubt, das Feuer ſei der Geiſt,
Der die Natur von Pol zu Pol belebe;
Der ſpricht: das Waſſer iſt's! da doch ein Dritter dreiſt
Der Luft die Kraft ertheilt, und ſeinen Satz beweiſt.
Der malt die Tugend uns als eine ſanfte Schöne,
Im Schooß der frommen Mutter aufgeblüht,
Voll Grazie, voll Reiz, die ihres Landes Söhne
Unwiderſtehlich an ſich zieht;
Die Tugend, der empfindungsloſe Herzen
Den Anſtrich ihres ſchwarzen Blutes leih'n;
Indeſſen über ſie die Hippiaſſe ſcherzen,
Und ſie als Hirngeſpinnſt verſchrey'n.
„Den Himmel mögen Wolken ſchwärzen,“
Ruft Epikur, „laß uns ſtets heiter ſeyn.
Denn, wie das Blümchen auf der Aue,
Neigt unſer Köpfchen ſich, im kühlen Abendthaue;
Mein Seelchen, morgen biſt du nichts!“
„Nein, Seele,“ ruft, vom Nektar trunken,
Freund Plato, „nein, du biſt ein Götterfunken,
Und kehrſt zurück zum Ocean des Lichts!“

Der Jüngling ſteht, im Widerſpruch verſunken.
„Wie glücklich war ich, ſeufzt er tief,
Wie glücklich, als ich noch im dunkeln Chaos ſchlief;
Wie elend nun! — Gibt's eine Gottheit? Rief
Sie mich zum Glück — zum Unglück? Darf ich wollen?
Bin ich ein Uhrwerk? Rollen
Die Räder unaufhaltſam mit mir hin?
Sind Lieb' und Haß Ausflüſſe meiner Säfte?
Iſt's eitle Müh' daß ich, bei jeglichem Geſchäfte,
Bei jedem Schritt den Blick auf Tugend hefte,
Und ſie zu meiner Führerin
Erflehe — da des Zufalls Eigenſinn
Die Bahn mir zeichnete, die ich vom Anbeginn
Betreten mußte — da, im Buche
Des Schickſals, ich vielleicht zum Böſewicht, zum Fluche
Der Menſchheit auserſehen bin? —
Iſt meine Seele nur ein Sinn,
So ſtocket, mit der Nerven letztem Zücken,
Auch das Gedankenrad; die taube Maſſe ruht,
Kehrt in der Schöpfung Ebb' und Fluth
Zurück, fängt wieder an unmerklich fortzurücken —
Ein Wurm — dann eine Pflanze — dann ein Thier —
Dann wieder Menſch. Was hälf' es mir,
Daß ich, wie Cato, ſtrenge lebte,
Vor Wallungen des Blutes bebte,
Gott ſuchte, den ich niemals fand? —

Ja, wenn dieß Erdenvolk, ſo zahllos, als der Sand
Am Meer, der Vorſicht vor den Augen ſchwebte?
Wenn ſie das kleinſte Körnchen, mich,
Auch kennte? — doch was nährſt du dich
Mit einem ſüß beredten Wahne?
Warum verhängte ſie Sturm, Fluthen, Hunger, Peſt
Und jede Noth, die Thränen uns erpreßt?
Wie duldete ſie Krieg und Raubgier, und Chicane?
Wie kämen die Domitiane
Zum Thron der Welt, zum Bettelſtab
Der Menſchenfreund, der Held zur Krücke?
Wie ſtürbe, lebensſatt, in ungeſtörtem Glücke,
Der graue Böſewicht, indeß ein frühes Grab,
In ihrem Lenz, von Kind und Gatten
Die gute Hausfrau trennt? Wie ſucht' ich meinen Freund
Schon in dem Aufenthalt der Schatten? —

---

*) Aus Friedr. Wilh. Gotter's Gedichten.

Doch Ewigkeit! — Ein Licht, das immer ſcheint!
Ein Tag, der das Verlor'ne wiederbringet,
Und das Geſchiedene vereint,
Und Unrecht ausgleicht, und Verworrenheit entſchlinget! —
Und o, dem Kämpfer, der hier ſtandhaft ringet,
Die Siegeskrone dort; aus des Vergelters Hand! —
Wahn, neuer Wahn, ſo lieblich er auch klinget!
Ach, zeigt mir erſt den Mann, der aus dem dunkeln Land
Die frohe Botſchaft wiederbringet! —

Wo warſt du, ſchwindelnder Verſtand? —
Allvater, oder wie der Sphären Jubellieder
Dich nennen, ewiger, gerechter, weiſer Geiſt,
Vergib — hier fall' ich reuig vor dir nieder —
Vergib mir, wenn ich irre! Herr, du weißt!
Ob ich nicht Tugend über Alles ſchätze!
Du zählſt die Thränen, in verſchwieg'ner Nacht,
Mit denen ich mein Lager netze!
Siehſt, wie das Herz mir klopft, in deiner Pracht
Dich zu erkennen! Ach, enthülle
Mir deine Wege! Send' aus deines Lichtes Fülle
Nur einen Strahl herab, der mir den Ausgang zeigt
Aus dieſem Abgrund von Gedanken! —
Ach, immer dunkler wird's um mich — der Boden weicht —
Die ungewiſſen Füße ſchwanken —
Unendlicher, erbarme dich der Schranken
Des Endlichen! Nur einen Strahl!" — Er ſchweigt;
Sein Blick erſtarrt; die trübe Stirne neigt
Sich zu der Bruſt; Gehör und Sprache fehlen
Dem Staunenden. Die Krankheit edler Seelen,
Melancholey, nimmt ſtündlich in ihm zu.
Für jede Freude todt, nur ſinnreich, ſich zu quälen,
Unſchlüſſig zu verdammen, zu erwählen,
Wirft er Voltairen oder Baylen,
Voll Unmuth aus der Hand, und findet nirgends Ruh.

Auf! eile, Jüngling, in des Oehlbergs Schatten,
Eh' deiner Feinde Zahl ſich häuft,
Eh' deinen Geiſt Fühlloſigkeit ergreift,
Und Muth und Kraft in dir ermatten,
Eh' die Verzweiflung — Ach! welch' Angedenken faßt
Bei'm Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,
Daß das Gebein mir kracht, und meine Wang' erblaßt?
Nein! der geliebte Nam' entſchlüpfe nie der Lippe,
Sei heilig meinem Schmerz in dunk'ler Einſamkeit,
Sey von dem Pöbel unentweiht!
Er hat die Ruhe nun, die er geſucht, gefunden *) —
Eh' die Verzweiflung, die in ihrer Opfer Wunden
Gift, ſtatt des Balſams, gießt, bei zeugenloſer Nacht
Den Dolch dir reicht, und in der ſchrecklichſten der Stunden
Dich ohne Rettung elend macht. —

Der Vorhang rauſcht. — Weh' euch! Ich ſeh' die Frucht,
Ihr Neuerer, die euer Beiſpiel ſtiftet;
Jahrhunderte, durch eure Zweifelſucht
Und Spötterei und Tollkühnheit vergiftet.
Ich ſeh' die Bande der Natur
Zerriſſen; Redlichkeit im Staube; Unſchuld, Ehre,
Verbannt; zertrümmert die Altäre
Der Freundſchaft; und gebrochen Pflicht und Schwur.
Ich ſeh' den Untergang der edelſten Geſchlechter,
Verruchte Väter, Mütter ohne Scham,
Zu frechen Künſten auferzog'ne Töchter,
Und Männer ohne Bart, gebor'ne Haremswächter,
In denen nie der Mann zur Reife kam;
Ich ſeh' die Ruh' der ſchönſten Ehe
Durch einen Lovelace geſtört;
Ein junges, ſchwaches Weib, durch Leidenſchaft bethört,
In einem Augenblick von ihrer Tugend Höhe
Herabgeſtürzt, in Thränen ſchwimmen; ſehe
Verführter Jungfrau'n Angſt; ſie ſchreien: Wehe! Wehe!
Und zücken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach,
An ihrer Bruſt, im Schlafe, zu durchbohren.
Unwiederbringlich iſt ein ganzes Volk verloren,
Vertrocknet ſeine Kraft, als wie ein Regenbach.
Die Tugend flieht, und ſeufzt noch Einmal: Ach!
Und ſteigt empor zu ihrer Freunde Chore,
Siegprangend zieht das Laſter durch die Thore,
Und Elend, ſein Gefolge, wimmelt nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Gitone
Sind nun ein freier Staat;
Den Thron entweih'n Nerone,
Narciſſe den Senat.
Ich ſehe Tonnen Gold's, wie Schnee im Lenz zerrinnen;
Ihr ſtolzer Herr ſeufzt in des Kerkers Staub,
Und ſeine Sclaven, ſeine Kupplerinnen
Bewohnen ſeine Schlöſſer, theilen ſeinen Raub,
Und ſtoßen ſeine hülfentblößten Kinder,
Die bleich um Brod nur fleh'n, mit ihren Füßen fort.
Der Freund erwürgt den Freund — dort fallen beide, dort —
In jedem Frevel ausgelernte Sünder!
Sie wälzen ſich in Blut, und fluchen — fluchen ſich,
Wie Teufel thun — verzweifeln — ſterben. —
Wer brüllt zu meiner Linken fürchterlich
Auf kaltem Stroh? Tod und Verweſung färben
Schon ſeine Lippen; Gift, ſein letzter Troſt, durchwühlt,
Wie Feuer, ſein Gebein; Er aber fühlt
Nicht dieſe Gluth; ihn tödten and're Qualen:
Furchtbare Hände fahren aus der Wand,
Die ſeine Thaten all' auf ſchwarzem Teppich mahlen;
Er ſchaudert vor dem Bild zurück — ſinkt an den Rand
Der Ewigkeit — und ſchaudert wieder. — —
Grauſame Phantaſie, ſchwing' endlich dein Gefieder!
Und du, o Greuelvolle Gruft,
Schleuß' dich vor meinen Blicken wieder! —
Sie flieht. Der Vorhang wallet nieder,
Und die beklomm'ne Bruſt ſchöpft wieder friſche Luft.

Wenn ich in meines Eifers Strenge
Den Pfuſcher in der Kunſt, den Meiſter, der ſie kennt,
Auf einen Augenblick, dem Scheine nach, vermenge;
Verzeih' es mir, o weiſes Parlament!
Nein! weil, um zügelfreien Lüſten
Sich, ſorglos, wie das Thier, zu weih'n,
Verderbte Menſchen ſich mit eurem Orden brüſten,
Und mißverſtand'ne Grübelei'n
Ein tiefgelehrtes Anſeh'n leih'n,
Und vor den Strafen, die verſtockten Frevlern dräu'n,
Sich in die Burg der Allesläug'ner retten:
Verkenn' ich eu'ren milden Einfluß nicht.
Und Ehrfurcht gegen Euch iſt meine Lieblingspflicht.

Allein geſetzt, Adepten hätten
Bis in die Nacht, wo ſich ſein Quell verliert,
Der Wahrheit Lichte nachgeſpürt;
Die Knoten, die um unſ're Wiegenbetten
Der Wärterinnen Einfalt flicht,
Wie Philipps Sohn, zerhau'n; den erſten Unterricht,
Der an uns hängen bleibt, wie Kletten,
Rein von ſich abgeſchüttelt; hätten
Mit Adlerblicken alles tief durchſchaut,
Verſchlungen, wiederkäu't, verdaut,
Was je auf dieſem Erdenrunde
Ein Weiſer ſeinen Zöglingen vertraut;
Und nun auf dieſem Felſengrunde
Von Forſchungsgeiſt, Natur= und Völkerkunde
Sich ihres Denkens Schloß erbaut;
Iſt ihre Tugend aufgeklärter,
Iſt ihre Redlichkeit bewährter,
Ihr Mitleid thätiger als unſer Mitleid iſt?
Sind ſie getreu're Bürger, beſſ're Diener,
Im Unglück ruhiger, und in Gefahren kühner?
Sind ſie verſöhnlicher im Zwiſt?
Sind ihnen Weib und Kinder lieber?
Genießen froher ſie des Lebens kurze Friſt?
Und ſchlummern ſie gelaſſener hinüber,
Als, in des Glaubens Arm, der Chriſt?
Gut mögt ihr ſeyn, ihr Herrn, doch beſſer bleibet beſſer;
Held Scipio war groß, Held Guſtav Adolph größer.
Oft iſt das Unglück nur, daß wir uns nicht verſteh'n.
Ihr ſtoßt euch an die Schlacken — Laßt uns ſeh'n,
Ob in dem Tiegel ſich das Gold bewähre!
O, kenntet ihr die reine Lehre,
Rein, wie ſie von dem Lehrer ging,
Eh' Stolz und Eigennutz mit Lumpen ſie behing,
Du, redlicher Jean Jaques, du beißender Voltaire,
Ihr gäbt ihr heute noch die Ehre,
Und eiltet ihrem Tempel zu!

Wohl dem, Geliebter, deſſen Ruh'
Kein Zweifel unterbrach, ſeit, mit der Ammennahrung,
Er jenen milden Glauben in ſich ſog,
Der ſeine herzlichen Verehrer nie betrog!
Ach, auf dem Pfühl der Offenbarung

---

*) Beziehung auf einen hoffnungsvollen jungen Mann, deſſen übertriebener Hang zu metaphyſiſchen Speculationen mit Tiefſinn und Selbſtmord endigte.

Schläft's ſich ſo ſanft! — Doch ſchränkt auf Myſtik und Brevier
Sie nicht die Tugend ein, und ſchmeichelt nicht den Sinnen.
Zur Arbeit — ward der Menſch. Sophiſten, wüßtet ihr,
Wie ſchnell die Stunden uns, bei regem Fleiß, entrinnen,
Wie rein die Freuden ſind, die wir durch ihn gewinnen;
Ihr kettetet den Vorwitz an, wie wir!
Treibt euch der Müßiggang, Phantomen auszuſinnen —
Sägt Holz! ſpornt euch der Hunger — lernet ſpinnen!

Hat ſich das Auge dieſer Welt
Durch einen Stoff vom blinden Chaos trennen,
Und ſo den Platz am Himmel nehmen können,
Daß es uns nicht verzehrt, nur wärmet und erhellt?
Wer hieß die Millionen Lichter brennen,
Die kühle Ruh' und ſanften Wiederſchein,
Von ihrem Thron, auf unſ're Hütten ſtreu'n?
Und wer gebot dem Mond, die Erde zu begleiten?
Und wer iſt's, der den Ocean
Bezähmet, daß er nicht aus ſeinem Ufer gleiten
Und uns die Sündfluth wiederbringen kann?
Wer hatte Kraft, den Mantel auszubreiten,
Der tauſendfarbig über unſ'rem Haupte fließt,
Des Lenzes Hoffnung und des Herbſtes Schätze
In ſeiner Falten Schooß verſchließt?
Wer gab dem Waſſer und der Luft Geſetze,
Daß keines in das and're ſich verlor?
Wer ſchrieb den Winden ihre Laufbahn vor?

Iſt euer Auge blind, verſchloſſen euer Ohr,
Daß ihr des Schöpfers noch nicht achtet,
So kehrt in euer Herz zurück!
Vielleicht entdeckt ihn euer Blick,
Wenn ihr euch ſelbſt, vom Wahne frei, betrachtet.
Der Geiſt, der in euch wohnt, der nach Unſterblichkeit,
Voll unſtillbaren Durſtes, ſchmachtet;
Mit zitternder Begier die Dunkelheit,
Die euch umhüllet, zu durchbrechen trachtet;
Sich muthig in die Wolken ſchwingt,
Und Klarheit aus der Sonne trinkt;
Der alles um euch her zu eu'rem Dienſte zwingt,
Und, Herr der Erde, ſelbſt erfindet,
Zuſammenträgt, erbaut, verbindet,
Verſchönert, umſchafft und zerſtört;
Der Drang, den euer Herz bei fremdem Leid empfindet;
Die Wolluſt, die ihr oft in ſtillen Thränen findet;
Der Schauder, der durch euer Weſen fährt,
Wenn eure Jugendſtärke ſchwindet,
Euch Alter oder Krankheit überwindet,
Und ihr den Tritt des Todes hört:
Ach! alle dieſe Stimmen klagen
Euch Himmelſtürmer an; ſie zwingen euch, zu zagen
Und vor dem Herrn von euren Tagen,
Und allem was da lebt, anbetend hinzuknien.
Noch herrlicher erblickt ihr ihn
In Männern, die ſein Bild auf ihrer Stirne tragen,
In Newton und in Antonin.
Ja, lauter, als die Sonnenkreiſe,
Und der Planetentanz um ſie,
Als der Kometen ungemeſſ'ne Reiſe,
Des ganzen großen Baues Harmonie,
Und der Geſchöpfe wunderbare Stufen,
Vom Wurme bis zum Behemoth,
Vom Schwamme bis zur Eiche — lauter rufen
Die Tugend, das Genie: Es iſt ein Gott!
Ihr fühlt es, doch um neu, um ſonderbar zu ſcheinen,
Treibt euch der Stolz, es zu verneinen,
Obgleich das Herz den Lippen widerſpricht.
O! lernt erſt dieß Gefühl bekämpfen,
Lernt des Gewiſſens Aufruhr dämpfen,
Sonſt ſeid ihr Atheiſten nicht.

War je ein Menſch, der keine Gottheit glaubte,
So wußt' er nichts von innerlichem Streit
Und grübelnder Spitzfindigkeit;
Er ſchwamm im Strom' der Dinge fort, erlaubte
Sich jeden Wunſch, blieb in der Freude kalt,
Und kalt im Schmerz. Vom heftigen Verlangen,
Der Weſen Triebwerk zu umfangen
Und jedes Rad zu ſeh'n, hat nie ſein Blut gewallt;
Vertieft in traurige Chimären,
Schlich er dahin, vom Kitzel fern,
Sich im Marktſchreierton zu lehren,
Und kleine Geiſter zu bekehren;
Sah ungerührt der Wiſſenſchaften Kern
In Folianten eingetragen,
Die Narren, die ſich bläh'n, und Narren, die verzagen,
Das Laſter auf dem Thron, die Tugend auf dem Block;
Ihm galt ſein Leben, wie ſein Rock,
Er zog ihn aus, wenn er ihn drückte;
Kein Kummer nagte, keine Hoffnung jückte
Sein welkes Herz; nichts band ihn an die Welt;
Der gold'nen Feyenmährchen müde,
Mit denen ſich die Jugend unterhält,
Umgab ihn todtenſtiller Friede.
So glomm er langſam weg, erloſch und merkt' es kaum;
Sein Tod war, wie ſein Leben, nur ein Traum.

Doch, Muſe, halt! Zurück in deiner Kräfte Raum!
(Du, Schmetterling, wirſt dir den Fittig ſengen!)
Bin ich der Mann, den Unſinn zu verdrängen,
Der, von der Seine her, im Strom' der Mode kömmt,
Und unſer Deutſchland, ungehemmt,
Mit Wörterbüchern und Romanen und Geſängen,
Voll ſchalen Witzes, überſchwemmt?
Umſonſt hat Mancher ſchon entgegen ſich geſtemmt,
Die Schlüſſe umgeſtürzt, geprüft die Anekdoten,
Entblößt des Spottes traurige Figur;
Umſonſt hat man, weil keine Cur
Gelingen will, Fiſcal und Henker aufgeboten.
Die Herr'n gefallen ſich in der Carricatur,
Halb Skeptiker und halb Deiſten,
Und wiſſen ſtets den Weg, ſich tiefer einzuniſten.
Sie leſen nichts, was ihren Kopf beſchwert;
Und halten ſie's der Müh', es durchzublättern werth,
(Statt Opiums, wenn ihnen Schuldenliſten
Durch's Köpfchen zieh'n,) ſo bringt ihr ausgelaſſ'ner Hohn
Des Deutſchen trock'nen Ernſt, die Opponentenmiene,
Den feierlichen Kanzelton
Gleich parodirend auf die Bühne.
Wir ärgern uns, und ſchreiben noch einmal;
Logik, Metaphyſik, Dogmatik und Moral
Wird ausgekramt; nun glaubt man ſie zu haſchen;
Sie drehen ſich — weg war der Aal!
Ha! lieber wollt' ich Mohren waſchen!

Sprich aber, Freund, was wollen nur
Die philoſophiſchen Despoten?
Vertilget iſt der falſchen Eif'rer Spur,
Die der Vernunft mit Nacht und Feſſeln drohten,
Vertrocknet das vergoß'ne Blut,
Und ausgelöſcht der Scheiterhaufen Gluth.
Die orthodoxiſchen Scholaſten,
Die, wie ein Prieſter, wild, wann Phöbus in ihm ſtürmt,
Sich über Dogmen, die ſie ſelbſt nicht faßten,
Und über Träumerei'n, auf Träumerei'n gethürmt,
Zum Aergerniß der Laien haßten,
Sich bis in's Grab verfolgten — ach, ſie raſten,
Tief in des Lebens Strom getaucht!
Der Zinſendorfe Schwindel iſt verraucht.
Die Fürſten weiden ihre Nationen,
Als gute Hirten, mit gelindem Stab;
Im Frieden werden wir geboren, wohnen
Im Frieden, ſinken friedlich in das Grab.
Kein Bannſtrahl aus dem Vaticane
Schreckt die Regenten, keine Kreuzesfahne
Ruft das betrog'ne Volk von ſeiner Pflugſchar ab.
Der Bund, der, wie mit einem Talismane,
Von Rom bis Paraguay der Welt Geſetze gab,
Er iſt zerſtört; die trägern Tagediebe
Flieh'n ſcheu zurück zur Zelle, zum Altar.
Die Prieſter lehren einen Gott der Liebe,
Und zwingen nicht zum Glaubensformular.
Wer mild und gütig iſt, wie einſt ihr Meiſter war,
O, dem verzeihen ſie des warmen Blutes Triebe.
Ruft einer unter ihnen noch:
„Streng iſt ſein Wille, hart ſein Joch,
Und den trifft ewig Fluch, der weicht von den Gebothen!"
So ſpotten ſelbſt die Weiſern des Zeloten.

Und dennoch ſchrei'n die aberklugen Herr'n
Noch über Wahn und Blindheit, ſchickten gern
Ihr Licht zu uns herab, zu uns Lebendigtodten.
Nein! nein! behaltet nur die Fackel der Vernunft!
Wir ſcheuen allzugroße Helle;
Des Glaubens Lämpchen g'nügt für unſ're kleine Zelle.

Genug von der Apoſtelzunft!
Laß uns, mein Freund, den Gott im Stillen lieben,

Der uns zuerſt geliebt, der uns an Kindesſtatt
Von Ewigkeit gewählet hat,
Von Ewigkeit uns in ſein Herz geſchrieben,
Und für ein grenzenloſes Glück beſtimmt;
Der gern das Schaf, das aus der Irre kehret,
Zur großen Heerde wieder nimmt;
Der ſanfte Pflichten nur uns lehret:
Die Mäßigkeit, die durch ſich ſelbſt uns lohnt;
Die Menſchenliebe, die (der unſichtbaren Güte
Statthalterin!) in edlen Seelen wohnt;
Und die Geduld, die bei zerſchlag'ner Blüthe,
Bei Flammenraub, beim Sarg des Sohnes und der Braut,
In die entfloh'nen Tage ſchaut,
Und nicht vergißt, daß er, der ungern kränket,
Zum Beſten ſtets die kurzen Leiden lenket;
Und ruhige Genügſamkeit;
Und himmliſche Verträglichkeit,
Die dem Beleidiger verzeiht,
Und den nicht haßt, der irrig denket.

Ein guter Gott iſt er, dem unerſchrock'ner Muth
Und eines reinen Herzens Lallen
Mehr, als der jungen Rinder Blut
Und Hekatombenſtolz, gefallen;
Dem unbewußt kein Haar von unſ'rem Haupte fällt;
Der meiner Thaten kleinſte kennet,
Und jede Luſt, die im Verborg'nen brennet,
Und jeden Wind, der meine Segel ſchwellt.
Wär' er zu groß, um mich ſich zu bekümmern,
Ein Gott Homer's, der auf dem Ida ſchlief,
Indeß aus tiefer Noth das Heer der Teucrer rief;
Ließ, unter ihres Glückes Trümmern,
Er, ohne Troſt, die Unſchuld ewig wimmern;
Wo bliebe ſeine Macht? wo ſeine Gegenwart?
Hält den Unendlichen im Himmel wer gefangen?
Iſt ſeinem Blick der kleinſte Wurm entgangen?
Hat noch ein Menſch umſonſt auf ihn geharrt?
Nur fordre nicht, du Thor, daß ſich, auf deine Bitte,
Die Ordnung der Natur zerrütte,
Sich aus der Dinge Kett' ein Glied
Verdrehe; daß, erweicht durch eines Schwärmers Lied,
Auf dürre Flur der Himmel Regen ſchütte,
Die Peſt verſchwinde, die dein Volk verheert;
Und daß der Untergang verſchone deine Hütte,
Wenn du ſie ſelbſt durch Schwelgerei zerſtört!
Nur murre nicht, kurzſichtiger Bewohner
Des kleinſten Puncts, wenn dir ein Plan mißlingt,
Wenn Undank triumphirt, Verdienſt mit Mangel ringt,
Wenn, deinem Dünkel nach, der Schooner
Des Frevlers Stolz zu lange trägt!
Was biſt du gegen den, der Recht und Unrecht wägt?
Du ſieh'ſt dich um — und ſtirbſt! der Wiege folgt die Bahre!
Ihm iſt ein Tag, wie tauſend Jahre,
Und tauſend Jahre wie ein Tag.
Er ſah den Keim der in der Erde lag —
Den Baum — den Blitz, der ihn zerſplittert,
Mit einem Blick. Der Sturm, der hier ein ganzes Land
In ſeinem Mittelpunct' erſchüttert,
Bringt dort ein hoffnungsloſes Schiff zum Strand.
Vor ihm entwickelt ſich, was ungleich und verſchlungen
Hienieden ſcheint; des Lebens Dämmerungen
Zerfließen ihm in Licht.
Dein Auge folgt dem Flug der Lerche nicht,
Und will bis in den Himmel reichen?

Ein guter Gott iſt er, der nicht von mir begehrt:
Du ſollſt in finſt're Wüſten ſchleichen,
Von deiner Sündenlaſt beſchwert,
Dich nähren, wie der Stier ſich nährt!
Der nicht umſonſt, ſo lieblich anzuſchauen,
Das Weibchen und die Traube ſchuf;
Der Vater Noah'n den Beruf,
Der Sorgen Gegengift zu brauen,
Und mir den Trieb verlieh, mein Neſtchen auch zu bauen;
Der Vögel für uns ſingen, Quellen rauſchen, Auen
Im Lenze blühen heißt, und laue Weſte weh'n;
Ach, der nicht ſauer ſieht, wenn wir mit friſchen Kränzen
Des Frühlings Wiederkehr, der Ernte Feſt begeh'n,
Und, unter Liedern, unter Tänzen,
Voll Dankes auf zu ſeinem Himmel ſeh'n;
Wenn wir der Tonkunſt Reiz tief in der Seele fühlen,
Wenn Schweizers Zauber bald den wonnetrunk'nen Geiſt
Hinüber in das Land beglückter Schatten reißt*),
Bald, unſ're Phantaſie zu kühlen,
Ein Liedchen aus der Jagd von Chloens Lippen fleußt;
Wenn wir, der Arbeit müde, mit Poeten,
Den edlen Söhnen der Natur,
Des Winters lange Weile tödten,
Und, aus Geſundheitsliebe nur,
Die trägen Geiſter zu erwärmen,
Mit weiſen Freunden weiſe ſchwärmen;
Jetzt, bei der Journaliſten Katzenwuth,
Nicht ohne Schadenfreude, kittern,
Und jetzt, bei Toby's Laun' und Trimm's gelaſſ'nem Blut
Das Zwergfell heilſamiſch erſchüttern:
Denn Lachen ſchützt vor Spleen, begünſtigt das Verdau'n,
Und riß ſogar, darf man der Sage trau'n,
Den Mann, der Narrheit pries, einſt aus des Todes Klau'n*).

Ein guter Gott iſt er, der (wenn die Zunft von Götzen**)
Im Schauſpiel nichts, als weit und breit
Des Satans Werbhaus, ſieht), den Frevel gern verzeiht,
Daß wir uns an Zayrens Leid,
An Werner's guter Seel' ergötzen,
Und nicht dem Mann, der unſer Herz erfreut,
Für ſeine Müh', aus Dankbarkeit,
Ein Stühlchen in der Hölle ſetzen.

Wer dieſen Gott mir zu entzieh'n vermeint,
Sein theures Bild aus meinem Herzen
Mit Pfeilen der Satyre merzen,
Mich ſo erleuchten will, der iſt mein Feind,
Und ſo gelehrt und klug er immer ſcheint,
Mir iſt er nur ein gifterfüllter Schwätzer.

Ich lobe mir geſunden, ſchlichten Sinn,
Und danke Gott, daß ich kein Grübler bin.
Schlendr' ich auch dann und wann auf einen Abweg hin,
So ſey's mit Nothanker, dem Ketzer,
Und ſeinen Brüdern in den Herrn;
Dem nachſichtsvollen, ſanften Stern,
Und o! dem guten Wakefielder.
Ich haſſe Fanatismus, der uns wilder
Als Cannibalen macht.
Mich ſchrecken Fabeln nicht, in öder Zellen Nacht,
Vom blöden Müßiggang erdacht!
Noch von der Barbarei in Holz geſchnitzte Bilder
Des pferdefüßigen Monarchs vom Schwefelpfuhl.
Im Dunkel thront des Richters Stuhl,
Im Dunkel ruhen ſeine Blitze.
Weh' dem, der mit verweg'ner Hitze
Den Vorhang zu zerreißen wagt;
Den ſchwarzen Ausfluß ſeiner Galle
Der Gottheit unterſchiebt; mit hohler Stimme Schalle
Furcht in die ſchwächern Seelen jagt;
Und raſch das Urtheil ſpricht, daß Socrates, der Weiſe,
Der, für die Wahrheit, unverzagt
Begann die ungewiſſe Reiſe,
Und Marc Aurel und Titus und Trajan
Für ihrer Großmuth gold'ne Thaten,
Nun ewig an dem Spieß und auf dem Roſte braten,
Weil ſie den Stern aus Morgenland nicht ſah'n!
Schreit, wie ihr wollt, mein Herz ſetzt ſich dawider.
Naturaliſt, Deiſt, Papiſt und Proteſtant
Sind alle meine lieben Brüder,
Und nur auf den ſeh' ich voll Abſcheu nieder,
Der Mechſchenliebe nie empfand —
Auf euch, die ihr mit Feuer und mit Schwerte
(Wozu verführſt du nicht, verfluchter Durſt nach Gold!)
Die Bürger einer halben Erde,
Geſchwinder, als der Donner rollt,
Von ihrem väterlichen Herde,
Von ihren Tempeln weggeſchreckt,
Sie, wie des Waldes Thier', erſchlagen,
Mit euren Seuchen, euren Laſtern angeſteckt,
Und über ſie die ſchrecklichſte der Plagen,
Die Sklaverei gebracht!
Ihr habt des Chriſten Ruhm, mit welchem ihr euch brüſtet,
Zum Fluch der halben Welt gemacht.
Wie werd' ich gegen Euch entrüſtet,

---

*) Alceſte war um dieſe Zeit erſchienen.

*) Anſpielung auf die Anekdote von Erasmus Geſchwür.

**) Der berühmte Orthodox dieſes Namens hat ſich ſelbſt, in der bekannten Geſchichte mit dem Paſtor Schloſſer, an die Spitze der Theaterfeinde geſtellt.

Wenn Schwermuth meinen Geiſt auf jene Küſten bannt,
Wo ihr mit Meuſchenblut erkauft, was euch gelüſtet;
Wo Menſchen, ſo wie ihr, mit Thränen nach dem Land,
Aus dem ihr ſie entführtet, ſchauen,
Mit Thränen eure Felder bauen,
Von Hunger abgezehrt, von Arbeit übermannt,
Geſpenſtern gleich, die Nachts um Gräber ſchleichen,
Entkräftet, wund, in ihrem Joche keuchen;
Wo für ein Nichts ihr ſie auf Foltern ſpannt,
Und ihr Geſchrei und eurer Peitſche Knallen
Erſchrecklich mir von Felſen wiederhallen!

Philoſophie — ich hab' es ſchon bekannt —
Philoſophie laſſ' ich in ihrer Würde!
Sie zeuget Freiheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz für Gott, von dem ſie ſtammt;
Erleichtert menſchenfreundlich uns die Bürde
Des Lebens; iſt ein Quell in dürren Wüſtenei'n;
Der Pharus, deſſen ſanfter Schein
Mein Schiffchen wahrt, daß es nicht ſtrande.
Entweichet ſie aus einem Lande,
So wankt der Thron, und der Monarch
Kann ſich durch keine Schweizer ſchützen;
So läßt den Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blitzen,
So wird die Freiſtatt der Vernunft — ein Sarg;
So ſteigen unzählbare Stimmen
Im Schlaf erwürgter Opfer himmelan;
Im blutbedeckten Bette ſchwimmen
Der Säugling und der Mann;
So ſieht das Weib mit hölliſchfrohem Lächeln,
Des Gatten Scheiterhaufen glüh'n;
Der Vater hört entzückt des Sohnes Röcheln,
Er tödtete ja Gott zu Ehren ihn;
So ſchleichet, im Tartüffiſchen Gewande,
Das Laſter frech von Haus zu Haus,
Und bringt in die Geſchlechter Zwiſt und Schande
Und ſaugt das Mark des Landes aus;
So ſchließen Geld und Geißelung die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreit vom Kropf, vom Stein, vom Zipperlein;
So bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrei;
Den Landmann treibet Schwärmerei,
Daß er in Wälder flieh', in Mauern ſich verſperre;
Todt liegt der Acker — eine Wüſtenei;
Die Wiſſenſchaft wird Barbarei,
Und die Religion — Geplärre.

So jammervoll, durch Glaubenszwang entſtellt,
Gehüllt in öde Finſterniſſe,
Lag Deutſchland einſt. Daß aus den Chroniken der Welt
Ein Genius die ſchwarzen Blätter riſſe! —
Doch mit hellglänzendem Panier
Stieg Weisheit wieder von dem Himmel,
Mit ihr der Friede; das Gewimmel
Der Dummheit floh; die Nacht verſchwand; die Thür
Des Elends wurde zugeriegelt! —
Dank ſei ihr, ewig Dank dafür!
Nur wenn ſie ſich vermißt, ſich ungezügelt
In's Meer der Gottheit ſtürzt, und klügelt,
Wo, tief anbetend, der Verſtand
Der Leibnitze, der Haller ſtille ſtand,
Wo ſelbſt der Seraph ſeinen Mund verſiegelt —
Wird ſie zum Schwert in eines Narren Hand.

So denk' ich, theurer Freund, und laſſe
Die Geiſter von der höhern Klaſſe
Den alten Wein aus Rom und Griechenland
Mit ihres Witzes Schaum durchwäſſern,
Und unſ're beſte Welt regieren und verbeſſern.
Auch laſſ' ich gern den Unverſtand,
Wie's ihm beliebt, die Scheidewand
Des Himmels und der Hölle ſetzen,
Und Erd' und Himmel wider den verhetzen,
Der Spott mit ſeinen Anathemen treibt.
Mich weiß Apoll und Freundſchaft und Vergnügen
Um meine Muße zu betrügen,
Daß zu Sophiſterei'n und Glaubensritterzügen
Kein Viertelſtündchen übrig bleibt.
Ich lebe, frei von ſchwarzen Sorgen,
Gemächlich in den Tag hinein,
Und denke nur am frühen Morgen,
Ihn ganz mit Blumen zu beſtreu'n.
Um mich des Augenblicks zu freu'n,
Ward mir der Zukunft Nacht verborgen.
Ja, Freund, haushält'riſch mit der Zeit
Und mit der Freude karg verfahren,
Genießen die Gelegenheit,
Für trübe Stunden Heiterkeit,
Und Hoffnung, wenn ein Sturm uns dräut,
Und einen Wunſch für morgen ſparen —
Hat keinen Weiſen noch gereut,

Und daß ich nicht auf dieſem Pfade wanke,
Verdank' ich Ihm, dem ich mein Leben danke.
Ach, welch ein Mann! Voll Menſchenfreundlichkeit,
Voll echter, deutſcher Redlichkeit!
Ihm gleich zu ſeyn — welch ein Gdanke!
Froh that er ſeine Pflicht, und fürchtete nur Gott,
Und dient' ihm ohne Falſch, und haßte frechen Spott.
Ein guter Vater, liebevoller Gatte,
War er vergnügt mit ſeinem Loos,
Im Leiden durch Geduld, im Glück durch Demuth groß;
Und fand, wenn er die Laſt des Tags getragen hatte,
Den ſüß'ſten Lohn in treuer Freundſchaft Schooß,
Und im Genuſſe häuslich ſtiller Freuden,
Die das Geräuſch der großen Häuſer meiden.
Ach, meine Bruſt bleibt ewig ſein Altar!
Sein Beiſpiel, das mich früh zu gutem Muth gewöhnte,
Heil ihm, daß er's mit einem Tode krönte,
Der lehrreich, wie ſein Leben war!
Ihn ſchreckte nicht die ſteigende Gefahr!
Sein Auge lächelte, da ſeine Lippe ſtöhnte,
Und ſchon Zerſtörung ihm durch jede Nerve drang.
„Ich gehe, ſprach er, meiner Väter Gang;
Was weinet ihr wenn ich mich freue?"
Weg mit der Feder! — Fließt, ihr Thränen, fließt auf's neue! —
Und, daß ich nie ſein edles Bild entweihe,
Erinn'rung, ſtell' es mir ſo treu, ſo täuſchend wahr,
Als es mich jetzt umſchwebt, auf jedem Schritte dar! — —

Wenn auch mein Stundenglas gemach zum Ende rinnet,
Die Ewigkeit vor meinen Blicken tagt,
Das ſchreckliche Verhör beginnet,
Dem der verborgenſte Gedanke nicht entrinnet —
Und dann kein Fluch verführter Unſchuld mich verklagt,
Kein Haß in meinem Buſen lodert,
Kein Mündel ſeiner Väter Schweiß, kein Freund
Das anvertraute Pfand von meinen Händen fodert,
Noch über mich des Armen Witwe weint;
Wenn der Gedank' an mit vergoſſ'ne Thränen,
An einen Waſſertrunk, dem Dürſtenden gereicht,
Allein mir übrig bleibt, indeß, vom Tod verſcheucht,
Der eitlen Freuden Chor auf immer von mir weicht;
Wenn meines Lebens bunte Scenen,
Mit Schwachheit nur und Irrthum ausgefüllt,
Des Vaters Lieb' in ihren Schleier hüllt,
Des Vaters, der durch Reue ſich verſöhnen,
Und Gnade gern für Recht ergehen läßt;
Wenn um mein Ohr der Freundſchaft Seufzer tönen,
Und ihre Hand nicht meine Hand verläßt —
Soll ich dann noch vor Menſchendrohung zittern,
Und meiner Augenblicke Reſt
Durch ſelbſtgemachte Furcht verbittern?
Das gebe deine Huld nicht zu,
Du liebevoller Quell der Ruh'!
Erhöre mein Gebet, das mit dem Dank der Biene,
Das mit der Lerche Lied ſich himmelan erhebt;
Verleih', daß dieſe leidende Maſchine
Dem Geiſt, der immer aufwärts ſtrebt
Und wieder niederſinkt und an dem Boden klebt,
Zu einem ſanften Kerker diene,
Bis ihn dein Ruf zu deinem Throne hebt!

Geliebter, deſſen holde Miene
Stilllächelnd mir vor Augen ſchwebt,
Wenn ſich mein Geiſt, von Traurigkeit durchbebt,
Mit ſeinen Schlummernden begräbt;
Du, der itzt unter Engeln lebt,
Zu gut für eine Welt, wo zartgeſchaff'nen Seelen,
Die, Mißtrau'ns unbewußt, oft nach dem Scheine wählen,
Auf jedem Tritt die Falſchheit Netze webt,
Und eine Gruft für ihre Treue gräbt —
Mein Seebach*), der mich unter ſeinen Füßen

---

*) Er ſtarb 1773 als Hofmeiſter zu Göttingen, ſeinen Freunden, wegen ſeines Herzens, unvergeßlich.

Verlaſſen irren ſieht — komm' dann herabgeſchwebt,
Den letzten Kampf mir zu verſüßen,
Zu ſtärken den erſchöpften Geiſt
Und ihn, wenn er ſich los von ſeinen Banden reißt,
Mit Siegesliedern zu begrüßen.

Pflicht und Liebe.

Du, der ewig um mich trauert,
Nicht allein, nicht unbedauert,
Jüngling, ſeufzeſt du;
Wann vor Schmerz die Seele ſchauert,
Lüget meine Stirne Ruh.

Deines naſſen Blickes Flehen
Will ich, darf ich nicht verſtehen;
Aber zürne nicht.
Was ich fühle, zu geſtehen,
Unterſagt mir meine Pflicht.

Unbekannt mit Reu' und Leide,
Wie die Lämmchen auf der Weide,
Spielten ich und du.
Jeder Tag rief uns zur Freude,
Jede Nacht zur ſanften Ruh.

Ewig ſind wir nun geſchieden!
Damon, liebſt du Philaiden,
Fleuch ihr Angeſicht!
Nimm ihr nicht der Tage Frieden,
Und der Nächte Schlummer nicht!

Freund, ſchweif' aus mit deinen Blicken!
Laß dich die Natur entzücken,
Die dir ſonſt gelacht;
Ach, ſie wird auch mich beglücken,
Wenn ſie dich erſt glücklich macht.

Trauter Jüngling, lächle wieder!
Sieh, bei'm Gruße froher Lieder
Steigt die Sonn' empor!
Trübe ſank ſie geſtern nieder;
Herrlich geht ſie heut' hervor.

Die Trauer.

Romanze.

Die Schönen ſind führwahr geplagt
In Tiefen und auf Höhen.
Weil ihnen Thränen, wie man ſagt,
Leicht zu Gebote ſtehen,
Und weil Schmerz ihren Reiz erhöht,
Verfolgt des Schickſals Laune
Schnell, wie ein Wetterhahn ſich dreht,
Die Blonde, wie die Braune.

Bald bricht ein kleiner Hund das Bein,
Bald fliegt ein Specht zum Henker,
Bald fällt zur Unzeit Regen ein,
Bald wird ein Mühmchen kränker,
Bald reiſt ein Schäfer über's Meer,
Bald hört er auf zu lieben,
Und was dergleichen Anlaß mehr,
Sich herzlich zu betrüben.

Doch Henriettens Unglücksſtern
Iſt keinem zu vergleichen.
Laßt es, ihr lieben Frau'n und Herr'n,
Zum Mitleid euch erweichen!
Ihr, die ihr Leidende beklagt,
Fühlbare, gute Seelen,
Euch wird es, wenn euch Kummer nagt,
Auch nicht an Tröſtern fehlen.

Denkt euch ein Mädchen, das jetzt hold,
Jetzt finſter ſich geſtaltet,
Und ob es lacht, und ob es ſchmollt,
Stets neuen Reiz entfaltet;
Ein Mädchen, Meiſter im Talent
Die Herzen anzuketten,
Und ſchalkhaft, wie ihr wenig kennt,
So habt ihr Henrietten

Noch matt von einem Auſterſchmaus,
In weißer Morgenkutte,
Saß ſie und dachte Masken aus
Zur kommenden Redoute.
Da pocht es an. — „Herein!" — Ein Brief!
Mit ſchwarzem Rand und Siegel!
Sie nahm ihn, wie im Traume, lief
Halbtaumelnd hin zum Spiegel;

Und rieb die Aeugelchen ſich hell,
Und buchſtabirte leiſe:
„Die arme Mutter! — geſtern — ſchnell —
Erſchrick nicht! — Du biſt Waiſe!" —
Sie ſinkt — ſo ſinkt, von Orosman
Durchbohrt, Zayre nieder.
Mama! ruft ſie, ſo laut ſie kann,
Ma! ſchallt's im Zimmer wieder.

„Ey, hält nicht Abgang und Erſatz
Auf Erden gleiche Schritte?
Die Mutter macht der Tochter Platz,
War das nicht immer Sitte?"
So ſchreit vielleicht ein Philoſoph
Aus weinerhitzter Kehle.
Allein gewebt aus feinerm Stoff
War meiner Heldin Seele.

Und dießmal floß ihr tiefes Leid
Aus zwei verſchied'nen Quellen.
Halb galt es frommer Dankbarkeit,
Und halb den Maskenbällen.
O, werdet auch im Carneval
Zum Freudenhaß verpflichtet,
Dann ſetzet euch in ihren Fall,
Ihr Schönen, dann erſt richtet!

Eliſe, die gern Thränen ſtillt,
Verirrte gerne leitet,
Und über kleine Schwächen mild
Der Liebe Mantel breitet;
Eliſe ſteht der Freundin bei
In dieſer ſchwarzen Stunde,
Und gießt, gleich einer guten Fey,
Ihr Balſam in die Wunde.

Weil aber alles fruchtlos iſt,
Troſt, Bitten, Wangenſtreicheln,
Erſinnt ſie plötzlich eine Liſt,
Um ihrem Schmerz zu ſchmeicheln.
Ein alt Rezeptchen fiel ihr ein;
(Es hilft, ihr könnts verſuchen.)
Den Kindern, wenn ſie troſtlos ſchrei'n,
Gib Puppen oder Kuchen!

„Kind," ſpricht ſie, „eine Stunde nur
Laß ab vom lauten Jammer!
Pariſer Rock und Garnitur
Sind ſchon in deiner Kammer.
Wirf dich in Trauer! komm' bald nach!" —
Sie geht, und Henriette
Fand, was die Freundin ihr verſprach,
Auf ihrer Toilette.

Sie drückt ſie ſchluchzend an die Bruſt,
Die theuren Klaggewänder,
Und löſet ſchon, ſich unbewußt,
Des Nachtkleids Roſabänder.
Huſch ſteht ſie, wie Cornelia
Mit des Pompejus Urne,
So ſchwarz und majeſtätiſch da,
Als trügen ſie Cothurne.

Ihr glaubt nicht, wie durch dieſe Tracht
Farb' uud Contour gewannen!
Ihr Buſen glänzt, wie Schnee bei Nacht,
Die Taill' iſt zu umſpannen.
So reizt im Probeſchleier nicht
Die jüngſte Kloſterſchöne,
Und ein zerknirſchteres Geſicht
Macht keine Magdalene.

Indeſſen war von Club zu Club
Die Trauerpoſt geflogen.
Schon kommt, nach liebem Brauch, ein Trupp
Viſiten angezogen.

Man ſieht ſie, ſtaunt, und prallt zurück,
Fängt an zu peroriren,
Und wünſcht ihr zu der Trauer Glück,
Anſtatt zu condoliren.

Ach, aber in der Dinge Lauf
Wird mancher Spaß verdorben.
Ihr Bruder ſchreibt den Tag darauf:
„Mama iſt nicht geſtorben.“
Alsbald erliſcht der Wange Roth,
Des blauen Auges Schimmer!
Sie rafft ſich auf, und ſtürzt halbtodt
In ihrer Freundin Zimmer.

„Eliſe, theile meinen Schmerz —
Die Freude, wollt' ich ſagen! —
Ach, dein Geſchenk — mir bricht das Herz —
Ich darf's hinfort nicht tragen.
Ich kann nicht länger ohne Grund
Der Mutter Thränen zollen,
Und morgen geh' ich wieder bunt,
Weil es die Götter wollen.

Denn ach, geſtorben iſt ſie nicht,
Iſt wieder außer Bette —
Und dein Geſchenk“ — Eliſe ſpricht:
„Sey ruhig, Henriette!
Du hängſt es hin. Ein ſchwarzes Kleid
Siegt über Zeit und Mode.
Man ſpart es auf ein and'res Leid,
Gleich einer Trauerode.

Doch hat ein alter Mann dereinſt
Dir Tonnen Gold's verlaſſen;
Und weißt du dich, ſo ſehr du weinſt,
In den Verluſt zu faſſen;
Fühlſt du im Wittwenflore ſchon
Den Hang zu ſüßern Banden;
Dann melde ja kein Poſtillon:
Der Mann iſt auferſtandeu!“

Mütterliche Warnung.

Selbſt die glücklichſte der Ehen,
Tochter, hat ihr Ungemach;
Selbſt die beſten Männer gehen
Oefters ihren Launen nach.
Wer ſich von dem gold'nen Ringe
Gold'ne Tage nur verſpricht,
O, der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz des Menſchen nicht!

Manche wirft ſich ohne Sorgen
In des Gatten Arm, wie du,
Und beweint am andern Morgen
Ihre Freiheit, ihre Ruh.
Aus dem Sclaven ihrer Blicke
Wird ein mürriſcher Tyrann;
Banger Kummer folgt dem Glücke,
Das mit ihrem Traum zerrann.

Doch dein Glück dir ſelbſt zu ſchaffen,
Tochter, ſteht in deiner Hand:
Die Natur gab dir die Waffen,
Gab dir Sanftmuth und Verſtand.
Lerne deines Gatten Herzen
Liebevoll entgegen geh'n,
Leichte Kränkungen verſcherzen,
Kleine Fehler überſeh'n.

Eckhof.

Die deutſche Bühne war der Nachbarn Hohn;
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenſchaft; da ſandt' Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Geſtalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unſinn vom entweihten Thron,
Und ſetzte Wahrheit an die Stelle.
Die ihr dem Heiligthum Melpomenens euch naht,
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wißt: Eckhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorberzweig entwand!
Wißt: Er ſchuf euch die Kunſt, und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

Weiberliſt.

Weiberliſt höhnt Schloß und Riegel;
Selbſt ein Argus wird berückt,
Wenn nicht Zärtlichkeit das Siegel
Auf den Bund der Treue drückt.

Wilder ſchwärmet, hinter Gittern,
Die entbrannte Phantaſie;
Die, wie Sclaven, vor ihm zittern,
Lieben ihren Gatten nie.

Oefter macht der Mangel Diebe,
Oefter, als Gelegenheit.
Liebe nur erzeuget Liebe,
Treue nur Beſtändigkeit.

Lied.

Wie der Tag mir ſchleichet,
Ohne dich vollbracht!
Die Natur erbleichet,
Rings um mich wird's Nacht.
Ohne dich hüllt alles
Sich in Schwermuth ein,
Und zur öden Wüſte
Wird der grünſte Hain.

Kommt der Abend endlich
Ohne dich heran,
Lauf' ich bang und ſuche
Dich bergab, bergan,
Hab' ich dich verloren.
Bleib' ich weinend ſteh'n,
Glaub', in Schmerz verſunken,
Langſam zu vergeh'n.

Wie ich ahnend zitt're,
Wann dein Tritt mir ſchallt!
Wann ich dich erblicke,
Wie das Blut mir wallt!
Oeffneſt du die Lippen,
Klopft mein ganzes Herz.
Deiner Hand Berühren
Reißt mich himmelwärts.

Glück und Unglück.

Erzählung.

Zwei Freunde, die ſich lange nicht geſeh'n,
Begegneten ſich einſt; (den Ort hab' ich vergeſſen).
Wie geht's? fragt' Einer — Wie ſoll's gehn?
Bald hoch, bald tief. Ich hab' indeſſen
Ein Weib genommen. — Nu! das haſt du gut gemacht —
Nicht gar zu gut. Zwar hat's im Schlafe
Zwei hundert Pfund mir eingebracht —
Zwei hundert Pfund ſind viel! — So gut wie nichts. Die Schafe,
Die ich dafür mir angeſchafft,
Hat eine Seuche weggerafft. —
Ey! das iſt ärgerlich. — So ſehr nicht! Woll' und Häute
Verkauft' ich, ſetzt' in's Lotto, und gewann
Zwei tauſend Pfund. — Fürwahr! das Glück neckt ſeine Leute.
Nun biſt du ja ein reicher Mann!
Nichts weniger. Das Haus, in dem mein theuer
Erworb'ner Mammon lag, ging — denke dir den Streich! —
Ging geſtern auf im Feuer — —
Das nenn' ich Unglück! — Oder Glück? das Feuer
Fraß Haus und — Weib zugleich.

Der Gratulant.

Der höfliche Kornar
Wünſcht euch, an jedem Tag der zwei und fünfzig Wochen
Im lieben, langen Jahr
Zu Allem Glück; der höfliche Kornar!
Und hättet ihr das Bein gebrochen,
Er wünſcht euch Glück, daß — es der Hals nicht war:
Der höfliche Kornar!

Die Eiferſucht.

Eiferſucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt.
Wem dein Dolch, getränkt mit Gifte,
Raſtlos in dem Buſen wühlt;

Wenn der Seele Tiefen zittern,
Wie die Fluthen in Gewittern;
Wenn kein Wort, kein Wort des Troſtes
Deiner Marter Gluthen kühlt,
Eiferſucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt!

Eiferſucht, der Liebe Himmel!
Selig, ſelig, wer dich fühlt!
Wenn ein Wort, ein Wort des Troſtes
Deiner Marter Gluthen kühlt;
Wenn der Reue Thräne fließet;
Wenn Verſöhnung uns umſchließet;
Und der Nektar ihres Kuſſes
Alle Spuren des Verdruſſes
Aus der Seele Tiefen ſpühlt;
Eiferſucht, der Liebe Himmel!
Selig, ſelig, wer dich fühlt!

Der künſtliche Blumenſtrauß.

Die Blumen, Daphne, die, zu deinem Feſte
Dein Hylas auf des Winters Fluren fand,
Entfalteten ſich nicht, gepflegt von Florens Hand,
Dem Lebenshauche lauer Weſte.
Doch ſchwindet auch ihr ſanfter Schimmer nicht
Mit eines Sommertages Wonne.
Sie blühen immer friſch — Dein Blick iſt ihre Sonne —
Und trotzen dem Geſchick, das ihre Schweſtern bricht.
So blüht der Kranz, den uns die Freundſchaft flicht,
Indeß der Liebe wilde Roſen
Ein Strahl verſengt, ein Hauch verweht.
Er ſoll uns noch die weißen Schläfe ſchmücken,
Durch Götterduft uns noch erquicken,
Wann uns der Senſenſchwinger mäht.

Die Nachcur.

Epiſtel,

an den Prinzen A. v. S. G.

Verdauen, Prinz, iſt mehr werth, als Erfinden,
Und ſanfter Schlaf mehr, als Gelehrſamkeit.
Was hilft die Kunde der Vergangenheit,
Was hilft die Weisheit ſeiner Zeit,
Was hilft ein Saitenſpiel, von Phöbus ſelbſt geweiht,
Dem Manne, deſſen Kräfte ſchwinden,
Der Komus Freuden ängſtlich ſich verſagt,
Und, wie vor Schierling, ſich vor Evans Becher hütet,
Weil ihm ein Wurm, der gern in Lorbern brütet,
Hypochondrie, am Lebensfaden nagt?

O du, für deſſen unſchätzbare Tage
Die Menſchheit jüngſt, gebeugt im Staub,
Zum Himmel rief! laß dich erweichen! Jage
Gemächlicher den Muſen nach! Der Raub,
So ſehr auch ſeine Flitterſeite blendet,
Lohnt oft des Athems nicht, den man um ihn verſchwendet.
Denk' an den Mann, den Schalkheit, Laune, Witz,
In jenem ſchönen Land, (einſt ihrem Lieblingsſitz!)
Zu ſeinem Landsmann Flaccus heben *)!
Den Wink, den er dir gab, als vom Beſtreben
Um Frauengunſt und Minneſold
Die Rede war: (gern faßt' ich ihn in Gold)
„Die Schönen ſind ſo lang, und ach, ſo kurz — das Leben!" —

Wend' ihn auf die neun Schweſtern an!
Ja, länger ſind und waren keine Schönen.
Wer ihnen huldigt, muß, ſo lang er athmet, fröhnen,
Und hat, am Ende ſeiner Bahn,
In ihren Augen nichts, als — ſeine Pflicht gethan.

Mit ihnen, Zephyrn gleich, die unter Blumen tändeln,
Zu ſcherzen, Prinz, iſt ſüß, doch weg mit Herzenshändeln!
Wen das Geſchick, wie dich, ſie zu beſchützen rief,
Der warte ſeines Amts! der ſinke nicht ſo tief,
An ihrem Altar ſelbſt zu dienen! —
Was thu' ich? Schlöſſe man aus meinem Ernſte nicht,
Ich warnte dich aus Eiferſucht vor ihnen?
Und doch iſt's nur der reinſten Ehrfurcht Pflicht,
Iſt's Freundſchaft nur, (verzeih' das Wort,) die aus mir ſpricht.
O, daß die Hoffnung erſt, die kaum durch Nebel bricht,
In hellen Mittag ſich verkläre!
O, daß erſt, gleich dem Lebensſaft
Der Eich' im Lenze, neue Kraft
In dein erſchöpftes Triebwerk wiederkehre.
Daß erſt dein blühendes Geſicht
Uns der Geſundheit Sieg verkünde!
Dann widerruf' ich und entbinde
Dich jauchzend jeder Krankenpflicht.

Wo ſtockt es noch? Dank, Lieb' und Ehre
Sey deinem Aesculap! Doch, wenn ich Sulzer wäre,
Ich ließe jetzt Hypocrates in Ruh,
Die Apotheke ſchlöſſ' ich zu,
Und Küch' und Keller auf. Du lächelſt des Phantaſten?
O, duldſam, wie du biſt, verſag' ihm nicht das Ohr!

Ich ſchriebe dir das ſtrengſte Seelenfaſten
Zur Nachkur, ſchriebe dir ein klöſterliches Raſten
Von Sorgen und Geſchäften vor.
Du pflegteſt, Domherrn gleich, bei immer frohem Muthe,
Vor allen Dingen deinen Bauch.
Das Werkzeug deiner Laune ruhte
Im trock'nen Tintenfaß, nach weiland Fürſtenbrauch.
Und, weil das Feuer deiner Rede ſich dem Blute
Schnell mittheilt, ſchränkteſt du auf karges Ja und Nein
Der Unterhaltung Zauber ein.
Du gäbſt den müßigſten Geſchwätzen,
Geſundheitsmärtyrer! dein Ohr am liebſten Preis,
Und ſuchteſt, deinen Geiſt zu letzen,
(Ja nicht aus Augenluſt!) der jüngſten Mädchen Kreis.
Selbſtleſen taucht den Kopf in Gluth, die Füß' in Eis.
Ein Neuling in der Kunſt zu leſen,
(Denn Ohrenkitzel ſelbſt verſpätet das Geneſen)
Erbaute dich mit Büchern meiner Wahl.
Zwar braucht's mein vidit nicht zu Zeitung und Journal;
Denn dieſe Labeſchriften ſtillen
Schlofloſigkeit und Krampf, trotz Opium und Pillen;
Doch läg' im ſiebenfachen Bann
Das Heer Aeſthetiker, Sprachforſcher, Philoſophen —
Poeten ſelbſt. Nur dann und wann
Gönnt' ich, zum Nachtiſch, dir, großmüthig, ein Paar Strophen
Aus Oberon, der bald von tiefem Spleen entladen,
Bald in die tiefſte Schwermuth wiegen kann;
Und zur Abkühlung, noch ein Tellerchen — Charaden.

Du ſiehſt, dein neuer Arzt iſt kein Tyrann.
Er weiß der Freuden mehr, die ſeinem Zweck nicht ſchaden.
Exempli gratia — Muſik? Sie peitſcht das Blut,
Spannt jede Nerve, ſchlägt dem Herzen Wunden;
Zu lebhaft hab' ich's oft bei Orpheus Schlick *) empfunden.
Schach? Das verhüt' Apoll! Schach hat, aus Uebermuth,
Ein Schach, der nichts bedurft' — als Arbeit, einſt erfunden.
Nein, Prinz, nichts täuſcht ſo ſanft die Winterabendſtunden,
Nichts ſetzt allmächtiger den Grillen Maß und Ziel,
Als, — was der Schweſter Evens, was Pandoren,
Nebſt andern Meſſern in der Hand des Thoren,
Aus der verbotn'en Schachtel fiel:
Als — frommes Kartenſpiel!
Doch frommt's nur dann, wenn, (zürnet nicht, ihr ſtrengen
Kunſtrichterchen, daß, allzukühn vielleicht,
Die Muſe Groß und Klein vergleicht!)
Wenn uns, nach Opernart, die Zeit bei'm Kartenmengen
So ſanft, als dort bei'm Ritornell, verſtreicht,
Und, wie dort Liedern und Geſängen
Verſtand und Intereſſe weicht,
Auch hier die Handlung unter Epiſoden ſchleicht,
Und zwiſchen jedes Blatt ſich Frag' und Antwort drängen.

O, möchteſt du mein Recipe,
Statt Pulver, Tropfen, Kräuterthee,
Geliebter Prinz, zur Probe, wagen!
Was gilt's? Nach wenig ausgeharrten Tagen
Erſchieneſt du (nicht bleich und abgezehrt,
Wie, bei der Faſten Schluß, Karthäuſer in den Metten:)
Nein, wie ein Abt, der blühend, wohlgenährt,
Vom Faſtnachtsſchmaus zur Aſchenweihe fährt.
Die Grazien und Scherz' und Amoretten
Umſchlängen dich mit Blumenketten,
Und feierten, durch Tanz und durch Geſang,
Den Prinzen, den, zu vieler Heile,
Hygea der Gefahr entſchwang,
Den Weiſen, der ſich ſelbſt bezwang,
Und den Triumph der langen Weile!

---

*) Der Abbé Cagliani in Neapel.

*) Violoncelliſt in des Prinzen Dienſten.

Kaspar Friedrich Gottſchalk

ward den 15. Juli 1772 zu Sondershauſen geboren, erhielt eine gelehrte Erziehung und wurde 1793 an der herzoglich bernburgiſchen Kanzlei zu Ballenſtedt als Archivar angeſtellt. 1796 wurde er Kanzleiſecretär und fürſtlicher Handbibliothekar daſelbſt, wo er gegenwärtig als Aſſiſtenzrath noch lebt. Der König von Sachſen ehrte ſein Verdienſt durch Ertheilung des ſächſiſchen Civilverdienſtordens.

Seine Schriften ſind:

Wanderungen in einige Gegenden von Göttingen. Halle 1797.
Taſchenbuch für Reiſende in den Harz. Magdeburg 1806. Fernere Auflagen:
Die Bergſchlöſſer und Ritterburgen Deutſchlands. Halle 1810 — 1829. 7 Bde.
Das Chamounithal. Halle 1811.
Sagen und Volksmährchen der Deutſchen. Halle 1815. Erſtes Bändchen mit Kupfern.
Almanach der Ritterorden. Leipzig 1817 — 1819. 3 Abth.
Das Alexisbad. Halle 1819. Mit Dr. Kurze.

Ein in vielfacher Hinſicht verdienter Schriftſteller, welcher namentlich in ſeinem Werke über die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands gründliche Forſchung mit anmuthiger und gefälliger Darſtellung verband, und ſich durch daſſelbe großen Beifall erwarb.

Die Bergſchlöſſer und Ritterburgen Deutſchlands.

Kynaſt.

Verdient je ein Theil Deutſchlands, daß man ihn bereiſe, ſo iſt es Schleſien. Man könnte es eine vollſtändige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Beſitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunſt, die nur in ſeinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden ſind. Wer Schleſiens ſchöne Natur noch nicht erblickte, ſeines Rieſengebirges wilde Maſſen — über welchen Rübezahl einſt waltete — noch nicht durchſtrich, von den hohen Felſenzinnen dieſer gigantiſchen Bergkette noch nicht herabſah auf Landſchaften, welche unbeſchreiblich ſchöne Gemälde bilden, der kann auch nicht ſagen, daß er die ſchönſten Theile unſers immer kleiner werdenden Vaterlandes geſehen habe. Wer es aber bereiſte, der beſtieg auch gewiß die ſehenswerthen Ruinen der Burg Kynaſt, mit deren Beſchreibung und Geſchichte ich dieſe Gallerie deutſcher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelſtunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen von Schafgotſch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf welchem die Ruinen des Kynaſts ſtehen; und wer dieſe beſteigen will, den führt der Weg erſt durch dieſes Dorf. Ueber der Thür eines Hauſes findet man hier eine große Tafel befeſtigt, mit den Worten:

Wer den Kynaſt will beſchauen,
Kann ſich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon iſt nämlich der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß ſich ſchon an ihn wenden, da er den Schlüſſel zu dem Häuschen vor den Ruinen, ſo wie zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, und zugleich der Wirth der Reiſenden auf der Burg iſt. Dies Aemtchen giebt ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynaſts.

Mit ihm ſteigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preußen den Kynaſt beſuchte, gemacht wurde — hinan. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann ſich auch in Seſſeln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit ſtehen hinauftragen laſſen. Auf dieſem Wege trifft man eine ſehenswerthe Naturmerkwürdigkeit an. Von über einander geſtürzten Granitblöcken wird nämlich eine Kluft gebildet, die „der hohle Stein“ heißt. Wenn man ſich mit etwas Mühe durch ihren Eingang gedrängt hat, ſo kommt man, nach ungefähr dreißig Schritten, an einer andern Stelle des Berges wieder heraus. Das allmählige Entſchwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finſtern tappt, und das eben ſo allmählige Wiedererſcheinen deſſelben, je mehr man ſich dem Ausgange nähert, macht einen eben ſo ſeltenen als ſchönen Eindruck. Schon oft hat dieſe Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum ſichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbarg ſich eine Menge Soldaten des Freikorps des Prinzen von Anhalt-Pleß daſelbſt.

Von hier führt der Cicerone auf den „Wachtſtein,“ von welchem er erzählt, daß hier ſonſt eine Wache geſtanden habe, um die benachbarte Gegend zu überſehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen: und nun iſt man vor dem Thore nach der alten Veſte.

Das Aeußere derſelben, zu deren Befeſtigung die Natur ſchon ſo viel durch Felſengebirge und Steinklüfte mitgewirkt hat, beſtand aus zwei, durch hohe und ſtarke Mauern von einander abgeſonderten Baſteien, mehrern Rundeln und Streichwehren, und einem ſehr hohen Thurme. Im Innern befanden ſich eine vortreffliche Kapelle, die zur öffentlichen Andacht beſtimmt war, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felſen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüſtkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem dieſem ſieht man jetzt nur die Ueberreſte, ſo wie auch eine ſteinerne Säule, an welcher die Arbeiter der Feſtung ſchwören mußten, nichts von ihrer innern Struktur zu verrathen. Von den drei Brunnen giebt der eine noch Waſſer; der zweite iſt verſchüttet, und der dritte iſt ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzoſe, der im Jahr 1807 den Kynaſt allein beſuchte, fiel in dieſen, arbeitete ſich aber doch mit unſäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft.

Nebſt der äußern geräumigen Terraſſe giebt es noch drei Hofräume oder freie Plätze im Innern des Schloſſes. In dieſes kommt man durch drei Thore. Die ſehr hohen Mauern, welche es umgeben, ſind ohne Dach, mit Bogen von Sandſtein oder mit Zinnen ausgezackt. Ein hoher, runder Thurm an der Südſeite krönt dieſe große Ruine, welche zum Theil mit Raſen bezogen und mit dazwiſchen aufgeſproßten Bäumen und Geſträuch umgrünt iſt. Habichte horſten in den Spalten, ob es gleich den ganzen Sommer hindurch von beſuchenden Fremden ſelten leer wird.

Auf dem innern Hofraum iſt zur Beluſtigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt worden, und jährlich wird noch einmal am Sonntage nach Pfingſten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmarkts, unter dieſen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zuſammenlockt.

Schön und über alle Beſchreibung herrlich iſt die Ausſicht von dieſer Höhe. Zwiſchen Morgen und Mittag zeigt ſich in einer maleriſchen Ebene, welche durch alle Reize holder Ländlichkeit entzückt, die Sadt Schmiedeberg. Das nahe in Süden unmittelbar anſteigende Rieſengebirge, auf welchem die Schneekoppe gleich einem Dome ruht, überraſcht dagegen wieder durch den Ernſt und die Größe ſeines Charakters. Nach dieſer Seite hin hört man ein dreifaches vortreffliches Echo. Gewöhnlich veranſtaltet der Kynaſt-Kommandant das Losbrennen eines Böllers, um es den Fremden hören zu laſſen; und wirklich ahmt es alsdann das ſtärkſte Rollen des Donners nach. Von Abend gegen Mitternacht ſieht man über Felder und Wieſen nach Greifenſtein, an deſſen rechter Seite der ſieben Meilen weit entfernte Grädizberg im Fürſtenthum Liegnitz ſich vorzüglich darſtellt. Auf dieſem ſtand vordem auch ein wichtiges Bergſchloß, deſſen Beſatzung es mit der auf dem Kynaſt verabredet hatte, ſich gegenſeitig von der Ankunft des Feindes oder andern Gefahren durch Feuerſignale Nachricht zu geben. Von Mitternacht gegen Morgen ſieht man die Städte Hirſchberg und Warmbrunn.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hiergeweſenen ihren Namen ſchreiben. Seltſam iſt es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu ſehen, die den Kynaſt und ſeine Umgebungen vor der Sündfluth darſtellt.

Wahrſcheinlich hat der Berg Kynaſt von Kienbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem ſolchen Baume, der wegen ſeiner vorzüglichen Höhe merkwürdig geweſen, und in den älteſten Zeiten da geſtanden haben ſoll, wo jetzt die Ruinen des Schloſſes ſtehen.

Ueber den Kynaſt gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu beſtätigen die Mühe lohnte.

Zu dieſen gehören vorzüglich die Prophezeihungen des Predigers Dühm in dem benachbarten Obergerſidorf. Dieſer Mann wollte die Gabe beſitzen, aus der Konſtellation die Schickſale der Menſchen vorherzuſagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf dieſe Kraft geſtützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Grafen von Schafgotſch, Beſitzer vom Kynaſt, einen unnatürlichen Tod Jahre vorher an. Er that dies an dem Geburtstage des Grafen im Jahre 1634, zu deſſen Feier eine große Geſellſchaft auf dem Schloſſe Kynaſt verſammelt war. Der Saturn und der Mars hätten, ſagte er, bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hauſe der Sonne eine gefährliche Oppoſition gehabt, und das deute auf einen gewaltſamen Tod durch ein kaltes Eiſen. Dabei gerieth der Prophet ſelbſt in ein ſo ernſtes Erſtaunen, daß er zu Gott betete, es zum Beſten des Grafen zu kehren. Der Graf hatte zum Glück das Geſellſchaftszimmer ſchon verlaſſen, hörte daher dieſe übel angebrachte Weisheitsäußerung nicht; aber die übrige Geſellſchaft, welche aus dem Glaſe Fröhlichkeit geſchlürft hatte, und ſich durch dieſe Worte verſtimmt fühlte, ſetzte den Herrn Paſtor derb darüber zur Rede. Beſonders erbittert war der Stallmeiſter des Grafen, welcher ſagte: „er ſolle nicht ſo albernes Zeug ſprechen, denn noch „wäre kein Fernglas geſchliffen, womit man in das Kabinett „der göttlichen Geheimniſſe ſehen kenne,“ und drohte zugleich, dem Grafen Alles zu erzählen. Die Uebrigen baten ihn zwar, nicht übel ärger zu machen; allein als ſie fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieſer nach der Unterhaltung ſeiner Gäſte fragte, war er ſchwach genug, ihm Alles zu erzählen. Der Graf lachte über den Paſtor, ſchickte aber ſogleich allen Gäſten reitende Boten nach, mit dem Erſuchen, ſich morgen wieder bei ihm einzufinden. Er war nämlich Willens, den Propheten durch eine neue Aufgabe vor allen Gäſten aufs Bloße zu ſtellen. Was geſchah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein ſäugendes Lamm holen und ſagte zum Prediger Dühm, er habe von ſeiner Weisſagungsgabe gehört, und wünſche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte ſo gut ſeyn, und dieſem die Nativität ſtellen. — Herr Dühm weigerte ſich zwar, und meinte, daß ein großer Unterſchied zwiſchen einem Thiere und einem Menſchen ſey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet ſeine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen und Unfähigkeit in dieſem Falle vorſchützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht alſo: er glaubte ſeinen Ruf begründen zu müſſen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dies Lamm ſei, kommen laſſen. Dieſen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren ſei. Nach erhaltener Antwort machte er ſeine aſtronomiſchen Berechnungen, und ſagte dann: „dies Lamm wird der Wolf freſſen!“

Alle lachten laut auf. Der Graf gab aber ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu ſchlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Urſache davon zu ſagen; und nun begab ſich, bis zum Mittagsbrod, die Geſellſchaft auf die Jagd.

Auf dem Schloſſe lief nun ſchon ſeit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum. Er ging, wie ein Hund, allerwärts hin, und auch in die Küche, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er ſogar oft zum Drehen der Bratmaſchine gebraucht wurde. Zufällig kam er in die Küche, als das Lamm am Spieße ſtak und ſchon halb gebraten war; und da den Koch ein Geſchäft aus der Küche entfernt hatte, machte der Wolf ſich über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei ſeiner Rückkehr nur noch die Reſte fand; er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umſtandes nicht kannte, ſo glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der Braten nicht vermißt werden würde, und war getröſtet.

Die Jagdgeſellſchaft kam zurück, man ſetzte ſich fröhlich zur Tafel, ſcherzte mit dem Paſtor Dühm, und der Graf freute ſich ſchon auf den Augenblick, wo er ihm das gebratene Lamm werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ ſich nach der Urſache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf ſich zu ſeines Herrn Füßen, und erzählte das Geſchehene zum Erſtaunen aller Anweſenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten ſein Meſſer auf den Tiſch: „Der Wille des Herrn geſchehe! Ich weiß, daß ich „jederzeit meinem Kaiſer treu gedient und des Landes Beſte „redlich geſucht habe! Herr du wirſt meine Unſchuld gewiß „an den Tag bringen!“ Er mußte ſich zu Bett begeben, da er ſich nicht wohl fühlte, und die Gäſte ſchlichen traurig nach Hauſe. Daß die Prophezeihung bald darauf an ihm wirklich in Erfüllung ging, wird nachher erzählt werden.

Eine weit ältere Sage aus der fabelhaften Vorzeit iſt die von der ſpröden und ſchönen Kunigunde. Im Taſchenbuche für Freunde des Rieſengebirges findet man ſie ſehr anziehend bearbeitet, woraus ich ſie, im Auszuge, hier wiedererzählen will.

Kunigunde, das einzige Kind eines der früheſten Beſitzer des Kynaſts, hatte von ihrem Vater, der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben hatte, eine männliche Erziehung genoſſen. Wenn ſie recht wild umhertobte, mit den Waffen ſpielte, Pferde bändigte, mit ſeinen Reiſigen ſich unterhielt, liebkoſ'te er ſie am zärtlichſten. Sie liebte ihn aber auch höchſt innig, und war daher ganz untröſtlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund ſtürzte, und an den Felſen den Kopf zerſchellte. Sie ließ den Entſeelten an dem faſt unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es ſich nun zur Gewohnheit, täglich das Grab zu beſuchen. Ihre vorige Lebensart ſetzte ſie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düſterer war. Ihre Beſuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felſen, welche ihr, wie ſie ſagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte ſie die Bergwohnung nicht verlaſſen, ob ſie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie ſchien ihren Aufenthalt zu lieben, weil ſie mit ihm zürnen konnte.

Nach ihres Vaters Tode fanden ſich eine Menge ſtattlicher Ritter ein, die alle um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entſcheidende Antwort, und keiner wußte woran er war, bis ſie endlich erklärte, daß ſie ſich alle auf den nächſten Gertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erſchien, und auf Kynaſt wimmelte es von Freiern, denn die ſonderbare Beſtellung Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köſtlich beſetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeiſtert, ſtürmte auf ſie ein, aber vergebens. Endlich fuhr ſie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun iſts Zeit, die ſo trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer ſie hören will, folge mir.“

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelſchein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als ſie angelangt war, riß ſie dem Pater das Krucifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeiſtert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte. Hier ſchwör' ichs, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harniſch, zu Roſſe ſitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und ſo den Felſen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt ſind!“

So ſprach ſie, wünſchte den Gäſten eine gute Nacht, und ließ ſie fluchend, lachend, murmelnd und ſchweigend ſtehen.

Das Gerücht von der ſonderbaren Heirathsbedingung verbreitete ſich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, ſie einzugehen, ſo gab es doch Wagehälſe, die ihr Glück verſuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von ſich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache poſtirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieſer nun verſprach, ſich ihr zu fügen, ſo wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgeſtellt, durfte in ihrer Geſellſchaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abentheuer beſtehen. Im Hofe beſtieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchſen, das Roß; Kunigunde ſah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Verſicherung, und wünſchte ihm Glück. Er verſprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von ſeinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Poſten, die Büchſen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich löſen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten ſie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab ſtürzten alle die Unglücklichen, die ſich durch Eitelkeit oder Habſucht zu dem Wageſtück entſchloſſen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf ſolche Art ihren Tod fanden und ein trauriges Opfer einer unmenſchlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete ſich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynaſt ſtill und leer, denn jeden ſchreckte das Beiſpiel ſeiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber ſtieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten ſich, daß die Ritter endlich einmal klug geworden wären, und ſich nicht mehr ſichtlich in ihr Verderben ſtürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein ſtattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg heraufgeſprengt kam. Die fahrläſſig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erſcheinung erſchrocken durch einander, wollten ſich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trötziges: „Fort ihr Knechte" entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, ſahen ihm verwundernd nach, ſahen ſich erſtaunt an, und meinten, daß das nicht gut für ſie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß ſich wieder ein Ritter eingefunden habe, und ſprang voll ſtolzer Freude ans Fenſter. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte ſich ihrer. Mit ſteigender Aufmerkſamkeit, mit einer ihr ſonſt gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete ſie des ſchönen Fremdlings majeſtätsvollen Anſtand und ſein ſchönes blaues Auge, das feſt und ſicher zu ihr hinaufblickte. Ehe ſie es glaubte, trat er ſchon in ihr Zimmer, grüßte ſie höflich, und ſie verneigte ſich unwillkührlich tiefer als je vor einem ſeines Gleichen.

„Fräulein," ſo redete er ſie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterſchaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, ſo bin ich der Letzte, der das Abentheuer beſteht!"

Er betrug ſich von dieſem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, ſprach über vielerlei Gegenſtände ſo eindringend, ſo räthſelhaft, ſo entſchieden und zuverſichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, ſo wie andere ſeiner Vorgänger, auf die gewohnte Manier zu behandeln. Alles, was er ſagte, klang ihr neu und reizend. Sein ſtolzer Trotz beleidigte ſie nicht, ſeine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber ſeine ganze Art, ſich zu benehmen und ſie zu behandeln, machte ſie verlegen, und ließ ſie fühlen, daß ſie eine alberne Rolle ſpiele.

Indem ſie dies entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß ſie noch gar nicht wiſſe, wer der Fremde ſei. Gewohnt, hiervon immer ſchon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu ſein, ergrimmt ſie heftig über dieſe Nachläſſigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und dieſe auszuſchelten. Aber kein Menſch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in ſeinen Antworten ſo lakoniſch und räthſelhaft, daß ſie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten ſelbſt den Namen zu erfragen. Sie wollte dies mit Ernſt und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete ſie. Er hatte in ihrer Abweſenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantaſirte, als ſie haſtig eintrat. Die ſanften Töne, durch welche fremde, wohlthuende Empfindungen auf ſie einſtrömten, erweichten ihr ganzes Weſen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie ſetzte ſich mit niedergeſenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich ſchöner Stimme ein Lied vorſang, deſſen Inhalt ſo mächtig auf ſie wirkte, daß ſie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Nachricht, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängſtlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, ſuchte Aufſchub zu bewirken, und wünſchte, daß der Ritter davon abſtehen möchte; aber er blieb bei ſeinem Vorſatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Qual eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf ſich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte ſie, und erſt nach längſt gewichener Mitternacht verſank ſie in einen von wilden Träumen begleitenden Schlummer.

Beim erſten Anbrechen des Tages ließ ſich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel im Oſten ſich röthete, alle Gegenſtände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog die Roſſe aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, ſchwang ſich auf ſein Pferd, und ritt ſtolz zum Thor hinaus.

„Nun mache Alles im Schloſſe wach," rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer ſich nähern."

Bis an den Aufgang der Mauer begleitete der Knappe ſeinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn ritt dieſer hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und ließ nachläſſig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem ſchmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finſtere Nacht war. In Oſten ſprang die Sonne herauf, die Lerche erhob ſich; aber er ſah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer her gehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdeſſen war Alles im Schloſſe wach geworden, und lief ängſtlich und verwirrt durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte ſie, daß der Ritter auf der Mauer ſei, als ſie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er iſt todt!" ſchrie ſie, und flog hinab in den Burghof. „Wo iſt ſein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle ſtanden mit gefalteten Händen.

Als nun das ängſtigende Gefühl Aller den höchſten Grad erreicht hatte, ſiehe, da ſchwebte der Ritter auf ſeinem mit Schweiß bedeckten Roſſe um die Ecke des an das andere Ende der Mauer ſtoßenden Gebäudes und näherte ſich dem Ende des furchtbaren Pfades. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde ſtieg. Die Knechte ergriff die lauteſte Freude; ſie jubelten, ſchrieen und tanzten. Auf dem Hofe ſchmetterten Trompeten, und das Geſchütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen ſei.

„Huldigt Eurem Herrn!" ſchrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingungen erfüllt, edler Ritter," ſprach ſie; „Ihr habt den Geiſt meines Vaters verſöhnt. Ich übergebe Euch dieſe Burg und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen." Aufs neue ſchmetterten die Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernſtem Tone: „Fräulein, der ſchreckliche Zauber iſt gelöſ't, der ſo vielen Edeln das Leben koſtete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grauſamkeit Grenzen geſetzt zu haben, und danke Gott für ſeinen mir geleiſteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wageſtück nochmals beginnen wollte. Dies laut zu erklären, daß es durch alle Länder ſchalle, war der einzige Zweck meiner Erſcheinung auf dieſer Burg. Seit einem Jahre iſt dieſes Roß geübt worden, auf ſchmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erſte Mal, daß das edle Thier auf einem ſolchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenſchlichem Herzen das Loos des Verderbens über ſo viele unglückliche Jünglinge warfſt, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menſchlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabſcheuung und Fluch der ſtolzen Kunigunde, Ehre und Freundſchaft der fühlenden, der freundlichen. Zerſchlage die Rinde, die Dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und erſetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte."

„Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adalbert, Landgraf von Thüringen, den ſchon das edelſte Weib liebt; aber ich beſchwöre Euch, ſchenkt Euch der Welt und der Menſchheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem ſchönen Beginnen, ſo wählt meinen Freund, dieſen Knappen, den biedern Hugo von Erbach."

„Ihr aber, die Ihr voll Staunen mich umringt, Ihr Zeugen des grauſamſten Frevels, ſeid auch Zeugen der Reue und Beſſerung. Gehorcht Eurer Gebieterin; aber bedenkt ſtets, daß man Gott mehr als dem Menſchen gehorchen müſſe."

„Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt ſie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erſcheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Geſinnungen zu ſein. Lebt wohl." Er ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt mit ſeinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann betete und faſtete ſie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erſchien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynaſts. Kunigunde wurde ſeine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten ſtiftete ſie reichliche Meſſen. Die Liebe Hugo's und die Freundſchaft Adalberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutſchulden auf ſich und die Menſchheit zu laden.

Wenn man auf den Kynaſt kommt, ſo bringen gewöhnlich die Kinder des Kommandanten ein ungeſtaltetes hölzernes weibliches Bruſtbild, mit Igelborſten ſtatt der Haare. Dies ſoll die ſchöne Kunigunde vorſtellen, die man zu küſſen von ihnen eingeladen wird, oder ſich durch ein Geſchenk von dem Kuſſe befreien muß.

Jetzt zur Geſchichte des Schloſſes. Der ſchleſiſche Fürſt Bolko I., Herzog von Schweidnitz, mit dem verdienten Zunamen „der Streitbare," erbaute im Jahre 1292 Kynaſt, dieſe in vorigen Zeiten wichtige Feſtung, auf der Höhe des Kynaſtberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus ſtand. Bald nach vollendetem Bau, 1301, ſtarb er, und wurde im Kloſter Grüſſau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzogin von Oeſterreich zur Gemahlin. Da er in einer kinderloſen Ehe lebte, ſo vermachte er Kaiſer Karl IV. ſeine beiden anſehnlichen Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben ſterben ſollte, ſeine Gemahlin bis an ihr Ende Regentin bliebe. Er ſtarb ohne Erben im Jahre 1368, und ſeine Gemahlin vierundzwanzig Jahre nach ihm. Sein vertrauteſter Freund, Liebling und zugleich Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlicher Gotſche-Schof genannt. Dieſem ſchenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleiſteten Dienſte das Schloß Kynaſt nebſt den umliegenden Dörfern.

Im Jahre 1377 begleitete dieſer den Kaiſer Karl IV. in einem ſeiner Feldzüge, und bewies ſeinen Heldenmuth auf eine ausgezeichnete Art bei der Belagerung der Stadt Erfurt. Der Kaiſer, Augenzeuge ſeiner Tapferkeit, reichte ihm zum Beweiſe des Dankes und ſeiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, deſſen Rechte mit Blut beſchmutzt war, wollte ſie nicht ſo dem Kaiſer hinreichen, konnte ſie aber auch ſogleich nicht anders reinigen, als daß er ſie an den Küraß abwiſchte, wodurch vier blutige Streifen auf deſſen blanker Fläche entſtanden. Als ihn nun Karl zum Ritter ſchlug, erhielt er in ſein Wappen vier rothe Streifen zum ruhmvollen Andenken an dieſen Tag. Dieſe Standeserhöhung war aber kein bloßer Titel. Karl gab ihm auch noch als Eigenthum die um den Kynaſt herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, das Schloß Greifenſtein und die dazu gehörigen Dorfſchaften. Seinen Nachkommen blieb ſein Name in ſo rühmlichem Andenken, daß ſie ſeinen Taufnamen Gotſche (d. i. Gotthard) ihrem Geſchlechtsnamen beifügten und ſich ſeit der Zeit Schaffgotſch ſchrieben.

Kynaſt gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welchen die militäriſche Sprache das Beiwort „jungfräulich" giebt. Selbſt die Huſſiten, unter deren Streichen ſo manche Burg ſank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung deſſelben unverrichteter Sache aufheben. Dies jungfräuliche Vorrecht wurde hier in älteſten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß ſie an die oben erwähnte ſteinerne Säule durch ein Halseiſen gefeſſelt, und ſo, wie man es nannte, mit der Burg vermählt wurden. Was aber menſchlicher Kraft und Kunſt unmöglich war, das zerſtörte ein Blitzſtrahl in wenigen Stunden. Am 31ſten Auguſt 1674 war es, wo der Blitz in den vorzüglich hohen und ſchönen Thurm, an welchem ſich eine Uhr befand, fuhr. Er zündete zugleich alle Gebäude an, und binnen zwei Stunden waren ſie, nebſt den darin befindlichen Koſtbarkeiten und den Documenten, durch welche die Geſchichte dieſer Burg außer Zweifel zu ſetzen wäre, in Aſche verwandelt. Das Unglück war um ſo größer, da gerade damals ein großer Theil der reichen Gebirgsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre beſten Sachen auf den Kynaſt in Sicherheit gebracht hatten, und dies alles die Flammen ihnen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit ſieben großen Pulverfäſſern angefüllt war, drang jedoch die wilde Glut nicht. Die eiſerne Thür deſſelben war zwar ſchon glühend, die Reife der Fäſſer, welche der Thür zunächſt waren, ſchon ſchwarz, aber dennoch blieben ſie verſchont. Wäre dieſer Pulvervorrath aufgeſchlagen, ſo würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieſes Schloſſes finden können.

Zum Schluſſe will ich nun noch die merkwürdige Enthauptungsgeſchichte des Grafen von Schaffgotſch, die Erfüllung der oben erwähnten Weiſſagung, mittheilen.

Hans Ulrich Graf von Schaffgotſch, dem ſeine Freunde und Untergebenen den Ruhm einer wahren ungeheuchelten Frömmigkeit, und ſelbſt ſeine Feinde das Lob der Rechtſchaffenheit geben mußten, wurde am 25ſten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um ſich vor den Reichsſtänden wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entſchuldigen, und wegen der Verwaltung ſeines Amts (er war General der kaiſerlichen Truppen in Schleſien) Rechenſchaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, ſeiner zu ſchonen, und wollten ihn von der Reiſe zurückhalten; aber er reiſte doch. Kaum war er in Regensburg angelangt, ſo beſetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann ſeine Wohnung, kündigte ihm Arreſt an, und forderte im Namen des Kaiſers Ferdinand II. ihm den Degen ab, den er ihm aber mit den Worten verweigerte: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe ihn „aus des Kaiſers Händen empfangen, und werde ihn keinem „Kapitain übergeben!" Bald darauf kam ein Oberſter, dem er ihn überreichte. Tags darauf führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde ſeiner Majeſtät nach Schweden geheime Korreſpondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu verſorgen habende Detaſchement zu zahlenden Gelder unterſchlagen habe, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht ſeine lutheriſchen Unterthanen in Schleſien aufgewiegelt habe, ſich zuſammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erſte," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt; an das Zweite nie gedacht; das Dritte darf ich nicht erſt widerlegen, weil meine katholiſchen Bedienten wiſſen, daß dies nicht iſt." Man legte ihm falſche untergeſchobene Briefe vor, die er geſchrieben haben ſollte, woraus man ihm den Hochverrath beweiſen wollte. „Wer dieſe geſchrieben," ſagte er ganz gelaſſen, „mag den Inhalt vor Gott verantworten." Er wurde öfters wegen der genannten drei Punkte befragt, da er aber immer bei ſeiner vorigen Antwort blieb, ſo ſchickte man ihm den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Nach einer harten Tortur, wodurch man aber auch nicht ein Wort erzwingen konnte, welches ihn etwa verdächtig gemacht hätte, kamen am 20ſten Julius der Obriſt Teufel und der Oberauditeur Götze von Wien zurück, welche dem Kaiſer von dem Verlauf der ganzen Sache Nachricht gegeben und ihm die Prozeßakten vorgelegt hatten. Am 21ſten Julius kamen einige Offiziers zu ihm aufs Rathhaus in ſein Zimmer, entſchuldigten ſich mit bebender Stimme, daß ſie ihm die traurige Nachricht brächten, daß er auf kaiſerlichen Befehl ſterben ſolle. „Ich weiß," ſagte er, „daß „mein Blut ſchon lange eingeſchenkt iſt; es darf nur getrunken „werden! So gern ich ſterbe, und lieber Unrecht leiden als „Unrecht thun will, ſo jammern mich doch meine Kinder. „Ich bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich unter„reden kann." Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in dieſem Zimmer ſterben wolle; man würde ihm dies nicht abſchlagen? Er ſagte: „Ich habe „ſo gelebt, daß dieſer Schimpf und Spott zwar groß, mein „Gewiſſen aber doch rein iſt; und wenn ich das für Gnade „halten ſoll, ſo bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will „lieber unter meines Gottes freiem Himmel ſterben, als im „Dunkeln hingerichtet werden!" Die Abgeordneten und alle anweſenden Offiziers entfernten ſich und nahmen mit vielen Thränen von ihm Abſchied. Er wurde nie traurig, nur wenn er an ſeine Kinder gedachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz zu ihm, der ſich lange mit ihm unterhielt. Gleich nach ihm kamen mehrere Jeſuiten, und hießen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten ihn hart an, und diſputirten mit ihm. Er ließ während dieſem Geſpräch mit ihnen eine Bibel holen, worauf ſie ihn ſogleich verließen. An dieſem Tage durfte Lenz beim Grafen nicht vorgelaſſen werden. Aber am 22ſten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm, wo er mit der größten Andacht bei offenen Thüren beichtete und das heilige Abendmahl empfing, ſo daß er ſelbſt vor den lauten Thränen und Klagen der Anweſenden kaum ſprechen konnte. Nachdem die Geiſtlichen ihn verlaſſen hatten, ſchrieb er noch mehrere Abſchiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte ſeine Sachen unter die Bedienten, ließ ſich den Sarg machen und bereitete ſich zum Tode. Er brachte die letzte Nacht mit Gebet zu. Früh am 23ſten Julius beſuchten ihn noch einmal die Geiſtlichen, die er nach Verſicherung des herzlichſten Danks mit den Worten entließ: „ich habe nun durch „Gott einen ſolchen Troſt gefaßt, daß ich weiter keines Troſtes „mehr bedarf!" Ein Offizier forderte ihn zur Richtſtätte. Mit gelaſſenem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhauſe und wurde auf den Platz zur Heide gebracht, wo in dem Gaſthofe, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn gehalten und er dann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jeſuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürſprache aber ſo beunruhigten, daß er ſie gehen hieß. Er ſtieg mit heiterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch knieete, welches er ſich ſelbſt hatte aufbreiten laſſen, und betete. Er ſtand auf, ſegnete ſeine Kinder, ſeine Freunde, ſeine Bedienten, und zuletzt alle ſeine Unterthanen mit der herzlichſten Rührung. Hierauf wandte er ſich zum Oberſten, zum Auditeur und den Beiſitzern, und fragte zum erſten Mal: „Weil ich ſterben ſoll, ſo mag „man mir doch vor Gott und aller Welt ſagen, welches die „Urſache meines Todes ſei, damit nicht jemand meinen dürfe, „ich ſtürbe als ein Dieb oder Uebelthäter!" Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römiſche Kaiſer befiehlt! Er fragte zum zweitenmal nach der Urſache ſeines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum drittenmal wiederholte, ließ man die Trommeln rühren, um nicht mehr zu hören, was er ſprach.

Nachdem ihm ſein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, ſagte er: „nun ſo will ich mich hierher ſetzen, um meines Got„tes Willen, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe, „und in Geduld ſeiner erwarten!" Er ſetzte ſich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihm durch den Scharfrichter der Kopf abgeſchlagen wurde. Einige ſeiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und beteten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tauſend Zuſchauer in ſein Zimmer. Noch an dieſem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf den Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab geſetzt, welches er ſich ſelbſt hatte machen laſſen, wohin ihn eine Menge Volks begleitete, die vor dem Sarge niederfielen und ſeinen Tod beweinten. Sein Leichnam wurde nicht abgewaſchen, weil er dies ſelbſt nicht haben wollte, ſondern geſagt hatte: ich will ſo, wie ich nach meinem Tode ſeyn werde, vor dem Richterſtuhl Chriſti erſcheinen.

Dies iſt die wahre Darſtellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beiſpiel des Religionshaſſes und Verfolgungsgeiſtes der Jeſuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verſchwörung gegen den Kaiſer und einer Korreſpondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unſchuldige Graf hingerichtet, ſondern aus Religionshaß der Jeſuiten.

In Hermsdorf unterm Kynaſt wird das Schwerdt, mit welchem er hingerichtet worden iſt, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

* * *

Abbildungen von den Ruinen des Kynaſts befinden ſich in folgenden Werken:

1) In den maleriſchen Wanderungen durch das Rieſengebirge in Schleſien, von Rathe. Weimar 1806 (10 Rthlr.) Zwei Blätter in Querfolio ſtellen den Eingang des Schloſſes und die Anſicht der Ruinen von der Südſeite dar. Sie ſind in Aquatinta von Rathe, Ebner und Häßel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben.

2) Im Taſchenbuche für Freunde des Rieſengebirges ſind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von keinem großen Werthe.

3) Im Magazin der neueſten Reiſebeſchreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin 1808, iſt ebenfalls eine Abbildung in 8.

4) Im erſten Hefte der maleriſchen Reiſe durch Schleſien, welche, der Ankündigung des Buchhändlers Salfeld in Berlin zu Folge, in dieſem Jahre noch erſcheinen ſoll, wird ſich auch eine Abbildung, 9½ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, befinden.

Bei Bearbeitung des Vorſtehenden habe ich benutzt: Bemerkungen auf einer Reiſe durch einen Theil des ſchleſiſchen Gebirgs und der Grafſchaft Glatz. Breslau 1793. 8. — Reiſe durch Schleſien im Jahr 1801. 1ſter Bd. Berlin 1802. 8. — Das Rieſengebirge, von Hoſer. Wien, 2ter Bd. 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten von Arnim. Berlin 1809. 8.

Johann Chriſtoph Gottſched,

der ſelbſt in ſeinen Abgeſchmacktheiten verehrungswürdige Begründer einer neuen Epoche der deutſchen Literatur, ward den 2. Februar 1700 zu Juditenkirch in Preußen geboren und zuerſt von ſeinem Vater, dem daſigen Prediger, wiſſenſchaftlich und moraliſch gebildet. Um Theologie zu ſtudiren ging er 1714 nach Königsberg, wandte ſich aber dort bald der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften zu, wurde 1723 Magiſter und, um dem Militairdienſt zu entgehen, 1724 Erzieher der Kinder des berühmten Polyhiſtor Menke in Leipzig. Nachdem er hier mit Beifall die Humaniora öffentlich gelehrt, 1729 Senior der dortigen poetiſchen Geſellſchaft geworden war und auf einer Reiſe in ſein Vaterland die Bekanntſchaft ſeiner nachmaligen Gattin und der berühmteſten Gelehrten des Nordens gemacht hatte, wurde er 1730 außerordentlicher und 1734 ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik daſelbſt. Er ſtarb als Decemvir der Univerſität, Senior der philoſophiſchen Facultät und des Fürſtencollegiums und Mitglied mehrerer auswärtiger Akademien den 12. December 1766. — Ein impoſantes und ſchönes Aeußere, raſtloſe Thätigkeit, nicht gewöhnliche Kenntniſſe, aber auch die Verdienſte Andrer geringſchätzende Eitelkeit und hartnäckige Anmaßung zeichneten ihn aus und waren die Quellen mancher Leiden für ihn.

Von ihm ſelbſt haben wir in deutſcher Sprache.

Pietſchens geſammelte Schriften, mit Vorrede und Zugabe einiger Gedichte. Leipzig 1725. 8. Dabei die Ueberſetzung von Le Cler's Abhandlung von der Poeſie.

Bernhard's von Fontenelle Geſpräche, überſetzt mit Anmerkungen, Erläuterungen und Zugaben. Leipzig 1726, 1727, 1730, 1751; 4 Thle. 8. Des 1. Thls. 3. Aufl. ebendaſ. 1738. 8.; die des 4. ebendaſ. 1760.

Nachricht von der erneuerten deutſchen Geſellſchaft. Leipzig 1727. 8. Neue Auflage 1731. 8.

Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunſt. Hannover 1728. 8. Fernere Ausgaben mit verſchiedenen Abänderungen und Erweiterungen 1735, 1739, 1750 und als: Ausführliche Redekunſt 1759. 8. 2 Thle.

Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt. Durchgehends mit den Exempeln unſerer beſten Dichter erläutert. Anſtatt der Einleitung Horazens Dichtkunſt überſetzt und erläutert. Leipzig 1730. gr. 8. Dann ebendaſ. 1737, 1742, 1751 in 2 Theilen. — Ein Auszug daraus ſind: Vorübungen der lateiniſchen und deutſchen Dichtkunſt, für Schulen. Leipzig 1756; ferner 1760 und 1775 ſämmtlich in 8.

Der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig geſammelte Reden und Gedichte. Leipzig 1732. 8.

Gedichte, geſammelt und herausgegeben von Johann Joachim Schwabe. Leipzig 1736. gr. 8. und 1751. 2 Thle. Mit G's Bildniß von Syſang.

B. Neukirchs auserleſene Gedichte, geſammelt und herausgegeben. Leipzig 1744. gr. 8.

Deutſche Sprachkunſt, nach den beſten Schriftſtellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts. Leipzig 1748. gr. 8.; ferner ebendaſ. 1749, 1752, 1756, 1762 und durch Johann Gottlob Hofmann 1776, gr. 8., wurde ins Lateiniſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Ungariſche und Ruſſiſche überſetzt. Einen Auszug daraus bildet der Kern der deutſchen Sprachkunſt, zum Gebrauch der Jugend von ihm ſelbſt ins Kurze gezogen. Leipzig 1753. 8. 5. Auflage beſorgt durch J. G. Hofmann. Ebendaſ. 1777. 8.

Geſammelte neueſte Gedichte, herausgegeben von der Königlich deutſchen Geſellſchaft. Königsberg 1750. 8.

Chriſtph. Ottens, Freiherrn von Schönaich, Herrmann oder das befreite Deutſchland, ein Heldengedicht mit einer Vorrede ans Licht geſtellt. Leipzig 1751. 4.

Heinrich's von Alkmar Reineke der Fuchs, nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutſche überſetzt und mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe dieſes Gedichts verſehen. Leipzig und Amſterdam 1752. kl. Fol. Mit dem Grundtext als Anhang.

Vorübungen der Beredſamkeit, zum Gebrauch der Gymnaſien und größern Schulen, Leipzig 1754. 8. Fernere Auflagen: Ebendaſ. 1756, 1764 und 1775 ſämmtlich in 8.

Der ſterbende Cato, ein Trauerſpiel, mit Fenelon's Gedanken von den Trauerſpielen und einem kritiſchen Anhange. Leipzig 1752. 10. Auflage beſorgt von C. G. Köllner. Ebendaſ. 1757.

Auszug aus Batteux ſchönen Künſten, aus dem einzigen Grundſatze der Nachahmung hergeleitet; mit verſchiedenen Zuſätzen und Anmerkungen. Leipzig 1754. 4.

Hiſtoriſche Lobſchrift Chriſtians, Freiherrn von Wolf. Nebſt des Hochſel. Kupferbilde. Halle 1755. gr. 4.

Geſchichte der Stiftung der vormaligen fruchtbringenden Geſellſchaft, Leipzig 1755. 4.

Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt. Leipzig 1757 — 1765. 8. 2 Thle.

Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutſchen Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758. 8.

Akademiſche Redekunſt, zum Gebrauche der Vorleſungen auf hohen Schulen. Leipzig 1759. 8.

Freieslebens kleine Nachleſe zu dem nöthigen Vorrathe zur Geſchichte u. ſ. w. Leipzig 1760. 8. Auch als Anhang zu Letzterem. Ebend. 1765.

Der Prozeß, ein Scherzgedicht, im Jahre 1740 ſeiner theuerſten Freundin Luiſe Adelgunde Viktorie G., geb. Kulmus gewidmet, als opus posthumus der Nachwelt geſchenkt, 1774 8.

Unter Beihilfe ſeiner Gattin und ſeiner Freunde:

Die vernünftigen Tadlerinnen, eine moraliſche Wochenſchrift. Halle und Leipzig 1725, 1726. gr. 8. Neue Auflage, Hamburg 1747. 8: 2 Thle. An deren Stelle trat: Der Biedermann, eine moraliſche Schrift. Leipzig 1727, 1728. 2 Bde.

Oden der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig. Ebendaſ. 1728 und 1733. 8. 2 Thle.

Der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig eigene Schriften und Ueberſetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart. Leipzig 1730 — 1739, 3 Thle. in 8. 2. Ausgabe 1742 in 8.

Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit. Leipzig 1732 — 1744. 8 Bde. in 8.

Baylens hiſtoriſches und kritiſches Wörterbuch, nach der Auflage von 1740 überſetzt, mit einer Vorrede und verſchiedenen Anmerkungen. Nebſt dem Leben des Herrn Bayle nach Desmaizeaux. Leipz. 1741 — 1744. 4 Thle. in Fol.

Die deutſche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer, mit Vorrede. Leizig 1741 — 45. 6 Thle. in 8. 2. Auflag. Ebend. 1746 — 1750.

M. T. Cicero drei Bücher von der menſchlichen Plicht, überſetzt und mit Anmerkungen, wie auch des Cicero Leben erläutert von Joh. Adolph Hofmann, mit Vorrede von G. Hamburg 1742. 8.

Leibnitz Theodicee, das iſt, Verſuch von der Güte Gottes u. ſ. w., überſetzt und mit verſchiedenen Zuſätzen und Anmerkungen. Hannover 1744. gr. 8.

Neuer Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte. Leipzig 1745 — 1754 in 8. 10 Bde.

Lucian's von Samoſata Auserleſene Schriften durch verſchiedene Federn verdeutſcht. Leipzig 1746. 8.

Geſammelte Reden in 3 Abtheilungen. Leipzig 1749. gr. 8. Mehrere darunter vorher einzeln. Ebendaſ. 1739 — 1746 in 4. und 8.

Geſchichte der Königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Luiſe Adelgunde Viktorie G. Mit einer Vorrede von J. Ch. G. Leipzig 1749. gr. 8.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit. Leipzig 1751 — 1762. 12 Bde. mit Kupfern in 8.

Sammlung einiger ausgeſuchten Stücke der Geſellſchaft der freien Künſte zu Leipzig. Ebend. 1754 u. 1755. 3 Thle. in gr. 8.

Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte. Leipzig 1760. gr. 8.

Gottſched gehörte zu denjenigen Erſcheinungen in der Geſchichte der Literatur, welche das Unglück hatten, nie richtig gewürdigt zu werden, und deren eigentliche Stellung zu ihrer Zeit ſelbſt die ruhiger und unbefangener urtheilende Nachwelt nicht genau zu beſtimmen vermochte. Während er in der Periode ſeiner wirkſamſten Thätigkeit von ſeinen Schülern und Anhängern als ein Licht der Welt geprieſen wurde, griffen ihn ſeine nicht minder befangenen Gegner auf das Schonungsloſeſte an und ſuchten, ſelbſt das untergeordnete Verdienſt, das er ſich um deutſche Sprache und Wiſſenſchaft erwarb, und das ihm durchaus nicht abzuſprechen iſt, als gänzlich nichtig darzuſtellen. — In ſpäteren Tagen, in welchen unſere Literatur plötzlich einen ſo außerordentlichen Aufſchwung nahm, und man ganz Anderes von einem Geſchmacksrichter, für den er durchaus während eines langen Lebens gelten wollte, mit Recht verlangte, ſank ſein Name faſt zu einem ſprüchwörtlichen Gebrauche herab, um geiſtloſe, breite und arrogante Pedanterie damit zu bezeichnen, und würde ganz vergeſſen und verſchollen ſeyn, wenn ſeine unaufhörlichen und heftigen Streitigkeiten, welche damals ſo viele Federn in Bewegung ſetzten, ihn nicht nothwendig in den Annalen unſerer Literatur hätten aufbewahren müſſen. Um gerecht gegen ihn zu ſeyn, darf man nicht außer Acht laſſen, daß er zu einer Zeit auftrat, in welcher die Poeſie in unſerem Vaterlande auf das Tiefſte geſunken war, und durch die Unfähigkeit der geiſtloſen Nachahmer der Schule Hoffmannswaldau's und Lohenſtein's eine höchſt verderbliche Richtung genommen hatte. Dieſer ſtemmte er ſich mit allen Kräften entgegen und ſuchte, durch Lehre und Beiſpiel, Keuſchheit, Regelmäßigkeit und Correctheit einzuführen. Hätte er ſich hierauf beſchränkt, ſo würde er ſeinen Zweck nicht verfehlt haben; aber er ging noch weiter, und wollte, durch Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung verführt, eine neue Bahn brechen, und als das Haupt und der Mittelpunkt eines allein gültigen Strebens dictatoriſch daſtehn. Dazu fehlte ihm jedoch das Nothwendigſte; wenn es ihm auch auf der einen Seite weder an bedeutenden vielumfaſſenden Kenntniſſen und an geſundem Verſtande gebrach, ſo ermangelte er doch dagegen aller philoſophiſchen Tiefe, der Phantaſie, des Witzes und eines reinen vorurtheilsfreien Geſchmackes. Sein ganzes Treiben mußte dadurch höchſt einſeitig werden, um ſo mehr, als ihn eine faſt unglaubliche Anmaßung fortwährend verblendete, und ihn zum Herolde einer Literatur (der franzöſiſchen) machte, deren ganzes Weſen dem deutſchen Geiſte faſt in allen Punkten widerſprach.

Was ſein raſtloſer Fleiß deshalb hervorbrachte, konnte nach den eben angedeuteten Verhältniſſen daher auf keine Weiſe dauernde Früchte tragen; doch dürfen ſeine Leiſtungen für die Ausbildung unſerer Sprache und die Kenntniß unſerer Literatur keineswegs verkannt werden. Als Dichter iſt er höchſt unbedeutend, da er faſt nichts beſitzt als eine gewandte Herrſchaft über die äußere Form; ſeine Poeſien ſind demzufolge auch weiter nichts als ſchaale Gelegenheitsreimereien, voll gezierter Wendungen, froſtiger Bilder und unerſchöpflicher breiter Geſchwätzigkeit. Dieſelbe Weitſchweifigkeit herrſchte in ſeinen proſaiſchen Leiſtungen, namentlich in ſeinen nach dem Muſter der franzöſiſchen gearbeiteten Reden und Lehrbüchern.

Trotz dem Allem geziemte es aber der ſpäteren Generation nicht, das wirklich Lobenswerthe an Gottſched zu verkennen; dies war der wirklich echte Patriotismus, der ihn beſeelte, für die Ehre und das Wohl der deutſchen Nation und ihrer Literatur auf das Eifrigſte zu ſtreben.

Wir laſſen der Vollſtändigkeit wegen hier einige der beſten Gedichte, ſo wie eine Rede Gottſched's folgen.

V. Ode.

Bei widriger Schifffahrt über die Oſtſee,

(auf der Höhe von Bornholm entworfen, 1729 im Juni.)

Andrer Vater deutſcher Lieder,
Edler Flemming, Phöbus Sohn,
Komm, erneure doch den Ton
Deiner edlen Laute wieder!
Haſt du Reußen und Circaſſen,
Und die wilde Tartarey,
Ja die Perſer hören laſſen,
Was die Kunſt der Muſen ſei,
O ſo ſtimme, wie vorzeiten,
Meiner Zither ſchlaffe Seyten.

Stund nicht Liefland halb vernarret?
Stutzte nicht der kalte Belt?
War die halbe Norderwelt,
Bis zur Wolga, nicht erſtarret?
Deines hohen Geiſtes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefſten Schnee;
Ja das Eis ward endlich theuer
An der runden Caſperſee.
O wo iſt von deinen Trieben
Die verglimmte Glut geblieben.

Eben die beſchäumten Wellen,
Deren Spiel ich itzo bin,
Sah ja dein geſetzter Sinn
Vormals zu den Wolken ſchwellen.
Aber wenn ſie rauſchend rollten,
Und durch ihrer Fluthen Fall
Deine Lieder dämpfen wollten,
Dämpfte Thetis ihren Schall;
Thetis, die das Sprudeln ſtörte,
Wenn ſie dich von weiten hörte.

Sagt, ihr blaulichten Tritonen!
Warum hört ihr mir nicht zu?
Warum wollt ihr meine Ruh
Nicht ſowohl, als Flemmings, ſchonen?
Doch ich kann es leichtlich merken:
Könnt ich nur mein Seytenſpiel
Recht nach ſeiner Laute ſtärken,
Die euch damals wohlgefiel;
Würdet ihr zu meinem Dichten
Williger die Ohren richten.

Raaſt denn, raaſt, ihr Waſſerwogen!
Spritzt und ſchäumet noch ſo viel;
Mein verwerflich Seytenſpiel
Iſt mit eigner Hand bezogen.
Wälzt euch, ihr geſalznen Hügel
Schwemmt mein Schiff durch Sturm und Wind,
Deſſen ausgeſpannte Flügel!
Eure naſſe Nachbarn ſind;
Aber endlich legt euch wieder,
Und vernehmt auch meine Lieder.

Ich beſinge mit Vergnügen
Mein verlaßnes Vaterland,
Wo ich an Euterpens Hand
Den Parnaß zuerſt beſtiegen;
Odoacers Schloß und Brücken,
Albertinens Glanz und Pracht,
Der des Pregels breiter Rücken
Alle Länder zinsbar macht;
Und wo mit geübten Zungen
Dach und Pietſch mir vorgeſungen.

Dann erheb ich, außer Preußen,
Sachſens ſchöne Lindenſtadt,
Leipzig, das nichts gleiches hat,
Und das glückerfüllte Meißen.
Leipzig, wo ſich meine Flöten
Etwas beſſer ausgeſpielt,
Und im Chore der Poeten
Manches Kenners Lob erzielt:
Als von Friedrich Auguſts Thaten
Mir ein Heldenlied gerathen.

Nebſt der klugen Philurenen,
Wo ich mich bisher befand,
Rühm ich auch den Weichſelſtrand,
Und die Anmuth meiner Schönen;
Meiner dichtenden Louiſen,
Welche mich ſo ſtark gerührt;
So viel Geiſt und Witz erwieſen,
Als ich irgendwo geſpürt;
Und durch angenehme Sitten
Mir zuerſt das Herz beſtritten.

Theurer Opiz! deſſen Schatten,
Deſſen Gruft noch Danzig ehrt,
Haſt du meinen Wunſch erhört,
So wirſt du mir eins verſtatten.
Sang dein ſüßes Rohr vorzeiten,
Von der langen Vandala:
O ſo rühr itzt meine Seyten,
Auf mein Licht, Victoria;
Auf mein Leben, Adelgunden,
Die mich neulich überwunden.

Sie verdients mit allem Rechte,
Sie, die Geiſt und Schönheit hat,
Daß ſie dein unſterblich Blatt
Auf die ſpäte Nachwelt brächte.
Doch was braucht ſie fremder Werke
Zum Gewinnſt der Ewigkeit!
Ihres eignen Griffels Stärke
Trotzt ſchon der Vergeſſenheit.
Könnt ich ihr nur auch entrinnen,
Fürſtinn deutſcher Caſtalinnen

Iſt mir recht? die ſtolzen Wellen
Legen ſich mit ihrer Wuth;
Und der Tiefen müde Fluth
Höret auf ſo ſehr zu bellen.
Die begierigen Sirenen
Geben auf mein Singen acht,
Weil der Namen meiner Schönen,
Jeden Ton ganz lieblich macht.
Seht doch, wie ſich die Najaden
Scherzend um mein Schifflein baden!

Ach! entzückſt du auch die Winde,
Schönſte! warum ſtrafſt du mich?
Warum zürnſt du, daß ich dich
Witzig, ſchön und artig finde?
Soll ich, blinder als die Fluthen,
Tauber, als die Stürme, ſeyn?
Iſt mir das wohl zuzumuthen?
Selbſt die Wahrheit ſpricht ja: Nein.
Warum ſoll ich denn im Schreiben
Gegen dich ganz froſtig bleiben?

Warum kannſt du es nicht leiden,
Daß mein Schiff die Hoffnung heißt?
Soll denn mein getreuer Geiſt
Deinen Wohnplatz ewig meiden?
Warum ſoll ich doch nicht hoffen?
Steht entweder meinem Bort
Danzigs Hafen nicht mehr offen?
Oder ſperrſt du ſelbſt den Port?
Nein! Die Hoffnung und mein Glücke
Führt mich doch dereinſt zurücke.

Aendre künftig die Befehle,
Zwinge meine Regung nicht.
Schilt nicht, daß ich dich, mein Licht!
Unter große Seelen zähle.
Ueberlaß mich nur den Trieben,
Die du ſelbſt in mir erweckt:
Denn ſoll ich den Werth nicht lieben,
Den dein Weſen mir entdeckt;
O ſo wird noch einſt auf Erden
Alles Lieben ſtrafbar werden.

Jubelode.

Seht! Babel wankt, und ſinkt, und fällt,
Daß Grund und Catacomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein ſorgenfreyes Haupt erheben.
Der ſieben Berge Glanz und Pracht
Verſinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Metze ſchmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha! ſtolzes Weib, nun wirſt du dich
Nicht mehr ſo frech und läſterlich
Durch den ergeizten Putz der reichſten Buhler ſchmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finſterniß!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus ſolchen Schatten riß.
Man hört die Jubelſtimme ſchallen:
Sie fällt! ſie fällt! ſie iſt gefallen;
Gefallen iſt die große Wunderſtadt!
Die durch den Wein der Hurereyen,
Bey Liſt und Zwang und Schmäucheleyen,
Die Völker aller Welt bisher bezaubert hat.

Geſtürztes Rom! Wo iſt nunmehr
Des Thieres große Macht auf Erden?
Welch Königreich wird künftighin ſo ſehr
Verführt, beſtrickt, bezaubert werden?
Wer nimmt dein ſchnödes Zeichen an;
Da die den Schandfleck abgethan,
Die ſonſt dieß Maal mit Stolz und Eifer trugen?
Nur weg damit von Stirn und Hand!
Des Himmels Zorn iſt ſchon entbrannt
Auf alle, die ſich ſonſt zu deiner Rotte ſchlugen.

Wie dort vom Klange der Poſaunen
Ganz Iſrael und Joſua,
Bey Jericho, zwar froh, doch mit Erſtaunen,
Schloß, Thurm und Bollwerk ſinken ſah;

Man läßt ein Feldgeſchrey erſchallen,
Und ſeht, ſo Thor als Mauren fallen;
Wiewohl kein Menſch die Hand daran gelegt:
So fällt auch Babels Pracht und Schöne,
Bloß durch ein kräftiges Getöne
Des ewigſtarken Worts, das Erd und Himmel trägt.

Geht aus, aus der verbannten Stadt,
Erlöſte! flieht aus Babels Thoren!
Des Gräuels Wuſt, dem ſie geopfert hat,
Hat Anſehn und Gewalt verlohren.
Berühret nichts, was ſie geweiht;
Es iſt der Afterheiligkeit
Verworfne Frucht und Misgeburt zu nennen;
Des Aberglaubens blinde Brut
Mag, wie ſie gern im Dunkeln ruht,
Sich in Aegyptens Nacht von Goſens Sonne trennen.

Was ſiehſt du doch in deinen Zimmern?
Was ſiehſt du, finſtrer Vatican?
Was hilft es dir, daß tauſend Lampen ſchimmern,
Da keine dich erleuchten kann?
Wie lange ſoll auf den Altären
Das trübe Licht der Kerzen währen,
Das aller Welt des Irrthums Leitſtern war?
Hinaus mit dem verwünſchten Scheine!
Der Wahrheit heitrer Stral alleine
Vertreibt die Finſterniß und macht die Kirche klar.

Aus dir, geprieſnes Sachſenland!
Entſpringt das Licht der reinen Lehre.
Du haſt das Tocht des Glaubens angebrannt,
Das ſonſt faſt gar erloſchen wäre.
Aus deinen Mauren, Wittenberg!
Entſteht das unerhörte Werk:
Die Tyber ſelbſt erſtaunt vor deiner Elbe.
Die Engelsburg erbebt vor dir;
Der Riegel bricht, es ſpringt die Thür;
Es wanket Grund und Dach und Pfeiler und Gewölbe.

Den Tag ſoll keine Zeit vergeſſen,
Als dort, auf ſeinem Kaiſerthron,
Der fünfte Karl im Fürſtenrath geſeſſen,
Karl, Deutſchlands loberfüllter Sohn.
Die holde Majeſtät der Blicke
Verſpricht Germanien ein Glücke,
Dem keines gleicht, davon es ſonſt geblüht;
Karl iſt ein zwiefachgroßer Kaiſer,
Indem er zwar auf Lorberreiſer,
Doch auf den Glauben auch mit heiterm Geiſte ſteht.

Ihr Fürſten! auf! denn euer Mund
Muß itzt den ganzen Weltkreis lehren.
Hier thut getroſt des Glaubens Inhalt kund;
Nord, Oſt und Weſten wird euch hören.
Seyd keck und voller Freudigkeit,
Ihr ſprecht hier für die Chriſtenheit;
Vollendet dann, wozu euch Gott erkohren.
Durch euch muß hier ein Werk geſchehn,
Dazu die Vorſicht euch erſehn,
Bevor euch die Natur ans Licht der Welt gebohren.

Es ſchützt euch Anſehn, Stand und Würde,
Gewalt und Abkunft, Volk und Land;
Der Fürſtenhut und die Regentenbürde
Hat euch ja nicht den Muth entwandt.
Das Schwert umgürtet euch die Lenden,
Ergreift es mit beherzten Händen,
Vertheidigt euch, dafern man euch verletzt.
Seyd fertig, Blut und Haupt zu wagen!
Denn hier ſein Leben feil getragen,
Iſt chriſtlicher, als Gott der Ruhe nachgeſetzt.

Ihr thuts. Die Wahrheit ſteht euch bey,
Ihr kämpft, und ſiegt, und triumphiret.
Der Feinde Wuth und wüſte Raſerey
Hat eure Großmuth nicht gerühret.
Euch dankt das frohe Lutherthum!
Euch giebt die halbe Welt den Ruhm!
Euch wird man noch nach tauſend Jahren ehren!
Euch preiſet auch dieß Lied; = = Doch nein!
Weil Ehre, Dank und Preis allein
Dem Vater alles Lichts im Himmel zugehören.

Wer kennt nicht Luthers Geiſt und Feuer,
Melanchthons ſanfte Lindigkeit?
Die beyderſeits, bey dieſem Ungeheuer,
Ihr Haupt gewagt, und nichts geſcheut.
Wenn jener brannte, dieſer dämpfte,
Der eine löwenmüthig kämpfte,
Der andre ſtets auf Friedenspuncte ſann:
Wer hats ſo weislich angefangen,
Erdacht, beſchloſſen und verhangen,
Daß ein ſo widrig Paar dennoch zuletzt gewann?

Dort trotzt ein feſter Heldenmuth;
Hier bebt ein halbverzagter Glaube:
Dort ſpottet man der ärgſten Feinde Wuth;
Hier kriecht die Blödigkeit im Staube
Die Eintracht ſah der Zwietracht gleich:
Sie ſtörten beyde Babels Reich,
Theils durch Gewalt, theils durch ein kluges Weichen.
Gott ſelbſt! Gott ſelbſt hat das verſehn!
Nur dergeſtalt konnt es geſchehn,
Das vorgeſteckte Ziel der Schlüſſe zu erreichen.

Kein Menſch, ſo weit ſein Witz auch langet,
Langt hier mit ſeiner Vorſicht zu.
Wer trieb das Werk, damit itzt Zion pranget,
O höchſte Weisheit! ſonſt als du?
Aus tauſend wundervollen Werken
War leichtlich Hand und Kraft zu merken,
Die alles trieb, bedacht, erhielt und that.
Beſchämte Spötter! weicht zurücke,
Ihr ſeyd zu ſchwach; drum kehrt die Blicke
Auf eurer Einfalt Troſt, den eiteln Bilderſtaat.

Fallt nieder, murmelt, ſchlagt die Bruſt,
Zerſtoßt die Stirn, erzwinget Zähren,
Zerpeitſcht den Leib, dem Heiligen zur Luſt;
Er wird ſich ſchon geneigt erklären.
Küßt hundertmal ein faules Bein,
Den ſchnöden Raub vom Rabenſtein,
Den der Betrug in Gold und Glas geſchoben;
Vergöttert Lumpen, Aſch und Koth,
Die man für Krankheit, Schmerz und Tod,
Zur Panacee beſtimmt und heilig aufgehoben.

Hängt Kutten um, erhandelt Meſſen,
Zieht Glocken, räuchert, bethet an,
Schlagt Kreuzer vor, enlhaltet euch vom Eſſen,
Zeigt, daß die Andacht hungern kann.
Noch mehr: manch Gaukelſpiel erſcheine,
Der Mutter Gottes Auge weine,
Es fließe dort das Blut vom Januar.
Was hilfts? bey tauber Götzen Ohren
Iſt Seufzen und Gebeth verlohren;
Denn todtes Holz und Stein nimmt keiner Ehrfurcht wahr.

Sagt, läßt ſich noch kein Helfer ſehn?
Erſcheint kein Heiliger auf Erden?
Will Nepomuck, durch euer heißes Flehn,
Noch nicht gerührt, nicht günſtig werden?
Umſonſt! Ein lahmer Lojola
Iſt, ſtatt der Himmelsbürger, da?
Iberien heckt ſeinen neuen Orden.
Der ſtützet Roms zerbrochnen Stuhl,
Der zeucht das Thier aus ſeinem Pfuhl,
In den es ſchon geſtürzt und faſt vergraben worden.

Wie ſonſt durch Sonnenſchein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Peſt, die ganz erſtarrt gelegen,
Die ſchnöde Raupenbrut gedeiht;
Sie kriecht aus ihrem engen Neſte,
Und breitet ſich durch Laub und Aeſte
Auf jedes Blatt, auf alle Knoſpen aus,
Und kehrt durch ihr verwegnes Wüthen
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüthen,
Ja Stengel, Zweig und Stamm in Abſcheu, Wuſt und Graus.

So wuchs auch die beſchorne Schaar
Der kaum entſtandnen Lojoliter;
Und fraß darauf, ſobald ſie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter.
Europa wird ihr unterthan;
Ein Heer, das niemand zählen kann,

Beſchwert den Kreis der überſchwemmten Erden.
Nunmehr iſt weder Hülf noch Rath!
Es haßt und ſcheut ſie Fürſt und Staat,
Wiewohl, es iſt zu ſpät, davon befreyt zu werden.

Weh euch! ihr armen Proteſtanten,
Weh euch! denn die Gefahr iſt groß.
Flieht Haab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;
Wo nicht, ſo kehrt in Babels Schooß.
Auf euch iſt ihre Wuth erhitzet,
Ihr tückerfülltes Auge blitzet,
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl!
Der Untergang iſt euch geſchworen;
Ihr fleht umſonſt, ihr ſeyd verlohren!
Es donnert ſchon in Rom des Bannes Wetterſtral.

Nein! Zion ſoll und wird beſtehn,
So lange Mond und Sonne ſcheinen.
Doch Babels Macht muß endlich untergehn;
Und ſollten alle Mönche weinen.
Lucern droht ihm den neuen Fall,
Es droht ihm dort in Portugall
Ein weiſer Held, der ſeine Rechte ſchützet.
Nur friſch gewagt! Das Lateran
Hat ſeinen Donner weggethan,
So daß kein Bannſtral mehr auf Feind und Ketzer blitzet.

Dort, wo die Welt im Eiſe wohnet,
Blüht auch das Evangelium.
Da, wo der Dän' und Schwed' und Preuße thronet,
In Chur= und Liefland herrſcht ſein Ruhm.
Ein Theil der Reußen und Sarmaten,
Ein Theil von Stambols weiten Staaten,
Halb Deutſchland, Schweiz und Holland nimmt es an.
Pannonien, die Britten, Schotten,
Virginier und Hottentotten,
Sammt Coromandels Volk ſind ihm ſchon zugethan.

O! möchte ſeiner Lehren Blitz
Der Länder Ueberreſt durchdringen;
Und überall der Pfaffen Aberwitz,
Des Aberglaubens Macht bezwingen!
O müßte noch der Theil der Welt,
Den Mahomet gefeſſelt hält,
Den hellen Glanz der Wahrheit einſt erblicken!
O ſollt auch jenes Südenland,
Das kein Columbus noch erfand,
Die Tempel durch den Dienſt des wahren Gottes ſchmücken!

Wie iſt mir? meiner blöden Blicke
Geſchwächter Stral verſtärket ſich.
Wie wohl iſt mir! ein günſtiges Geſchicke
Erhört den Wunſch und tröſtet mich.
O welch ein Schauplatz läßt ſich ſehen!
Denn was noch künftig ſoll geſchehen,
Wird mir entdeckt, und ſtellt ſich völlig dar.
O ſüßer Anblick! ſchöne Zeiten!
Ich ſeh, ich ſehe ſchon von weiten,
Was jedermann gewünſcht, was kaum zu hoffen war.

Ich ſehe ſchon den Tyberſtrom
Die Herrſchaft geiſtlicher Tyrannen
Mit Muth und Kraft aus dem gedrückten Rom,
Aus ganz Heſperien verbannen.
Ich ſehe Tempel und Altar,
Und Mönch und Pfaffen in Gefahr,
Den Bilderdienſt, das Fegefeuer ſchwinden.
Kein Pabſt iſt mehr, kein Cardinal;
Der Klöſter ungeheure Zahl,
Die Wuſt und Staub bedeckt, iſt gar nicht mehr zu finden.

Die Wahrheit herrſcht und triumphiret,
Sie hat der Lügen Schwarm gedämpft;
Der Sonnenſtral, der ihre Scheitel zieret,
Das Reich der Finſterniß bekämpft.
Man ſieht bey ihren Reichsgenoſſen
Die ſchönſten Tugendzweige ſproſſen,
Die ſtetig blühn, ſtets voller Früchte ſtehn:
Der Thorheit Saamen iſt verdorben,
Die Brut der Laſter ausgeſtorben,
Und ihr erwünſchter Thron ſoll niemals untergehn.

Erſcheine bald, du güldne Zeit!
Beſchleunigt euren Lauf, ihr Tage!
Daß einſt die Welt, mit froher Dankbarkeit,
Von unſrer Wünſche Nachdruck ſage.
O wäret ihr ſchon itzo da!
O! wären wir euch ſchon ſo nah,
Als unſer Herz es wünſchet und begehret!
Das Pabſtthum wäre ſchon verbannt,
Der Muſelmann ganz unbekannt,
Der Jud' und Heide ſelbſt zu Zions Gott bekehret.

Veſuv und tauſend Schwefelgrüfte,
Die Wälſchland längſt den Fall gedräut,
Verdoppelten die flammenreichen Düfte,
Bey Zions erſter Jubelzeit.
Der Zunder tiefverborgner Schläuche
Zerriß der Erden hohle Bäuche,
Und öffnete der Berge wüſten Schlund;
Er drohte Babel zu verwüſten,
Und that dem Sitz des Antichriſten
Schon dazumal die Glut der Rache Gottes kund.

Zwar itzo ſchont des Himmels Huld,
Auch ſeiner Wahrheit tolle Feinde.
Die Langmuth hat mit ihrem Trotz Geduld,
Und ſchützt indeſſen ihre Freunde.
Doch wacht dereinſt ſein Eifer auf,
So wird ſein Arm der Bosheit Lauf,
Mit leichter Müh, durchaus zu hemmen wiſſen.
Alsdann wird Trotz und Widerſtand
Vor ſolcher ſtarken Allmachtshand,
Wie Dampf, in reiner Luft, gar bald verſchwinden müſſen.

Herr! der du einſt das ſchnöde Toben
Des unbekehrten Sauls beſiegt;
Durch Blitz und Ruf ſein Schnauben aufgehoben,
Womit er dich zuvor bekriegt:
Ach! ſtrale doch mit hellem Lichte
Auch Zions Feinden ins Geſichte,
Bis ihre Wuth von deiner Gnade weicht;
Bis Tyger, Lämmer, Scorpionen,
Und Tauben bey einander wohnen,
Und deiner Weisheit Schluß den vollen Zweck erreicht

Dort fängt bereits der Orient
Die Wiſſenſchaften an zu lieben;
Die doch bisher nur bloß der Occident,
Europens beſter Theil, getrieben.
Der Moscowit und die Türkey
Vergißt der alten Barbarey,
Und ſucht und liebt den Flor der freyen Künſte.
So gings auch hier, eh Luther kam.
Verſtand und Witz macht Völker zahm,
Und jede Kunſt gereicht dem Glauben zum Gewinnſte.

Verſchonet doch, ihr rauhen Zeiten!
Verſchonet doch dieß ſchlechte Blatt,
Der ſpäten Welt, wo möglich, anzudeuten,
Was man von ihr gehoffet hat.
Ihr neuen Völker! werft die Blicke
Auf unſer Alterthum zurücke;
Ahmt unſrer Luſt und Jubelfreude nach:
Ja übertrefft uns, wenn ihr könnet.
Vielleicht wird euch das Glück gegönnet,
Die Frucht gereift zu ſehn, ſo itzt die Knoſpen brach.

Es herrſcht itzt Karl, der Deutſchen Luſt,
Der ſelber Zions Rechte ſchützet.
In Pohlen herrſcht ein ſächſiſcher Auguſt,
Der Zions Mauren oft geſtützet.
Der große Wilhelm, Friedrichs Sohn,
Beſitzt der Preußen Königsthron,
Und Brandenburg, die Freyſtadt der Verbannten.
Hannovers Chur und Engelland
Regiert Georgs des andern Hand.
So ſtark iſt euer Schutz, ihr ſichern Proteſtanten!

Wie lob' ich Schwedens Haupt aus Heſſen?
Wie Gothens weiſen Friederich?
Wie Dänemark? und was ich faſt vergeſſen,
Dich, Würtemberg, und Braunſchweig, dich?
Genug; die müden Seyten ſchweigen.
Der Wahrheit ſey dieß Lied ganz eigen,
Und allem dem, ſo ihren Fortgang liebt;
Dir, Herrſcher dieſer Welt, vor allen:
O welch ein Glück! wenn dirs gefallen,
Was hier die Poeſie zum Jubelopfer giebt.

Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit.

So geht und tretet denn auf die geweihten Stuffen,
Dahin euch Glück und Recht, ihr werthen Freunde! ruffen.
Empfanget nach Verdienſt der Lorberzweige Schmuck.
Wer ſie ſo würdig trägt, der trägt ſie würdig gnug;
Dem darf auch Momus nicht den bittern Vorwurf dräuen,
Den andre ſonſt mit Recht bey neuen Titeln ſcheuen.

Allein, verzeihet mir, wenn euch dieß Blatt erklärt,
Was Pallas eurer Stirn für einen Kranz gewährt?
Und was es heißen ſoll, wenn ſie von ihren Söhnen
Die Anſtalt machen läßt, euch öffentlich zu krönen?
Wie mancher kennt dabey nicht ſie, nicht ſeine Pflicht,
Ja ſelbſt den hohen Werth von dieſer Würde nicht;
Und geht und eilt und läuft, mit ungewaſchnen Händen,
Minervens Heiligthum und Götterhayn zu ſchänden,
Doch, wenn es ihm gelingt, ſo bleibt er, wer er war.
Kein Werk, kein halbes Werk, kein einzig Wort ſo gar,
Entdeckt hernach von ihm, daß er im Lehrerorden,
Den er vergrößert hat, ein tüchtig Glied geworden.
Ihr, Freunde! wißt es zwar, und habt es längſt bedacht,
Was euren blauen Hut ſo ehrenwürdig macht;
Ja ſelber euch geſcheut, mit allzukühnen Sprüngen,
Euch auf den hohen Sitz der Lehrenden zu ſchwingen.
Ich weis es gar zu wohl. Doch hört mich dießmal an;
Weil das, was ihr ſchon wißt, doch andern nutzen kann.
Und wie? gefiel euch ſonſt mein treugeſinntes Lehren,
So ſchämt euch heute nicht den Schluß davon zu hören.

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben ſeyd,
Iſt nicht ein ſchnödes Spiel der Unbedachtſamkeit,
Iſt nicht ein Tockenwerck der ungeübten Jugend:
Ihr Werk iſt Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemahlten Gips auf ihrem Angeſicht,
Mit unverſchämter Stirn, den jüngſten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünſcht, ins geile Lager ſteigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieſelſtein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung ſeyn.
Es muß ein edler Geiſt von ungemeinen Gaben,
Von ſeltnen Kräften ſeyn, der ſie zur Freundin haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Thorheit haßt, der Einfalt Abſchied giebt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wolluſt achtet,
Der Dinge Grund erforſcht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich ſelber ausſtudirt; und dann auf dieſer Spur
Den unumſchränkten Geiſt, den Meiſter der Natur,
In ſeinen Werken ſucht, ergründet und entdecket;
Wem nicht ein großes Herz in ſtarken Brüſten ſtecket,
So ſich der Tugend weiht, die Lüſte niederſchlägt,
Der Menſchen Beſtes ſucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Mißvergnügen,
Verdruß und Kummer weiß, wer nicht nach Ehre ſtrebt,
Die aus der Tugend kömmt, kurz, wer nicht denkt und lebt,
Wie weiſe Männer thun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und ſchmäuchelt ſich umſonſt, die Göttinn zu gewinnen.

So, ſo war Sokrates, Minervens ächtes Kind,
So war auch Epikur, der große Mann, geſinnt;
Der darin nur gefehlt, daß er die weiten Bogen
Des Weltraums dem Geſchick der Gottheit ganz entzogen.
So hat ſich Zeno ſtets und Plato dargeſtellt;
So wies ſich Epiktet als einen Tugendheld;
So war auch Tullius mehr in der Zahl der Weiſen,
Als in der Rednerzunft, für ungemein zu preiſen.
Dich, Cato, hat der Tod weit mehr, als ihn erſchreckt,
Als er ſein graues Haupt dem Mörder hingeſtreckt.
So iſt ein Seneca in Pallas Dienſt geſtorben;
So hat ſich Antonin ein ewig Lob erworben;
So hat Boethius, das Bild der Redlichkeit,
Nicht des Tyrannen Zorn, nicht Bann und Tod geſcheut;
So haben andre mehr, die noch die Welt erhebet,
Der Tugend nachgejagt, der Weisheit nachgeſtrebet.
Ihr Rhum verſchwindet nicht, ſo lange Sonn und Mond
Die Zeiten theilen wird, der Menſch auf Erden wohnt.

Das ſind die Helden nun, auf die euch Pallas führet,
Ihr Freunde! wenn ſie euch die muntre Scheitel zieret.
Wie ſie, als Mentor dort, dem jungen Telemach
Nur von Ulyſſens Muth, Ulyſſens Tugend ſprach:
So reizt ſie einen Geiſt, der von dem Himmel ſtammet,
In dem die edle Glut der Weisheitliebe flammet,
Der faſt vergeßnen Spur der Alten nachzugehn,
Und ſich, wie ſie gethan, durch Tugend zu erhöhn:
Durch Tugend, die ſich zeigt durch ein vernünftig Wiſſen,
Die Gott und Menſchen dient, und ſich dem Wahn entriſſen.

Ihr Freunde, folgt ihr dann! ach folgt der Führerinn!
Ja, ja! ich kenne ſchon den ungemeinen Sinn,
Der eure Bruſt belebt. Ihr nehmt den Lehrertitel
Wohl nicht aus Pralſucht an: ihr braucht ihn, als ein Mittel,
Das andern zeigen ſoll, was ihr euch wünſcht zu ſeyn.
Der Grund iſt ſchon gelegt, ihr kennet Holz und Stein,
Und Marmor und Metall, die ein Gebäude zieren,
Minervens Tempelbau vollkommen aufzuführen.
Vollendet ihn beglückt, vermehrt die Wiſſenſchaft:
Es fehlt euch nicht an Luſt, es fehlt euch nicht an Kraft.
Begnügt euch daran nicht, was ihr von mir gehöret;
Forſcht ſelber fleißig nach, was Wolf und Leipnitz lehret,
Was Holl- und Engelland, und Frankreich uns entdeckt,
Und was für Fleiß und Witz in Welſchland ſelber ſteckt.
Die Kunſt iſt nicht erſchöpft: wer kann ſie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weis, kann hundert andre finden.
Der Wunder ſind wir ſelbſt, Natur und Welt ſo voll,
Daß niemand ihre Zahl ſo leicht ergründen ſoll.
Drum laßt uns emſig ſeyn, und keine Mühe ſparen!
Was man nicht heute lernt, das kömmt doch mit den Jahren.

Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt durch euren Fleiß,
Lehrt andre, was ihr wißt, und nicht ein jeder weis.
Wir müſſen unſer Pfund, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Beſtreitet überall das Vorurtheil der Welt,
Die Philoſophen nur für Grillenfänger hält;
Und laſſet künftighin in Worten, Schriften, Werken,
Ein philoſophiſch Thun und weiſes Weſen merken:
Denn wo nicht ſelbſt die That von wahrer Weisheit ſpricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

Lob- und Gedächtnißrede auf Martin Opitzen von Boberfeld.

Rector Academiae Magnifice,

Erlauchter,*) Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Hochehrwürdiger,
Hoch- und Wohledle, allerſeits Hoch- und Werthgeſchätzte
Anweſende.

Wenn es heute zu Tage gewöhnlich wäre, die Verdienſte großer Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Vortheile verſchaffet, ihren Mitbürgern viel Ehre gemacht; ſich ſelbſt aber, durch Verſtand und Muth, über viele tauſende empor geſchwungen haben, durch anſehnliche Denkmäler und ſonderbare Ehrenzeichen, dem Andenken der Nachwelt zu empfehlen: ſo würde ich jetzo dieſen öffentlichen Rednerſtuhl nicht betreten haben. Alsdann würde es ein Ueberfluß geweſen ſeyn, das hundertjährige Gedächtniß eines großen Mannes zu erneuern, dem das erkenntliche Deutſchland bereits den gebührenden Dank abgeſtattet, welchem alle Liebhaber der freien Künſte ſchon eine unauslöſchliche Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet hätten. Allein, dieſes iſt die Unempfindlichkeit unſers Jahrhunderts: daß es die Wohlthaten der vorigen, weder auf eine dankbare Art erkennet, noch ihrer rühmlich erwähnet, noch auch ihren Urhebern die geringſte Vergeltung dafür zu Theil werden läßt.

Das dankbare Alterthum hat, unter unzähligen andern Vorzügen, die es vor unſern Zeiten beſeſſen, auch dieſen gehabt: daß es in Verehrung der Tugend und Geſchicklichkeit gerechter, auf ſeine einheimiſche Ehre eifriger, gegen ſeine Wohlthäter erkenntlicher, und vom Neide freyer geweſen. Welchem Helden hat es wohl vormals, ſonderlich in Griechenland und Italien, an Ehrenmälern und Denkſäulen gefehlet? Welchen Erfinder nützlicher Dinge hat man nicht vergöttert? Und welchem vortrefflichen Manne, der ſich nur einigermaßen durch Wiſſenſchaft und Witz hervorgethan, hat man es an einem Grabmaale oder Ehrenbilde fehlen laſſen? Dieſe ſcharfſinnige Kenner des menſchlichen Herzens ſahen es nur gar zu wohl ein: daß nichts ſo vermögend wäre, edle Gemüther zu lobwürdigen Thaten anzuſpornen, als Ruhm und Ehre. Und da ſie zugleich für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes beſorgt waren; da ſie alle rechtſchaffne Mitbürger aufmuntern wollten, das gemeine Beſte nach Vermögen zu befördern: ſo mußten ihnen Marmor und Metall zur Verewigung wohlverdienter Männer dienen; ſo mußten dauerhafte Bildſäulen und koſtbare Gedächtnißmäler, die in den Herzen der Lebendigen verborgenen Funken der Ehrliebe anfachen, und ſie zu löblichen Unternehmungen anfriſchen, dadurch ſie ſich gleichfalls Bewunderung und Unſterblichkeit erwerben könnten.

---

*) Dieſes waren Se. Excell. der Herr Cabinetsminiſter Graf von Mannteufel, welchem ein Graf von Promnitz, ein Graf von Solms, und einige andre allhier damals ſtudirende Grafen und Freiherrn Geſellſchaft leiſteten.

So war das griechiſche und römiſche Alterthum geſinnet, gnädige und hochzuehrende Anweſende! Ganz anders aber verhält es ſich mit unſern Zeiten. Zwar die Ueberreſte der vormaligen Schnitzkunſt, die durch Stein und Erzt der Tugend ihr Recht haben wiederfahren laſſen, werden von uns noch ſorgfältig aufgehoben. Wir bewundern und verehren dieſelben noch jetzo, auf eine faſt abergläubiſche Weiſe. Ja wir verabſcheuen oftmals die Wuth unſrer barbariſchen Vorfahren, derjenigen gothiſchen, vandaliſchen, normanniſchen und longobardiſchen Völker, die bey ihren Einfällen in Wälſchland eine unzählbare Menge von marmornen, ehernen und andern noch wohl prächtigern Gedächtnißbildern der tapferſten, weiſeſten und tugendhafteſten Leute zu Boden geworfen, zermalmet und vernichtet haben. Allein, indem wir dieſes thun, ſo treten wir ſelbſt gleichwohl gewiſſermaßen in ihre Fußtapfen. So groß iſt unſre Ungerechtigkeit! Wir loben an Athen und Rom dasjenige, was wir doch ſelbſt nicht thun. Wir helfen, durch die ſorgfältige Bewahrung und Erklärung der Alterthümer, einer ausländiſchen Tugend ihren Lohn ertheilen; ſind aber zu gleicher Zeit gegen einheimiſche Verdienſte unerkenntlich. Urtheilen ſie ſelbſt, hochzuehrende Anweſende, ob ich die Wahrheit ſage? Wo ſieht man doch unter uns die Ehrenmäler großer Leute, die unſerm Vaterlande wichtige Dienſte geleiſtet haben? Und werden wir hierinnen nicht faſt von allen unſern Nachbarn beſchämet? Wofern ſich die Eitelkeit nicht ſelbſt vergöttert; wofern ſich der Stolz, als der beſtändige Gefährte des Ueberfluſſes, nicht bey lebendigem Leibe ein Andenken ſtiftet; oder es doch den Seinigen als eine theure Pflicht auferlegt, ihm ein Ehrenmaal zu bauen: ſo ſieht man ja faſt nichts von dieſer Art zum Vorſcheine kommen. Die Tugend muß nicht nur, ſo lange ſie lebet, im Staube liegen: nein, ſie kann auch ſicher ſterben, ohne zu beſorgen, daß man jemals ihre Gebeine mit einer Laſt von Marmor beſchweren; oder die Hand der Künſtler mit Abbildung ihrer Geſtalt, und mit Eingrabung ihres Namens, ermüden werde.

Verlangt man Beweiſe von dieſer Unachtſamkeit unſers Vaterlandes: ſo gehe man in die Niederlande, und ſehe wie Rotterdam ſeinen Eraſmus in einer Bildſäule verewigt hat. Man gehe nach Wälſchland, wo man vormals des Virgils, des Cicero, und des Catulls, und noch in neuern Zeiten des Fracaſtorius*), ja unzähliger andern gelehrten Männer Andenken, auf dieſe Weiſe verewigt hat. Man gehe nach Griechenland, wo vor Zeiten faſt kein berühmter Redner, Dichter oder Weltweiſer geweſen, denen nicht entweder ihre Geburtsſtädte, oder andere ganz fremde Oerter dergleichen Ehre erwieſen haben: ſo gar, daß auch die Athenienſer einem phrygiſchen Sklaven, dem Aeſopus, aus reiner Hochachtung, eine Bildſäule aufgerichtet haben. Man gehe endlich nach Engelland, wo die Abtey zu Weſtmünſter nicht nur die Gräber der Könige und Helden, ſondern auch ihrer Weltweiſen und Dichter, eines Newtons, Addiſons und Steelens, in prächtigen Ehrenmälern und Denkſchriften bewahret. Und alsdann ſage man mir, warum nicht Leipzig ſeinem Stifter, Johann von Münſterberg, Augſpurg ſeinem Celtes, das Frankenland einem Ulrich von Hutten, Wittenberg ſeinem Melanchton, Nürnberg ſeinem Pirkheimer, Thorn ſeinem Copernicus, Königsberg ſeinem Sabinus, Magdeburg ſeinem Guerike, Danzig ſeinem Hevelius; die Lauſnitz ihrem Tſchirnhaus, Berlin einem Leipnitz, und Halle ſeinem Thomaſius, vieler andern voritzo zu geſchweigen, eine gleiche Ehre haben wiederfahren laſſen?

Doch, was ſage ich? Du vor allen andern hätteſt es verdient, unſterblicher Opitz, daß dein Andenken, auf Veranſtaltung deines ganzen Vaterlandes, durch ein prächtiges, und dauerhaftes Ehrenmaal wäre verewigt worden: du, der du Deutſchland allein ſo viel Ehre gemacht haſt, daß ſich alle ſeine Landſchaften um die Wette hätten bemühen ſollen, dein Grabmaal unter ſich zu haben. Gleichwohl biſt du bis auf dieſe Stunde noch keiner ſolchen Ehre theilhaftig geworden. Deine Gebeine haben bisher in einer Gruft verweſen müſſen, deren Grabſtein auch nicht einmal deinen Namen hat aufweiſen können. Dein Bildniß iſt uns kaum durch ein einziges Gemälde, von der geſchickten Hand des berühmten Strobels, und zwar in Danzig, aufbehalten worden, wo du dein ruhmvolles Leben beſchloſſen haſt. Doch bey der allgemeinen Nachläßigkeit Deutſchlandes iſt dirs keine Schande, daß du biſt vergeſſen worden; daß auch ſo gar diejenige Landſchaft, die das meiſte Recht hatte, auf dich ſtolz zu ſeyn, deine Verdienſte nicht zu belohnen geſuchet hat. Vielmehr gereicht es dir zu einer beſondern Ehre, daß auch eine fremde Stadt, darinnen du nicht gebohren worden, darinnen du nur als ein Fremder geſtorben biſt, dich dennoch in das vornehmſte ihrer Gotteshäuſer begraben hat; auch bey ermangelnder Aufſchrift deiner Ruhekammer, den Ort noch jetzo zeigen kann, wo der Vater des deutſchen Witzes, der unſterbliche Martin Opitz von Boberfeld, begraben liegt.

So ſtark, hochzuehrende Anweſende, iſt die Kraft ausnehmender Verdienſte, daß ſie auch die natürliche Undankbarkeit der Menſchen überwältigen kann. Sie nöthiget auch die Unempfindlichkeit ſelbſt, erkenntlich zu werden; und da man hundert verguldete Grabmäler ſolcher Todten nicht mehr zu finden weis, die ſich, durch ihre Schätze, der Vergeſſenheit gern entriſſen hätten: ſo zieht auch der leere Leichenſtein eines großen Mannes, die Bewunderung und die Neubegierde der Nachkommen auf ſich. So gewiß iſt es, daß nicht das Grabmaal den Todten: ſondern der Verſtorbene ſein Grabmaal anſehnlich und herrlich macht.

Ein redlicher Eifer für die Ehre unſers Vaterlandes, und eine tiefgewurzelte Liebe zu den freyen Künſten, gnädige, hochgeſchätzte Anweſende, haben mich längſt getrieben, ja ſo zu reden, gezwungen, denjenigen beſonders hoch zu ſchätzen, dem wir es faſt einzig und allein zu danken haben, daß ſich der deutſche Witz vor dem Witze benachbarter Völker nicht ſchämen darf. Kaum war mir nunmehr ſchon vor fünf und zwanzig Jahren von einem meiner akademiſchen Lehrer der große Martin Opitz, als der Vater der deutſchen Poeſie, genennet worden, als ich ſchon begierig ward, die Schriften deſſelben zu leſen. Je mehr ich dieſelben kennen lernte; je mehr mein Nachſinnen mit anwachſenden Jahren zunahm; je mehr ich aus den Exempeln und Regeln des Alterthums, mit den wahren Schönheiten der Natur bekannt ward: deſto höher lernte ich einen Mann ſchätzen, der dieſelben in unſerer Mutterſprache zuerſt ſo glücklich nachgeahmet hat. Nunmehr iſt es Zeit, dieſer meiner alten Hochachtung einen öffentlichen Ausbruch zu geſtatten. Heute, hochgeſchätzte Anweſende, heute, ſage ich, iſt ein volles Jahrhundert verfloſſen, daß dieſer deutſche Heſiodus, in dem Schooße meines geliebten Preußenlandes, die Welt verlaſſen hat. Ein ſolcher Tag iſt mir viel zu denkwürdig vorgekommen, daß ich ihn mit einem kaltſinnigen Stillſchweigen hätte übergehen können. Und wer will mir dieſes verargen? Mußte doch ehedeſſen ein Cicero, nach Sicilien kommen, und den unachtſamen Syrakuſanern das Grab eines großen Archimedes bekannt machen: welches ſie, aus einer ſträflichen Unbedachtſamkeit, nicht mehr zu finden wußten. Was wird es mir denn für einen Vorwurf abgeben, wenn ich gleichfalls, als Fremdling in Deutſchland, den nähern Landsleuten des großen Opitz gleichſam das Grab dieſes unſterblichen Dichters zeigen werde; welches ich zuerſt vor zehn, und hernach vor vier Jahren, noch geſehen; und bey welchem ich, ſo zu reden, das Gelübde gethan habe, heute ſein Andenken zu erneuern.

Gönnen ſie mir nur, Magnifice, hochgebohrne, hoch- und wohlgebohrne, allerſeits hochgeſchätzte Anweſende, bey dieſem meinem Vorhaben, dero gnädige und geneigte Aufmerkſamkeit. Zeigen ſie jetzo durch ihr rühmliches Exempel, daß es uns, weder an Liebhabern der freyen Künſte, noch an Verehrern der Tugend und großer Verdienſte; noch an ehrliebenden Deutſchen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtſchaffenen Mannes ertragen können, dem wir es faſt allein zu danken haben, daß wir, in der Dicht- und Redekunſt keinem einzigen heutigen Volke viel nachgeben dürfen. Dieſer patriotiſche Eifer, den ich aus ihrer aller Augen leſe, wird auch die Fehler meiner Rede erſetzen: als die ohnedieß allen ihren Werth, von der Gegenwart ſo vieler und ſo anſehnlicher Zuhörer, und von ihrem gnädigen und geneigten Beyfalle, wird erhalten müſſen.

Es iſt niemals ein Vorrecht großer und berühmter Städte geweſen, große Männer hervor zu bringen, die ſich durch Verſtand und Tugend in der Welt hervor gethan haben. Man hat es faſt durchgehends angemerkt, daß die kleinſten Oerter, die geringſten Flecken, es faſt zu allen Zeiten den prächtigſten Hauptſtädten darinnen zuvor gethan haben. So ſehr auch vormals, ſieben der berühmteſten Städte um die Ehre geſtritten haben, des göttlichen Homers Geburtsort zu ſeyn: ſo gewiß iſt es ausgemacht, daß keine von ihnen recht gehabt; und daß ein unanſehnliches Dorf, ja, vielleicht gar ein offenes Feld, oder das Ufer eines Fluſſes, dieſem großen Dichter den erſten Athem gegeben hat. Ein kleiner Flecken bey Mantua hat der

---

*) Siehe des Herrn Hofrath Menkens Leben des Fracaſtorius. Eben dieſer gelehrte Freund hat ein ganzes Werk von denen Bildſäulen unter Händen, die den Gelehrten zu Ehren an verſchiedenen Orten aufgerichtet worden, darinn wir eine große Menge ſolcher Ehrenmäler, von verſchiedenen Völkern beyſammen antreffen werden.

Weltbeherrſcherinn, Rom, den größten unter allen ihren Dichtern geliefert; und ein arpinatiſches Dorf hat ihm den vortrefflichſten Redner geſchenket, deſſen Verſtand und Geiſt der Größe des römiſchen Reiches gleich und würdig geweſen. Was iſt es alſo Wunder, daß auch das kleine Bunzlau unſerm großen Germanien einen Poeten geliefert hat, den auch die größten Reſidenz- und Handelsſtädte noch durch keinen ihrer Söhne übertroffen haben. Ich verachte deswegen dieſe, wegen ihrer angenehmen Lage, und fruchtbaren Gegend, beliebte Stadt ganz und gar nicht. Ich geſtehe, daß ſie auch andrer gelehrten Männer wegen, die ſie hervorgebracht hat, ſchon merkwürdig genug ſeyn würde. Ich preiſe ſie vielmehr glücklich, daß ſie es darinn allen andern Städten Deutſchlands zuvor gethan, indem ſie uns den unſterblichen Opitz zur Welt gebohren hat; der ſie, wenn ſie gleich ſonſt nichts merkwürdiges aufzuweiſen hätte, bis auf die ſpäteſten Zeiten in dem Andenken der Nachwelt erhalten könnte.

Doch, was halte ich mich bei der Vaterſtadt unſers deutſchen Ennius auf; da doch dieſelbe mehr Glanz von ihrem Sohne erlanget hat, als ſie demſelben hat mittheilen können? Hätte man nicht dieſelbe lieber gar mit Stillſchweigen übergehen ſollen; da es ohnedieß ein ſchlechtes Lob großer Leute iſt, welches von der Geburtsſtadt, oder von dem Vaterlande derſelben hergenommen wird? Allerdings, Magnifice, gnädige, und hochzuehrende Anweſende, hätte man bey unſerm vortrefflichen Dichter daſſelbe gänzlich verſchweigen können; und wenn es gleich ein berühmtes Athen, ein großes Rom, oder ein gelehrtes Alexandria, geweſen wäre. Allein, ich habe es mit gutem Vorbedachte angeführet, um in dieſem beſondern Falle deſto deutlicher zu zeigen, daß unſer Poet keines fremden Beyſtandes benöthiget, und durch ſich ſelbſt allein groß geweſen ſey. Geht nur hin, und trotzet auf den Ruhm eurer Geburtsſtädte, ihr unartigen Kinder! die ihr zwar eures Vaterlandes Ehre auf eure eigene Rechnung ſchreibet; ſelbſt aber demſelben lauter Schande machet. Geht hin, und brüſtet euch nur mit den Verdienſten eurer vormaligen, oder jetzigen Mitbürger! Wiſſet aber auch, daß eure Vaterſtadt euch ſchlechten Dank dafür wiſſen wird, daß ihr ihren Ruhm durch keine löbliche That zu erweitern bedacht ſeyd; und daß ſie euch, als unwürdige Kinder, auch desjenigen Antheils an ſeiner Ehre unwürdig erklären wird, der euch irgend, bey einem guten Verhalten, zuſtatten gekommen wäre.

Eben in der Abſicht, höchſtzuehrende Anweſende, erwähne ich auch der rechtſchaffenen Aeltern unſers Dichters allhier: nicht, weil etwa der große Sohn mit ihrem Geſchlechte und Anſehen hat pralen können; ſondern, weil ſie, durch einen ſo würdigen Zweig, ihren ganzen Stamm gezieret haben. Man verehret zwar billig alle die berühmten Geſchlechter, deren Stammtafeln faſt eine unzertrennte Kette großer Leute darſtellen; wo man faſt eben ſo viel Helden, als Ahnen, zählet, und die Lorberreiſer zu hunderten rechnen kann, die ihre Bilder und Helme vormals gekrönet haben. Allein, es bedünkt mich allemal viel rühmlicher zu ſeyn, wenn ein edler Sohn ſeine unberühmten Aeltern adelt, und denjenigen Stamm, ſo zu reden, krönet, dem er ſeine Geburt zu danken hat: als wenn ſich ein fauler Aſt mit denen Früchten breit machet, die andre fruchtbare Zweige ſeines Baumes getragen haben. Das fabelhafte Alterthum hat zwar die Ehrerbiethung gehabt, das Geſchlecht großer Leute von den Göttern herzuleiten; und z. E. einem Muſäus die Calliope zur Mutter, wie dem Orpheus den Apollo ſelbſt zum Vater anzuweiſen. Allein, mir iſt es allezeit als ein ſchädliches Vorurtheil vorgekommen, dadurch die Tugend mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn, zu geſchweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schmäucheley zu einem Sohne Jupiters macht: ſo ſchlägt auch die falſche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Vorältern, Muth und Fähigkeit zu großen Dingen beſitzen können, tauſend edle Gemüther nieder. Sie würden ſich auch, durch Verſtand und Tugend, erhoben haben; wenn ſie ſich nur die dazu gehörigen Kräfte zugetrauet hätten. So aber erſticken ſie gleichſam in dem Schlamme der Niedrigkeit, bloß, weil ſie ſich, aus verwerflicher Kleinmüthigkeit, für eine unedlere Art von Geſchöpfen anſehen, welche zu edlen Thaten unfähig wären; und das Recht, große Dinge auszuüben, nur den Abkömmlingen gewiſſer Halbgötter überlaſſen müßten.

Wie wenig war doch unſer Opitz von einem ſo ſchädlichen Vorurtheile eingenommen! Sein rechtſchaffener Vater, Sebaſtian Opitz, war zwar nur ein ehrlicher Bürger; und ſeine Mutter, Martha Rothmanninn, die er in früher Jugend verlor, eine Tochter eines bunzlauiſchen Rathsherrn. Doch dieſes ſchlug ſeinen Muth ſo wenig nieder, als vormals Sokrates dadurch kleinmüthig ward, daß ſein Vater Sophroniskus nur ein armer Bildhauer war. Und geſetzt, daß man ſeine Aeltern gar nicht hätte nennen können; geſetzt, daß ſie unbekannter, als Homers oder Amphions Aeltern, geweſen wären: der überaus muntre Geiſt, der ſein Gemüth belebte, würde ſich dennoch, durch eigene Kräfte zum Gipfel der Ehren erhoben haben. Und wie er dadurch dem abergläubiſchen Alterthume Gelegenheit gegeben hätte, ihn, wie den Orpheus, für einen Sohn des Phöbus zu halten: alſo iſt er jetzo, bei anwachſenden Jahren, durch die Gnade, die er ſich bei dem Herzoge zu Liegnitz erworben, ſeinem Vater zu einer Rathsherrenſtelle in Bunzlau, beförderlich geweſen.

Bemerken ſie doch hier, Magnifice Academiae Rector, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anweſende! das Sonderbare, welches in dieſer Begebenheit vorkömmt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mehr denjenigen Sohn, der ſeinen Vater erhöhet, bewundern; oder diejenige Stadt rühmen ſoll, die um eines berühmten Sohnes halber, den Vater für ehrenwerth ſchätzet? Jener zwar, beſchämt dadurch tauſend Söhne, die von ihren Aeltern ihr ganzes Anſehen borgen; aber ihnen daſſelbe niemals wiedergeben. Werden nun dieſe dergeſtalt denen feuchten Thälern ähnlich, die zwar von den Bergen die Ströme empfangen, dieſelben aber niemals wieder zurücke ſenden: ſo ward hingegen unſer Opitz ſelbſt einer wohlthätigen Wolke gleich, die ihre heilſame Feuchtigkeit auch auf trockne Ländereyen fallen läßt, von welchen ſie gar keine, oder doch ſehr wenige Dünſte empfangen hatte. Dieſe aber, nämlich die Vaterſtadt unſers Dichters, hielt auf eine löbliche Art dafür, die Nachwelt würde es ihr einmal für eine Unerkenntlichkeit auslegen, wenn ſie diejenige Quelle nicht verehret hätte, daraus ihr ſo viele Ströme der Ehren zugefloſſen. Glückſeliger Vater! der du deinem berühmten Sohne eine anſehnliche Ehrenſtelle zu verdanken hatteſt. Aber, noch weit beglückterer Sohn! der du, auf eine beſonders rühmliche Art, der Wohlthäter deines Vaters geworden biſt.

Sie wiſſen es alſo, hochzuehrende Herren, wer unſer Dichter, ſeiner Abkunft nach, geweſen iſt. Soll ich ihnen denſelben nunmehr auch in einer genauern perſönlichen Abbildung vor die Augen malen? Soll ich ihnen ſeine muntere Jugend, ſeine angebohrne Lebhaftigkeit des Geiſtes, ſein unvergleichliches Gedächtniß, ſeine unruhige Ehrliebe auf niedrigen und hohen Schulen vorſtellen? Soll ich ihnen den geſchickten Senftleben, der ihn in Bunzlau unterwieſen; oder die andern gelehrten Männer rühmen, unter welchen er im magdalenäiſchen Gymnaſio ſtudiret hat? Soll ich ihnen ſeinen unermüdeten Fleiß in Frankfurt an der Oder, in Heidelberg, in Straßburg und in Tübingen beſchreiben? Oder ſoll ich ihnen ſeine Gönner und Freunde namhaft machen, die er ſich in allen dieſen Orten erworben hat? Soll ich ihnen ſeine Reiſen in die vereinigten Niederlande, als den damaligen Sitz der gelehrteſten Männer, und nach Holſtein, entwerfen; wohin er einem jungen däniſchen von Adel gefolget iſt, dem er zum Reiſegefährten gedienet? Soll ich ferner ſein Glück an den Höfen zu Liegnitz, in Siebenbürgen, in Anhaltköthen, in Dresden, ja in Wien und Paris beſchreiben? Oder ſoll ich endlich den Antheil an den öffentlichen Staatsgeſchäfften ſeiner Zeit vorſtellig machen, den er, theils in des Königs Vladislaus Dienſten, mit vielem Ruhme gehabt hat?

Was für ein Feld würde mir nicht hier überall offen ſtehen, unſern Dichter mit Nachdrucke zu loben? Bald würde ich ihnen, hochgeſchätzte Anweſende, die unvergleichlichen Gaben abſchildern müſſen, momit ihn die Natur ſelbſt ausgerüſtet hatte. Bald würde ich ihnen den unermüdeten Fleiß ſeiner jungen Jahre entwerfen. Bald würde ich ihnen die Namen der gelehrteſten Männer, eines Lingelheims, eines Gruters, eines Frehers, eines Pareus, eiines Xylanders, eines Venators und Berneggers nennen müſſen, die damals in der Pfalz, im Elſaß und im Würtembergiſchen, ihn ihres Unterrichtes, ihres Umganges und ihrer Freundſchaft gewürdiget haben. Bald würde ich ihnen die damaligen Lichter der Niederlande, einen Scriverius, einen Voßius, einen Barläus, einen Rutgerſius, einen Heinſius und einen Grotius vor Augen malen, bey denen er ſich gleichfalls mit Schätzen der Weisheit und Wißenſchaft bereichert hat. Bald würde ich ihnen die arminianiſchen Religionsſtreitigkeiten, und die dordrechtiſche Kirchenverſammlung ins Gedächtniß bringen, die unſer Opitz, als ein lebendiger Zeuge, mit angeſehen hat. Bald würde ich ihnen die glücklichen Arbeiten unſers Dichters erzählen, wodurch er ſich in beyderlei Schreibart ſeinem Vaterlande gewieſen; und ſelbigem, als ein aufgehendes Geſtirn, in die Augen geleuchtet hat. Endlich aber würde ich ihnen auch die Belohnungen aller dieſer Verdienſte zeigen müſſen, da er bald von dem ſiebenbürgiſchen Fürſten, Gabriel Bethlem, zum Lehrer eines neuangelegten Gymnaſii berufen, bald von dem liegnitziſchen Herzoge reichlich verſorget; bald am anhältiſchen Hofe mit Gnadenbezeugungen beehret worden; bald am kaiſerlichen Hofe ſelbſt, Adel und Wappen empfangen, und davon getragen hat. Und wie ſpät würde ich doch mit dem allen fertig werden? Wenn würde ich endlich das Hauptwerk meiner Rede berühren können? Die getreuen Federn der Geſchichtſchreiber mögen alſo dasjenige ausführlich erzählen, was ich hier, gleichſam nur im Vorbeygehen, habe berühren können.

Meine Abſicht iſt auf etwas größers gerichtet. Ich werde von einer Sache reden, die, auch ohne alles übrige, was man von Opitzen rühmen kann, ihn ganz allein unſterblich gemacht haben würde. Seine Verdienſte um unſere Mutterſprache, Dichtkunſt und Beredſamkeit ſind es, die ich hauptſächlich entwerfen will. Dieſe ganz allein, werden ihnen, **Rector Academiae Magnifice**, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anweſende, dieſen deutſchen Petrarcha ſo groß vor Augen ſtellen, daß ſie keiner fernern Abſchilderung ſeiner übrigen Beſchäfftigungen und Begebenheiten von mir verlangen werden. Deutſchland hat ſeit zweyhundert Jahren unzählige gelehrte Männer von allerley Arten hervorgebracht, mit welchen es allen Ländern von Europa Trotz biethen kann. Aber es hat nur einen einzigen Opitz aufzuweiſen, der, da er in allen übrigen Arten der Gelehrſamkeit hätte groß werden können, dennoch die Ehre ſeines Vaterlandes der ſeinigen vorgezogen, und ſeiner Mutterſprache Dienſte geleiſtet hat, die ſie von niemanden anders ſo gut hätte erwarten können. Dieß, dieß iſt das ſeltene Lob, welches unſerm Dichter ganz eigen iſt.

Hier ſetze ich es zum Voraus, daß derjenige ſeinem Vaterlande keinen geringen Dienſt erweiſet, der demſelben durch nützliche und ſinnreiche Schriften, und zwar in ſeiner Mutterſprache, Ehre macht. Will man mir dieſen Satz in Zweifel ziehen: ſo gehe man in die älteſten Zeiten, und zu den geſcheideſten Völkern zurück. Man ſage mir doch, wodurch denn das kleine Griechenland vor ſo vielen weſtlichen, nordiſchen, morgenländiſchen und mittäglichen Reichen, in den Augen aller Welt einen ſo großen Vorzug erhalten hat? Aegypten iſt ihm an Alterthume ſeiner Weisheit und Jahrbücher, an prächtigen Gebäuden, und an ſeltſamen Wundern der Natur weit überlegen geweſen. Babylon hat ein kleines Athen an Weitläuftigkeit und Stärke ſeiner Mauren, an Menge ſeiner Unterthanen, ja an Macht und Dauer ſeines Reiches ungemein übertroffen. Perſien iſt ihm an Schätzen und zahlreichen Kriegsheeren; Phrygien aber, Scythien und die andern celtiſchen Völker, ſind ihm an Tapferkeit und Aufrichtigkeit, um ein großes vorzuziehen geweſen. Aber alle dieſe Völker und Reiche ſind von dem einzigen Griechenlande gleichſam verdunkelt, und, ſo zu reden, aus dem Andenken der Menſchen vertilgt worden; außer in ſo weit Griechenland ſelbſt mit ihnen zu thun gehabt. Eben das könnte von Italien in den alten Zeiten erwieſen werden, wenn man es gegen Carthago, Hiſpanien, Gallien und Germanien halten wollte. Denn, ob es gleich durch ſeine ſiegreiche Waffen ſich alle dieſe Länder, das letzte nur ausgenommen, unterwürfig gemacht: ſo hat es doch damals mehr durch ſeinen Verſtand und Witz, mehr durch Weisheit und Tugend, als durch eine blinde Gewalt, andere Völker beſieget und beherrſchet. Wem nun die Römer dieſen ihren Verſtand zu danken gehabt, dem haben ſie ohne Zweifel auch ihren großen und unvergänglichen Ruhm zu danken gehabt. Wer ſieht aber nicht von ſich ſelbſt, daß es bloß die geiſtreichen und witzigen Köpfe, die guten und ſcharfſinnigen Schriftſteller geweſen, die Rom zuerſt aus ſeiner alten Barbarey geriſſen, und ſeine Bürger zu einem geſcheiden Volke gemacht haben?

Ich weiß wohl, was man mir hier einwenden wird. Man wird nämlich ſprechen: dieſes könnte zwar von den erſten Zeiten der Welt gelten, als noch gar keine witzige Völker vorhanden geweſen, die ſowohl Weisheit als Wiſſenſchaften in Schriften verfaſſet gehabt hätten: allein; nachdem wir bereits die Bücher der weiſen Griechen und Römer in Händen gehabt; ſo wäre es gar nicht mehr nöthig geweſen, auch in unſern neuern Sprachen noch Gedichte und andere Sachen abzufaſſen. Man dörfte ſich ja nur auf die alten Sprachen befleißen; wie man denn lange vor Opitzen, auch in Deutſchland ſchon gethan hätte: ſo könnte man aller Scribenten in ſeiner Mutterſprache gänzlich entbehren.

So lauten ungefähr, hochgeſchätzte Anweſende! die Worte gewiſſer Liebhaber der Finſterniß; oder, daß ich ſie bey ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, daß wir unſere Landesleute in einer ewigen Unwiſſenheit und Barbarey ſollen ſtecken laſſen. Dieſes ſind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Aegyptier, aus der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft ein Geheimniß zu machen; Vernunft und Witz als ein Handwerk anzuſehen, und die Unſtudierten, das iſt, den größten und edelſten Theil eines Volkes, faſt zu der Unwiſſenheit der Beſtien hinunter zu ſtoßen. Denn, was kann wohl ſonſt die Meynung dieſer Leute ſeyn? Oder was für Abſichten können ſie hegen, wenn ſie es uns verbiethen wollen, in unſrer Mutterſprache gute Schriften abzufaſſen; wenn ſie alle, die ſolches thun, verſpotten, und wenn ſie auch diejenigen, die ſolches mit mehrerm Witze und mit größerer Schönheit ins Werk richten, als alle andere, gar keines Lobes würdig achten; bloß weil ſie es in keiner alten und abgeſtorbenen Sprache thun? Allein, man erwäge nur die ſeichten Gründe, darauf dieſes Vorurtheil beruhet; und betrachte hingegen die feſten Säulen der Wahrheit, darauf unſre Meynung ſich gründet. Wie viel griechiſche Scribenten haben denn ehemals in der Sprache der Brachmanen, der Phönizier, oder der ägyptiſchen Weiſen geſchrieben? Oder wie viele Römer haben uns ihre Gedichte und Schriften in der Mundart der Griechen abgefaſſet? Dichteten denn Homer und Heſiodus, Anakreon und Pindarus phöniziſch, oder ſchrieben Herodot und Pherecydes ägyptiſch, um ihre Griechen klug zu machen? Schrieben nicht Ennius, Plautus, Terenz, Lucrez, Cicero und Cäſar, Virgil und Livius in ihrer Mutterſprache; auch zu der Zeit ſchon, als das Latein noch keine gelehrte, ſondern eine gemeine Sprache war? Und warum ſollen wir es anders machen? Warum ſollen wir uns dieſe großen Geiſter nur eben darinn nicht zu Muſtern nehmen, wodurch ſie am meiſten ihrem Vaterlande genützet, ja ſich und ihre Mutterſprachen unſterblich gemacht haben?

Hier ſpricht man: die damaligen gelehrten Sprachen wären unter den gedachten Völkern nur ſehr wenigen bekannt geweſen: heut zu Tage aber, da alle Gelehrten, und welch eine Menge derſelben haben wir nicht? des Lateiniſchen mächtig wären: ſo würde es uns an Leſern nicht fehlen, wenn wir gleich die Sprache der Römer in unſern Schriften braucheten. Jedoch, auch dieſer Einwurf iſt nichtig. Was würde doch die kleine Anzahl der ſogenannten Lateiniſchgelehrten dem großen Germanien für ein ſchlechtes Anſehen geben, wenn der ganze übrige Haufen der Einwohner unſers Vaterlandes, in einer wüſten Barbarey ſtecken bliebe? Mit was für Vergnügen würde man doch ſein Leben unter einem ſo wüſten Volke zubringen können, welches weder Gott, noch ſich ſelbſt, noch ſeine Pflichten kennete; weder von den Geſchichten, noch von den Wiſſenſchaften, noch freyen Künſten das Geringſte wüßte? Was für Anmuth würde man in der Welt genießen, wenn noch die viehiſche Wildheit und Unwiſſenheit unter unſern Bürgern und Landleuten herrſchete, die vormals unſern Vorfahren ſo beſchwerlich als ſchimpflich geweſen iſt? Soll man denn aber allen Witz in die Wolken einer fremden Sprache verhüllen! Soll es ſonſt niemanden erlaubt ſeyn, einige Kenntniß der Vernuft und Tugend zu erlangen, als denen, die ſich erſt zwanzig Jahre auf alte Sprachen befliſſen, und dieſelben doch noch nicht halb erlernet haben? Weg, weg mit ſo abgeſchmackten Forderungen, gnädige und hochzuehrende Anweſende! Wir laſſen uns durch dergleichen ſeltſame Rathgeber nicht irre machen. Es bleibt vielmehr dabey: diejenigen verdienen viel Ruhm und Ehre, die ihrem Vaterlande mit nützlichen und erbaulichen Schriften in ihrer Mutterſprache an die Hand gehen.

Ich muß noch eine Betrachtung hinzuſetzen, hochgeſchätzte Anweſende! Wenn alle Scribenten, die ihrem Vaterlande mit nützlichen Schriften dienen, Lob und Ehre werth ſind: wie vielmehr werden nicht diejenigen einer beſondern Hochachtung würdig ſeyn, die ſich vor andern durch ſinnreiche Schriften, voll witziger Gedanken, und durch eine geiſtreiche und lebhafte Schreibart hervorthun? Urtheilen ſie ſelbſt nach ihrer Einſicht. Ein nützliches Buch bringt ſeinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel deſto mehr Ehre, je mehr es geleſen wird. Nun werden aber ſinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel ſehr häufig geleſen, oft wiederholet, ja faſt auswendig gelernet; indeſſen daß andere, die zwar auch nützliche Dinge in ſich enthalten, aber keine anmuthige Schreibart haben, mit Würmern, Staub und Schimmel zu ſtreiten haben. Wie ſonſt ein wohlangelegter Garten, voll bunter wohlriechender Blumen, und fruchtbarer Bäume, deren Aeſte faſt von der Laſt ihrer Früchte brechen, einem wilden Walde vorgezogen wird; ungeachtet vielleicht dieſer ſeinem Beſitzer weit mehr Holz und Schatten giebt: ſo iſt auch ein geiſtreiches Buch, wo viel witzige Einfälle die nützlichſten Wahrheiten zieren, und wo die erbaulichſten Lehren in einer ſinnreichen und ſchönen Schreibart vorgetragen werden, allen andern Schriften vorzuziehen, wo nur ein trockner Vortrag, ohne Lebhabtigkeit und Anmuth herrſchet. Ja nicht nur das eine Land, wo ſolche Bücher geſchrieben werden, vergnüget ſich daran: ſelbſt auswärtige Völker werden insgemein begierig darnach. Sie lernen oft, um ſolcher Schriften halber, die Sprachen, darinn dieſelben geſchrieben worden. Sie bewundern den Geiſt und Witz ihres Verfaſſers; und ſchöpfen eine gewiſſe Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es ſolche Scribenten giebt. Dadurch wächſt dann die Ehre einer ſolchen Nation, bey allen ihren Nachbarn; und ſo können ein Homer und Virgil, ein Pindar und Horaz ihrem Vaterlande vielmehr Ehre machen, als Ariſtoteles und Varro, als Euklides oder Vitruvius; deren Schriften nur von wenigen tiefſinnigen

Köpfen geleſen oder verſtanden werden. Ja ſo ſehen ſich oft die Weltweiſen ſelbſt genöthiget, ſich mit einem göttlichen Plato und beredten Cicero, mit dem Theophraſt und Seneca, auch auf die Schönheit des Ausdrucks zu befleißen, und durch die Künſte der Dichter und Redner, ihre an ſich ſelbſt trocknen Wahrheiten auszuſchmücken.

Nunmehr wird es leicht ſeyn, die Deutung dieſes feſtſtehenden Grundſatzes, auf unſern unſterblichen Martin Opitz von Boberfeld zu machen. Doch, was darf ich ſolches allererſt thun; da ſie alle, Rector Academiae Magnifice, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anweſende! es unfehlbar ſchon in ihren Gedanken gethan haben? Sie ſind mir ohne Zweifel darinnen ſchon zuvor gekommen, und ich werde ihnen, zum Lobe dieſes großen Mannes, nicht viel ſagen können, das ihnen nicht ſchon ſelber beygefallen wäre. Denn, wem ſind wohl die ſo nutz- als anmuthsvollen, die ſinnreichen, die geiſterfüllten Schriften unſers Poeten unbekannt? Wer weis es nicht, zum mindeſten aus dem gemeinen Rufe, daß dieſer ſcharfſinnige Kopf, ſeit hundert Jahren, für den Vater aller guten deutſchen Scribenten, beydes in gebundener und ungebundener Rede, gehalten worden? Alle witzige Köpfe ſeiner Zeit haben ihm mit einhälligem Munde, dieſes Lob beygelegt. Der berühmte wittenbergiſche Lehrer, Auguſt Buchner*), der meißniſche Schwan, Paul Flemming**), der patriotiſche Jul. Wilh. Zinkgräf***), der ſcharfſinnige Bunzlauer, Tſcherning*), der gelehrte Venator**), der gottſelige Niederſachſe, Johann Riſt***), der an-

---

*) Auguſt Büchner hat folgendes Gedicht auf unſern Opitz verfertiget:

SCAZON.

Virtute et armis praestat hactenus Teuto,
Et tot meretur laureas triumphosque
Quot fulminante dextera patrat pugna.
Flos praeliorum, Martis igneum germen.
At nunc lepores Gratiasque venari.
Et vatibus quodcunque Phoebus indulget,
Potenter instans patriae sono linguae,
Quantus futurus! Opiti docet Musa,
Arguta, docta, dulcis Opiti Musa,
Cui tot resultant ora, quod canunt Musae.
Quicquid cothurnus detonat Sophocleus,
Quicquid Maronis entheum sonat carmen,
Et tu Calabras rite qui moves chordas,
Non aemulandi vatis aemulus vates,
Divine Horati: tuque, tu tener Naso,
Cujus venusto vix venustior versu
Amathuntia ipsa est; quicquid uspiam pangunt
Vates Pelasgi, Romulique cantores,
Et vos, Poetae, Celticique Tuscique,
(O rarum! o ingens! o sacrum ingenii monstrum!)
Id omne dulcis Opitii canit Musa.
Quod porro vincas, Teuto, nil tibi restat:
I, et supremum gloriae occupa culmen,
Bellator ante, nunc et optimus Vates.

**) Auf der 58 und 59ſten Seite ſeiner Gedichte ſteht folgendes:

Miſcenus mußte ſingen,
Sollt Hector luſtig ſeyn. Wenn Schützens Lieder klingen,
So wächſt des Sachſen Luſt. Wenn Nauwach das Pandor
Läßt hören, und mit ihm den künſtlichen Tenor:
Da wacht mein Opitz auf, daß er des Künſtlers Stimmen
So hoch, wo über uns der Leyer Sterne klimmen,
Durch ſeinen erſten Fleiß die deutſchen Vers empört,
Weil immer eine Kunſt die andre liebt und ehrt.

Und auf der 97ſten Seite heißt es:

Es hätte Maro nicht ſein ewigs Buch vollführet,
Hätt ihn Auguſtus nicht mit Ehren ſo gezieret:
So hätte Flaccus auch es nicht ſo weit gebracht,
Wenn ſein Mäcenas ihm nicht hätte Luſt gemacht.
Bey uns gehts auch noch ſo. Der Fürſt der deutſchen Lieder,
Der Bunzlau Mutter heißt, legt ſeine Laute nieder,
Bis Hannibal ihm winkt; den er ſo hoch erhebt,
Daß er auch ſeinen Tod nun recht hat überlebt.

***) Siehe das ſchöne Sinngedichte, ſo er auf unſern Dichter verfertiget hat, welches ſo lautet:

In Effigiem.

Qualis in hoc spirat generosus Opitius aere,
In nostro talem pectore scripsit Amor,
Vnde ipsum non ulla aetas delebit; at olim
Tam pulchram tabulam fors premet atra dies.
Caetera praetereant; divinae mentis imago
Vivet in aeternis, quos dedit ipse, modis.
Hactenus incultam pubes Germanica credens
Linguam hanc, externos est venerata sonos:
Quisquiliasque suo peregrinas praetulit auro;
Ergo peregrinus credidit omnis idem.
Vnicus ast patriam sermonis honore tuetur
Opitius nostrae gloria prima lyrae.
Nil mihi vobiscum, impuro qui lingitis ore
Romani faeces reliquiasque meri.
Cedite, dicam ipsis, Romani! cedite Graii!
Germanus, qui vos exsuperabit, adest.

*) Dieſer ſchreibt auf der 74ſten Seite ſeines Frühlings:

Wer kennt den Opitz nicht, die zehnte Pierinn,
Als der den Helikon durch ſeinen hohen Sinn
In Deutſchland hat verſetzt?

Und, nachdem er Opitzen den König der Poeten geheißen, lieſt man auf der 123ſten Seite:

Lebt hierbey der Zuverſicht,
Daß ein ſolcher Opitz nicht
Alle Jahre wird gebohren.

Auch auf der 229ſten Seite heißt es:

Ich höre deinen Fleiß itzt noch die ganze Stadt erheben,
Bis zu den Sternen hin, in der mir Geiſt und Leben
Der Himmel hat verehrt: die nun ſo hoch und weit
Durch ihren Opitz ſteigt, als etwan vor der Zeit
Durch Maro Mantua.

**) Siehe das Glückwünſchungsgedicht an Opitzen, ſo bey ſeinen Werken zu finden iſt:

Res est perfacilis dolare versum
Dicit praecipitum genus Truonum,
Qui credunt satis hoc bono Poëtae,
Si possit numero ligare voces,
Et grandes calamo inquinare chartas,
Quantumvis sapiant suem peremptam.
Hoc plebs ut genios suos adorat,
Hos aequat titulis Maronianis;
Et pridem queritur Latina Musa,
Secum prostitui suas sorores.
Quo quis praestat ineptius Poëtam,
Tanto plus superat bonos Poëtas.
Rari indicii est, greges olorum
A nigris hodie expedire corvis.
At quid non patitur, vel ante passa est,
Felix ingeniis, sed arte dispar,
Magnae Teutoniae jacens Poësis?
Quid si non aliquis sagax veniret
Gustator Viadri Silesiani?
Mansisset tenebris sepulta merces
Germanae decus aureum Thaliae.
Haec nobis redimit fides Opiti,
Quem mersit liquidas Apollo in undas,
Quas Pelignus Opitius bibebat,
Cum nondum Dominam timebat iram.
Quisquis vult Latio tumere Phoebo,
Quisquis Teutonica lyra probari,
Nec credit tamen id laboris esse:
Is tentet numeros Opitianos,
An rursum temere, videbo, dicat:
Res est perfacilis dolare versum.

) Dieſer ſchreibt in der Vorrede zu ſeinem poetiſchen Luſtgarten, der 1638 herausgekommen: Es hat uns zwar der edle und hochberühmte Poet, Martin Opitz, in ſeinen theils luſtigen, theils nützlichen Schriften und Gedichten, genugſam Anleitung gegeben, wie wir unſrer faſt verderbten, und durch ſo viel Fremdes in derſelben, gleichſam vermummten deutſchen Sprache, wieder auf die Beine helfen, ihr die unbekannten Larven wieder abziehen, und derſelben Glanz, Zier und Reinlichkeit in Aufnehmen bringen könnten ꝛc. Und in ſeiner Musa Teutonica, die 1640 herausgekommen, heißt es gleichfalls in der Vorrede: Wir Deutſchen, ob wir ſchon in den lateiniſchen und griechiſchen Sprachen ſo vortreffliche Poeten gehabt, und noch zur Zeit haben, daß wir auch keinen fremden Nationen in denſelben etwas bevorgeben: ſo iſt doch faſt niemand gefunden, der ſich um unſre ſo ſchöne und wortreiche Mutterſprache hätte bekümmern, oder dieſelbe durch göttliche Poeſie hätte berühmt machen wollen; bis endlich vor wenig Jahren, der hochgelahrte OPITIVS hervorgekommen, der den Weg zur ſelbigen gebahnet, das Eis gebrochen, und uns Deutſchen die rechte genehme Kaldenbach*), dieſe alle ſage ich, und noch unzählige andere, haben ihm dieſes unparteyiſche Zeugniß gleichſam um die Wette gegeben. Und, was noch mehr iſt, ſelbſt Caſpar Barth**), der berühmte Leipziger Polyhiſtor, der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen ſo vollkommen einſah; ſelbſt Daniel Heinſius), der große Kunſtrichter damaliger Zeiten dem die Regeln und Exempel der Alten ſo vollkommen bekannt waren; ſelbſt Hugo Grotius*), deſſen Name allein genug iſt, einen großen Geiſt anzuzeigen, der mit ſeinem durchdringenden Verſtande, ungemeinen Witze, und faſt göttlichen Gedächtniſſe, zu einer allgemeinen Gelehrſamkeit gelanget war: dieſe drey große Zeugen, ſage ich, treten für mich auf, unſerm hochverdienten Opitz ſein gebührendes Lob zu geben. Sie geſtehen nämlich mit einem Munde, daß er die deutſche Poeſie der alten griechiſchen und römiſchen, und die Sprache der Deutſchen ihren Waffen gleich gemacht; daß er den tragiſchen Geiſt des Sophokles, den epiſchen des Virgil, die erhabene Leyer des Horaz, und die anmuthigen Seyten des Ovidius erreichet, ja allen neuern Wälſchen und Franzoſen nichts zuvor gegeben habe.

Es iſt wahr, alle dieſe gelehrte Männer ſind Freunde und Gönner unſers Poeten geweſen: ja, die beyden letzten haben ihm ſogar, für die Ueberſetzung verſchiedener ihrer Werke zu danken gehabt. Allein, weit gefehlt, daß dieſes ihr Zeugniß entkräften ſollte; ſo erwächſt ihm daraus vielmehr eine neue Stärke. Denn was war es doch immermehr, wodurch ſich Opitz die Gunſt und die Freundſchaft ſo vieler ſinnreichen Köpfe, ſo vieler Lichter unſers Deutſchlandes, und der Niederlande erworben hat? Gewiß nichts anders, als der ſonderbare Geiſt und Witz, den er in ſeinen unvergleichlichen Gedichten wies; nichts, als die vortrefflichen Muſter der deutſchen Schreibart, die er, ſchon in ſeinen jungen Jahren der Welt vor Augen gelegt hatte; nichts anders, als die glücklichen Ueberſetzungen ſelbſt, die er von den artigſten und nützlichſten Werken abgefaſſet hatte. Eine Freundſchaft aber, die ſich auf dieſen Grund ſtützet, iſt gewiß die allerreinſte, die man wünſchen kann. Wenn dorten der Poet Archias, nach dem Berichte Cicerons, Gönner und Freunde fand, ſo bald er nach Rom kam; bloß, weil der Ruhm von ſeinem Witze bereits vor ihm hergegangen war: oder wenn jener Spanier, nur um den großen Geſchichtſchreiber Livius zu ſehen, nach Rom gekommen, und, ſo bald er ihn geſehen, vergnügt wieder an Bort geſtiegen, und unter Segel gegangen; gerade als ob nichts merkwürdiges mehr in Rom zu ſehen wäre: ſo hat man eine ſolche Zuneigung gewiß nur einem unſtreitigen Verdienſte dieſer geſchickten Männer zuzuſchreiben gehabt. Und was hätte wohl ſonſt unſern Opitz bey Unbekannten ſo beliebt machen können; da ihm, weder eine hohe Geburt, noch eine anſehnliche Bedienung bey Hofe, noch ein großes Vermögen, Schmäuchler zuwege bringen konnte? Wie glücklich ſeyd ihr derowegen, ihr aufgeweckten Köpfe! ihr ſcharfſinnigen Scribenten! Eure Freundſchaften allein ſind ohne Argwohn! Eure Verdienſte aber ſind unſtreitig, und erwerben euch aufrichtige Gönner und Freunde; indeſſen daß Hoheit und Reichthum gegen alles mistrauiſch ſeyn müſſen, was ihnen oft noch ſo viele Lobſprüche verſchwendet.

Doch, nicht nur die damals lebenden Helden in der gelehrten Welt, haben unſern Dichter, für den Vater des deutſchen Witzes erkläret. Selbſt unter den Neuern haben ihn die größten Meiſter, Kenner und Richter ſinnreicher Schriften, faſt bis an den Himmel erhoben. Zu den erſten rechne ich den ſcharfſinnigen Rachelius, unſern deutſchen Lucil**), und den

---

Art gezeiget, wie auch wir in unſrer Sprache Petrarchas, Arioſtos und Ronſardos haben können ꝛc.

*) Dieſer geſchickte Dichter, der anfänglich in Königsberg, hernach in Tübingen gelebet, ſchreibt auf der 488ſten Seite in ſeinem Gedichte:

Schaut, unſre Weichſel rinnt,
Gottlob! der Pregel auch, durch keinen Zwiſt entzündt!
Hier, wo der Bunzler-Schwan, wiewohl auf kurze Zeiten,
Auch ſeine Ruh noch fand.

Und an den König Vladislaus ſchreibt er auf der 385ſten Seite, ſo von ihm:

Der nie von Scham entfärbet,
Dein Stimmwerk ſelbſt gerührt, Opitz der edle Schwan,
Den Bunzlau trug ans Licht, auf deſſen hoher Bahn
Ich, Phöbus, ſetze nach, fand bey ihm Huld und Gnade;
Dem er ſein ſchönes Lob, am baltiſchen Geſtade
Auch rühmlich ſang: hier, wo ſein irdiſches Gebein
Der weit geehrten Gruft noch ſteht geſenket ein.
Er gab ihm Raum und Fug, ſein werthes Lob zu ſchreiben,
Hieß ſeiner Zeiten Lauf der Weisheit einverleiben,
Die auf die Nachkunft ſieht. So lange man forthin
Der edlen Wiege Ruhm am Bober an wird ziehn,
Und das berühmte Grab hat Danzig aufzuweiſen;
Wird auch dein ſüßes Volk den linden Purpur preiſen,
Der ihm ſich zugewandt.

**) Dieſer hat auf Opitzens deutſche Gedichte folgendes Sinngedicht aufgeſetzet:

Germanae tubicen novelle Peithus,
Qui plectrum rude Martiae loquelae
Priscis cedere non sinis Pelasgis;
Quin quicquid grave, sordidum, molestum,
Bellacis studiosior lacerti
Albis moribus àssonabat olim,
Nunc voto premat eloquente Teuto,
Nec praeconia gloriae superba
A victo petat impotenter hoste:
An longis tibi seculis nepotes
Dignas dicere gratias valebunt,
Quod te vindice, literate Vates,
Maternae gravitas leposque linguae
Et Grajos premit, et premit Latinos?
Per te, qui bene dimicabat olim
Teuto, nunc bene non minus loquetur!

In Ejusdem Effigiem.

Potor Pegasei potens fluenti
Talem sese homines ferebat inter,
Ingens ingenii, lepore promtus,
Castis moribus aemulus poëtas,
Non isti modo qui probantur aevo,
Sed quos sanctior extulit vetustas:
Qualem mentis Opitium bearit
Natura favor, artiumque cultus,
Vitae dotibus, et decore linguae,
Rumori dare calculum caveto;
Ipsum, Lector, adi; videbis omnes
Tot laudum superare cantilenas,
O sacrum caput! o cor entheatum!
Siren Teutona, Slesiana Peitho,
Quis verbis variare tot nitelas,
Tot morum joca possit innocentum!
Felices tabulae; sacrantur aera,
Tanti queis typus insidet Poëtae:
Illas postera dedicabit aetas.

***) Dieſem, auch in holländiſchen Verſen (ſehr geſchickten Poeten, geſteht Opitz in einem Gedichte, auf deſſelben niederländiſche Gedichte, daß er von ihm die deutſche Poeſie gelernet habe.

Ich auch, weil ihr mir ſeyd im Schreiben vorgegangen,
Was ich für Ehr und Ruhm durch Hochdeutſch werd erlangen,
Will meinem Vaterland eröffnen rund und frey:
Daß eure Poeſie der meinen Mutter ſey.

*) Auch dieſer hat in einem kurzen Gedichte unſerm Poeten ſeinen Beyfall öffentlich bezeuget:

Quod mihi misisti doctissime munus Opiti,
  Ingratus, gratum ni foret, ipse forem.
Multum ego, sed multo tibi plus Germania debet,
  Aonias quae jam te duce potat aquas.
Quantum Maeonidi facundo Graecia debet,
  Patria Maeonidi Graecia tota suo;
Quantum grandiloquo regnatrix Roma Maroni;
  Petrarchae quantum serior Italia;
Quantum florilegis Ronsardi Gallia Musis,
  Vel mea Dousaeis patria carminibus:
Tantum Teutonici debet tibi nominis, et quod
  Nunc viget, et quantum saecla futura dabunt.
Hoc habuit Rhenus: sed nunc, ne maximus Ister
  Invideat, clarum Dacia surgit opus.
Ergo novo, gens prisca, Getae, gaudete triumpho:
  Ausonias vobis hic dabit unus opes.
Idem qui nasci teneris dedit ante Camoenis,
  Ex orco veteres suscitat historias.

***) Dieſer ſchreibt in ſeiner Satire, der Poet genannt:

Schreib wenig, wo nicht viel, doch das nach Arbeit ſchmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwo Zeilen oder drey, von Buchnern aufgeſetzt,
Sind billig mehr, als dieß mein ganzes Buch geſchätzt.

edlen Canitz*), unſern Horaz, zweene Meiſter in der ſatyriſchen Schreibart der Deutſchen. Zu den andern will ich gleichfalls nur zween, nämlich den beleſenen Morhof**), und den, faſt in allen Theilen der Gelehrſamkeit gründlich gelehrten Leibnitz***), zählen. Alle dieſe bezeugen mit den nachdrücklichſten Worten, daß Opitz der erſte und größte unſerer Poeten geweſen, dem bis auf ihre Zeiten noch niemand zuvor, ja nicht einmal gleich, gekommen.

Und was für Zeiten waren es doch, darinn dieſer große Mann aufgeſtanden iſt? Waren es nicht ſolche, in welchen faſt noch nichts erträgliches in unſerer Sprache geſchrieben war? Nur die ungeſchickteſten Knittelreime herrſchten noch in ganz Deutſchland. Nur die Meiſterſänger, die würdigen Abkömmlinge jener alten Barden, die bey unſern Vorfahren, durch ihre rauhen Lieder, die Tugend verehret hatten, waren noch ganz allein die Muſter der deutſchen Dichtkunſt. Nur Hans Sachs war der große Geiſt, den Germanien damals bewunderte, und den man trotzig genug, den Homer der Deutſchen zu nennen pflegte. Nur ein Ringwald, nur ein Rollenhagen, nur ein Vogel herrſchten damals auf dem Deutſchen Parnaß. In einer ſo trüben Zeit ſtand nun unſer Dichter auf. Er hatte keine Vorgänger, als die Alten: er ſelbſt aber ward allen ſeinen Landesleuten ein Vorbild, welchem ſie nachſtreben konnten. Sein ganzes Vaterland konnte ihm, in ſeiner Mutterſprache, kein gutes Muſter darſtellen, dem er hätte folgen können. Sein großer Geiſt mußte ſich ſelbſt eine Bahn brechen, die noch kein deutſcher Fuß betreten hatte.

Zwar Wälſchland wies ihm ſchon ſeinen Dante, Petrarcha und Taſſo: auch Frankreich wies ihm ſeinen Marot und Ronſard, ſeinen Deſportes und Malherbe. Allein, eines theils waren dieſe ſelbſt noch nicht gar zu weit in die Poeſie eingedrungen; theils war es auch ſo leicht nicht, in einer ziemlichen rauhen Sprache dem nachzuahmen, was ſie gutes geſchrieben hatten; theils aber hat unſer deutſcher Dichter, die meiſten darunter ſehr weit hinter ſich gelaſſen. Er ahmte ihnen anfangs nach, um ſie nachmals zu übertreffen: nicht anders, als vormals die Römer den griechiſchen Muſtern in der Dichtkunſt, Beredſamkeit, Baukunſt, und andern Künſten, zwar etwas ſpät, aber ſo glücklich nachgefolget ſind, daß ſie dieſelben weit übertroffen haben. Eben ſo iſt es mit unſern Nachbarn, den Wälſchen, Franzoſen, und Niederländern gegangen. Wir ſind allerdings etwas ſpäter mit den Muſen bekannt geworden als ſie; weil ſich kein mediceiſches Haus, kein Franciſcus, kein Richelieu, kein großer Ludewig bey uns gefunden hatten, die ſelbſt den Witz gekannt und geliebet, und durch eine königliche Freygebigkeit aufgemuntert haben. Aber getroſt, du ehrliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen ſollte, das erhebet dich; das gereichet dir, zu deſto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebothene Vortheile, zu den Wiſſenſchaften aufgemuntert; deine Kinder ſind feurig genug, aus bloßer Ehrliebe darnach zu ſtreben. Ja ſie ſtreben nicht nur darnach, nein ſie werden auch vortrefflich darinnen; ja ſie laſſen alle andre Völker weit zurück. Wenn ſich nämlich unſre Deutſchen auf Künſte und Wiſſenſchaften befliſſen haben; ſo haben ſie es auch gemeiniglich, aus eignem Triebe, ihren Lehrmeiſtern und Vorgängern weit zuvor gethan.

In was für trübſeligen Umſtänden, hat nicht endlich unſer Opitz die deutſche Sprache und Dichtkunſt ſo hoch empor gebracht? Gehen ſie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigſte und hochzuehrende Anweſende! Thun ſie doch einen Blick in die Geſchichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen ſie doch das traurige, das ſchreckliche Schickſal, welches unſer zerrüttetes Deutſchland damals betroffen hat. Dasjenige, welches die Quelle der menſchlichen Glückſeligkeit ſeyn ſollte, ward damals eine Quelle der Zwietracht, und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit zu Felde. Die Religion ſelbſt war der unglückſelige Zankapfel, um welches willen ſich Völker wider ihre Häupter empörten, und ihr Vaterland zu einem blutigen Schauplatze vieler erbärmlichen Trauerſpiele machten. Unzählige Städte wurden verwüſtet, unzählige Dörfer gingen im Rauche auf, und die fruchtbarſten Felder wurden mit Graus und Leichen beſäet. Die deutſchen Fürſten, die ſich wider den gemeinen Feind des chriſtlichen Namens hätten rüſten ſollen, rieben einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helden kamen der bedrängten Wahrheit auf deutſchem Boden zu Hülfe; und nordiſche Könige büßten an der Spitze ihrer Schaaren, zum Dienſte der guten Sache, das Leben ein. Die Geſetze ſchwiegen. Die Gottesfurcht gieng verlohren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionseifer nachgeſetzt. Die Gelehrſamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Weisheit wurden verſchloſſen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblößet. Und die ſanfte Stimme der Muſen ward vor dem ängſtlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöſe der Trummeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Karthaunen, gar nicht mehr gehöret.

Du ſelbſt kannſt mir hier mit deinem Zeugniſſe zu ſtatten kommen, du ſo oft beſtürmtes, du ſo oft erobertes Leipzig! Du ſelbſt biſt oft genug ein Raub widriger Parteyen, und ein trauriger Schauplatz der blutigſten Schlachten und Belagerungen geweſen. Auch deine Muſen wurden dadurch oft erſchrecket und verſcheuchet. Dein ſinnreicher Sohn, der glücklichſte Nachfolger unſers großen Opitz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbare, deine anmuthige Fluren, wo er ſo oft durch ſeinen anmuthigen Geſang Wälder und Flüſſe bezaubert hatte, und entwich mit einer hollſteiniſchen Geſandtſchaft, bis in die entfernten Gränzen Aſiens, wo das kaſpiſche Meer die perſianiſchen Ufer benetzet. So bekam Aſtrakan und Iſpahan zum erſtenmale einen deutſchen Dichter zu hören: der aber allezeit den Jammer und das Elend, des in ſeine Eingeweide wütenden Deutſchlandes beſeufzete. Niemand hat aber daſſelbe beſſer beſchrieben, ja ſo zu reden, mit lebendigen Farben abgeſchildert, als unſer patrio-

---

Nur eine Fliege wohl, und nachder Kunſt gemahlet,
Iſt ihres Lobes werth, und wird ſo wohl bezahlet,
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchlagen von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſeyn, kein theurer Flemming werden?
O! es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden.

*) In ſeiner Satire von der Poeſie ſchreibt dieſer große Kenner:

Iſts möglich? Kann dir noch die Dichterkunſt gefallen?
Gib Achtung, bitt ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebieth des deutſchen Bodens ſtreckt.
Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen ꝛc.

**) Dieſer ſchreibt in ſeinem Tractate von der deutſchen Sprache im IX Cap. gleich anfangs: Wir müſſen endlich auf die dritte Zeit der Deutſchen Poeterey kommen, da dieſelbe gleichſam aus dem Grabe wieder erweckt worden, und viel herrlicher als jemals hervorgekommen, unter des Herrn Opitzens Anführung. Es haben zwar einige vor ihm, ſich etwas darinne angenommen; aber es macht doch nichts, gegen ſeine Vollkommenheit. — Hübner, der des Barcas Schriften faſt um dieſelbe Zeit überſetzet, ſchreibet nichts, das mit Opitzen kann verglichen werden. Er ſelbſt hat in ſeinen erſten Verſen, die er geſchrieben, viel Arten zu reden und zu reimen von der alten Zeit. — Doch hat er nach dem Muſter des Herrn Ronſards in franzöſiſcher, und des Herrn Dousae und Heinsii in niederländiſcher Sprache ſeine Poeterey und Schreibart viel verbeſſert. — Herr Opitz war ein gelehrter Mann, und in Hiſtorien griechiſcher und lateiniſcher Sprache wohl erfahren, wie ſeine variae lectiones, Commentaria in Disticha Catonis, und andre Sachen zur Gnüge anzeigen. — Er war ſehr glücklich im Ueberſetzen, wie er denn viel Verſe aus dem Niederländiſchen und Franzöſiſchen ins Deutſche gebracht. — Von des Opitii Gedichten urtheilet Buchner, Epist. 51. Non potest ascendere altius Musa patria, et necesse est, ut acquiescat eo fastigio, quo tu collocasti. Interim te sequemur longe, et tua vestigia adorabimus: sic tamen non obscuri prorsus morituri. Ich gebe ihm Beyfall, daß zu ſeiner Zeit, er der vortrefflichſte Poet geweſen iſt ꝛc.

***) Dieſer große Polyhiſtor hat gewiß die Verdienſte unſers Dichters ſowohl, als alle übrige Kenner eingeſehen. In ſeinen unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache, die in ſeinen Collectaneis etymologicis p. 255. und in dem erſten Bande der critiſchen Beyträge, anzutreffen ſind, hat er ſeiner zu vielen malen mit großem Ruhme gedacht. Denn auf der 273ſten Seite rühmet er ihn wegen der Erläuterung eines altdeutſchen Reimes. Hernach räth er auf der 291 S. denen, die deutſche Wörterbücher ſchreiben wollten; daß ſie eine Beſichtigung, Muſterung und Ausſchuß anſtellen, und dießfalls in guten deutſchen Schriften ſich erſehen möchten, als ſonderlich in Opitzens Werken, welche nicht nur in Verſen herausgekommen, ſondern auch in freyer Rede, dergleichen ſeine Hercynia, ſeine Ueberſetzung der Argenis und Arcadia. Und endlich gehört vor allen Dingen der 97 §. p. 305 hieher, der alſo lautet: Es hat ja der treffliche Opitz, ſo bey uns, wie Virgilius bey den Römern, der erſte und letzte ſeines Schrots und Korns geweſen, kein Bedenken gehabt, dergleichen zu thun: als zum Exempel wenn er zu Heinſio ſagt:

Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſey.

Damit hat er, meines Erachtens, dieß Wort Poeſie, aus habender ſeiner Macht, einmal für allemal, für deutſch erkläret, ſo gut und unwiederruflich, als ob ein Act of Parllament über eine engliſche Naturaliſirung ergangen. Woraus denn ſattſam erhellet, in wie hohem Werthe er unſern Dichter gehalten habe.

tiſchgeſinnter Opitz, in ſeinem Troſtgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, gethan hat. Und wer hätte daſſelbe beſſer entwerfen können; da er ſelbſt, dieſen Ungewittern auszuweichen, die meiſte Zeit ſeines Lebens in Deutſchland herum irren, und bald in den Niederlanden, bald im Holſteiniſchen, bald in Siebenbürgen, bald endlich auch in Preußen, einen ruhigen Aufenthalt hat ſuchen müſſen.

Aller dieſer Unruhe ungeachtet, mitten unter dem Raſen der Waffen, vom 18ten bis zum 39ſten Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat unſer unermüdeter Opitz dennoch die deutſche Sprache und Dichtkunſt aus dem Staube gehoben, und ſie faſt auf einmal, ſehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöhet. Erhöhet hat er ſie, durch ſeine reine Schreibart, die er ſo viel möglich, von aller Vermiſchung fremder Sprachen geſaubert hat. Erhöhet hat er ſie, durch ſein fließendes Sylbenmaß, welches er, nach Art der alten Römer, bey uns eingeführet; da die Franzoſen bis auf dieſe Stunde nichts davon wiſſen. Erhöhet hat er ſie, durch ſeine natürliche und vernünftige Art zu denken; dadurch er uns allein ein Muſter des guten Geſchmacks nachgelaſſen hat. Erhöhet hat er ſie endlich, durch erhabene Gedanken, durch lebhafte Ausdrückungen, durch ſcharfſinnige Einfälle, durch artige Scherzreden, durch angenehme und nachdrückliche Gleichniſſe, durch unzählige lehrreiche Sprüche, als ſo viele Schätze der Weisheit; und kurz, durch alles, was einen Scribenten beliebt, erbaulich, und edel machen kann.

Denn, welche Art der Gedichte hat unſer Poet nicht verſuchet? Ich ſage noch zu wenig: in welcher Art der Gedichte hat er uns nicht Meiſterſtücke geliefert? Oden, Elegien, Briefe, Satiren, Lobgedichte, Lehrgedichte, Sinngedichte, Ueberſetzungen, Sonnette, Schäferſpiele, Trauerſpiele, und kurz, faſt alle und jede Arten, worinnen ſich ſonſt viele Poeten kaum einzeln hervor gethan haben, ſind von ihm allein, faſt in gleicher Vollkommenheit verfertiget worden. Dieſes, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende, dieß iſt das rechte Merkmaal großer Geiſter. Ihre Fähigkeit läßt ſich nicht in enge Gränzen einſchließen. Alles was ſie unternehmen, das gelingt ihnen. Wie ein reiner Spiegel alle ſichtbare Dinge darſtellet, die vor ihn gebracht werden: ſo nimmt auch der reiche Witz eines Dichters faſt alle mögliche Geſtalten an. Er erhebt ſich wie ein Adler, wann er das hohe Lob der Tugend beſinget. Er nimmt die Stimme einer zärtlich lockenden Nachtigall an, wann er eine verliebte Leidenſchaft ausdrücken will. Er girret wie eine Taube, wann er den Verluſt wichtiger Güter bedauert. Und wann er die Wohlthaten ſeines Schöpfers preiſet: ſo wird ſein Geſang von einer lieblichen Lerche die Kunſt entlehnen, womit ſie die heitre Sommerluft erfüllet, und einen aufmerkſamen Landmann zur Dankbarkeit ermuntert. Wenn ich nun zu allen dieſen Bildern, noch den herzhaften Klang einer ſchmetternden Feldtrompete hinzuſetze, womit ein muthiger Tyrtäus ſeine Leſer zu einem tapfern Schutze ihrer Rechte und Freyheiten anfeuert: ſo werde ich freylich ſehr viel, aber deſſen ungeachtet, noch nichts mehr angezeiget haben, als was unſer großer Opitz ſeinem Vaterlande wirklich geleiſtet; was er allein unſern Deutſchen, und zwar zuerſt, und faſt zu gleicher Zeit, in ſeinen Gedichten gewieſen hat.

Wo bleibt hier noch ſeine ſo wohlfließende, ſo reine, ſo nachdrückliche, und ſinnreiche Schreibart in ungebundener Rede, darinnen er uns eben ſo vollkommene Proben, als in der gebundenen, gegeben hat? Er hat zuerſt gezeiget, daß die Rauhigkeit, der Uebelklang, und das unförmliche Weſen, unſrer Mutterſprache nicht ſo eigen ſey, daß es nicht abgelegt werden könnte; und alſo den ſchändlichen Vorwurf von ihr abgelehnet, daß ſie ſich zu ſinnreichen und anmuthigen Schriften gar nicht ſchicke. Ja nicht nur er ſelbſt hat dieſes gewieſen, auch ſeine gute Freunde wurden von ihm angefeuert, ein gleiches zu thun: wie Zinkgräfs treffliche Bücher von den ſinnreichen Reden und klugen Sprüchen der Deutſchen ſattſam zeigen können. Wo bleibt endlich noch ſeine Wiſſenſchaft der deutſchen Alterthümer, ſeine Einſicht in die Regeln der Dichtkunſt, und die kritiſche Kenntniß unſrer Sprache, die er in der Erläuterung und Ausgabe eines alten deutſchen Gedichtes auf St. Anno erwieſen hat? In Wahrheit, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende! hier ſcheue ich michs nicht zu ſagen, was ich bisher in Anſehung der Gedichte unſers Poeten, noch nicht habe wagen mögen: daß er nämlich alle Dichter des Alterthums übertroffen habe. Denn ſind dieſe gleich in der gebundenen Schreibart geübt geweſen: ſo haben ſie ſich doch in der ungebundenen ſehr ſchlecht, oder ganz und gar nicht zeigen können; vielweniger ſind ſie zugleich in der kritiſchen Einſicht ihrer Sprachen, und der Dichtkunſt ſelbſt ſtark geweſen. Unſer Opitz hingegen, iſt nicht nur ein Dichter, ſondern auch ein Redner; nicht nur ein Redner, ſondern auch ein Wortforſcher; nicht nur ein Wortforſcher, ſondern auch ein Kunſtrichter geweſen.

Wenn es nun dergeſtalt, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende, eine ausgemachte Sache bleibt, daß geiſtreiche Scribenten durch lehrreiche, witzerfüllte und anmuthige Schriften in ihrer Mutterſprache, ihrem Vaterlande jederzeit viel Ehre machen, und alſo von ihren Landsleuten einen unſterblichen Ruhm und Dank verdienen; wenn es ferner ausgemachet iſt, wie ich bisher gezeiget habe, daß unſer großer Opitz ſeinem Vaterlande allerdings dieſen ſo wichtigen Dienſt, und zwar zu allererſt, bey unzähligen Schwierigkeiten kriegeriſcher Zeiten, und faſt in allen Arten ſinnreicher Schriften, geleiſtet hat: wer wollte denn, wer könnte noch wohl den geringſten Zweifel tragen, ob er nicht bey allen redlichen Deutſchen ein unſterbliches Andenken, und einen ewigen Dank verdienet habe?

Ich ſehe nur ein einziges, welches man mir einwenden kann. Um eben die Zeit, als unſer geprieſener Opitz ſich mit ſeinen erſten Schriften hervorthat, entſtund die ſo berühmte fruchtbringende Geſellſchaft; die nichts anders zur Abſicht hatte, als die Verbeſſerung der deutſchen Sprache, Beredſamkeit und Poeſie. Hat denn dieſe, (ſo wird man mich fragen) nicht viel mehr geleiſtet, als Opitz? Und wollen wir denn derſelben alle ihre Ehre nehmen, um ſie einem einzigen Manne allein beyzulegen?

Ferne ſey es von mir, Magnifice, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende! ferne ſey es, daß ich einer ſo patriotiſch geſinnten Geſellſchaft, ihre Ehre ſtreitig machen ſollte; einer Geſellſchaft, die aus ſo vielen durchlauchten, gräflichen und adelichen Mitgliedern beſtanden; die ſo eifrig für die deutſche Ehre geweſen, und weder Zeit, noch Fleiß, noch Koſten geſcheuet, dieſelbe zu befördern. Nein, ich verehre dieſelbe mehr, als jemand; und glaube, daß man einen großen Theil des heutigen Reichthums und Glanzes unſrer Mutterſprache derſelben zu verdanken habe. Allein wer weis auch nicht, daß unſer großer Opitz ſelbſt, unter dem Namen des Gekrönten, ein Mitglied derſelben geweſen iſt? Wer muß es nicht geſtehen, daß er eher ein großer Dichter geweſen, als er in dieſelbe aufgenommen worden? Ohne Zweifel iſt dieſes allererſt geſchehen, als er dem damaligen Schutzherrn der fruchtbringenden Geſellſchaft, dem durchlauchtigſten Fürſten, Ludwig, zu Anhaltköthen, die erſte gute Auflage ſeiner geſammelten weltlichen Gedichte zugeeignet hatte. Damals war ja aber unſer Opitz ſchon ein berühmter Dichter, ja ein ſolcher, dem in derſelben Geſellſchaft kein andrer zu vergleichen war. Und wen hat doch dieſelbe auch nachmals aufzuweiſen gehabt, der mit ihm um den Vorzug hätte ſtreiten können? In Wahrheit keinen! Ein jeder unter dieſen redlichen Männern hat unſerm Dichter die Oberſtelle ſehr willig eingeräumet. Und es bleibt alſo wohl dabey, daß Opitz allein, als der Vater unſrer Dichtkunſt, vor allen andern deutſchen Schriftſtellern, einer unauslöſchlichen Hochachtung und Dankbarkeit würdig ſey.

Auf! derowegen, du aufgeklärtes Deutſchland! auf! und erzeige deinem würdigſten Sohne auch einmal die verdiente Ehre. Haſt du vormals die rauhen Barden in Ehren gehalten; haſt du Meiſterſänger und elende Reimſchmiede hochgeſchätzet, die dich doch nur mit einem einfältigen Geſchwätze beluſtigten; das Lob deiner Helden aber, doch nicht bis auf unſere Zeiten haben bringen können: o ſo ſey doch gegen einen wahren Dichter nicht unempfindlich, der deine Ehre gegen die Ausländer gerettet, deine Sprache aus der Barbarey geriſſen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammet, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert, und die Lehren der Weisheit in einer ſo lieblichen Tracht dargeſtellet hat, daß auch die Unweiſen ſie lieb gewonnen haben.

Auf! alſo, dankbares Germanien! verwirf die ungeſchickten Nachfolger dieſes großen Meiſters, die dir durch ihr ausſchweifendes Weſen, durch ihre regelloſe Einbildungskraft, durch ihren geilen Witz und ungeſalzenen Scherz, mehr Schande gemacht, als jener dir Ehren erworben hatte. Verweiſe doch künftig deine lehrbegierige Jugend fleißiger, als du bisher gethan, auf den Vater deiner Poeſie. Lehre ſie denjenigen Geiſt bewundern und nachahmen, der ſo ſcharfſinnig als weiſe, ſo angenehm als tugendhaft, ſo fruchtbar als edel geweſen iſt: und ſetze es künftig zu einer Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem geſunden, dem reinen, dem natürlich ſchönen Witze des großen Opitz am ähnlichſten geworden iſt.

Du aber, vorjetzo höchſt bekümmertes Bunzlau! das du durch ein ſonderbares Schickſal, jetzo einem Steinhaufen ähnlicher biſt, als einer Stadt; nachdem eine entſetzliche Feuersbrunſt alle deine Gaſſen in die Aſche geleget hat: vergiß doch bey deiner Erneuerung, auch deines großen Sohnes nicht. Erſpare doch an deinen Baukoſten nur ſo viel, daß du dem theuren Opitz ein Denkmaal bey dir aufrichteſt. Dieſe Ehre haben vormals die Athenienſer ihrem Euripides angethan, ob er gleich in Macedonien geſtorben war, und ſie alſo ſeinen Leichnam nicht zurücke bekommen konnten. Willſt du aber unempfindlich bleiben, willſt du denjenigen Dichter, den alle witzige Köpfe ſeiner Zeit bewundert und geehret, den ſo viele Kunſtrichter für den Vater der deutſchen Sprache und guten Schreibart erkläret, den ſo viele große Leute mit ihrer Freundſchaft beehret, den ſo viel hohe Häupter mit ihren Gnadenbezeugungen überhäufet, ja, gar des Adels würdig geachtet haben; willſt du, ſage ich, nebſt deinen übrigen Landsleuten, einen ſolchen Mann, andern ſchwülſtigen und hochtrabenden Geiſtern nachſetzen, welche die gute Bahn die ihnen Opitz gewieſen, wieder verlaſſen haben: ſo wirſt du den Kindern ähnlich werden, die nur bunten Waſſerblaſen und vielfarbigten Schmetterlingen nachjagen; wohlriechende Blumen und geſunde Kräuter aber mit Füßen treten. Ja du wirſt denen gleichen, die eine wilde Bergart, um eines betrüglichen Glanzes halber, allen reichhaltigen Goldſtuffen vorziehen; und dich alſo durch deine üble Wahl, bey allen Kennern wahrer poetiſcher Schönheiten, verächtlich machen. Es werden ſich aber andere Verehrer des großen Opitz finden, die, weit von ſeinem Vaterlande, ſeiner Aſche diejenige Ehre erweiſen werden, die du ihm nicht haſt wiederfahren laſſen.

Ich kehre zu ihnen zurück, Magnifice, gnädige und hochzuehrende Anweſende! und erkenne aus ihrer gnädigen und gütigen Aufmerkſamkeit, daß mein poetiſcher Held noch jetzo Gönner und Freunde genug habe. Und was könnte wohl den Schriften dieſes Vaters unſrer Dichtkunſt rühmlicher ſeyn, als das geneigte Urtheil ſolcher Kenner und Liebhaber der wahren Poeſie? Fahren ſie fort, ſich ſelbſt und Opitzen dieſe Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen! Verehren ſie die Weisheit unſers Dichters, die ſich in ſeinen größern Gedichten in ſo edlen Bildern zeiget. Sein Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, ſein Vielgut und Zlatna, ſein Veſuvius, ſeine Lobgedichte auf hohe Häupter, ſeine vertrauliche Briefe an Zinkgräfen, Nüßlern, und Seußiuſſen, und andre unzählige Stücke mehr, ſind voll der vortrefflichſten Lehren und Wahrheiten, die jemals ein deutſcher Mund ausgeſprochen, ein deutſcher Kiel zu Papiere gebracht hat. O daß doch dieſe fleißig geleſen! o daß ſie doch unſrer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in die Hände gegeben würden! Wie viel geſunde Nahrung würden dieſe zarten Gemüther daraus nicht ziehen! Welch einen ſchönen Abriß der Tugend würden ſie nicht in ihr wächſernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrſamkeit und gutem Geſchmacke, würden ſie nicht daraus einſammeln!

Was iſt noch übrig, als daß ich ihnen, Magnifice, hochgebohrne, und gnädigſte Anweſende! ſonderlich aber Eurer hochreichsgräflichen Excellenz, im Namen unſers geprieſenen Dichters; im Namen aller freyen Künſte, die ſchon mehr als 300 Jahre her in dieſem Hörſaale ihren Sitz und Tempel gehabt haben; ja endlich im Namen unſrer ganzen hohen Schule, auch hier öffentlich einen unterthänigen und ergebenſten Dank abſtatte, daß ſie Dero Gnade gegen alle dieſelben, durch Dero hohe Anweſenheit in dieſer Gedächtnißrede, haben an den Tag legen wollen. So lange die Welt von dem wohlverdienten Lobe unſers großen Opitz etwas wiſſen wird, (und wenn wird ſie daſſelbe vergeſſen?) ſo lange ſoll ſie es auch mit Dankbarkeit rühmen, daß heute der erlauchte Reichsgraf von Manteufel, ein rechter Mäcenas aller Wiſſenſchaften und freyen Künſte, daß auch die hochgebornen Reichsgrafen von Promnitz, von Solms, und von Pickler, dieſe Rede anſehnlich gemacht, und verherrlichet haben! O glückſelige Zeiten! worinnen die Beredſamkeit und Dichtkunſt, ſo viele und anſehnliche Gönner gefunden haben.

Louiſe Adelgunde Viktorie Gottſched,

Gattin des Vorigen und Tochter des bekannten polniſchen Leibarztes Dr. Kulmus, ward den 11. April 1713 zu Danzig geboren und bei ihren natürlichen Talenten im Hauſe ihres Vetters, des Danziger Profeſſor und Dr. Med. Adam Kulmus, von ihrer trefflichen Mutter mit einer über ihr Geſchlecht hinausgehenden wiſſenſchaftlichen Bildung ausgeſtattet. Beſonders Talent und Neigung zur Poeſie und Muſik und Vorliebe für die deutſche Sprache erwarben ihr 1729 die genauere Bekanntſchaft ihres nachmaligen Gatten, mit dem ſie ſich 1735 ehelich verband und dadurch eine treue Genoſſin ſeiner Arbeiten und Kämpfe wurde. Sie ſtarb den 26. Juni 1762 zu Leipzig mit dem wohl verdienten Ruhme einer zärtlichen Tochter, tugendhaften Gattin, guten Hausfrau, treuen Freundin, liebenswürdigen Geſellſchafterin, und eines Muſters der Tugend und Frömmigkeit. Für ihre Gelehrſamkeit zeugt nicht nur die genaue Kenntniß der neuern Sprachen, der Geographie, Geſchichte, Zeichnen- und Tonkunſt, ſondern auch ihre nicht gewöhnliche Bekanntſchaft mit der Beredſamkeit, Dichtkunſt, Philoſophie und der lateiniſchen und griechiſchen Sprache.

Wir beſitzen von ihr ſelbſt:

Der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer. aus dem Franzöſiſchen — mit eignen Gedichten als Anhang. Leipzig 1731. in 8.

Der Sieg der Beredſamkeit, aus dem Franzöſiſchen der Frau von Gomez. Leipzig 1735. 8.

Kato, ein Trauerſpiel aus dem Engliſchen des Addiſon. Leipzig 1735. 8 Dann Ebendaſ. 1753. 8.

Die Pietiſterei im Fiſchbeinrocke. Luſtſpiel und freie Nachahmung von Bougeants Komödie La femme Docteur u. ſ. w. Roſtock, auf Koſten guter Freunde 1736. 8.

Triumph der Weltweisheit nach Art des franzöſiſchen Sieges der Beredſamkeit. — Eine Satyre. Leipzig 1739. 8.

Horatii, als eines wohlerfahrnen Schiffers, beweglicher Zuruf an alle auf dem Meere der geſunden Vernunft ſchwimmende Wolfianer, von X. Y. Z. N N. 1740. 8. Eine vom General von Manteufel veranlaßte und auf ſeine Koſten gedruckte komiſche Predigt gegen den damaligen homiletiſchen Schlendrian. Text: Horatius Epodon 7: quo scelesti ruitis?

Zwei Schriften, der Frau Marquiſe von Chatelet und des Herrn von Mairan, das Maß der lebendigen Kräfte betreffend. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1741. 8.

Popens Lockenraub, ein ſcherzhaftes Heldengedicht, aus dem Engliſchen in deutſche Verſe überſetzt. Leipzig 1744 in 4. Zweite Ausgabe; dann 1772 in gr. 8.

Der Aufſeher oder Vormund, aus dem Engliſchen des Addiſon überſetzt. Leipzig 1745. 2 Thle. in 8.

Die geſtürzten Freimäurer, aus dem Franzöſiſchen. Berlin und Leipzig 1747. 8.

Neue Sammlung auserleſener Stücke aus Popens, Eachards und Newtons Schriften. Leipzig 1749. 8.

Vollſtändige Sammlung aller Streitſchriften über das vorgebliche Geſetz der Natur von der kleinſten Kraft in den Wirkungen der Körper. Leipzig 1752. 8. 2. Ausgabe. Ebendaſ. 1753. 8.

Cenie, oder die Großmuth im Unglück, aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1753. 8.

Der kleine Prophet von Böhmiſchbroda, genannt Waldſtörchel. Satyre gegen Weiße. Prag 1753. 8.

Der Königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris Ausführliche Schriften, aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1753 — 1754. 2 Thle. gr. 8.

Gedanken über die Glückſeligkeit u. ſ. w., aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1758. 8.

Sämmtliche kleinere Gedichte —, nebſt dem Ehrendenkmale und ihrem Leben, herausgegeben von ihrem hinterbliebenen Gatten. Leipzig 1763. gr. 8. — Mit ihrem Bildniſſe.

Briefe, herausgegeben von Dorothea Henriette von Runkel. Dresden 1771. 1772. 3 Thle. 8.

Außer dieſen, theilweiſe ſchon in den Werken ihres Mannes enthaltenen Schriften einzeln:

Das glückliche Rußland am Geburtstage Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Anna Iwanowna. Eine Ode. Danzig 1733. 8.

Der beſte Fürſt, ein Vorſpiel auf das Geburtsfeſt der Fürſtin Johanna Eliſabeth von Anhalt-Zerbſt. Durch die Gräfin von Bentink 36 Abdrücke beſorgt. Leipzig 1755. 4.

Ferner unter Mitwirkung ihres Mannes und ihrer Freunde:

Der Zuſchauer, aus dem Engliſchen des Richard Steele und Joſeph Addiſon. Leipzig 1739—1743. 9 Thle. 8. wieder aufgelegt 1757. 8.
Geſchichte der Königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1749—1757. 11 Thle. gr. 8. Der 11. Thl. u. ſ. w. von Dr. Joh. Jacob Reiske.
Des Abt Terraſſon Philoſophie. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1756. 8.
Nachrichten, zum Leben der Frau von Maintenou und des vorigen Jahrhunderts, aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1757. 3 Bde. 8.

Wenn man dieſer treuen Gehülfin ihres raſtlos ſtrebenden Gatten auch nicht das Zeugniß ertheilen kann, eine ausgezeichnete Schriftſtellerin geweſen zu ſein, woran eigentlich nur ungünſtige Verhältniſſe ſie hinderten, ſo verdient ſie dagegen mit vollem Rechte, eine vortreffliche Frau genannt zu werden, da ſie tiefes religiöſes Gefühl, moraliſche Würde, Sanftmuth und Herzensgüte, mit ſtrenger Tugend verband. Ihr Schickſal war nicht das erfreulichſte; alle jene Freuden, die einem reinen, weiblichen Weſen als die höchſten erſcheinen, waren ihr verſagt; ihre Ehe blieb kinderlos und die beſtändigen Streitigkeiten ihres Gatten, an welchen ſie thätig Antheil nehmen mußte, ließen ſie nicht zum Genuß der Ruhe kommen, deren ſie ſowohl aus eigener Neigung, wie für die Ausbildung ihrer ſchönen und bedeutenden Fähigkeiten ſo ſehr bedurfte. Ein gebildeter Verſtand, Geſchmack und inniges Gefühl waren ihr eigen und ſprechen noch immer, da Correctheit und Leichtigkeit des Ausdruckes ſich damit verbinden, vorzüglich in ihren Luſtſpielen und noch mehr in ihren Briefen, die zu den beſten aus jener Zeit zu rechnen ſind, den Leſer wohlthuend an.

Das Lob der Spielſucht. *)

Meine Herren,

Nichts iſt billiger, als daß man dasjenige lobe, von deſſen Vortrefflichkeit man überzeugt iſt. Es iſt nicht genug, daß ich die guten Eigenſchaften, ſo ich an einem Dinge bemerke, für mich ſelbſt betrachte: Die Pflicht eines jeden Patrioten erfordert es, daß er auch ſeine Mitbürger davon überzeuget. Hierdurch vermehret er ihre Glückſeligkeit; indem er ihnen den innern Werth derer Sachen vor Augen ſtellet, die um ſie ſind, mit denen ſie umgehen, und die ſie vielleicht noch niemals ſo deutlich erkannt haben.

Verdienen nun auf dieſe Art überhaupt alle Lobredner Beyfall: ſo ſind wohl gewiß diejenigen allen übrigen weit vorzuziehen, welche ſich das Lob derer Dinge angelegen ſein laſſen, die in einer allgemeinen Verachtung ſtehen; ich meyne, gegen welche alle Welt mit Vorurtheilen eingenommen iſt. So hat z. E. Virgil den Floh, Lucian die Fliege, Melanchthon, Agrippa und einige andere den Eſel, Iſokrates den berühmten Tyrannen Buſiris, Cardanus den Nero, Plato die Ungerechtigkeit, Eraſmus die Thorheit, Fabricius die Betteley, Ulrich von Hutten das Fieber, Dolet das Alter, Major die Lügen, und ein gewiſſer ſcharfſinniger Schriftſteller unſerer Zeiten Briontes den Jüngern gelobet.

Habet Dank ihr vortrefflichen Männer! habet Dank für eure Bemühung! Ich ſehe euch als ein beſonderes Geſchenke des Himmels an, welches dem menſchlichen Geſchlechte zur Erquickung gegeben iſt. Es giebt leider! mehr als zu viel melancholiſche Seelen, welche den Erdkreis als ein rechtes Zuchthaus vorſtellen; welche bey allen Dingen nur das Böſe ſehen, und allenthalben ſo viel Mangelhaftes finden, in allen Sachen ſo viel Unvollkommenheiten entdecken, ja, welche alles was in der Welt iſt, und vorgeht, ſo jämmerlich beſchreiben, daß ich mir, wer weis wie weit davon zu ſeyn, wünſchen möchte. Solche Leute ſind eine unerträgliche Laſt des Erdbodens. Man ſollte ſie aus der menſchlichen Geſellſchaft gänzlich verbannen. Iſt es nicht vernünftig, daß ich mir alles dasjenige, wo nicht angenehm, doch wenigſtens erträglich zu machen ſuche, deſſen ich nicht entübrigt ſeyn kann? und müſſen wir alſo denen Männern nicht ungemein verbunden ſeyn, welche uns nicht nur dasjenige anpreiſen, gegen welches wir ohnedem ſchon mit guten Meynungen erfüllt ſind; ſondern welche uns die verborgene Schönheit deſſen vor Augen legen, darinnen wir nimmermehr etwas geſucht hätten. Ja freylich ſind wir euch, ihr großmüthigen Seelen! ungemeinen Dank ſchuldig, daß ihr euch der allgemeinen Wohlfahrt ſo uneigennützig angenommen habt. Denn was hattet ihr außer dieſem von eurem Verfahren für Vortheile zu hoffen? Was kann man ſich von der Thorheit, von einem Eſel oder Narren, für eine Wiedervergeltung geleiſteter Dienſte verſprechen? Nein, die bloße Vermehrung der menſchlichen Glückſeligkeit iſt euer Endzweck geweſen. Darum habet ihr, die inneren Vortrefflichkeiten desjenigen zeigen wollen, womit wir umgehen, womit wir uns beſchäfftigen, ja welches wir oft in unſerem eigenen Buſen tragen.

Die Anzahl derer, welche alles aufs beſte auslegen, nimmt von Tage zu Tage ab. Ich weis nicht, was gewiſſe Leute davon haben, daß ſie alles von ſeinem natürlichen Werthe abzuſetzen trachten. Selbſt diejenigen Sachen, welche ſchon längſt in einem geruhigen Beſitze des Ruhmes geſtanden, ſind heut zu Tage vor ſolchen feindlichen Anfällen nicht ſicher. Wo denken doch ſolche Leute hin? Meynen ſie denn, daß das menſchliche Geſchlecht ſeine Natur verändern, und diejenigen Dinge zu bewundern anfangen werde, welche man ihm als ſchändlich und ſchädlich vorſtellet? Man wird bey der alten Mode bleiben; man wird ſich nur an dem ſchönen und vollkommenen beluſtigen. Sie ſehen alſo, meine Herren, wie billig es ſey, denen angeführten wackern Männern, auch in ihren Gruben noch, für ihr edles Verfahren zu danken. Sie haben ſich bemühet, das Vergnügen ihrer Zeiten zu befördern; ſie haben alles auf der beſten Seite angeſehn: Das heißt: Sie haben die Glückſeligkeit ihrer Mitbrüder vermehret.

Meine Herren, erlauben ſie, daß ich heute in die Fußtapfen dieſer wackern Leute treten dörfe; mit denen ich mich, außer der Liebe zu meinen Mitbürgern, in keinem Stücke vergleichen kann. Die beleidigte Unſchuld geht mir viel zu nahe ,als daß ich mich nicht einer Tugend annehmen ſollte, welche bisher, wo nicht bey allen, dennoch bey den meiſten, in einer ſehr großen Verachtung geſtanden. Es iſt dieſes die Spielſucht. Dieſe edle Tochter der langen Weile, hat bisher ſo viel Verfolgung ausſtehen müſſen, daß ich es unmöglich länger anſehen kann. Verſagen ſie mir nur die Ehre ihrer Aufmerkſamkeit nicht: ſo will ich mich bemühen ihnen zu zeigen:

Daß die Spielſücht eine lobenswürdige Tugend ſey.

Doch! die Unſchuld ſelbſt, meine Herrn, erſuchet ſie um ein geneigtes Gehör. Die gerechte Sache ſelbſt wird ihnen für dieſe Gewogenheit Dank wiſſen! Ich aber, werde keine andere Verdienſte dabey haben, als daß ich mich der bedrängten Tugend angenommen habe: ſo wie ich auch keine andere Belohnung hoffe, als ein gütiges Nachſehen meiner Unvollkommenheiten.

Meine Herren! Ich halte es für nöthig, ihnen überhaupt zu melden, daß ich beſonders von der Spielſucht reden werde, welche ſich auf die Karten erſtreckt. Ich weis zwar, daß es noch viel mehrere Arten der Spiele giebt, welche alle fähig ſind, eine edle Seele vollkommner zu machen: Allein mich dünkt doch, daß das Kartenſpiel hierinnen vor allen andern ein großes voraus habe; zumal da es von Perſonen beyderley Geſchlechts getrieben werden kann, welches bey allen andern nicht allezeit möglich iſt. Von dieſer Art der Spielſucht rede ich: und dieſe iſt eine Tugend, welche Urſache hat, alle andere Vollkommenheiten des Menſchen, neben ſich zu verachten. Ich kann nicht erachten, daß mein Verfahren vielen falſchen Urtheilen unterworfen ſeyn werde. Man wird es nicht glauben, daß ich mich um die rechte Natur der Spielſucht jemals bekümmert hätte; ſonſt würde ich ihre Vertheidigung wohl nimmermehr übernehmen. Allein man irret ſich. So viel Eigenliebe beſitze ich noch nicht, daß ich mich unterfangen ſollte, von einer Sache zu reden, ohne derſelben vorhero nachgedacht zu haben. Erlauben ſie alſo, meine Herren, daß ich, um dieſen Vorwurf von mir abzulehnen, mit wenigen Worten ſagen möge, was ich unter dem Namen der Spielſucht verſtehe.

Ich verſtehe dadurch die Leidenſchaft gewiſſer Leute, wodurch ſie angetrieben werden, die Karten, ſo oft es nur immermehr möglich iſt, in Händen zu haben; und zwar ſo, daß ſie ſich durch keine andere Urſachen, als die bloße Unmöglichkeit, davon abhalten laſſen. Kein Todesfall, keine gefährliche Krankheit naher Freunde, keine Zeiten, welche in der Religion zu einer allgemeinen Andacht beſtimmet ſind, kein Verdruß, den man wegen dieſes Zeitvertreibes mit ſeinem Gatten, oder mit ſeinen

---

*) Aus: Louiſe Adelgunde Viktorie Gottſched's „Triumph der Weltweisheit.“

Aeltern zu beſürchten hat, keine Geſchäffte, kein Wohlſtand, keine Armuth, und am allerwenigſten die Vernunft, muß einige Fähigkeit haben, dieſem edlen Zeitvertreibe Einhalt zu thun.

Ein Menſch, der von dieſer edlen Art von Spielſucht eingenommen iſt, muß ſeine ganze Glückſeligkeit bey dem Spieltiſche ſuchen: Hier muß er allein zu leben, allein ein Menſch zu ſeyn ſcheinen. Die ganze Welt muß ihm als eine Wüſte vorkommen, wofern er ſich nicht dieſelbe unter dem Bilde eines Spieltiſches vorſtellet. Er würde wünſchen, lieber todt zu ſeyn, als ohne dieſen Zeitvertreib zu leben. So lange ein Odem in ihm iſt, verläßt er ſeine Karten nicht. Und ſollte ihm gleich das Chiragra, oder ein Schlagfluß die Hände lähmen; ſo wird er ſich viel lieber die Kartenblätter von ſeinem Diener vorhalten laſſen, und dieſelben mit den Zähnen ausziehen; als daß er ſich entſchließen ſollte, der edlen Spielſucht untreu zu werden.

Sehen ſie, meine Herren, ſo muß ein Menſch beſchaffen ſeyn, welcher die Tugend beſitzet, von der ich jetzo rede. Sein ganzer Zeitvertreib, alle ſeine Luſt, muß in dieſer edlen Arbeit beſtehen.

Weg demnach, ihr Heuchler die ihr dieſe Vollkommenheit nicht in ſo hohem Grade beſitzet. Ihr, die ihr euch derſelben nur als einer Arzeney bedienet; die ihr nur die Karten in die Hände nehmet, um dadurch der Tadelſucht, als der gemeinſten Materie zu den Geſellſchaftsunterredungen, zu entgehen: Oder, die ihr dieſelben nur etwa ſolchen Gäſten vorſetzet, von welchen ihr wiſſet, daß ſie widrigenfalls euer Haus für ein Gefängniß anſehen würden, darinnen ſie etliche Stunden in Verhaft geweſen wären. Erkühnet euch nur nicht, euch unter die Anzahl derjenigen zu rechnen, welche von der edlen Tugend der Spielſucht angeflammet werden, Nimmermehr werdet ihr in die Reihe wahrer Spielhelden kommen! Nimmermehr werdet ihr einiges Lob von mir erhalten können!

Ich rede alſo von der Spielſucht in keinem andern Grade, als in dem angeführten. Nach dieſem allein iſt ſie eine Tugend, welche allen andern Trotz bieten kann; ja, welche, wie ich verſichert bin, einen rühmlichen Sieg über dieſelben davon tragen wird.

Sie wiſſen es, meine Herren, daß die Tugend eine Fertigkeit in Ausübung ſolcher Handlungen iſt, welche die Glückſeligkeit der handelnden Perſon und ihrer Mitbürger befördert. Dieſer Begriff iſt ſo gemein, und ihnen allerſeits ſo bekannt, daß ich es für unnöthig halte, denſelben weitläuftig zu erweiſen. Ich eile vielmehr zu meinem Zwecke und bemühe mich ihnen zu zeigen, daß die Spielſucht wirklich die allgemeine und beſondere Glückſeligkeit befördert, und folglich eine Tugend iſt.

Hätte ich für die ungemeine Spielſucht nicht eine ſo große Hochachtung: ſo könnte ich mich hier eines Hülfmittels bedienen, welches mir nicht nur zu einer beliebten Kürze verhelfen; ſondern mir auch meine Arbeit um ein großes erleichtern würde. Ich dörfte nur, zum Beweiſe, daß die Spielſucht eine Tugend ſey, ſie allerſeits verſichern: daß ſie es mir glauben könnten; daß ichs nicht ſagen würde, wenn es nicht wahr wäre; daß es ſo viel andere Leute glaubten, die doch keine Narren wären. Ich weis gewiß, hochzuehrende Herren, ſie haben zu viel Güte für mich, als daß ſie mir dieſe Gefälligkeit abſchlagen ſollten. Ich hoffe nicht, daß ſie mich ſchon auf ſo vielen Lügen betroffen haben: Und ich würde ohnedem hiermit nichts neues anfangen. Ich habe Leute vor mir, denen ich nicht das Waſſer reiche, und welche ſich wohl in wichtigern Dingen, als das Lob der Spielſucht zu ſeyn ſcheinet, keines gründlichern Beweiſes bedienet haben. Allein, ich will dieſen Vortheil fahren laſſen. Ich ſehe Leute vor mir, welche vielleicht dadurch auf den Argwohn kommen möchten: meine Sache müßte doch wohl die beſte eben nicht ſeyn; weil ich mich eines ſolchen Kunſtgriffes bedienete, den man nur bey den aller ungewiſſeſten Dingen zu gebrauchen pflegt; und der auch von niemanden angenommen wird, welcher gewohnt iſt, nichts ohne gnugſame Ueberzeugung zu glauben. Sie können leicht ſehen, daß ich hier von den Philoſophen rede. Dieſes ſind Leute, welche nichts glauben, was ihnen nicht unſtreitig dargethan wird. Da ſie nun einen Theil meiner Gegner ausmachen; ſo ſehe ich mich genöthigt, aus Liebe zu meiner gerechten Sache, mich nach ihnen zu richten. Es iſt wahr, ſie können der Spielſucht ſo gar viel nicht ſchaden: Sie überzeugen die Leute nur durch Vernunft; und da hat man ſich von ihnen keines großen Unheils zu befürchten. Es giebt Perſonen, welche durch ihr Anſehen bey dem Volke, meiner Sache in einer Stunde mehr ſchaden können, als alle Philoſophen in zehn Jahren. Aber es iſt beſſer, und wird mir mehr Ehre bringen, wenn ich alle meine Gegner überführe; als daß noch einige Ungläubige übrig bleiben ſollten: Und wenn es auch nur dieſe Hand voll Leute, die Philoſophen, wären.

Was die allgemeine Glückſeligkeit befördern ſoll, das muß nicht nur niemanden ſchaden; ſondern es muß auch Nutzen ſchaffen. Nun weis ich aber in Ewigkeit nicht, was der Welt daraus für ein Schade entſtehen kann, daß ſich eine gewiſſe Anzahl Leute täglich an einen Spieltiſch ſetzet, und ſich die beſchwerliche Länge der Zeit mit einigen papiernen Blättern kürzet. Sind meine Gegner Leute, die nicht nur mit bloßen Schmähworten umgehen; ſo mögen ſie es beweiſen: Ich kann ihnen unwiderſtehlich darthun, daß ſie vielmehr Gutes ſtifte, und ungemeinen Nutzen ſchaffe.

Iſt es nicht eine weiſe Einrichtung im gemeinen Weſen, daß das Vermögen reicher Leute, dem Mangel der Dürftigen zu ſtatten kommen muß? daß es noch immer Perſonen giebt, deren Begierden auf ſolche Sachen fallen, von deren Verfertigung eine unzählige Menge armer Leute ihr Brodt hat? Dieſe bemühen ſich; damit ſie ihre Nahrung erwerben: Und jene bezahlen ihnen dieſe Bemühung. Auf dieſe Art wird beiden geholfen. Der Reiche genießet die Vortheile ſeines Reichthums; denn er kann dafür alles haben was er will: Und der Arme erlanget durch deſſen Neugierigkeit dasjenige, ohne welches er nicht leben könnte. Gienge dieſer Gebrauch ein; ſo würde der Reichthum keine Glückſeligkeit, kein Segen des Himmels mehr genennet werden können. Er würde denen, die ihn beſitzen, eben ſo wenig ans Herze gehen, als der Sand am Ufer des Meeres. Gegentheils würde auch der größte Theil des menſchlichen Geſchlechts in der äußerſten Dürftigkeit leben. Die meiſten Einwohner des Erdbodens würden Bettler ſeyn. Da würde ſich niemand mehr über ſeinen Stand kleiden können, welches in wohlbeſtellten Städten doch gewiß was ſchönes iſt. Nein, meine Herren, alle die Sachen, welche den Umlauf des Geldes im gemeinen Leben befördern, ſind höchſt löblich. Das Lob des Handels ſteht auf feſtem Fuße; und ich möchte in derjenigen Welt nicht leben, in welcher es unmöglich wäre, für einen deutſchen Leib alle nur erſinnliche ausländiſche Kleider und Lebensmittel zu haben. Es iſt wahr, man misbrauchet zuweilen dieſen Vortheil; allein der Misbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Und was rede ich von Misbrauch? Dieſer iſt bey meiner Spielſucht gar nicht anzutreffen! Denn eben das, was bey andern Dingen ein Misbrauch iſt, das iſt hier der rechte Gebrauch.

Doch ich komme von meinem Zwecke ab. Meine Spielſucht iſt eine ſolche Uebung, dadurch viel tauſend Menſchen in der Welt erhalten werden. Gewiß, meine Herren, die edle Handthierung der Kartenmacher jammert mich, und ich möchte Blut weinen, wenn ich dran denke, daß man ihr den Untergang drohet. Ich weis, daß es gute ehrliche Leute ſind. Sie nähren ſich redlich; ſie dienen ihrem Nächſten durch ihrer Hände Werk. Was will man denn von ihnen haben? Warum kann man ſie nicht zufrieden laſſen? Was ſollten die guten Leute anfangen, wenn man ihnen ihr Handwerk legen wollte? Jedoch ich will nicht hoffen, daß es jemals ſo arg werden wird. Der Himmel wird das nimmermehr zulaſſen. Ihr Caffee und ihre Lerchen werden ihnen darum doch gut ſchmecken, wenn es gleich neidiſche Seelen giebt, die ihnen dieſes Vergnügen misgönnen. Ja ſie werden den Papiermüllern noch immer die Wage halten, auf deren weiße Blätter oftmals viel unverſtändlicheres und närriſcheres Zeug geſchmiert wird, als ſie auf die ihrigen immermehr malen können.

Kinder, welche das Glück haben, die würdigen Abkömmlinge ſpielſüchtiger Aeltern zu ſeyn, haben ſich vor allen andern eines beſondern Vorzugs zu rühmen. Hiedurch werden ſie ſchon in ihrer zarten Jugend zu derjenigen Vollkommenheit zubereitet, durch welche ſie einmal in der Welt ihr Glück machen ſollen. Die Stunden, welche ihre Aeltern beym Spieltiſche zubringen, vergehen ihnen in dem angenehmen Umgange mit dem Geſinde. Hier lernen gewiß, Perſonen beyderley Geſchlechts manche ſchöne Eigenſchaft, welche man in den vernünftigſten Geſellſchaften vergeblich ſuchen würde. Hier wird in dieſen zarten Gemüthern der Saame zu denjenigen Früchten ausgeſtreuet, welche bey ihren Aeltern in der größten Reife ſtehen; dieſen armen Kindern aber, ich weis nicht, aus Eiferſucht, oder aus falſcher Blödigkeit, nicht von allen Aeltern perſönlich beygebracht werden. Da gerathen nun dieſe zarte Seelen in einen unbezwinglichen Eifer, die edlen Fußtapfen ihrer Vorgeſetzten zu betreten. Sie bekommen einen rechten Abſcheu vor allen andern Tugenden, welche ihnen nicht in der allein tugendhaft machenden Schule des Geſindes beygebracht worden ſind. Sie können die Zeit nicht abwarten, die ſie in den Umgang erwachſener Leute ziehet; ſie üben ſich ſo lange in dieſem engern Felde, und legen darinnen manche erſtaunenswürdige Probe ihrer künftigen Geſchicklichkeit ab: Bis ihnen endlich die Zeit erlaubet, ihre erlangte Fertigkeit vor den Augen der Welt zu zeigen, und die Bemühungen ihrer vorigen Lehrmeiſter auch andern Aeltern zur Nachfolge anzupreiſen. Doch dieſes iſt nicht der einzige Vortheil, den die Kinder von der Spielſucht ihrer Aeltern erlangen. Nein, meine Herren, in vielen Häuſern iſt das Kartenſpiel ohne Zweifel das unſchuldigſte, welches die armen Kinder den ganzen Tag über zu ſehen bekommen.

Das Geſinde wünſchet gewiß der edlen Spielſucht ein unaufhörliches Gedeyen. Dieſe Art von Leuten hat ihren guten Nutzen von dem Spiele. Einestheils haben ſie ihre Einkünfte von den liegenbleibenden Spielgeldern. Anderntheils aber ſind die Spielſtunden auch eine bequeme Zeit, allerley Sachen vorzunehmen, dazu in den andern Stunden des Tages keine Gelegenheit iſt. Wie käme mancher Liebhaber dazu, dieſe oder jene ſchöne Tochter gewiſſer Häuſer zu ſprechen; wenn ihn nicht die Mägde, in währenden Spielſtunden der Mutter, mit großer Liſt dazu verhülfen? Wer nun weis, was dieſes für eine ſtarke Art der Einkünfte für die Mägde iſt, der kann leicht denken, daß ſich die Spielſucht, wenigſtens auf dieſer Seite, nichts böſes zu verſehen hat.

Die Männer haben der Spielſucht gewiß ſehr viel zu verdanken. Wie müßte mancher Mann ſich nicht den Kopf zerbrechen, wie er ſeine einträglichen Einkünfte auf eine anſtändige Art verthun wollte? Jetzo iſt er dieſer Mühe überhoben: Dafür ſorgt ſeine Frau. Er kann getroſt an ſeine Geſchäffte gehen; er kann ſeine Lebensgeiſter den ganzen Tag unermüdet der Arbeit widmen. Seine Frau wird es ſich ſchon angelegen ſeyn laſſen, ſeinen Erwerb zu verwenden. Sie wird ihn mit den artigſten Edelleuten, mit den vornehmſten der Stadt verſpielen. Sie wird auf die Geſundheit ihres Mannes manches unſichere Spiel eingehen: er aber wird dafür ſein Haupt des Abends ſanft niederlegen, und unbekümmert ſchlafen können. Er wird das Vergnügen haben, bey ſeiner Frauen allezeit lauter vornehme Geſellſchaften zu ſehen; oder vielmehr dieſe Zeitung zu hören: Denn ſo hoch ſteiget ſein Verdienſt noch nicht, daß er ſich erkühnen ſollte, in dieſelben mitzukommen. Und was muß es ihm für eine Ehre und Freude ſeyn, wann ihm manche goldſtückene Weſte, manches verbrämte Kleid begegnet, welches ſein Daſeyn dem Spieltiſche ſeiner Frauen zu verdanken hat.

Doch dieſes alles iſt noch nichts, gegen denjenigen Vortheil, welchen die unverheiratheten Mannsperſonen von der Spielſucht einziehen. In Wahrheit, dieſer Theil des menſchlichen Geſchlechts, welcher ſich um die Gunſt der Schönen noch erſtlich bewerben ſoll, hätte ſich kein beſſeres Mittel hierzu erſinnen können, als das Kartenſpiel. Wie viel Mühe, wie viel Fleiß auf hohen Schulen, wie viel Tapferkeit, wie viel edle Ehrliebe, Großmuth, Witz, Verſtand; und kurz, wie viel Tugend erſparen ſie nicht; ſeit dem die ſchöne Erfindung aufgekommen iſt, daß man den Töchtern des Landes auch durch einige Thaler, die man ſie gewinnen läßt, gefallen kann? Wahrlich dieſes iſt, unter allen feindlichen Anfällen, auf das Herze eines jungen Frauenzimmers, einer der gefährlichſten; ja, er hat wohl eher unüberwindliche Veſtungen eingegeben. Es braucht keiner Verdienſte, keiner Geſchicklichkeit, keines Verſtandes, keiner Treue, keiner Artigkeit, keiner Tugend mehr, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen: Man braucht nur Geld, nur eine Kenntniß der Karten, die man allenfalls auch von einem Lackeyen erlernen kann. Dieſes macht den ganzen Handel aus. Welch ein ungemeiner Vortheil! Wie wird doch das männliche Geſchlecht immermehr der Spielſucht dieſen wichtigen Dienſt vergelten! Iſt es nicht wahr, daß die Jungfern durch ihre Spielſucht deutlich zu verſtehen geben, ſie wollen keinem vernünftigen Manne gefallen? Und iſt es nicht wahr, daß wenn dieſes nicht wäre, mehr als drey Theile des männlichen Geſchlechtes ihr Lebenlang Junggeſellen bleiben müßten?

Jetzo, meine Herren, komme ich mit dem innigſten Vergnügen auf diejenigen Vortheile, welche die Spielſüchtigen ſelbſt von ihrer Tugend haben. Und wie erſtaune ich nicht, über das weite Feld, welches ſich mir hier eröffnet! Wie weit iſt doch die vortreffliche Spielſucht in Bearbeitung der Vollkommenheiten unſerer Seele, allen andern Wiſſenſchaften überlegen? Sie ſchärfet den Verſtand; ſie ſtärkt das Gedächtniß; ſie vermehret den Witz; kurz, ſie iſt eine rechte Arzeney der Seelen. Urtheilen ſie ſelbſt, meine Herren, gehöret nicht eine große Scharfſinnigkeit dazu, meinen Mitſpielern es gleich anzuſehen, ob ſie gerne gewinnen wollen, oder nicht? Ob es mir erlaubt iſt, mit ihnen ſo zu ſpielen, wie es meine Karten erfordern; oder ſo wie es ihre Leidenſchaften gerne haben wollen? Gehöret nicht eine große Gegenwart des Geiſtes dazu, mich durch alles Plaudern meiner Mitſpieler, welches gemeiniglich nicht ohne alle Urſache unterhalten wird, nicht ſtören zu laſſen? Gewiß ich glaube, hier würde mancher Archimedes zu kurz kommen. Wie viel Witz, wie viel Erfindungskraft gehöret nicht dazu, manches Spiel zu gewinnen, welches, menſchlichem Anſehen nach, nicht gewonnen werden konnte? Hier legt gewiß die Scharfſinnigkeit meiner Spielhelden manche erſtaunende Probe ab. Man ſollte nicht denken, daß manche Eingänge nur einen mittelmäßigen Verluſt nach ſich ziehen würden; und ſiehe! man gewinnet noch ein anſehnliches dadurch. Dieſes ſcheinet was ganz übermenſchliches zu ſeyn: allein es ſcheinet auch denen nur ſo, welche noch nicht wiſſen, daß wohlgeübte Spieler endlich zum Gipfel einer gewiſſen Vollkommenheit gelangen, deſſen ſich kein anderer tugendhafter Menſch rühmen kann.

Ich glaube faſt, meine Herren, daß ich etwas überflüſſiges thun würde, wenn ich noch weitläuftig darthun wollte, daß die Spielſucht auch das Gedächtniß ſtärket. Gewiß! als ich einmal in meinem Leben das Glück hatte, hinter dem Spieltiſche gewiſſer unvergleichlichen Spielhelden zu ſtehen; ſo bin ich über die Stärke ihres Gedächtniſſes recht erſchrocken. Sie wußten alle Karten, die ſchon heraus waren; ſie wußten alle, die noch kommen ſollten. Aus zwey oder drey Spielen, hatten ſie ſchon die Spielart eines jeden Mitſpielers bemerkt, welches ihnen ein großes Licht gab. Sie wußten in währendem Miſchen und Geben den ganzen Lebenslauf, wenn ich ſo reden darf, aller merkwürdigen Spiele zu erzählen, die ſie ihr Tage ausgeführet hatten. Hier möchte man einwenden, daß dieſe Perſonen von Natur ein gutes Gedächtniß gehabt: Allein ich glaub es nicht. Denn kurz darauf fiel ein Geſpräch bey Tiſche vor, dabey man ſah, daß der Cavalier von dieſen dreyen Spielern ſchon vergeſſen hatte, daß Paris nicht in Polen läge, und daß die lutheriſche Religion zu Julii Cäſaris Zeiten noch nicht Mode geweſen. Die eine Dame ließ es ſich auch in ihren Tiſchreden merken, daß es ihr gänzlich entfallen wäre, daß das weibliche Geſchlecht zu einer größern Beſcheidenheit verbunden ſey, als ein zwanzig oder dreyßigjähriger Dragoner. Und der andern merkte mans nach Tiſche, da ſie ſich mit einem gewiſſen jungen Offizier entfernte, gar deutlich an, wie ſie es wohl vergeſſen haben müßte, daß ſie nur vor kurzem verheirathet worden, und folglich ihrem Manne eine unverbrüchliche Treue ſchuldig wäre. Aus dieſem ſchließe ich nun, daß dieſe Perſonen ohne Zweifel ihr Gedächtniß nur dem Lombretiſche zu verdanken hatten; weil es ihnen in allen andern Dingen ſo ſehr verſagte.

Allein das iſt noch nicht genug, meine Herren. Bey einer mittelmäßigen Tugend würde ich hier ſtehen bleiben; ich würde zufrieden ſeyn, daß ich bewieſen hätte, wie meine Tugend den Verſtand erweitere und vollkommener mache. Allein meine Spielſucht gehet weiter. Sie iſt nicht nur eine Tugend, welche dem Gemüthe zu einem Firniſſe dienet: Sie macht den Menſchen wirklich tugendhaft! Ja man kann ſie eine Mutter aller Tugenden nennen.

Die Gelaſſenheit iſt eine ächte Tochter dieſer unvergleichlichen Mutter. Wie ſehr muß man nicht ſeine Gemüthsbewegungen im Zaume halten? Wie oft muß ich ein lächelndes Geſichte zeigen, wenn gleich mein ganzes Vermögen auf dem Teller ſtehet? Ja wenn es mir geht, wie ein gewiſſer Dichter ſagt:

> Man kann von ihm getroſt, mehr als er hat, gewinnen.

Oftmals geräth mein Vermögen meinem Feinde in die Hände. Oftmals ſehe ich den Verdruß ſchon vor Augen, den ich mit meinen nahen Freunden wegen dieſes Verluſtes haben werde! Oftmals fallen mir auf einmal alle Gläubiger ein, von denen ich das Geld bis zum Abſterben meines reichen Vaters, oder Vetters, geliehen habe. Ich ſehe, daß ihnen die Zeit bey ſeinem hartnäckigten Leben lang wird. Sie fürchten, meine Schulden würden endlich höher ſteigen, als mein zuhoffendes Erbgut. Oftmals gewinnet mein Feind mein ſchönes Geld; oftmals ein Frauenzimmer, welches mir dadurch etwas gewogener werden ſoll. Es fällt mir aber zum Unglücke ein; ob ich mich auch wohl in meinem Kaufe betrogen habe? Ob der Werth dieſer Schönen auch wohl ſo gewiß ſey; als der Werth meiner Ducaten! Ob auch keine Perſon vor mir ſchon eben dergleichen Einfall könne gehabt haben? Und ob es ſo ganz unmöglich ſey, daß die, ſo heute eine Thais wäre, es ſchon vor fünf oder ſechs Monaten hätte ſeyn können? Doch einen rechten Spielſüchtigen kann dieſes alles nicht wankend machen. Er bleibt bey ſeiner Gelaſſenheit; oder, iſt er ja anfangs ein wenig ungewiß; ſo ſtärket ihn doch die edle Spielſucht je mehr und mehr; und führet ſeine Standhaftigkeit endlich auf eine Höhe, da er allem Wankelmuthe überlegen iſt.

Die Freygebigkeit hat noch niemals einen ſo hohen Grad erreicht, als in der Spielſucht. Wer iſt freygebiger als der, welcher nicht nur ohne alle Hoffnung einiger Wiedervergeltung, ſondern auch einiges Dankes, Wohlthaten ausübet? Wer verdienet aber mit ſeiner Freygebigkeit weniger Dank, als ein Spieler? Man lacht ihn zuweilen noch gar aus. Doch das iſt auch eine Niederträchtigkeit, welche von erhabenen Spielſüchtigen niemals begangen wird: Denn dieſe wiſſen wohl, daß es dem unglücklichen Spieler eben ſo wenig eine Schande iſt, daß er ſein Geld verlohren hat, als es ihnen eine Ehre iſt, daß ſie es gewonnen haben.

Ich könnte hier noch viel mehrere Tugenden aus der

Spielſucht herleiten. Ich könnte ſagen, doch was? ich könnte beweiſen, daß die Großmuth, die Geduld, die Langmuth, die Sanftmuth, die Ehrliebe, alle ihren Urſprung aus der Spielſucht haben. Jedoch meine Herren, ich würde ihre Geduld misbrauchen. Ich bin verſichert, daß ſie aus dem angeführten ſchon ſehen, daß es mir nicht unmöglich ſeyn würde, auch dieſes noch erweislich zu machen. Erlauben ſie mir alſo, daß ich mich anjezo zu meinen Gegnern wende, und ihnen noch einige Einwürfe benehme, ſo ſie wider mich und meine gute Sache aufbringen.

Sie ſetzen mir fürs erſte die Armuth entgegen. Iſt es nicht thöricht, ſagen ſie, daß man die Güter, ſo uns das Geſchicke verliehen, ſo liederlich verſchwendet? Ein Spieler kömmt durch ſeine Leidenſchaft an den Bettelſtab, und wird hernach andern Menſchen zur Laſt. Allein, meine Herren, kömmt ihnen bey dieſem elenden Einwurfe nicht das Lachen an? Gewiß, mich dünkt, er beweiſt nichts mehr, als die Bosheit meiner Gegner. Iſt denn ein Menſch, der ſein Geld im Spiele verlohren hat, wohl viel ärmer, als der Geizhals, welcher viele Tonnen Goldes im Kaſten hat; aber ſich nicht getrauet einen Heller davon zu nehmen? Ich glaube es nicht! Und wie kann man reichen Leuten vorſchreiben, wie ſie ihr Geld verthun ſollen? Das Schickſal läßt einige Leute zu großem Vermögen gelangen; damit ſie von dieſem Vortheile ihr Vergnügen haben ſollen. Der Spieler nun ſucht ſeine Luſt darinnen, daß er ſein Geld verſpielt: Warum ſollte man denn dem guten Menſchen dieſe Luſt misgönnen? Ueberdieß ſo verſchwindet doch das Geld durch die Spielſucht nicht aus der Welt: Was einer verſpielt, das gewinnt der andere: Folglich haben meine Gegner unrecht. Die Spielſucht macht nicht arm; ſondern reich. Daß aber derjenige, der ſein Geld verſpielt, arm wird, das geht weder mich, noch meine Widerſacher an: Er iſt ſein eigner Herr, und wir können es ihm nicht wehren, ſein Brod zu betteln wo er will. So viel iſt doch gewiß, daß es zuweilen ſehr gut iſt, wenn geizige Väter mit etlichen ſpielſüchtigen Kindern beſeliget werden: Denn wie geſchähe ſonſt, was der berühmte Rachel, in einer von ſeinen Satyren, ſagt:

> Zwey Schelme müſſen ſeyn, zu lang erſcharrtem Gut:
> Der eine ders erwirbt, der andre ders verthut.

Der andre Einwurf beziehet ſich auf die Verabſäumung der Geſchäffte. Meine Widerſacher ſagen, die Spieler ſind auf ihre Karten ſo erpicht, daß ſie den Dienſt des Nächſten, den Wohlſtand, die Kinderzucht, und alles drüber aus den Augen ſetzen. Hier will ichs meinen Gegnern zugeben, daß dieſes ein unverantwortlicher Fehler ſey: Wenn ſie mir nur erſtlich darthun werden, daß man von allen dieſen angeführten Stücken auch einen gewiſſen Nutzen ziehe. Sie müſſen mir alſo erweiſen, daß die Dienſte, ſo man dem Nächſten erzeiget, niemals mit Undank belohnet werden. Daß die Leute, welche den Regeln des Wohlſtandes aufs fleißigſte nachleben, auch aller Verläumdung entgehen. Daß alle Aeltern, welche ſich in ihrer Kinderzucht alle erſinnliche Mühe geben, auch allemal wohlgerathene Kinder haben. Wenn ſie mir das darthun werden; dann will ich ihnen in dieſem Stücke recht geben, und mein Kartenſpiel auf eine andere Zeit verlegen.

Meine Gegner wenden ferner ein, ein Spieler könnte wohl was beſſers thun, als daß er ſpielet: allein, ich beklage die guten Leute, daß ſie mit ſehenden Augen blind ſeyn wollen. Eben darum ſpielt er ja, weil er nichts beſſeres zu thun weis. Und die Wahrheit zu ſagen, wenn mich mein beſter Freund fragte, wie er ſeine Zeit nützlicher anwenden ſollte; ſo würde ich ſehr bekümmert ſeyn, was ich ihm rathen könnte. Diejenigen Wiſſenſchaften, welche die Vernunft bearbeiten, möchte ich ihm gewiß nicht in Vorſchlag bringen: Mit dieſer kömmt man heut zu Tage nicht weit: Man ſieht in jetzigen Zeiten die Unbändigkeit dieſer moraliſchen Löwin gar zu wohl ein. Man hütet ſich in politiſchen Sachen, und in allen Ständen, ſo viel als möglich iſt, vor derſelben. Deswegen kommen diejenigen Perſonen auch zum höchſten Gipfel des Glücks, bey denen ſie an einer kurzen Kette liegt, hundmager ausſieht, und kaum das liebe Leben hat. Ja man erwartet nur noch einen moraliſchen Herkules, der dieſe Hydra ermorden, und den Erdboden von der unerträglichen Laſt dieſes wilden Thieres befreyen wird. Ich ſag es alſo gerade heraus; ich würde meinem Freunde anrathen, ſich der Spielſucht zu ergeben: denn durch dieſe kann man in der Welt glücklich werden. Und wer kann es leugnen, daß nicht ein wohlausgeführtes Solo eine genugſame Anwendung einer vernünftigen Seele ſey?

Ja! ſpricht man, was wird die Nachwelt von uns ſagen? Wird man diejenigen Leute nicht verachten, deren ganze Glückſeligkeit in vierzig papiernen Misgeburten beſtanden? Sie ſehen wohl, meine Herren, ich habe dieſen Einwurf mit Fleiß ſo lange verſchoben, damit ſie zu guter letzt noch etwas zu lachen hätten. Gewiß, er iſt der elendeſte von allen, und ich hätte meinen Gegnern doch noch ein wenig mehr Ehrlichkeit zugetrauet. Ein anderer Redner möchte über das fürchterliche Wort Nachkommenſchaft! erſchrecken. Aber bey mir kömmt man ſo nicht an! Ich bin von meines Widerparts Argliſt gar zu ſehr überzeugt; als daß man mich hiedurch fangen ſollte. Nun könnte ich ſie zwar kurz abfertigen; ich dörfte ſie nur mit ihrem jämmerlichen Widerlegen auslachen; und wenn ich ein überflüſſiges thun wollte; ſo würde ich noch ein wenig ſchimpfen. Allein weil ich gerne gründlich gehe; ſo will ich ihnen nur zwey Dinge zu beherzigen geben. Geſetzt erſtlich, die Nachwelt lachte über uns: wer wollte denn ſo misgünſtig ſeyn, und den guten Leuten nicht auch etwas zu lachen gönnen? Fürs andre aber ſo iſt es mit unſerer Kinderzucht doch ſo arg noch nicht beſtellt, daß man ſich einer gar zu klugen Nachkommenſchaft zu befürchten hätte.

Dieſes mag für meine Gegner genug ſeyn. Diejenigen unter ihnen, welche noch einiger Unpartheylichkeit fähig ſind, werden ſchon aus dem angefürten ſchließen können, was ſie von der edlen Spielſucht zu halten haben, Diejenigen aber, welche wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen dennoch ihre Feinde ſeyn wollen, die mögen bey ihrer Meynung bleiben. Ich kann ihnen nicht helfen! ich habs ihnen geſagt! mehr kan ich nicht thun.

Doch habe ich noch ein halbes Wort mit den Mammelucken der Spielſucht zu reden. Hierunter verſtehe ich alle diejenigen, welche ſich öffentlich gleichſam ſcheuen, von einer Tugend den Namen zu führen, der ſie doch im Herzen anhängen: Welche auch bey dieſer Rede vielleicht aus einer übermäßigen Demuth bey ſich ſelbſt denken mögen, ſie gehörten nicht zu den rechten Spielhelden; da ſie doch wohl an die Spitze derſelben kommen könnten. Bekehret euch, ihr Heuchler! Bedenket, daß die Ehre eurer Leidenſchaft nunmehro gerettet iſt! Wo nicht; ſo ſeyd verſichert, daß noch ein Mittel vorhanden iſt, den heimlichen Schwur, welchen ihr der Spielſucht gethan habt, öffentlich an den Tag zu legen. Man wird euch einen Monat lang die Karten wegnehmen! Ihr ſollt den angenehmen Anblick der Spieltiſche vier ganze Wochen lang entbehren! Was gilts! dieſes wird euch in ſolche Quaal ſetzen, daß ihr ſofort euer Bekenntniß ablegen werdet.

Du aber, o unvergleichliche Spielſucht! ſchäme dich weiter nicht deiner Verſpottung! Scheue dich nicht, deine Augen frey vor der Welt aufzuſchlagen! Fürchte keine Läſterer mehr! Hier haſt du meinen Arm! Richte dich auf! Deine entdeckte Trefflichkeit wird allen Widerſachern das Maul ſtopfen! Sie werdens nun ſelbſt geſtehen müſſen, daß ſie ſich übereilet haben. Verſage du aber auch dem menſchlichen Geſchlechte deinen fernern Beyſtand nicht! Ein großer Theil deſſelben ſuchet alle ſeine Glückſeligkeit in dir, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es ohne dich in den größten Jammer gerathen würde. Du weißt, mit welcher Beſtändigkeit es dir anhänget: Deine Pflicht iſt es auch, ihm dieſe Treue nicht übel zu nehmen.

Sie, hochzuehrende Herren, erſuche ich nunmehro allerſeits, eifrige Verehrer der edlen Spielſucht zu werden. Laſſen ſie ſich dadurch nicht abſchrecken, daß ſie es vielleicht bisher noch nicht geweſen ſind. Ich war es vor dieſem auch nicht. Ich habe in meinem Herzen allezeit die Spielſucht und ihre Anhänger ausgelacht. Allein das Lachen iſt mir wohl vergangen, als ich der Sache einmal recht nachdachte. Ich faßte ſofort den Entſchluß, meine Bekehrung der ganzen Welt kund zu thun, und dieſer vortrefflichen Tugend dasjenige öffentlich abzubitten, was ich heimlich wider ſie geſündigt hatte. Ich bin ihnen ungemein verbunden, daß ſie dieſes Bekenntniß ſo geneigt angehöret haben. Laſſen ſie mich aber auch die Wirkung deſſelben in ihren Gemüthern erfahren. Ergeben ſie ſich der Spielſucht, meine Herren. Es iſt durch dieſelbe ſchon ſo mancher kleine Geiſt zu einem großen Manne geworden: Wie ſollten ſie nicht allerſeits dadurch empor kommen, deren Verdienſte mir ſchon ſeit langer Zeit zum innigſten Vergnügen Anlaß gegeben? Ja, meine Herren, die edle Spielſucht wird ſie erheben! Sie wird ihren Beyfall nach Würden belohnen! Ich werde das Vergnügen haben, ſie glücklich zu ſehen! Ich bitte mir aber auch alsdann von ihnen die geneigte Erinnerung aus, daß ich dieſelben zuerſt dazu veranlaſſet habe.

Johann Nikolaus Götz

ward den 9. Juli 1721 in der alten Reichsſtadt Worms geboren, und erhielt ſeine erſte Bildung von ſeinem Vater und ſeit 1731 auf dem dortigen Gymnaſium. Er ſtudirte 1739 bis 1742 Theologie zu Halle und verband ſich dort mit den gleichfühlenden Jünglingen Utz und Gleim zu inniger und lebenslänglicher Freundſchaft. Nachdem er Hauslehrer bei dem Preußiſchen Kommandanten in Emden geweſen war und die wichtigſten holländiſchen Städte bereiſet hatte, berief ihn die Gräfin von Strahlenheim als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, wobei er zugleich die Erziehung ihrer Enkel übernahm. Er begleitete dieſe auch 1746 auf die Ritteracademie nach Luneville, wurde mit ihrem Oheim, dem Franzöſiſchen Feldmarſchall, Graf von Sparre, und dadurch mit der franzöſiſchen Literatur genau bekannt und als Feldprediger bei dem Franzöſiſchen Regimente Royal Allemand angeſtellt. Doch bald kehrte er nach Lothringen zurück, wurde Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückiſchen, 1754 Oberpfarrer und Inſpector zu Meiſenheim und endlich 1761 Pfarrer und Konſiſtorialaſſeſſor zu Winterburg in der hintern Grafſchaft Sponheim, wo er den 4. November 1781 als proteſtantiſcher Superintendent des badendurlachſchen Oberamtes Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen ſtarb. Treue in ſeinem Berufe, ungezwungener Frohſinn, feines und gefälliges Betragen, Talent und Gemüth erwarben ihm aller Herzen, mit denen er in Berührung kam.

Von ihm erſchienen:

Vermiſchte Gedichte, herausgegeben von K. W. Ramler. Mannheim 1783. 3 Thle. in 8. Neue Auflage, Ebendaſ. 1807. Mit G.s Portrait und ſelbſtgefertigten von ſeinem Sohne, dem Buchhändler G. daſ. vervollſtändigtem Lebenslauf.

Einzeln und ohne ſeinen Namen:

Anakreons und der Sappho Oden, nebſt einigen andern Gedichten. Frankfurt und Leipzig 1746 in 8.; wiederaufgelegt Karlsruhe 1760 in 8. Mit ſeinem Freunde Uz.

Der Tempel zu Gnid, nach dem Franzöſiſchen des Montesquiou in Proſa überſetzt. Karlsruhe 1748. in 8. 2. Ausgabe. Ebendaſ. 1759 in 8.

Gedichte eines Wormſers (Karlsruhe) 1752
Paperle, Scherzgedicht auf den Tod eines Papagaien. Karlsruhe 1752 in 8.

Mehrere andre, worunter die berühmt gewordene „Mädcheninſel“ in Journalen, Zeitſchriften; Almanachen, Taſchenbüchern u. ſ. w.

Götz iſt der eleganteſte Nachahmer jener leichten, tändelnden und witzigen Gattung lyriſcher franzöſiſcher Poſie, welche zu ſeiner Zeit ſo großen Beifall in Deutſchland erhielt, und von manchem talentvollen Dichter mit glänzendem Erfolge cultivirt wurde. Geſchmack, Grazie und gewandte, anmuthige Behandlung der Sprache wie der Form, zeichnen ihn beſonders aus, da ſie mit Innigkeit und echtem Gefühl Hand in Hand gehen. — Es war nur ein beſchränkter Kreis, in welchem er ſich, ſeine Fähigkeiten und Kräfte genau kennend, bewegte, aber innerhalb deſſelben leiſtete er Vortreffliches, das mit Recht darauf Anſpruch machen kann, vor gänzlicher Vergeſſenheit bewahrt zu werden.

Vgl. Herder's Adraſtea 1803. Bd. 5. St. 2.

Johann August Ephraim Götze

ward geboren den 28. Mai 1731 zu Aſchersleben in der jetzt Preußiſchen Provinz Sachſen, ſtudirte zu Halle Theologie, kam 1756 als Prediger an die Hoſpitalkirche und 1762 an die St. Blaſienkirche zu Quedlinburg. 1747 wurde er Hofdiaconus an der daſigen Stiftskirche und ſtarb als ſolcher den 27. Juni 1793 mit dem Ruhme eines höchſt thätigen, lebhaften, ſcharfſinnigen und in den obſchwebenden Streitigkeiten ſeines verketzerungsſüchtigen Bruders durch Mäßigung ausgezeichneten Mannes,, der ein äußerſt treues Gedächtniß beſaß und als Naturforſcher ſeinen Namen rühmlichſt bekannt machte.

Schriften von ihm ſind:

Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer. Deſſau 1782.

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. Leipzig 1783 — 1785. 5 Thle.

Kleine Reiſebeſchreibung. Ebendaſ. 1784.

Geſchichte Joſephs. Ebendaſ. 1785.

Die Harzgegend. Ebendaſ. 1785 — 88. 6 Reiſen.

Nützliches Allerlei. Ebendaſ. 1785 — 88. 6 Bdchen. Neue Auflage 1788. 3 Thle.

Eine pure Dorfreiſe. Ebendaſ. 1788.

Natur, Menſchenleben und Vorſehung. Ebendaſelbſt 1789 — 92. 6 Bde. Anhang. Ebendaſ. 1794.

Cornelius, ein Leſebuch fürs Volk. Ebendaſ. 1789 —92. 3 Thle.

Außerdem, naturgeſchichtliche und andre Schriften und Abhandlungen.

Durch eine höchſt angemeſſene, echt populaire Darſtellung, wußte G. einer Menge nützlicher Kenntniſſe bei der Jugend und dem Volke Eingang zu verſchaffen, und hat dadurch höchſt ſegensreich gewirkt, da ſeine Schriften ſich zu ihrer Zeit großen Beifalls und vieler, eifriger Leſer erfreuten.

Chriſtian Grabbe

ward am 11. December 1801 zu Detmold geboren, erhielt eine gute Schulbildung auf dem dortigen Gymnaſium, und ſtudirte dann die Rechte in Berlin und Leipzig. Nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt ward er als Fürſtlich Lippe'ſcher Auditeur angeſtellt, gab indeſſen 1834 den Staatsdienſt wieder auf und ging nach Düſſeldorf, um daſelbſt ungeſtört ſeinen poetiſchen Beſchäftigungen zu leben. Hier verweilte er jedoch nicht lange und begab ſich 1836 in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er am 12. December deſſelben Jahres ſtarb.

Von ihm erſchien im Druck:

Dramatiſche Dichtungen, nebſt einem Anhange über die Shakeſpearomanie. Frankfurt 1827. 2 Bde.
Don Juan und Fauſt. Eine Tragödie. Frankfurt 1829.
Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. Frankfurt 1829.
Kaiſer Heinrich VI. Frankfurt 1830.
Napoleon oder die hundert Tage. Frankfurt 1831.
Hannibal. Tragödie. Düſſeldorf 1835.
Aſchenbrödel. Dramatiſches Mährchen. Düſſeldorf 1835.
Das Theater zu Düſſeldorf, mit Rückblicken auf die deutſche Schaubühne. Düſſeldorf 1835.

Es ſei uns geſtattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, welches wir bereits vor einigen Jahren über dieſen ausgezeichneten, leider zu früh und durch ſein eigenes Selbſt zerſtörten Geiſt ausſprachen, da wir nur wenig hinzuzufügen haben, um unſere ſich treu bleibende Anſicht darzulegen. — Der genialſte dramatiſche Dichter der jüngſten Zeit iſt ohne Zweifel Grabbe; er hat in jedem neuen Werke Rieſenfortſchritte gemacht, allein er iſt nicht zur Klarheit und zum rechten Bewußtſein in der Anwendung ſeiner außerordentlichen Kräfte gelangt, und wüthet im poetiſchen Wahnſinn zu häufig gegen ſein eigenes Fleiſch und Bein. — Aber welche reiche poetiſche Natur offenbart ſich dagegen in allen ſeinen Leiſtungen, welcher Drang des Genius, welche Gluth und Fülle der Phantaſie! Wie tritt Alles bei ihm in das Leben! Seine Geiſtesblitze ſind nie kalte Schläge, ſie treffen und zünden immer, nur weiß er den Donner nicht zu regieren und fulminirt zu oft, am unrechten Orte und zur unrechten Zeit. Dabei iſt er noch ſo ganz ein poetiſches Kind, das ſich immer bei ſeinen Spielen vergißt, und hingeriſſen, ſie nicht zu ſpielen, ſondern als ernſte Begebenheiten heiter zu durchleben meint.

Im Ganzen iſt G. bis an ſeinen Tod ſo geblieben, nur daß er im inneren Drange ſtets heftiger der Erreichung ſeines Zieles zuſtrebte, und das rechte Weſen der Poeſie falſch deutend, ſich in der maſſenhaften, zuſammendrängenden Darſtellung des Stoffes namentlich durch ſchroff zu einander ſtehende Gegenſätze zu ſehr gefiel, ſo daß er die ruhigere Entwickelung und die Grazie der Form immer mehr zu vernachläſſigen begann. — Ruhe iſt es überhaupt, was ihm, im Leben, wie in der Dichtkunſt, fehlte: alle ſeine Geſtalten ſind großartig gedacht, aber ſie bleiben unvollendet und unklar in ihren Einzelnheiten, wie es ſeine Weltanſchauung ſelbſt war. Mit ihm iſt ein erhabener Geiſt untergegangen, und wenn man es auch als ein Glück für ihn betrachten darf, daß ihn die Hand des Todes in ſeiner Jugendfülle fortriß, ſo hat Deutſchland doch einen ſchweren Verluſt zu betrauern, denn bei günſtigeren äußeren wie inneren Verhältniſſen, hätte er, der ſo außerordentlich Begabte, ſich zu einer Stufe emporſchwingen können, auf welcher er würdig neben den Erſten und Beſten der Nation ſtand.

Heinrich's des Löwen Tod.

Aus Grabbe's Kaiſer Heinrich der Sechſte.

Dritter Act. Zweite Scene.

(Ein Vorſaal in dem Schloſſe Heinrichs des Löwen zu Braunſchweig. Nacht. Ein paar große Leuchter brennen.)

(Chriſtoph und Wehrfried auf Wache.)

Chriſtoph.

Ob der Herzog noch wach iſt?

Wehrfried.

Gewiß. Ich glaube, er ſchläft gar nicht, ſo kränklich er auch iſt. Sicher ſitzt er wieder über den alten Chroniken, oder ſieht dort nach dem Harze, oder wandert im Schloſſe umher.

Chriſtoph.

Horch, was war das?

Wehrfried.

Der Wind ſchlägt ein paar Thüren zu, die in roſtigen Angeln gehn.

Chriſtoph.

S' iſt grauſerlich!

Wehrfried.

Daß der Wind Thüren zuſchlägt?

Chriſtoph.

Spotte nicht — Der Herzog wird die Freude, wieder in Braunſchweig zu ſeyn, nicht lange genießen. Bardewicks Eroberung wird wohl ſeine letzte That bleiben, und auch da ſchon machte ihn nur der Zorn ſo ſtark. — Es riecht im ganzen Schloſſe nach Fichtenholz —

Wehrfried.

Das geht auf ihn nicht, denn er würde in einem zinnernen Sarg begraben. Wer weiß, welche Kammerkatze grade crepirt!

Chriſtoph.

Geſtern, bei hellem lichten Mittag, geht der Adolph die große Wendeltreppe hinunter, — was ſieht er, da er auf den Flur kommt? Dich, mich, die ganze Dienerſchaft in tiefſter Trauer, mitten dazwiſchen einen großen Sarg, und darin der Löwe bleich und todt. Er will näher gehen — Weg iſt alles.

Wehrfried.

Adolph iſt guter Freund des Schloßkellermeiſters, und trinkt wohl 'mal ein Tröpfchen.

Chriſtoph.

Und — Gott ſey mit uns, und uns und dem Herzoge gnädig — Schon drei Schildwachen haben Nachts um dieſe Zeit, gegen zwölf Uhr, die weiße Frau geſehen. — Da hängt ihr Bild — Wie ſieht es aus! — Mich ſchaudert!

Wehrfried.

Schurken ſind die Schildwachen geweſen, wenn ſie die Canaille, die ihrem Herzoge Unheil verkünden will, ſey's ein Geiſt, ſey's ein Menſchenkind, nicht angehalten haben.

Chriſtoph.

Hör', mit wie lang aushallenden Tönen krähen über uns die Wetterhähne!

Wehrfried.

Der ſchlimmſte Wetterhahn iſt der Schnee auf des Löwen Haupte

Chriſtoph.

Da kommt Jemand — Nun ſey's die Hölle ſelbſt, ich ſterbe als ein ehrlicher Kerl auf dem mir angewieſenen Poſten.

Wehrfried.

Du haſt eben ſo viel Muth, als Aberglauben. — Doch, laß nur die Waffe ruh'n, — hörſt du denn nicht, daß es der Herzog iſt, der da naht? — Wir müſſen uns zurückziehen Er iſt gern allein.

(Zieht ſich mit Chriſtoph aus dem Saal zurück.)

Heinrich der Löwe

(tritt auf, im ſchlichten Gewande, einen aufgebrochenen Brief in der Hand. Er blickt noch einmal hinein. Dann:)

Wahr alſo,
Heinrich der Welfe iſt vermählt mit Agnes
Der Hohenſtaufin! — Zorn und Unmuth hätten
Vor Jahren mich darob ergriffen — Nun
Iſt's anders — Mögen Ruh' und Frieden
Aus dieſem Bündniß keimen — Ruhig möcht'
Ich ſterben. Mich umweh'n die kühlen Lüfte

Des Grabes ſchon, und ſanft und ſanfter ſchlägt
Das einſt ſo wilde Herz. —
— Wie hab' ich nicht gekämpft,
Geſiegt, gelitten, um den großen Zwiſt
Der Welfen und Waiblinger zu beenden — ?
Es war umſonſt — Jetzt endet ihn 'ne Hochzeit! —
Wie auch der Menſch drauf losſtürmt — Nie erreicht er
Das Ziel, führt Gott es ihm nicht zu — — Gebirge drängen,
Mit ihrer Föhrenwälder Brauen höhniſch
Und finſter auf ihn niederſchauend, ſich
Um den verirrten Wanderer — Er klimmt
Und klimmt — ringt über Felſen, windet durch
Gebüſche ſich — umſonſt! — kein Ausweg — Er
Verzagt — Da ſetzt er ſeinen Fuß zufällig
Um eines Berges Ecke, und ſieh' da: geſchmückt
Und reich, wie eine offene Muſchel mit
Der Perle, prangt vor ihm das Thal
Mit ſeiner Stadt, dem Endpunkt ſeiner Reiſe —
Im Sonnenſtrahle blinken ihre Thürme,
Heerſtraßen reißen Roſſ' und Wagen,
Die Ströme Schiffe brauſend zu ihr hin,
Den Wanderer mit ihnen — Aber wird
Er auch da finden, was er dort
Zu finden hoffte? Wird der junge Bund
Der Welfen und Waiblinger lange währen? —
— Ich zweifle. — Alles was ich je erfahren, lehrt
Es anders. Auf der Erde Streit und Wuth,
Selbſt unter Freunden, Ruhe nur im Grab. —
— — — Wie hold iſt doch das Grab! Da auszuruh'n
Von all den heft'gen Aderſchlägen, ſicher
In ew'ger Stille vor den Stürmen allen
Des Lebens und des Hauptes — Nicht vertauſch'
Ich es um meinen Herzogsthron — Man lernt
Des Todes Wolluſt ſchätzen, wenn man achtzig Jahr
Gelebt. —
(Er tritt an das Fenſter:)
Dort liegt der Harz, hoch und gewaltig,
Und Wetter leuchten über ſeinen Scheiteln —
Ha, ſeyd ihr es, ihr glänzenden Geſtalten
Der Kampfgenoſſen aus der Weſerſchlacht?
Blitzt ihr vom Himmel, winkt mich zu euch?
Wie flammt da Truchſeß, funkelt Orla —
O Freunde, Freund', ich komme bald!
— Still iſt dieß Schloß, ganz Braunſchweig ſchläft, —
Die alte, treue Stadt, und weiß nicht, daß
Ihr Herzog ſtirbt. —
— In Deutſchlands großen Fürſtenhäuſern
Wohnt nicht der Lebende allein, — nein, auch
Des Stammes Mutter wandelt durch ſie hin,
Verſagt ſich ſelbſt des Paradieſes Freuden,
Und achtet auf der ſpät'ſten Enkel Schickſal,
— So mächtig zieht es ſie zu ihren Kindern! —
Der Pöbel fürchtet und belügt
Mit blut'gen Mährchen ſie — Wir Fürſten wiſſen
Es beſſer —
Wie die Wachen flüſtern,
Soll ſie in dieſem Hauſe jetzt umgehen.
Ich glaube, daß die Wachen ſich nicht täuſchen —
Es zielt auf mich! —
Ha — Thür auf — klanglos — Was
Befällt mich? Nie gebebt hab' ich im Kampfe,
Doch hier weht Geiſterodem —
(Die Thür des Saales öffnet ſich von ſelbſt, — die weiße Frau kommt durch dieſelbe, verweilt in der Mitte der Scene, und blickt den Herzog trüb an.)
O, Sie iſt's — Grad'
Wie ſie im Bild dort hängt — Das ſeid'ne Schleppkleid
Wallt weithin hinter ihr, die Schlüſſel hält
Sie in der Hand — Werd' ich denn wieder Kind
Und zittre? — Herzog Sachſens und von Baiern,
Auch in dem Geiſterreich erniedere
Dich nicht!
(zu der weißen Frau:)
Gegrüßt du Ahnin meines Stammes,
Du mir Verwandte, — und ich danke dir,
Daß du beſorgt an mich in deiner Ruhe
Gedacht, und aus dem Sarge kommſt, mir warnend
Den Tod zu künden! —
Ring' nicht ſo die Hände, wahrlich
Ich fürcht' ihn nicht. — Wann
Schlägt meine letzte Stunde?

Die weiße Frau.

Löwe, eben
Hört' ich in meinem Grabgewölb' die Domuhr
Zwölf ſchlagen, und die Räder raſſeln noch —
Den Schlag von Ein Uhr hörſt du nicht mehr.

Heinrich der Löwe.

Wohl —
Sie ſchlug — Aus denn! — Das Blatt, der Leib fällt ab! —
Es ſey, — und doch ich könnte weinen —
Iſt's mir doch faſt als ſchied' ich nun auf immer
Von einem alten Freunde — Dieſe Bruſt,
Mit der ich oft ſo freudig athmete,
Und dieſer Arm, der oft für mich ſo ſtark
Gekämpft — Nun Aſche wieder?

Die weiße Frau.

Heinrich, ſeit
Jahrhunderten hab' ich geſchwiegen, nur
Durch ſtill Erſcheinen deinem Hauſe ſein
Geſchick verkündet — Heute muß ich reden,
Denn Du, der Größte des Geſchlechtes, ſinkſt
Dahin nun wie die Andern — Weh' der Mutter,
Die mir gleich, ewig ihre Enkel blühen
Und welken ſieht — Tief in das Grab
Dringt wie ein Wurm zu ihr der Schmerz, und peinigt
Sie an das Licht!

Heinrich der Löwe.

Weswegen weilſt du, Mutter,
Nicht mit den andern Geiſtern in den Höhn
Der Himmel, fern von allem Schmerz der Erde?

Die weiße Frau.

Ach,
Die Erde lieb' ich immer, immer, weil
Ich da zuerſt geliebt — 'Ne andre Liebe
Begriff ich nie, und darum wandl' ich nun,
Zu meiner Freude und zu meiner Strafe,
So lang auf ihr, bis ſie zertrümmert.

Heinrich der Löwe.

Arme!
Kein Schreckgeſpenſt, wie Mancher hat gewähnt —
Vielmehr ſo mitleidswerth — Laß mich
An deinen Buſen ſtürzen, denn ich kann
An keinem treueren verſcheiden — !

Die weiße Frau.

Halt —
— Noch eine Freude ſollſt du fühlen — Weither
Durch Nacht und Sturm vernehm' ich Roſſeshufen.
Ein Myrthenkranz umflicht die feindlichen
Geſchlechter — Hohenſtaufens holde Agnes,
Heinrich, dein Sohn, mit ihr vermählt, und zwiſchen Ihnen
Der Kaiſer, ſprengen her, um deinen Segen
Zu ihrem Bündniß zu erfleh'n —
O
Auch dieſer Bund vergeht mit ſeinen Myrthen,
Mit Braut und Bräutigam, wie alles Ird'ſche —
Ich werd es ſehen müſſen!

Heinrich der Löwe.

Du Unſel'ge!
Nur ewig, um das Ende jedes Anfangs
Zu ſchau'n!

Die weiße Frau.

Faſt ward ich der Vergänglichkeit,
Des Glückes wie des Unglücks ſchon gewohnt —
Wenn du die Blume pflückſt, iſt ſie gebrochen,
Wenn du das Glück genieß'ſt, iſt es verſchwunden,
Und iſt das Unglück erſt nur da, ſo iſt
Es auch bald überſtanden.

Heinrich der Löwe.

Aber, aber
Sag' mir, iſt's ſo auch in den Regionen,
Wo unſer Heiland thront, der Welterlöſer?
Du kennſt ſie doch?

Die weiße Frau.

Ganz anders, anders droben,
Als du dir denkſt — Ich kann's — ich mag's — ich darf's
Nicht ſagen — Weh mir!
(Sie verſchwindet.)

Heinrich der Löwe.

Bleib' noch — Bleibe — Fort
Iſt ſie wie Nebelglanz — — Sie mag's nicht ſagen? —
(Er ſinkt in einen Seſſel — — Chriſtoph und Wehrfried kommen herein.)

Wehrfried.

Du ſprichſt ſchon lange ſehr laut, — Befiehlſt du etwas?

Heinrich der Löwe.

Nein.

Chriſtoph.

Vor dem Thor ſchallt eine Trompete. Oeffnen wir es?

Heinrich der Löwe.
Ja, öffnet es, und laſſet meinen Sohn
Mit ſeiner Braut und Kaiſer Heinrich ein.

Wehrfried.
Mit dem Kaiſer?

Chriſtoph.
Herzog, haſt du ihn gelockt? Sollen wir ihn hier fangen und todtſchlagen?

Wehrfried.
Nun weiß ich, warum du zugibſt, daß Prinz Heinrich eine Hohenſtaufin heirathet — Du köderſt mit ihr den ſchlimmſten Vogel in dein Netz.

Heinrich der Löwe.
Ihr irrt euch. Kaiſer Heinrich ward mein Freund,
Wer ihm ein Haar verletzt, verletzt mich. — Oeffnet,
Und zeigt dabei ihm ſchuld'ge Ehrerbietung.

Chriſtoph.
Sein Freund? Der Waiblinger? Raſ't er?

Wehrfried.
Die *Beiden Freunde*? Ein Thor, wer es glaubt.

Heinrich der Löwe.
Ich ſage, öffnet, öffnet — führt ſie zu mir.
(Chriſtoph und Wehrfried ab.)
Mit Unrecht nicht erſtaunen dieſe Knechte:
Der Kaiſer, Friedrichs Sohn, in Braunſchweigs Burg? —
Ihr welf'ſchen Säulen brecht ihr nicht zuſammen?

Kaiſer Heinrich
(mit Agnes und Prinz Heinrich, tritt ein:)
Gegrüßt mir, Haupt der Welfen.

Heinrich der Löwe.
Ha, ſchon da —
— Verzeih', ich bin zu matt um aufzuſtehen. —

Kaiſer Heinrich.
Bleib ruhig — Wenn ſich Welfen und Waiblinger
Verſöhnen, gilt es nicht Formalitäten.
Weh' ihnen, wenn ſie ſich nach Höflingsart
Nur ſcheinbar grüßen, und ſich wieder fliehen —
Gefährlich ſpielten ſie mit ihrer Größe.
Nein, wie zwei Ströme, die dem Bergeshang
Entſtürzen, ihrem Flußbett folgend, ſich
Vereinen, ſelbſt bei Nacht, (wie wir jetzt eben)
Sich finden *müſſen*, und dann unzertrennlich,
Breit und gewaltig zu dem Meere fluthen,
Begegnen wir uns hier.

Heinrich der Löwe.
Sohn Friedrichs — Vieles
Hab' ich erfahren, lang gelebt — Unmöglich
Iſt ſteter Friede zwiſchen unſern Stämmen.
Ob ein paar Blätter auch, wenn Sommerwind
Sie rührt, liebkoſend ſich entgegenflüſtern —
Der Bäume Wurzeln ſind in Finſterniß
Gepflanzt und ringen ewig mit einander,
Und nach der Wurzel biegt ſich doch der Stamm.
Zwei Sonnen nicht am Himmel, und auf Erden
Nicht zwei Geſchlechter wie die unſrigen.

Kaiſer Heinrich.
Grad' weil wir ſo gewaltig ſind, gelingt
Uns das unmöglich Scheinende vielleicht.
Nicht todte, winz'ge Blätter, die ſich nur
Im Lüftchen regen, ſind wir — Leu, es regt
In uns ſich *eigne* Kraft, frier' auch die Wurzel
Tief in der Erde, — nah genug ſind wir
Der Sonne, ihre Gluthen einzuſaugen,
Und ſie hinabzuſenden zu der Tiefe,
Die Füße damit zu erwärmen! — Hoffe
Die ſchönſte Zukunft!

Heinrich der Löwe.
Junger Fürſt, wer oft
Gehofft hat, lernet — *fürchten*.

Kaiſer Heinrich.
(deutet auf Agnes und den Prinzen Heinrich:)
Sollte
Dich dieſer Kinder Anblick nicht noch einmal
Das Hoffen lehren?

Heinrich der Löwe.
Heinrich, o mein Sohn —
Doch *Sie* da — ?

Kaiſer Heinrich.
Agnes, meine Muhme, Erbin
Der Pfalz, Gemahlin deines Heinrichs — ſchön
Und liebenswürdig wie ein Engel —

Prinz Heinrich.
Ja
Als Friedensengel, Vater!

Agnes.
Sprecht nicht
Von Muhmen, Erbinnen und Engeln — Laßt
Mich ſeine Tochter ſeyn!

Heinrich der Löwe.
Selbſt Welfen können
Nicht widerſteh'n, wenn Hohenſtaufen ſchmeicheln —
— Sey meine Tochter, Mädchen, — Gott beſchütze
Und ſtärke dich — Denn, Roſe, blühen mußt
Du zwiſchen Felſen!

Agnes.
Armer Löwe,
Beſorgt um mich, und ſelbſt ſo krank — O laß
Mich deiner pflegen, deine weißen Locken,
Mir theurer als das eigne Haar, mit Küſſen
Bedecken.

Heinrich der Löwe.
Kommſt zu ſpät, mein Kind. Todkündend
Erſchien mir heute Nacht die weiße Frau.

Kaiſer Heinrich (für ſich:)
Der Arme ſtirbt. Er träumt ſchon Kindermährchen.

Heinrich der Löwe.
— Und eine Hohenſtaufin pflegt mich — Das
Sind ſichre Zeichen — 'S geht mit mir zu Ende.
— Wie, Kaiſer, lautet unſer Friedensſchluß?

Kaiſer Heinrich.
Sehr ehrenvoll für dich — Von Acht und Bann
Biſt du befreit, und Sachſens Herzogthum
Empfängſt du wieder.

Heinrich der Löwe.
Aber ich beſaß
Ein andres Land noch — Flüſſe ſchrien durch
Es hin mit Donnerſtimmen — Nie vergeſſ'
Ich ſie —

Kaiſer Heinrich.
Du denkſt an Baiern — Was verlangſt
Du nach ihm? — Nie iſt es dir treu geweſen,
Und Wittelsbach beſitzt es längſt.

Heinrich der Löwe.
Nie treu —
So fahr' es wohl — Es war vielleicht zu groß,
Um feſt am Stamm zu hangen — Alle Größ'
Und Schwere trennt ſich leicht von dem, woran
Man ſie will ketten, ſey's der Apfel von
Dem Baume, ſey's der Freund vom Freunde, oder
Das Volk vom Fürſten, — Nur fällt ſie dabei
Gewöhnlich auch zu Boden —
Wo mein Otto?

Prinz Heinrich.
Ich fragte ſchon nach ihm, — ich hört', er ſchliefe.

Heinrich der Löwe.
So ſtört ihn nicht, und tretet auf die Seite.
— Man winkt mir ſchon.

Kaiſer Heinrich.
Wer winkt?

Heinrich der Löwe.
Dein Vater, Friedrich,
Und neben ihm die ſtrahlende Mathildis —
— Er beugt ſich zu mir nieder, gleich ihr lächelnd,
Der Freund, der Heldenjüngling wieder —
Die kaiſerliche Krone, die elende
Sternſchnuppe, welche uns ſo oft verwirrt,
Fällt ihm vom Haupte hin zur Hölle,
Und prachtvoll ſteigen auf die Dioskuren!

Kaiſer Heinrich.
Er phantaſirt, — ruft einen Arzt!

Heinrich der Löwe.
Nicht nöthig —
Ich bin geſund und meine Jugend kehrt zurück.
— Wie fließt der Rhein ſo ſtolz dahin — Wie ſpiegeln
Sich Schloß und Stadt in ſeinen grünen Wellen!
Heil Hochheim, Heil Johannisberg, König
Der Rebenhügel — Rechts da Rüdesheim, die Zier
Am Bergesſaume — links kommt Bingen — o
Wie tobt das Binger Loch, doch lauter tönen
Des Ofterdingen Saiten drein — Und dort
Hoch Ehrenbreitſtein, Diadem des Felſens!
Dieß iſt mein ſchönſter Tag!

Kaiſer Heinrich.
Er denkt der Rheinfahrt,
Die er mit meinem Vater und dem hehren Sänger
Der Niebelungen, Ofterdingen, einſt gemacht.

Heinrich der Löwe.
O trag' mich, Rhein, o reiß' mich fort — ſchön ſtürzt
Es ſich mit dir zum Meer, zum Tode —

Kaiſer,
Was ſag' ich deinem Vater? Eben fragt
Er mich nach dir.
Kaiſer Heinrich.
Sag ihm,
Der Hohenſtaufe ſtrebe noch ſo kühn wie immer,
Und wenn er auf des Aetna Gipfeln ſtände,
So würd' er ſehnend über's Meer
Hinſchauen!
Heinrich der Löwe.
(mit immer matterer, aber ſehr bewegter Stimme:)
Lebe wohl, mein treues Sachſen —
Ein Troſt iſt mir: mein Leib wird doch ein Stückchen
Von deiner Erde — Weſer, Ocker, fahret wohl —
Leb wohl du Harz mit deinen Felſenthalen, —
Wie gern verirrt' ich mich nur einmal noch
In dir — Lebt wohl, ihr Sterne — Ach —
(Er ſinkt ſterbend hin.)
Kaiſer Heinrich.
So endet
Das Große, mit 'nem **Seufzer** — Er iſt todt —
(zum Prinzen Heinrich:)
Heil dir,
Herzog der Sachſen.
Prinz Heinrich.
Du rufſt Heil mir, und ich ſeh'
Ihn todt?
Kaiſer Heinrich.
Betrau're ihn, — doch dann genieß',
Was er dir hinterlaſſen. Mir ſtarb auch
Erſt jüngſt der Vater — Schmerzlich war es — Doch
Genug nicht kann man's wiederholen:
Tod iſt der Menſchheit allgemeines Loos,
Und wen er ſchreckt, wird niemals groß. —
(Für ſich:)
Der Löwe todt — frei kann ich nach Neapel.

Eberhard Gottlieb Graff,

ein achtungswerther deutſcher Alterthumsforſcher, deſſen Geburt und Bildungsgeſchichte noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen iſt. Er war früher Profeſſor zu Ahrensberg in Weſtphalen, kam als Preußiſcher Regierungsrath und Profeſſor an die Univerſität nach Königsberg und ſammelt ſeit 1830 theils in Halle theils an anderen Orten in den Bibliotheken Notizen für ſein altdeutſches Wörterbuch.

Von ihm haben wir:

Diutiska. Denkmäler deutſcher Sprache und Literatur aus alten Handſchriften. Den Freunden der deutſchen Vorzeit gewidmet. Stuttgart 1826—1830, gr. 8. wurde leider wegen Mangel an Abſatz nicht fortgeſetzt.

Otfried's Kriſt, das älteſte, im 9. Jahrhundert verfaßte hochdeutſche Gedicht, nach den 3 gleichzeitigen Handſchriften kritiſch herausgegeben. Königsberg 1831, gr. 4. Mit Proben aus jeder Handſchrift.

Altdeutſcher Sprachſchatz, (die erſten Lieferungen ſind bereits erſchienen. —

Ein ausgezeichneter und höchſt gründlicher Kenner älterer deutſcher Sprache und Literatur, deſſen Verdienſte nicht genug anerkannt werden können, da er mit dem ſeltenſten Fleiße außerordentlichen Scharfſinn und Gewandtheit der Prüfung verbindet. Namentlich wird ſein Sprachſchatz, wenn es ihm vergönnt wird, denſelben glücklich zu Ende zu führen, als ein Denkmal deutſchen Fleißes und deutſcher Gründlichkeit von den Gelehrten aller Nationen anerkannt werden müſſen.

Gerhard Anton Gramberg

ward geboren den 5. November 1744 zu Tetens im Großherzogthum Oldenburg, erwarb ſich die Doctorwürde der Medicin und Chirurgie und war als Kanzleirath, Landphyſikus, Hof- und Garniſonsarzt zu Oldenburg angeſtellt, wo er den 10. März 1817 ſtarb.

Er gab heraus:

Ueber Schlegels Alarkos. Münſter .... in 8.

Eine große Anzahl von Gedichten Gramberg's findet ſich zerſtreut in den Anthologien von Matthiſon, Weißer und Haug, in dem Theaterkalender, dem deutſchen Muſeum, dem Muſenalmanach, den oldenburgiſchen Anzeigen und in anderen Journalen, Zeitſchriften, Taſchenbüchern u. ſ. w.

Der ältere G. ſchloß ſich in ſeinen poetiſchen Beſtrebungen dem Göttinger Dichterverein an und lieferte in deſſen Art und Weiſe manches wohlgelungene lyriſche Gedicht.

Gerhard Anton Herrmann Gramberg,

der Sohn des Vorigen, wurde geboren den 18. September 1772 zu Oldenburg und nach beendigten Rechtsſtudien zu Erlangen Advokat in ſeiner Vaterſtadt und erſter Landesgerichtsaſſeſſor. Während der franzöſiſchen Occupation wurde er als Appellationsrichter nach Hamburg verſetzt, von wo er 1815 als Juſtizkanzlei- und Konſiſtorialaſſeſſor nach Oldenburg zurückkehrte, aber ſchon den 10 Mai 1816 daſelbſt ſtarb.

Als Dichter kennt ihn die Welt durch folgende Schriften:

Kränze Oldenburg 1801—1805. 3 Bde. in 8.

Poetiſches Taſchenbuch. Berlin 1803. in 12. Mit Böhlendorff herausgegeben.

Sophonisbe, eine Tragödie. Oldenburg 1808. gr. 8.

Gedichte. Ebendaſelbſt 1816 u. 1817. 2 Thle. in 8.

Ein ſchönes lyriſches Talent, das ſich beſonders durch Tiefe, Innigkeit und Zartheit vortheilhaft auszeichnete und namentlich in idylliſchen Darſtellungen der Liebe ſehr glücklich war. Mit gleichem Geſchick ahmte es den Ton der altengliſchen Balladen, ſo wie in früheren Verſuchen Wieland's Art der Erzählung in gefälliger Weiſe nach.

Johann Baptiſt Graſer,

ward im Juli 1768 zu Eltman im Würzburgiſchen geboren, widmete ſich dem Erziehungsweſen und wurde nach vollendeten Studien Doktor der Philoſophie und Präfekt des Prieſterſeminar's zu Würzburg. Ein Ruf als Mitdirektor der erzbiſchöflichen Pagenanſtalt und des virgilianiſchen Collegiums brachte ihn nach Salzburg, von wo er 1804 als kurpfälziſcher Oberſchulenkommiſſär in ſein Vaterland zurückkehrte. Später wurde er bei der Oberſtudienkommiſſion zu Bamberg, 1810 aber als Baierſcher Regierungs- und Kreisſchulrath in Baireuth angeſtellt.

Seine Schriften ſind:

Prüfung des katholiſch-praktiſchen Religionsunterrichtes. Leipzig 1800. 8.

Moraliſches Handbuch. Salzburg 1801. 2 Thle.

Andachtsübungen. Ebendaſ. 1801.

Archiv für Volkserziehung. Ebendaſ. 1803 — 1805. 2 Bde.

Beobachtungen und Vorſchläge über Erziehung und Schulen, in Briefen. Ebendaſ. 1804. 1805. 2 Thle.

Bairiſch fränkiſcher Schulmerkur. Bamberg 1805. und 1806. in 4.

Divinität oder das Princip der einzigen wahren Menſchenerziehung. Baireuth 1813.

Der erſte Kindesunterricht. Ebendaſ. 1819.

Die Elementarſchule für's Leben. Ebendaſ. 3. Ausgabe 1821. 2. Thl. 1828.

Das Judenthum und ſeine Reformation. Ebendaſ. 1828.

Der durch Geſicht und Tonſprache der Menſchheit wiedergegebene Taubſtumme. Ebendaſ. 1829.

G. iſt einer der geachtetſten und angeſehenſten pädagogiſchen Schriftſteller neuerer Zeit, da er gründliche Kenntniß, philoſophiſche Tiefe und Klarheit, mit Kraft, edelem Eifer und Freiſinnigkeit verbindet.

Friedrich David Gräter.

Dieſer geſchmackvolle, nordiſche Alterthumsforſcher wurde den 22. April 1768 zu Schwäbiſch-Hall geboren, ſtudirte Philologie zu Tübingen, ward Doctor derſelben, 1789 Lehrer und 1793 Konrektor am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und 1804 Profeſſor und Rektor des Kontuberniums daſelbſt. 1818 wurde er in gleicher Eigenſchaft an das Gymnaſium nach Ulm berufen, wobei ihm zugleich das Pädagogorat des Donaukreiſes übertragen wurde. Während auswärtige Akademien ſein Verdienſt durch Ertheilung der Mitgliedſchaft ehrend anerkannten, ſtiftete er daſelbſt mit königlicher Genehmigung 1822 die „Geſellſchaft der Dänenfreunde an der Donau" und wirkte in dieſen verſchiedenen Kreiſen mit Nutzen bis 1827, wo er ſeine Staatsſtellen aufgab und ſich nach Schorndorf im Würtembergiſchen zurückzog. Dort ſtarb er den 2. Auguſt 1830.

Er ſchrieb:

Nordiſche Blumen. Leipzig 1789.

Suhm, Geſchichte der nordiſchen Fabelzeit, überſetzt. Leipzig 1804.

Lyriſche Gedichte. Heidelberg 1809.

Sämmtliche Schriften über nordiſche Mythologie und Dichtkunſt. Eßlingen 1812. 1. Thl.

Rektorats- und Ephoratsreden. Ebendaſ. 1815. 3 Hefte.

Zerſtreute Blätter. Ulm 1822 — 1824. 2 Bde.

Mit Böckh, Häßlein, Münchhauſen und Andern:

Bragur, literariſches Magazin der deutſchen und nordiſchen Vorzeit. Leipzig 1791 — 1802. 7 Thle.

Bardenalmanach. Neuſtrelitz 1802.

Gymnaſiaſtiſches Muſeum. Leipzig 1804.

Odina und Teutona. Breslau 1812.

Idunna und Hermode, Alterthumszeitung. Ebendaſ. 1812 — 1816. 4 Bde.

Durch ſeinen Eifer für die Beförderung des Studiums ſkandinaviſcher und germaniſcher Literatur, hat ſich G. große Verdienſte um daſſelbe erworben, und verdient die lebhafteſte und dankbarſte Anerkennung der Forſcher auf dieſem Gebiete, indem er, um hier nützlich zu wirken, kein Opfer ſcheute. Seine eigenen Leiſtungen zeichnen ſich durch Fleiß, Gründlichkeit und angenehme Darſtellung aus, ſo wie ſeine poetiſchen Arbeiten den in der beſten Schule gebildeten Geiſt verrathen, wenn es ihm gleich hier an eigentlichem produktiven Talent fehlt und gewandte Nachahmung und Beherrſchung der Form dieſen Mangel erſetzen mußte.

Ueber das Alter und den Urſprung des teutſchen Königstitels.*)

Ein Programm bei der zweiten Jahresfeier der Königswürde des Hauſes Württemberg.

Den 1. Jenner 1808.

In dem Laufe des vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt kannten unſre teutſchen Voreltern den Titel König noch nicht. Bekanntlich hat man aus dieſer Zeit eine, jetzt nur wenig mehr verſtändliche teutſche Ueberſetzung der Evangelien, die auf Pergament mit Purpurgrunde und mit ſilbernen Buchſtaben geſchrieben, oder vielmehr eingebrannt war, und daher den Namen des „ſilbernen Codex" erhielt, aus Teutſchland nach Schweden kam, und dort nunmehr der Verwitterung nahe iſt.

Man ſchreibt ſie allgemein dem Biſchof Wulfila oder Wölflein zu, der nach dem Zeugniß glaubwürdiger Schriftſteller zu den Zeiten des Kaiſers Valens, alſo zwiſchen 364 und 378 zum Arrianismus überging. Zu eben dieſer Zeit ungefähr war er Biſchof der chriſtlichen Gothen in Dacien, Thracien und Möſien, das heißt, derjenigen Weſtgothen, die in Dacien das Chriſtenthum angenommen hatten. Unter Fritigern und Ablavius wurde er im Jahr 376 mit 200,000 Mann ſeiner gothiſchen Landsleute in Möſien diesſeits der Donau aufgenommen, und von dieſer Zeit an nennt man jene Weſtgothen die Möſogothen, und ihre Sprache die Möſogothiſche Sprache.

Die Evangelien in dieſer Sprache ſind das älteſte teutſche Buch, das wir beſitzen, und die Charactere, mit denen ſie geſchrieben ſind, die älteſte teutſche Schrift.

In dem Evangelium Marci Cap. 15., da die Hauptbeſchuldigung gegen Jeſum vorkommt, daß er ſich einen König der Juden geheißen habe, weswegen dieſer Titel auch in verſchiedenen Sprachen über das Kreuz geſchrieben wurde, kommt durchaus noch der älteſte teutſche Name der Könige, Thiudans, vor.

Pilatus fragt: biſt du König der Juden? Dieß drücket der teutſche Ueberſetzer alſo aus:

Thu is Thiudans Judaie?
Du biſt Thiudans der Juden?

v. 18. Und fingen an ihn zu grüßen: Gegrüßet ſeiſt du, der Juden König!

Jah bǔgunnun goljan ina
Hails Thiudan Judaie.
Und begannen zu grüßen ihn:
Heil Thiudan der Juden.

v. 26. Und es war oben über ihm geſchrieben, was man ihm ſchuld gab, ein König der Juden.

Dieß heißt:

Jah was Ufarmeli Fairinos is ufarmelith:
Sa Thiudans Judaie.

---

*) Aus: Fr. D. Gräter's Braga und Hermode. 5. Bd. Breslau 1812.

Und war Aufſchrift Verbrechen ſeines darauf geſchrieben:
Der Thiudans der Juden!

Dieſer ältere Titel Thiudans kommt her von Thiuda, das Volk und thiudanon, ein Volk beherrſchen; daher Thiudans, der Volksherrſcher.

Auch in dem Wolfenbüttler handſchriftlichen Fragmente der Römergeſchichte, welche in ein ſpäteres Alter zu ſetzen, in der Sprache wenigſtens, nach der genaueſten Vergleichung kein Grund iſt, finden ſich die beiden letztern Wörter, und wäre gerade in dieſen Stellen von einem König die Rede, ſo würde der Ausdruck Thiudans ebenfalls ſtehen.

Zu gleicher Zeit war der Römiſche Titel (Caesar, *Καισαϱ*) ſchon in der Sprache; ſo wie auch das Wort Queen, womit die Engländer ihre Königinn vorzugsweiſe bezeichnen.

In dem 3. Cap. des Evangel. Lucä v. 1. drückt der Gothe die Wörter: In dem funfzehnten Jahre aber des Kaiſerthums des Kaiſers Tiberii, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war, alſo aus:

In Jera than fimftataihund in Thiudinaſſaus Teibairiaus Kaiſaris, raginondin
Im Jahre dann funfzehnten (des) Volksherrſchaft Tiberios des Kaiſers, regierenden
Puntiau Peilatau Judaia.
Pontio Pilato Judäa.

und v. 19. Herodes aber, der Vierfürſt, da er von ihm geſtraft ward, um Herodias willen, ſeines Bruders Weib.

Ith Herodes ſa Taitrarkes gaſakans fram imma bi
(But) Aver Herodes der (the) Tetrarche geſtraft von (from) ihm (him) (by) wegen
Herodiadein Quen Brothrs is.
Herodiate Frau (Queen) Bruders ſeins (his).

Eben ſo auch Marci 6, v. 18. Es iſt nicht recht, daß du deines Bruders Weib habeſt.

thatei ni Skuld iſt thus haban Quen Brothrs theins.
das nicht Schuld (Recht) iſt dir haben Frau Bruders deines.

Hier bei dem Evangeliſten Lucas heißt Herodes ſtets der Vierfürſt *ὁ τετϱάϱχης*, bei dem Evangeliſten Marcus aber durchaus König oder *βασιλεὺς* — dieß überſetzt auch der Gothe ſo wie jenes getreu:

v. 22. Da ſprach der König zum Mägdlein.
Quath Thiudans du thizai Maujai.
Sprach der Thiudans zu dieſem Mädchen.
v. 23. Was du wirſt von mir bitten, will ich dir geben bis an die Hälfte meines Königreichs.
Und halba Thiudansgardja meina.
bis (zur) halben Thiudangard mein.
v. 26. Und der König ward betrübt.
Jah gaurs waurthans ſa Thiudans.
Und traurig werdend der Thiudans u. ſ. w.

Und ſo durchaus, ohne eine einzige Ausnahme. Wo der Grieche *βασιλεὺς*, und der Lateiner rex gebraucht, da hat der Gothe Thiudans.

Beweiſe, und unbeſtreitbare Beweiſe genug, daß in dem vierten Jahrhundert, falls aus dieſem die Gothiſche Bibelüberſetzung herſtammt*), der Königstitel noch nicht in der teutſchen Sprache war.

Es könnte nun im Verfolg dieſer Deduction die Anwendung geſchehen, daß ſich von der Möſogothiſchen auf die Fränkiſche und Allemanniſche Sprache eben ſo wenig ein Uebergang machen laſſe, als auf die Sächſiſche und Angelſächſiſche, oder auf die Scandinaviſche, d. h. Däniſche, Isländiſche und Schwediſche. Hierüber fehlt es mir jetzt an Zeit und Raum zu ſtreiten, und meine wenige Meinung, von der ich auch nach ſechszehn Jahren abzuweichen, keinen Grund finde, iſt bereits in der kritiſchen Ueberſicht des teutſchen Sprachſtammes, Bragar 1. S. 287. u. f. von mir geſagt.

Allein ich werde auch dieſen Gang nicht nehmen, ſondern ich habe alle Sprachdenkmale aller Dialecte und aller Jahrhunderte vor mir, und werde nur zeigen, bei dieſem Sprachſtamme und in dieſem Jahrhunderte war der Titel da, in jenem aber noch nicht. Dann läßt ſich erſt auch durch die Geſchichte ein Licht anzünden. — Dieß ſcheint mir zur Gewißheit der einzige Weg zu ſein.

Spätere Gothiſche Sprachdenkmale, woraus ſich noch etwas erweiſen ließe, ſind bis jetzt nicht aufgefunden, obgleich unſtreitig noch dergleichen wenigſtens in Spanien, wo die Weſtgothen ſich ſchon im Jahr 412 niederließen und eigene Reiche ſtifteten, vorhanden ſeyn müſſen**), — denn die vier Gothiſchen Quittungen zu Neapel, die ich in dem 7ten Bde von Bragur habe in Kupfer ſtechen laſſen, und das kleine Arezziſche Denkmal, beziehen ſich auf keine Gegenſtände, die den Ausdruck König erfordern.

Bei den Burgundern, verſichert Ammianus Marcellinus***), ein Römiſcher Schriftſteller des 4ten Jahrhunderts, habe man den König Hendinos genannt: der gelehrte teutſche Sprachforſcher Wachter glaubt, darin das Gothiſche Kindins zu finden, und der gelehrteſte der ſchwediſchen Sprachforſcher, Ritter v. Ihre, gibt ihm darüber vollkommen Beifall.

Allein nach einer genauern Anſicht der Stelle muß ich bekennen, daß entweder Ammianus Marcellinus Unrecht hat, jenes Hendinos durch König zu überſetzen, oder daß die Anwendung Wachters und der Beifall Ihre's nur halb gegründet ſind.

Die Stellen der Gothiſchen Evangelien, worauf ſich dieſe Behauptung bezieht, ſind Matth. 27, 2 und 11. und 2, 2. Beide Stellen gelten indeſſen für eine — denn in der erſten iſt es der Landpfleger Pontius Pilatus, in der zweiten der Landpfleger Cyrenius, welchen der Titel Kindins beigelegt wird. Allein Luther hat nicht falſch überſetzt. Auch in der griechiſchen Urſchrift ſteht nicht *βασιλεὺς*, König, ſondern *ἡγεμὼν*, Befehlshaber und höchſtens Regent einer beſondern Provinz, aber nicht König.

Es gibt überdieß noch eine claſſiſche Stelle, die entſcheidet. Dieſe iſt Matth. 27, 11; daſelbſt heißt es:

„Jeſus aber ſtund vor dem Landpfleger, und der Land-
„pfleger (*ἡγεμὼν*) fragte ihn und ſprach: Biſt du der
„Juden König?“

Denn ganz unzweideutig ſetzt hier der Gothe ſelbſt den Thiudans als König dem Kindins als bloßen Regenten einer Provinz oder Landpfleger entgegen

Ith Jeſus ſtoth faura Kindina.
Jah frah ina ſa Kindins:
thu is Thiudans Judaie?
Aber Jeſus ſtand vor dem Kindins:
Und es fragte ihn der Kindins:
Du biſt Thiudans der Juden?

Woraus erhellet, daß Kindins keinesweges einer der ältern Titel der Könige war, und daß Ammianus Marcellinus das Burgundiſche und freilich ſehr wahrſcheinlich auch Gothiſche Hendinos oder Kindins nicht durch rex, ſondern durch praases oder praefectus hätte überſetzen ſollen.

Hiemit ſind nun die Gothiſchen und auswärtigen Nachrichten von dem einheimiſchen Königstitel bis ins 4te Jahrhundert erſchöpft.

Die Denkmale der Franken und Sachſen fangen ſpäter an. Ich wende mich daher erſt nach Norden.

Die ganze nordiſche Sprachliteratur kennt keine älteren Denkmale als die poetiſche Edda. Die poetiſche, denn wer ſie mit der proſaiſchen, weit ſpätern des Snorre Sturleſons, der bloß einen mythologiſchen Auszug aus derſelben machte, verwechſelt, oder den allerdings würdigen Sammler derſelben Sämund Sigfusſon auch für ihren Verfaſſer hält, hat gewiß keine Kenntniß von Nordiſcher Sprache, Proſodie und Mythologie, und thut beſſer, über Nordiſche Literatur gar nicht zu ſchreiben, geſchweige abſprechen zu wollen; denn es verlohnt ſich der Mühe nicht, ſolche Gegner zu widerlegen, oder wenn man ſie widerlegte, würde die gelindeſte Wahrheit gegen ſonſt verdiente Männer hart ſcheinen. Man fordert in der Griechiſchen und Römiſchen Literatur, daß man das verſtehe, wovon man redet, und worüber man ſich zu urtheilen herausnimmt — warum nicht in jeder Literatur? und warum nicht auch in der Nordiſchen?

---

*) Die nähere kritiſche Unterſuchung in einem folgenden Bande.

**) Mein Freund, der gelehrte reiſende Däne, Baron Neergaard, welcher der gelehrten Welt bereits durch mehrere Schriften, vorzüglich aber durch ſein Journal du dernier Voyage du Cit. Dolomieu dans les Alpes par T. C. Brunu Neergaard. A Paris. An. X. — 1802. 8. merkwürdig und werth geworden iſt, ſchrieb mir im Sommer 1802 aus Paris, daß er eben im Begriffe ſei, nach Spanien zu reiſen, und erbot ſich zu jeder Nachforſchung für mich im Eſcurial. Ich zögerte nicht, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um von den Herrn Bibliothekaren des Eſcurials wenigſtens darüber Auskunft zu erhalten, ob die Ephemerides lingua Longobardica scriptae, welche nach dem Zeugniß des Angelo Roccha zu Bononien aufbewahrt, und nach der Vermuthung des Herrn Baſſi von König Philipp II. nebſt andern Schätzen nach Spanien abgeführt wurden, ſich nicht in dieſer Hauptbibliothek befinden, und hoffte, im Fall es wäre, eine diplomatiſche Abſchrift oder Nachzeichnung davon zu erhalten. Allein Neergaard kam kaum an die Grenze von Spanien, als er zur Beſitznahme ſeines Familienguts Svenstrup auf Seeland nach Dänemark zurückgerufen wurde. Damit war auch meine Hoffnung vereitelt. Aber möchten doch andere Sprach- und Geſchichtfreunde ſich Mühe geben, in Spanien und Italien über die vermodernden Denkmale der Gothen nachzuforſchen! Es iſt Zeit, wenn ſie nicht für immer verloren gehen ſollen.

***) lib. XXVIII. c. 5. rex, qui apud eos appellabatur Hendinos.

Kurz, dieſe Edda enthält die älteſten Götter- und Heldenlieder des Nordens aus der Heiden- und Fabelzeit. Ihr Alter iſt indeſſen bis jetzt mehr nach Gefühl und hiſtoriſchen Umſtänden, als nach den Mythen und der Sprache beſtimmt. Doch läßt ſich ziemlich abſehen, daß ſie (das Sonnenlied ausgenommen) insgeſammt älter ſind, als Regner Lodbrocks Todesgeſang, und dann daß die Lieder, welche von den Göttern handeln, in der Regel älter ſind, als diejenigen, welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder, daß diejenigen Nordiſchen Lieder überhaupt älter ſind, als diejenigen welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder daß diejenigen Nordiſchen Lieder überhaupt älter ſind, welche eine bloße Alliteration haben, und in der alten Versart Fornyrdalag gedichtet ſind, als diejenigen, welche bereits die Vocalharmonie beſitzen, und dieſe wieder älter als diejenigen, die bereits den benachbarten teutſchen Reim angenommen haben.

Unter die älteſten gehören nun unſtreitig die berühmte Wöluſpaa, das eben ſo berühmte Haawamaal, die Thrymsquida, Wafthrudnismaal, Grimnismaal u. ſ. w.

In dieſen alten Eddiſchen Liedern aber kommt der Titel König durchaus nicht vor, bis auf die Unterredung des blinden Geſturs mit dem König Heidrek.

Im Gegentheil heißt der Rieſen- oder Thurſen-König Thrym in Thrymsquida durchaus Thursa Drottinn, und ſelbſt Snorre Sturleſon behauptet in ſeiner Heimkringla, und zwar in ſeiner Geſchichte der Ynglinger, des älteſten Nordiſchen Königsſtammes c. XX., daß die älteſten Könige ſich Diar oder Drottnar genannt, und daß Ring oder Rig der erſte geweſen ſei, den man in däniſcher Sprache Konungr genannt habe.

„Hans Aattmenn hösdu aawallt sijdan konungs Nafn fyrir et aetzta tignar Nafn.“

Seine Nachfolger hielten ſtets hernach den Königstitel für einen ausgezeichneten Ehrennamen.

Hierauf fährt er fort:

Dyggwi war fyrstr Konungr kalladr sinna Ättmanna: enn aadr woru their Drottnar kalladir: enn konur theirra Drottningar enn Drott Hyrdsweitin. d. h. Dyggwe war zuerſt unter ſeinem Geſchlecht König genannt: denn ehedem wurden ſie Drottnar genannt, und ihre Frauen Drottningar, aber die Hofleute Droot.

Nach der Snorriſchen Chronologie war dieſer König Dyggwe im Jahre 166 nach Chriſti geboren, welches ich jedoch dahin geſtellet ſein laſſe. Wäre die Chronologie richtig, ſo würde der Urſprung des Königstitels im Norden ſchon in das Ende des zweiten oder den Anfang des dritten Jahrhunderts fallen. Allein allerdings ſind in dieſer älteſten Geſchichte mehr Wahrſcheinlichkeiten und Vermuthungen als Gewißheit. Ich halte mich daher abermals an die Sprachbeweiſe, und behaupte gegen den Ritter Ihre und alle bisherigen Gloſſatoren, ſo wie gegen Snorre ſelbſt, daß das alte Drottinn keinesweges ein beſtimmter Königstitel für die höchſte Gewalt, ſondern nur ein allgemeiner Herrſcher-Name iſt, und eigentlich unſerm teutſchen Herrn entſpricht.

Dieſer alte Ausdruck für Herr findet ſich nämlich in allen alten Fränkiſchen, Allemanniſchen und Sächſiſchen Sprachdenkmalen ebenfalls, nur in den Gothiſchen nicht — da heißt ein Herr Frauja oder Frauga.

„Niemand kann zween Herren dienen,
überſetzt der Gothe;

„Nimanna mag twaim Fraugam skalkinon“ und Marci 12, 29. „Der Herr unſer Gott iſt ein einziger Gott! Frauja, Goth unſara, Frauja eins iſt.“ Im Angelſächſiſchen Frea — womit die Namen der Nordiſchen Götter Freyer und Freya noch übereinſtimmen, indem jener urſprünglich einen Herrn und dieſer eine Herrin bedeutete.

Drottinn hingegen heißt bei den Franken und Allemannen Thruhtin oder Druhtin, bei den Angelſachſen drithen. Allein dieſer Ausdruck dauerte noch in der Sprache, während der Königstitel ſchon aufgekommen war, und kein Franke verwechſelt in der Uebrrſetzung den Namen König und Herr.

In dem Ambroſianiſchen Geſang wird das
Heilig, heilig, heilig
Herr Gott Zebaoth (der Heere)
richtig überſetzt:
Wiher, wiher, wiher
Truhtin Cot Herro!
Hingegen:
Du König der Ehren, Jeſu Chriſt!
Thu Chuninc thera Tiurido, Chriſt!

Daß er aber in den Nordiſchen Sprachen insbeſondere keineswegs gleichbedeutend mit dem Titel eines Königs ſei dieß läßt ſich noch aus den älteſten Liedern der Edda ſelbſt erweiſen.

Denn der urſprüngliche alte Königstitel Thiudans kommt auch hier vor, und namentlich in dem berühmten Runa-Capitule, das ohne Zweifel älter iſt, als alle Lieder von Thiodolf von Hwin, aus welchen Snorre Sturleſon ſeine Urgeſchichte der Ynglinger hauptſächlich geſchöpft hat.

In der 9ten Strophe heißt es:

Liod eg than	Auch dieſes Lied
Kann er kannat	Kann ich, was nicht kann
Thiódans Kona	Des Königs Frau
ogmanskis mögur.	Und keines Menſchen Sohn.

Daß dieſes Thiodans auch im Nordiſchen und hier richtig durch König überſetzt wird, beweiſen die Stellen anderer und ſpäterer Dichter, in welchen dieſer Titel König vorkommt.

In der Hervararſaga, welche die Geſchichte des von künſtlichen Zwergen geſchmiedeten Zauberſchwerdts Tyrfing durch alle Abkömmlinge des Königs Swafurlams bis auf König Heidrek nach alten Liedern beſchreibt, heißt es: Hlödr, der zweite Prinz des Königs Heidrek, ſei nach dem Tode ſeines Vaters in das Reich gekommen, um von ſeinem Bruder Angantyr die Hälfte des Reichs als Erbſchaft abzufordern.

Als er vor dem Pallaſt ſeines Bruders, des Königs abſtieg, ſandte er einen der Hofbedienten hinein, um ihn zu melden. Dieſer trat vor die Tafel des Königs (geck inn fyrir Konungsbord) und ſprach alſo:

Her er Hlödr komin	Hieher iſt Hlödur gekommen.
Heidreks Arfthegi	Heidreks Erbe!
Broodr thin	Der Bruder dein
enn bed ſkammi.	Und harret nicht lange.
Mikill er ſaa Madr	Groß iſt der Mann
aa Mars Baki	Auf Roſſes Rücken!
Willnu, Thioodann*)	Und will nun, o König!
Wid thik tala.	Mit dir ſich beſprechen.

Da übrigens das Zeitalter dieſer Nordiſchen Gedichte noch nicht beſtimmt iſt, ſo entſcheidet auch ihr Anſehen für die Zeitfolge nichts; im Gegentheil tragen vielmehr ſolche vergleichende Sprachunterſuchungen dazu bei, ihrem eigenen Alter die gehörigen Grenzen zu ſetzen.

Ein einziger Schluß für die Fränkiſchen und Allemanniſchen Sprachdenkmale und für das Alter des teutſchen Königsnamens läßt ſich jedoch aus dieſer Vergleichung der Gothiſchen und Skandinaviſchen Sprache ziehen, nämlich dieſer: „Daß, „da der Süd-Oſt und der Norden, aus welchen wir noch „theils chriſtliche theils heidniſche Denkmale des vierten Jahr„hunderts beſitzen, einen ältern Titel für die höchſte Gewalt „wirklich darbieten, und beide, ſo entfernt ſie auch ſind, ſelbſt „in dem Ausdruck übereinſtimmen, daß der höchſten Wahr„ſcheinlichkeit nach

1) der Titel Thiudans wirklich nicht nur der Gothiſche und Nordiſche oder Skandinaviſche, ſondern der allgemeine teutſche, ältere und vielleicht älteſte teutſche Königsname wirklich iſt, und
2) daß, wenn wir noch Fränkiſche und Allemanniſche Sprachdenkmale aus dem 4ten Jahrhundert beſäßen, wie wir ſie nicht beſitzen, auch in ihnen der Königsname Thiudans ſich finden würde.“
3) „Daß man nach dem Ulfilas annehmen darf, und daß die Eddiſchen Gedichte nicht widerſteiten: der jetzige teutſche Königsname ſei überhaupt in dem 4ten Jahrhundert noch gar nicht in der teutſchen Sprache geweſen.

Nach dieſer nothwendigen Vorunterſuchung entſteht nun erſt die Frage: in welchem der folgenden Jahrhunderte der Titel König zuerſt in der teutſchen Sprache erſcheine?

Ich antworte hierauf, im fünften wahrſcheinlich, und im ſechſten gewiß. Wir beſitzen nämlich ein Bruchſtück einer Fränkiſchen Evangelien-Harmonie, welche zuerſt Hickes in ſeinem vortrefflichen Theſaurus mitgetheilt, und ſein Alter nicht be-

---

*) S. **Hervarar-Saga ok Heidreks Kongs** sumtibus **P. F. de Suhm.** Hafniae, 1785 4. c. XVI. p. 188. So leſen nämlich die Codices B. C. F. und G. Der Herausgeber aber folgte dem Codex M, und legte dieſen zu Grunde, unerachtet er nur den Vorzug der Vollſtändigkeit, nicht der Critik für ſich hat, und lieſ't Thiód,-ás, populorum columen! ſehr gezwungen und geſucht, da doch die Anrede: Thiodann! König! an ſeinen Bruder, den bereits ernannten König Angantyr ſo nahe liegt. Noch weniger beifallswerth iſt Verelius Leſeart: ſa Thundur, welches der Schwede den Kapen vir strenuus (S. Ihre Glossar. p. 1041.) überſetzt, und das an ſich nicht unpaſſend wäre, aber die poetiſche Proſopopöie, mit der ſich Hlaudur plötzlich unmittelbar an den König wendet bei weitem nicht an Werth erreicht. Gr.

ſtimmt hat, daß aber der gründliche Kenner unſerer älteſten Sprachdialecte, der würdige Michaeler, nach ſeinem kritiſchen Gefühl und durch wirkliche Zuſammenſtellung der Sprachdenkmale aus allen Jahrhunderten in das fünfte Jahrhundert zu ſetzen ſich berechtigt glaubte.*)

In dieſem Denkmale heißt Gott ſtets der König des Himmels, der Engel Gabriel des himmliſchen Königs Bote; und Jeſus des himmliſchen Königs Sohn. Bei allen dieſen drei Ausdrücken bedient ſich aber der Franke nie des alten Thiudans, ſondern zum erſtenmale des Wortes Cuning — das erſte heißt Hewan Cuning, das zweite Hewan Cuningas Bodon, und das dritte p. 56. Himil und p. 74. Hewan Cuninges Suno.

Eben ſo iſt es nun mit allen folgenden Fränkiſchen, Sächſiſchen und Allemanniſchen Denkmalen, die ich den Kennern der Literatur nicht vorzuzählen brauche

Nach alle dieſem ſcheint der Schluß unläugbar zu folgen, da im vierten Jahrhundert noch der Titel Thiudans ſtatt König, und im fünften der Titel Cuning ſtatt Thiudans vorkommt, daß der teutſche Königstitel zwiſchen dem fünften und ſechſten Jahrhundert aufgekommen ſein muß.

Und es iſt mithin nur noch die dritte Frage übrig: „ob „ſich denn wirklich in dieſem Zeitraum ein Datum in der teut„ſchen Geſchichte findet, welches dieſe Veränderung des teut„ſchen Königsnamens erklärlich und wahrſcheinlich macht?“

Mich dünkt allerdings, und zwar vorzüglich zwei: 1) Im Jahr 450 drang Attila mit ſeinen Hunnen in Gallien ein, nachdem er denſelben ſchon zuvor die Oſtgothen, Gepiden und andere Völker jenſeits der Donau einverleibt hatte. Er nahm ſeinen Zug durch Teutſchland, und verſtärkte ſich noch mit den Thüringern, Bructerern, Franken, Markmännern, Quaden, Sweven und Herulern, und eroberte die Städte Trier, Straßburg, Speier, Worms und Mainz.

2) Im Jahr 486 nimmt der Fränkiſche Chlodowig (Ludwig) Gallien bis an die Loire in Beſitz. Mit den andern Fränkiſchen Regenten ging er auf den letzten Römiſchen General Syagrius los, überwand ihn bei Soiſſons, und ſtürzte die Römiſche Macht für immer. Im Jahr 496 überwand er auch die Allemannen, machte ſich dieſelben unterwürfig, und bekehrte ſich noch in dieſem Jahre zum Chriſtenthum.

Es ſind daher zwei Fälle gedenkbar, entweder daß durch Attila und die Hunnen, welche beide eine große Rolle in den alten Sagen der Teutſchen ſpielen, wie aus dem Heldenbuch leicht zu erſehen, und daher die Einbürgerung eines fremden Titels in die teutſche Sprache keineswegs unmöglich iſt, der Tartariſche Königsname (denn die Hunnen waren ein Tartariſcher Volksſtamm) in der Teutſchen Sprache durch das Anſehen dieſes Helden und Volkes adoptirt, und aus dem Tartariſchen Worte Chan oder Kan durch die Abwandlungsſylben ing, ung, yng, ig u. ſ. w. das Fränkiſche, Nordiſche, Angelſächſiſche und Schwäbiſche Chuning, Konung, Cyng, Kunig, entſtanden ſei, oder dadurch, daß König Chlodowig, nachdem er ſich zum unumſchränkten Beherrſcher erhoben hatte, nicht mehr nöthig fand, wie zuvor das Volk um Rath zu fragen, und nur Herrſcher durch den Willen und das Anſehen des Volkes (Thiuda) mithin Thiudans, ſondern durch ſeinen Rang und Geſchlecht, ſo wie durch ſeinen Rang und Geſchlecht, ſo wie durch ſeine Tapferkeit (Chune) und mithin Chuning, König zu ſein; eine Erklärung, welcher auch die alte Nordiſche Schrift: Konunga og Höfdinga Styrelse beiſtimmt, und behauptet, daß der Titel Konung, Chuning, King von dem alten Nordiſchen Worte Kyn abſtamme, welches zugleich den Begriff von hoher Geburt und von kühn, tapfer ausdrückt, ſo daß in dem Worte Kuning, König zugleich die Würde der Abſtammung und eines kühnen und tapferen, zum Herrſchen geborenen Gemüthes ausgedrückt iſt.

---

*) S. ſ. Monimenta veteris linguae Teutonicae selectiora, in quibus non dialecti modo, sed et aetates accuratius atque ex ordine cognosci queant. p. 52.

Maximilian Karl Wilhelm Grävell

ward den 28. Aug. 1781 zu Belgard in Pommern geboren, wo ſein Vater als Feldprediger ſtand. Seine Erziehung und wiſſenſchaftliche Bildung erhielt er zu Kottbus, dann in der Koſtſchule des Rektors Engelmann zu Nieder-Wieſe in Schleſien und auf dem Gymnaſium zu Züllichau, worauf er in Halle die Rechte ſtudirte. Nachdem er verſchiedene Subalternenſtellen im Preußiſchen bekleidet und häuslichen Unglücks wegen als Advokat wieder nach Kottbus gezogen war, ernannte ihn die ſächſiſche Regierung zum daſigen Juſtizbeamten. 1811 trat er als Oberlandesgerichtsaſſeſſor und ſpäter als Rath bei dem Militärgouvernement wieder in Preußiſche Dienſte, machte als Hauptmann und Adjutant des commandirenden Generals den Feldzug von 1813 und 1814 mit, und wurde dann als Bevollmächtigter nach Kottbus geſandt. Die dort gefundenen Schwierigkeiten veranlaßten 1816 ſeine Verſetzung als Juſtitiar der Regierung nach Merſeburg, wo ſein rechtlicher Eifer ſeine baldige Entlaſſung aus dem Staatsdienſte zur Folge hatte. Seitdem lebte er als Privatmann in Merſeburg, ſeit 1823 aber auf ſeinem Gute bei Spremberg.

Von ihm erſchien:

Antiplatoniſcher Staat. Berlin 1808. 2. Ausgabe Ebendaſ. 1812.
Der Landſturm. Elbingen 1813.
Commentar zu den Creditgeſetzen des preußiſchen Staates. Berlin 1813 — 1820. 4 Bde.
Quellen des allgemeinen deutſchen Staatsrechts. Leipzig 1813 — 1820.
Sachſens Wiedergeburt. Mainz 1814.
Der Menſch, Unterſuchung für gebildete Leſer. Berlin 1815. 3. Aufl. 1818. gr. 8.
Ueber Preßfreiheit und Volksgeiſt. Ebend. 1815.
Bedarf Preußen einer Conſtitution. Ebend. 1816.
Neueſte Behandlung eines preußiſchen Staatsbeamten. Leipzig 1818. 2 Bde.
Wie darf Preußens Verfaſſung nicht werden! Ebendaſ. 1819.
Das Wiederſehen nach dem Tode. Ebendaſ. 1819.
Der Regent. Berlin 1819 u. Stuttgart 1824. 2 Bde.
Briefe an Emilie, über die Fortdauer unſrer Gefühle nach dem Tode. Leipzig 1822 in 8.
Generaltheorie der Verträge, nach preußiſchem Recht. Halle 1821.
Die Grundſteuer und das Kataſter. Leipzig 1822.
Der Bürger. Berlin 1822.
Der Werth der Myſtik. Merſeburg 1822.
Praktiſcher Commentar zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preußiſchen Staaten. Erfurt 1825 — 1828. 2 Bde.

Ein treuer, unermüdlicher Eifer für das, was ihm auf Wahrheit und Recht, nach ſtrenger Prüfung begründet erſcheint, ſpricht ſich überall in Grävell's Schriften aus. Sie haben durch ſeine Freiſinnigkeit, ſeinen Scharfblick und die Klarheit ſeines Geiſtes einen dauernden Werth erhalten, und verdienen, namentlich diejenigen Werke, in welchen er auf eine eben ſo eindringliche als allgemein verſtändliche Weiſe, philoſophiſche, jeden Gebildeten intereſſirende Gegenſtände behandelt, dankbare Anerkennung und Verbreitung, die ihnen indeſſen auch vielfach zu Theil geworden iſt.

Wirnt von Gravenbergh, ſ. Minneſinger.

Georg Greflinger.

Von ſeinem Leben und Wirkungskreiſe weiß man nur, daß er zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Regensburg geboren wurde, als kaiſerlicher gekrönter Poet und Notarius zu Hamburg lebte und dort um 1677 ſtarb. Er ſchrieb unter dem Namen Seladon.

Von ihm haben wir:

Hellpolirter Spiegel aller chriſtlichen Tugend nach dem Leben König Davids. Frankfurt 1643.
Lieder über die jährlichen Evangelien. Hamburg 1643.
Seladons Beſtändige Liebe. Frankfurt 1643.
Deutſche Epigrammata. Danzig 1645.
Die ſinnreiche Tragicomödia, genannt Cid. Hamburg 1650.
Seladons weltliche Lieder. Frankfurt 1651.
Beſchreibung der Hochzeit, zwiſchen Adam und Eva. Hamburg 1653.
Inbrünſtige Seufzer, nach Anleitung der Evangelien. Hamburg 1655.
Poetiſche Roſen und Dörner, Hülſen und Körner. Hamburg 1655.
Seladoniſche Muſen. Ebendaſ. 1663.

Eine ziemlich gewandte Sprache, Natürlichkeit, und ein derber, aber oft treffender Witz, heben G. vortheilhaft vor vielen ſeiner reimenden Zeitgenoſſen heraus. Folgende Proben mögen dies beſtätigen.

An eine Geſellſchaft.*)

Laſſet uns ſcherzen,
Blühende Herzen!
Laſſet uns lieben
Ohne Verſchieben;
Laufen und Geigen
Sollen nicht ſchweigen;
Kommet zum Tanze,
Pflücket vom Kranze.

Drücket die Hände,
Reizet zum Ende,
Tretet die Füße,
Gebet euch Küſſe;
Machet euch fröhlich,
Machet euch ehlich:
Laſſet die Narren
Länger verharren.

Ehlich zu werden
Dienet der Erden;
Ledige Leute
Mangeln der Freude;
Jeder muß ſterben;
Machet Euch Erben,
Euerem Gute,
Nahmen und Blute.

Laſſet der Grauen
Murren und Schauen,
Rathen und Wiſſen,
Wenig erſprießen;
Unſere Kälber
Waren ſie ſelber. —
Blühende Herzen!
Laſſet uns ſcherzen.

Der Ehehaſſer.*)

Schweiget mir vom Frauennehmen;
Es iſt lauter Ungemach;
Geld ausgeben, wiegen, grämen
Einmal Juch und drei Mal Ach!
Iſt ſie reich, ſo will ſie rechten;
Iſt ſie arm, wer ſchaffet Brod?
Iſt ſie jung, ſo will ſie fechten:
Iſt ſie alt, ſo iſt's der Tod.

Ich will drum nicht, daß man ſage,
Daß ich nicht recht männlich bin,
Weil ich mich des Weib's entſchlage;
Buhlen, buhlen iſt mein Sinn.
Heute die, die andre morgen,
Das iſt eine Luſt vor mich;
So darf ich für keine ſorgen,
Jeder ſorget ſelbſt für ſich.

Denkt was auf die Hochzeit lauffet,
Was die Braut zur Kleydung frißt;
Wenn man uns ein Kindlein tauffet,
Das der nechſte Hausrath iſt,
Was die Amme, die es ſäuget,
Was das Mägdlein, das es ſtillt,
Daß es mir zu nachtes ſchweiget,
Mich nicht wecket, wann es brillt.

Und was koſten Kaſten, Kiſten,
Schlüſſel, Schüſſel, Teller, Roſt;
Mägde die uns kochen, miſten,
Denket, was der Hauszins koſt,
Was die Kannen, Tiſche, Bänke,
Handvaß, Handtuch, Tiſchtuch, Licht,
Stühle, Küchen, Küchenſchränke,
Und was koſt die Kleydung nicht.

Soviel Mäuler abzuſpeiſen,
Und was frißt der Hund, die Katz;
Und wann ſich die Freunde weiſen
Was für Geld bleibt auf dem Platz.
Aber Fiſche, Wein und Gritze
Bier und Wein und liebes Brodt;
Und wann erſt die Frau nichts nütze,
Scheyde Gott die liebe Noth.

Wann die Frau will Hoſen tragen
Und dem Manne widerſpricht;
Dann ſo geht es an das Jagen:
Eine ſolche taugt mir nicht;
Denn ſo kommen ihre Freunde,
Rechten, ſchreyen wider mich,
Dann ſo werden Freunde Feinde,
Dann geht Alles hinter ſich.

Dann ſo geht der Mann vom Hauſe
Suchet ihm was ihm geliebt,
Lebet Tag und Nacht im Sauſe,
Ob ſich ſchon die Frau betrübt;
Sitzt zu Hauſe mit den Kleinen,
Hat nicht Bier, noch Brodt, noch Geld:
Er iſt luſtig mit den Seinen
Und fürwahr ein freyer Held.

Ich will keine ſo betrüben;
Ich will bleiben wer ich bin,
Ich will keine herzlich lieben;
Buhlen, buhlen iſt mein Sinn:
Buhlen iſt mir honigſüße,
Buhlen iſt es was ich thu,
Und verbuhl ich ſchon die Füße,
So behalt' ich doch die Schuh.

---

*) Aus: Seladons Beſtändige Liebe. S. 32.

*) Ebendaſelbſt. S. 63.

Katharina Regine von Greiffenberg

ſtammt aus der fränkiſchen Adelsfamilie von Seyßeneg und wurde in den erſten 20 Jahren des 17. Jahrhunderts geboren. Sie lebte zu Nürnberg als thätiges Mitglied der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft, in welcher ſie „die Tapfere“ hieß, und als Präſidentin und Zunftmeiſterin der daſigen poetiſchen Lilienzunft. Ihr Tod fand um 1660 ſtatt.

Sie ſchrieb:

- Teutſche Urania, Geiſtliche Lieder und Sonnette, herausgegeben von ihrem Vetter H. R. von Greiffenberg. Nürnberg 1662.
- Paſſionsbetrachtungen. Nürnberg 1672.
- Andächtige Betrachtungen von der Menſchwerdung, Geburt und Jugend Jeſu. Nürnberg 1678.
- Betrachtungen von Jeſu Lehren u. ſ. w. Nürnberg 1693. 2 Bde.

Eine für ihre Zeit nicht unbedeutende religiöſe Dichterin, deren Styl zwar an allen Fehlern des damaligen Ungeſchmacks leidet, aber doch kräftig und gewandt iſt, auch beurkunden viele ihrer Leiſtungen eine würdige, tiefgefühlte Frömmigkeit.

Vgl. G. C. Lehm Teutſchlands galante Poetinnen. Frankfurt 1715. S. 57.

Wir theilen folgendes Gedicht von ihr als Probe mit:

Die Gott lobende Frühlingsluſt.

(Aus der teutſchen Urania).

Das ſchöne Blumen-Heer geht wiederum zu Feld,
Um Ruh und Farbenpracht recht in die Welt zu ſtreiten;
Des Laubes Lorbeer-Strauch bekränzen's aller Seiten,
Dryaden ſchlagen auf die kühlen Schatten-Zelt.

Es iſt mit Lieblichkeit verguldet alle Welt;
Die Freuden-Geiſter ſich ganz in die Luft ausbreiten.
Die Weltregierend Kraft will all's in Freud verleiten
Die ſüße Himmels-Füll ſich etwas erdwärts hält.

Es weißt die Ewigkeit ein Fünklein ihrer Schöne,
Ein Tröpfleitn ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.
Dies lieblich Koſten macht, daß ich mich erſt recht ſehne

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Gier nach ihr.
O Frühling, Spiegel-Quell, du netzeſt und ergetzeſt;
Aus Erd' in Himmel-Luſt die Seele ſchnell verſetzeſt.

Samuel Greifenſon. ſ. Simpliciſſimus.

Johann Chriſtoph Greiling

ward den 21. December 1765 zu Sonnenberg im Saalfeldiſchen geboren, erhielt ſeine erſte gelehrte Bildung auf dem Gymnaſium zu Koburg, ſtudirte in Jena Theologie und wurde 1797 als Prediger zu Schochwitz im Mannsfeldiſchen angeſtellt. 1798 kam er in gleicher Eigenſchaft nach Neu-Gattersleben, wurde 1805 Superintendent und Oberpfarrer zu Aſchersleben und 1828 vom König von Preußen durch Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Klaſſe ausgezeichnet. Seit 1830 iſt er Dr. der Theologie.

Seine Schriften ſind:

- Ueber den Entzweck der Erziehung. Schneeberg 1793.
- Philoſophiſche Briefe. Leipzig 1794
- Populäre Abhandlungen aus dem Gebiete der praktiſchen Philoſophie. Züllichau 1797.
- Neue praktiſche Materialien zu Kanzelvorträgen. Magdeburg 1798 — 1804. 6 Bde.
- Hieropolis. Ebendaſ. 1802.
- Theorie der Popularität. Ebendaſ. 1805.
- Amtsvorträge. Ebendaſ. 1805.
- Andachtsreden. Halberſtadt 1805.
- Theophanien. Halle 1808.
- Das Leben Jeſu. Ebendaſ. 1813.
- Die bibliſchen Frauen. Leipzig 1814 — 1815. 2 Thle.
- Neueſte Materialien. Magdeburg 1821 — 1826. 6 Thle.
- Einzelne Predigten. Aſchersleben 1830.

Ein klarer und lichtvoller Kanzelredner, der mit Kraft und Nachdruck die Herzen anzuregen und zu rühren weiß. — In ſeinen pädagogiſchen Schriften war er, zu ihrer Zeit mit vielem Erfolg, bemüht, die Grundſätze Kantiſcher Philoſophie auf die Erziehungslehre anzuwenden. — Eins ſeiner vorzüglichſten durch geſchmackvolle Darſtellung, wie durch tiefes Gefühl und reiches Wiſſen gleich ausgezeichneten Werke iſt: „Bibliſche Frauen.“

Johann Dietrich Gries.

Dieſer geiſtvolle Ueberſetzer fremder Dichter wurde den 7. Februar 1775 zu Hamburg geboren. Obwohl von ſeinem Vater, dem daſigen Senator G. zum Kaufmann beſtimmt, hatte er doch auf dem Johanneum bereits einen ſo guten wiſſenſchaftlichen Grund gelegt, daß er nach einer Nachhülfe mit väterlicher Bewilligung 1795 — 1800 in Jena und Göttingen mit Erfolg die Rechte ſtudiren konnte. Dabei fand er noch hinlängliche Muße, ſeiner damaligen Lieblingsneigung, der Dichtkunſt, nachzuhängen, wodurch er in Jena mit A. W. Schlegel, Schiller, Wieland, Goethe, Herder und Schelling in freundſchaftliche Verbindung kam. 1800 kehrte er von einigen kleinen Reiſen nach Jena zurück, wurde daſelbſt Doctor der Rechte und ließ ſich nach einem kurzen Aufenthalte in Wetzlar hier häuslich nieder. Von 1808 — 1810 bereiſte er die Schweiz, Oberitalien und Baiern, lebte dann wieder eine Zeitlang in Stuttgart, kam darauf von Neuem wieder nach Jena und wurde 1827 vom Großherzog von Weimar zum Hofrathe ernannt.

Wir haben von ihm:

- Taſſo's befreites Jeruſalem. Jena 1800 — 1803. 2 Bde. 4. Aufl. 1824. 5. Aufl. 1826.
- Arioſt's raſender Roland. Jena 1804 — 1808. 4 Bde. 2. Aufl. 1826. 5 Bde.
- Calderon de la Barca's Schauſpiele. Berlin 1815 — 1826. 7 Bde.

Gedichte und poetiſche Ueberſetzungen. Stuttgart 1829. 2 Bde.
Fortiguerra's Richardet. Stuttgart 1831 — 1832. 3 Bde.
Bojardo's verliebter Roland. Stuttgart 1835 — 1837. 3 Bde.

Außerdem Ueberſetzungen einzelner Stücke, ſo wie Gedichte in Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w.

Feinheit des Geſchmackes, Witz, Wohllaut und ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form charakteriſiren G's lyriſche Gedichte. Den größten Ruhm erwarb er ſich jedoch durch ſeine Uebertragung von Meiſterwerken ſüdlicher Poeſie, zu der ihn ein gründliches und ausgebreitetes Wiſſen vorzüglich befähigte. Hier hat er Außerordentliches geleiſtet, und indem er mit bewundernswürdigem Fleiße der ſtrengſten Treue ſich befließ, doch zugleich gezeigt, was die deutſche Sprache bei ſo geiſtreicher und gewandter Behandlung zu geben vermag. — Wenn auch alle übrigen Denkmäler deutſcher poetiſcher Kunſt verloren gingen, ſeine Ueberſetzung des raſenden Roland allein würde den Nachkommen zu ihrem Erſtaunen beweiſen, auf welche bedeutende Höhe ſich die deutſche Sprache und Literatur zu einer Zeit geſchwungen haben mußte, in der es einem ausgezeichneten Manne gelang, auf ſolche Weiſe mit den herrlichſten Denkmälern fremder Dichtkunſt in der Nachbildung derſelben zu wetteifern.

Die Danaiden.*)

Danaos, Argiver König,
Führte ſeinen Scepter ſchwer.
Alles war ihm unterthänig
Vom Gebirge bis an's Meer.
Rudernd durch die Wogen,
War er hergezogen
Fern von Libyens heißem Strand
In das mildre Griechenland.

Doch wie ſeiner Heimat Sonne
Flammte wild des Königs Sinn.
Nur Gewalt war ſeine Wonne,
Herrſchen nur war ihm Gewinn.
Endlich war's gelungen,
Argolis bezwungen;
Und nach langem, harten Krieg
Blieb ihm der gewiſſe Sieg.

Doch nicht ruhig konnt' er bleiben,
Argwohn hauſt' in ſeiner Bruſt;
Nimmer konnt' er den vertreiben,
Der vertrieb ihm jede Luſt.
Denn an allem Orte
Hört er Phöbos Worte:
Aus des Bruders Stamme droht
Dir von Eidamshand der Tod.

Und er fühlt des Argwohns Flamme
Wilder ſtets im Buſen glühn;
Aus Aegyptus reichem Stamme
Schrecken funfzig Helden ihn.
Seines Bruders Erben,
Kommen ſie und werben,
Nach dem Bunde der beſtand,
Um der funfzig Töchter Hand.

Aber ſeit Apollons Warnung
Sinnt er nur auf ihren Tod,
Sucht mit künſtlicher Umgarnung
Abzuwenden, was ihm droht.
Endlich iſt's erſonnen!
Wie der Tag begonnen,
Ruft die Töchter er zum Thron,
Redet mit verſtelltem Ton:

Seht, ſo weit die Blicke reichen,
Iſt das Land mir unterthan.
Meiner Macht muß Alles weichen,
Mein Gebot nimmt Alles an.
Doch mich freut es wenig,
Bin ich gleich der König,
Ließ' ich nur, ihr Töchter, euch,
Wenn ich ſterbe, Kron' und Reich.

Wißt, in unſern eignen Mauern
Hauſt die Hyder, die euch droht.
Meines Bruders Söhne lauern
Lange ſchon auf meinen Tod;
Und wenn ich nun ſterbe,
Nehmen ſie das Erbe,
Rauben meinem theuern Blut
Frech das väterliche Gut.

Drum, zu mindern eure Sorgen,
Bin ich weislich nun bedacht.
Vor Gefahr ſeyd ihr geborgen,
Habt ihr meines Wortes Acht.
Doch vor allem ſchwöret,
Was ihr immer höret,
Eh ihr mein Gebot gethan,
Bräutlich keinem Mann zu nahn.

Und die Töchter alle ſchwören,
Wie der König es verlangt.
Heimlich muß nun jede hören,
Weſſen ihr im Herzen bangt,
Doch den funfzig Helden
Läßt der König melden:
Heute ſey, wie ihr begehrt,
Euch der Töchter Hand gewährt.

Rings von tauſendfachem Scheine
Wird der Hochzeitſaal erhellt.
Jedem Jüngling wird die Seine
Bei dem Mahle zugeſtellt.
Jetzt empfangen alle,
Bei Trommetenſchalle,
Wie der König es befahl,
Von der Braut den Feſtpokal.

Was die Helden nimmer dachten,
Schlaferregend war der Trank;
Doch des Königs Augen wachten,
Als der Gatten Auge ſank.
Höhnend rief er: Spüret
Ihr ſchon Schlaf? So führet
Denn die Braut in's Brautgemach;
Doch der Bräutigam ſey wach!

Und es hörte mit Erröthen
Solchen Spott der Helden Schaar;
Und bei'm Klange ſüßer Flöten
Schlich hinweg ſich jedes Paar.
Aber ach! vergebens
War die Macht des Strebens;
Der verräthriſche Pokal
Siegte zu der Gatten Qual.

Würde ſie der Schlaf berücken —
Alſo war des Königs Wort —
Sollten ihre Dolche zücken
Bräute zu der Gatten Mord
Und mit raſchen Händen
Sie zum Orkus ſenden,
Um von ſeines Argwohns Pein
Den Tyrannen zu befrei'n.

Ungeduldig in der Halle
Wartete der König ſchon:
Haben denn die Frevler alle
Nun empfangen ihren Lohn?
Als die Töchter kamen
Und ſie dies vernahmen,
Sprachen ſie: Wie ſich's gebührt,
Iſt dein Wille, Herr, vollführt.

Und die blut'gen Dolche zählte
Der Tyrann mit ſpäh'nder Hand.
Doch als ihrer Einer fehlte,
Neun und vierzig nur er fand,

---

*) Gedichte und poetiſche Ueberſetzungen von J. D. Gries. Stuttgart 1829. 2 Bde.

Rief er, Wut im Blicke:
Welcher Schlange Tücke
Hat verſpottet mein Gebot?
Treffe ſie mit ihm der Tod!

Ach! der Töchter jüngſte hatte
Nicht vollführt den grauſen Spruch;
Denn es jammert ſie der Gatte,
Und ſie wagt des Vaters Fluch.
In den Schweſtern brannte
Glut, die ſie nicht kannte,
Noch von Libyens heißem Strand;
Doch ſie zeugte Griechenland.

Hypermneſtra hörte bebend,
Was der Vater grauſam ſprach.
Dem Gebote widerſtrebend,
Trat ſie in das Brautgemach,
Sah den Vater winken,
Sah den Jüngling ſinken —
Und mit namenloſer Qual
Faßt ſie den gebotnen Stahl.

Zitternd hat ſie ihn geſchwungen,
Doch es ſieget die Natur.
Götter, ruft ſie, nur erzwungen
War des Mordes grauſer Schwur!
Jene Libyerinnen,
Was ſie auch beginnen:
In der Griechinn ſanfter Bruſt
Wohnt nicht Mord=, nur Liebesluſt.

Und der Dolch entſinkt den Händen,
Auf den Jüngling ſtürzt ſie hin.
Statt den Frevel zu vollenden,
Ruft die holde Retterinn:
Mein Gemahl, erwache!
In dem Brautgemache
Harrt, ſtatt Amors ſüßem Scherz,
Nur auf dich des Todes Schmerz.

Und der Jüngling dehnt die Glieder,
Wie der Schall ſein Ohr berührt:
Ach! dein Trank, er macht mich müder,
Als dem Bräutigam gebührt.
Zärtlich, voll Verlangen,
Will er ſie umfangen;
Doch mit grauenvollem Blick
Stößt den Jüngling ſie zurück.

Nicht zu Hymens frohen Spielen
Sey die kurze Zeit verwandt!
Deine Brüder, ach! ſie fielen
Schon durch meiner Schweſtern Hand.
Doch des Vaters Willen
Konnt' ich nicht erfüllen —
Und noch eh ſie enden kann,
Stürzt in's Zimmer der Tyrann.

Fürchterlich in ſeinem Grimme,
Hört er, was die Tochter ſpricht,
Ruft mit wuterſtickter Stimme:
Uebſt du ſo des Schwures Pflicht?
Ha! du haſt gebrochen,
Was du kaum verſprochen:
Geh denn auf des Orkus Bahn
Deinem Gatten, geh voran!

Und das Eiſen hochgeſchwungen,
Zielt der König, rachentbrannt;
Doch der Jüngling, eh's gelungen,
Schlägt das Schwert ihm aus der Hand.
Rächend ſeine Brüder,
Stößt er raſch ihn nieder
Und von dem verhaßten Ort
Reißt er die Geliebte fort.

Mit Entſetzen ſonder Gleichen,
Als er ſich der Halle naht,
Sieht er ſeiner Brüder Leichen,
Sieht des Wütrichs grauſe That.
Daß er umgekommen,
Wird entzückt vernommen;
Und dem Jüngling beut zum Lohn
Das befreite Volk den Thron.

Aber jene Falſchen beben,
Denn es droht ein hart Gericht.
Doch die Schweſter fleht ihr Leben,
Und der junge König ſpricht:
Wohl, trotz ihren Ränken,
Will ich's ihnen ſchenken;
Doch es heiſcht der Pflicht Gebot
Strafe für der Brüder Tod.

Schnell nach kunſterfahrnen Leuten
Schickt er jetzt im ganzen Reich,
Läßt ein hohes Faß bereiten,
Unten einem Siebe gleich.
Dieſes iſt mein Wille:
Eh dies Faß ſich fülle,
Sey euch nimmer Ruh vergönnt;
Seht nun, ob ihr's füllen könnt;

Und ſie tragen auf und nieder;
Doch wenn kaum das Waſſer ſchwoll,
Rinnt es aus dem Siebe wieder,
Und das Faß wird nimmer voll.
Und des Volkes Sage
Wandelte zur Plage
In des Orkus ew'ger Nacht,
Was der König weiſ' erdacht.

Elegie.

Hat die düſtre Fackel deines Lebens
Schon der ſtille Genius geſenkt?
War der Freundſchaft frommes Flehn vergebens?
Deine dunkle Laufbahn ſo beſchränkt?
Einſam weil' ich hier am Todeshügel,
Schweigend wölbt ſich unter mir dein Grab;
Und mein Auge blickt, der Seele Spiegel,
Trüb' und thränenvoll hinab.

Wie die Lilie dort die friſchen Blüthen
In Aurorens mildem Glanz erhebt!
Wie des Nordes unverſehnem Wüten
Ihre Kraft noch mühſam widerſtrebt!
Ach! er wirft die zarte Blume nieder;
Die Natur gab ihr nur ſchwache Wehr.
Morgen kommt der Wandrer ſuchend wieder —
Und er findet ſie nicht mehr.

Gleich den Blüthen, die der Nord zerwehte,
Sinkt der Jüngling in der Erde Schooß;
Eng' und dumpf iſt ſeine Schlummerſtäte,
Bald verhüllet von des Hügels Moos.
Dieſes Herz, das eine Welt umfaßte,
Drückt der Erde feindliche Gewalt;
O daß keine Sorge mehr es laſte,
Ward es darum erſt ſo kalt?

Wenig war der Freude dir gemeſſen,
Schnell vertilgt war ihre ſchwache Spur.
Ach! von allen Söhnen dein vergeſſen
Hatte die unzärtliche Natur.
Feindlich wog, mit ungerechter Wage,
Sie dein Erbtheil dir in Kummer hin;
Grauſam blieb ſie, bis zu jenem Tage,
Deines Lebens Schuldnerinn.

Was du hatteſt, haſt du ſelbſt errungen!
Was du warſt, du warſt es nur durch dich.
Doch was du dem Schickſal abgezwungen,
War ein Traum, der raſchen Flugs entwich.
Köſtliche Geſundheit, Schatz des Lebens,
Von der Erde letztem, ärmſten Sohn
Hätt' er gerne dich ertauſcht — vergebens!
Ihm ward nie dein ſüßer Lohn.

Keine Roſ' umblühte, friſch und labend,
Deines Lebens dornenvolle Bahn;
Freudeleer entfloh dir jeder Abend,
Freudeleer ſahſt du den Morgen nah'n.
Nur der Tod erſchien dir minder trübe,
Kummerlöſend traf dich ſein Geſchoß.
War es nicht die ſanfte Hand der Liebe,
Die dein brechend Auge ſchloß?

Aus des Glückes weichem Schooß geriſſen,
Fühlt der Menſch der Trennung bittern Schmerz;
Alles, was er hier beſaß, zu miſſen,
Peinigt endlos ſein verwöhntes Herz.
Doch er ſieht die Hoffnung vor ſich ſchweben,
Mild umſchleiernd das Geſetz der Zeit;
Des verlängerten Genuſſes Streben
Nennt er gern Unſterblichkeit.

Aber wer auf Erden nichts beſeſſen,
Was ihn feſſelt an die Welt der Noth:
Daß er je geweſen zu vergeſſen,
Folgt er willig dem Befreier Tod.
Ach! zur Freude warſt du nicht geboren;
Was du hatteſt, ſchwand ſchon hier dahin.
Dem, der alles, ſo wie du, verloren,
Iſt Vernichtung noch Gewinn.

Ach! aus jenem unbekannten Lande,
Nie erſpäht von eines Forſchers Blick,
Undurchdringbar endlichem Verſtande,
Kehrte nie ein Wanderer zurück.
Durch ein ewiges Geſetz geſchieden,
Das des Menſchen Lippe ſchaudernd nennt,
Ruht ſie dort, die Freiſtatt aller Müden,
Denen keine hier gegönnt.

Aber dem, der treu mit reiner Feier
Folget ihrer unentweihten Spur,
Hob ſie ſelbſt den ſiebenfachen Schleier
Liebevoll, die göttliche Natur.
Thanatos verborgnes Graun zu mildern,
Zeigte ſie mit mütterlichem Blick
Ihm in lichten, zartverhüllten Bildern
Sein zukünftiges Geſchick.

Siehſt du nicht die Erde ſich verklären
Vor des jungen Lenzes Wonnehauch?
Dampfet nicht von tauſend Weihaltären
Der verjüngten Schöpfung Opferrauch?
Alle Schaaren ihrer Kinder fallen
An der großen Mutter weites Herz;
Tauſend neue Jubelhymnen wallen
Mit den Düften himmelwärts.

Was verſchlungen ward vom Strom der Zeiten,
Kehret wieder in der Zeiten Strom;
Aus dem großen Reich der Wirklichkeiten
Schwindet keiner Ephemer' Atom.
Glänzend aus des Saamenkorns Verweſung
Steigt der goldgefüllte Halm hervor;
Aus der Raupenhülle zur Erlöſung
Schwingt der Sylphe ſich empor.

Und vergeſſen von der Mutter ſchliefe
Er, den ſie ein Götterbild erſchuf?
Nein! auch in des Grabes dumpfe Tiefe
Dringet laut der Auferſtehung Ruf.
Dann, befreit von jedem Erdenbande,
Von des Schattenlebens Wahn und Trug,
Hebt zu ſeinem heimatlichen Lande
Siegend ſich des Geiſtes Flug.

Der geraubte Eimer.

Schon hatten ſich die Boten fortbegeben,
Und jede Friedenshoffnung ſchien dahin;
Denn nie den König aus der Hand zu geben,
Beſchloß der Sieger übermüth'ger Sinn.
Allein der Nuntius hatt' ein andres Streben:
Zum großen Hirten Roms ſollt' Enzio hin,
Damit der ſtärkre Feind ihn aufbewahre,
Und größre Kränkung Friederich erfahre.

Noch aber war der Stillſtand nicht verfloſſen,
Da kam den Fluß herab, leicht und gewandt,
Ein Schifflein mit dem Strom dahergeſchoſſen
Und ſetzte zwei Herolde hier ans Land.
Die Brück' erreichend, kamen die Genoſſen
Zum rechten dieſer, der zum linken Strand,
Und forderten zum Zweikampf mit dem Speere
Die ganze Ritterſchaft der beiden Heere.

Der Aufruf ſagt: Ein Ritter, nach dem Kranze
Der Liebe ſtrebend, den ein Fräulein hält,
Das wohl an Muth, an Sitt' und Reizesglanze
Die Herrſchaft hat ob allen Frau'n der Welt,
Ruft jeden Ritter auf zum Kampf der Lanze,
Bis Einer ſitzen bleibt und Einer fällt,
Des Gegners Schild begehrt er, ſollt' er ſiegen,
Und giebt den ſeinen hin, ſollt' er erliegen.

Die Fodrung wird von Allen angenommen,
Und hier wie dort macht Jeder ſich bereit
Und denkt, ſobald die Sonne neu entglommen,
Die jetzt ſich ſenkt, kühn zu beſtehn den Streit.
Kaum aber iſt die Nacht herabgekommen
Und nimmt der Welt ihr buntes Farbenkleid,
Mit dem verſchwiegnen Schleier ſie bedeckend,
Da ſchallt vom Himmel die Trommete ſchreckend.

Verwirrt bewaffnen ſich dreihundert Schaaren,
Beſtürzt, erſchreckt durch dieſes Klanges Wut.
Da läßt ſich ſchnell ein großes Schiff gewahren
Und ſchwimmt herab auf der geſchwellten Flut,
Aus welchem Flammen und Raketen fahren;
Nie zeigt die Stadt des Dis ſo wilde Glut.
Erſt ſchien's ein Schiff; zur Brücke dann gelangend,
Iſt's Eiland, und ein Berg erhebt ſich prangend.

Rauh iſt der Berg, ein wildes Steingemenge,
Und eine Wieſe zieht ſich vor ihm her,
Die hundertzwanzig Schritte hält an Länge,
An Breite dreißig, minder oder mehr.
Der Brücke fügt das Vordertheil ſich enge;
Dort ſieht man eine Säule, hoch und hehr,
Aus welcher künſtlich ſo die Flammen ſteigen,
Daß hellerleuchtet ſich die Ufer zeigen.

Am Schafte hängt, mit Ketten feſtgebunden,
Ein goldnes Horn; und eine Schrift dabei
Läßt auf dem glatten Marmor dies erkunden:
Wer wagen will den Kampf, der blaſe frei!
Noch höher ward ein reicher Schild gefunden,
Und durch die Kunſt der ſchönen Bildnerei
Ward ſchier der Werth des reinen Silbers minder.
Darüber ſtand die Schrift: dem Ueberwinder!

Hier bildete der Künſtler nach dem Leben
Den Kampf des Ritters von Seleucia
Mit dem Martan; rings war das Feld umgeben
Vom Volk Damaskus, das ihn ſtaunend ſah.
Von Schaam und Schmerz betäubt, ſtand Gryph daneben
Und ſah faſt ſinnlos an, was hier geſchah.
Es lacht der Hof, und Norandin wird heftig;
Allein Martan entflieht und ſpornet kräftig.

Die Inſel prangt im ſchönſten Grüngewande,
Und Myrten ſchatten am Geſtad' umher.
Es ſammeln ſich der Ritter viel am Strande
Und wandeln auf der Wieſe hin und her.
Doch da ſie Niemand ſehn im ganzen Lande,
Zieht Alles nach der Säule ſich nunmehr;
Und unter ihnen wird ein Streit erhoben:
Wer ſoll zuerſt das Abenteu'r erproben?

Sie looſen drum, und aus dem wackern Bunde
Wählt Galeotto'n itzt des Glückes Fall.
Er bringt ſogleich das goldne Horn zum Munde
Und bläſt, und Jeder wird betäubt vom Schall.
Die Inſel bebt, es bebt im tiefſten Grunde
Strombett und Wog' und Ufer überall.
Das Feu'r erliſcht, die Sterne ſelbſt erblaſſen,
Der Himmel iſt vom heitern Glanz verlaſſen.

Noch bebte rings der Grund, und plötzlich hüllte
Ein dichter Wolkenzug die Erd in Nacht.
Auf einmal blitzt' es, und zugleich erbrüllte
Ein Donnerſchlag mit ſo gewalt'ger Macht,
Daß Todesgraun jedwedes Herz erfüllte
Und Jeder faſt von Sinnen ſchien gebracht.

Und mit dem Donner traf ein Blitz zuſammen,
Fuhr auf den Berg und ſetzt' ihn raſch in Flammen.

Fort loderte die Glut, unaufgehalten,
Der ganze Berg ſchien eine Feuerwelt;
Und während noch empor die Flammen wallten,
Erſchien in ihrer Mitt' ein Purpurzelt.
So ſchien der edle Stoff, den einſt die Alten
Aus unverbrennbarn Fäden dargeſtellt,
Im Morgenland, bei'm königlichen Prunken
Des Leichenfeſts, zu glühen in den Funken.

Der Berg verbrennt in wenigen Sekunden,
Und heiter wird der Himmel, wie zuvor.
Aus hundert von Trommeten ſchallt verbunden
Kriegslärm und ſüße Harmonie zum Ohr.
Das Licht, das von der Säule war verſchwunden,
Kehrt nun zurück, und aus dem Zelt hervor
Ziehn hundert Pagen, und ſie alle glänzen
In weißer Tracht, geſtickt mit goldnen Kränzen.

Schwarz ſind der Knaben Händ' und Angeſichter,
Es ſcheint, daß Aethiopien ſie gebar;
Und aus dem Stegreif ſpräche wohl ein Dichter:
Hier wird man Fliegen in der Milch gewahr.
Es zieht aus zweien Pforten, Fackellichter
In ihrer Hand, hervor die Doppelſchaar,
Stellt ſich in grader Reih' auf beide Seiten
Und läßt inmitten freie Bahn zum Streiten.

Indeſſen bracht' ein Knappe, wohlbedächtig,
Schon eine Menge Lanzen zum Turnier;
Und Galeott erſchien, in Waffen, prächtig,
Grün waren Rüſtung, Oberkleid und Zier.
Er lenkt' ein thraciſch Roß, gewandt und mächtig;
Grau, mit drei weißen Füßen, war das Thier,
Das curbettirend, wenn's der Sporn berührte,
Auf ebner Bahn manch kühnen Sprung vollführte.

Bereit iſt Alles, und zum Kampfgedränge
Fehlt nur der andre Rittersmann nunmehr.
Da ſchallen noch einmal Trommetenklänge,
Und plötzlich kommt er aus dem Zelt daher.
Weiß war ſein Kleid, mit edler Steine Menge
Prachtvoll geſchmückt, der Helmbuſch weiß, die Wehr
Von Silberblech, unſchätzbar für den Kenner;
Doch ſchwärzer als ein Rabe war ſein Renner.

Der offne Helm ließ ſein Geſicht gewahren,
Er ſchien ein Jüngling und kaum ſechzehn alt,
Von Anſehn hold und ſchön, von blonden Haaren,
Und ſeine Tracht verlieblicht die Geſtalt.
Anmuthig grüßt er rings umher die Schaaren;
Mit kräft'gem Zügel zwingt er die Gewalt
Des muth'gen Renners leicht zum raſchen Tanze
Des ſtahlbeſchlagnen Hufs, und packt die Lanze.

Er ſchließt den Helm und wartet mit Verlangen,
Bis der Trommete Zeichen tönt zum Ohr.
Und es erſcholl; wie Sturm und Flammen drangen
Der Eine hier, der Andre dort hervor.
Sie trafen ſich, und die gewalt'gen Stangen
Flohn, ſchnell zerſtückt, in Splittern hoch empor.
Aus Beider Helm ſprüht' eine Menge Funken,
Und glatt war Galeott vom Roß geſunken.

Dies ſchöne Schauſpiel anzuſehn, verbreiten
Sich beide Heere links und rechts am Strand;
Und unter'm Baldachine ſahn dem Streiten
Die beiden Schöffen zu bei'm Fackelbrand.
Sie ſehn den Galeott vom Sattel gleiten,
Und wie der Andre die großmüth'ge Hand
Nach ſeinem Zaume ſtreckt mit edler Sitte
Und hemmt des Feindes Roß im flücht'gen Schritte.

Doch Galeott, beſchämt ob ſolcher Schande,
Giebt ſcheidend ſeinen Schild dem Sieger her;
Und auf dem hellen, goldgeſchmückten Rande
Lieſt man den Namen Galeott nunmehr.
Indeß, im blau und goldnen Kriegsgewande,
Senkt ſchon ein andrer Ritter ſeinen Speer
Und ſpornet raſch den ſchwarzgemähnten Tiger
Zum Kampfe los auf jenen fremden Krieger.

Die Lanze muß am Rand des Schildes brechen
Und ſplittert durch die dunkle Luft bei'm Stoß.
Dem Fremden glückt's, vom Sattel ihn zu ſtechen,
Und Jener fällt den Blumen in den Schooß.
Kaum hingeſtürzt, will er die Schande rächen,
Die er erlitt, und zieht den Degen bloß.
Der Andre weicht; ein Wind hat ſich erhoben,
Und ſchnell iſt jedes Licht wie weggeſtoben.

Die Inſel bebt, und mitten aus den Auen
Steigt eine Flamm' empor, und Donner hallt.
Ein fürchterlicher Rieſe läßt ſich ſchauen,
Der Erd' und Himmel ſchreckt durch die Geſtalt.
Er naht dem Ritter, der ihm ohne Grauen
Entgegen tritt, und packt ihn mit Gewalt,
So wie ein Huhn; und in die dunkeln Wogen
Iſt ſchnell der Ritter ſammt dem Roß geflogen.

Kaum rettet er durch Schwimmen noch ſein Leben;
Doch blieb ſein Schild, auf dem Irneo ſtand.
Von neuem ſah man jetzt die Inſel beben;
Sie that ſich auf, das Ungethüm verſchwand,
Und alle Lichter, ausgelöſcht ſo eben,
Entzünden ſich und ſtehn in hellem Brand.
Nichts hört man mehr von Sturm und Ungewitter,
Und neuen Kampf begehrt der fremde Ritter.

Von einem Schweißfuchs leicht dahergetragen,
Erſcheint als dritter Kämpfer Valentin;
Und als der vierte zeigt ſich ohne Zagen,
Auf ſtolzem Africaner, Jacopin.
Mit feinem Silber iſt ſein Roß beſchlagen;
Zaum, Sattel prangt mit Gold und mit Rubin.
Allein dem Einen geht es wie dem Andern,
Sie müſſen ſchildlos aus der Inſel wandern.

Der Herr von Livizzan, der fünfte Ritter,
War für Selindens ſtolzen Reiz entbrannt
Und ſank für ſie, von einem Lanzenſplitter
Verwundet jetzt, faſt in des Todes Hand.
Die Lanze brach, und durch des Helmes Gitter
Flog raſch ein Stücklein, und er fiel auf's Land.
Am rechten Auge war er ſchwer getroffen,
Und für ſein Leben war nicht viel zu hoffen.

Zum Zacharies, der an der linken Seite
Des Potta ſitzt, kehrt dieſer ſich und ſpricht:
Der Ritter wirft ja Alles hin im Streite,
Wohl Hexerei und Zauber übt der Wicht. —
Ei, ſagt der Greis, ei der Vermaledeite!
Daſſelbe glaub' ich auch, und ſehe nicht,
Was nur die Leute für Behagen finden,
Mit Hexenwerk und Teufeln anzubinden.

Drum würd' ich, ſtänd's bei mir, den Schluß erlaſſen,
Ihm ſolle Keiner mehr zum Kampfe ſtehn. —
Gleich läßt der Potta ein Decret verfaſſen:
Nicht Einer ſoll mehr auf die Inſel gehn!
Dann ſetzt er ſich, ganz ruhig und gelaſſen,
Und denkt: Was wird vom Feinde nun geſchehn?
Bald ſieht er drauf, es kommen zwei Genoſſen,
In Braun und Gold, daher auf ihren Roſſen.

Der Eine rennt; kaum trifft der Speer die Glieder,
Als er vom Sattel auf den Boden fährt.
Doch zeigt ſein ganzes Anſehn, ſtark und bieder
Sey Arm und Herz, des beſten Ritters werth.
Der Andre folgt, und über's Kreuz hernieder
Fliegt er ſogleich, weit weg von ſeinem Pferd.
Auf ſteht der Erſte ſchnell, und mit Verdruſſe
Und ſtolzem Ton ſpricht er zu dem vom Fluſſe:

Biſt du, o Krieger, nicht durch Zaubermächte
Stark mit dem Speer, ſo ſteig' herab einmal
Und löſe mir nach gutem Kämpferrechte
Den Zweifel, den ich hege, mit dem Stahl.
Und fürchteſt du, daß dieſes Störung brächte
In dein Turnier, ſo ficht nach eigner Wahl.

Nur zwei Schwerdthiebe jetzt als wackrer Streiter;
Hier iſt der Schild, und nichts verlang' ich weiter.

Der Ritter von der Inſel ſpricht: ich bliebe
Verpflichtet wohl, zu tilgen den Verdacht,
Wenn mich der Rachſucht und des Haſſes Triebe
Bewaffnet in dies Kampfgefild gebracht.
Zum Rennen kam ich, nur gelockt durch Liebe,
Und mein Begehr iſt Allen kund gemacht.
Drum brauch' ich nicht den Kampf hier aufzugeben
Und andern einzugehn, nach deinem Streben.

Doch denke nicht, ich ſey ein feiger Knabe,
Weil ich zum Schwerdterkampf mich nicht geſtellt;
Wenn ich den Plan vollzogen, den ich habe,
Antwort' ich dir ſogleich, wie dir's gefällt.
Den Schild, verlangſt du ihn als Gunſt und Gabe,
Laſſ' ich dir gern; doch ſonſt nichts auf der Welt
Verſchafft ihn dir, noch wird auf dein Verlangen
Der Kampf geändert, den ich angefangen. —

Du änderſt ihn, und ſey's dir noch ſo bitter,
Verruchter Zaubrer! ruft der zweite Mann
Und ſchlägt mit ſeinem Lanzenſtumpf den Ritter
Stracks auf den Helm, und zieht das Schwerdt ſodann.
Die Inſel bebt; ein plötzlich Ungewitter
Löſcht jedes Licht, und Dunkel dringt heran.
Der Himmel blitzt, und aus dem Erdenbauche
Steigt eine Doppelwolk' aus dichtem Rauche.

Es flammt der Rauch, und ſieh! zwei Ungeheuer
Erſcheinen flugs in wilder Stiergeſtalt;
Und ihrer Augen Glut, des Odems Feuer
Vertrocknet Gras und Blumen alſobald.
Nicht ſchreckt die Krieger dieſes Abenteuer,
Sie ziehen beid' ihr Schwerdt und machen Halt.
Die Stiere nahn; es zittern rings die Schaaren,
Als ſie der Augen Flammenblitz gewahren.

Der Inſelritter, wohl den Ausgang kennend,
Zieht ſich zurück und ſchaut des Kampfs Verlauf,
Der Stiere Paar, mit Pfeilesſchnelle rennend,
Wühlt mit geſpaltnem Huf den Boden auf.
Die Krieger laſſen ſie hindurch, ſich trennend;
Das Zauberhorn verletzt ſie nicht im Lauf.
Sie hauen zu, allein der Hiebe jeder
Fällt fruchtlos, wie auf Woll' und weiche Feder.

Die Stiere kehren um; die Ritter kommen
Und hau'n ergrimmt auf ihre Köpfe los,
Und wo ſie treffen, iſt ein Blitz entglommen;
Doch bleiben Macht und Wut nicht minder groß.
Die Ritter werden ſchnell auf's Horn genommen
Und liegen plötzlich in der Wellen Schooß.
Doch der Beſiegten Schild bleibt auf dem Lande;
Perinth, Peritheus ſteht auf goldnem Rande.

Die Stiere warfen mit den beiden Rittern
Sich in den Fluß und kamen nicht hervor.
Nun droht nicht mehr der Himmel mit Gewittern,
Schnell kam das Licht zurück, das ſich verlor.
Auch ſah man nicht die Inſel mehr erzittern,
Und hold und lieblich ward ſie, wie zuvor.
Der Ritter auch (er hielt bis jetzt zur Seite)
Trat vor und bot ſich dar zu neuem Streite.

Er harrt, doch lang' umſonſt; denn ſolche Tücke
Hat Graun und Furcht in jeder Bruſt erregt.
Am Ende ſteigt ein Ritter von der Brücke,
Den ſtolz und kühn ein falber Renner trägt.
Von Silber iſt der Zaum, und alle Stücke
Des reichen Zeugs ſind dicht mit Gold belegt.
Dem fällt es ein, zu tauſchen mit den Speeren;
Er ſagt's, und man bewilligt ſein Begehren.

Das Zeichen tönt, und wie, unaufgehalten,
Die Blitze fuhren durch die Luft daher
Und flammend Himmel, Land' und Meere ſpalten,
Mit Sturmwind und mit Hagel hinterher:
So brechen jetzt die Ritter los und halten
Ein Jeder auf des Feindes Helm den Speer;
Und Splitter, Funken fliegen auf zum Himmel,
Und jedes Herz erſtarrt im Volkgewimmel.

Die Roſſe kommen Stirn an Stirn gelaufen;
Allein des Inſelritters ſtärkres Pferd
Wirft jenes ſammt dem Herrn auf Einen Haufen,
Worauf es wie ein Pfeil vorüberfährt.
Gleich ſteht der Brückenritter auf mit Schnaufen,
Und weil er Rache für ſein Roß begehrt,
Ruft er den Gegner kühn zur zweiten Lanze,
Und dieſer zeigt ſich gleich bereit zum Tanze.

Man bringt ein andres Roß von braunem Felle,
Auf welches raſch der Brückenheld ſich ſchwingt.
Er ſtrafft den Zaum und ſpornt es auf der Stelle,
So daß der Gaul ſich bäumen muß und ſpringt.
Dann kehrt er um, und nun, mit Blitzesſchnelle,
Fliegt er zum wilden Angriff, wie beſchwingt.
Doch ward er kaum berührt im Gegenfliegen,
So mußt' er rücklings auf der Erde liegen.

Hier iſt mein Schild! — ſo rief er, aufgeſtanden —
Denn nun iſt's klar, daß du ein Zaubrer biſt.
Nicht werde meine Tapferkeit zu Schanden
Hinfort an dir und an des Teufels Liſt.
Allein vielleicht iſt noch ein Arm vorhanden,
Der Lohn dir zu ertheilen ſich vermißt,
Zu deiner Schmach. So lange magſt du leben,
Beſchützt vom Satan, dem du dich ergeben.

Fort ging er von der Inſel, dieſes ſagend,
Und auf dem Schild las man Tognon alsbald.
Nach dieſem nun erſchienen, herrlich ragend,
Zwei andre Ritter, edel von Geſtalt;
Allein auch ſie, ſich an den Kämpfer wagend,
Erfuhren das Geſchick der Andern bald.
Am glatten Silber ward der Speer zerbrochen
Un der wie dieſer ſchnell vom Roß geſtochen.

Paul, Sagramor, ſo las man auf dem Rande
Der beiden Schild'. Auf ſchwärzlich-grauem Pferd
Erſchien ein Ritter jetzt am Inſelſtrande,
Den Helm mit roth- und weißem Buſch beſchwert,
In einem reichen Goldbrokat-Gewande,
Geſtickt mit Perlen von dem größten Werth;
Und in der prächtigſten Livrei umgaben
Ihn rings umher die Reihn der Edelknaben.

Ein Ritter war's, von Namen nicht vorzüglich,
Sohn eines Schuftes aus dem Römer-Gau.
Der Vater, Trödler einſt, trieb ſpäter klüglich
In Campo Merlo guten Ackerbau,
Verfälſchte das Getraid' und Maaß genüglich
Und trug ſich nun als großen Herrn zur Schau.
Und daß der Sohn des Stammes Glanz vermehre,
Schickt' er als Freipartiſten ihn zum Heere.

Der kam nun, aufgeſchwellt gleich einem Balle,
Und ſteif als ob ein Pfahl im Rücken ſey.
An Wehr und Schmuck erkannten gleich ihn Alle,
Und an der reichen, prächtigen Livrei.
Wohl mehr als Hundert ſind in gleichem Falle,
Und ſie zu nennen ſtünde wohl mir frei;
Doch altes Uebel würd' ich dann beſchädigen
Und alle Geckerei in Aufruhr predigen.

Erſt tändelt' er mit ſeinem Roß gar lange
Und tummelt' es, ſo gut wie er's verſtand;
Dann endlich trieb er's an zu raſcherm Gange
Und nahm am Ziel der Rennbahn ſeinen Stand.
Das Zeichen tönt, und mit geſenkter Stange
Gehn Beide los; es zittert rings das Land,
Die Ufer hallen vom gewalt'gen Pralle,
Doch Keiner bringt den Andern jetzt zum Falle.

Der Erſte, der im Kampfe nicht vertrieben
Vom Sattel ward, war dieſer Römerheld.
Drob wundern ſich wohl ihrer mehr als Sieben,
Die nimmer das von ihm ſich vorgeſtellt.
Nachdenklich iſt der Inſelmann geblieben,
Worauf er mit den Seinen Zwieſprach hält.

Dann, zu den Schranken umgekehrt, empfangen
Zum zweiten Ritte ſie noch ſtärkre Stangen.

Allein auch dieſe brachen bald und flogen
In kleinen Splittern auf zum Sternenheer.
Die beiden Ritter hatten ſich gebogen
Und machten ſchon beinah die Sättel leer.
Dem Römer ward der Bügel Paar entzogen,
Und Funken ſprühten aus der reichen Wehr;
Doch ihn ermuthigt, daß von tauſend Rufern
Sein Name wiederhallt auf beiden Ufern.

Wie im Tyrrhenermeer bei'm Oſt geſchwinde
Die Welle ſchwillt und wogt und wallt mit Macht,
So ſchwillt des Römlings eitles Herz vom Winde
Des Pöbellobs, das ſchier ihn närriſch macht.
Rings ſpäht er, wo er Blick' und Grüße finde,
Und bläht ſich auf in ſeiner Pfauenpracht;
Und als er g'nug geprunkt mit ſeinem Glanze,
Verlangt er neuen Kampf und neue Lanze.

Perinth, Perintheus ſind ergrimmt und toben,
Daß Dieſer ſich ſo lang im Sattel hält;
Da wird nochmals Trommetenſchall erhoben
Von jener Seit', entgegen dem Gezelt.
Die Ritter kommen wüthend hergeſtoben
Indem ein jeder ſeine Lanze fällt.
Allein der Römer, ſtark am Helm getroffen,
Legt ſich nun auch in's Grüne, wider Hoffen.

Wie raſend ſteht er auf und zieht den Degen,
Und ſtößt ihn in die Rippen ſeinem Roß;
Als hätt' es an dem armen Thier gelegen,
Daß er ſo plötzlich aus dem Sattel ſchoß.
Drauf kehrt er ſich dem ſtolzen Feind entgegen
Und ſpricht: Wohl mußt du warten, mein Genoß,
Bis ich mit anderm Schilde dich ergötze;
Denn dieſen geb' ich nicht um viele Schätze.

Mit Lächeln ſpricht der Held: Ich hab' im Rennen
Den mir erſiegt, und deßhalb will ich ihn.
Mein Schild iſt wohl von größerm Werth zu nennen
Doch ſiegteſt du, ich hätt' ihn dir verliehn.
Der Römer ſpricht: Du ſollſt gar bald erkennen,
Nicht ſey ſo leicht der Schild mir zu entziehn.
Er zückt das Schwerdt, und gleich erbebt, wie immer,
Der Erde Grund; doch nicht erliſcht der Schimmer.

Ein Eſel kommt, mit Stiefeln ſtatt der Ohren,
Und ſtatt des Schweifes wird ein Darm geſchaut.
Die Ohren-Stiefel hau'n mit ſcharfen Sporen;
Des Schweifes Inhalt macht, daß Jedem graut.
Die Stimme ſchreckt und ſeine Ferſen bohren,
Und härter als ein Demant iſt die Haut;
Und naht er ſich dem Feinde — wie aus Flinten
Schießt er geſottne Kugeln ab von hinten.

Ein Peſtgeſtank entſteht auf Meilenweite,
Nicht bloß am Ort, wohin die Kugel ſchlug.
Titta di Cola naht ſich keck zum Streite
(Dies war der Name, den der Römer trug),
Und ſein Gewand ward in der Läng' und Breite,
Mit Gold und Perlen nicht, verbrämt genug.
Er führt ſein Schwerdt und haut mit Blitzesſchnelle;
Doch trifft er auch, bleibt keine Spur am Felle.

Der Eſel grüßt ihn mit den Klauen,
Rührt dann den Schweif mit ſchrecklicher Gewalt
Und macht zugleich durch ſein Geſchrei ihm Grauen;
Denn öffnet er das Maul, ſo bebt der Wald.
Auch ſind die Ohren gar nicht träg' und hauen
Bald auf den Kopf, auf Seit' und Schulter bald.
Dann dreht er ſich und blitzt und donnert plötzlich,
Und malt al fresco ſein Geſicht ergötzlich.

So argen Sturm kann Titta nicht ertragen,
Wirft weg den Schild und giebt nun Ferſengeld.
Unmäßig lacht der Sieger vor Behagen
Und ſtellt ſich an die Schranken vor's Gezelt.
Doch ſchon gen Weſten lenkt die Nacht den Wagen,
Und es erſcheint kein Kämpfer mehr im Feld.
Er wendet ſich, um in ſein Zelt zu treten,
Da ſchon zum erſtenmal die Hähne krähten.

Der Inſelritter blieb in ſeinem Zelte
Am Tag verſchloſſen und kam nicht hervor.
Doch als der Mond bereits die Nacht erhellte,
Bewillkommt von der Käutz' und Eulen Chor,
Da zeigt' er ſich, wie die Trommete gellte;
Doch ſchwarz war das Gewand, das er erkor,
Schwarz war der Buſch und jede Zierde dunkel;
Allein ſein Roß ſtrahlt ſilberweiß Gefunkel.

Die Pagen dann, die Leuchterdienſt verwalten,
Noch geſtern ſchwarz wie aus der Negerei,
Erſchienen heut als engliſche Geſtalten
Und änderten Geſicht und Liverei.
Sie hatten ſämmtlich ſchwarze Tracht erhalten,
Und Alles lief um ſie zu ſehn herbei.
Am meiſten drängte ſich längs den Geſtaden
Das Volk, das gerne Torten ißt und Fladen.

Der Jüngling Averard, der bei den Proben
Des Inſelkampfs bis jetzt nicht ward geſehn,
Erſcheint zuerſt, den Ritter zu erproben,
Und muß zuerſt ſich abgeworfen ſehn.
Er giebt den Schild, und, das Viſir erhoben,
Bleibt er ein Weilchen auf der Wieſe ſtehn
Und ſpricht den Pagen zu, damit ſie Thaten
Und Namen des Gebieters ihm verrathen.

Ein Fräulein kam indeß vom Inſelſtrande,
Umringt von Fackeln, ganz unzählig ſchier,
In weißem, doch fremdartigen Gewande,
Schön von Geſicht, anmuthig von Manier.
Sie kam mit Ehrfurcht zu Renoppia's Stande;
Zwei Knappen und zwei Pagen folgten ihr,
Beladen mit dem Schild-Gewinn des Siegers;
Sie aber ſprach, im Namen jenes Kriegers:

Der hohe Ruhm Renoppia's, den die Hehre
Damals erkämpft, als ſie am Fluſſesrand
Sich widerſetzt des Feinds ſiegreichem Heere
Und ihm die Palme wiederum entwandt,
Hab' ihn hieher geführt, und ihr zur Ehre
Hab' er ſo muthig im Turnier gerannt.
Er bitte drum, daß ſie die würd'ge Flamme,
Die ihm das Herz durchlodert, nicht verdamme.

Renoppia ſpricht, von Schaam und Zorn entglommen:
Schlecht, kleine Kupplerinn, iſt euer Held
Bei mir mit ſeinen Künſten angekommen,
Weil alles Hexenwerk mir ganz mißfällt.
Doch ihr, ſo hübſch und jung, die unbeklommen
Im Dunkeln bei ihm bleibt in ſeinem Zelt:
Vergönnet ihr, daß er in euern Rechten
Euch kränken darf und hier für Andre fechten?

Ich bin nur Magd, ſpricht Jene ganz gelaſſen,
Und ſolcher Preis iſt nicht für mich gemacht.
Mein Herr kann nicht zu mir herab ſich laſſen,
Denn er beſitzet Schlöſſer, Land und Macht.
Renoppia, ſchau wie ſchön, weiß ſich zu faſſen:
So ſagt ihm denn, verſetzt ſie mit Bedacht,
Ich müſſe mich dem Muth verbunden nennen,
Den er gezeigt, zu meiner Ehr', im Rennen.

Und wenn's auch lieber mir geweſen wäre,
Hätt' er im Ernſt, die Waffen in der Hand,
Sich mir zu Lieb' erklärt für unſre Heere,
Ohn' allen Hexentrug und Zaubertand,
Doch nehm' ich's an und danke für die Ehre;
Und dieſes ſey ihm meinerſeits geſandt.
Und von der Bruſt, im Reden noch begriffen,
Nahm ſie ein Kreuzchen, aus Kryſtall geſchliffen.

Drin war ein Zahn Sanct Geminians verſchloſſen,
Und Papſt Honorius weihte dieſen Zahn.
Dies reichte ſie der Dirne, ſchnell entſchloſſen,
Als ſollt's zum Lohn der Inſelheld empfahn.
Doch Dieſe war wie leerer Traum zerfloſſen,
Kaum rührte nur das Kreuz die Botinn an.

Die Knappen und die Pagen auch verſchwanden,
Und nur die Schilde waren noch vorhanden.

Die Namen lieſt Renoppia, und die Schilde
Befreundter Ritter giebt ſie gleich zurück;
Doch jene, die gehört der Feindesgilde,
Bewahrt ſie als Trophä' und Beuteſtück. —
Indeß verfolgt ſein Werk im Kampfgefilde
Der Inſelritter mit gewohntem Glück;
Da zeigt auf einer Seite ſich am Strande
Ein fremder Mann im gelben Kriegsgewande.

Ein Panther ſchmückt den Helm; zwei Spannen weiter,
Als bei den andern Rittern, reicht ſein Speer.
Allein man ſieht, ſo zögernd kommt der Reiter,
Er geht mit Widerwillen nur hieher;
Und die Trommet', aufregend jeden Streiter,
Bewirkt bei ihm das Gegentheil vielmehr.
Nun rennt er, doch (dies zeigt die Angſtgeberde)
Nicht fortgeführt vom Muthe, nur vom Pferde.

Doch ſchließt er feſt, ſtemmt ſeine Lanze wider
Und beißt, indem er auf den Gegner dringt,
Die Zähne zu und ſenkt die Augenlieder,
Wie einer, den nur Schaam zum Kampfe zwingt;
Und wirft bei'm erſten Stoß den Feind danieder,
Und Alle ſtaunen, daß ihm dies gelingt.
Da ſchallt vom Ufer rings, wie Ungewitter,
Der laute Ruf: Vivat der Pantherritter!

Bei dieſem Schall voll Staunen um ſich blickend,
Sieht er dahingeſtreckt den fremden Wicht;
Und in den Sieg mit Mühe nur ſich ſchickend,
Schaut er ihn an und faßt ſich ſelber nicht.
Allein der Feind, nicht mehr die Wut erſtickend,
Die flammend ſchon aus allen Zügen bricht,
Steht plötzlich auf, mit Einem Fuße ſtampfend,
Und rings erbebt die Erde, wild ſich krampfend.

Das Licht erliſcht; mit Blitz und Donnerkrachen
Verſchwindet Augenblicks das Purpurzelt,
Und aus dem Eiland wird ein großer Nachen,
Der Miſt und Heu und Beſenreis enthält.
Und in dem Kahne bleibt, von allen Sachen
Und allen Leuten, die ſich dort geſellt,
Der Sieger nur ſammt einem Zwerggebilde,
Das eine Leuchte hält nebſt einem Schilde.

Der Zwerg, den Schild dem Ritter übergebend,
Sagt ihm dabei: Der Siegesdank iſt dies,
Den mein Gebieter, ſich von hinnen hebend,
Der Säul' entnahm und dir ihn hinterließ.
Nun wünſcht er nur, ganz deiner Güte lebend,
Daß, wie ſich ihm dein hoher Muth erwies,
Er ſo nun auch erfahre deinen Namen,
Und welches Land erzeugt ſo edlen Saamen.

Der Ritter bläht ſich, als er dies vernommen,
Und ſagt: Berichte deinem Herrn getroſt,
Aus Spanien ſey mein edler Stamm gekommen
Und hochberühmt bis über'n fernen Oſt.
Der Don Quirot', in Waffen ſo vollkommen,
Der Helden Fürſt, der Abenteurer Troſt,
Erzeugt' im Bund mit einer hohen Schönen
Den Vater mir, Don Phlegethon den Schönen.

In Welſchland mußten Land und Leut' ihm dienen;
Es iſt kein Ort, wo nicht ſein Name blieb.
Sein hoher Ruhm vermißte nur Turpinen,
Der ſo von ihm, wie von dem Roland ſchrieb,
Gleich war ihm keiner von den Paladinen,
Er wich allein vor dieſes Schwerdtes Hieb.
Doch Alles wiſſen ſoll dein Herr, ſoll wiſſen,
Daß Graf Culagna ihn in's Gras geſchmiſſen.

Doch da ich nun befriedigt dein Verlangen
(Denn was du wiſſen wollteſt, ſagt' ich dir),
Muß auch das meine jetzt Genüg' empfangen;
Drum ſeinen Stamm und Namen melde mir. —

Du ſollſt, verſetzt das Zwerglein, Kund erlangen,
Verlaſſen wir nur erſt des Stroms Revier;
Denn Alle dort in jenen Ritterchören
Verlangen auch, was du verlangſt, zu hören.

Sie nahen ſich demnach dem rechten Strande,
Wo eine große Schaar von Kriegern ſteht;
Und kaum befindet ſich der Zwerg am Lande,
Dringt Alles auf ihn ein und fragt und ſpäht.
Der Zwerg, von Zunge leicht, ſchlau von Verſtande,
Bleibt ſtehn und ſpricht: Hier bin ich, wie ihr ſeht,
Um, was ihr Alle wiſſen wollt, zu ſagen;
Und Keiner ſoll ſich über mich beklagen.

Als einſtens vor der Wut der Gibellinen
Die Aïgonen flohn aus Modena,
Entwich der Graf Valleſtra auch mit ihnen,
Den man als Oberhaupt des Stammes ſah.
Er fand durch die Dämonen, die ihm dienen,
Einſt einen Schatz; und, ſeinem Schloſſe nah,
Schuf er in Bergen eine Zaubergrotte;
Da hauſt er meiſtens mit der Geiſter Rotte.

Dort lebt bei ihm ein Sohn von zarten Jahren,
Der einz'ge, den er hat, Melind genannt;
Sein Edelſinn und ſeine Kühnheit waren
Des alten Vaters Lieb' und Hoffnungspfand.
Von einer Jungfrau hatte der erfahren,
Voll Sitt' und Schönheit, die an dieſem Strand
Viel Muth bewies im kühnſten Abenteuer;
Und ihm entflammt' ein unauslöſchbar Feuer.

Von ſeinem Flehn und Seufzen eingenommen,
Erlaubt der Vater ihm, hieher zu gehn.
So kam er mit der Inſel angeſchwommen,
Um hier das ſchöne Kampfſpiel zu beſtehn.
Doch der beſorgte Vater ſah vollkommen,
Er ſey zu jung, um eurer Macht zu ſtehn;
Drum macht' er ihn durch ſeine Zauberwerke
Unüberwindlich gegen Muth und Stärke.

Nie konnte ſein Melind zur Erde fallen
(Mit dieſer Zauberkraft begabt' er ihn),
Wenn nicht der feigſte Krieger, unter allen
Die auf der Erde ſind, zum Kampf erſchien.
Und um je ſtärker war das Gegenprallen,
Je ſichrer ward dem Knaben Sieg verliehn:
Wie ſtets der Blitz nur wüthender zerſpälte,
Was ihm die größte Härt' entgegenſtellte.

Roß, Speere, Waffen, ſammt dem ganzen Reſte,
Kurz, was Melind umgab, war zauberhaft.
Zog man das Schwerdt — aus war es mit dem Feſte;
Gleich ward man von der Inſel fortgeſchafft.
Ein Lanzentauſch war eben noch das Beſte;
Allein auch hiedurch ward kein Sieg verſchafft,
Wenn nicht der Feind an Stärk' und Muth Melinden
Mehr weichen mußt', als alle, die zu finden.

So ſpricht der Zwerg, der Ritter Schaar belehrend,
Und wandelt ſchnell in Jubel ihre Wut.
Doch Graf Culagna, ſich in Grimm verzehrend,
Krauſt ſeine Stirn, und, heiß von Zornesglut,
Zieht er ſein Schwerdt, ſich zu dem Zwerge kehrend,
Der gar nicht zeigt, dies ſchrecke ſeinen Muth.
Das leugſt du, ruft er aus, verlogner Bauer!
Und darthun ſoll mein Schwerdt es dir genauer.

Du mögteſt gern mir meinen Sieg beflecken,
Doch kannſt du's nicht, du mißgeſchaffnes Thier!
Schon fliegt mein Ruhm weit durch der Erde Strecken,
Und rechtlich ward dein Herr beſiegt von mir. —
Der Zwerg läßt ſich nicht ein mit dieſem Gecken,
Doch beugt er tief ſich vor den Rittern hier
Und ſagt zum Grafen, der noch ſchimpft' und keuchte,
Nur: Gute Nacht! und löſchet aus die Leuchte.

Franz Grillparzer

ward 1790 zu Wien geboren und 1823 als ſyſtematiſirter Hofconcipiſt bei der kaiſerlichen Hofkammer daſelbſt angeſtellt. 1819 wurde er zum Privatſekretär der Kaiſerin und 1832 zum Archivdirektor bei der oben genannten Behörde beſtellt, nachdem er vorher mit dem Kaiſer Italien bereiſt hatte.

Seine, meiſtens dramatiſche, Schriften ſind:

Die Ahnfrau. Wien 1817. 3. Ausgabe 1819. 5. Ausg. 1832. gr. 8.
Sappho, Trauerſpiel. Ebendaſ. 1819. 3. Ausgabe 1822. gr. 8.
Das goldne Vließ, dramatiſches Gedicht. Ebendaſ. 1822. gr. 8.
Der Gaſtfreund, die Argonauten, Medea. Ebendaſ. 1822.
König Ottokar's Glück und Ende, Trauerſpiel. Ebendaſ. 1824. gr. 8.
Der treue Diener ſeines Herrn. Ebendaſ. 1830. gr. 8.
Meluſina, romantiſche Oper. Ebendaſ. 1833. in 8.
Dramatiſche und andere Gedichte in Lembert's Taſchenbuch, den dramatiſchen Miscellen u. ſ. w.

Grillparzer trat zuerſt mit vielem Erfolg als Anhänger des modernen Fatalismus auf, welchem Müllner durch ſeine Schuld die Bahn eröffnet hatte in der deutſchen dramatiſchen Poeſie, verließ aber dieſe Richtung wieder und wandte ſich bei der Behandlung ſeiner Stoffe der Schiller'ſchen Form zu, der er im Allgemeinen treu geblieben iſt. Tiefe des Gefühls, Reichthum der Phantaſie, Beſonnenheit und Herrſchaft über Sprache und Geſtaltung ſind ihm eigenthümlich und weiſen ſeinen Leiſtungen mit vollem Rechte einen hohen Rang an, der durch den Adel der Geſinnungen dieſes Dichters würdig aufrecht erhalten wird. Wenn nicht eigentlich das lyriſche Element in ſeinen Dramen, ihm ſelbſt unbewußt, vorherrſchend wäre und ihn nur zu häufig bei der Entwickelung und Feſtſtellung der von ihm geſchaffenen Charaktere zu Aeußerungen kränklicher Sentimentalität verlockte, die er dann wieder durch Theatereffekte zu verdecken ſucht, ohne jedoch dieſes irrige Beſtreben ſelbſt mit Klarheit zu erkennen, ſo würde Grillparzer ſich den erſten Tragikern an die Seite ſchmiegen können, da ihm die Natur die herrlichſten Gaben verlieh, und er überall das gewiſſenhafteſte Streben beurkundet, ſie für das Schönſte und Edelſte auszubilden und zu verwenden. — Wie groß die Schuld ſei, welche ſeine Zeit und ſeine Verhältniſſe an jenen Hinderniſſen ſeiner vollkräftigen Entwickelung haben, das kommt nur ihm ſelbſt, wenigſtens für jetzt noch, zu erkennen und zu beſtimmen zu; andeuten darf man aber wohl, daß ihnen manche Störung bei der Ausbildung dieſes wahren Dichters zur Laſt fällt. —

Medea.*)

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Fünfter Aufzug.

(Vorhof von Kreons Burg, wie im vorigen Aufzuge; die Wohnung des Königs, im Hintergrund, ausgebrannt und noch rauchend. Mannigfach beſchäftigtes Volk füllt den Schauplatz.)

(Morgendämmerung.)

(Der König ſchleppt Gora aus dem Pallaſte. Mehrere Dienerinnen Kreuſens hinter ihm her).

König.

Heraus mit dir! Du warſt's, die meiner Tochter
Das Blutgeſchenk gebracht, das ſie verdarb!
O Tochter! O Kreuſa, du mein Kind!
(Gegen die Dienerinnen.)
Die war's?

Gora.

Ich war's! Unbewußt
Trug ich den Tod in dein Haus.

König.

Unbewußt?
O glaube nicht der Strafe zu entgehn!

Gora.

Meinſt du, mich ſchrecket deine Strafe?
Ich hab' geſehn mit dieſen meinen Augen
Die Kinder liegen todt in ihrem Blut,
Erwürgt von der, die ſie gebar,
Von der, die ich erzog, Medea:
Seitdem dünkt Scherz mir jeder and're Greu'l!

König.

Kreuſa! O mein Kind! Du Reine! Treue! —
Erbebte dir die Hand nicht, Ungeheuer,
Als du den Tod hintrugſt in ihre Nähe?

Gora.

Um deine Tochter klag' ich nicht; ihr ward ihr Recht!
Was griff ſie nach des Unglücks letzter Habe?
Ich klag' um meine Kinder, meine Lieben,
Die ich geſehn, von Mutterhänden todt.
Ich wollt', ihr läget alleſammt im Grab,
Mit dem Verräther, der ſich Jaſon nennt,
Ich aber wär' in Kolchis mit der Tochter
Und ihren Kindern, hätt' euch nie geſehn,
Nie eure Stadt, die Unheil trifft mit Recht.

König.

Du legſt den Trotz wohl ab, wenn ich dich treffe!
Allein iſt's auch gewiß, daß todt mein Kind?
So viele ſagen's, keine hat's geſehn!
Kann man dem Feuer nicht entrinnen?
Wächſt Flamme denn ſo ſchnell? Nur langſam,
Nur zögernd kriecht ſie an den Sparren fort.
Wer weiß das nicht? und dennoch wär' ſie todt?
Stand erſt ſo blühend, lebend vor mir da,
Und wäre todt? Ich kann's, ich darf's nicht glauben!
Die Augen wend' ich unwillkührlich hin,
Und immer glaub' ich, jetzt und jetzt und jetzt
Muß ſie ſich zeigen, weiß in ihrer Schönheit,
Herniedergleitend durch die ſchwarzen Trümmer.
Wer war dabei? Wer ſah es? — Du? — So ſprich!
Dreh' nicht die Augen ſo im Kopf herum!
Mit Worten tödte mich! — Iſt ſie dahin?

Magd.

Dahin!

König.

Du ſahſt's?

Magd.

Ich ſah's. Sah, wie die Flammen,
Hervor ſich wälzend aus dem Goldgefäß,
Nach ihr —

König.

Genug! — Sie ſah's! — Sie iſt nicht mehr!
Kreuſa! O mein Kind! O meine Tochter! —
Einſt — noch als Kind — verbrannte ſie die Hand
Am Opferheerd', und qualvoll ſchrie ſie auf.
Hin ſtürz' ich, faſſe ſie in meinen Arm,
Die heißen Finger mit den Lippen hauchend;
Da lächelt ſie, trotz ihrer bittern Thränen,
Und leiſe ſchluchzend ſpricht ſie: 's iſt nicht viel,
Was thut der Schmerz? Nur brennen, brennen nicht!
Und nun —
(Zu Gora.)
Wenn ich das Schwert hier zwanzigmal
Dir ſtoß' in deinen Leib — was iſt's dagegen?
Und wenn ich ſie, die Gräßliche — Wo iſt ſie,
Die mir mein Kind geraubt?
Ich ſchüttle dir
Die Antwort mit der Seel' aus deinem Mund,
Wenn du mir nicht geſtehſt: wo iſt ſie hin?

Gora.

Ich weiß es nicht, und mag es auch nicht wiſſen,
Geh' unbegleitet ſie in ihr Verderben.
Was weilt ihr? Tödtet mich! Ich mag nicht leben!

König.

Das findet ſich, doch vorher noch geſtehſt du!

---

*) Aus: Franz Grillparzer's „das goldene Vließ. Medea.

Jaſon.
(hinter der Scene.)
Wo iſt ſie? Gebt ſie mir heraus! Medea!
(Mit dem bloßen Schwerte in der Hand auftretend).
Man ſagt mir, ſie ward eingeholt! Wo iſt ſie?
Ha, du hier? Wo iſt deine Herrinn?
Gora.
Fort!
Jaſon.
Hat ſie die Kinder?
Gora.
Nein!
Jaſon.
So ſind ſie? —
Gora.
Todt!
Ja todt! du heuchelnder Verräther! — Todt!
Sie wollte ſie von deinem Anſchau'n retten,
Und da dir nichts zu heilig auf der Erde,
Hat ſie hinabgeflüchtet ſie in's Grab.
Steh' nur und ſtarre nur den Boden an,
Du rufſt es nicht herauf, das liebe Paar!
Sie ſind dahin, und deſſen freu' ich mich!
Nein, deſſen nicht! Doch daß du drob verzweifelſt,
Deß freu' ich mich! — Du heuchelnder Verräther!
Haſt du ſie nicht dahin gebracht? Und du,
Du falſcher König mit der Gleisnermiene?
Habt ihr es nicht umſtellt mit Jägernetzen
Des ſchändlichen Verraths, das edle Wild,
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,
Es, überſpringend euer Garn, die Krone,
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords?
Ringt nur die Hände, ringt ſie ob euch ſelbſt!
(Zum König).
Dein Kind, was ſucht' es einer Andern Bett?
(Zu Jaſon).
Was ſtahlſt du ſie, haſt du ſie nicht geliebt?
Und liebteſt du ſie, was verſtößt du ſie?
Laß And're, mich laßt ihre That verdammen,
Euch Beiden widerfuhr nur euer Recht!
Ihr ſpottet nun nicht mehr der Kolcherinn, —
Ich mag nicht länger leben auf der Erde;
Zwei Kinder todt, das dritte haſſenswerth.
Führt mich nur fort, und wollt ihr, tödtet mich:
Auf etwas Jenſeits hoff ich nun gewiß,
Hab' ich geſehn doch, daß Vergeltung iſt.
(Sie geht ab, von Einigen begleitet).
(Pauſe).
König.
That ich ihr Unrecht — bei den hohen Göttern,
Ich hab' es nicht gewollt! — Nun hin zu jenen Trümmern,
Daß wir die Reſte ſuchen meines Kindes,
Und ſie beſtatten in der Erde Schooß.
(Zu Jaſon).
Du aber geh', wohin der Fuß dich trägt;
Befleckter Nähe, merk' ich, iſt gefährlich.
Hätt' ich dich nie geſehn, dich nie genommen
Mit Freundestreue in mein gaſtlich Haus!
Du haſt die Tochter mir genommen: geh!
Daß du nicht auch der Klage Troſt mir nimmſt!
Jaſon.
Du ſtößt mich fort?
König.
Ich weiſe dich von mir.
Jaſon.
Was ſoll ich thun?
König.
Das wird ein Gott dir ſagen!
Jaſon.
Wer leitet meinen Tritt? Wer unterſtützt mich?
Mein Haupt iſt wund, verletzt von Brandes Fall!
Wie, alles ſchweigt? Kein Führer, kein Geleiter?
Folgt Niemand mir, dem einſt ſo Viele folgten?
Geht, Schatten meiner Kinder, denn voran,
Und leitet mich zum Grab, das meiner harrt!
(Er geht).
König.
Nun auf, an's Werk! Dann Trauer ewiglich!
(Auf der andern Seite ab).

(Wilde, einſame Gegend, von Wald und Felſen umſchloſſen, mit einer Hütte).
(Der Landmann auftretend).
Landmann.
Wie ſchön der Morgen aufſteigt. Güt'ge Götter!
Nach all den Stürmen dieſer finſtern Nacht,
Hebt eu're Sonne ſich in neuer Schönheit.
(Er geht in die Hütte).
(Jaſon kommt wankend auf ſein Schwert geſtützt).
Jaſon.
Ich kann nicht weiter! Weh! mein Haupt — es brennt,
Es glüht das Blut — am Gaumen klebt die Zunge!
Iſt Niemand da? Soll ich allein verſchmachten?
Hier iſt die Hütte, die mir Obdach both,
Als ich, ein reicher Mann, ein reicher Vater,
Hierher kam, neuerwachter Hoffnung voll!
(Anpochend.)
Nur einen Trunk! Nur einen Ort zum Sterben!
(Der Landmann kommt heraus).
Landmann.
Wer pocht? — Wer biſt du Armer? todesmatt!
Jaſon.
Nur Waſſer! — Einen Trunk! — Ich bin der Jaſon,
Des Wunder=Vließes Held! Ein Fürſt! Ein König!
Der Argonauten Führer, Jaſon ich!
Landmann.
Biſt du der Jaſon? ſo heb' dich von hinnen!
Beflecke nicht mein Haus, da du's betrittſt.
Haſt meines Königs Tochter du getödtet,
Nicht ford're Schutz vor ſeines Volkes Thür.
(Er geht hinein, die Thüre ſchließend).
Jaſon.
Er geht und läßt mich liegen hier am Weg;
Im Staub, getreten von des Wand'rers Füßen!
Dich ruf' ich, Tod, führ' mich zu meinen Kindern!
(Er ſinkt nieder).
(Medea tritt hinter einem Felſenſtück hervor, und ſteht mit einemmahl vor ihm, das Vließ wie einen Mantel um ihre Schultern tragend).
Medea.
Jaſon!
Jaſon,
(halb emporgerichtet.)
Wer ruft? — Ha, ſeh' ich recht? Biſt du's?
Enſetzliche! Du trittſt noch vor mich hin?
Mein Schwert! Mein Schwert!
(Er will aufſpringen, ſinkt aber wieder zurück).
O weh mir! Meine Glieder
Verſagen mir den Dienſt! — Gebrochen! — Hin!
Medea.
Laß ab! Du triffſt mich nicht! Ich bin ein Opfer
Für eines Andern Hand, als für die deine.
Jaſon.
Wo haſt du meine Kinder?
Medea.
Meine ſind's!
Jaſon.
Wo haſt du ſie?
Medea.
Sie ſind an einem Ort,
Wo ihnen beſſer iſt, als mir und dir.
Jaſon.
Todt ſind ſie, todt!
Medea.
Dir ſcheint der Tod das Schlimmſte;
Ich kenn' ein noch viel Aerg'res: elend ſeyn.
Hätt'ſt du das Leben höher nicht geachtet,
Als es zu achten iſt, uns wär' nun anders.
Drum tragen wir! Den Kindern iſt's erſpart!
Jaſon.
Das ſagſt du und ſtehſt ruhig?
Medea.
Ruhig? Ruhig!
Wär' dir mein Buſen nicht auch jetzt verſchloſſen,
Wie er dir's immer war, du ſähſt den Schmerz,
Der endlos wallend wie ein brandend Meer,
Die einzeln Trümmer meines Leids verſchlingt,
Und ſie, verhüllt in Greuel der Verwüſtung,
Mit ſich wälzt in das Unermeßliche.
Nicht traur' ich, daß die Kinder nicht mehr ſind,
Ich traure, daß ſie waren, und daß wir ſind.
Jaſon.
O weh mir, weh!
Medea.
Du trage, was dich trifft,
Denn wahrlich, unverdient trifft es dich nicht!
Wie du vor mir liegſt auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einſt vor dir,

Und bat um Schonung; doch du ſchonteſt nicht!
Mit blindem Frevel griff'ſt du nach den Loſen,
Ob ich dir zurief gleich: du greifſt den Tod!
So habe denn, was trotzend du gewollt:
Den Tod. Ich aber ſcheide jetzt von dir
Auf immerdar. Es iſt das letztemahl,
In alle Ewigkeit das letztemahl,
Daß ich zu dir nun rede, mein Gemahl.
Leb wohl! Nach all den Freuden früh'rer Tage,
In all' die Schmerzen, die uns jetzt umnachten,
Zu all' dem Jammer, der noch künftig droht,
Sag' ich dir Lebewohl, mein Gatte.
Ein kummervolles Leben bricht dir an,
Doch was auch kommen mag: Halt aus,
Und ſey im Tragen ſtärker, als im Handeln!
Willſt du im Schmerz vergeh'n, ſo denk' an mich,
Und tröſte dich an meinem größern Jammer,
Die ich gethan, wo du nur unterlaſſen.
Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchſtoß wäre Labſal, doch nicht ſo!
Medea ſoll nicht durch Medeen ſterben.
Mein früh'res Leben, eines beſſern Richters
Macht es mich würdig, als Medea iſt.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar,
Von wo das Vließ einſt Phryxus weggenommen,
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das ſelbſt die Flamme nicht verletzt,
Und das hervorging, ganz und unverſehrt,
Aus der Korintherfürſtinn blut'gem Brande.
Dort ſtell' ich mich den Prieſtern dar, ſie fragend:
Ob ſie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob ſie mich ſenden in die ferne Wüſte,
In längerm Leben findend läng're Qual.
Erkennſt das Zeichen du, um das du rangſt?
Das dir ein Ruhm war, und ein Glück dir ſchien?
Was iſt der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was iſt der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum iſt aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich ſcheide nun, leb' wohl, mein Gatte!
Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück ſcheiden wir. Leb wohl!

Jaſon.

Verwaiſt! Allein! O meine Kinder!

Medea.

Trage!

Jaſon.

Verloren!

Medea.

Dulde!

Jaſon.

Könnt' ich ſterben!

Medea.

Büße!

Ich geh', und niemahls ſieht dein Aug' mich wieder!
(Indem ſie ſich zum Fortgehen wendet, fällt der Vorhang).

Friedrich Melchior, Freiherr von Grimm

ward den 26. September zu Regensburg geboren und von ſeinen, obwohl armen Eltern, ſorgfältig erzogen und gebildet. Nach beendigten Studien begleitete er den jungen Grafen von Schönburg als Führer nach Leipzig und Paris, und kam hier als Vorleſer des Herzogs von Gotha mit den damals geiſtig und bürgerlich ausgezeichnetſten Perſonen Frankreichs in genaue Verbindung. Später erlangte er dadurch das Secretariat bei dem Herzog von Orleans (Egalité), wurde 1776 zum Baron ernannt und bevollmächtigter Miniſter des Herzogs von Gotha am franzöſiſchen Hofe. Dieſe Stellen gab er jedoch nach Ausbruch der Revolution auf, ging nach Gotha zurück und wurde 1795 ruſſiſcher Miniſterreſident in Hamburg. Der Verluſt eines Auges nöthigte ihn, auch dieſer Stelle zu entſagen, worauf er als kaiſerlich ruſſiſcher Staatsrath und Ritter des Wladimirordens bis zu ſeinem am 19. December 1807 erfolgten Tode in Gotha den Wiſſenſchaften lebte.

Außer ſeinem deutſchen vielfach verſpotteten und getadelten Trauerſpiele „Baniſe" (ſiehe Gottſched's Schaubühne), ſchrieb er in franzöſiſcher Sprache:

Le prophète de Boehmischbroda. Paris 1753, exiſtirte bereits 1752 in den franzöſiſchen feinen Cirkeln.
Lettre sur la musique française. Ebendaſ. 1752.
Deux lettres sur la littérature Allemande. Paris 1753.
Correspondance littéraire, philosophique et critique. Paris 1812. 16 Bde. Supplementband von Alexander Barbier. Paris 1814. Neue vollſtändige Ausgabe Paris 1829 ff., 15 Bde. Deutſch im Auszuge, Brandenburg 1820 — 1823, 2 Bde.

Grimm's Schriften und Leben übten zu ſeiner Zeit nur einigen Einfluß auf das franzöſiſche Volk und deſſen Literatur; für Deutſchland iſt er im Allgemeinen völlig wirkungslos geblieben, weshalb wir uns auch, bei Anführung deſſelben, welche, um der Vollſtändigkeit willen, Statt fand, auf das ſo eben Mitgetheilte beſchränken müſſen.

Albert Ludwig Grimm.

Von dem Leben dieſes intereſſanten Jugendſchriftſtellers weiß man nur, daß er 1786 zu Schluchtern bei Heilbronn geboren und nach vollendeten Studien zu Weinheim im Badiſchen als Rektor an der daſigen Stadtſchule angeſtellt wurde, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Reiſe in die Gegend von Goldau und Lawerz. (Heidelberg) 1807. 8.
David's Erhöhung, Schauſpiel. Karlsruhe 1811. gr. 8.
Kindermährchen. 2. Ausgabe Heidelberg 1817 in 12. Mit Kupfern.
Lina's Mährchenbuch. Ebendaſ. 1816.
Fabelbibliothek für die Jugend. Frankfurt 1816. 2 Thle.
Geſchichten aus der heiligen Schrift. Heidelberg 1817. 2 Thle.
Mährchenbibliothek für Kinder. Frankfurt 1819 — 1826. 7 Bde. in 8. mit Kupfern.
Chriſtblumen, Weihnachtsgabe. Ebendaſ. 1824. 2 Thle.
Vorzeit und Gegenwart an der Bergſtraße, dem Neckar und im Odenwald. Darmſtadt 1828. 2. Ausg.

G's Jugendſchriften ſind vortrefflich und dem Beſten anzureihen, was die deutſche Literatur in dieſer Gattung aufzuweiſen hat, indem ſie Gemüthlichkeit und Wärme mit einer lebhaften, anſchaulichen und faßlichen Darſtellung verbinden und, bei ſtets intereſſantem Inhalte, nie ihren Zweck verfehlen, die Aufmerkſamkeit der kleinen Leſer zu feſſeln und bis zum Schluſſe in Spannung zu erhalten. — Dieſelbe Gemüthlichkeit offenbart ſich auch in den anderen Schriften des geiſtvollen Verfaſſers.

Jacob Ludwig Karl Grimm

ward den 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, auf dem Lyceum zu Kaſſel für die Univerſität vorbereitet und ſtudirte von 1802—1805 die Rechte zu Marburg. Nach erlangter Doctorwürde des Rechts und ſpäter der Philoſophie und einem kurzen Aufenthalte bei ſeinem Lehrer Savigny in Paris wurde er in Kaſſel bei dem Kriegskollegium und 1808 als Privatbibliothekar des Königs von Weſtphalen und Staatsrathsauditor daſelbſt angeſtellt. 1814 kam er als Sekretär des heſſiſchen Geſandten mit dem verbündeten Heere wieder nach Paris, ging dann zum Congreß nach Wien und beſorgte 1815 einige Privataufträge ſeines Fürſten und des Königs von Preußen in Paris. 1816 wurde er zweiter Bibliothekar in Kaſſel und folgte 1830 einem Rufe nach Göttingen als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Bibliothekar, wo er mit ſeinem Bruder vorzüglich für die tiefere Kenntniß der Literatur des Mittelalters und der Volksdichtung thätig wirkt.

Er gab heraus in deutſcher Sprache:

Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang. Göttingen 1811. gr. 8.
Lieder der Edda. Berlin 1815. 1. Thl.
Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Ebendaſ. 1815.
Irmenſäule und Irmenſtraße. Kaſſel 1816.
Deutſche Grammatik. Göttingen 1819. (2. Ausgabe 1822). 1826. 1831. 3 Thle. gr. 8.
Zur Recenſion der deutſchen Grammatik. Kaſſel 1826. gr. 8.
Deutſche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. 2 Thle.

In fremden Sprachen:

Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theodisca. Programm. Göttingen 1830. gr. 4.
Silva de romances viejos españoles. Wien 1831. in 16.

Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder, Wilhelm Karl G.,:

Die beiden älteſten deutſchen Gedichte. Kaſſel 1812.
Kinder- und Hausmährchen. Berlin 1812—1814. 2 Bde. Neue Ausgabe. Ebendaſ. 1819—1822. 3 Bdchn. Daſſelbe, kleine Ausgabe. Ebendaſ. 1825. 2. verbeſſerte Aufl. 1833. in 16.
Altdeutſche Wälder. Frankfurt 1813—1816, 3 Bde. in gr. 8.
Deutſche Sagen. Berlin 1817—1818. 2 Bde. gr. 8.

G. hat ſich namentlich durch ſeine grammatiſchen und hiſtoriſchen Forſchungen, in denen die tiefſte und gründlichſte Gelehrſamkeit und Beleſenheit von dem ausgezeichnetſten Scharfſinn und dem unermüdlichſten Fleiße unterſtützt wird, unſterbliche Verdienſte um die genauere Kenntniß deutſcher Sprache und deutſchen Lebens, namentlich im Mittelalter, erworben, indem er der Erſte war, welcher auf hiſtoriſchem Wege den Grundbau und die Durchbildung des germaniſchen Sprachgebietes entwickelte, ſo wie durch ſeine übrigen Unterſuchungen die Sitten und Verhältniſſe unſerer Vorfahren in klarer Beleuchtung hinſtellte und vorzüglich für die beſſere Entwickelung der Anſichten über das deutſche Recht wirkte. — Ueber die hohe Stellung, welche er in dieſem Gebiete der Literatur einnimmt, iſt daher in unſerem Vaterlande auch nur eine Stimme vorherrſchend, welche ſich mit der lebhafteſten und dankbarſten Anerkennung vernehmen läßt. — Mit welchem Geiſte er ferner die unſerem Volke einwohnende urſprüngliche Poeſie aufzufaſſen und wieder zu geben wiſſe, das beweiſen die mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich herausgegebenen deutſchen Sagen und Mährchen, aus welchen wir hier Mehreres mittheilen.

Kinder- und Hausmährchen.*)

Der Froſchkönig oder der eiſerne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und ſetzte ſich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebſtes Spielwerk, die warf ſie in die Höhe und fing ſie wieder in der Luft und hatte ihre Luſt daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, ſie hatte die Hand ſchon ausgeſtreckt und die Finger gekrümmt, um ſie wieder zu fangen, da ſchlug ſie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradezu in das Waſſer hinein.

Die Königstochter blickte ihr erſchrocken nach, der Brunnen war aber ſo tief, daß kein Grund zu ſehen war. Da fing ſie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: „ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, meine Edelgeſteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär'.“ Wie ſie ſo klagte, ſtreckte ein Froſch ſeinen Kopf aus dem Waſſer und ſprach: „Königstochter, was jammerſt du ſo erbärmlich?“ — „Ach,“ ſagte ſie, „du garſtiger Froſch, was kannſt du mir helfen! meine goldne Kugel iſt mir in den Brunnen gefallen.“ — Der Froſch ſprach: „deine Perlen, deine Edelgeſteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Geſellen annehmen willſt, und ich ſoll neben dir ſitzen und von deinem goldnen Tellerlein eſſen und in deinem Bettlein ſchlafen und du willſt mich werth und lieb haben, ſo will ich dir deine Kugel wiederbringen.“ Die Königstochter dachte, was ſchwätzt der einfältige Froſch wohl, der muß doch in ſeinem Waſſer bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja ſagen; und ſagte: „ja meinetwegen, ſchaff mir nur erſt die goldne Kugel wieder, es ſoll dir alles verſprochen ſeyn.“ Der Froſch ſteckte ſeinen Kopf unter das Waſſer und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, ſo kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf ſie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief ſie geſchwind darauf zu, hob ſie auf und war ſo froh, ſie wieder in ihrer Hand zu halten, daß ſie an nichts weiter gedachte, ſondern damit nach Haus eilte. Der Froſch rief ihr nach: „warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du verſprochen haſt!“ aber ſie hörte nicht darauf.

Am andern Tage ſaß die Königstochter an der Tafel, da hörte ſie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitſch, platſch! plitſch, platſch! bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: „Königstochter, jüngſte, mach mir auf!“ Sie lief hin und machte die Thüre auf, da war es der Froſch, an den ſie nicht mehr gedacht hatte; ganz erſchrocken warf ſie die Thüre haſtig zu und ſetzte ſich wieder an die Tafel. Der König aber ſah, daß ihr das Herz klopfte, und ſagte: „warum fürchteſt du dich?“ — „Da draußen iſt ein garſtiger Froſch,“ ſagte ſie, „der hat mir meine goldene Kugel aus dem Waſſer geholt, ich verſprach ihm dafür, er ſollte mein Geſelle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus ſeinem Waſſer heraus könnte, nun iſt er draußen vor der Thür und will herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngſte,
mach mir auf,
weißt du nicht was geſtern
du zu mir geſagt
bei dem kühlen Brunnenwaſſer?
Königstochter, jüngſte,
mach mir auf!“

Der König ſagte: „was du verſprochen haſt, mußt du halten, geh und mach dem Froſch die Thüre auf. Sie gehorchte und der Froſch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis zu ihrem Stuhl, und als ſie ſich wieder geſetzt hatte, da rief er: „heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich.“ Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Froſch oben war, ſprach er: „nun ſchieb dein goldenes Tellerlein näher, ich will mit dir davon eſſen.“ Das mußte ſie auch thun. Wie er ſich ſatt gegeſſen hatte, ſagte er: „nun bin ich müd' und will ſchlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen.“ Die Königstochter erſchrack, wie ſie das hörte, ſie fürchtete ſich vor dem kalten Froſch, ſie getraute ſich nicht ihn anzurühren und nun ſollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, ſie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei ſeiner Ungnade, zu thun, was ſie verſprochen habe. Es half nichts, ſie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber ſie war bitterböſe in ihrem Herzen. Sie packte den Froſch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte ſich ins Bett und ſtatt ihn neben ſich zu legen, warf ſie ihn bratſch! an die Wand; „da, nun wirſt du mich in Ruh laſſen, du garſtiger Froſch!“

---

*) Aus: Jacob Ludwig Karl Grimm's „Haus- und Kindermährchen. Berlin 1812.

Aber der Froſch fiel nicht todt herunter, ſondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein ſchöner junger Prinz. Der war nun ihr lieber Geſelle, und ſie hielt ihn werth wie ſie verſprochen hatte, und ſie ſchliefen vergnügt zuſammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen, mit acht Pferden beſpannt, mit Federn geputzt und goldſchimmernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte ſich ſo betrübt über die Verwandlung deſſelben, daß er drei eiſerne Bande um ſein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerſpringe. Der Prinz ſetzte ſich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber ſtand hinten auf, ſo wollten ſie in ſein Reich fahren. Und wie ſie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Prinz hinter ſich ein lautes Krachen, da drehte er ſich um und rief;

„Heinrich, der Wagen bricht!“ —
„Nein Herr, der Wagen nicht,
es iſt ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen ſaßt,
als ihr eine Fretſche (Froſch) waſ't.“ (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen, und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich abſprangen, weil ſein Herr erlöſt und glücklich war.

Katz und Maus in Geſellſchaft.

Eine Katze und eine Maus wollten zuſammen leben und Wirthſchaft zuſammen haben; ſie ſorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil ſie keinen beſſern und ſicherern Ort wußten, ſtellten ſie es unter den Altar in der Kirche, da ſollt' es ſtehen, bis ſie ſein bedürftig wären. Einſtmals aber trug die Katze Gelüſten darnach, und ging zur Maus: „hör' Mäuschen, ich bin von meiner Baſe zu Gevatter gebeten, ſie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das ſoll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus.“ — „Ja, ja,“ ſagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes iſſeſt, denk an mich, von dem ſüßen rothen Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen.“ Die Katze aber ging geradeswegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, ſpazierte darnach um die Stadt herum und kam erſt am Abend nach Haus. „Du wirſt dich recht erluſtirt haben, ſagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen?“ — „Hautab, antwortete die Katze.“ — „Hautab? das iſt ein ſeltſamer Name, den hab' ich noch nicht gehört.“

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüſten, ging zur Maus und ſprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abſchlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthſchaft treiben.“ Die Maus ſagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als ſie heim kam, fragte die Maus: „wie iſt denn dieſer Pathe getauft worden?“ — „Halbaus“ — „Halbaus? was du ſagſt! den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der ſteht gewiß nicht im Calender.“.

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergeſſen: „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind iſt ſchwarz und hat bloß weiße Pfoten, ſonſt kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft ſich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?“ — „Hautab, Halbaus, ſagte die Maus, es ſind ſo kurioſe Namen, die machen mich ſo nachdenkſam, doch geh nur hin.“ Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam ſatt und dick erſt in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?“ — „Ganzaus“ — Ganzaus! ei! ei! Das iſt der allerbedenklichſte Namen, ſagte die Maus; Ganzaus? was ſoll der bedeuten? gedruckt iſt er mir noch nicht vorgekommen!“ damit ſchüttelte ſie den Kopf und legte ſich ſchlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, ſagte die Maus zur Katze: „komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar verſteckt haben.“ Wie ſie aber hinkamen, war alles leer. — „Ach! ſagte die Maus, nun kommts an den Tag, du haſt Alles gefreſſen, wie du zu Gevatter ausgegangen biſt, erſt Haut ab, dann Halb aus, dann“ — „Schweig ſtill, ſagte die Katze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort ſprichſt“ — „Ganz aus“ hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum geſprochen, ſo ſprang die Katz' auf ſie zu und ſchluckte ſie hinunter.

Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit ſeiner Frau und ſeinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber ſo arm, daß ſie nicht mehr das tägliche Brod hatten und nicht wußten, was ſie ihm ſollten zu eſſen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an ſeine Arbeit, und wie er da Holz hackte, ſtand auf einmal eine ſchöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und ſprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Chriſtkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, ſeine Mutter ſeyn und für es ſorgen.“ Der Holzhacker gehorchte und holte ſein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit ſich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrod und trank ſüße Milch, und ſeine Kleider waren von Gold und die Englein ſpielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reiſe machen; eh ſie aber weg ging, rief ſie das Mädchen und ſagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüſſel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfſt du aufſchließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieſer kleine Schlüſſel öffnet.“ Das Mädchen verſprach ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und ſah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder ſaß ein Apoſtel und war ſo viel Glanz umher, daß es ſein Lebtag ſolche Pracht und Herrlichkeit nicht geſehen. Als es die zwölf Thüren aufgeſchloſſen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerſtand es ſeiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thüre aufging, ſah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit ſitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber ſchlug es geſchwind die Thüre zu und lief fort; ſein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reiſe zurück und forderte die Himmelsſchlüſſel von dem Mädchen, und wie es ſie reichte, ſah ſie es an und ſagte: „haſt du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte ſie ihre Hand auf ſein Herz, das klopfte und klopfte, da ſah ſie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeſchloſſen hatte: „haſt du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ ſagte das Mädchen noch einmal. Da ſah ſie den goldenen Finger, womit es das himmliſche Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es ſchuldig war und ſprach: „du haſt mir nicht gehorcht und haſt gelogen, du biſt nicht mehr würdig im Himmel zu ſeyn.“

Da verſank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüſchen umzäunt, ſo daß es ganz eingeſchloſſen war, der Mund war ihm auch verſchloſſen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin ſaß es bei Regen und Gewitter, und ſchlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren ſeine Nahrung, die ſuchte es ſich, ſo weit es kommen konnte. Im Herbſt ſammelte es Wurzeln und Blätter und trug ſie in die Höhle, und wenn es dann ſchneite und fror, ſaß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da ſaß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm ſchien, ging es heraus, ſetzte ſich vor den Baum, und ſeine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es ſo im Frühjahr vor dem Baume ſaß, drängte ſich jemand mit Gewalt durch das Gebüſch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und ſich verirrt hatte. Er war erſtaunt, daß in der Einöde ein ſo ſchönes Mädchen allein ſaß, und fragte es: ob es mit auf ſein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, ſondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf ſein Pferd und führte es mit ſich heim und bald gewann er es ſo lieb, daß er es zu ſeiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen ſchönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erſchien ihr die Jungfrau Maria und ſprach: „ſag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür aufgeſchloſſen haſt, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannſt, biſt du aber hartnäckig und willſt es nicht geſtehen, ſo nehm' ich dein Kind mit." Die Königin aber blieb dabei, ſie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verſchwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die ſtumme Königin ſey eine Menſchenfreſſerin und habe ihr eigen Kind gegeſſen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor ſie und bat ſie, nun die Wahrheit zu ſagen, ſonſt verliere ſie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, ſie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit ſich fort. Am Morgen, als es fehlte, ſagten des Königs Räthe laut, die Königin ſey eine Menſchenfreſſerin und drangen darauf, daß ſie für ihre gottloſe Thaten gerichtet werde; der König aber hieß ſie ſtillſchweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin ſo lieb hatte. Im dritten Jahre brachte ſie eine Prinzeſſin zur Welt, da erſchien die Jungfrau Maria wieder, nahm ſie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei älteſten Kinder, die mit der Weltkugel ſpielten. Darauf bat ſie noch einmal, ſie mögte ihren Fehler geſtehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Ausſage. Da verließ ſie die Jungfrau Maria, und nahm das jüngſte Kind auch mit ſich.

Der König konnte nun ſeine Räthe nicht länger zurückhalten, ſie behaupteten, die Königin ſey eine Menſchenfreſſerin, das ſey gewiß, und weil ſie ſtumm war, konnte ſie ſich nicht vertheidigen, da ward ſie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu ſterben. Wie ſie nun darauf ſtand, angebunden war, und das Feuer rings ſchon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und ſie gedachte bei ſich: „ach, wenn ich auch ſterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch geſtehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeſchloſſen habe, wie hab' ich ſo böſ' gethan, das zu leugnen!" Und wie ſie das gedachte, in dem Augenblick, da that ſich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden älteſten Kinder, auf ihrem Arm das jüngſte; das Feuer aber löſchte ſich von ſelbſt aus, und ſie trat zur Königin und ſprach: „da du die Wahrheit haſt ſagen wollen, iſt dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß ſie von nun an ſprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

Gut Kegel- und Kartenſpiel.

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die ſchönſte Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „wer drei Nächte in meinem alten Schloß wacht, ſoll die Prinzeſſin zur Gemahlin haben." Nun war ein junger Burſch, arm von Haus aus, der gedacht': ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was iſt da lang zu beſinnen! Alſo ſtellt' er ſich vor den König und bot ſich an, drei Nächte in dem Schloß zu wachen. „Du darfſt Dir noch etwas ausbitten, das Du mitnimmſt in das Schloß, aber von lebloſen Dingen," ſagte der König. — „So bitt' ich mir eine Schnitzbank mit dem Schnitzmeſſer aus, eine Drehbank und ein Feuer."

Das wird ihm alles in das alte Schloß getragen: darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er ſelbſt hinein. Anfangs iſt alles ſtill darin, er macht ſich ſein Feuer an, ſtellt die Schnitzbank mit dem Meſſer daneben nnd ſetzt ſich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Gerümpel an, erſt ſachte, dann ſtärker, bif! baf! hehe! holla ho! immer ärger, dann iſts ein klein biſchen ſtill, endlich kommt ein Bein den Schornſtein herunter und ſtellt ſich gerade vor ihn hin. „Heda, ruft der Burſch, noch mehr, eins iſt zu wenig!" Da geht der Lärm von friſchem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und ſo fort, bis es neun ſind. „Nun iſts genug und die ſind gut zum Kegelſpiel, aber die Kugeln fehlen noch, friſch!" Da tobts entſetzlich und fallen zwei Köpfe herunter. Die ſetzt er in die Drehbank und dreht ſie rund: „daß ihr gut ſchüppelt!" dann macht er die Beine gleich und ſtellt ſie wie die Kegel auf: „Heida! nun gehts luſtig!"

Da kamen zwei große ſchwarze Katzen, gingen ums Feuer herum und ſchrien: „au! miau! was uns friert! was uns friert!" — „Ihr Narren, was ſchreit Ihr, ſetzt euch ans Feuer und wärmt euch." Wie die Katzen ſich gewärmt hatten, ſagten ſie: „Cammrad! wir wollen eins in der Karte ſpielen." „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her, Ihr habt ſo lange Nägel, die will ich Euch erſt abſchneiden." Damit packte er ſie am Kragen und hob ſie auf die Schnitzbank da ſchraubte er ſie feſt und ſchmiß ſie todt. Dann trug er ſie hinaus und warf ſie in einen kleinen Teich, dem Schloß gegenüber. Wie er die zur Ruh gebracht, und ſich wieder zum Feuer ſetzen wollte und ſich wärmen, da kamen viele ſchwarze Katzen und Hunde, bald aus allen Ecken und immer mehr und mehr, daß er ſich nicht mehr bergen konnte, die ſchrien, traten ihm auf ſein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da faßte er ſein Schnitzmeſſer: „fort ihr Geſindel!" und hieb ein. Ein großer Theil lief weg, die andern ſchmiß er todt und trug ſie auch hinaus in den Teich. Dann blies er ſich das Feuer wieder an aus einem Funken und wärmte ſich.

Als er ſich gewärmt hatte, ward er müd' und legte ſich in ein großes Bett, das in der Ecke ſtand. Und als er eben einſchlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Das geht gut ſo, nur beſſer zu!" ſagte er. Da fuhr das Bett, als zögens ſechs Pferde, über Schwellen und Treppen: hopp! hopp! warf es um, das unterſt zu oberſt und er drunter. Da ſchleudert' er Decken und Kiſſen in die Höh' und ſtieg heraus; „mag fahren, wer Luſt hat!" legte ſich zum Feuer und ſchlief bis es Tag war.

Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burſchen da liegen und ſchlafen ſah, meint' er, der wäre auch todt, und ſagte, es ſey ſchade um ihn. Da erwachte der Burſch von den Worten, und wie er den König ſah, ſtand er auf; der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wär' herum, die zwei werden auch noch herum gehn." Die andern Nächte gings ebenſo, aber er wußte ſchon, wie es anzugreifen war, und am vierten Tag ward ihm die ſchöne Königstochter gegeben.

Der Wolf und die ſieben jungen Geislein.

Eine Geis hatte ſieben Junge, die ſie gar lieb hatte und ſorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als ſie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief ſie alle zuſammen und ſagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, gebt auch Acht, denn er verſtellt ſich oft, aber an ſeiner rauhen Stimme und an ſeinen ſchwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; hütet euch, wenn er erſt einmal im Haus iſt, ſo frißt er euch alle miteinander." Darauf ging ſie fort, bald aber kam der Wolf vor die Hausthüre und rief: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch ſchöne Sachen mitgebracht." Die ſieben Geiſerchen aber ſprachen: „unſere Mutter biſt du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber iſt rauh, du biſt der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Krämer und kaufte ſich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte ſeine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der ſieben Geislein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch ſoll etwas haben." Er hatte aber ſeine Pfote in das Fenſter gelegt, das ſahen die ſieben Geiſerchen und ſprachen: „unſere Mutter biſt du nicht, die hat keinen ſchwarzen Fuß, wie du; du biſt der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und ſprach: „Bäcker, beſtreich mir meine Pfote mit friſchem Teig," und als das gethan war, ging er zum Müller und ſprach: „Müller, ſtreu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller ſagte nein. — „Wenn du es nicht thuſt, ſo freß ich dich." Da mußte es der Müller thun.

Darauf ging der Wolf wieder vor der ſieben Geiſerchen Hausthüre und ſagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch ſoll etwas geſchenkt kriegen." Die ſieben Geiſerchen wollten erſt die Pfote ſehen, und wie ſie ſahen, daß ſie ſchneeweiß war und den Wolf ſo fein ſprechen hörten, glaubten ſie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf und der Wolf kam herein. Wie ſie ihn aber erkannten, verſteckten ſie ſich geſchwind, ſo gut es ging, das eine unter den Tiſch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das ſechſte unter eine große Schüſſel, das ſiebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand ſie alle und verſchluckte ſie, außer das jüngſte in der Wanduhr, das blieb am Leben.

Wie der Wolf ſeine Luſt gebüßt, ging er fort; bald darauf kam die alte Geis nach Haus. Was für ein Jammer! der Wolf war da geweſen und hatte ihre lieben Kinder gefreſſen. Sie glaubte ſie wären alle todt, da ſprang das jüngſte aus der Wanduhr, und erzählte, wie das Unglück gekommmen war.

Der Wolf aber, weil er ſich vollgefreſſen, war auf eine grüne Wieſe gegangen, hatte ſich in den Sonnenſchein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis dachte daran, ob ſie ihre Kinder nicht noch erretten könnte, ſagte darum zu dem jüngſten Geislein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach.“ Darauf ging ſie hinaus und fand den Wolf ſchnarchend auf der Wieſen liegen: „da liegt der garſtige Wolf,“ ſagte ſie und betrachtete ihn von allen Seiten, nachdem er zum Vieruhrenbrot meine ſechs Kindlein hinunter gefreſſen hat; gieb mir einmal die Scheere her: „Ach! wenn ſie noch lebendig in ſeinem Leibe wären!“ damit ſchnitt ſie ihm den Bauch auf, und die ſechs Geiſerchen, die er in der Gier ganz verſchluckt hatte, ſprangen unverſehrt heraus. Sie hieß ſie gleich hingehen und große und ſchwere Wackerſteine herbeitragen, damit füllten ſie dem Wolf den Leib, nähten ihn wieder zu, liefen fort und verſteckten ſich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeſchlafen hatte, ſo fühlt' er es ſo ſchwer im Leib und ſprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was iſt das? ich hab nur ſechs Geiſerchen gegeſſen.“ Er dacht, er wollt einen friſchen Trunk thun, das mögt' ihm helfen und ſuchte einen Brunnen, aber wie er ſich darüber bückte, konnte er vor der Schwere der Steine ſich nicht mehr halten, und ſtürzte ins Waſſer. Wie das die ſieben Geiſerchen ſahen, kamen ſie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

Von der Nachtigall und der Blindſchleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindſchleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zuſammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da ſprach ſie zur Blindſchleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern ſo mit einem Aug' hingehen, ſey doch ſo gut und leih mir deins dazu, ich bring dirs Morgen wieder.“ Und die Blindſchleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr ſo wohl, daß ſie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten ſehen konnte, daß ſie der armen Blindſchleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da ſchwur die Blindſchleiche, ſie wollte ſich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, ſagte die Nachtigall, und ſuch einmal:

ich bau mein Neſt auf jene Linden,
ſo hoch, ſo hoch, ſo hoch, ſo hoch,
da magſt du's nimmermehr finden!

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindſchleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Buſch eine Blindſchleiche, und ſie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder ſie auszuſaufen.

Von dem geſtohlenen Heller.

Es ſaß ein Vater mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, und einem guten Freund, der ihn beſuchte, Mittags am Tiſch. Wie ſie ſo ſaßen und es zwölf Uhr ſchlug, da ſah der Fremde die Thüre aufgehen, und es kam ein ſchneeweiß gekleidetes blaſſes Kindlein herein: es blickte ſich nicht um, ſprach auch nichts, ſondern ging ſtill in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben ſo ſtill wieder fort. Am zweiten und dritten Tag kam daſſelbige Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das ſchöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wiſſe nichts davon, er hab' es auch noch nicht geſehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr ſchlug und es wieder hereintrat, ſo zeigte es der Fremde dem Vater, der ſah aber nichts, und die Mutter und die Kinder alle ſahen auch nichts. Der Fremde ſtand auf, ging zu der Thüre, öffnete ſie ein wenig und guckte hinein. Da ſah er das blaſſe Kindlein auf der Erde ſitzen und emſig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verſchwand es. Darauf erzählte er, was er geſehen, und beſchrieb das Kindlein genau, da erkannte es die Mutter und ſagte: „ach! das iſt mein liebes Kind, das vor vier Wochen geſtorben iſt.“ Da brachen ſie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Manne geben ſollen, es hatte aber gedacht, dafür kannſt du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen verſteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruh und mußte alle Mittage kommen und die Heller ſuchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher iſt das Kindlein nicht wieder geſehen worden.

Die Hand mit dem Meſſer.

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgeſetzt, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrem Haidegrund, den ſie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und ſtumpfes Geräth, womit es die ſauere Arbeit verrichten ſollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und ſo oft es nun an dem Hügel vorbei kam, ſo ſtreckte er ſeine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein ſehr ſcharfes Meſſer, das von ſonderlicher Kraft war und alles durchſchnitt. Mit dieſem Meſſer ſchnitt ſie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn ſie am Felſen vorbei kam, klopfte ſie zweimal dran, ſo reichte die Hand heraus und nahm das Meſſer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geſchwind und leicht ſie immer den Torf heimbrachte, erzählte ſie den Brüdern, es müßte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, ſonſt wäre es nicht möglich. Da ſchlichen ihr die Brüder nach und ſahen, wie ſie das Zaubermeſſer bekam, holten ſie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten ſie zurück, ſchlugen an den Felſen, als ſie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausſtreckte, ſchnitten ſie ſie ihm ab mit ſeinem ſelbeigenen Meſſer. Der blutende Arm zog ſich zurück, und weil der Elf glaubte ſeine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, ſo wurde er ſeitdem nimmermehr geſehen.

Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben, und ſagte zur Königin: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringſt, ein Mädchen iſt, ſo laß ich die zwölf andern tödten, iſts aber auch ein Bube, dann ſollen ſie alle miteinander leben bleiben.“ — Die Königin gedachte es ihm auszureden. Der König wollte aber nichts weiter hören: „wenns ſo iſt, wie ich geſagt habe, ſo müſſen ſie ſterben, lieber hau' ich ihnen ſelber den Kopf ab, als daß ein Mädchen darunter wäre.“

Da war die Königin traurig, denn ſie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wußte nicht, wie ſie zu retten waren. Endlich ging ſie zu dem jüngſten, den ſie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beſchloſſen, und ſagte: „allerliebſtes Kind, geh du mit deinen eilf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibt und kommt nicht nach Haus, einer von euch aber halte immer Wacht auf einem Baum und ſehe nach dem Thurm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich obenauf eine weiße Fahne ſtecken, iſts aber ein Töchterchen eine rothe, und wenn ihr das ſeht, dann rettet euch, flieht in die weite Welt, und der liebe Gott behüt euch. Alle Nacht will ich aufſtehen und für euch beten; wenns kalt iſt im Winter, daß ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor euch brennt, und wenns heiß iſt im Sommer, daß ihr in einem kühlen Walde ruht und ſchlaft.

So geſegnete ſie die Kinder und ſie gingen fort in den Wald. Oft guckten ſie nach dem Thurm, und einer mußte beſtändig auf einer hohen Eiche ſitzen und Acht haben. Bald auch wurde eine Fahne aufgeſteckt, es war aber nicht die weiße, ſondern die rothe Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben ſie erblickten, wurden ſie alle zornig und riefen: „ſollen wir eines Mädchens willen das Leben verlieren!“ da ſchwuren ſie zuſammen, mitten im Wald zu bleiben, und aufzupaſſen; wenn ſich ein Mädchen ſehen ließ, wollten ſie es ohne Gnade tödten

Darauf ſuckten ſie eine Höhle, wo der Wald am dunkelſten war, wo ſie wohnten. Alle Morgen zogen eilf hinaus auf die Jagd, einer mußte aber zu Haus bleiben, kochen, und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den eilfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren; das dauerte viele Jahre.

Das Schweſterchen zu Haus aber ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäſche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. „Für wen ſind denn dieſe Hemder, fragte die Prinzeſſin, meinem Vater ſind ſie doch viel zu klein,“ da erzählte ihr die Wäſcherin, daß ſie zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen. kein Menſch wiſſe wohin, weil ſie der König habe wollen tödten laſſen, und dieſen zwölf Brüdern gehörten dieſe zwölf Hemder. Das Schweſterchen verwunderte ſich, daß ihm niemals von ſeinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen und wie es Nachmittags auf der Wieſe ſaß und die Wäſche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäſcherin wieder ein, und es ward nachdenkſam, und endlich ſtieg es auf, nahm die zwölf Hemder und ging in den Wald hinein, wo ſeine Brüder lebten.

Das Schweſterchen kam gerade zu der Höhle, wo ſie ihre Wohnung hatten. Die eilf waren auf der Jagd und nur ein einziger daheim, der kochen mußte. Wie der das Mädchen erblickte, faßte er es gleich, und holte ſein Schwert: „knie nieder, dein rothes Blut muß den Augenblick fließen.“ Das Mädchen aber bat ihn: „lieber Herr, laßt mich leben, ich will kochen und den Haushalt führen.“ Es war gerade der jüngſte Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens und er ſchenkte ihr das Leben. Wie die eilfe nach Haus kamen und ſich verwunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, ſagte er zu ihnen: „liebe Brüder, dies Mädchen iſt in die Höhle gekommen, und wie ich es niederhauen wollte, da bat es ſo ſehr um ſein Leben, es wollt uns treu dienen und den Haushalt führen, daß ichs ihm geſchenkt habe.“ Die andern gedachten, daß ihnen das vortheilhaft wäre und daß ſie nun alle zwölf auf die Jagd ausgehen könnten, und warens zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemdlein und ſagte, es wär' ihre Schweſter; darüber freuten ſie ſich alle, und waren froh, daß ſie es nicht getödtet hatten.

Das Schweſterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, ſammelte es Holz und Kräuter, ſtellte zu am Feuer, deckte die Bettlein hübſch weiß und rein, und that alles unverdroſſen und fleißig. Einmal geſchah es, daß es fertig war mit aller Arbeit, da ging es in den Wald ſpazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf ſchöne hohe, weiße Lilien ſtanden, und weil ſie ihr ſo wohl gefielen, brach ſie alle mit einander ab. Kaum aber war das geſchehen, ſo ſtand eine alte Frau vor ihr: „ach meine Tochter, ſagte ſie, warum haſt du die zwölf Studentenblumen nicht ſtehen laſſen! das ſind deine zwölf Brüder, die ſind nun alle in Raben verwandelt worden und ſind verloren auf ewig.“ Das Schweſterchen fing an zu weinen, „ach! ſagte es, giebts denn kein Mittel ſie zu erlöſen?“ „Nein, es iſt kein Mittel auf der Welt, als ein einziges, das iſt ſo ſchwer, daß du ſie nicht damit befreien wirſt: du mußt zwölf ganzer Jahre ſtumm ſeyn; ſprichſt du nur ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde daran, ſo iſt alles umſonſt und deine Brüder ſind in dem Augenblick todt.“

Das Schweſterchen ſetzte ſich da auf einen hohen Baum im Wald und ſpann und wollte zwölf Jahre ſtumm ſitzen, um ſeine Brüder zu erlöſen. Es geſchah aber, daß der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an dem Baum vorbei kam, ſtand ſein Hund ſtill und bellte. Der König hielt nun, ſah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzeſſin. Er rief ihr zu, ob ſie ſeine Gemahlin werden wollte. Sie ſchwieg aber ſtill und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da ſtieg der König ſelber hinauf und hob ſie herunter, ſetzte ſie vor ſich auf ſein Pferd und brachte ſie heim in ſein Schloß, wo die Hochzeit prächtig gehalten ward. Die Prinzeſſin ſprach aber niemals ein Wort und der König glaubte ſie ſey ſtumm. Doch hätten ſie vergnügt mit einander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs geweſen wäre, die fing an die Königin bei ihrem Sohn zu verläumden: „es iſt ein gemeines Bettelmädchen, das du aus der Fremde mitgebracht haſt, die hinter deinem Rücken die ſchändlichſten Dinge treibt.“ Weil die Königin nun ſich nicht vertheidigen konnte, ließ ſich der König verführen, und glaubte ihr endlich und verurtheilte ſie zum Tod. Da ward ein großes Feuer angemacht im Hof, da ſollte ſie verbrannt werden. Schon ſtand ſie in den Flammen und die ſpielten an ihrem Kleide; da war eben die letzte Minute von den zwölf Jahren verfloſſen, man hörte in der Luft ein Geräuſch, und es kamen zwölf Raben hergeflogen und ließen ſich nieder. Wie ſie die Erde berührten, waren es zwölf ſchöne Prinzen, die riſſen das Feuer von einander und führten ihre Schweſter heraus. Da ſprach ſie ihr erſtes Wort wieder und ſagte dem König alles, wie es zugegangen und ſie die zwölf Brüder habe erlöſen müſſen; und ſie waren alle vergnügt, daß es ſo wohl geworden war.

Was ſollten ſie mit der böſen Stiefmutter anfangen; ſie ward in ein Faß geſteckt von ſiedendem Oehl und von giftigen Schlangen angefüllt, und ſtarb da eines böſen Todes.

Das Lumpengeſindel.

Hähnchen ſprach zum Hühnchen: „die Nüſſe ſind reif, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht ſatt daran eſſen, eh ſie das Eichhorn alle wegholt.“ Ja, antwortete das Hühnchen, „komm da wollen wir uns eine Luſt miteinander machen.“ Sie gingen zuſammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben ſie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob ſie ſich ſo dick gegeſſen oder ob ſie ſo übermüthig geworden waren, ſie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußſchaalen bauen. Als er fertig war, ſetzte ſich Hühnchen hinein und ſagte zum Hähnchen: „du kannſt dich nur immerhin vorſpannen.“ — „Nein, ſagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorſpannen laſſe, ſo haben wir nicht gewettet; Kutſcher will ich wohl ſeyn und auf dem Bock ſitzen, aber ſelbſt ziehen, das thu ich nicht.“

Wie ſie ſich ſo ſtritten, ſchnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, das ſoll euch ſchlecht bekommen,“ ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und ſtieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit ſeinen Sporn ſo gewaltig, daß ſie um Gnade bat und ſich gern zur Strafe vor den Wagen ſpannen ließ. Hähnchen ſetzte ſich auf den Bock und war Kutſcher, und nun ging es fort, im Gallop: Ente lauf zu was du kannſt! Als ſie ein Stück Wegs gefahren waren, begegneten ſie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt und ſagten, es werde gleich ſtichdunkel werden, da könnten ſie keinen Schritt weiter, dabei wär es ſo ſchmutzig auf der Straße, ob ſie nicht ein wenig einſitzen könnten; ſie ſeyen auf der Schneiderherberge vor dem Thore geweſen und hätten ſich beim Bier verſpätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ ſie beide einſteigen, doch mußten ſie verſprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen ſie zu einem Wirthshaus, und weil ſie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten ſie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, ſein Haus ſey ſchon voll, gedachte auch wohl, es mögten keine vornehme Paſſagiere ſeyn; endlich aber, da ſie ſüße Reden führten, er ſolle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, ſo gab er nach. Nun ließen ſie ſich wieder friſch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erſt dämmerte und noch alles ſchlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und ſie verzehrten es zuſammen, die Schalen aber warfen ſie auf den Feuerheerd. Dann gingen ſie zu der Nähnadel, die noch ſchlief, packten ſie beim Kopf und ſteckten ſie in das Seſſelkiſſen des Wirths, die Stecknadel aber in ſein Handtuch, darauf flogen ſie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel ſchlafen wollte und im Hofe geblieben war, hörte ſie fortſchnurren, machte ſich munter und fand einen Bach, auf dem ſie hinunter ſchwamm, und das ging geſchwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach ſtieg der Wirth aus den Federn, wuſch ſich und wollte ſich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er ſich das Geſicht mit der Stecknadel, dann ging er in die Küche und wollte ſich eine Pfeife anſtecken, wie er aber an den Heerd kam, ſprangen ihm die Eierſchalen in die Augen. „Heute Morgen trifft Alles meinen Kopf,“ ſagte er, und ſetzte ſich ärgerlich in ſeinen Großvaterſtuhl — auweh! da ward er noch ſchlimmer getroffen von der Nähnadel und nicht an den Kopf. Da ward er vollends böſ' und hatte Verdacht auf die Gäſte, die ſo ſpät geſtern Abend gekommen waren, und wie er ging und ſich nach ihnen umſah, waren ſie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengeſindel mehr in ſein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

Brüderchen und Schweſterchen.

Brüderchen nahm ſein Schweſterchen an der Hand und ſagte: „ſeit die Mutter todt iſt, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter ſchlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, ſtößt ſie uns mit dem Fuß fort; ſie giebt uns auch nichts zu eſſen, als harte Brotkruſten; dem Hündlein unter dem Tiſch gehts beſſer, dem wirft ſie doch manchmal was Gutes zu; daß Gott erbarm, wenn das unſere Mutter wüßte! Komm laß uns miteinander fortgehen.“ Sie gingen zuſammen fort und kamen in einen großen Wald, da waren ſie ſo traurig und ſo müde, daß ſie ſich in einen hohlen Baum ſetzten und da Hungers ſterben wollten.

Sie ſchliefen zuſammen ein, und wie ſie am Morgen aufwachten, war die Sonne ſchon lange aufgeſtiegen und ſchien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schweſterchen, ſagte das Brüderchen nach einer Zeit, mich dürſtet ſo gewaltig, wenn ich ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich ging hin und tränk einmal, es iſt mir auch, als hörte ich eins rauſchen.“ — „Was hilft das, antwortete das Schweſterchen, warum willſt Du trinken, da wir doch Hungers ſterben wollen.“ Brüderchen aber ſchwieg ſtill und ſtieg heraus, und weil es das Schweſterchen immer feſt mit der Hand hielt, mußte es mit herausſteigen. Die böſe Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie ſie die zwei Kinder hatte fortgehen ſehen, war ſie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brünnlein in der Nähe des Baums aus dem Felſen ſpringen laſſen, das ſollte durch ſein Rauſchen die Kinder herbeilocken und zum trinken reizen, wer aber davon trank, der ward in ein Rehkälbchen verwandelt. Brüderchen kam bald mit dem Schweſterchen zu dem Brünnlein, und als er es ſo glitzerig über die Steine ſpringen ſah, ward ſeine Luſt immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schweſterchen war Angſt, es meinte, das Brünnlein ſpräche im Rauſchen und ſagte: „wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!“ da bat es das Brüderchen, nicht von dem Waſſer zu trinken. „Ich höre nichts, ſagte das Brüderchen, als wie das Waſſer ſo lieblich rauſcht, laß mich nur gehen!“ Damit legte es ſich nieder, beugte es ſich herab und trank, und wie der erſte Tropfen auf ſeine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schweſterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böſe, daß ſie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, ſtand es auf und ſammelte die Binſen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit ſich. Es ſuchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und ſammelte das allerſchönſte, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war dann vergnügt und ſpielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schweſterchen müde war, legte es ſeinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war ſein Kiſſen, und ſo ſchlief es ein; und hätte das Brüderchen nur ſeine menſchliche Geſtalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben geweſen.

So lebten ſie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte ſich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erſtaunt über ſeine Schönheit. Er hob es zu ſich auf ſein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, ſchöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es ſelber ſchöner, als alle andern; das Rehkälbchen ließ es niemals von ſich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf ſtarb die Königin, da ward das Schweſterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schweſterchen begegnet; ſie dachte es wäre längſt im Wald von den wilden Thieren gefreſſen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war ſo böſe darüber, daß ſie nur darauf dachte, wie ſie ihr das Glück verderben konnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen ſchönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat ſie in der Geſtalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad iſt für euch bereitet, ſagte ſie, das wird euch wohlthun und ſtärken, kommt eh' es kalt wird.“ Sie führte ſie darauf in die Badeſtube; wie die Königin hineingetreten war, ſchloß ſie die Thüre hinter ihr zu, drin aber war ein Höllenfeuer angemacht, da mußte die ſchöne Königin erſticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab ſie ganz die äußerliche Geſtalt der Königin und legte ſie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim, und wußte nicht, daß er eine falſche Frau habe. Aber in der Nacht — ſah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, ſie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Bruſt und gab ihm zu trinken, dann ſchüttelte ſie ihm ſein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging ſie in die Ecke wo das Rehkälbchen ſchlief und ſtreichelte ihm über den Rücken. So kam ſie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu ſprechen.

Einmal aber trat ſie wieder ein und ſprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

und that alles wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau weckte aber den König und ſagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da ſah er auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr.“

Aber er getraute ſich nicht, ſie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da ſprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermehr.

Da konnte ſich der König nicht länger halten, ſprang auf und umarmte ſie, und wie er ſie anrührte, ward ſie wieder lebendig, friſch und roth. Die falſche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere ſie fraßen, die böſe Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feuer ſie verzehrte, da verwandelte ſich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schweſterchen waren wieder beiſammen und lebten glücklich ihr Lebenlang.

Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten ſich ſchon lange ein Kind gewünſcht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Dieſe Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenſter, daraus konnten ſie in den Garten einer Fee ſehen, der voll von Blumen und Kräutern ſtand, allerlei Art, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages ſtand die Frau an dieſem Fenſter und ſah hinab, da erblickte ſie wunderſchöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde ſo lüſtern darnach, und wußte doch, daß ſie keine davon bekommen konnte, daß ſie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erſchrack endlich und fragte nach der Urſache; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unſerm Haus zu eſſen kriege, ſo muß ich ſterben.“ Der Mann, welcher ſie gar lieb hatte, dachte, es mag koſten was es will, ſo willſt du ihr doch welche ſchaffen, ſtieg eines Abends über die hohe Mauer und ſtach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er ſeiner Frau brachte. Die Frau machte ſich ſogleich Salat daraus, und aß ſie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber ſo gut, ſo gut geſchmeckt, daß ſie den andern Tag noch dreimal ſoviel Luſt bekam. Der Mann ſah wohl, daß keine Ruh wäre, alſo ſtieg er noch einmal in den Garten, allein er erſchrack gewaltig, als die Fee darin ſtand und ihn heftig ſchalt, daß er es wage, in ihren Garten zu kommen und daraus zu ſtehlen. Er entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, mit der Schwangerſchaft ſeiner Frau, und wie gefährlich es ſey, ihr dann etwas abzuſchlagen, endlich ſprach die Fee: „ich will mich zufrieden geben und dir ſelbſt geſtatten Rapunzeln mitzunehmen, ſo viel du willſt, wofern du mir das Kind geben wirſt, womit deine Frau jetzo geht.“ In der Angſt ſagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erſchien die Fee ſogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit ſich fort.

Dieſes Rapunzel wurde das ſchönſte Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, ſo ſchloß es die Fee in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fenſterchen. Wenn nun die Fee hinein wollte, ſo ſtand ſie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte aber prächtige Haare, fein wie geſponnen Gold, und wenn die Fee ſo rief, ſo band ſie ſie los, wickelte ſie oben um einen Fenſterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Fee ſtieg daran hinauf.

Eines Tages kam ein junger Königsſohn durch den Wald wo der Thurm ſtand, ſah das ſchöne Rapunzel oben am Fenſter ſtehen und hörte ſie mit ſo ſüßer Stimme ſingen, daß er ſich ganz in ſie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter ſo hoch reichen konnte, ſo gerieth er in Verzweiflung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einſtmals die Fee kommen ſah, die ſprach:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter.“

Darauf ſah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte ſich aber die Worte wohl gemerkt, die man ſprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel war, ging er an den Thurm und ſprach hinauf:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

da ließ ſie die Haare los, und wie ſie unten waren, machte er ſich daran feſt und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erſchrack nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König ſo gut, daß ſie mit ihm verabredete, er ſolle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten ſie luſtig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfing und zu ihr ſagte: „ſag' ſie mir doch Frau Gothel, meine Kleiderchen werden mir ſo eng und wollen nicht mehr paſſen.“ Ach du gottloſes Kind, ſprach die Fee, was muß ich von dir hören, und ſie merkte gleich, wie ſie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm ſie die ſchönen Haare Rapunzels, ſchlang ſie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritſch, ritſch, waren ſie abgeſchnitten. Darauf verwieß ſie Rapunzel in eine Wüſtenei, wo es ihr ſehr kümmerlich erging und ſie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denſelben Tag aber, wo ſie Rapunzel verſtoßen hatte, machte die Fee Abends die abgeſchnittenen Haare oben am Haken feſt, und als der Königsſohn kam:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

ſo ließ ſie zwar die Haare nieder, allein wie erſtaunte der Prinz, als er ſtatt ſeines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt du was, ſprach die Fee, Rapunzel iſt für dich Böſewicht auf immer verloren!“

Da wurde der Königsſohn ganz verzweifelnd, und ſtürzte ſich gleich den Thurm hinab, das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er ſich ausgefallen, traurig irrte er im Walde herum, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher geräth er in jene Wüſtenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte, ihre Stimme däuchte ihm ſo bekannt, in demſelben Augenblick erkannte ſie ihn auch und fällt ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen fallen in ſeine Augen, da werden ſie wieder klar, und er kann damit ſehen, wie ſonſt.

Sigismund Grimm, ſ. Meiſterſänger.

Wilhelm Karl Grimm,

der Bruder des oben erwähnten Göttinger Gelehrten, ward den 24. Februar 1786 zu Hanau geboren und mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich auf dem Lyceum zu Kaſſel gebildet. Unter fortwährender Kränklichkeit ſtudirte er ſeit 1804 gleichfalls die Rechte zu Marburg, erhielt nach ſeiner Geneſung 1814 das Sekretariat an der Bibliothek zu Kaſſel und ging 1830 mit ſeinem Bruder als Unterbibliothekar nach Göttingen.

Von ihm ſelbſt beſitzen wir außer den mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlichen Schriften:

Altdäniſche Heldenlieder. Heidelberg 1811.
Drei altſchottiſche Lieder. Original mit Ueberſetzung. Ebendaſ. 1813.
Konrad's von Würzburg goldene Schmiede. Frankfurt 1816.
Iriſche Elfenmährchen, überſetzt. Leipzig 1826.
Ueber deutſche Runen. Göttingen 1827.
Deutſche Heldenſage. Ebendaſ. 1829.
Grave Ruodolf. Ein altdeutſches Gedicht. Gӧtting. 1828 in gr. 8.

und lateiniſch:

De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Göttingen 1830. gr. Fol.

W. K. G. erwarb ſich, in ſchönem Eifer ſeinem vortrefflichen Bruder nachſtrebend, große Verdienſte um die altdeutſche Literatur, welche von Kennern dankbar geſchätzt werden, und ihm ebenfalls einen hohen Rang unter den Forſchern in dieſem Gebiete der Wiſſenſchaft erworben haben.

Graf von Grimmenſtein, ſ. Minneſinger.

Johann Grob

ward um 1632 zu Lichtenſteeg geboren und lebte als kaiſerlicher gekrönter Dichter und Mitglied des Rathes zu Heriſau im Schweizercanton Appenzell, wo er 1697 ſtarb. Etwas Näheres über ſeine Perſon und ſein Leben kennt man nicht.

Seine Schriften ſind:

Dichteriſche Verſuchgabe. Baſel 1678.
Reinhold's von Freienthal poetiſche Spazierwäldlein. Ebendaſ. 1700.

Ein nicht talentloſer Dichter jener Zeit, der beſonders in ſeinen Epigrammen Logau (S. d.) zum Muſter nahm und ſich nach ihm zu bilden ſuchte.

Otto Friedrich von der Gröben

ſtammte aus einem alten preußiſchen Adelsgeſchlechte und ward im Jahre 1657 zu Pratten in Ermland geboren. Nachdem er auf längeren Reiſen ſeine Bildung vervollſtändigt hatte, wurde er Kammerjunker am preußiſchen Hofe, Diſtriktshauptmann und kommandirte als Offizier in dem preußiſchen Hülfskorps gegen die Türken. Er ſtarb 1722.

Er ſchrieb:

Orientaliſche Reiſebeſchreibung. Marienwerder 1694.
Lebens- und Liebesgeſchichte Bergonans und ſeiner tugendhaften Aretee. Danzig 1700 in 4.

Seine Reiſebeſchreibung erfreut ſich eines für ihre Zeit ziemlich fließenden Styles und einer ganz intereſſanten Darſtellung, da es dem Verfaſſer keineswegs an Scharfblick und klarer Lebensanſicht fehlte. Das andere Werk enthält eine mit Geſchick durchgeführte Allegorie im damals herrſchenden Geſchmack, die jedoch trotz dem großen Aufwande von Poeſie auf die Länge ermüdet.

Johann Gromann, genannt Polyander,

ward den 5. Juli 1487 zu Neuſtadt in Baiern geboren, wurde nach zu Leipzig vollendeten theologiſchen Studien daſelbſt Magister artium lib., Schulrektor und Amanuenſis des Dr. Eck bei der bekannten Leipziger Diſputation. Hierdurch mit Luther bekannt, ging er auf deſſen freundſchaftlichen Rath als Reformator nach Preußen und wirkte und ſtarb dort als Dr. Theologiae und erſter lutheriſcher Prediger an der altſtädter Kirche zu Königsberg den 29. April 1541.

Von ſeinen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen und in mehrere deutſche Geſangbücher übergegangenen geiſtlichen Liedern iſt das bekannteſte: Nun lob' meine Seele den Herrn u. ſ. w.

Karl Groſſe

ward 1761 zu Magdeburg geboren, ſtudirte nach daſelbſt erlangter Schulbildung Medicin, wurde Doctor und ſpäter Hof- und Forſtrath bei dem Grafen von Stollberg zu Wernigerode und ging zufolge einiger Angaben in neuerer Zeit nach Spanien, wenigſtens iſt er ſeit 1797 ganz verſchollen.

Unter den Namen „Graf von Vargas" und „Marquis von G." gab er heraus.

Der Genius, aus den Papieren des M. v. G. Halle 1790 — 1794. 4 Thle in 8.
Novellen. Braunſchweig 1792 2 Thle. in 8.
Vermiſchte Blätter. Braunſchweig 1793. 2 Thle. in 16.
Erzählungen. Braunſchweig 1793. 2 Thle. in 12.
Kleine Romane. Halle 1793, 1794. 4 Bde. in 8.
Der Dolch. Ein Roman. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.
Spaniſche Novellen. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.
Blumenkranz. Erzählungen. Zittau 1795. 2 Thle. in 8.
Kleine Aufſätze. Berlin 1795, 1796. 3 Thle. in 8
Chlorinde. Ein Roman. Berlin 1796. in 8.
Liebe und Treue. Halle 1796, 1797. 2 Bde. in 8.
Dekameron, erſter Theil. Berlin 1797. in 8.
Der zerbrochne Ring. Halle 1797. in 8. 2 Thle.
Verſuche. Neue Ausgabe. Leipzzig 1811. 2 Bde. in 8.

G. gefiel ſich durchaus darin, ein myſtiſches Dunkel um ſeine Perſon zu verbreiten und bald als ſpaniſcher Grande, bald als Marquis dem gewöhnlichen Troſſe geiſtloſer Kritiker, die es mit einem ſo vornehmen Manne nicht verderben mochten, zu imponiren, wofür er dann, als ſie ſpäter hinter das Geheimniß kamen, nicht wenig von ihnen erdulden mußte. Seine mit Phantaſie und Darſtellungstalent geſchriebenen Romane erfreuten ſich trotz dem eines großen Publicums, das ſie mit Beifall aufnahm, ſind aber doch von der Fluth der Zeiten mit fortgeſpült worden, und jetzt faſt ganz vergeſſen.

Samuel Groſſer

ward geboren den 8. Februar 1664 zu Paſchkerwitz in Kurſachſen und von ſeinem Vater, einem Prediger, zuerſt wiſſenſchaftlich gebildet. Er ſtudirte dann zu Leipzig, wurde 1690 an der daſigen Nikolaiſchule Konrektor und Magiſter der Philoſophie, 1691 Rektor zu Altenburg und 1695 zu Görlitz, woſelbſt ihn die preußiſche Societät der Wiſſenſchaften auch noch zu ihrem Mitgliede ernannte. Er ſtarb daſelbſt den 24. Juni 1736.

Er ſchrieb:

Die geängſtete, aber endlich wiederum getröſtete Charmoſyne. Altenburg 1692 u. 1693. in Fol.
Die vornehmſten Weltverderber. Ebendaſ. 1694.
Der Urſprung des in der Welt herrſchenden Zanks und Streits. Ebendaſ. 1695.

G. iſt der Verfaſſer von Singſpielen, die er namentlich für den Bedarf der von ihm verwalteten gelehrten Schulen ſchrieb, und welche ſich, ganz in dem damaligen ſchlechten Geſchmack gedichtet, durch Nichts vortheilhaft vor der Menge ähnlicher Produkte jener Tage auszeichnen.

Guſtav Friedrich Wilhelm Großmann

ward den 30. November 1746 zu Berlin geboren und hatte während ſeiner Bildung auf der Schule und Univerſität als Sohn eines armen Schulhalters mit der bitterſten Armuth zu kämpfen. Beſſer wurde ſein Loos, als der preußiſche Reſident zu Danzig ihn zu ſeinem Legationsſecretär gemacht hatte. Darauf privatiſirte er eine Zeitlang in Berlin und widmete ſich von Leſſing veranlaßt dem Theater, trat 1774 unter der Seylerſchen Truppe zu Gotha wirklich als Schauſpieler auf und übernahm nach ſeiner Verheirathung mit einer jungen Witwe ſelbſt die Direction des Theaters zu Bonn, 1793 die der Bühne zu Mainz und endlich zu Frankfurt. Nachdem ein Theaterbrand ihm hier ſein ganzes Vermögen geraubt hatte, übernahm er die Leitung des Theaters zu Hannover, Bremen und Pyrmont, welcher er jedoch wegen ſeiner im Geiſte der franzöſiſchen Revolutionärs auf der Bühne extemporirten Anzüglichkeiten auf höhere Staatsbeamte entſagen mußte. Die ebendeshalb erduldete ſechsmonatliche Gefangenſchaft wirkte auf ſeinen durch Trunkſucht ohnedies zerrütteten Körper und Geiſt ſo heftig, daß er kurz darauf den 20. Mai 1796 ſtarb.

Von ihm haben wir:

Singſpiele nach ausländiſchen Muſtern für die deutſche Bühne herausgegeben, erſter Band, Frankfurt 1783 in 8.
Schauſpiele. (Wittenberg) 1806 in 8.
Neue Schauſpiele. Altenburg.

Einzeln:

Minna de Barnhelm, traduit de l'Allemand. à Berlin 1772. 8.
Die Feuersbrunſt, Schauſpiel. Halle 1773 in 8.
Briefe über die Seylerſche Bühne. Dresden 1775. 8.
Wilhelmine von Blondheim, Trauerſpiel. Gotha 1775 in 8.
Pygmalion, Luſtſpiel. Dresden 1776 in 8.
Der Barbier von Sevilla, nach dem Franzöſiſchen des Beaumarchais. Dresden und Leipzig 1776. 8. Neue Ausgabe 1784. 8.
Henriette, Luſtſpiel. Leipzig 1783. 8. Neue Ausgabe Hamburg 1784 in 8.
Die Irrungen, Luſtſpiel. Frankfurt 1777. 8.
Nicht mehr als 6 Schüſſeln, Familiengemälde. Bonn 1780. 8. 2. Auflage Frankfurt und Leipzig 1785. 8. Häufig nachgedruckt.
Dramaturgiſche Nachrichten. Bonn 1780. 8.
Adelheid von Veltheim, Schauſpiel. Leipzig 1780. 8.
Eigenſinn und Launen der Liebe, Singſpiel. Frankfurt 1783.
Was einem Recht iſt, iſt dem andern billig, Singſpiel. Ebendaſ. 1783.
An das Gerechtigkeitsliebende Publikum. 1787, 1788. 8. ohne Druckort.
Was vermag ein Mädchen nicht? Singſpiel. Braunſchweig 1789. 8.
Papa Harlekin, Schauſpiel. Hannover 1791. 8.
Leſſings Denkmal. Hannover 1791. 8.

Außerdem Epiloge, Prologe und Gedichte in Kalendern, Journalen, Almanach's u. ſ. w. und Aufſätze in dem gemeinſchaftlich mit von Hagen herausgegebenen Magazin zur Geſchichte des deutſchen Theaters und der gleichfalls von ihm mit beſorgten Cleviſchen Theaterzeitung.

G. erwarb ſich zu ſeiner Zeit großen Beifall bei dem deutſchen Publikum, indem er in ſeinen Luſtſpielen den herrſchenden Meinungen, welche man nicht immer zu verlautbaren wagte, eine körnige und kräftige Sprache lieh. Namentlich war dies in ſeiner Henriette und noch mehr in ſeinem „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln" in welchem er die Anmaßungen der untergeordneten, geiſtig wie weltlich verarmten Glieder einer privilegirten Kaſte ſchonungslos geißelte, der Fall, ſo daß die darüber erfreute Menge ihm Beifall zujauchzte und ihm ſeine vielen Plattheiten und Rohheiten verzieh, oder dieſelben gänzlich überſah. — Er iſt keineswegs ohne Talent, und eine große Lebhaftigkeit des Dialogs und der Darſtellung, ſo wie Erfindungsgabe und treffende, wenn auch übertreibende Zeichnung der Charaktere ſind ihm nicht abzuſprechen; ſie erhielten ſeine Leiſtungen auf der Bühne, bis dieſelben endlich durch gewandtere Luſtſpieldichter und größere Feinheit des Geſchmackes bei den Zuſchauern verdrängt wurden.

Johann Gottfried Gruber

ward am 29. November 1774 zu Naumburg geboren, ſtudirte zu Leipzig und habilitirte ſich daſelbſt als Privatdocent, vertauſchte jedoch dieſe Univerſität mit der zu Jena im Jahre 1803 und folgte darauf 1811 einem Ruf als Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften nach Wittenberg. 1815 ging er als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Halle, wo er noch in vollſter Thätigkeit wirkt.

Er gab heraus:

Amor und Hymen. Budiſſin 1794.
Hofkabale und Mädchenliſt. Weißenfels 1794.
Syſtem der Erziehungswiſſenſchaft. Leipzig 1794.
Anleitung vernünftig und gut zu werden. Leipzig 1795.
Suſanne. Weißenfels 1795.
Judith. Weißenfels 1795.
Jeſus und Sokrates. Leipzig 1796.
Die Beſtimmung des Menſchen. Zürich 1800.
Die Hölle auf Erden. Leipzig 1800.
Lehnchen. Leipzig 1800.
Der Pudel auf Reiſen. Leipzig 1801.
Sitten und Gebräuche der merkwürdigſten Nationen. Leipzig 1803. 2 Thle.
Pragmatiſche Anthropologie. Leipzig 1803.
Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes. Leipzig 1806. 2 Thle.
Wörterbuch zum Behuf der Aeſthetik. Weimar 1810. Th. I.
Wörterbuch der altklaſſiſchen Mythologie. Weimar 1810.
Sophiens Lieblingsſtunden. Leipzig 1811.
Vater Berthold. Leipzig 1812.
Wann hört ein Mädchen auf, ein Kind zu ſeyn? Leipzig 1812.
Herder's Leben. Leipzig 1805.
Sonnenberg's Leben. Halle 1807.
Wieland's Leben. Halle 1815. 2 Thle.

Vorzüglich durch ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit und durch ſeine äſthetiſchen und kritiſchen Forſchungen hat ſich G. große Verdienſte um unſere Literatur erworben, indem er reiche Beleſenheit und gründliche Kenntniß mit ſelbſtſtändiger Klarheit und geiſtiger Schärfe verbindet, und es iſt beſonders zu bedauern, daß ungünſtige Verhältniſſe die Fortſetzung ſeines Wörterbuchs zum Behufe der Aeſthetik hemmten. — Seine Leiſtungen im Gebiete der Erzählung ſind dagegen unbedeutend und wohl nur als Verſuche zur Erholung von ernſteren Arbeiten zu betrachten.

Beaumarchais.*)

Beaumarchais (Pierre Auguſtin Caron de, geb. zu Paris 1732, geſt. daſ. 1799) war, wie Laharpe ſich ausdrückt, „eine Compoſition der merkwürdigſten Sonderbarkeiten, ſelbſt in ſeinem, an dem Sonderbaren ſo reichen Jahrhundert. Im Privatſtand geboren und nie denſelben verlaſſend, erwarb er große Reichthümer, ohne eine Stelle zu bekleiden; machte große Handelsunternehmungen, ohne in Paris etwas mehr als ein Weltmann zu ſeyn; hatte auf dem Theater ein Glück ohne Beiſpiel mit Werken, die nicht einmal die erſten vom zweiten Range ſind (?); erhielt einen glänzenden Ruhm und machte ganz Europa von ſich ſprechen wegen dreier Prozeſſe, die bei jedem andern als ihm ſo unbekannt geblieben wären, als ſie lächerlich waren; erwarb ſich einen dauernden Ruf als Mann von Talent, und großem Talent, durch eine Gattung von Schriften, die man am ſchnellſten vergißt, durch Memoiren und Prozeßangelegenheiten; war lange Zeit beſchimpft als ein grauſamer und boshafter Menſch, ohne etwas Böſes gethan zu haben. Ohne Zweifel war ein ſolches Leben ſehr außerordentlich, nicht minder aber waren es die Eigenſchaften, die ſich in ihm vereinten, und beſonders dieſe vollkommene Gleichſtimmung ſeines Charakters und Geiſtes mit der Zeit, worin er lebte, und den Umſtänden, in denen er ſich befand.

In der That wird man nicht leicht ein ſo intereſſantes Leben finden, als das von Beaumarchais, denn Geiſt, Charakter und Umſtände ſind hier ſo eigen, daß man mit gleicher Wahrſcheinlichkeit von der einen Seite ein Ungeheuer und ein Gewebe von Abſcheulichkeiten, von der andern einen Märtyrer des Guten und Wahren und ein raſtlos edles Streben in ihm darſtellen kann, und dies alles in ſo eigenthümlichen Geſichtspunkten, daß dadurch der feinſte Scharfſinn des Pſychologen und das moraliſche Urteil des Menſchen nur um ſo mehr Reiz zur Unterſuchung und Entſcheidung erhält. Man halte nur die Anklagen gegen ihn als Dieb, als Giftmiſcher, Mörder zweier Weiber, Betrüger, Verräther, boshaften Intriguanten, Untergraber der Sittlichkeit und Tugend, gegen ſeine faſt romanhafte Bruderliebe, ſeine Gutmütigkeit, Wohltätigkeit, Freimütigkeit, Offenheit, und denke der Zeugniſſe, die man ihm gab als einem Mann von Gefühl und Herzlichkeit, als einem zärtlichen Gatten, liebevollem Vater, treuem Freunde, munterem Geſellſchafter, als einem Menſchen, der ſeinen Einfluß nie anders als zum Guten gebraucht hat, um einerſeits die hier herſchende Verwirrung, ſo wie von der andern Seite den Reiz nach Ergründung zu begreifen. Glücklicher Weiſe für Beaumarchais ſind es die Guten, die ihm das letztere Zeugniß geben, und erfreulich muß jedem, der ihm frohe Stunden verdankt, der Umſtand ſeyn, daß der rechtſchaffene Laharpe mit ſiegenden Gründen jene Beſchuldigungen von ihm wendet. Wenn nun aber auch die meiſten derſelben als Verläumdungen ſeiner Feinde erkannt ſind, ſo hört doch das Intereſſe für die Geſchichte ſeines Lebens nicht auf, ſondern es findet ſich vielmehr ein neues darin, zu erfahren, wie und wodurch er ſich ſo wüthende Feinde gemacht habe.

Er war, wie Rouſſeau, eines Uhrmachers Sohn, und erlernte in früheren Jahren die Kunſt ſeines Vaters, in welcher ſein Genie ſich zuerſt hervorthat, denn er war der Erfinder einer neuen Art von Hemmung in den Uhren, die nicht unbedeutend geweſen ſeyn kann, weil ſie ihm von einem berühmten Uhrmacher ſtreitig gemacht ward. Die Akademie der Wiſſenſchaften, welche die Werke beider unterſuchte, entſchied für den jungen Caron. Demungeachtet wälte er aus eignem Trieb andere Studien, und zum Glück für ihn fiel ſeine Neigung auf die Muſik, die gewöhnlich eine Empfehlung in der Welt und ein Mittel zum Zutritt in die gute Geſellſchaft iſt, denn ſie iſt eine Vergnügung derſelben. Er ſpielte mehrere Inſtrumente, vornehmlich die Harfe, die damals Mode zu werden anfing, und durch die er ſelbſt, als ein ſehr angenehmer Liebhaber, ſo ſehr Mode wurde, daß die Prinzeſſinnen ihn zu hören wünſchten. Die Zeichen der Gnade, die er von ihnen erhielt, weckten bald die Eiferſucht. Er hatte natürliche und erworbene Vortheile für ſich: dies waren Anſprüche, um Schutz zu erlangen, damit verdunkelte er aber auch die, die ſolchen ſuchten, und am Hofe kommt man, blos durch die Mittel zu gefallen, nie ſo weit, ohne denen, die nur durch ihre Stelle oder Rang dort ſind, ſehr zu misfallen. Beaumarchais war bei Mesdames nicht mehr des Uhrmachers Sohn: er war und wolte ſeyn ein Mann von Welt, der ſich durch ſeinen Geiſt, durch angenehme Talente und Geſchmack geltend macht, was ihm auch nicht fehlſchlug. Das ausgezeichnete Vertrauen, das man in ihn ſetzte, das Misverhältniß zwiſchen ſeiner Geburt und dem, was er geworden war, ſeine natürliche und hiedurch noch vermehrte Geſchicklichkeit, welche den ihm zugedachten Verdruß immer mit guter Art auf den Urheber zurückwarf, ſeine Leichtigkeit in Ton und Betragen, die bisweilen bis zu Indiskretion ging und die Verachtung gar nicht verhehlte; alles das ſchürte eine Glut geheimen und glühenden Haſſes gegen ihn, der auf nichts Geringeres ausging, als ihn gänzlich zu verderben, wenn er nicht gerüſtet geweſen wäre, wie niemand hatte glauben können; denn alle ſeine Waffen ruhten in ihm, und er nur konnte ſie führen. Hier war keineswegs ein Mann, den blos Eitelkeit trieb, in höheren Zirkeln eine Art von Glanz ſich anzulügen, ſondern ſein Ehrgeiz ſuchte ganz andre Befriedigung, wobei ihn das Glück begünſtigte und ſein Verſtand ihm ſeine Verbindungen treflich benutzen ließ. Während man ihn blos für einen Geſelſchaftsmenſchen hielt, der auch allenfals leidliche Verſe mache, entwarf ſein Geiſt die größten Handels-Projekte, öfnete ihm ſeine bloſe Uiberredungsgabe das Kabinet des Miniſters (Maurepas), ſo daß er, ohne eine öfentliche Stelle zu bekleiden, ein Mann von wichtigem Einfluß war, und ohne ein Handelshaus zu haben, die wichtigſten, verwickelteſten Handelsgeſchäfte trieb. Nur das Glück, welches die meiſten ſeiner Unternehmungen krönte, ſah man, nicht aber die raſtloſe Thätigkeit, womit der feurige Mann alles betrieb, nicht die umſichtige Klugheit, womit er alles anordnete und einleitete, nicht den Muth, der an keinen Hinderniſſen erlahmte, und kurz, man ahnete in ihm nicht einen ſo überlegenen Geiſt. Dieſen lernte man erſt in ſeinem ganzen Umfang im Jahr 1770 kennen, wo ihn, nachdem man längſt die abſcheulichſten Verläumdungen über ihn ausgebreitet hatte, endlich ein Prozeß wegen einer Erbſchaftsangelegenheit vernichten ſolte, welchem unmittelbar ein anderer wegen vorgeblicher Beſtechung folgte, eines dritten, des Kornmanniſchen, nicht zu gedenken. Beide erſte Prozeſſe verlor er auch wirklich bei dem Parlement Maupeau, er ward für bürgerlich ehrlos erklärt, ja es ſtand auf dem Punkt, daß er von dem Henker gebrandmarkt werden ſolte: allein obſchon ein anderer Gerichtshof ſpäterhin alle dieſe Sprüche kaſſirte und ihn in ſein Vermögen wieder einſetzte, ſo war dies doch nicht der eigentliche Triumph, den er hiebei feierte, ſondern dies war es, daß ganz Europa an ihm Anteil nahm, daß zu eben der Zeit, wo der Gerichtshof ihn für ehrlos erklärt hatte, die öffentliche Meinung ihn ehrte, daß an demſelben Tage, wo der Spruch gegen ihn ergangen war, der Prinz Conti ihn im Triumph aufführte, und ganz Paris, deſſen Beiſpiel folgend, wetteiferte, den vorher verſchrieenen und gehaßten Mann öffentlich zu ehren und zu lobpreiſen. Und die Haupturſache zu einer ſo auffallenden Erſcheinung? — Iſt in eben der, vorher noch ſo wenig gekanten und kaum geahneten, Geiſteskraft, in dem großen Talent des Verfolgten, die ſich jetzt zum Schrecken ſeiner Feinde, ſo wie zum Vergnügen und zur Bewunderung des ganzen gebildeten Europa offenbarten, zu ſuchen, indem er in mehreren Mémoires den Gang ſeiner Rechtsſache auf eine Art darſtelte, daß alle nicht Verblendeten ſagten: wenn Beaumarchais die Hälfte ihres Vermögens verlange, im Weigerungsfalle ſie mit einem Mémoire bedrohend, ſo würden ſie ihm ſogleich die Foderung zugeſtehen; ja daß ſogar Voltaire, von deren Leſung entzückt, nicht ohne Anwandlung von Eiferſucht gegen den Verfaſſer blieb.

Wie fern Schriften dieſer Art von einer Würdigung an dieſem Orte ſcheinen könten, ſo muß ihrer hier doch gedacht werden, denn ſie ſind nicht blos Meiſterſtücke der Darſtellungskunſt, ſondern zugleich als ein Schatz von Satyre, Witz, des feinſten dialektiſchen Scharfſinns, des naivſten Komiſchen zu betrachten, voll beſtändiger Abwechſelung, immer regen Lebens und eines Feuers, das ſich jedem Leſer mittheilt; ſie haben alles Anziehende eines geiſtreichen Romans, und mußten um ſo mehr anziehen, da ſie Wahrheit enthielten, und der ſo geiſtreiche, intereſſante Darſteller immer in Gefahr ſchwebte, Ehre und Leben zu verlieren. Nicht aber blos als Schriftſteller, auch als Menſch erſchien er darin von den intereſſanteſten Seiten, und unvermerkt nahm der, deſſen Geiſt man bewunderte, auch das Herz in Anſpruch, welches er ſo ſehr für ſich gewann, daß er, trotz jedem Richterſpruch, immer gerechtfertigt daſtand. Beſonders gewann er die Herzen durch die abgedrungene Epiſode von ſeiner Reiſe nach Spanien, die uns Teutſchen durch Göthe's Trauerſpiel Clavigo bekant genug iſt, denn der darin auftretende Beaumarchais iſt derſelbe, von welchem wir hier ſprechen, und man kann ſich ungefähr von der Darſtellung in jenen Memoiren einen Begrif machen, wenn ich ſage, alles, was Göthe den Beaumarchais in der erſten Zuſammenkunft mit Clavigo ſagen und thun läßt, ſey wörtlich aus dieſen Memoiren genommen.

---

*) Aus Grubers Wörterbuch zum Behuf der Aeſthetik Th. I. S. 531.

Laharpe urteilt über ſie, er zeige in ſeinem Styl etwas von Montagne, von Rabelais und von Swift; von dem erſten den ſtarken Ausdruck und die naive Wendung, von dem zweiten die drolligen, unerwarteten und originellen Einfälle, von dem letzten die Erfindung ſatyriſcher Formen und Abbiegungen, die den Schlag lange Zeit erwarten laſſen, damit er deſto ſtärker treffe: alles dies auf die eigentümlichſte Weiſe in ihm verſchmolzen. Auch hier, ſagt er, finde ich jene Einſtimmung des Talents mit den Umſtänden, des Menſchen mit den Dingen, welche das Prinzip großer Erfolge iſt.

Werfen wir aber jetzt auch einen Blick darauf, wie er als Menſch nach Geiſt und Charakter darin erſcheint, ſo finden wir eine feurige Einbildungskraft, die ſich immer mit voller Energie ihres Gegenſtandes bemächtigt, bei dieſer aber ſo durchdringenden Verſtand, ſo treffende Beurteilungskraft, ſo viel überſehende Klugheit, daß er ſeiner Einbildungskraft ſtets Herr bleibt. Neben dieſen Eigenſchaften wohnte in ihm ein ſo vollkommener Geſchäftsgeiſt, daß das Verwickelteſte ihn nur wie Spiel beſchäftigte und vermöge ſeiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmſten war, und eine ſo regſame Thätigkeit, die ſich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konte, ſondern immer alles aufbot, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Bot ihm nun ſein durchdringender Verſtand die richtigen Mittel an die Hand, ſo ſicherten ihm ſein Muth und ſeine Kraft den Erfolg, zumal da ſeiner Ueberredungskunſt nicht leicht jemand widerſtand, ſeine Gleichheit der Laune ihn vor Zagheit bewahrte, beſtändige Gegenwart des Geiſtes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Feſtigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindſam ohne weichherzige Schwäche, frölich ohne Unbeſonnenheit, nie das Spiel ſeiner Leidenſchaften, kalt in Gefahr, ſtark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichſten Lage weder Gleichmut noch Geiſtesgegenwart, und konte ſeine Lage ſtets überſehen und ihr ſtehen. Zu dieſem allen nun noch eine ausgebreitete Welt- und Menſchenkentniß, Witz, Liſt, Gewandheit, Streben nach Auszeichnung: wie viele Eigenſchaften fehlen ihm denn noch zum großen Manne! Beaumarchais, wo er auch geſtanden hätte, würde ſich überall ausgezeichnet haben, und das Miniſterium, das ihn öfters mit Schlichtung bedenklicher Expeditionen beauftragte, wußte dies ſehr gut; allein er ſolte ſich auf eine eigne Weiſe auszeichnen, und hier iſt es, wo ſich allererſt die Eigentümlichkeit ſeines Weſens auf das deutlichſte offenbart. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung ſetzten; aber auf welche Weiſe! Wäre ſein Ehrgeiz mit ſchaler Eitelkeit befriedigt geweſen, ſo durfte er nur die Rolle des angenehmen Geſelſchafters fortſpielen; wäre Geiz die Triebfeder ſeines Strebens nach Vermögen geweſen, ſo hätte er nicht auf eine ſo glänzende Weiſe gewagt; hätte bloſer Kaufmansgeiſt ihn beſelt gehabt, ſo hätte er nicht nach des Schriftſtellers Ruhm geſtrebt; zum bloſen Schriftſteller geboren, hätte die merkantiliſche Spekulation keinen Reiz für ihn gehabt: dies alles aber vereinigte ſich in ihm ſo innig, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, ſein noch ſo verſchiedenartiges Streben habe überall nur Einen Grund in der eigentümlichen Organiſation ſeines Geiſtes gehabt. Lebhafter Geiſt der Intrigue war es, der ihn beſelte, der ihn zu den gewagteſten Unternehmungen trieb, in den verwickelteſten am meiſten ſich gefallen, und, weil er ſelbſt zweideutig iſt, ihn auch zweideutig erſcheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Witz und Bosheit, Liſt und Tücke in einander laufen, ſehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zu dem andern führen, oft unmerklich ſind. Gall, der den Diebsſinn, das Savoir faire, die Liſt ſo nahe zuſammenſtelt, daß er Cartouche, Pitt und Moliere verbrüdern könte, hat hier auch die bewährteſten pſychologiſchen Beobachtungen für ſich, und könte, da er in die Nähe jener Organe auch den Kunſtſinn und das Organ der Poeſie ſtelt, am leichteſten erklären, wie Beaumarchais auch zum Dichter wurde. Daß vornehmlich die dramatiſche Poeſie ihn anzog, erklärte ſich aus eben jener Eigentümlichkeit ſeines Geiſtes, ſo wie eine nähere Beachtung ſeiner dramatiſchen Werke dieſe ſelbſt wieder näher zu erkennen giebt.

Beaumarchais hat der Bühne etliche Dramen der ernſteren Gattung, eine Oper und etliche Luſtſpiele in dieſer Zeitfolge geſchenkt: 1) *Eugenie*, Drama in 5 Akten in Proſa, 1767. 2) *Les deux amis, ou le Négociant de Lyon*, Drama in 5 Akt. in Proſa, 1770. 3) *Le Barbier de Séville*, Luſtſpiel in 4 Akten 1775. 4) *La folle Journée, ou le Mariage de Figaro*, Luſtſpiel in 5 Akten, 1785. 5) *Tarare*, Oper in 5 Akten, 1787. 6) *La mère coupable*, Drama in 5 Akten, in Proſa, 1797. — Alle dieſe Stücke ſind auch auf der teutſchen Bühne hinlänglich bekant, und wir alle erinnern uns eines ſo lebhaften Enthuſiaſmus für Figaro, daß auch unſre Damen Kopfzeuge à la Figaro und à la Suzanne trugen. In Paris war dieſer Enthuſiaſmus ſo groß, daß das Stück hundertmal nach einander aufgeführt wurde, der Bühne 500,000, dem Verfaſſer 80,000 Livres eintrug. Wie wenig auch ein enthuſiaſtiſcher Beifall bisweilen für den wahren Werth beweiſen mag, ſo ſetzt er doch immer eine gewiſſe Auszeichnung voraus, geſetzt auch, daß dieſe nur in der Neuheit beſtünde: entzückt aber ein Werk auch lange nachher noch, wenn die Neuheit ihm keinen Reiz mehr verleiht, ſo muß es wol weſentlichere Verdienſte haben, und dies iſt bei Figaro's Hochzeit gewiß der Fall. Bei dieſem und dem ihm vorhergehenden Intriguenſtück war Beaumarchais ganz in ſeiner Sphäre, und mußte daher auch einen glänzenden Erfolg haben.

Mancher könte ſich vielleicht wundern, daß er dieſe Sphäre nicht ſogleich fand, ſondern mit dem ernſten Drama debutirte; allein das jugendliche Gemüt neigt immer ehe zum Rührenden hin als zum Lächerlichen, und es mag vielleicht Beaumarchais dem Menſchen günſtig angerechnet werden, daß er Gemüt zeigte, bevor er in eine Gattung kam, wo das Gemüt des Dichters ſich verbirgt. Indeß auch dort iſt ein Streben nach Intrigue ſichtbar, wenigſtens darin, daß immer auf Situationen und Imbroglio hingearbeitet iſt, die in den beiden Freunden fehlerhaft werden, weil ſie zu fein und mithin zu wenig natürlich angelegt ſind. In dieſen ernſten Dramen wetteiferte Beaumarchais mit Diderot; beiden misfiel das Etikettmäßige in den Theaterſtücken ihrer Nation, beide ſuchten einen andern Weg einzuſchlagen, gefielen darum aber auch nicht außerordentlich. Uiberhaupt iſt das, daß Beaumarchais faſt in Allem von dem Hergebrachten ſich entfernte, ein Hauptgrund, warum er ſo vielfältig ſchief beurteilt wurde. Ließt man die Urteile der Paliſſot's über ihn, ſo ſolte man meinen, es ſey von einem nur mittelmäßigen Schriftſteller die Rede, und ſelbſt Laharpe möchte ja die Dramen deſſelben kaum unter denen des zweiten Ranges als vorzügliche nennen. Da man nun, wenigſtens bei dieſem letzteren, keine feindſelige Abſicht vorausſetzen kann; ſo weiß ich mir ſo auffallende Urteile in der That nicht anders zu erklären, als daß man dabei von zu einſeitigen Anſichten franzöſiſcher Kritik ausging. Wie ſich aber in ſolch eines Mannes Kopf die Welt anders ſpiegeln mußte, als in gewöhnlichen Köpfen, ſo wollen auch ſeine Werke nicht nach gewöhnlichem Maasſtab gemeſſen ſeyn. Wenn nun aber dieſer Maasſtab der richtige wäre? — Das aber iſt eben das Problematiſche hiebei, und es komt erſt darauf an, die Prinzipien der franzöſiſchen Kritiker gegen die, welche Beaumarchais in zweien Abhandlungen vor ſeiner Eugenie und ſeinem Figaro aufgeſtelt hat, auszugleichen. Selbſt jene haben dieſen Abhandlungen den Vorzug vielen Geiſtes und Witzes nicht abſprechen können, behaupten aber einſtimmig, der Fehler ſchlechten Geſchmacks ſey darin nicht minder groß. Da fragt ſich aber ſchon wieder, ob auch jedermann das für ſchlechten Geſchmack halten wird, was ihnen ſolcher ſcheint. Richtiger dürfte vielleicht ſeyn, was Laharpe von dieſen Abhandlungen ſagt, ihr Verfaſſer habe darin eine Theorie für ſeine Stücke aufgeſtelt, weil er andere Theorieen nicht gekant habe. Dies ſey dahin geſtelt; denn er könnte ja wol auch eine neue entworfen haben, weil ihm die alten nicht gefielen. Warum hat man die ſeinige denn nicht auch geprüft? Man würde gewiß gefunden haben, daß Beaumarchais, wenn er auch nicht gerade das Rechte immer völlig traf, doch auf einem Wege war, der zu dem Rechten führt. Unter dem Artikel Aufzug haben wir ſchon der Einrichtung der Zwiſchenakte in ſeiner Eugenie gedacht; ſie war nicht die glücklichſte, die Idee davon aber zweckmäßig; vielleicht finden wir etwas Aehnliches in dem, was er in Anſehung des ernſten Drama und des Intriguenſtücks geſagt hat Jenes aber können wir, nach unſerer Einrichtung, erſt unter Schauſpiel, dieſes unter Intriguenſtück würdigen, wo wir Figaro's Hochzeit als Beiſpiel nehmen; und ſo bleibe denn einſtweilen dieſe Angelegenheit auf ſich beruhen. Nur was im Allgemeinen zur Charakteriſtik von Beaumarchais dient, ſuchen wir jetzt zu vollenden.

Gewiß war es nicht zu verwundern, wenn ein ſo angefeindeter Mann, als er, der vier volle Jahre dazu gebraucht hatte, um ſeinen Figaro auf die Bühne zu bringen, ſo daß Laharpe ihm einſt ſagte, wie viel Geiſt und Witz ihn auch die Verfertigung des Stücks gekoſtet haben möge, ſo müſſe er doch ungleich mehr gebraucht haben, um deſſen Aufführung zu bewirken; nicht zu verwundern, ſag' ich, iſt es, wenn ſolch ein Mann die verſchiedenſten Urteile über ſeine Werke eben ſo wol als über ſich ſelbſt mußte fällen ſehen. Er konte indeß, wie er es auch war, ganz ruhig ſeyn, denn nie hat ein Unparteiiſcher leugnen können, daß wahrhaft komiſches Genie, reiche Ader von Witz, eben ſo beluſtigende als kühne Satyre in ſeinen Stücken athme, und daß, während Scherz, Munterkeit und Laune die Phantaſie zum gefälligſten Spiel einladen, der ſcharfe und tiefe Blick des Welt- und Menſchenkenners den Verſtand zu den wichtigſten Betrachtungen auffordern kann.

Als Künſtler giebt ihm Bouterweck mit Recht das Zeugniß, daß er die raffinirteſte Feinheit mit der ſchlaueſten Kunſt zur Verſtärkung des komiſchen Effekts benutze, und jeder geſteht ihm Meiſterſchaft in der Intrigue zu. Das vorzüglichſte ſeiner Theaterſtücke iſt nach Laharpe der Barbier von Sevilla, an welchem dieſer Kunſtrichter Zeichnung und Haltung der Charaktere lobt, die Mittel der Intrigue zwar ſchon gebraucht, allein durch Zwiſchenfälle und Dialog neu findet, und endlich ſagt: „es iſt kein Akt, in dem ſich nicht eine ſinnreich kombinirte Situation fände, pikant und luſtig in ihrem Detail; das ganze Stück verwickelt ſich von Akt zu Akt ſtärker, und entwickelt ſich auf die glücklichſte Weiſe im letzten.“ — Andere ziehen den Figaro vor, und ich pflichte gern dem teutſchen Beurteiler bei, der dieſes Luſtſpiel, wie es da iſt, eine Schilderung der großen Welt zu Paris, ein Meiſterſtück der franzöſiſchen Literatur nante. Gleichverteiltes Dichterfeuer belebt die entfernteſten Punkte. Nie ſtockt die Handlung, welche wir in ächter Manier und Sprache des Plautus vorgehen ſehen. Das Salz ſeiner Satyre dringt wie ſcharfe Lauge ein, und doch lieben wir den weiſen Spötter.

Deſto ſchlimmer nur, rufen hier die Gegner aus, denn je ſchöner, je reizender, deſto verderblicher iſt dieſes verführeriſche, durchaus unmoraliſche Schauſpiel. Dieſes iſt gewöhnlich die letzte und gehäſſigſte Anklage, welche man gegen ein Kunſtwerk vorbringt, und bei welchem Schriftſteller konte man dieſe Anklage ſcheinbarer vorbringen, als bei dieſem ſeiner Unmoralität halber ohnehin ſo verſchrieenen? Alles komt hier auf Beantwortung der Frage an, in wiefern der komiſche Dramatiker das Komiſche von der moraliſchen Seite zu nehmen habe; eine Frage, die erſt unter dem Artikel Komiſch in ihrem ganzen Umfange kann beantwortet werden, die wir aber doch hier nicht ganz übergehen wollen. Keiner von allen Kritikern hat ſie, in Beziehung auf Figaro, ſchärfer gefaßt, als der ſchon erwähnte teutſche, und ich achte daher für gut, ihn einſtweilen hierüber ſprechen zu laſſen, weil gerade das, was Er ſagt, am beſten dient, uns zur Vollendung unſerer Charakteriſtik zu führen.

„Jedes Laſter,“ ſagt er, „ſtraft ſich durch das Gift, welches es erzeugt; dies recht heraus zu holen und ſichtbar zu machen, darin — und nicht in Sentenzen, gezwungenem Tugendlohn und Strafe des Laſters — liegt die wirkſamſte Moral. Iſt dies geſchehen? Oder iſt es gemindert? Gar verſteckt? Bei der Beantwortung dieſer Frage komt es auf die Beſtimmung folgender an: wenn man, frei von Vorliebe jeder Art, ohne Pedanterie und ängſtliche Foderung, ohne finſtere Moral und ſteife Anhänglichkeit an irgend eine Nation, den Figaro lieſt; wirkt er Heiterkeit, Drang zum Guten, Wohlwollen? Welche Empfindungen läßt er zurück? Fürwahr! man genießt die kraftvolle Arbeit einer blühenden Imagination; — aber doch — wenn es nun zu Ende geleſen iſt — was bleibt? Alle Sinne ſind gereizt, unſer Herz, unſer ganzes Wollen, iſt ergriffen und nicht befriedigt. Die Sele gleicht in dieſem Zuſtand einem öden Tanzſaale, den nach durchſchwelgter Nacht der erſte Sonnenſtral beſchämt. Welche abgenutzte Menſchen überhaupt! Welche Sitten, mit denen es ſo weit herunter iſt, daß der mindere Grad von Schändlichkeit — *Honnetteté* heißt! Nirgends Unbefangenheit! Uiberall gekünſtelte Menſchen! Selbſt die, die hier die guten Menſchen ſind, — wie weit dürfte man ſich wol ohne Gefahr mit ihnen einlaſſen? Dieſer Figaro! — Man kann ihm nichts vorwerfen, freilich! Wie aber, wenn endlich die Gräfin ....? Suſanne? — Sie ſteckt ſo ſchlau dem Grafen das Briefchen zu; viel zu ſchlau für eine Ungeübte. Wie wenn nun einſt ... dürfen wir etwas garantiren? Wie? — Die Gräfin und Cherubin — was für Momente! Was für Schutzwehr? — Noch einmal, ſo wie wir ſie ſehen, d. h. ſo wie ſie gegen uns gedreht ſind, kann man ihnen nichts vorwerfen; wir wiſſen es wohl. Aber bei der nächſten Campagne zu Agnas Frescas! Wie da? Uiber welchem gefährlichen Abgrunde kämpft ihrer aller Tugend ſchon, wie ſind ſie an dieſen Abgrund ſo wollüſtig-intereſſant hingeführt! So — daß, wenn ſie fallen, uns die Verzeihung erleichtert, ſchon abgedungen worden iſt. Figaro, dieſer Davus! freilich diesmal für die gute Sache; wer aber unter Einem Dache mit ihm wohnt, kann er, wenn der Hausriegel innen vorgeſchoben iſt, ſich nun ruhig in ſeinem Bette ſtrecken? Was kann er nicht alles ertragen und verbergen! Eiferſucht, dieſe unbändige Leidenſchaft! Wie iſt er ihr Herr und Meiſter zu allen Zeiten! Figaro iſt der größte praktiſche Philoſoph; denn iſt er der nicht, was iſt er denn? — — Man darf dem Verfaſſer den Vorwurf machen: er plaiſantirt über das Verderben ſeiner Zeit ſo, daß das Verderben freundlicher ausſieht, wie die Tugend. Was Mord und Tod in aller Welt verurſacht, endigt hier in lauter Frölichkeit; wer ſolte ſich hier nicht wünſchen, ſo ewig zu leben! Und doch iſt alles Blendung. Das Gemälde iſt nicht treu! Den Uiberdruß des Wollüſtlings, ſeine ekle Langeweile, den Kummer der Gräfin, ihr troſtloſes Verblühen, Figaro's Aerger, das mächtige Gefühl: ich werde undankbar verrathen! Dies alles hat der Dichter verſteckt. Wäre es, ohne Sentenzen, in die Handlung verwebt, dann würde das Meiſterſtück Figaro Jahrhunderte leben: aber an die Stelle dieſer Dinge kommen Ceremonien, die Menge zu locken und zu erhalten; Epigramme, welche die Reſultate von Beaumarchais Erfahrung ſind, deren Bitterkeit, uns unbewußt, vielleicht ſeitaus Revange giebt. Einige wenige erbittert der Stachel, der Haufe ſteht lachend vor dem Bilde des ſchrecklichſten Verluſtes der Menſchheit, der Abſchwächung aller Kräfte (?), und heiter hingeführt geſtehts die Nation ein: „Ja, ſo ſind wir!“

Und ſolte ſelbſt dieſes eingeſtandene: So ſind wir, nicht eine Rechtfertigung für den Dichter enthalten? Das Gemälde iſt nicht blos von ſprechender, es iſt von ſchreiender Aehnlichkeit, und trotz aller Luſtigkeit, mit der es gegeben iſt, doch ſo wenig geſchmeichelt, daß ich meine, eben in dieſer Luſtigkeit liege eine bis zum Tod verwundende Verachtung. Beaumarchais wenigſtens war ſich deſſen recht wohl bewußt, denn — ſein Figaro iſt Er, ſein Graf Almaviva der damaligen franzöſiſchen Großen Repräſentant. Hierüber wollen wir uns zuvor verſtändigen.

Daß in dem Figaro Beaumarchais ſelbſt dargeſtelt ſey, hat Laharpe außer Zweifel geſetzt. Dieſer Figaro iſt ein Kammerdiener, allein das thut nichts, er iſt Schriftſteller, Muſikus, Dichter, hat ſeine Studien gemacht, iſt bisweilen Philoſoph und immer Intriguant, ſtolz auf ſeine Talente und Verdienſte, und hat durch dies alles das ſonderbarſte Schickſal. „O wunderliche Reihe von Begebenheiten! Wie iſt mir das alles begegnet? Warum gerade das und nichts anders? Wer hat dies Loos auf mein Haupt geheftet? Gezwungen, eine Bahn zu durchlaufen, die ich betreten habe, ohne es zu wiſſen, hab' ich ſie mit ſo viel Blumen beſtreut, als es meine Luſtigkeit zuließ; und noch obendrein ſag' ich da meine Luſtigkeit, ohne zu wiſſen, was das Ich eigentlich iſt, mit dem ich mich beſchäftige; erſt ein geſtaltloſes Gemiſch unbekanter Beſtandtheile; alsdann ein armſeliges ſchwaches Weſen; ein kleines ſchäckerhaftes Thier; ein Jüngling, dürſtend nach Vergnügen; mit allen Antrieben zum Genuß, alle Gewerbe treibend um nur zu leben; hier Herr, dort Knecht, wie es der Dame Fortuna einfällt! Ehrgeizig aus Eitelkeit, arbeitſam aus Noth, faullenzend mit der ſüßeſten Wonne! Redner in der Gefahr, Dichter aus Muße, Muſikus bei Gelegenheit.“ — Und was will dieſer Menſch? Was ſoll er? — Einen Gedanken verſinlichen, den Beamarchais in ſeinem *Tarare* alſo ausdrückte:

Homme, ta grandeur sur la terre
N'appartient point à ton état;
Elle est toute à ton caractère.

Figaro erklärt ſich hierüber deutlich genug: „Weil Sie ein großer Herr ſind, bilden Sie ſich ein, ein großer Geiſt zu ſeyn. — Adel, Vermögen, Rang, anſehnliche Poſten, das macht alles ſehr ſtolz! Aber womit haben Sie ſo viele Güter verdient? Sie haben ſich die Mühe gegeben geboren zu werden; und weiter nichts: übrigens ein ſehr gewöhnlicher Menſch! während daß ich, Sapperment! verloren in der dunkeln Menge, mehr Wiſſenſchaft und Berechnung habe anwenden müſſen, um nur mein Leben zu friſten, als man ſeit hundert Jahren gebraucht hat, um alle ſpaniſchen Provinzen zu regiren; und Sie wollen mit mir kämpfen?“

Nur zu deutlich iſt hier die Tendenz des Stückes ausgeſprochen: Oppoſition des Geiſtes gegen konventionelle Größe, Uibermacht der Klugheit über den Druck der Gewalt, Sieg der ſchlauberechnenden Beharlichkeit über dünkelhaft ſichere Anmaßlichkeit. Darum glaube ich ſehr gern, was Beaumarchais ſagt, daß ſein Zweck geweſen ſey, den Grafen durchkreuzt, ermüdet, in allen ſeinen Abſichten verhindert, gedemüthigt darzuſtellen; und dies iſt die Hauptrevange, die man das luſtigſte Vorſpiel zu dem blutigſten Trauerſpiele, — der franzöſiſchen Revolution, nennen könte. Hätten ſie in dieſem vorgehaltenen Spiegel doch ihre wahre Geſtalt erkennen, und des Dichters Sarkasmus beherzigen wollen, jene Großen! „Ich bekenne,“ ſagt er, „daß zwar das vergangne Menſchengeſchlecht meinem Stück ſehr geglichen hat, daß das künftige Geſchlecht ihm ebenfalls ſehr gleichen wird; daß aber das itzt lebende nicht die mindeſte Aehnlichkeit damit hat.“ Wäre dies nicht tauben Ohren gepredigt geweſen, ſo hätten ſie als Reſultat dieſes Luſtſpiels wahrſcheinlich die heilſame Warnung gehabt: Wie könte es euch ergehen, wenn es dereinſt denen, die jetzt, durch ihren Stand gezwungen, Gewalt durch Liſt zurücktreiben, einfiele, ſich gegen euch zu verſchwören! Welche Figur würdet ihr dann machen! Welchen Halt habt ihr denn eigentlich? — In euch ſeyd ihr nichts, die euch helfen könten, habt ihr gegen euch erbittert, kaum werden die euch bleiben, die am feſteſten an euch hingen, denn euer Leichtſinn, euer

Wollüſteln haben ſie euch entfremdet; der Leerheit innen, der Verachtung von außen Preis gegeben, ſteht ihr euerm holen Nichts jämmerlich gegenüber.

So und nicht anders muß dieſes Luſtſpiel angeſehen werden, und ich ſehe warlich nicht, wie ſich ein Laſter durch das ſelbſt erzeugte Gift auffallender ſelbſt ſtrafen könne. Bedenkt doch nur die Situation genau, in der ſich der Graf am Ende befindet. Bei Figaro unterliegend, Suſannens Spielwerk, ſeiner Bedienten heimlicher Spott, bleibt ihm nichts übrig, als reuig der beleidigten Gemalin zu Füßen zu ſinken. Gütig, wie ſie iſt, verzeiht ſie; aber — es wird gar ſehr darauf ankommen, ob er dieſer Verzeihung ſich würdig machen wird, denn ſchon hatte ſein ſträfliches Benehmen ſie dahin gebracht, ihre Neigung an andere Weſen zu heften. Glücklicher Weiſe iſt dies Weſen jetzt nur ein Kind, und es iſt häufig der Fall, daß die volle Liebe der verſchmähten Gattin ſich auf ein Kind lenkt; die Neigung iſt auch hier erſt im Aufkeimen: allein ich will eben nicht für die nächſte Campagne zu Agnas Frescas ſtehen; das Kind wird ein Jüngling, die Neigung kan zärtlicher und ernſter ſeyn, — wofern der Herr Graf durch die bisherige Lektion noch nicht klug geworden ſind. Bis auf dieſen Punkt mußte alles geführt werden, und ſo könte es wol gar ſeyn, daß gerade das am ſtrengſten getadelt worden wäre, was, genau beſehen, ein Vorzug des Stückes mehr iſt. Jedoch von hier an bleibe jedem die weitere Unterſuchung einſtweilen ſelbſt überlaſſen.

Habe ich nun aber mit dieſer Rechtfertigung des Stücks den Dichter ſelbſt gerechtfertigt? **Beaumarchais** hat ſich in ſeinem Figaro gemalt: Dieſer Figaro aber, nimt er es etwa mit der Moral zu genau? Das möchte ich nun freilich nicht behaupten, denn ſeine Moral ſieht jener Politik allzuähnlich, der die Mittel durch den Zweck heilig werden, und die den Egoismus der Tugend unterzuſchieben verſteht. So wie Figaro's Philoſophie zum Materialismus, ſo neigt ſeine Moral zum Genuß hin, und wo ihm dieſer entrückt wird, da hält er — aus Revange — ſich manches erlaubt, was eine ſtrengere Moral ſich wol verbieten dürfte: indeß muß man hiebei doch ſo billig ſeyn, nicht zu vergeſſen, daß ſeine Wünſche weder übertrieben noch an ſich tadelhaft ſind, und daß man nichts der Laſterhaftigkeit Aehnliches an ihm bemerkt. Iſt er nicht moraliſch, ſo iſt er doch auch nicht unmoraliſch; er hat eine Moral, aber als ein kluger Mann, den die Welt polirt hat; der deswegen vor einer Intrigue ſich eben nicht ſcheut, (die Welt ſelbſt, meint er, zwingt ja zu Intriguen), allein der darum doch nicht boshaft iſt. Mir iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß auch Beaumarchais moraliſcher Charakter dieſem entworfenen Bilde wenigſtens nicht ſehr unähnlich könne geweſen ſeyn; er mochte luſtiger Streiche fähig ſeyn und ſich dieſelben erlauben, allein daß er niederträchtig geweſen ſey, bezweifle ich ſehr. **Laharpe** weiß ihm nur zwei ſchlechte Streiche vorzuwerfen, ein Gedicht gegen die chriſtliche Religion, das er kurze Zeit vor ſeinem Tode verfertigte, und daß er ſeinen würdigen Gegner im Kornmanniſchen Prozeſſe, **Bergaſſe**, unter dem Namen **Bergeaß** auf eine unwürdige Weiſe in der **ſchuldigen Mutter**, ſeinem letzten, nicht gleich vorzüglich gerathenen Drama auf die Bühne gebracht. Jenes war die Folge ſeiner enthuſiaſtiſchen Bewunderung Voltaire's, die ihm in der zu Kehl von ihm veranſtalteten Ausgabe von deſſen Werken, mehrere Tauſende koſtete, dieſes einer gereizten Empfindlichkeit; zweideutiger erſcheint er in dem berüchtigten Streit mit der als Ritter ſo berühmten Demoiſelle **d'Eon**, wo es ſcheint, daß er durch die, in London über das damals zweideutige Geſchlecht des Ritters angeſtelten, großen Wetten einen betrüglichen Gewinn zu machen gedacht. Dieſes konte ihm ſeine Moral wol erlauben, denn auf die Neugier und Narrheiten der Menſchen zu ſpekuliren, ſchien ja der Handelsmoral von jeher erlaubt, und Liſt zum Handwerk zu gehören. Solte er tückiſch hiebei gehandelt haben, ſo hat er während der Revolution durch eine Jahre lange, oft ſchreckliche Todesgefahr und dem Verluſt von dem größten Theile ſeines Vermögens dafür gebüßt. Daß ihn am Ende der Tod auf ſeinem Bett überraſchte, iſt wirklich das letzte Wunderbare in ſeinem Leben.

Anaſtaſius Grün

ſoll nach allgemeinem Dafürhalten ein fingirter Name, und der wirkliche Verfaſſer der unter demſelben erſchienenen Werke Anton Alexander Graf von Auersperg (geboren zu Thurn am Hart in Krain am 11. April 1806 und abwechſelnd daſelbſt oder in Wien lebend) ſeyn, doch hat ſich dieſer bisher nirgends öffentlich ſelbſt dazu bekannt, und wenn auch Alles für dieſe Annahme ſpricht, ſo hat doch Niemand das Recht, es gewiß zu behaupten, wie das voreilig bereis zu wiederholten Malen geſchehen iſt.

Von Anaſtaſius Grün iſt erſchienen:

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.
Der letzte Ritter. Romanzenkranz. Stuttgart 1830.
Schutt. Dichtungen. Leipzig 1835. N. A. 1836.
Gedichte. 8. Leipzig 1837. 340 S. 2 Thlr.
Einzelne Gedichte in Zeitſchriften und Almanachen u. ſ w.

Zugeſchrieben werden demſelben Verfaſſer die anonym herausgekommenen:

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. N. A. 1832.

Mit Allem ausgerüſtet, was Anſpruch auf Dichterruhm geben kann, mit der redlichſten Geſinnung erfüllt, kämpfend und leidend für Wahrheit und Recht, hat Anaſtaſius Grün doch einen Weg eingeſchlagen, der, wenn ihn Viele nachahmend betreten, wie das bereits geſchehen iſt, zu großen Verirrungen führen muß. Der Schade, welcher dadurch der freien Ausbildung und Fortgeſtaltung der Poeſie in Deutſchland erwachſen kann, iſt nicht zu berechnen und es ſcheint uns eine unerläßliche Pflicht, dies in einem Werke, welches der reinen, unbeſtechlichen Anerkennung alles Großen und Schönen in unſerer Nationalliteratur gewidmet iſt, unbeſchadet der innigen und ſtarken Verehrung, die wir der Individualität dieſes Dichters zollen, wenigſtens anzudeuten. Ehe wir es jedoch ausſprechen, muß den vortrefflichen und ſeltenen Eigenſchaften, wie ſie Anaſtaſius Grün in nicht geringem Maaße beſitzt, ihr volles Recht widerfahren. Dieſe ſind eine Tiefe und Wärme des Gefühls, wie ſie nur einem Gemüthe eigen ſeyn können, welches einen unverſieglichen Quell von Liebe in ſich ſchließt; Reichthum der Phantaſie, ſich in den kühnſten, farbenſatteſten Bildern offenbarend und doch von ruhigſter Beſonnenheit verwaltet und angewendet, eine zauberhafte Anmuth der Sprache neben außerordentlicher Kraft und die durchgebildetſte Vollendung der Form, die überall den vollkommenen Meiſter beurkundet; kurz was ein gütiges und günſtiges Geſchick dem Erdenſohne, den es zum Dichter beſtimmte, bei ſeiner Geburt nur in die Wiege legen kann, das iſt ihm zu Theil geworden und er hat ſich mit gewiſſenhaftem Eifer bemüht, alle jene Gaben auf das Pflichtgetreueſte auszubilden. Das jetzige Deutſchland hat daher vollkommen Recht, wenn es einen ſeiner bedeutendſten lyriſchen Dichter in ihm erkennt und begrüßt.

Die Klage, welche Goethe einmal ſo entſchieden über und gegen den Verfaſſer dieſer Zeilen äußerte*), daß die jetzige Zeit an einer allgemeinen Krankheit, der Subjectivität leide und unſere Nation daher im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffen ſey, muß bei dieſem Dichter auf das Entſchiedenſte wiederholt und ausgeſprochen werden. Er hat den Culminationspunkt dieſer Richtung erreicht. Krank von dem Jammer unſerer Tage, der ſein großes, reiches Herz erfüllt und peinigt, giebt ihm die Welt der Objecte, die er mit dichteriſchem Auge in ſich aufnimmt, mit dichteriſcher Hand ordnet und zurecht ſtellt, nur Gelegenheit, ſein Ich mit all dem ganzen Farbenſpiel ſeiner Empfindungen, deren Mehrzahl trübe iſt, in ſeinen Poeſieen vorzuführen; daher ſchafft er, wie es der Poet ſoll, keine Welt, er reproducirt nur eine längſt erſchaffene, begränzte, einfarbige, von ihm ſelbſt nicht mit voller Freiheit aufgefaßte, die ſeines leidenden Innern, und da er ſelbſt bei ſeinem reichen Geiſte das fühlen muß, ſo bietet er alle Schätze und Kräfte ſeiner Phantaſie auf, um durch den ſchönſten äußeren Schmuck der Bilder, durch die Anmuth und Mannichfaltigkeit des Gewandes, in das er ſeine Gedanken hüllt, durch die überraſchendſten Wendungen, mit denen er ſeine Ideen uns vorführt, dieſen großen Mangel zu verdecken.

---

*) S. Eckermann, Geſpräche mit Goethe. Leipzig 1836. Th. I. S. 237 fgde.

Seine Poeſien ermangeln daher der Geſundheit; dieſe werden wir an ihm deſto ſchmerzlicher vermiſſen, je mehr er uns zu gewähren vermag, je mehr er uns durch den Zauber ſeiner Rede zum Mitgefühl und Mitleid hinreißt. Wird aber dieſe Weiſe, dieſe Verhüllung der Krankheit durch Glanz, der gerade jetzt, wo Alles ſich von der freien Natürlichkeit abzuwenden droht, leichter noch beſticht, vorherrſchend in der Geſchmacksrichtung und von minder begabten Schülern, die ſich um dieſen eigenthümlichen Meiſter reihen, nachgeahmt, ſo müſſen dieſe, um die Leere ihres Innern zu verdecken, Gegenſtände und Gedanken in den Kreis der Poeſie hineinziehn, welche der Natur derſelben durchaus fern liegen und wir treten in der lyriſchen Poeſie einer Periode entgegen, die hinſichtlich ihrer Verirrungen und ihres falſchen, unnatürlichen Geſchmackes noch verderblicher wird, als es je die Periode der Hoffmannswaldau-Lohenſtein'ſchen Unnatur geweſen ſeyn kann.

Der Thurm am Strande.*)

1.

Ich lag im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer,
An Iſtriens vom Lenz umblühtem Strande;
Der Himmel quoll in abendroſ'gem Schimmer,
Das Meer erglomm im purpurrothen Brande.

Sie wollen flammend beyd' in Eines fließen,
Nicht ſieht das Aug', wo Meer und Luft ſich trennen,
Wie ſich zwei Lippen an einander ſchließen
In Einem ew'gen Liebeskuß zu brennen.

Von Liebe wollen Flur und Hain erzählen,
Das iſt rings ein Erröthen, Flüſtern, Koſen!
Die Wellen hüpfen an's Geſtad' und ſtehlen
Sich flüchtig Küſſe von des Strandes Roſen.

Sie legen Nachts gar heimlich und behende
An's Land der Muſcheln farbenreich Geſchmeide,
Daß Morgens an der Liebe zarter Spende
Der Roſen Aug' ſich beym Erwachen weide.

Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willſt du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein ſagen?
Mich dünkt es, deine morſchen Quadern lallen
Ein böſes Lied aus alten, böſen Tagen!

Dein Antlitz blickt ſo ernſt, als ob es zürne,
Und finſtres Moos iſt dämmernd drauf zu ſchauen,
Wie auf des Denkers tiefgefurchter Stirne
Die dunklen und gedankenſchweren Brauen.

Wohl dämmert's in dir von Erinnerungen,
Wie Schuldbewußtſeyn in des Sünders Herzen,
Du finſterer Geſelle, rings umſchlungen
Von roſ'gen Schäkern und verliebten Scherzen!

Ob deinem Thor ein Wappen, moosumwoben!
Ein Löwe iſt's, das Evangelium haltend!
Venedig, ha, dein Leu! Wohl muß ich loben
Des Sinnbild's Wahl, dein ganzes Seyn entfaltend!

Der Mähne Königsmantel ſchüttelnd, Leue,
Doch nicht verläugnend das Geſchlecht der Katze!
Das heil'ge Buch des Glaubens und der Treue
Erhoben hoch, — doch in bekrallter Tatze!

Großmüthig, wenn geſättigt ſchon vom Morden,
Und ſanft, wenn du gebändigt mußt erliegen,
Dein Thron die Kluft, drin nie es Tag geworden,
Und doch voll Glanz und Ruhm und Kraft und Siegen!

Sprich, und was wollteſt du am Thurme dorten?
Ich ahn's, ein Kerker war's! Als Kerkermeiſter
Hat ſich der Leu gelegt vor ſeine Pforten,
Denn gern in Haft hielt Leiber er und Geiſter!

Sieh hin jetzt: du zertreten, er zerſchlagen!
Sieh ſelbſt dein Werkzeug: Ketten, Eiſenſtangen
Im Purpurſchmuck des Roſt's, am Siegeswagen
Der Freiheit, als entthronte Zwingherrn prangen!

Selbſt in die Quadern, die den Thurm dir trugen,
Iſt einſt der Freiheit friſcher Hauch gefahren,
Daß ſie in wilder Luſt aus ihren Fugen,
Sich ſelbſt entknechtend, taumelten in Schaaren!

Die Klagen, die ſie hörten, tönen wieder
Aus ihrer Marmorbruſt, der ſchmerzgeweihten;
Es ſenkte drauf ſich dunkler Epheu nieder,
Die immergrüne Elegie der Zeiten.

Ein Oelbaum ſprießt nicht fern, den Schutt verſchönernd,
Und Roſen rankten dran die jungen Triebe;
Zur Menſchenſaat des Haſſes pflanzt verſöhnend
Natur ſo gern den Frieden und die Liebe.

Doch wie die Lüfte flüſtern heimlich leiſe,
Und wie die Wellen rauſchen auf und nieder,
Wehn aus den Trümmern, ſtill, in düſtrer Weiſe,
Zu mir herüber des Gefangnen Lieder:

2.

„Ich war beſcheidener Sonnettendichter,
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebundne Rede meiſternd wohlbedächtig,
Gebundner Hände jetzo minder mächtig.

Da lieg' ich nun gleich einem ſchlechten Verſe,
Verrenkt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferſe,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In übler Form verwiſcht die ſchönſten Keime!

Vor'm Thor San Marco's hielt ich Sieſta gerne,
Betrachtend irdiſche und Himmelsſterne;
Einſt ungefähr, vertieft ganz in ihr Blitzen,
Blieb einer Prozeſſion im Weg ich ſitzen.

Einſt in Fenice's höchſtem Logenrange
Sah ich ein ſchönes Kind mit heitrer Wange;
Ich flog empor, — da ſaß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derſelben Loge!

Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren
Kein andrer Reim juſt ein, als: Midasohren!

Die Reime, traun, ſind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich ſie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonnette
Gäb's keinen beſſern Reim mehr, als: die Kette!“

3.

„An's Meer, gleich dieſem, baut die Kerker alle!
Ringsum nur Meer, endloſer Himmel drüber!
Setzt eures Sklaven enge, dunkle Halle
Der Freyheit und Unendlichkeit genüber!

Daß, wenn er ſchuldig, ſelbſt der Wellen Koſen
Ihm Nachts und Tags von ſeiner Schuld erzähle,
Und fort und fort ihm laut der Brandung Toſen
Des Herrn Gerichte donnre in die Seele!

---

*) Aus: Schutt, Dicht. v. Anaſt. Grün.

Daß, wenn er ſchuldlos, nicht an's Ohr euch dringe,
Euch nicht den Schlummer ſtöre ſeine Klage,
Daß ſie des Meeres Rauſchen ganz verſchlinge,
Daß ſie des Windes Flügel weiter trage!

Ich klimm' empor zum hohen Fenſterbogen,
Und kralle feſt mich an des Gitters Stäben!
Ha, endlos ſeh' den Ocean ich wogen,
Nur fern, gar fern ein weißes Segel ſchweben!

Ach, meiner Freyheit Bild! Nicht flieh ſo ſchnelle!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es raſten,
Es ſchwebt als Möwe über dunkler Welle
Und klammert ſchreyend ſich an deine Maſten!“

4.

„Ihr, denen in die Hände ward gegeben,
Wenn ſich's die Händ' etwa nicht ſelbſt genommen,
Das Recht, zu ſchalten über Menſchenleben,
Kennt ihr des Menſchenlebens Sinn und Frommen?

Ich rath' euch, wallt aus eurer goldnen Klauſe
Einmal hinaus in Frühlings Sonnenblicke,
Doch laßt mir fein den Doctorhut zu Hauſe,
Die grüne Brille, Codex und Perücke!

Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget
Ein leiſer Abglanz ſchlich in eure Seele,
Dann iſt es Zeit, dann weilet nicht, und ſorget
Daß Flinte, Beil und Meſſer euch nicht fehle.

Seht dort den Roſenſtrauch im Duftmeer fluthen!
Das Meſſer her, vom Stamme ihn zu trennen! —
Er liegt im Staub, und ſcheint nun zu verbluten
Aus ſo viel Wunden, als da Knoſpen brennen.

Seht ihr die Lerche hoch im Frühroth ſchwimmen?
Das Feuerrohr herbey, und ſtreckt ſie nieder! —
Vor euch im Raſengrün mit leiſem Wimmern
Verſiegt die holde Quelle ſüßer Lieder.

Seht dort der Linde Haupt die Wolken grüßen!
Die Axt herbei, den Stamm ihr zu zerklüften! —
Da liegt die Rieſenleiche euch zu Füßen,
Ihr Sterberöcheln iſt ein ſüßes Düften.

Und will euch Wehmuth nun in's Herz, ſo lenket
Heimwärts den Pfad, und nehmt an eurer Schwelle
Den Säugling aus der Gattinn Arm, und ſenket
Eu'r ſinnend Haupt zu ſeiner Lockenhelle.

Und denkt des Baum's, zerſpellt zu todten Trümmern,
Und denkt der Knoſp', erblaßt im Todesbeben,
Und denkt des Liedes, aufgelöſ't in Wimmern,
Und ahnt es leiſe, was ein Menſchenleben!“

5.

„Das grauſe Königsſpiel will ich nun ſpielen,
Und laden vor Gericht nun meine Richter!
Es drückt das goldne Zepter euch nur Schwielen,
Doch hoch empor das ſeine ſchwingt der Dichter!

Ihr könnt die Ebenbürtigkeit nicht tadeln
Des Geiſt's in mir, ihr ſtolzen Purpurträger!
Er wird zum Throne dieſen Schemel adeln
Und vor die Schranken rufen eure Kläger!

Da ſprach die Kette meines Arms: Bey Erzen
Schlief einſt ich ſanft und tief in ew'gen Nächten!
Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
Solch unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern ſprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herrn einſt mit als Felſenſäulen!
Was habt ihr uns geſchmettert aus den Fugen,
Zu hören dieſes Armen Klage heulen?

Des Bettes Diele ſprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höhn zu ſäuſeln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dieß Herz jetzt an mich pochen höre!

Vor'm Fenſter eine Lerche klagte bitter:
Was zeigt ihr mir, der Freyheitſeelen einer,
Der Knechtſchaft gelb Geſicht durch ſchwarzes Gitter,
Und eine Seele, ach, ſo frey, gleich meiner!

Es ſprach mein Herz: Euch freut was mannigfaltig,
Doch ein Gepräg' nur wollt ihr für Gedanken!
Ihr liebt die Blumen, weil ſie vielgeſtaltig,
Doch darf nicht frey das Herz Gefühle ranken!

In plumpe Feſſeln wollt den Geiſt ihr ſchlagen,
Der gottgeſandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt ſie nicht jagen,
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen! —

Und nun vernehmt den Urtelsſpruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn alſo richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unſterblichkeiten!

Nur erſt geſellt er ſeine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen;
Es raſſeln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie ſeiner Ketten Klirren eure Namen.“

6.

„Durch meines Kerkers Eiſengitter rangen
Sich meine Blick' empor zum Himmel droben,
Den Ball des Mondes ſah ich leuchtend prangen
Vom goldnen Kranz der Sterne rings umwoben.

Da klang's aus ihnen in mein Herz, und keimte
Gleichwie ein kindiſch Märchen alter Tage,
Bevor der Götter Schaar die Erde räumte
Dem Menſchenvolke von gemein'rem Schlage.

Es war ein Rieſ' einſt, hochgewaltig, tüchtig,
Der ſprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,
Doch biſt du mir zu wanderluſtig, flüchtig,
Und ſollteſt fein an feſtem Wohnſitz kleben.

Nicht übel ſtündeſt du mir über'm Bette
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!
Er ſpricht's und ſchmiedet eine goldne Kette,
Und hängt den Mond dran auf am Himmelsdache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,
Und klingend riß die Rieſenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer raſch zerſpalten
Weithin geſä't, die goldnen Splitter ſtoben!

Und ſieh, als Sterne ſind ſie dort geblieben,
Da leuchten ſie in's Herz mir ihre Kunde;
Als Freyheitshymn', in goldner Schrift geſchrieben
Tief auf des Himmels dunklem, ew'gen Grunde. — —

Es flüchtet gern mit ſeinen ſtillen Schätzen
Das Menſchenherz in die geſtirnte Ferne;
Es will der Mann in Feſſeln gern verſetzen
Selbſt ſeine Ketten in die ew'gen Sterne.“

7.

„War einſt ein König, der hielt liebumfangen
Den Leib der Königin, der ſchönen jungen!
Ob Aug' in Aug' und Hand in Hand auch hangen,
Er hätte gern noch feſter ſie umſchlungen!

Des Gartens Roſen formt er da zur Kette,
Die hält ihr Haupt in ſüßer Haft umwunden.
So ward aus Roſen einſt die erſte Kette,
So ward von Liebe einſt die Kett' erfunden.

Zwey Königskinder ſind's, die dort zu Ringen
Der Wieſenblumen ſchlichte Halme runden,
Mit ſolchen Feſſeln ſpielend ſich umſchlingen;
Und ſo hat Lieb' die Kette fortgewunden.

Den Tempel ſieh, wo Prieſter um die Wette
Mit Myrt' und Roſ' Altar und Säul' umwunden!
So hat die Liebe feſt mit ihrer Kette
Den Himmel an die Erde ſchön gebunden.

Todt ſind das Königspaar, die Kinder, Prieſter!
Doch Kränze ihren Aſchenkrug umkoſen!
So band den Staub des Grabes, welk und düſter,
Der Liebe Kette an des Lebens Roſen.

Da ſah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,
Das, was ſie liebt, noch feſter zu umwinden!
Er formt, — aus Erzesblüthen, — nach die Kette,
Noch feſter, was er haßt, an ſich zu binden!

Doch von Guirlanden ſcheint mein Arm umwunden,
Gleich Blumen flüſternd mir die ſchöne Mähre;
Wie ſelbſt im Haß ein Fünkchen Lieb' entzunden,
Wie ſelbſt der Haß bey Lieb' einſt ging in Lehre."

8.

„Gebt mir ein Buch! — Sie wollen kein's mir gönnen!
So mag mein Aug' im Buch des Himmels blättern,
Das dem Gefangnen ſie nicht rauben können,
Und leſen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!

Ich ſeh' den Aether rein und leuchtend blauen,
Und ſeh' das Abendroth in Flammen zittern,
Draus mild der Englein Thränen niederthauen,
Ich ſeh's, — doch aus des Kerkers Eiſengittern.

Seh' ziehn die Wolke mit der Bruſt voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne ſich im goldnen Wirbel regen,
Ich ſeh's, — doch durch des Kerkers Eiſenſtangen.

Ich ſeh' die Morgenwolke leuchtend ſteigen,
Und mitleidsvoll der Roſen Bild und Reize,
Die längſtentbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich ſeh's, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.

Ich ſah die Wetter, die nun ausgeſtritten,
Ich ſeh' den Regenbogen flammend ſchweben;
Des Himmels lichter Grund doch iſt durchſchnitten
Ach, von des Kerkergitters ſchwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die ſchönſten Stellen, heiligſten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit ſchwarzem Strich durchkreuzt von Menſchenhänden."

9.

„Wie eine Roſe ausſieht, wüßt' ich gerne!
Wohl wußt' ich's einſt, doch hab' ich's, traun, vergeſſen!
Denn zwiſchen mir und jenes Frühlings Ferne
Dehnt längſt der Knechtſchaft Nacht ſich unermeſſen!

Ich ſah die Roſe einſt in einem Garten,
Durch den die Spiele meiner Kindheit flogen;
Ich ſah ſie einſt auf flatternden Standarten
Der Heere, die zum blut'gen Kampfe zogen.

Ich ſah ſie einſt im Dom vor'm Brautaltare
An einer Jungfrau Herz ſich zärtlich ſchmiegen;
Ich ſah ſie einſt in meines Vaters Haare,
Als Tod ihn auf den Schragen ſtreckte, liegen.

Ich ſah, wie an der Bruſt der Mörder einer
Sie mit zur Richtſtatt führt' im Sünderwagen;
Fürwahr, ich wollt' ich ſäß' im Karr'n ſtatt ſeiner,
Daß ich die Roſe könnt' am Herzen tragen!"

10.

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre
Und hielt ſie lang vor's Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein ſtiller Zauber wäre
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben ſtieg vor meinen Blicken!
Ha, wie ſie flüſternd durcheinander gaukeln,
Geſchäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen ſchaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Iſt, Silberkähnen gleich, dieß Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen ſpringend,
Es ſind der Meeresgöttinn Dienerſchaaren.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüberhin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Flügel,
Und von Geſang die Kehlen überthauend!

Die Wälder ſäuſeln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Burſch' und Dirne ſich im Reigen ſchwingen,
Und ſelbſt die Blüthen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfraun nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich faſſe einen, um in eines ſüßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu ſchmiegen; —

Da raſſelt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entſinkt die Aehre! — —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einſt ſo elend wäre!"

11.

„Sie haben aus der Erde mich geſtoßen,
Und nur ein Stücklein Himmels mir gelaſſen,
Soviel vom Kerkerfenſterlein umſchloſſen
In ſeinen Eiſenrahmen wollte paſſen!

Des Menſchen Blick und Wort darf mich nicht laben,
Ich ſeh' ein Antlitz nur auf weiter Erde,
Das deine, Graukopf, fütternd deine Raben,
Daß ihre Kette nicht zu locker werde!

Die Zeit hab' ich begraben und vergeſſen,
Ich zähle nicht der Knechtſchaft bange Stunden!
Nur reinen Waitzen mag der Landmann meſſen,
Doch nicht das Unkraut, das er drin gefunden!

Ich weiß nicht, wann es Lenz! Ich darf nicht ſehen
Die Roſen glühen und die Blüthen blinken,
Die grüne Wieſ' in duft'gen Halmen ſtehen,
Und in den Schooß ihr goldne Früchte ſinken!

Ich ſeh' den Herbſt nicht an den Blumen rütteln,
Ach, wie mich welke Blätter ſelbſt erfreuten!
Ich ſeh' ihn nicht das Laub der Wälder ſchütteln
Als Sand in's Stundenglas der Jahreszeiten!

Ich ſah die Zeit, den rüſt'gen Falken, ſteuern
Einſt hoch ob mir, mit klingendem Gefieder!
Doch mit durchſchoſſ'nem Flügel, matt und bleyern,
Sank er vor meines Kerkers Pforten nieder."

12.

„Ich ſchaute Bilder einſt von Sudlerhänden,
Da hatten Mond' und Sonnen Mund und Naſen,
Da ſah den Sturm ich hinter Wolkenwänden
Als wind'gen Jungen volle Backen blaſen.

Ein übler Maler iſt der Schmerz, gleich ihnen,
Denn, blick' ich auf aus dieſen Finſterniſſen,
Seh' ich nur fromme, heil'ge Menſchenmienen
Als Sterne, Sonn' und Mond vom Himmel grüßen.

O Menſchenantlitz! Wundervoller Spiegel,
Vom lauen Hauch der Gottheit leis umfloſſen!
Du heilig Buch, in deſſen Purpurſiegel
Des Himmels ew'ge Räthſel tief verſchloſſen!

Dein Antlitz nur blieb mir, mein Kerkermeiſter!
Doch iſt der Spiegel unpolirt befunden,
Das ſchöne Buch verklebt mit ſchnödem Kleiſter,
Und, ach, in Fell unſaubren Thier's gebunden.

Und dennoch, was verloren ich mit Beben,
Ich leſ' es drin, in altem Glanze tagend!
All was ein Antlitz nur vermag zu geben
Gibt deines mir, wenn Alles gleich verſagend!

Wie, als der Lava ſchwarze Kruſten ſprangen,
Das heitre Bild des Liebesgott's draus blickte,
So find' im Furchenſchutte deiner Wangen
Das Lächeln ich, deß Glanz mich einſt entzückte.

Die Wolken deiner Stirne müſſen ſinken,
Ich laſſe reinen, lichten Himmel tagen,
Drauf der Gedanken Stern' und Sonnen blinken
Und kühn gewalt'ge Regenbogen ſchlagen.

Die Augen dein, im Zauberſchlaf ſeit Jahren,
Zween Bären gleich in buſch'ger Höhle ſitzend!
Den Bann löſ' ich! Sie werden, was ſie waren:
Zwey Königskinder, in Demanten blitzend!

Dein Mund, verſperrt wie dieſes Kerkers Pforte,
Er thut ſich auf nun als Triumphesbogen,
D'raus die geharn'ſchten Sieger: Ernſtesworte,
Bekränzte Jungfraun: Liebesworte, wogen.

Dein Buſen, klanglos wie die dürre Scholle,
Wölbt ſich zum Dom voll ſüßer Liedertöne;
Aus deines Leib's formloſer Felſenrolle
Entſteigt der delph'ſche Gott in ew'ger Schöne!

Selbſt deiner eh'rnen Hand kann ich nicht zürnen,
Wenn ſie die Feſſeln prüft, ob ſie nicht weichen;
Ich ſeh' ſie Kron' und Lorber würd'gen Stirnen
Und mild ein labend Brod der Armuth reichen.

Du finſtrer Schließer dieſer ird'ſchen Hölle,
Wie jauchzt mein Herz bey deiner Schlüſſel Klingen;
Du biſt Sankt Peter mir, vor dem zur Stelle
Weitauf die Pforten meines Himmels ſpringen!

O bleib', daß dir in's Antlitz ſtill ich ſchaue,
Mein durſtig Aug' am Quell des deinen labe,
Daß aus den Trümmern ich den Tempel baue,
Und aus dem Schutte meine Götter grabe."

13.

„Glückauf, ein Jahr der Haft vorbey! denn winken
Seh' ich ein grünes Blatt am Fenſterrande;
Gottlob, 's iſt wieder Lenz! Schon will mich's dünken,
Als ſchaut' ich weit in ſonn'ge Blumenlande!

Ich höre klingen die kryſtall'nen Bronnen,
Den Sproſſer flöten zwiſchen duft'gen Ranken!
In's Kerkerdunkel glänzen Frühlingsſonnen!
Dir, ſtilles, grünes Blättlein, muß ich's danken!

Doch wehe, weh'! Des Epheu's ſtarr Gewinde
Hab' ich geſehn ſtatt ſaft'gem Lenzgeſträuche,
Ach, ſtatt des Frühlings roſ'gem, friſchen Kinde,
Nur ſeine Mumie, die immergleiche!

Des Epheu's Ranken grünen Feſſeln gleichen,
Und mit dem Schergen ſteht er längſt im Bunde;
Daß nicht des Kerkers Steine lockernd weichen,
Schlingt ſeine Arm' er um des Thurmes Runde!

Sein bittres Amt dem Wächter zu erſparen,
Nach mir zu ſchielen durch des Fenſters Raine,
Kroch er heran, mühvoll, vielleicht ſeit Jahren!
Indeß nach einem einz'gen Lenz ich weine."

14.

„Frey, frey bin ich! Die Knechtſchaft iſt zu Ende!
Das offne Thor, ha, wie mich's faſt erſchreckte!
Wie ungelenk jetzt feſſelfrey die Hände,
Die einſt in Ketten leicht zu Gott ich ſtreckte!

Frey, frey bin ich! Die Feſſeln ſind gefallen,
O Licht, wie blend'ſt du meine Augenlieder!
Frey darf ich durch den Garten Gottes wallen
Und ſtürzen an die Herzen meiner Brüder!

Reicht eure Hände mir! — doch, ach, wie ſollen
Sie dringen durch der Gräber grüne Decken!
Und die Lebend'gen fliehn, denn nimmer wollen
Sie mit des Sklaven Handſchlag ſich beflecken!

Wohlan, ſo will ich ſelber denn erringen
Mir neue Liebe und ein neues Leben!
Noch fühl' ich Jugendkraft den Arm beſchwingen,
Der Jugend Locken noch um's Haupt mir ſchweben!

Da nahm mein Todfeind ſchweigend mich am Arme,
Und ſtellte mich vor einer Quelle Spiegel:
O weh, mein Haupt eisgrau, daß Gott erbarme!
Auf Wang' und Stirn der Knechtſchaft Furchenſiegel! —

Und ſo iſt ungeſehn und ohne Grüße
Mein Lenz gewallt durch meines Kerkers Grauen;
Die Hülle tiefer, ew'ger Finſterniſſe
Ließ mich die leuchtende Geſtalt nicht ſchauen!

Empfang', o Kerkerknecht, dieß Herz jetzt wieder,
Als Blume, die gewöhnt an deine Schatten!
In dich als Marmorurne leg' ich's nieder,
Im Grabgewölb' der Zeit euch zu beſtatten."

15.

— Und ſtill verklingen des Gefangnen Lieder,
Die Wellen wimmern, fahle Wolken reiſen;
Da jauchzt es unfern mir, und jauchzet wieder,
Und ſingt, mir faſt zur Unzeit, luſt'ge Weiſen.

Mir naht ein Greis mit ſilberweiſen Haaren,
Doch Morgenroth des Frohſinn's auf der Wange;
Ey ſeltne Nachbarſchaft! Wie Roſenſchaaren
Umblühend Gletſchereis am Alpenhange!

Willkommen Greis! Du mußt wohl Kunde wiſſen
Von dieſem düſtern, grauenvollen Hauſe,
Wer einſt geächzt in ſeinen Finſterniſſen?
Weß Ketten klirrten durch die dunkle Klauſe?

„Geächzt hat Niemand als die Wetterfahne,
Wenn ſie der Wind gedreht im ſpröden Gleiſe!
Geklirrt hat nichts hier, als von dem Altane
Die Becher all' in luſt'ger Brüder Kreiſe!

„Ein Leuchtthurm war dieß Haus in alten Tagen,
Zerfallen nun, ſeit dort gebaut der neue;
Anſtatt des Invaliden, lahmgeſchlagen,
Trat der Rekrute in die offne Reihe.

„Ich war ſein Wächtersmann, der wohlbeſtallte,
Gottlob, daß Pech und Wein dem Land nicht fehlen!
Ha, wie wenn Wind und Wetter pfiff und hallte
Geflammt die Leuchten und gejauchzt die Kehlen!"

So ſprach der Greis; noch leuchtet des Gelages
Erinnerung um's Haupt dem alten Zecher,
Wie durch der Dämm'rung Grau Nachglanz des Tages,
Wie Reſte Rebenblut's durch leere Becher. —

So ſang ich in des Lichtes Heiligthumen
Von Finſterniſſen und verdorrten Lenzen!
Der Gärtner zieht zu Wonn' und Luſt die Blumen,
Und, ach, verbraucht ſie oft zu Todtenkränzen!

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überſchattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Verglommen mählich iſt die Abendröthe,
Es ſenkt die Nacht des ſchwarzen Mantels Schwere
Rings um die Trümmer und die Blumenbeete,
Und über weites Land und ew'ge Meere.

Da läßt der Himmel Mond und Stern' erglimmen,
Da glühn am Golf empor des Leuchtthurms Flammen;
Licht! Licht! ihr Loſungswort, das große, ſtimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Menſch zuſammen.

Karl Heinrich Grumbach

ward am 20. Januar 1790 zu Merſeburg geboren, ſtudirte nach erhaltener Vorbildung Theologie in Leipzig und verweilte dann einige Zeit als Privatlehrer in ſeiner Vaterſtadt. Er erhielt darauf das Diakonat und Rektorat zu Ortrandt in der preußiſchen Oberlauſitz, 1823 die Predigerſtelle zu Staritz und 1831 das Amt eines Oberpfarrers zu Mühlberg, wo er ſich gegenwärtig noch befindet.

Von ihm erſchien:

Mnemoſyne. Leipzig 1811—1813.
Anthodoron. Leipzig 1811.
Dichteriſche Proben. Merſeburg 1818.
Darſtellungen aus der Gemüthswelt. Leipzig 1820.
Der Führer durch das Thal. Leipzig 1826.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Leipzig 1826.
Der Garten der Tugend. Leipzig 1827.
Kinderreiſen. Leipzig 1827.
Gymnaſion. Leipzig 1827.
Mittheilungen aus der Bilderwelt. Leipzig 1827.
Scherz und Ernſt. Leipzig 1828.
Siona, der Weg zu Gott. Leipzig 1829.
Das Morgenſtündchen. Meißen 1829.
Scherz und Ernſt. Leipzig 1829.
Immortellen. Meißen 1830.
Kinderlieder. Meißen 1831.
Die Reiſemappe. Meißen 1831.
Sulamith. Meißen 1832.
Einzelne Kinderſchriften u. ſ. w.

Ein höchſt gemüthlicher, von ſeinem Berufe begeiſterter religiöſer und ascetiſcher Schriftſteller, deſſen Werke ſich allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. — Seine Schriften für die Jugend ſind eben ſo werthvoll und nicht minder verbreitet, da er zu ſeinen kleinen Leſern eben ſo anziehend und faßlich als nützlich und belehrend zu reden weiß. —

Juſtus, Freiherr von Gruner

ward am 28.Februar 1777 zu Osnabrück geboren, ſtudirte zu Halle, verließ aber dieſe Univerſität in Folge von Zwiſtigkeiten mit dem in Halle commandirenden Prinzen von Braunſchweig und begab ſich auf Reiſen. Im Jahre 1802 ward er Kammerrath in Oehringen, 1805 aber Director der Kriegs- und Domainenkammer in Poſen, und 1809 Polizeipräſident in Berlin. Zum geheimen Staatsrath ernannt, jedoch durch ſeine Stellung den Franzoſen verdächtigt, nahm er 1811 ſeine Entlaſſung und ging nach Böhmen, wo er Verbindungen zum Sturze Napoleons anknüpfte. Er ward deshalb in Prag arretirt und nach Peterwardein gebracht. Erſt 1813 wieder frei gelaſſen, war er während des Befreiungskrieges längere Zeit Generalgouverneur am Rhein und dann Platzcommandant zu Paris. Im Jahre 1815 ward er von ſeinem Könige in den Freiherrnſtand erhoben und als Geſandter (1816) nach der Schweiz geſchickt. Er ſtarb im Bade zu Wiesbaden am 8. Februar 1820.

Er gab heraus:

Verſuch über Strafen. Göttingen 1799.
Leidenſchaft und Pflicht. Berlin 1800.
Verſuch über Sicherungsinſtitute. Frankfurt 1801.
Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. Frankfurt 1802.
Proclamationen an die Deutſchen, während des Befreiungskrieges u. ſ. w.

Mehr als durch ſeine anderen, übrigens ſehr geiſtreichen Schriften, zeichnete ſich G. in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht durch ſeine vortrefflichen Proklamationen aus, in welchen er Kraft, Feuer und Fülle der Begeiſterung verband und den wahren und einzig richtigen Ton zu treffen wußte, ſo daß ſie ſich einer außerordentlichen und nachhaltigen Wirkung erfreuten.

Otto Friedrich Gruppe

ward am 15. April 1804 in Danzig geboren, widmete ſich Anfangs dem Handel, entſagte aber dieſem Berufe wieder und begann jetzt ſeine Studien auf dem Danziger Gymnaſium, die er dann auf der Univerſität zu Berlin fortſetzte und beſchloß. — Seit dieſer Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin mit poetiſchen und kunſtphiloſophiſchen Arbeiten beſchäftigt.

Von ihm erſchien:

Alboin, König der Longobarden. Berlin 1830.
Theudelinde, Königin der Longobarden. Berlin 1830.
Die Winde. Leipzig 1830. N. A. 1832.
Antäus, Briefwechſel über ſpeculative Philoſophie. Berlin 1831.
Ariadne, die tragiſche Kunſt der Griechen u. ſ. w. Berlin 1834.
Gedichte. Berlin 1835.
Lyriſches Schatzkäſtlein. Berlin 1836.
Einzelne Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Ein ſchönes und reiches Talent, ausgerüſtet mit Phantaſie, Kraft, Fülle und Schärfe der Gedanken und Glanz der Darſtellung, in zwiefachen Richtungen, der rein ſchaffenden, wie der kritiſchen, Bedeutendes verſprechend und, theilweiſe ſchon leiſtend: namentlich verdient die lebhafte und gewandte Weiſe ſeiner Kunſtbetrachtungen, welche von guten Kenntniſſen unterſtützt und gehoben wird, die vollkommenſte Anerkennung. —

Gedichte von Gruppe*).

Die guten Zeugen.

Gieb mir die Hand, den Berg zu ſteigen!
Sie gab ſie, und ſo ſtiegen wir,
Umwölbt von dunkeln Buchenzweigen;
Mir ſchlug das Herz, das Herz ſchlug ihr.

Wir ruhten aus am ſtillſten Orte,
Wo Linden eine Laube baun:
Ach, mir verſagten alle Worte,
Mir fehlte Muth ſie anzuſchaun.

---

*) Aus: O. Fr. Gruppe's Lyriſches Schatzkäſtlein.

Doch auf der Höhe, welche Wonne,
Im Angeſicht von Land und Meer,
Des offnen Himmels und der Sonne,
Die Winde wehten friſch daher:

Da brachen wir das ſchwüle Schweigen,
Da ward umarmt, gedrückt, geküßt:
Ich meine, daß vor guten Zeugen
Dort unſer Bund geſchloſſen iſt.

Poſt im Walde.

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer ſtiller Nacht;
Die Paſſagiere ſchlafen,
Der Poſtillion fährt ſacht.

Beim Förſterhaus im Walde
Was bläſt der Poſtillion?
Die Paſſagier' erwachen
Und meinen, es wär' Station.

Er bläſt ſo ſanfte Lieder
Zum Fenſter klar empor,
Es hallt der Wald ſie wieder,
Und kommt der Mond hervor.

Ja ſcheine Mond in's Fenſter
Des Liebchens hold herein:
Da zieht durch ihre Träume
Poſthorn und Mondenſchein.

Auf der Brücke.

Als ob es Wallfahrt wäre
In's off'ne Himmelreich,
So ſtrömen Menſchenheere,
Froh und geſchmückt zugleich.

Sie ziehen auf der Brücke,
Sie ziehn zum Thor hinaus;
Ich geh' allein zurücke,
Ich geh' allein zu Haus.

Ich glaub' es wird noch regnen,
Der Himmel dunkelt ſich —
Gott, muß ich ihr begegnen!
Gott, ſie erblickte mich!

Schad' um die ſchönen Kleider,
Wenn Regen ſie verfärbt —
Schad' um ein Herz, das leider
Der Plunder hat verderbt.

Ja fallt vom Himmel alle,
Ihr grauen Tropfen, her,
Daß keiner ſieht, ob falle
Eine heiße Thräne mehr!

Gebrochnes Herz.

Die Roſen und die Nelken,
Und Flieder und Jasmin,
Die müſſen wohl verwelken,
Und müſſen wohl verblühn.

Die Lieb' iſt Gab' und Güte,
Die Lieb' iſt keine Pflicht,
Die Lieb' iſt eine Blüte —
Verblüht und bleibet nicht!

Die Roſen und der Flieder,
Und Roſen und Jasmin,
Die kommen alle wieder
Und werden wieder blühn.

Nur nicht die Lieb' und Treue,
Wenn ſie verloren iſt!
Und keimt kein Herz auf's neue,
Das ſchon gebrochen iſt!

Winter.

Die Morgennebel wallen nieder,
Es hebt der Wald ſich aus dem Duft,
Kein Hälmchen wankt, am Halsgefieder
Des Vogels ſpielt kein Hauch der Luft.

Kein Laut erſchallt: es würden fliegen
Die lockern Flocken von dem Baum,
Die auf den kleinen Aeſtchen liegen,
Und auf ſchlafmüder Vögel Flaum.

Nur ſchreitet einſam, ſcheu und leiſe
Und ſieht ſich um das junge Reh,
Behutſam auf des Waldbachs Eiſe,
Und drückt die Spur in dünnen Schnee.

Der Jäger, der weit trüben lauert,
Horcht nur der Waldesſtille zu,
Und ſetzt, da's ihm zu lange dauert,
Den ſchon geſpannten Hahn in Ruh.

Frühling.

O der blaue, blaue Himmel!
O das grüne, grüne Thal!
Gold'ner Würmchen bunt Gewimmel
In dem gold'nen, gold'nen Stral!

Und von allen Blütenbäumen
Woget ſüßer, ſüßer Duft,
Und in allen Himmelsräumen
Woget laue, laue Luft.

Offen ſtehn des Himmels Pforten,
Nieder ſtrömet ſel'ge Luſt,
Ueberall und allerorten
Blüht's und blüht in jeder Bruſt.

Um die Wette.

Alles grünet um die Wette,
Alles blüht und keimt und ſtrebt,
Alles paart ſich, was da lebt:
Ja wer nur ein Liebchen hätte!

Bäumchen müht ſich, daß es ſchatte,
Blümchen müht ſich um zu blühn,
Sonne müht ſich um zu glühn;
Alles ſpielt jetzt Weib und Gatte.

Alles paart ſich und will keimen,
Dichtern keimet manch' Gedicht,
Alles, was der Dichter ſpricht,
Paart ſich Wort mit Wort in Reimen.

Ja wer nur ein Liebchen hätte!
Mit der lauten Nachtigall,
Mit den Sängern überall
Säng' ich fröhlich um die Wette!

⁂

Die Trepp' hinunter geſchwungen
Komm' ich in vollem Lauf,
Die Trepp' empor geſprungen
Kommt er und fängt mich auf:
Und wo die Treppe ſo dunkel iſt,
Haben wir vielmal uns geküßt,
Und niemand hat's geſehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,
Da wimmelt's von Gäſten bunt,
Wohl glühten mir die Wangen,
Wohl glühte mir auch der Mund:
Ich meint' es ſäh' mir's jeder an,
Was wir da mit einander gethan —
Doch niemand hat's geſehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten
Und wollte die Blumen ſehn,
Ich konnt' es nicht erwarten
In den Garten hinaus zu gehn.
Da blühten die Roſen überall,
Da ſangen die Vögel mit lautem Schall,
Als hätten ſie's geſehen.

Das Mädchen ſpricht.

Schwalbe, ſag' mir an,
Iſt's dein alter Mann,
Mit dem du's Neſt gebaut,
Oder haſt du jüngſt erſt
Dich ihm vertraut?

Sag', was zwitſchert ihr,
Sag', was flüſtert ihr
Des Morgens ſo vertraut!
Gelt, du biſt wohl auch noch
Nicht lange Braut?

Andreas Gryphius.

Dieſer eigentliche Begründer des deutſchen Drama's ward den 2. October 1616 zu Großglogau in Schleſien geboren und nach dem Tode ſeines Vaters, eines angeſehenen daſigen Pfarrers, zu Frauſtadt und Danzig wiſſenſchaftlich erzogen. Er ſtudirte zu Leyden die Rechtsgelehrſamkeit und Philoſophie, disputirte daſelbſt und kam 1636 als Hauslehrer zu dem kaiſerlichen Pfalzgrafen Schönborner in Frauſtadt. Eine poetiſche Schilderung ſeines von den Gräueln des 30jährigen Krieges heimgeſuchten Vaterlandes veranlaßte ihn zu längeren Reiſen. Nachdem er 1637 von Schönborner zum Dichter gekrönt und in den Adelſtand erhoben worden war, beſuchte er alſo 1638 Holland und in Begleitung einiger junger Edelleute von 1644 — 1646 England, Frankreich und Italien, wodurch er in Bekanntſchaft und Briefwechſel mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit kam. Obwohl ihm in Folge deſſen mehrere Profeſſuren an Univerſitäten angeboten wurden, ſo nahm er doch lieber 1647 die Stelle eines Landſyndikus des Fürſtenthums Glogau an, trat 1662 unter dem Namen der *Unſterbliche* in die fruchtbringende Geſellſchaft und endete mitten in einer Verſammlung der Landſtände den 16. Junius 1664 ſein thätiges und verdienſtliches Leben am Schlagfluſſe.

Von ihm haben wir:

A. *Gryphii teutſche Gedichte.* Leiden 1639. Neue unächte Auflage Frankfurt 1650. 3. von ihm beſorgte und vervollſtändigte Ausgabe Breslau 1657. 4. Ausgabe Breslau und Leipzig 1663. 5. und letzte Ausgabe vermehrt von Criſtian Gryphius. Breslau und Leipzig 1698 in 8.

Mehrere der darin enthaltenen Dramen waren bereits früher einzeln erſchienen, die *Majuna* auch wirklich öffentlich gegeben worden, die drei bei ſeinem Tode unvollendet vorgefundenen Trauerſpiele aber, *Heinrich der Fromme*, *die Gibeoniter* und *Ibrahim* blieben ungedruckt. Kirchenlieder von ihm ſtehen in Cundusii „geiſtlichem Perlenſchmuck" Nürnberg 1713 und in einigen alten Geſangbüchern.

Treffend bemerkt Bouterweck: (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Th. X. S. 143) Die Poeſie des Gryphius trägt die Schuld ihres Jahrhunderts. Sie entfernt ſich in allen ihren Aeußerungen ſo weit von dem Wege des guten Geſchmackes, daß man in den ſämmtlichen Werken dieſes Dichters keine Stelle aufſchlagen kann, ohne auf etwas zu ſtoßen, das auch von der mildeſten Kritik nicht geduldet werden darf. Deſſenungeachtet iſt Gryphius mit allen ſeinen ungeheuern Fehlern in einem weit höhern Grade Dichter als Opitz. Ihm hatte die Natur die kühne und reiche Phantaſie verliehen, die Opitz durch Verſtand und Kunſt zu erſetzen ſuchte, Zum dramatiſchen Dichter hatte Gryphius nicht nur allein unter allen deutſchen Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts bis auf Lohenſtein ein entſchiedenes Talent; er hat auch in dieſem Theile der deutſchen Literatur eine ſolche Veränderung hervorgebracht, daß man ihn ohne Bedenken den Vater der neueren dramatiſchen Poeſie der Deutſchen nennen kann. Und doch konnte er keine Epoche machen, weil es ihm, bei allem Talent, an Selbſtſtändigkeit des Geſchmacks und an Feinheit des Geiſtes fehlte. So erfindungsreich er war, wandelte er doch faſt immer in fremden Fußſtapfen. Mit ungemeiner Geſchicklichkeit ergriff er die Formen der Kunſt, ohne ſonderlich in ihr Weſen einzudringen. Seinen Styl bildete er im Allgemeinen nach Opitz. Dies konnte ihm um ſo leichter gelingen, da er auch einen Theil ſeiner Poeſie aus denſelben franzöſiſchen und holländiſchen Quellen ſchöpfte, auf welche Opitz ſeine Zeitgenoſſen hingewieſen hatte.

Aus: Cardenio und Celinde.

Die erſte Abhandlung.

Cardenio. Pamphilius.

Der Schauplatz bildet Cardenii Gemach ab.

Pamphil.

So iſt der Vorſatz denn durch keine Macht zu wenden?

Carden.

Man halte mich nicht mehr in den verfluchten Enden:
Da ich in ſchnöder Luſt, in toller Eitelkeit,
Und grimmer Angſt verthan die beſte Lebens-Zeit.
Wol dem, der nicht wie ich den Fuß hieher geſetzet;
Dem kein verfälſchter Wahn den blinden Geiſt verletzet,
Dem vor die Weißheit nie ein thöricht Weib beliebt,
Der nie den hohen Sinn durch herbe Luſt betrübt.
Wer war ich als an mir, ſich mein Geſchlecht erquickte?
Als mich ein Feind voll Neid nicht ohne Furcht anblickte?
Als die gelehrte Stadt mich mit Entſetzung hört!
Und meine Feder gleich der groſſen Klingen ehrt.
Wer bin ich leyder! nun! ein Schimpf der alten Ahnen!
Ein Spott des nechſten Bluts: Was ſind die Sieges-Fahnen
Die ich allhier erjagt: als immer neue Schmach!
Ein niemal friedlich Hertz und täglich wachſend Ach!
Viel beſſer wenn ich mich in gantzen Stahl beſchloſſen,
Und vor das Vaterland das friſche Blut vergoſſen;
Viel beſſer wenn ich mich durch Thetis Schaum gewagt;
Und auf der wüſten See ein wüſter Land erjagt.
Ich hätte mit mehr Ruhm Hand an den Pflug geſchlagen;
Und dieſes Feld gebaut das mich umſonſt getragen.
Ja vor der fremden Thür ein ſchimmelnd Brodt begehrt,
Als hier mit Zeit und Gut die einig Ehr verzehrt.
Ade denn Stadt die ich mir zum Verderb geſchauet.
Und du, dem ich mich ſelbſt bey manchem Fall vertrauet,
Nimm doch mein letztes an: Die Rechnung iſt gemacht:
Die Segel ſind geſpannt; Ich ſcheide, gute Nacht!

Pamphil.

Du ſcheideſt zwar von hier: doch nicht aus meinem Hertzen
Dem nichts dich rauben wird; doch laß mir deiner Schmertzen
Nicht falſches Denckmal zu! und gönne mir zuletzt,
Die Nachricht, wie du hier die Jugend auffgeſetzt.

Carden.
Die Nachricht, wie ich hier in Wahnwitz mich verwirret:
Wie fern ich von dem Pfad der Tugend ausgeirret?
Wol! wol! geſchicht es zwar nicht ſonder meine Pein!
So müß es dennoch dir ein Warnungs-Spiegel ſeyn!
Ich zehlte (wo mir recht) die zweymal eilften Aehren,
Als mich der Eltern Rath nach embſigen Begehren,
An dieſen Ort verſchickt, durch unerſchöpften Fleiß
Zu kauffen Wiſſenſchaft und nicht geſchminkten Preiß
Durchaus gegründter Lehr! Ach freilich wol gemeinet!
Doch wie wenn uns zu Nacht ein falſches Irrlicht ſcheinet:
Man offt den Weg verläſt und in die Täuffen fällt,
In welchen man verſinkt. So iſts mit mir beſtellt.
Zwar erſtlich! weiß ich nichts als von berühmten Sachen,
Die Menſchen, trotz der Grufft, unſterblich können machen,
Dafern Diane kam; gieng Phoebus über mir;
Sie funden bey mir nichts denn köſtliche Papier!
Ich lehrt und ward gelehrt; und klüger vor den Jahren,
Manch greiſſer Bart erſtarrt ob meinen gelben Haren,
Auch muntert ich den Leib zu allen Künſten auf,
Sprang auf ein hurtig Pferd, begab mich in den Lauff,
Begriff das Lauten-Spiel, gewohnte friſch zu ſingen,
Bewegte mich im Tantz, verſtund die Art zu ringen;
Und (wo ich von mir ſelbſt die Warheit melden kan)
Der Degen ſtand mir gleich der leichten Feder an.
Pamphil.
Ich hab es mehr denn offt geſehn und rühmen hören.
Carden.
Ach leider! dieſen Ruhm den ließ ich mich bethören.
Du trifſt den rechten Zweck! der Dünkel nam mich ein!
Ich glaubt es könte mir kaum einer gleiche ſeyn.
Diß war die erſte Bahn die mich von gutem führte.
Das war die erſte Gifft die meine Sinnen rührte.
Kam jemand mir die quer und gab ſich etwa bloß;
So war die Fauſt bereit, ſo gieng die Klinge loß.
Hiedurch ward allgemach mein irrend Ehre kränker,
Man hieß mich hier und dar den unverzagten Zänker;
Ich ſelbſt nam in der Brunſt mein Laſter nicht in acht
Biß mich mein eigen Sinn auf neue Sprünge bracht.
Biß hieher war ich frey und hatte nichts geliebet:
Doch daß mir dieſe Pein die Sinnen nie betrübet,
Kam nicht von Tugend her. Weil mich der Wahn verkehrt,
Schätzt ich aus Uebermuth, nicht eine, meiner werth.
Biß ich das Wunder-Bild Olympien beſchauet:
Die mich vor dem ergetzt, ob der mir jetzund grauet,
Die als ein Wirbelwind mich hin und her gerückt,
Und mein zerſcheitert Schiff in langem Sturm zuſtückt.
Ich ſah ſie und entbrand! ſie fühlte neue Flammen!
Kurtz: Ihr und mein Gemüth die ſtimmten wol zuſammen.
Mein Wahn, mein eigen Sinn, verlohr ſich allgemach:
Und meine Wilde-Art gab ihren Sitten nach.
Pamphil.
Die Liebe, wenn ſie wil, verrichtet Wunder-Sachen:
Und kan die Wilden zahm, die Feigen kühne machen,
Sie meiſtert unſern Geiſt, und muſtert den Verſtand
Sie ſchärft den blöden Sinn, und ſtarckt die ſchwache Hand,
Carden.
Wir waren gleich am Stand, wir waren eins von Sinnen.
Pamphil.
Kein ander Heyrath-Gut hab ich je ſchätzen können.
Carden.
Ihr tapfferes Geſchlecht gab meinem nichts bevor,
So daß ich ſie zur Braut, nach ihrem Wunſch, erkohr.
Ich ließ, als ſie es ſtimmt, den ſchönſten Vater grüſſen:
Und ihn von dieſer Lieb' und treuem Anſchlag wiſſen.
Er, wie mir kurtz hernach durch einen Freund entdeckt:
Ward von der Heyrath durch mein Raſen abgeſchreckt.
Ihn, ſprach er, kenn ich wol: Sein Stamm iſt ſonder Tadel.
Die hohe Wiſſenſchafft vergröſſert ſeinen Adel,
Die Tugend, der Verſtand ſteht ſeiner Jugend an!
Er iſt ein ſolcher Menſch als jemand wünſchen kan.
Doch die zu freye Fauſt verdunkelt alle Sachen;
Die ihn in jeder Aug und Ohren herrlich machen,
Verzagten bin ich feind, und weiß der Ehre Ziel.
Jedoch Cardenio thut leider was zu viel!
Wolt ich Olympien ihm gleich von Hertzen geben!
Bald wagt er ſich zu frech und bringt ſich um ſein Leben!
So iſt ſie ſonder Eh: Vielleicht auch ſonder Ehr.
Rennt er den andren tod; ſo ſchmertzt es noch vielmehr.
Faſt ihn der Richter nicht: ſo muß er flüchtig bleiben
Und mir die Zeit in Angſt und Bitterkeit vertreiben!
Drum beſſer was zu früh als gar zu ſpät beklagt,
Man meld ihm daß ich ſchon Olympien verſagt.
Pamphil.
O mehr denn herber Schluß!
Carden.
Schluß der mit tauſend Thränen,
Schluß der mit tauſend Angſt und unerſchöpfftem Sehnen
Uns beiderſeits betraurt. Ward ich hierdurch verführt:
So ward Olympie wol lebendig gerührt!
Wie (ſchry ſie) bin ich denn, auch eh' ichs weiß, verſprochen!
Kan diß ein Vater-Hertz! iſt alle Treu gebrochen,
Gilt keine Liebe mehr! ſchlägt er ſein werthes Kind,
Und deſſen Wolfahrt denn ſo unbedacht in Wind?
Wer iſts denn der mich kriegt: Werd ich auch lieben können:
Den der um meine Gunſt kein Wort mir dörffen gönnen!
Bin ich ſo unverſehns und als im Traum verſagt;
Nicht als ein freyes Kind, als ein erkauffte Magd?
Diß ſprach ſie und noch mehr; ſie bat voll heiſſer Schmertzen,
Setzt mich, Cardenio, ſetzt mich nicht aus dem Hertzen:
Wer weiß wo Zeit und Freund und Gott ein Mittel findt,
Das mich mir wieder giebt und gantz mit euch verbindt.
Wir ſchwuren denn auffs neu' einander keuſche Treue:
In äuſſerſter geheim ich gieng mit etwas Scheue
Vor ihrem Fenſter um, und nicht als wenn die Nacht
Der Himmels-Fackeln Heer in ihre Reyhen bracht.
Ein unbefleckt Geſpräch war diß was uns ergetzte.
Schau aber wie auch hier mein Unglück mich verletzte:
Der Jungfrau Bruder gab auf mein Beſuchen acht,
Und zog die reine Lieb' in ſchändlichen Verdacht.
Diane ſah' herab mit gantzem Angeſichte,
Als er mich überfiel; die Nacht iſt was zu lichte,
Rieff er, Cardenio zu deiner Miſſethat.
Iſt mir der Weg nicht frey? Dir ſteht die weite Stadt
Gantz offen: Meide nur die, meiner Eltern, Gaſſen.
Und ſolt ich mir von dir die Bahn verbieten laſſen?
Er auf das Wort-Gefecht griff mich mit Eiſen an.
Ich wich gleich einem der den Arm nicht regen kan.
Der Schweſter Liebe ſtieß mich jeden Tritt zurücke:
Er ſchriebs der Zagheit zu, und ſchertzte mit dem Glücke,
Wol! fleucht der alte Trotz! diß Wort war mir zu ſchwer,
Ich trat ihm auf den Leib und ſtieß die leichte Wehr
Recht unter ſeine Bruſt. Er ſanck ich muſt entweichen,
Indem ſein weinend Hauß ihn, gleich entſeelten Leichen!
Aus ſeinem Blut auffhub, und Artzt und Balſam ſucht
Indem Olympie dem rauhen Unfall flucht.
Pamphil.
Diß Schwerdt hat wie ich mein' der Liebe Band zerhauen.
Carden.
Wir Menſchen irren ſtets. Wo wir uns ſicher trauen,
Sinckt unſer Schiff in Grund. Wenn mans verlohren hält,
Hat das Verhängniß offt das beſte Glück beſtellt.
Denn als Viren ermahnt den Stoß an mir zu rächen,
Begunt er: er wolt ehr ſelbſt ſeiner Zeit abbrechen;
Als dem zuwider ſeyn, der, was er frech begehrt,
Ihm langſam, und getrotzt, hätt' ohne Liſt gewehrt.
Was ſag ich? er war kaum zu erſten Kräfften kommen,
Die Feindſchafft, wie mans nennt, ward freundlich unternommen,
Er ändert allen Haß in unverfälſchte Gunſt.
Und wünſcht Olympien werth meiner keuſchen Brunſt.
Pamphil.
So bricht die Sonn hervor nach rauhen Donnerſchlägen,
Und dem mit Himmel-Feuer und Schloß vermiſchten Regen.
Carden.
Sie brach uns freylich vor, doch wie ſie ſchöner ſteht
Im Fall der Tag verkürtzt und ſie zu raſten geht,
Und ſchwartzen Nächten rufft. So lieff die ſchönſte Wonne
In höchſte Trübſal aus. Sie meine Seelen-Sonne,
Hätt' ander Hertzen auch in heiſſen Brand geſetzt,
Die ſich unwiſſend ihr an ihrem Glantz verletzt.
Doch keiner war ſo kühn ſein Angſt ihr zu entdecken:
Und jeder fand vor ſich was mächtig ihn zu ſchrecken.
Lyſander nahm allein ein ſeltſam Mittel vor,
Und kauffte durch viel Gold der Kammer-Jungfer Ohr.
Die (o Verräther-Stück!) ihn in das Ruhe-Zimmer
Der keuſchen Seele führt. Und (was unendlich ſchlimmer)
Sich gantz unwiſſend hielt. Wie nun die Nacht anbrach,
Und mein Olympie beſucht ihr Schlaff-Gemach,
Und der Verſteckte ſich ſie anzuſprechen wittert,
Und ihr zu Fuſſe fällt; erſtarrt ſie und erzittert,
Und als das Schrecken ihr den Athem wiedergiebt,
Rennt ſie hell ſchreyend fort; Lyſander laufft betrübt
Ob dieſem Mißſchlag durch: wird heimlich ausgelaſſen,
Durch die mit ſchuldig war. Er hatte ſchon die Gaſſen,
Als das entweckte Hauß ſich ob der That bewegt,
Und mit Gericht und Licht durch alle Kammern regt.
Olympe die nicht recht bey Nacht den Feind erkennet:
Hat als ſie ward befragt aus Argwohn mich genennet,
Die Meynung ward verſtärckt, weil man mich ziemlich nah
Und bey noch offner Thür die Straß abwandeln ſah.

Man hielt mich eilends feſt, mir ward die That verwieſen
Viren der anderwerts ſo trefflich mich geprieſen,
Zog dieſen Schimpff zu Muth, und eiferte behertzt
Daß ich ſein Hauß und Stamm und Schweſter ſo geſchertzt.
Ich wand mein Unſchuld vor, die man nicht hören wolte.
Weil der Beweiß zu viel nach ihrer Meinung golte.
Biß daß nach hartem Sturm, die Sorgen volle Nacht,
In Kummer, Unluſt, Angſt und Schwermuth durchgebracht.
Und der betrübte Tag uns all' aufs neue quälte,
Mich der Olympens Ehr vor gantz verlohren zehlte;
Die Eltern die im Zorn ſich über mich erhitzt;
Und den Verräther ſelbſt den ſein Gewiſſen ritzt,
Olympiens Geſchlecht trat bey dem Fall zuſammen:
Die meiſten ſuchten mich aus Eifer zu verdammen.
Die minder Anzahl doch geſtützt durch mehr Verſtand
Schlug beſſer Mittel vor und ſchloß daß meine Schand
Dem Ruhm Olympiens zu nahe lauffen könte.
Nichts beſſer denn: Als daß man mir die Jungfrau gönte.
Und dämpffte den zu weit ausbrechenden Verdacht.
Der Meinung fiel man bey: Es ward an mich gebracht.

Pamphil.

Diß ging nach deinem Wunſch.

Carden.

Es gieng hier gantz verkehrt.
Aus Eifer haſſt ich jetzt, was Lieb und Treu begehret.
Ich ſagt es klar heraus: Ich hätte ſie geehrt
Als ihre Keuſchheit nicht durch ſolchen Fall verſehrt,
Ich hätte ſie geliebt: Als ich ihr nur behaget.
Jetzt nun ſie fremde ſelbſt ins Schlaff=Gemach vertaget,
Acht ich mich was zu hoch vor eines andern Reſt.
Ich ſtellte Zeugen auf, die Sonnen=klar befeſt;
Daß ich um ſelbte Stund' als mir Viren begegnet
Geſchieden von Panquet und nüchtern ſie geſegnet.
Daß weil bey ihnen Tag und Abend ich verzehrt;
Nicht möglich, daß durch Liſt ich heimlich eingekehrt,
In ein bewahrtes Haus das allerſeits beſchloſſen.
Wenn ſchon bey ſpäter Nacht die Riegel vorgeſchoſſen!
Sie zeugten! ich verfuhr. Der Vater ward beſtürtzt
Und hätt aus Hertzeleid ſchier ſeine Zeit verkürzt;
Als auch Olympie die er auff ſchärff'ſt ausfragte
Ihm um die Füſſe fiel und naß von Thränen klagte:
Sie hätt in Furcht und Eil ſich nicht recht umgeſchaut
Und aus Vermuthung nur die That mir zugetraut.

Pamphil.

O wahres Ebenbild durchaus vermiſchter Dinge!
Wie ein erhitztes Roß durch ungewohnte Sprünge,
Den Ritter mit ſich reiſt: Und führt nicht wie er will,
So zeucht der Himmel uns von dem auf jenes Ziel.

Carden.

Als nun durch dieſen Sturm das Waſſer recht getrübet:
Giebt ſich Lyſander an; ſtreicht aus wie er geliebet,
Entdeckt auch ſeine Schuld und bittet zu der Eh,
Die durch ſein freveln iſt geſtürtzt in höchſtes Weh.
Nichts daß mehr unwerth ſey, als Jungfrau die die Zungen
Des unbedachten Volks begeyfert und beſchwungen.
Der Vater ſchlägt ſie zu. Sie die in Haß entbrannt
Giebt bloß, nur mir zu Trotz; Lyſandern ihre Hand,
Lyſandern auf den ſie aus heiſſer Rach erzittert;
Und mir zu Trotz! weil ſie mein Abſchlag höchſt erbittert.

Pamphil.

Und ſo vertäufft ſie ſich in ungeheure Noth.

Carden.

Und mich noch zehnfach mehr in den gewiſſen Tod.
Gedenke wie die Seel' in Reu und Angſt gebrennet;
Als ich ihr Unſchuld und Lyſanders Trug erkennet.
Wie ich den Eifer=Sinn, wie ich den Tag verflucht:
Da ich ſo frech verſchmäht was ich ſo ſteiff geſucht.
Ich fand Gelegenheit, doch nur zu meinen Schmertzen.
Da ich Olympien aus hochbetrübtem Hertzen
Tieff um Verzeihung bat, und, ob ſie unbewegt
Mir lange widerſtund; in neue Bande legt.
Wir trugen beiderſeits Mitleiden mit einander:
Und liebten mehr als vor. Wir ſchrieben dem Lyſander
Und dem Verhängniß zu was ſie und mich getrennt:
Und wünſchten ſeiner Lieb ein ſo entſetzlich End
Als falſch der Anfang war! ſchau wie das Glücke ſpiele:
In dem ich in dem Wahn gantz neu Erquickung fühle
Und leſch in höchſter Gunſt Lyſanders Hoffnung aus:
Schreibt mir mein Vater zu und fordert mich nach Hauß,
Theils weil ſein alter Leib durch Seuchen hart beſchweret,
Theils weil er um Geſchäfft' ans Königs Hof begehret;
Wie rett' ich beyde nun! Er will getröſtet ſeyn:
Hier wünſcht Olympe ſich entbrochen ihrer Pein.
Er bittet: Sie noch mehr! doch auf ſein fünfftes Schreiben:
Schwer ich Olympien unendlich treu zu bleiben,
Und eh der zweyte Mond würd um den Himmel gehn,
Schwer ich vor ihrem Aug ohn alles falſch zu ſtehn.
Ich ſchwere durch Papier ſie wochentlich zu ehren;
Und ſie von meiner Reiß und Wiederkunft zu lehren:
Und mache mich von hier! ach! was ein Menſch gedacht;
Steht; was er immer thut doch nicht in ſeiner Macht!
Ich komme glücklich fort, des Vaters Seuche ſchwindet,
Indem er mich geſund in ſeinen Armen findet:
Der Hof ſteht ſeine Bitt' auf mein Erſuchen zu,
Ich ſetz in kurtzer Zeit mein gantzes Hauß in Ruh,
Hier kehr ich alles um. Ich ſchick unzehlig Schreiben,
Die leider auf der Poſt gehemmt und liegen bleiben:
Olympie die ganz nichts von mir wiſſen kann;
Klagt meinen Wankelmuth und doppelt Untreu an.
Mich, der kein Antwort könt' auf alle Brief empfangen;
Legt Kummer und Verdacht und Fieber=Hitz gefangen.
Doch richt ich mich zuletzt von meinem Siechbett auff,
Und mache, noch nicht recht erquickt, mich auff den Lauff.
Ach leider! viel zu ſpät. Alsbald ich an war kommen,
Und nach Olympien und meinem Heil vernommen,
Erfahr ich daß nunmehr Lyſander ſie ergetzt:
Ja daß ihr Heyraths=Tag beſtimmt und angeſetzt.
Ich hielts vor Phantaſey. Biß mir ein Freund erzehlet:
Es hab Olympie ſich lange Zeit gequälet,
Ob meinem Auſſenſeyn. Daß keinerley Bericht,
Kein Schreihen je erſetzt: Lyſanders Angeſicht
Wär ihr zwar wie vorhin unangenehm geweſen!
Lyſander hätte ſelbſt aus ihrer Stirn geleſen
Sein Ungunſt, ihren Haß! auch hätt er ſich betrübt,
Daß er aus Unvernunft ſo freventlich geliebt,
Und unbedacht geſucht was er erbitten ſollen:
Doch hab er ſich ſelb ſelbſt auffs höchſte zwingen wollen
Zu der Verlobten Dienſt: Die letzlich ihn beklagt,
Daß er ſein Glück um ſie, die ihm doch feind, gewagt,
Sie hätte die Geduld Lyſanders müſſen loben,
Und allgemach mich gantz aus ihrem Sinn verſchoben:
Lyſander hätte diß genommen ſtracks in acht,
Und ihr mitleidend ſeyn zu höchſter Liebe bracht,
Sie wären denn nun zwey, doch zwey mit einem Hertzen,
Und felte wenig Zeit zu ihren Hochzeit=Kertzen.
Ich nahm die rauhe Poſt mit ſolchem Schrecken an;
Als kein verdammter Menſch ſein Urtheil hören kan.
Noch unterließ ich nichts (wie kurtz die Zeit) zu wagen,
Ich ſucht ihr meine Treu durch Schrifften vorzutragen.
Sie nam kein Schreiben mehr, und ſchickt auffs letzte mir,
Statt Antwort ein verwahrt doch ledig Blatt Papier.
Ich ließ mich, als ein Weib, durch meine Freund anlegen:
Und trat ihr ins Geſicht auf öffentlichen Wegen;
Und zog mein Unſchuld an, ſie wegerte Gehör,
Und nahms als ſtünd ich ihr nach ihrer reinen Ehr.
Der Himmel, ſprach ſie, hat mir eine Seel gegeben,
Ich bin Lyſanders Braut, Cardenio mag leben,
Der Himmel hat von ihm mich gäntzlich abgeſchreckt:
Der mir ein falſches Hertz zum zweytenmahl entdeckt.
Mit dieſem ging ſie durch: und ließ mich ſonder Sinnen,
Wie wenn in Sterbens=Angſt die Geiſter uns zerinnen.
Mein Fieber griff mich an und hielt mich im Gemach,
Biß daß ihr Heurath=Feſt (O trüber Tag) anbrach!
Da hab ich mich erkühnt mit dreymal drey Geſellen,
Bey ihrem Luſt=Panquet ein Tantzen anzuſtellen,
Wir traten in den Saal in ſchwartzer Trauer=Pracht,
Verhüllt und gantz vermummt: Ich ſprang in ſolcher Tracht
Wie der verliebte Printz: der den Verſtand verlohren,
Als ſeine Luſt vor ihn den Medor auserkohren.
Lyſander der uns nicht in dieſer Volck erkannt,
Danckt uns mit höchſter Ehr. Olympie entbrannt'
Vor Ungeduld und ſcham. Und ließ ſich doch nicht merken,
Um meine Hoffnung nicht durch ihr Geſicht zu ſtärcken.
Celinde hat allein ich weiß nicht was erblickt,
Dadurch ſie mich entdeckt, ſie ſchaute mich entzückt
Mit heiſſen Seufftzen an, die fruchtloß abgegangen,
Weil mich Olympie noch gar zu feſt gefangen.

Pamphil.

Olympie die ſchon Lyſanders eigen war?

Carden.

Die Liebe wächſt in Noth und ſtärckt ſich durch Gefahr.
Und wünſcht, durch was nicht iſt, und unerhörte Sachen
Und nie gebahnte Weg' ihr Anſchläg auszumachen.
Lyſanders Hochzeit=Feur war ſchon in Aſch verkehrt,
Doch meine Flamme nicht die heimlich mich verzehrt.
Ich dacht auf neue Stück, und als er einſt verreiſet:
Hat ein erkauffte Magd mich in ſein Hauß geweiſet,
Ich kam denn als ein Weib die Frücht und Aepffel trägt
Als ſich Olympie zur Mittags=Ruh gelegt.

Es war gleich eins bey ihr, erblicken und erkennen:
Ich ſah ihr Angeſicht vor Zorn und Zittern brennen,
Und eh' ich reden könnt' ach! ſprach ſie! ach zu viel
Zu viel Cardenio! ein Ende mit dem Spiel!
Ich bin von Edlem Stamm; bin unbefleckt gebohren;
Und wie du weiſt, zu Ehr und keuſcher Eh' erkohren.
Die drey verbieten mir dich ferner anzuſehn:
Cardenio von hier! iſt nicht zu viel geſchehn,
Daß du mein Hochzeit-Feſt mit dem verſtellten Raſen
Ohn alle Scheu entweyht: Und Funcken auffgeblaſen,
Die, wenn mein Sitſam ſeyn, mit ſchweigen nicht bedeckt,
Ein unausleſchlich Feur in Haus und Haus entſteckt.
Cardenio von hier: Wo nicht ſo magſt du wiſſen:
Daß man dir auf mein Wort wird beide Lichter ſchlieſſen.
Von hier, und glaube diß, daß die dich ehrlich liebt;
Die jetzt dich tödten kan, und dir das Leben gibt,
Wie? Sprach ich, laß ich mir mein Raſen hier verweiſen,
Da man um Langmuth mich, wo nach Vernunfft, ſol preiſen!
Laß ich Olympien in dieſes Räubers Hand,
Der ſie durch Liſt erhält, der nie was Lieb erkant.
Hat meine lange Treu ſo rau' Ade verdienet?
Ich raſ' Olympie! Ich habe mich erkühnet?
Zu einem Trauer-Spiel! ich komm in dein Geſicht,
(Ade Olympie) von dieſer Stund' an nicht,
Als mit Lyſanders Blut und meinem Blut geziehret.
So ſprach ich; und lieff ſtracks wo mich mein Sinn hinführet,
Schloß auch denſelben Tag zu enden meine Noth,
Zu dämpffen meine Lieb' ins Feindes Blut und Tod.

Pamphil.

Doch ward der rauhe Schluß nicht ſchleunig fortgeſetzet.

Carden.

Weil das Verhängniß mich mit neuer Glut verletzet.
Ich hatt aus jener Hof kaum heimwärts mich gekehrt
Als von Celinden mir ein Schreiben ward gewehrt.
Die bat, daß ich bey ihr wolt eine Nymfe ſchauen;
Die mir ein wichtig Stück geſonnen zu vertrauen.
Ich, als ich ihren Brief in etwas nachgedacht,
Begab mich bey ihr Haus nicht viel vor Mitternacht.
Ich hört' um ihre Thür Viol' und Lauten klingen
Doch mehr zu Schimff' als Ehr', ich hört ein Liedlein ſingen
Von ihrem Wanckelmuth, das gieng mir bitter ein,
Ich fiel den Hauffen an, ſchlug mit dem Eiſen drein.
Sie ſetzten ſich zu Wehr. Und muſten doch erliegen.
Man ſah Pandor und Hut, und Kling' und Harffe fliegen.
Biß ich, und unverletzt, die Thür allein einnam
Da mir Celinde ſelbſt erſchreckt entgegen kam.
Sie danckte, daß ich ſie bey dieſer Zeit erſuchte:
Daß ich die Schaar verjagt: die ihrer Tugend fluchte
Und ihren Ruhm verletzt, (wo dieß ein Schmach-Lied kan):
Und bot zur Danckbarkeit ſich mir zu eigen an.
Wir traten ins Gemach, da keine ſonſt zu finden:
Celind' umfing mich und vertraute mir Celinden:
Entdeckt ihr heiſſe Lieb' und wündſcht ſie möchte mein
Vor viel Olympien und ſtrenge Buhlen ſeyn.
Ich ſchied eh Titan kam die Sternen zu verſchlieſſen.
Als ich den Tag hernach ſie wolt' auffs neu begrüſſen;
Kam ſie mir ſchöner vor und freyer denn vorhin:
Und fieng halb ſeufftzend an. Cardenio ich bin,
Ich bin, Cardenio, die nur durch ihn kan leben:
Und die ſich ſelbſt vor ihn wolt' in die Flammen geben,
Doch wil er meiner Lieb' ohn Leiden theilhafft ſeyn:
So lern' er wer ich ſey, und geh den Rathſchlag ein.
Ich, die von alten Stamm' und edlen Blut gebohren:
Hab Eltern in den Glantz der erſten Zeit verlohren.
Bin durch nicht treue Freund' um meiner Mutter Pracht,
Und um des Vatern Gut durch Anverwandte bracht.
Krieg, Mangel, Haß und Noth hat mich ſo weit geriſſen:
Daß ich der Keuſchheit Blum zuletzt auffſetzen müſſen.
Zwar einem, der durch Gold und Anſehn mich beſprang,
Doch durch nicht minder Lieb in dieſes Hertze drang,
Und einig mich betrübt: Auch wär ich ihm vermählet,
Wenn er nicht zimlich jung den Ritter-Stand erwählet,
Der ihm die Eh verbeut. Er hält mich noch allhier
Mit höchſten Koſten auf, und ſchicket für und für,
Was zu erſinnen iſt. Sein übergroß Vermögen
Kehrt in die Zimmer ein! wo nun ihm nicht entgegen
Cardenio, daß ich dem zu Gebote ſteh,
Der uns ſo prächtig nährt, ſo leb ich ſonder Weh,
Zwar von Marcellus Gut, doch lieb ich ihn alleine,
Cardenio mein Licht: Den ich auf ewig meyne!
Sie ſchloß mit einem Kuß! und ich gab alles nach,
So ſchwimmt der Ulmen-Baum wenn ihn die ſtrenge Bach
Aus ſeinem Grunde reiſt. So fiel ich mit Celinden,
Durch Reitzen ſchnöder Luſt in vor verhaſſte Sünden,
Ich der ein keuſches Bild ſo Eifer-voll geliebt,
Ward durch befleckte Gunſt in heiſſer Brunſt betrübt.

Pamphil.

Ich zitter! iſts Marcell der unlängſt um iſt kommen?

Carden.

Ja freylich; hör itzt an wie ihm der Geiſt benommen?
Hör itzt den fremden Fall, den auſſer mir kein Mann,
Umſtändlich (wer er auch), vor Augen ſtellen kan,
Wir zwey, Celind und ich, erbrant in gleichen Flammen:
Verfügten uns zwar offt doch ſehr verdeckt zuſammen,
Und wären Zweiffels ohn noch lange nicht erwiſcht.
Wenn nicht mein Unverſtand Marcellus Geiſt erfriſcht,
Mich daucht es nicht genung daß mich Celind' erwählet:
Wenn ich nicht dieſes Glück den Wäldern hätt' erzehlet,
Und in Gedichte bracht die ſie mit Anmuth ſang,
Wenn die geſchickte Fauſt auf ihrer Laut' umſprang,
Hier rührt ſein Unfall her, denn als er einmahl kommen
Und in Celindes Hand ein lang Papier vernommen,
Beſchwärzt durch meine Brunſt, erſtarrt er und begehrt
Zu wiſſen, welcher ihr ſo heiſſen Brief gewährt.
Sie gibt zwar lachend vor doch zitternd im Gewiſſen,
Sie hätt es Sylvien nechſt aus der Fauſt geriſſen.
Er zweiffelt, und verbarg den Eyfer der ihn nagt,
Und noch dieſelbte Stund aus ihrer Wohnung jagt.
Kaum war Marcellus fort als ich bey ihr erſchienen.
Er wollte ſich der Zeit zu ſeiner Spur bedienen,
Und wie ich noch nicht recht beſchritten ihr Gemach,
Kommt er von Zorn erhitzt mir auf der Ferſen nach.
Hilff Gott! wie haben wir uns alle drey befunden.
Die Zungen waren uns von Grimm und Furcht gebunden.
Er fiel Celinden an, die Alabaſter bleich,
Und plötzlich ward gefärbt durch ſeinen Backenſtreich.
Eh' ihr noch warmes Blut von Antlitz abgefloſſen:
Kam ſeines durch mein Schwert aus ſeiner Bruſt geſchoſſen.
Er taumelt und vergieng. Ich rieff: Celind' auff! auff!
Hier iſt nicht lange Friſt! wer leben wil der lauff!
Er, als wir in der Eil den beſten Schmuck einpackten:
Und Gold, Geſchmeid, und Stein in ſeidne Tücher ſtackten,
Erhub, wie ſchwach er war, ſein ſterbend Angeſicht,
Und rieff mit ſchwacher Stimm: Ich bitt entweichet nicht.
Cardenio ich wil dir meinen Tod verzeihen:
Wo du mir wilt dein Ohr und Fauſt und Beyſtand leihen.
Ich red ohn alle Liſt: Komm führe mich von hier,
Ich ſchwere bey dem Thron des Richters über mir,
Daß ich auff's minſte nicht durch Rache dich will kräncken,
Ich ſuche nur mein End und Elend zu bedencken,
Ich bitte: daß ich mich verſöhnen kan mit Gott,
Daß ich mein Haus befrey von dem ſo herben Spott:
Als ob ich meinen Stand ſo ſchlecht in acht genommen,
Daß ich ſey durch ein Weib in dieſem Ort umkommen.
Auch werdet ihr dadurch erlöſt von Furcht und Flucht,
Wenn niemand meinen Tod von euren Händen ſucht.
Sieht jemand meine Wund' im Weg' und Hauſe bluten,
Dem wil ich, weil ich kan, einpflantzen diß Vermuthen,
Ich ſey durch fremde Feind umbringet bey der Nacht,
Und durch dich aus der Noth zu meiner Wohnung bracht.
Ich bitte ſchlag nicht ab mein äuſſerſtes Begehren,
Komm führe mich von hier und von Celindens Zähren,
Und liß aus meinem Blut wie groß ihr Undanck ſey:
Wie leicht ihr Wanckelmuth! wie: Aber ich verzeih!
So viel, und lehnte ſich an meine rechte Seiten.

Pamphil.

Und haſt du dich erkühnt nach Haus ihn zu begleiten?

Carden.

Ich thats, als der mir ſelbſt und meinem Leben gram!
Doch hielt er redlich Wort als er ins Zimmer kam,
Und durch der Diener Fleiß entkleidet und geleget;
Hat ſein der Artzt umſonſt, wie weiſ' er auch, gefleget,
Er ſchlug die Mittel aus: und ſucht in heiſſer Reu
Des höchſten Königs Gunſt und unerſchöpffte Treu.
Und gab den zweyten Tag den Geiſt in meinen Armen;
Nachdem er kurtz zuvor gerühmet mein erbarmen,
In aller Gegenwart, und ſo das Werck beſchönt,
Das anderwerts mich, ihn und ſein Geſchlecht verhönt:

Pamphil.

Iſt diß Marcellus Fall! O heiſſer Durſt der Ehren!
Den nicht die Rach-Luſt kan und nicht der Tod verſehren!
Der vor des Feindes Angſt, des Himmels Ruh begehrt!
O Seele beßren Glücks und andren Abſchieds wehrt.

Carden.

Man glaub: Ich hab ihn offt geehrt mit meinen Thränen
Mit innerlicher Reu und Kummer-vollem Sehnen,
Sein ſterbendes Geberd' ermuntert mich die Nacht,
Und nimmt Celinden mir und alles aus der Acht.

Wer jeẞt! wo werd ich doch! wenn werd ich doch geneſen!
Ach wo verfiel ich hin! Wer bin ich vor geweſen!
Was flihſt Olympie, was flihſt du ſtrenge mich!
Was hab ich auffgeſetzt? Doch hat ein andrer dich!
Auff! laſt uns denn von hier; du über treu Gemüthe!
Verzeihe daß ich noch mißbrauche deiner Güte,
Verrichte was ich bat und ſey nach Mitternacht,
Wo meine Wohnung iſt zu ſuchen mich bedacht.

Cadenio, Diener.

Geh werther Freund, geh hin, was ich dir noch verborgen;
Mein letztes Abſchied-Stück entdecke dir der Morgen.
Die Reiß iſt zwar beſtimmt Doch eh ich kom ins Feld.
Muß durch gerechten Zorn Lyſander aus der Welt.
Iſt dieß mein Diener? Recht! wie? Haſt du was vernommen?

Diener.

Lyſander wird gewiß noch dieſe Nacht ankommen.
Er iſt nicht fern von hier, ich hab ihn ſebſt geſehn
Und rennt alsbald voran! **Carden.** So iſts um ihn geſchehn.
Ich wil das falſche Blut vor Morgen noch vergieſſen,
Und durch gewünſchte Rach ein langes Leid beſchlieſſen.
Der iſt Olympie nicht deiner Liebe werth:
Der dich dem Räuber läſt, dem du durch Liſt beſchert.

Reihen.

Der hohe Geiſt, der in der Sterblichkeit,
Unſterblich herrſcht, der ſeines Fleiſches Kleid
Als eine Laſt, (ſo bald die Stunde ſchlägt
Die ſcheiden heiſt,) gantz unerſchreckt ablegt;

Der hohe Geiſt würd' alles was die Welt,
Was Lufft und See in ihren Schranken hält;
Was künfftig noch, und was vorlängſt geſchehn;
Mit Lachen nur und Mißpreiß überſehn.

Dem Vogel Trotz! der in die Lufft ſich ſchwingt,
Ob ſchon der Schall der harten Donner klingt,
Und ob der Sonn' auf die er einig harrt,
Mit ſteiffem Aug ſich wundert und erſtarrt.

Der hohe Geiſt würd über alles gehn,
Und bey dem Thron der höchſten Weißheit ſtehn;
Wenn beyde Flügel ihm nicht feſt gehemmt,
Und Füß und Leib mit ſchwerer Laſt beklemmt.

Alsbald er auf den Kreyß der Dinge trat;
Erſchrack der Fürſt der zu gebieten hat
Der Untern-Welt, der wenn er um ſich blickt,
Liſt, Haß und Grimm in unſer Licht ausſchickt.

Er ſchüttelte dreymahl ſein Schlangen Haar,
Die Höll erbebt; was um und um ihn war
Verſank in Furcht, die Gluth ſchloß einen Ring,
Als er entſteckt von heiſſen Neid anfieng;

Auff! Götter auff! die mit mir von dem Thron
Hieher gebannt: Es ſteht nach jener Cron
Die ich beſaß, ein hoch-glückſelig Bild,
Das leyder mehr bey ſeinem Schöpffer gild!

Man ging zu Rath: Es ward ein Schluß erkieſt,
Zu dämpffen was in Menſchen Himmliſch iſt,
Mit Macht und Trug! bald drungen aus der Nacht
Geitz, Hochmuth, Angſt, Einbildung, Wahn und Pracht,

Doch allen flog erhitzte Brunſt zuvor,
Die voll von Liſt den Nahmen ihr erkohr;
Von ſteter Lieb, und unter ihrem Schein
Die Hertzen nahm mit Gifft und Gallen ein.

Ihr bot alsbald die Rach-Luſt treue Hand,
Die leider! jetzt der allgemeine Tand
Auff dem Altar der tapffern Ehren ehrt,
Indem die Burg der Ehren wird zerſtört.

Die Rasereyen pochen was man ſchätzt,
Und heilges Recht auf feſten Grund geſetzt;
Sie ſtecken Reich und Land mit Flammen an,
Die auch kein Blut der Völcker dämpffen kan.

Sie färben See und Wellen Purpur-roth,
Sie ſtürtzen Stühl und Cronen in den Koth,
Und treten was auf Erden ſterbens-frey,
Und Ewig, mit entweyhtem Fuß entzwey.

Sie reiſſen (ach!) des Menſchen reine Seel
Von ihrem Zweck in des Verderbens Höl'!
Und ziehen die, den Gott gab Himmel ein,
Aus ſtiller Ruh, in immer ſtrenge Pein.

Chriſtian Gryphius,

der älteſte Sohn des Vorigen, wurde den 29. September 1649 zu Frauſtadt geboren und zuerſt von ſeinem Vater in den gewöhnlichen Schulwiſſenſchaften unterrichtet. Nach deſſen Tode kam er auf das Gymnaſium zu Gotha, ſtudirte 1668 — 1670 ſchöne Wiſſenſchaften und die Rechte in Jena, dann nach kurzem Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt bis 1673 in Straßburg, worauf er nach Schleſien zurückging und 1674 die Profeſſur der griechiſchen und lateiniſchen Sprache am Eliſabethen-Gymnaſium zu Breslau übernahm. 1686 wurde er Rektor und Profeſſor des daſigen Magdalenen-Gymnaſiums, um 1699 Bibliothekar der Magdalenenkirche. Er ſtarb daſelbſt den 6. März 1706 in Folge eines Schlagfluſſes.

Seine Schriften ſind:

Poetiſche Wälder. Frankfurt 1698. Neue Aufl. Frankfurt und Leipzig 1708 in 8. 3. Auflage. Breslau und Leipzig 1718 in 8., letztre mit einem Anhange von 2 Leichenreden.

Einzeln erſchienen:

Kurzer Entwurf der geiſtlichen und weltlichen Ritterorden. Leipzig 1697 in 8. Neue vermehrte Ausgabe, von Chriſtian Stief herausgegeben, Leipzig und Breslau 1709 in 8.

Gedächtnißſchriften, das iſt Lebensbeſchreibungen. Leipzig 1702 in 8.

Der deutſchen Sprache unterſchiedene Alter und nach und nach zunehmendes Wachsthum u. ſ. w. Breslau 1708 in 8.

und die lateiniſchen:

Lusuum ingenii ex praestantissimorum poetarum recentiorum rarioribus scriptis excerptorum fasciculi duo. Vratislaviae 1699.

Vitae selectorum — virorum. Vratislaviae 1703, 8. Neue Auflage 1739. 8.

Apparatus — **de scriptoribus** historiam seculi XVII illustrantibus. Lipsiae 1710.

Der jüngere Gryphius war ein ernſter, redlicher, gewiſſenhafter Mann, dem aber alles eigentliche poetiſche Talent fehlte, und der mühſam nur die Form beherrſchen gelernt hatte. Er bildete ſich nach Hoffmannswaldau (S. d.), obwohl er deſſen Leichtfertigkeit verabſcheute. Seine poetiſchen Leiſtungen, deren größter Theil aus Gelegenheitsgedichten beſteht, haben demzufolge nur geringen Werth und ſind, wenn gleich correct nach den damaligen Forderungen, doch ſchwülſtig, kalt und alltäglich.

Seufzer unter währender Wieneriſchen Belagerung.

Ach Gott, die gantze Chriſtenheit
Schwimmt itzt in Blut und Thränen;
Der Feinde Schwarm iſt ſchon bereit
Sich einen Weg zu bähnen
In unſer armes Vaterland,
Man hört die Poſt von Raub und Brand
An allen Orten ſchallen;
Die edle Stad, der Käyſer-Sitz,
Sol durch des Achmets ſchnellen Blitz
In Aſch' und Graus verfallen.

Dort zeucht ein ander Hauffen auf,
Mit hunderttauſend Horden,
Und ſetzet den geſchwinden Lauf
Biß an den kalten Norden.
Man greift, o ungeheurer Schmertz!
Uns mit Gewalt biß an das Hertz,
Man ſpannt das Volck in Ketten
Und wil mit deinem Heiligthum,
O Herr, auch deines Nahmens Ruhm
Mit Macht zu Boden tretten.

Nun müſſen wir es wol geſtehn,
Es ſind verdiente Strafen;
Kommt, laſt uns nur zurücke gehn,
Wie haben wir geſchlafen,
Als uns der Wächter angeruft?
Umbſonſt: Der Schall flog in die Luft,
Wir ſchimpften die Propheten.
Wir ſcheuten weder Peſt noch Tod,
Befahrten uns vor keiner Noth,
Und lachten der Cometen.

Itzt geht der Thon des Jammers an,
Der Weh und Ach verkündigt,
Da heißts, wir haben es gethan,
Wir haben ſo geſündigt;
Da kommt uns erſt der Frevel ein,
Wenn mancher unter Luſt und Wein,
Und unter tollen Poſſen,
In die vorhin entbrannte Glutt
Durch ſeinen ſtoltzen Frevel-Mutt
Noch heiſſes Oel gegoſſen.

Ich bin auch einer aus der Zahl,
Die Holtz zum Feur getragen;
Ich hab' aus toller Narren-Wahl
Den Segen ausgeſchlagen,
Und den verdammten Fluch beliebt,
Itzt aber, da uns Gott betrübt,
Bereu' ich meine Sünden,
Und ruff in dieſer Krieges-Noth,
Wo ſol man unter Glutt und Tod
Gewünſchte Rettung finden?

Wird aber auch des Höchſten Huld
Die ſpäte Reu belieben?
Zwar trägt er jederzeit Gedult,
Und pflegt diß zu verſchieben,
Was ſein gerechtes Urtheil dräut,
Wenn der bekehrte Sünder ſchreyt;
Wo aber Falſchheit wohnet,
Wo nur Betrug im Schwange geht,
Und Heucheley das Haupt erhöht,
Da hat er nie geſchonet.

Itzt weinen wir, weil Mechmet wacht,
Sind aber zehnmal ſchlimmer,
So bald der goldne Friede lacht;
Wie ein verwegner Schwimmer,
Der, wo das meiſte Volck ertrinckt,
Sich dennoch durch die Wellen ſchwingt,
Und mit den Wogen ſpielet,
Biß er in gleiche Noth verſinckt,
Und wenn ihn Flutt und Tod bezwingt,
Zu ſpät den Frevel fühlet.

Ach Herr, ſoll deiner Gnaden-Glantz
Sich über uns erheben;
Sol endlich der Oliven-Krantz
Einſt wieder ob uns ſchweben,
So müſſen wir mit ernſter Reu
Den Saurteig ſchlimmer Heucheley
Aus unſern Hertzen fegen.
Wo diß nicht alſobald geſchiht,
So wird der Brand, der itzo glüt,
Uns in die Aſche legen.

Herr, gönn' uns doch den rechten Geiſt,
Der uns zum Gutten leite,
Den Geiſt, der kräftig beten heißt,
Damit er vor uns ſtreite,
Der alles, was nach Sünde ſchmeckt,
Und unſer Feyer-Kleid befleckt,
In tiefſten Abgrund werffe.
Der uns mit Eifer aus der Höh
Beſtändig an der Seiten ſteh,
Und unſre Seufzer ſchärffe.

Erlangen wir nur dieſes Pfand,
So wird ſich alles geben;
Das itzt-betrübte Vaterland
Wird bald ſein Haupt erheben.
Des Achmets ungeheurer Schwarm
Wird durch des Höchſten ſtarcken Arm
In einem Hui verfliegen;
Wir werden unter Gottes Schutz
Der ungeheuren Feinde Trutz
Mit ſtarker Hand beſiegen.

Friedrich Wilhelm Gubitz

ward den 27. Februar 1786 zu Leipzig geboren, entſagte, von Familienverhältniſſen gezwungen, ſeinem Lieblingsgedanken, dem Studium der Theologie und ergriff die Holzſchneidekunſt. Frühere Beſchäftigung mit dieſer und verwandten Künſten unter der Leitung ſeines geſchickten Vaters, des trefflichen Stahlſchneider's G., und unermüdlicher Eifer erwarben ihm bald Ruf und 1805 eine Anſtellung als Profeſſor der Form- und Holzſchneidekunſt und ſpäter als ordentliches Mitglied der Akademie der Künſte in Berlin. Die Vertheidigung ſeiner Kunſt und die drangvollen Jahre der franzöſiſchen Invaſion machten ihn auch zum Schriftſteller, als welcher er ſich in der dramatiſchen Dichtkunſt (nicht geringe) Auszeichnung erwarb.

Er gab heraus:

Das Vaterland, eine Zeitſchrift. Berlin 1807—1809.

Gaben der Milde. Ebendaſ. 1815. 6 Bde.

Schriften. Ebendaſ. 1815 und 1816. 2 Bde. der 1. Bd. führt den Titel: „Was mir einfiel"; der 2. „Theaterſpiele" u. ſ. w.

Der Geſellſchafter. Ebendaſ. 1817 und ff. Eine von ihm herausgegebene, noch beſtehende, vielgeleſene Zeitſchrift.

Einzeln:

Die Talentprobe, Luſtſpiel. Berlin 1813, dann 1823. in 12.

Die Siegesgöttin der Deutſchen. Ebendaſ. 1814.

Liebe und Verſöhnen, Schauſpiel. Ebendaſ. 1816. Neue Ausgabe. Ebendaſ. 1817. in 8.

Sappho, Monodram. Ebendaſ. 1816. in 8.

Die Prinzeſſin, Luſtſpiel. Ebendaſ. 1816. in 8.

Aprillaunen des Geſellſchafters. Ebendaſ. 1819.

Außerdem:
Allen iſt geholfen, Luſtſpiel; die Ehrenſchuld; Hans Sachs; das Urtheil; im Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele 6. 8. 10. Jahrgang, und eine Sammlung von Verzierungen für die Buchdruckerpreſſe.

Witz, Ironie, Lebhaftigkeit des Geiſtes, Gemüthlichkeit, eine heitere Weltanſchauung und ein ſehr hübſches Talent der Darſtellung, ſind dieſem, als Künſtler ſo ausgezeichneten Manne eigen, und haben ſeinen Schriften vielen Beifall, ſo wie ſeinem Namen einen guten Klang in der literariſchen Welt erworben.

Chriſtian Gueinz

ward den 13 Oktober 1592 zu Kohland in der Niederlauſitz geboren und ſtudirte nach erlangter Vorbildung zu Wittenberg Philoſophie und Theologie. Nachdem er für die Fürſten von Weimar und Anhalt verſchiedene Schulen eingerichtet und auch noch Jurisprudenz ſtudirt hatte, ließ er ſich als Advokat in Weißenfels nieder, übernahm aber 1627 als Magister a. litt. das Rektorat des Gymnaſiums zu Halle, wo er den 3. April 1650 ſtarb.

Er ſchrieb:
Teutſcher Sprachlehr-Entwurf. Köthen 1641.
Deutſche Rechtſchreibung. Halle 1645.
Viele lateiniſche Abhandlungen u. ſ. w.

Ein, zu ſeiner Zeit ſehr tüchtiger Schulmann, welcher ſich namentlich um die Ausbildung der deutſchen Grammatik manches Verdienſt erwarb.

Karoline von Günderode,

die Tochter des badiſchen Kammerherrn, Hof- und Regierungsrathes v. G., ward 1780 zu Karlsruhe geboren, lebte als Stiftsdame zu Frankfurt am Main und am Rhein und endete 1806 durch Selbſtmord ihr Leben, in der Nähe von Winkel.

Unter dem Namen „Tian" beſitzen wir von ihr:
Gedichte und Phantaſien. Frankfurt 1804. in 8.
Poetiſche Fragmente. Frankfurt 1805.

Andre Schriften, Gedichte im Sommertaſchenbuch für 1832, dem Weſtphäliſchen Taſchenbuch für 1833 (beide beſorgt von M. Bachmann) und in andern Tagesſchriften.

Tiefes Gefühl, reiche Phantaſie und Gewandtheit in Sprache und Form waren ihr eigen, aber es fehlte ihr an Reife und Bewußtſeyn, und was ihr Talent in günſtiger Entfaltung dereinſt zu leiſten verſprach, das zerſtörte leider ſchon in ſeinen Keimen ihr unzeitiger Tod.

Vgl. Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde. Berlin 1835. Thl. 1. S. 75. fgde. —

Johann Chriſtian Günther

ward den 8. April 1695 zu Striegau in Schleſien geboren und bei ſeinen guten Anlagen von ſeinem armen aber braven Vater, dem daſigen Dr. medicinae und Stadtphyſikus G., ſo weit in den Schulwiſſenſchaften gebracht, daß er 1709 den Unterricht in den Oberclaſſen des Gymnaſiums zu Schweidnitz mit Nutzen genießen konnte. Hier zeichnete er ſich durch Fleiß, gutes Betragen und die erſten Proben ſeines Dichtergeiſtes aus, legte aber auch zugleich durch Nährung ſeiner Eitelkeit den Grund zu ſeinem unglückſeligen Leben. 1715 bezog er die Univerſität Wittenberg, um die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren, und ging 1717 nach ſeiner Entlaſſung aus dem Kerker, worein ihn regelloſes Leben und Schulden geſtürzt hatten, nach Leipzig. Sein poetiſches Talent erwarb ihm daſelbſt die Gunſt des Hofrath Menke, der ihn zum Beſingen des Paſſarowitzer Friedens veranlaßte und dem Dresdner Hofe zum Hofpoeten empfahl. Trunkenheit bei der Audienz vor dem Könige und Kurfürſten Friedrich Auguſt, wahrſcheinlich durch Kabale Uebelwollender herbeigeführt, brachte ihn um dieſe gute Ausſicht und zugleich um die Gunſt Menke's und nun verſank er, von allen Freunden verlaſſen oder doch bald nachher aufgegeben, und von ſeinem unglücklichen Vater gehaßt, immer tiefer in das Elend. Nach manchen Irrfahrten durch Schleſien, Polen und Sachſen ſich endlich wieder herausreißend, kam er 1722 in Jena an, um daſelbſt ſeine Studien fortzuſetzen, ſtarb jedoch ſchon am 15. März 1723, im 28. Jahre ſeines Alters.

Wir beſitzen von ihm:
Sammlung von Gedichten. Breslau 1723. in 8. fortgeſetzt 1724, 8; 1727, und endlich Breslau und Leipzig 1735 in gr. 8. 4 Thle. Mit jeder Fortſetzung wurden die ſchon gedruckten Theile wieder abgedruckt. Fernere Auflagen aller 4 Theile fanden Statt 1739. 1742. 1747. 1757 und 1764 in gr. 8.
Zur letzten Auflage kam ein:
Anhang. Breslau 1764. gr. 8. und eine:
Nachleſe. Ebendaſ. 1766, in 8.

Eine gute Biographie von ihm gab Siebrand Leipzig 1783 in 8. heraus.

Das treffendſte und richtige Urtheil über Günther fällt Bouterweck, (Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit Bd. 10. S. 355) mit folgenden Worten: Ein Dichter wie G. war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Erſcheinung in Deutſchland. In ſeiner Perſon ſchien die Poeſie die Würde verloren zu haben, die ſie ſeit Opitz behauptet hatte. Dafür aber hatte ſich auch noch in keines deutſchen Dichters Werken ſo unverſchleiert der Menſch gezeigt und eben daran fehlte es der deutſchen Poeſie vorzüglich, ſeitdem ſie bald witzelnd, bald moraliſirend und beſchreibend, immer oberflächlicher und hohler geworden war. Günther würde deßwegen Epoche in der Geſchichte der deutſchen Poeſie haben machen können, wenn das geiſtige Leben, von dem ſeine ganze Poeſie durchdrungen iſt, von edlerer Art wäre. Ihn zu verachten iſt nicht wohl möglich, wenn man die Gutmüthigkeit nicht verkennt, die aus ſeinen Gedichten ſpricht, aber eben ſo wenig kann man ihm die Liederlichkeit ſeiner Sinnesart verzeihn, weil er dem glühenden Temperamente, das ihm die Natur zu ſeinem Glücke und Unglücke verliehen hatte, faſt gar keine ernſte Kraft des Willens entgegenſtellte, außer, um auch im Unglücke ſich des Kummers zu entſchlagen. Wie er auf dieſe Art ſich ſelbſt verwahrloſete, hat er es auch mit ſeinen Gedichten gehalten. Natur und Zufall malten in ihnen auf gutes Glück. Das Gelungene in dieſen Gedichten iſt eines Meiſters würdig; nicht nur voll Wahrheit, Geiſt und Leben, auch in den gefälligſten Formen warm und üppig hingeſtrömt aus voller Seele. Aber blindlings ſeinem Gefühle vertrauend, und oft nur mit halber Beſinnung warf dieſer verunglückte Günſtling der Natur Gutes und Schlechtes durch einander, wie es ihm in den Sinn kam.

Auf den zwiſchen Ihro Kayſerl. Majeſtät und der Pforte Anno 1718 geſchloſſenen Frieden. *)

Eugen iſt fort. Ihr Muſen, nach!
Er ſteht, beſchleußt und ficht ſchon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert Er ſo Gräntz' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und, wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiehrt dem Feind' ein neues Schrecken,
Und ſtärkt der Völker Hertz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden ſtrecken.

Die Wahl=Statt iſt noch naß und lau,
Und ſtinkt, nach Türken, Schand' und Leichen;
Wer ſieht nicht die verſtopffte Sau
Von Aeſern faul und mühſam ſchleichen?
Und dennoch will das Teutſche Blut
Den alten Kirch=Hof feiger Wuth
An jungen Lorbern fruchtbar machen;
Und gleichwohl hört der dicke Fluß
Des Sieges feurigen Entſchluß
Aus Mörſern und Carthaunen krachen.

Es ſchnaubt des Ueberwinders Roß,
Es ſchäumt und riecht den Streit von fernen,
Das Glücke mengt ſich in den Troß,
Um vom Eugen Beſtand zu lernen,
Die Lufft erthönt, das Ufer bebt,
Der Reiter brennt, das Fuß=Volk ſtrebt
Den wilden Hauffen anzurennen.
Und wer nicht ſchärffer ſinnt als ſieht,
Der dörffte, wenn die Mannſchaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Hertze nennen.

Nur drauf, du Kern der Teutſchen Treu!
Nur drauf, du Krafft aus Herrmanns Hüfften!
Beweiſe, wer dein Ahn=Herr ſey,
Und krön' ihn auch noch in den Grüfften!
Dein Haupt, dein Beyſpiel, dein Eugen
Läßt alle, die dir widerſtehn,
Ein tödtliches Verhängniß wiſſen;
Er ſteht, er eilt, er würgt dir vor,
Es iſt noch um ein eiſern Thor,
So wird die Pforte ſpringen müſſen.

Dort, wo vor Zeiten Eigenſinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert,
Dort wirff die Augen vor dir hin,
Dort mercke, was ſo ſchwärmt und ſchimmert.
Es rauſcht wie Pantzer und Gewehr,
Es iſt ein Römiſch Geiſter=Heer,
Es ſind die Seelen alter Helden;
Sie kommen, deinen Muth zu ſehn,
Und werden, was durch ihn geſchehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapffren Sieger! braucht das Hefft
In Gegenwart ſo ſeltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem dunckeln Reiche ſteigen.
Warum? Sie wollen nicht allein
So ſchlecht' und faule Zeugen ſeyn,
Sie helffen euch in Sieg und Schlagen;
Denn hat ihr Schatten gleich kein Hertz,
So kan er doch wol hinterwerts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Gib Acht, erſchrocknes Morgenland!
Du kennſt den Blitz, des Adlers Stärcke,
Er waffnet unſers Helden Hand,
Und zielt auf größre Wunder=Werke.
Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!
Auf, blaſſe Türken! auf, davon!
Nein! ſteht und lernt noch beſſer fühlen.
Hier ſchlägt der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapffrer wählen kan,
Euch Hitz' und Wahnwitz abzukühlen.

Ihr übereilt euch! Schritt vor Schritt!
Ihr kommt mit Roß, Cameel und Wagen;
So bringt uns fein das Werckzeug mit,
Den Raub bequemer wegzutragen:
Nun ſtrengt euch an! Es giebt Gefahr;
Nun hinckt um Mahomets Altar,
Nun fleht ihn mit geſenckten Waffen;
Nun rufft doch laut, nun ſchreyt doch zu,
Er hält vielleicht noch Mittag=Ruh,
Er dichtet, oder hat zu ſchaffen.

Umſonſt! der ſtumme Götz' iſt taub;
Ihr mögt euch ſelbſt zu Hülffe ruffen:
Kommt, ſeyd ihr Männer, hohlt den Raub!
Wir reiſſen aus, verfolgt die Stuffen;
Was ſäumt ihr denn? was ſteht ihr da?
Wie? geht euch unſer Schaden nah?
Wie? macht euch unſre Zagheit müde?
Probiert ſie! Weh uns, Amurath!
Du ſinnſt auf eine groſſe That;
Was kömmt heraus? Was ſuchſt du? Friede.

Ha! ſinckt dein Hochmuth ſchon ſo tieff!
Du ſchertzeſt, oder haſt vergeſſen,
Wie grauſam nächſt dein Meineyd rieff,
Als wolt' er uns von weitem freſſen.
Wie ſtimmt dein dort vermeßnes Schreyn
Mit dieſer Demuth überein?
Ja Noth macht offt Gebeth aus Flüchen;
Ja! ja! dein Hertz und auch dein Mond
Sind beyd' an eine Zeit gewohnt,
Und zeigen ſich nur zum Verkriechen.

Du haſt auch wohl wahrhaftig Zeit;
Denn zwiſchen deinem Stehn und Weichen
War nunmehr ſonſt kein Unterſcheid,
Als unſers Angriffs Loſungs=Zeichen.
So manche Klinge ſtund ſchon bloß,
So mancher Donner ſchlug ſchon loß,
Dir Hals und Läſtern abzukürtzen;
Europa ſelbſt beſchloß ſchon feſt,
Dein ſtoltz Serrail, dein Huren=Neſt
Von ſeinem Rand ins Meer zu ſtürtzen.

Byſanz erkenn' anietzt den Werth
Von Rudolphs göttlichem Geblüthe,
Und küſſe Carls gereitztes Schwerdt!
Es hat nicht minder Schärff' als Güte;
Du fehlſt, es ſtrafft; du flehſt, es ſchenckt;
Und wird durch Demuth abgelenckt,
Und läßt ſich ſiegend überwinden.
Ihn ſelbſt zwingt nichts, als Buß' und Reu;
Wer lehrt dich thumme Tyranney,
Dergleichen kluge Waffen finden?

Wie kanſt du, Schutz=Gott Teutſcher Ruh!
Der frechen Schaar ſo bald vergeben?
O! fahre mit dem Donner zu!
Ihr Fall wird doch dein Lob erheben.
Doch nein; du zeigſt auch hier dein Reich,
Und feſſelſt Feind und Zorn zugleich,

---

*) Aus: Johann Chriſtian Günther's Sammlung von Gedichten. Frankfurt und Leipzig, 1733.

Und brauchſt die Keule nur zum Schützen,
Die Sanfftmuth crönt dich mehr als Gold;
Denn, wenn du ſtraffen muſt und ſollt,
So willſt du nur dem Sünder nützen.

Hört, Frevler! die ihr weder Rath,
Noch Troſt, noch Schutz, noch Ablaß findet,
Und nach vollbrachter Miſſethat
Die Zuflucht an die Ferſen bindet;
Faßt, ſucht ihr Rettung und Erhör,
Die Hörner des Altars nicht mehr!
Auch Joab kan nicht ſicher flüchten.
Kommt, faßt des ſanfften Käyſers Knie!
Hier liegt ſein Hertz, hier giebt ſich Müh,
Die Thorheit mit Gedult zu richten.

Verwegne Feder! halt doch ein,
Und ſchone Carls vollkommne Gaben!
Sonſt werden wir die erſten ſeyn,
Die dieſe Freyſtad nöthig haben,
Die Wahrheit haßt die Mahlerey,
Dein Lob macht doch kein Conterfey;
O trag' ein ehrerbietig Schweigen,
Und weiſ' in Habſpurg Ahnen-Saal,
Und ſprich: Carl faßt ſie allzumahl;
So kannſt du ſeine Gröſſe zeigen.

Zurück, ihr Muſen, in das Feld!
Dort ſproßt der Oel-Zweig aus den Lantzen,
Irene flicht ein Zauber-Zelt;
Geht, ſpringt mit ihr auf Wall und Schantzen!
Die Schwerter werden Sichel krumm,
Das Glücke ſchmelzt die Kugeln um,
Und geußt den Helden Ehren-Seulen,
Die Freuden-Gluth frißt Kraut und Loth,
Das Stücke wirfft mehr Luſt als Tod,
Und darff nicht mehr gefährlich heulen.

Schläfft Naſo noch um jenen Ort,
Wohin ihn das Geſchrey begraben;
So wünſcht' ich mir ein Allmachts-Wort,
Nur ihn dadurch erweckt zu haben.
Jetzt dächt' er nie ans Vater-Land,
Jetzt würde ſich ſo Harff' als Hand
In Carls Perſon und Ruhm verlieben;
Jetzt wär' Eugen ſein Lob-Geſang;
Jetzt ſpräch' er: Cäſar, habe Dank!
So glücklich haſt du mich vertrieben.

Die Freude zieht ſich weit herein,
Und wächſt mit Meilen und in Städten,
Die unter Thau und Sonnen-Schein
Vor Leopolds Geſchlechte bethen.
Der Tempel raucht von heilger Pflicht,
Die Prieſter tragen Recht und Licht,
Und liegen vor den Dank-Altären.
Vornehmlich ſieht das hohe Wien
Die Opffer-Flammen aufwerts ziehn,
Und von der Türcken Beuthe zehren.

Die Regung macht mich ungeſchickt,
Das frohe Teutſchland abzureiſſen;
Wohin des Adlers Aufſicht blickt,
Da muß dieß Jahr ein Hall-Jahr heiſſen.
Des Friedens-Herold bläſt und jagt,
Und wird von Groß und Klein gefragt;
Der Greiß läßt Stock und Schwachheit fallen;
Die Jugend ſpielt, die Kindheit ſingt;
Und das, was noch aus Brüſten trinckt,
Erklärt ſich durch ein holdes Lallen.

Hier kommt ein junger Ritter an,
Und findet in dem nächſten Garten,
Der alle Straſſen zeigen kan,
Sein ſchönes Kind mit Schmertzen warten.
Da geht es an ein zärtlich thun;
Da läßt der Kuß den Mund nicht ruhn;
Da ſtockt das zitternde Willkommen;
Da wird, was immer ſchmeicheln mag,
Als wär' ein andrer Hochzeit-Tag,
Mit Hand und Mienen vorgenommen.

Dort ſpitzt ein voller Tiſch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbar Hanns erzehle:
Hanns ißt und ſchneidet doppelt vor,
Und ſchmiert ſich dann und wann die Kehle:
Da, ſpricht er, Schwäger; ſeht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär,
(Hier macht' er einen Strich von Biere,)
Da ſtreifften wir, da ſtund der Feind,
Da gieng es ſchärffer, als man meynt;
Gott ſtraff! Ihr glaubt mir ohne Schwüre.

Dort muß ein tapffrer Wittben-Sohn
Der Mutter neuen Troſt erwerben,
Und ſchlieffe nicht der Vater ſchon,
So müßt er iezt vor Freude ſterben.
Das gute Weib iſt froh, und rennt,
Und ändert gleich ihr Teſtament,
Und flucht dem falſchen Todten-Scheine,
Und denckt: nun hab ich einen Stab,
Und weiß, wer einmal um mein Grab
Aus Treu und reinem Hertzen weine.

So ſah der Griechen Jubel aus,
Als dort nach zehn Belagrungs-Jahren
Der Dardaner verwünſchtes Haus
In geilem Feuer aufgefahren.
Corinth und Argos und Athen
Ließ Kampff-Platz, Stall und Schulen ſtehn,
Und lieff die Schiffe zu empfangen;
Weib, Kind und Kegel drang an Port,
Und keins verſtund ſein eigen Wort,
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen.

Mich deucht, die Zeitung nährt ſo gar
Auch unbeſeelte Creaturen:
Der Hunds-Stern brennt und eyfert zwar;
Und doch erquickt der Lentz die Fluren;
Wald, Förſte, Thäler, Berg und Häyn
Gehn hier und dar ein Bündniß ein,
Die ſüße Nachricht auszubreiten;
Die Nymphen ſchertzen um den Sand,
Und ſprützen mit geübter Hand
Viel Bogen naſſer Luſtbarkeiten.

So weit die Donau, wie ſie ſoll,
In Chriſtlichem Gehorſam flieſſet,
Und mehr Begierd- als Waſſer-voll
Sich unter Carls Geboth ergieſſet;
So weit vermehrt ſie ihre Luſt,
(Denn Freude zieht das Blut zur Bruſt)
Durch Beytrag aus den kleinen Flüſſen,
Die iezt den ſtündlichen Tribut,
Weil groſſe Freude viel verthut,
Geſchwind und doppelt liefern müſſen.

Dort kommen Drave, Sau und Theiß,
Und bringen ihr viel ſtarke Fluthen;
Hier wächſt ſie durch des Sieges Schweiß,
Und durch der Janitſcharen Bluten;
Damit ſo fleucht ihr ſchneller Lauff,
Und hält die Wellen nirgends auf,
Als wo ſie ſich mit Fleiß verweilen,
Um, wo ich alſo reden mag,
Dem Iſter einigen Geſchmack
Von unſrer Freyheit mitzutheilen.

Nun ſieh doch, wo du etwas ſiehſt,
Du böſes Iſmaels Geſchlechte!
Du kommſt, ſo offt du auswerts ziehſt,
Dem Donner allemal zu rechte.
Dein toller Hund, dein ſtumpffer Zahn
Fällt Reich und Adler krafftloß an,
Und muß ſo Blut als Haare laſſen;
Dein Einbruch iſt ſo gut als Flucht:
So gehts, wer fremde Schläge ſucht,
Kriegt meiſtens Spott und Strick zu faſſen.

Du ſündigſt auf Vergebung loß,
Und außer Carls Verdienſt und Glücke;
Er ſieht die Sonne nicht ſo groß,
Als deines Hochmuths Schwäch' und Tücke;
Dein Frevel kämpfft mit eigner Quaal
An Vorzug, Länge, Stärk und Zahl,

Und ſiegt ſich ſelber zum Gehöhne.
Geh, trag nun den verwürckten Hals,
Ja gar den Aufſchub deines Falls
Von Oeſterreichs Gedult zum Lehne.

Nur glaube nicht, verſchnittner Schwarm!
Dein Meineyd ſey ſo durchgekommen,
Nachdem ſein gantz zerſchellter Arm
Zehn Jahr zur Heilungs-Friſt genommen.
Der Friede, der die Noth nur faßt,
Und den du halb erbettelt haſt,
Erlöſt dich nicht vom Zorn-Gerichte;
Nein! nein! verſtockter Pharao,
Die Langmuth lacht und thut nur ſo,
Damit ſie deine Boßheit ſichte.

Zerreiß den falſchen Alcoran,
Er hat dich lang genug betrogen;
Dein letzter Fall rückt endlich an,
Und ſteigt mit unſern Sieges-Bogen.
Die Rach' iſt kein vergeßlich Weib,
Sie dringt zwar langſam auf den Leib,
Allein mit deſto ſchärfferm Streiche.
Dein angemaßter Kayſer-Thron
Erſchrickt und wankt und wittert ſchon
Die Eitelkeit geſtohlner Reiche.

Du, dem zu Lieb' Eugenius
Des Aufgangs Untergang verſchoben;
Du, dem des Allerhöchſten Schluß
Sein hohes Straff-Amt aufgehoben,
Komm fort, und eil aus Blut und Schooß!
Komm, eil auf unſre Zeiten loß!
Komm, komm aus Carls geweihten Lenden!
Es hält ſich Aſien gefaßt,
Dir ehſtens, angenehmer Gaſt!
Sein reiches Erb-Land zuzuwenden.

Was zieht ſich vor ein Vorhang weg?
Ich ſeh den Schauplatz ſpäter Zeiten:
Dort hör' ich einen Scanderbeg,
Dort ſeh' ich einen Gottfried ſtreiten,
Die Palmen grünen um ſein Haupt,
Man heult, man jauchtzt, man ſchlägt, man raubt;
Kein Creutz-Zug macht ein ſolches Lärmen:
Der Erden gröſt- und dritter Theil
Zerreißt der Saracenen Heyl,
Und würgt den Hund mit ſeinen Därmen.

Der Nil erſchrickt, Damaſcus brennt,
Es raucht auf Aſcalons Gebürgen,
Und durch den gantzen Orient
Herrſcht Unruh, Hunger, Peſt und Würgen.
Der Jordan ſteht, wie Mauern da,
Als käm' ein andrer Joſua;
Er kommt auch, doch aus Teutſchem Saamen;
Wie heißt Er? Ja die Schickung winckt,
Und raubt mir, weil der Vorhang ſinckt,
Standt, Vorwitz, Schauplatz, Held und Nahmen.

Was macht in Ungern der Soldat
Vor grauſam-klägliche Geberden?
Er dringt ſich vor den Krieges-Rath,
Und hört mit Unruh Friede werden.
Er murrt, er zörnt, er ſchilt den Bund,
Wodurch der abgewießne Hund
Der heurigen Gefahr entgangen;
Und ehrt' er nur nicht den Eugen,
So ſolt' er ſich wol unterſtehn,
Den Krieg von friſchem anzufangen.

Sein Eyfer hat auch ziemlich Recht;
Es muß die Tapfferkeit verdrieſſen,
Wenn Kleinmuth ihren Fortgang ſchwächt,
Und Thränen ſtatt des Blutes flieſſen.
Sie ſucht nur Weh und Wiederſtand,
Sie ſucht mehr Ruhm, als Leut und Land,
Und giebt nur ein verbittert Lachen,
Wenn, eh ihr Degen Wunder thut,
Feind, Zelt, Geſchütz und Haab und Guth
Den Sieges-Wagen enge machen.

Ihr guten Teutſchen! laßts nur ſeyn,
Und ſprecht den tapffern Zorn zufrieden!
Die Lorbeern gehn gleichwohl nicht ein,
Sie grünen mitten in dem Frieden.

Der Palm-Baum iſt nicht ſchlimm verſetzt,
Wofern ihn fettes Ufer netzt:
Das hofft man auch von euch zu ſchreiben.
Geht! zieht ans Meer, und kämpfft und ſucht
Iberiens verlohrne Frucht
In Wälſchlands Gärten aufzutreiben.

Hält hier der Stillſtand euren Muth,
So kan er dort mit Nachdruck blitzen;
Nicht anders pflegt der Adern Blut
Nach kurtzer Stemmung ſcharff zu ſprützen.
Dort ſpannt ein neuer Friedens-Bruch
Ein neu und feindlich Seegel-Tuch!
Geht, geht und zeigt dem Niedergange
Ein ſchwartz und blutig Abendroth,
Damit die Flotte, ſo euch droht,
Den Port in Charons Kahn erlange!

Wo ſchweiff ich hin? wo bleibt mein Held?
Entzieht er ſich vielleicht der Erde?
Wie? oder hebt ſich nur ſein Zelt,
Damit es nicht entheiligt werde?
Ja, ja ich ſeh die Ewigkeit,
Sie webt und ſtickt ſein Ehren-Kleid,
Umgibt ſein Bildniß mit den Sternen,
Und führt es zum Vergöttern auf:
Nun mag der Enckel Lebens-Lauff
Den Vorzug unſrer Tage lernen.

O Printz! o groſſer Printz! wie weit,
Wie weit entfernſt du dich dem Neide,
Und auch ſogar der Möglichkeit,
Daß etwas deinen Krantz beſchneide?
Homer behalt' dir den Achill!
Aeneas bleibe, wo er will!
Sie ſind am längſten groß geweſen;
Sie weichen doch mit Ehren aus;
Denn dieß iſt auch ein Lorbeer-Strauß,
Dem ſtärkſten Palmen nachzuleſen.

Die Seele weiß von keiner Ruh,
Sie zeigt Gedanken aus Gedanken:
So, theurer Held! verfährſt auch du
In deinen weiten Lebens-Schranken;
Dein Eyfer braucht Gelaſſenheit;
Das Weſen ſeiner Tapfferkeit
Beſteht in lauter klugen Siegen;
Dein Alter blitzt ſo ſpät als früh!
Was wolte wol die Poeſie,
O Held! zu deinen Ehren lügen?

Genung! genung vor deinen Ruhm!
Genung mit blutigen Geſchäfften!
Trag Helm und Schild ins Heiligthum,
Und laß es an die Cedern hefften!
Auch Großmuth macht dem Alter Raum,
Es blüht ja ſchon der Mandel-Baum
Auf deinen Lorbeer-reichen Haaren,
Geneuß doch einmal deine Ruh,
Und ſieh nunmehr auch andern zu,
Wie viel ſie unter dir erfahren?

Carl iſt allein geſchickt und werth,
Getreue Dienſte zu belohnen;
Carl der wie Gott nichts mehr begehrt,
Als daß die Völker ſicher wohnen.
Carl, deſſen Ohr vom Himmel nimmt,
Was ſein Befehl der Welt beſtimmt,
Die kein Verhängniß mehr vergnüget;
Carl, deſſen Geiſt den Thron erhöht,
Und noch ſo weit darüber geht,
Als Feind und Ehr-Furcht drunter lieget.

Ihr, die ein glücklich Feuer treibt,
Dem hohen Maro nachzukommen,
Was macht es, daß ihr ſitzen bleibt?
Ihr habt nicht rechten Stoff genommen,
Ihr ſinnt, ihr ſchreyt mit Angſt und Müh
Reimt Fabeln, und vergeht wie ſie;
Kommt! wollt ihr hoch und ewig leben,
Kommt ſetzt die göldnen Federn an,
Und ſchreibt, was Gott und Carl gethan!
Der Adler wird euch mit erheben

Ja ſchreibt nur was ihr hört und ſieht,
Hier gilt Erzehlen mehr als Dichten.
Europa jauchzt, und Stambol flieht;
Wer weiſt mir dieſes in Geſchichten?
Die Vorſicht, ſo das Reich bewacht,
Erklärt den Zwieſpalt in die Acht,
Und lehrt uns mit verſöhnten Blicken:
Es werde dies ſein mächtig Haupt,
Was Unrecht, Liſt und Neid geraubt,
Den Barbarn aus den Klauen rücken.

Das Erbtheil Joſephs lebt in Ruh,
Und nährt ſich von des Bruders Glücke;
Der Schäfer lacht, ſein Vieh nimmt zu,
Die Lämmer werden feiſt und dicke:
Elyſiens gelobtes Land
Treibt Handel, bringt das Feld in Stand,
Und baut ſo Korn- als Weisheits-Häuſer;
In Welſchland blüht ein neuer Sieg;
So lehren beydes Fried' und Krieg:
Der ſechſte Carl, der größte Kayſer.

Der Sechſt' an Zahl, der Erſt' an Ruhm;
Ihr Zeiten, lernt den Titul faſſen!
Er zieret noch kein Alterthum,
Er fliegt allein in unſern Gaſſen;
Er giebt der Fama Geiſt und Schall,
Verewigt Felſen und Metall,
Und heiligt die geritzten Bäume;
Ja, was das größte Wunder ſchafft,
So ſtärckt des groſſen Nahmens Krafft
Die Ohnmacht meiner ſchlechten Reime.

Herr! ſo vermögend würckt dein Geiſt
In kalt und ſchläffrige Gemüther.
Ich den nur Wind und Hoffnung ſpeiſt,
Beſitze weder Kunſt noch Güther:
Ich leyr' im Winkel, Noth und Staub,
Und bin ein eingetheilter Raub
Von ſo viel ungeneigten Fällen,
Die, hab ich gleich die Pallas lieb,
Und käm' auch offt ein guter Trieb,
Mir dennoch Fleiß und Luſt vergällen.

Und ſieh, o Herr! auff einmal reißt
Mich deines Purpurs Anblick höher,
So ſchnell, daß nichts geſchwinder heiſt;
Was red' ich; ſiegt Eugen nicht eher:
Dein Scepter führt mich auf die Spur;
Drum trotz' ich Schwachheit und Natur,
Du nimmſt ſie, wie den Feind, gefangen.
Herr! wächſt dein Alter, wie dein Reich,
So hoff ich mir noch viel von euch,
Ihr Teutſchen Schwäne! zu erlangen.

Den welcken Lorbeer hab' ich ſchon,
Nun mangeln noch Verdienſt und Leben;
Dieß muß ein Mäcenaten-Sohn,
Und jenes Carls Regierung geben.
Die Allmacht laſſe nur dein Haupt,
Wofern es unſre Sünd' erlaubt,
Nicht eher Stern' und Himmel zieren
Als bis ein Alexander weint,
Dem eine Welt zu enge ſcheint,
Des Vaters Thaten auszuführen.

Ich, Herr! dein tiefſter Unterthan,
Will, blieb ich auch im Staube ſitzen,
Noch mehr auf deiner Ehren-Bahn,
Als vor dem Elends-Ofen ſchwitzen.
Verſtoß mich an den kalten Bär,
Ich geh' und gern, und find' ein Meer,
Dein Lob in ewig Eiß zu ſchreiben;
Denn weil mir Augen offen ſtehn,
Soll Carl und Tugend und Eugen
Die Vorſchrifft meiner Muſen bleiben

Den Unwillen eines redlichen und getreuen Vaters ſuchte durch dieſe Vorſtellung bey dem Abſchiede aus ſeinem Vater-Lande zu beſänfftigen ein gehorſamer Sohn.

Im Nahmen eines andern.

Quid feci? Quid commerui aut peccavi Pater?

Und wie lange ſoll ich noch, dich, mein Vater! ſelbſt zu ſprechen,
Mit vergeblichen Bemühn, Hoffnung, Glück und Kräffte ſchwächen?
Macht mein Schmertz dein Blut nicht rege; o ſo rege dich dieß Blat,
Das nunmehr die letzte Stärcke kindlicher Empfindung hat!

Fünffmal hab ich ſchon geſucht, nur dein Antlitz zu gewinnen:
Fünffmal haſt du mich verſchmäht: O was ſind denn dies vor Sinnen!
Dencke nach, wie ſcharff es beiſſe! Dencke nach, wie nah es geh,
Daß ein Sohn durch ſeinen Vater zwiſchen Furcht und Unruh ſteh!

Hab ich dich nicht überall treu gerühmt und froh geprieſen?
Hat ſich ein verſtockter Sinn gegen deine Zucht gewieſen?
Hab ich nicht mit Luſt ſtudieret, dich nur einmal zu erfreun,
Und mit wohlgerathnen Früchten deines Kummers Troſt zu ſeyn?

Such' ich auf der Erden mehr, als ein ſtill- und weiſes Leben?
Wollt' ich nicht ſo gar mein Blut vor des Nächſten Wohlſeyn geben?
Steckt mir Bosheit in der Seele, brennt mir Rachgier in der Bruſt,
Oder hat mein freches Spotten an des Feindes Schaden Luſt?

Ja, verführt die Heucheley mein entſchuldigtes Gewiſſen,
Dich allhier um neue Gunſt bloß aus Eigennutz zu küſſen;
O ſo werden meine Glieder mit der Hiobs-Quaal geplagt,
Und mein Fuß mit Cains Schrecken in der Welt herum gejagt!

Adams Erb-Schuld nehm ich aus: Mängel ſind uns angebohren,
Und ich habe tauſenmal mich auch auſſer mir verloren.
Schlüge Gott mit Blitz und Keilen gleich auf ſolchen Fehl-Tritt zu,
O wie wenig würden Greiſſe! und wo blieben ich und du?

Daß du mich gezeugt, ernährt, unterrichtet nnd geführet,
Iſt ein Lorbeer, der dein Haupt auch noch auf der Bahre zieret;
Ich erkenn es in der Stille, obgleich ängſtlich und betrübt,
Weil mir weder Zeit noch Glücke Mittel zur Vergeltung giebt.

Wenn der Morgenröthe Glantz an dem grauen Himmel blickte,
Und der frühe Garten-Bau dir ſo Hertz als Aug' entzückte,
Machte mir dein muntres Schertzen Feder und Papier bequem,
Und dein rüſtiges Exempel Kiel und Bücher angenehm.

O wie mancher Abend-Stern ſah mich unter deinen Lehren!
Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnſucht hieng,
Und der Nachdruck beyder Sprachen luſtig ins Gedächtniß gieng.

Alles konnt' ich nach und nach, ſo zu reden, ſpielend faſſen,
Was die Knaben ſonſt bewegt, daß ſie Buch und Feder haſſen,
Weil der Schul-Fuchs Luſt und Liebe mit der Ruthe niederſchlägt,
Und durch ſo viel tolle Regeln, auf die ſtrengſte Folter legt.

Um nur hinter den Beſtand meiner Neigung recht zu kommen,
Haſt du mir offt ſelbſt das Buch als zur Straffe weggenommen:
Dieſe wohl-gemeynte Klugheit mehrte ſonderlich in mir
(Kinder thun verbothne Sachen), Fleiß und Eyfer und Begier.

Laß doch nun nicht erſt den Neid dich in mir ſo arg verlachen,
Laß dir doch nicht ſo viel Müh durch ſein Maul zu Schanden machen!

Trau doch deinem Fleiſch und Blute, gönne mir Gedult und Ohr:
Bin ich ja mit Recht verklaget, warum läßt man mich nicht vor?

Was ich dann und wann verſehn, iſt die Hitze junger Jahre:
Dann wo wird wol einer alt, der nicht offt den Fall erfahre?
O! warum beſtrafft die Länge meine Menſchlichkeit ſo ſcharff?
Welcher Richter iſt ſo grauſam daß man gar nicht bitten darff?

Muß man doch wol offt aus Noth wider Willen was beſchlieſſen,
Was wir ohne ſtarken Zwang offtmals unterwegens lieſſen:
Schwachheit laufft gar gern mit unter, und der Mangel nebſt der Schmach,
Die man unverdient erdultet, zieht viel ſchlimme Folgen nach.

Beßrung, Buſſe, Fleiß und Ernſt weiß viel Scharten auszuwetzen,
Die mich bey den Redlichen ohne Grund in Argwohn ſetzen.
Läßt man doch verdorrten Bäumen zum Erhohlen etwas Zeit:
Gilt ein Menſch nicht mehr als Bäume? noch ein Kind als fremder Neid?

Und was ſind es denn auch nun vor ſo grob und ſchwere Sünden,
Die ſo mühſam und ſo ſpät Ablaß und Errettung finden?
Sagt, was ſind ſie? Meiſtens Lügen, junge Thorheit, viel Verdacht,
Und mit einem Worte, Mücken, die man zu Kameelen macht.

Sieht man etwan darum ſcheel, daß mein aufgeräumt Gemüthe
Andern wie ſich ſelbſt getraut, und nach angebohrner Güte
Sich zum öfftern bloß gegeben? Freunde! ſchaut, es iſt geſchehn;
Dieſes Laſter, iſts ein Laſter? ſollt ihr nicht mehr von mir ſehn.

Die ſo groß und alt-klug thun, und von viel Erfahrung ſprechen,
Wollen durch den Polter-Geiſt meinen Sinn zur Unzeit brechen;
Aber allzuſcharff macht ſchärtig, und Affecten bey der Zucht
Reitzen feurige Gemüther, und erhalten ſchlechte Frucht.

Einmal iſt und bleibt mein Zweck, bloß der Wahrheit nachzuſtreben
Und, ſo viel nur an mir iſt, als ein nützlich Glied zu leben:
Drum verehrt mein Geiſt die Lehrer, die in unſern Tagen blühn,
Und das Licht der rechten Weisheit endlich aus dem Nebel ziehn.

Daß mich Haß und Pöbel ſchilt, als vertiefft ich mich in Grillen,
Die den Beutel und den Kopf mit gelehrtem Winde füllen,
Das verzeih ich ſeiner Einfalt, die im Aberglauben ſteckt,
Und die Wiſſenſchaft verachtet, weil ſie ihren Kern nicht ſchmeckt.

Daß Verläumder böſer Art auch mein Chriſtenthum vernichten,
Mag der Herr, der alles ſieht, doch nur mit Erbarmen richten;
Mich beveſtigt bey den Stürmen die gewiſſe Zuverſicht,
Daß die Liebe des Erlöſers gantz was anders von mir ſpricht.

Dieß geſteh ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geſchwätze;
Das in Glaubens-Sachen ſchwärmt, vor geringe Poſſen ſchätze;
Ich geſteh auch, daß michs ärgert, wenn Alazon ſchreyt und kracht,
Und ſein Jahr-Gang offt mehr Ketzer als bekehrte Sünder macht.

Wär es mir nicht ſelbſt geſchehn, wollt ich hier kein Wort verliehren;
Aber, da er mich verdammt, hab ich Recht, es anzuführen,
Weil er aus dem Leichen-Reime, der von Gottes Liebe ſingt,
Eine Gifft der Pietiſten, und ich weiß nicht was, erzwingt.

Und wie ſo? Man höre nur, wie genau ſein Vorwurff ſchlüſſe:
Weil ich mich damals erklärt, daß den Tod nichts mehr verſüſſe,
Als die Liebe vor den Heyland, die das letzte Schrecken ſchwächt;
Soll ich dieß geleugnet haben: Nur der Glaube macht gerecht.

Sagt mir, wo die Folge ſteckt? Nirgends, als im blinden Dünkel;
Iſt das nicht ein ſchöner Schluß von dem Prügel auf den Winckel!
Wenn ich ohngefehr nun ſpräche: Unſer Nachbar baut ein Haus;
Schlöß' ich denn darum den Meiſter und den Werk-Geſellen aus?

Etwas muß ich doch noch hier bey Gelegenheit erwegen:
Mancher meynt, ich ſolte mich auf die Brod-Kunſt beſſer legen,
Und beredet dich, mein Vater! viel Verachtung ſey daher,
Weil ich nicht mit rechtem Eyffer Meditrinen dienſtbar wär.

Glaube, da du mich ſo früh zu der edlen Kunſt erzogen,
Da ich auch nicht ohne Frucht deine Warnung eingeſogen.
Da ich ſie von dir ſchon kenne; da ich ihren Vorzug weiß,
Geb ich ihr vor andern Künſten Neigung, Hertze, Krantz und Preiß.

So viel überſeh' ich auch, daß wir, etwas recht zu wiſſen,
Und von Grund-aus zu verſtehen, keine Sprünge machen müſſen:
Laß mich alſo kürzlich mercken, was des Arztes Pflichten ſeyn;
Denn der Anfang ſeines Amtes ſchließt fürwahr nicht wenig ein.

Mit dem Doctor kaum zwey Jahr flüchtig durch den Sennert lauffen,
Hunde würgen, Feuer ſehn, Pillen drechſeln, Kräuter rauffen,
Auf gerathe-wohl verſchreiben, andre neben ſich verſchmähn,
Und ſich bei dem Sterbe-Bette in der Staats-Perüque blähn,

Iſt ſo thöricht als gemein, thut auch ſelten große Wunder:
Bücher, Tiegel, Glaß und Ring ſind zuſammen nichts als Plunder,
Wenn man die Geſundheits-Regeln nicht vorher in Kopff gebracht,
Noch auch durch vernünfftig Schlieſſen die Erfahrung brauchbar macht.

Will man nun, den Stümpern gleich, nicht an ieder Klippe ſcheitern,
So bemüh man ſich zuerſt, Sinnen und Verſtand zu läutern;
Man erforſche die Geſetze, die der Bau-Herr ſchöner Welt
Ehmals zwiſchen Geiſt und Cörper ewiglich und feſt geſtellt.

Dieß erfordert etwas mehr, als in alten Schwarten wühlen,
Und mit Knochen, Stein und Kraut oder heiſſem Ertze ſpielen:
Wer die Wiſſenſchafft der Gröſſe und der Kräffte nicht verſteht,
Kan den Leib unmöglich kennen, der wie Waſſer-Uhren geht.

Was vor Klugheit, was vor Müh flieſſet nicht aus dieſen Gründen?
Eh wir iedes Cörpers Art, den wir vor uns haben, finden;
Eh man Neigung und Gewohnheit, Krankheit, Sitz und Urſach trifft:
Unzeit, Eckel, Ort und Menge macht auch Mithridat zu Gifft

In wie weit ich nun gedacht, dieſer Vorſchrifft nachzuleben,
Davon mag die Zeit einmahl ein gerechtes Urtheil geben:
Bin ich nur bey mir verſichert, daß ich nach Vernunfft gethan,
Hör ich andrer ſtoltzes Bellen mit gelaßner Demuth an.

Was die Poeſie betrifft, muß ich frey heraus bekennen;
Ich empfand ſchon als ein Kind ihren Trieb im Hertzen brennen;
Da mich nun die blinde Neigung ihr ſchon damals zugeführt,
Schenk ich ihr auch noch die Liebe, die anietzt Vernunfft regiert.

Will man ſie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,
Hat man freylich den Parnaß vor ein Grillen-Neſt zu achten.

Hochzeit-Träume, Todten-Flüche, und ein buntes Quodlibet.
Nebſt erfrornen Buhler-Flammen heiſſen zwar galant und nett;

Doch ein ſolcher Reimen-Spruch, den die Nahmen erſt verbrämen;
Den auch Klingsohr, Frauenlob, und Hans Sachſens Kunſt beſchämen,
Schickt ſich wol dahin am beſten, wo man Schöps und Kofent ſchenckt,
Oder auf den Muſen-Trödel, wo Theranders Leyer henckt.

Dichter, ſind ſie, was ſie ſind, müſſen Feuer-reiche Gaben,
Witz, Verſtand, Gelehrſamkeit, Tugend und Erfahrung haben,
Und die Menſchen, derer Augen die entblößte Wahrheit fliehn,
Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Luſt zum Guten ziehn.

Was Homer und Maro ſchreibt, was auch Fenelon geſungen,
Iſt ein Muſter, deſſen Werck die Vergänglichkeit bezwungen;
Dieß verſteht kein Phoebus-Pritſcher, der nur an der Schalen klaubt,
Und der Schönheit durch Erklären allen Geiſt und Nachdruck raubt.

Doch damit vor iezt genug! Du, mein Vater! magſt nun ſchätzen,
Ob und was und auch wie viel meinen Muſen auszuſetzen.
Scheint dir auch die Art und Weiſe meines Lebens wunderlich,
Ach! dem iſt bald abgeholffen; und womit? Verſöhne dich!

Dencke, was der Unmuth thu, wenn uns Freund und Feinde kräncken,
Wenn ſie uns den nahen Weg zu der Gönner Hertz verſchräncken;
Wenn man kranck und in der Fremde bey Verfolgung und Verdruß,
Wegen andrer Groll und Zwietracht, alles Unrecht leiden muß;

Wenn uns innerliche Reu, äuſſerlicher Mangel dränget;
Wenn ſich Anverwandter Haß unter unſre Feinde menget:
Wenn der Schmertz getreuer Eltern in der Güther Aſche ſitzt;
Wenn ein Bruder vom Gemüthe ohne Schuld ſein Blut verſpritzt;

Wenn die Buſſe nichts erhält; wenn die beſten Stützen weichen;
Wenn ein unverhoffter Freund nach viel ſeltnen Gnaden-Zeichen
Unſer Glück im Lieben gründet, und gleichwol des Vaters Geiſt,
Uns aus Eyfer dahin bringet, daß man untreu ſcheint und heißt.

Da verliehrt ſich die Gedult, da vergißt man ſich und alles,
Läßt es durch einander gehn, ſtrauchelt offt aus Furcht des Falles;
Man getraut ſich nichts zu wagen; man verfällt von Zeit zu Zeit,
Und gewöhnt ſich gantz gelaſſen zu der Niederträchtigkeit.

O! wie offt hat Fleiſch und Blut durch ein ungedultig Schmollen,
Weil kein Retter kommen will, der Verzweifflung ruffen wollen!
Doch ein Strahl von höherm Lichte und die kämpffende Vernunfft
Stärckten mich im größten Wetter mit des Troſtes Wiederkunfft.

Straffe nehm ich willig an; man erinnre nur beſcheiden,
Und ſo redlich als geheim. Dieß Volck kan ich nur nicht leiden,
Das uns faſt auf alle Mienen eine Sitten-Predigt hält,
Und alsdann am ärgſten dencket, wenn es ſich am frömmſten ſtellt.

Jene ſind es, die da ſtracks Donner, Blitz und Höll' erwecken,
Die, ſo ein verirrtes Schaf mit der gröbſten Keule ſchrecken;
Jene ſind es, die den Mägdgen, die nur einen Blick verſehn,
Alle Schlüſſel zu dem Himmel ohne den Beruff verdrehn;

Jene ſind es, die ſich ſelbſt vor gerecht und heilig halten,
Mit Verachtung andrer ſtehn, die befleckten Hände falten,
Mit den kläglichſten Geberden aller Augen an ſich ziehn,
Mit Gebethen Wucher treiben, und nur Schein, nicht Sünde fliehn.

Gott! du kennſt und zeichneſt ſie, unterſucheſt Hertz und Wercke:
Stummer Hochmuth, Geitz und Neid iſt der gantzen Andacht Stärcke;
Kommt es zu der Nächſten-Liebe, zum Vergeſſen, zum Verzeihn,
Oder ſoll man Schwache tragen, wird kein Chriſt zu Hauſe ſeyn.

Zorn-Luſt, Haß und Eigenſinn ſoll aus keiner Zucht erſcheinen,
Und die Ruthe ſo da ſchlägt, muß der Kinder Beſtes meynen;
Wo hingegen Straff' und Schärffe das Verbrechen überſteigt,
Wird das edelſte Gemüthe mehr gebrochen als gebeugt.

Wilder Frevel iſt es werth, daß ihn Draht und Geiſſel ſchwäche,
Und die Boßheit braucht Gewalt, daß man ihr den Starrkopff breche;
Aber Irrthum, Fall und Schwachheit, fällt ein Menſch auch noch ſo offt,
Fordert billig nichts als Liebe, die auch ſtets das Beſte hofft.

Sucht' ich mich auch noch ſo wohl unter Leuten aufzuführen,
Muß ich dennoch überall Glauben, Müh und Freund verliehren,
Wenn man hört, daß ſelbſt der Vater, den ein gut Gerüchte ſchmückt,
Mich ſein Kind nicht hören wolle. Sieh, mein Vater! was mich drückt?

Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heyl des gantzen Lebens;
Alles, was ich denck und thu, wird durch deinen Zorn vergebens:
Sage mir, wem ſoll mein Hertze auf der Welt wohl weiter traun?
Bin ich meiner Eltern Greuel, muß auch Fremden vor mir graun.

Stünd' es mir auch zehnmal frey, einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdeſt du mir auch im Kittel vom Verhängniß vorgeſtellt,
Käm' ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügen auf die Welt,

Daraus ſtelle dir nun vor, welche Laſt mich nächtlich preſſe,
Wenn ich deinen harten Sinn und des Kummers Angſt ermeſſe,
Der dir iezo meinetwegen Hertz und Marck und Bein zufrißt,
Weil mein Bild mit falſchen Farben dir ſo ſchlimm geſchildert iſt.

Wenn du ja nicht anders willt, will ich mich gern ſchuldig nennen;
Dir zu Liebe will ich mehr, als ich ſelber weiß, bekennen;
Aber gehe doch zurücke, und erinnre dich der Zeit,
Da ich als ein Kind voll Hoffnung dein und vieler Aug' erfreut.

Mein Gehorſam, wie du weißt, hat dir zwantzig Jahr gefallen;
Was ich dann und wann verbrach, das geſchicht von mir und allen:
Furcht, Geſellſchaft, Uebereilung, und des grünen Alters Gluth
Machen, daß man unterweilen wider beſſer Wiſſen thut.

Bin ich doch geſtrafft genung, daß der Zorn von höhern Schlüſſen
Unter ſo viel Ungemach meiner Jugend Blüht' entriſſen,
Daß mir ſo viel Gram und Wachen Krafft und Leben abgekürtzt,
Und der Läſtrer bittres Schäumen ieden Biſſen Brodt verwürtzt.

Stieß mir offt ein Glücke vor, konnt' ich ſolches doch nicht faſſen,
Weil die Noth kaum einen Tag mein Gemüthe frey gelaſſen,
Und der äuſſerliche Mangel, den ein ſchlechtes Kleid bewieß,
Bey der Mode, Wind zu machen, mich beſchämt entweichen hieß.

Was ich in das ſechſte Jahr überſtanden und gelitten,
Wie ich offt mit Wind und Schnee, Hunger, Hitz und Froſt geſtritten,
Das wird der am beſten wiſſen, deſſen reiche Vater-Hand
Mir noch immer einen Seegen unvermuthet zugewandt.

Alles Schadens ungeacht't, den mein Leib dadurch bekommen,
Hab' ich, ohne Ruhm geſagt, an Erfahrung zugenommen:

So viel Creutze, ſo viel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt,
Als man im Pedanten-Stande von den Maul-Gelehrten hört.

Darum danck' ich vor den Haß, den mir Freund und Feind erzeiget;
Denn er hat den Muth geſtählt, und der Jugend Stoltz gebeuget,
Doch ihr Väter, du im Himmel, und auch du in dieſer Welt,
Schont doch endlich, weil mein Alter noch in etwas Krafft behält!

Jetzo beth' ich Tag vor Tag bey ſo überhäuffter Plage:
Nimm mich doch mein Gott! nicht weg in der Helffte meiner Tage!
Führe mich durch Creutz zur Weisheit; gieb mir aber auch dabey,
Daß ich klug, getreu, gedultig, und der Welt noch nützlich ſey.

Welchen meine Stachel-Schrifft ohne Grund zu nah getreten,
Denen ſey es öffentlich und von Hertzen abgebethen;
Schertz und Feuer und Exempel bringen offt den freyen Kiel
Durch den Ehr-Geitz zu gefallen auf ein kühnes Dichter-Spiel.

Andre, die mir hier und dar nur vom Hören-ſagen fluchen,
Werden ſo vernünfftig ſeyn, und es beſſer unterſuchen,
Eh ſie einen Menſch verdammen, welcher das, was er begehrt,
Nemlich Mitleid,Wunſch und Liebe, iedem, der ſie braucht gewährt.

Ihr hingegen, die ihr euch in verborgnen Laſtern wältzet,
Ruhm in fremder Schande ſucht, und aus Unrecht Silber ſchmeltzet,
Die ihr Argliſt, Geitz und Feindſchafft ſo abſcheulich ſchön verſteckt,
Und die Angeln eurer Boßheit ſtets mit Blumen überdeckt,

Mögt die Unart eurer Bruſt noch ſo fein und künſtlich ſchmücken,
Und mich, der ich liegen muß, noch ſo klug und ſinnreich drücken,
Nur, damit nicht eure Schande, käm ich etwa in die Höh,
Aus den mir bekannten Winckeln einmal auf den Schau-Platz geh;

Thut es! aber wißt zugleich, daß die Billigkeit der Rache,
Die ſich niemals ſpotten läßt, ſchon die Striegel ſchärffer mache,
Die euch einmal zum Gelächter den verlarvten Kopff zerreißt,
Ob mich gleich die Zeit noch warten und die Klugheit ſchweigen heißt.

Trotzt nur auf mein Ungemach; ſeyd ihr doch noch nicht hinüber:
Hat euch gleich dem Anſehn nach Stern und Glücke faſt noch lieber,
Als den Samiſchen Tyrannen, der den Ring umſonſt verſchmiß;
So verſeht euch doch noch endlich ſeines Bades gantz gewiß!

Du, beſcheidnes Vater-Hertz! zwinge dich, noch dieß zu hören:
Nicht, weil du mein Vater biſt: nein! der Wahrheit bloß zu Ehren
Thu ich hier ein frey Bekänntniß, daß das Kleinod deiner Treu
Und der längſt-erkannten Liebe, auf der Welt mein Glücke ſey.

Ja ich ſetze dieß noch zu: Wüſt' ich dir durch holdes Schmeicheln
Auch das reichſte Vater-Theil noch im Leben abzuheucheln;
Wäre deine zarte Regung gegen mich auch noch ſo groß;
Gäbſt du ſie mir zum Verſchwenden in gemüntzter Menge bloß;

Wär es alles doch zu ſchwach, meinen Mund dahin zu bringen,
Dir ein unverdientes Lob eigennützig abzuſingen;
Wie ich mich und andre ſtraffe, alſo ſtäch' ich dir den Schwär,
Wenn dein Hertz, wie manches Vaters, voller Tück' und Bosheit wär.

Aber ſo getrau ich mir ohne Selbſtbetrug zu glauben,
Daß, wofern mir Zeit und Kunſt auf dem Pindus Platz erlauben,
Einſt die Wahrheit deines Ruhms (mach' ihn durch Verſöhnung voll!)
Unter allen meinen Liedern noch am ſchönſten klingen ſoll.

Sonder Hochmuth ſag' ich noch: Was ich ja noch auf der Erde
An Verdienſt, Gefälligkeit und am Glück erhalten werde,
Das verdanck' ich deinen Scenen und der Sorgfalt im Erziehn,
Die mir zu dergleichen Früchten vollen Saamen dargeliehn,

Deiner Eltern Dürfftigkeit lehrte dich beyzeiten darben;
Was ſie ehrlich, obgleich ſchwer und mit Sparſamkeit erwarben,
Warff dir bey ſo viel Geſchwiſtern wenig zum Studieren ab,
Dem gleichwol dein Wohlverhalten nicht geringes Wachsthum gab.

Was vor Kummer hatte nicht deinen Vater ſtets gebunden,
Bis er unverhofft den Sitz in der armen Stadt gefunden,
Die dich nun bey dreyßig Jahren in der Stille mäſſig nährt,
Und dir bey ſo ſchweren Zeiten, was du nöthig brauchſt, beſchert.

Hätten Ehrſucht, Geitz und Liſt die Begierden eingenommen,
Vor wie vielen wäreſt du da und dort ans Brett gekommen?
Hätteſt du mit krummen Räncken nach des Nachbars Guth geſchnappt,
Hätteſt du auch wol wie mancher Naboths Weinberg leicht ertappt.

Deine Kunſt thut in der Still mit geringem größre Curen,
Als ein Prahler öffentlich, der mit theuren Gold-Tincturen
Und berühmten Polychreſten Grufft und Beutel täglich füllt,
Und bey denen, die bald glauben, mehr als Paracelſus gilt.

Ach, ach! was haſt du viel von der Ehrlichkeit im Heilen?
Pflegt man ſonſt zur Perlen-Milch gantze Schnuren mitzutheilen?
Bringen deine ſchwartze Tropffen, ob ſie noch ſo kräfftig ſind,
Dir wie andern gelbe Raben? Nein! Was fehlt? Du machſt nicht Wind.

Mache Wind, und ſchwöre drauf; ſchneide, weil das Fieber währet;
Gieb den Bade-Müttern Recht, tröſte, bis die Seel entfähret;
Koche fremde Tränck' und Säffte, koſtets auch die letzte Ruh;
Röchelt ſchon der Tod im Munde, ſetz' ihm nur mit Julep zu,
Säume, daß ſich die Gefahr nur ſo ſpät als möglich lege;
Iſt ſie aber noch nicht da, gut! ſo bringe ſie zuwege;
Schreib den Bezoar von Eyern vor ein Wunder-Pulver an,
Und verſprich der jungen Frauen ehſtens einen beſſern Mann.

Dieſe göldne Practica baut auch Pfuſchern Haus und Wagen,
Dieſe macht, daß Jung und Alt nach dem großen Doctor fragen,
Welcher in dem naſſen Zeichen Lung und Leber ſchwimmen ſieht,
Und mit ſeinem Bracatabra Würmer aus den Nieren zieht.

Nein! dein allzuehrlich Hertz flucht auf ſolche Klugheits-Streiche,
Und begehrt nur, daß ſein Brod ohne Schulden täglich reiche.
Haſt du doch wol eh den Armen, die dein Fleiß umſonſt geheilt,
Nicht mit Phariſäer-Händen Brodt und Waſſer mitgetheilt,

Freude, Demuth, Nüchternheit ſind dir angebohrne Gaben;
Wenn der Magen und der Soff manchen in die Federn graben,
Stehſt du ſchon bey deinen Bäumen mit geſund und starcker Luſt,
Bis du dann die Patienten auch noch früh beſuchen muſt.

Und da ſinckt dein wüſter Kopff niemals bey dem Kranken-Bette,
Wie ich weiß, daß Calidor noch bis heut zu lauffen hätte,
Wenn er nicht mit trunknen Händen vor den Pulß das Kinn berührt,
Noch des Apotheckers Unſchuld mit berauſchter Schrifft verführt.

Dein Verſtand, dein Chriſtenthum und dein unverletzt Gewiſſen
Werden dich zwar ohne mich in dem Jammer tröſten müſſen;
Dennoch kan dir mein Erinnern auch wohl etwas Troſt verleihn;
Fällt doch offt den größten Weiſen in der Angſt nicht alles ein.

Da du ſtets und überall recht geglaubt und wohl gehandelt,
Und, ſo viel ein Menſch vermag, dem Geſetze nachgewandelt;

Kan der Vorwitz nicht begreiffen, welcher Grund des Höchſten Macht,
Der doch ſtets die Seinen ſchützet, wieder dich in Zorn gebracht.

Vor ſo viel getreuen Fleiß, den du allzeit angewendet,
Da du offt den beſten Schlaff auf ſo vieler Ruh verſchwendet,
Iſt dein Vortheil ziemlich mager, und der Arbeit ſelten gleich;
Unterdeſſen ſchien der Schickung dieß dein Armuth noch zu reich.

Den durch ein und dreyßig Jahr ſchlecht genung erworbnen Seegen
Muſte kaum ein halber Tag plötzlich in die Aſche legen;
Da doch wol kein Scherff mit Unrecht Kalck und Stein zuſammen hielt.
Welche die geſchwinde Flamme faſt bis auf den Grund durchwühlt.

Hebe dein betrübtes Haupt, und ermuntre das Geſichte,
Und vertieffe dich nur nicht in die heimlichen Gerichte,
Die der Rath der heil'gen Wächter täglich zu bewundern giebt;
Sondern laß es dir gefallen, weil Gott auch im Schlagen liebt.

Das Verhängniß iſt ja nichts, als der Schluß vom höchſten Weſen.
Der die Fälle würklich macht, die die Weisheit ſchon erleſen,
Als ſie unter allen Dingen durch den ewigen Verſtand
Dieſen Welt-Bau, den wir ſchauen, überhaupt vor gut befand.

Freylich ſah Gott auch vorher, was vor Schmertzen, Laſt und Bürden,
Elend, Sünden, Wunſch und Flehn in die Reiche kommen würden:
Freylich ſah' Er dieſes alles, und erwog ſo gleich dabey,
Daß der Mangel in den Theilen zu dem Ganzen nöthig ſey.

Und ſo hat Er auch dein Creutz vorgeſehn und zugelaſſen,
Nach der weiſen Gütigkeit, die gewiß nicht alle faſſen.
Durch dergleichen ſcharffe Proben, die Er nur den Frommen gönnt,
Macht Er, daß die Liebes-Flamme nach dem Himmel ſtärcker brennt.

Laß die Spötter immerhin deine Gottes-Furcht verlachen,
Laß ſie ſich vollauf erfreun und in Sodom luſtig machen:
Die Gefahr verfolgt ihr Schwelgen, Fall und Tod ſind ihr Gewinn
Und mit dieſen Wolluſt-Knochen iſt ihr gantzer Lohn dahin.

Naht ſich doch das Ende ſchon, und dieß nehmen ſie mit Schrecken:
Gott! was wird dein groſſer Tag dort vor Unterſcheid entdecken?
Gott! mas wird bey ſolchen Thoren, die ſo blind in Abgrund gehn,
Vor Verwundrung, Angſt und Zagen und verlohrne Reu entſtehn?

Des Gerechten Freudigkeit, den ſie hier ſo grauſam plagen,
Wird ihr höhniſch Angeſicht wie der Blitz zur Erde ſchlagen;
Und die Seligkeit der Frommen nebſt der Klarheit um ihr Haupt,
Wird den Narren endlich zeigen, was ſie nimmermehr geglaubt.

Freue dich der Herrlichkeit, die den auserwählten Seelen
Glantz und Unſchuld wiedergiebt, wenn ſie in der Marter-Hölen
Die Gedult genug bewieſen, und mit viel Gebeth und Flehn
Hier aus Babels Sclaven-Haus dort nach Salem hingeſehn.
Dorthin, treues Vater-Hertz! ſpart mein unverfälſcht Gemüthe
Das verdiente Wieder-Geld vor die Treue vor die Güte.
Vor Ermahnung, Rath und Straffe, vor Gedult, vor manche Nacht,
Die ich auch der liebſten Mutter in der Kindheit lang gemacht.

Ach! mit was vor Zärtlichkeit, Ehr-Furcht, Jauchzen und Verlangen
Will ich dort euch beyderſeits vor des Lammes Stuhl empfangen,
Und im Chore vieler Tauſend, die in weiſſen Kleidern ſtehn,
Als der Erſtling eurer Liebe Gottes Lob an euch erhöhn;

Kümmre dich nun weiter nicht, wenn mich Haß und Neid verſchwärtzen;
Mein Gemüthe bleibet ſtarck, und behält die Ruh im Hertzen,
Weil es auf die Wiſſenſchaften mehr als Stand und Reichthum hält,
Und ihm nichts als Gott und Wahrheit und des Nächſten Wohl gefällt.

Vater! willt du noch an mir deines Alters Stab zerbrechen?
Vater! Ach bedenck es doch! Ach was wird die Langmuth ſprechen;
Vater! denckt denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr?
Ach! ich bitte deinetwegen, mach uns nicht das Sterben ſchwer!

Laß den Demuths-vollen Kuß die Verſöhnung wieder bringen:
Denn darauf, ich weiß gewiß, wird mir alles wohlgelingen;
Ich verſpreche dir die Freude, die der Eltern Creutz verſüßt,
Wenn das Wachsthum guter Kinder ihres Nachruhms Spiegel iſt.

Deinen Segen, dein Gebeth ſchätz' ich über groſſe Güther;
Dieſer Beyfall, dieſer Ruhm, den die ehrlichſten Gemüther
Deiner Frömmigkeit ertheilen, iſt ein Vorzug der dich ehrt,
Und auch mir, als deinem Sohne, durch das Erb-Gangs-Recht gehört.

Es iſt niemals mein Gebrauch, groſſe Dinge zu begehren,
Noch des Himmels mildes Ohr mit viel Wünſchen zu beſchweren;
Weiß doch dieſer ſelbſt am beſten, was die Nothdurfft haben will:
Giebt er mir dein Hertz bald wieder, ſchweig ich gern zu allem ſtill.

Schertzhafte Gedancken
über die Roſen.

An Roſen ſuch' ich mein Vergnügen!
An Roſen, die die Hertzen ziehn:
An Roſen, die den Froſt beſiegen,
Und hier das gantze Jahr durch blühn;
An Roſen, die wir bey den Linden,
Sonſt nirgends leicht ſo reitzend finden.

Man lobt die bräunlichen Violen,
Sie ſind auch ihres Lobes werth;
Doch, weil ſie nur die Kinder hohlen,
So bin ich nicht vor ſie erklärt;
Und wähle mir die holden Strahlen,
Womit die vollen Roſen prahlen.

Erhebt mir nicht die Käyſer-Cronen,
Die ſonder Krafft und Balſam ſind:
Entfernt euch mit den Anemonen,
Ihr Nahm' und Ruhm iſt nichts als Wind.
Narciſſen ſind im beſten Lande
Ein Abriß von dem Unbeſtande.

Die Roſe trägt das Blut der Götter,
Und iſt der Blumen Königin;
Ihr Antlitz ſticht das ſchönſte Wetter
Und ſelbſt Aurorens Wangen hin.
Sie iſt ein Stern der milden Erden,
Und kan von nichts verſinſtert werden.

Die Roſ' erquickt die blöden Sinnen,
Und hat das beſte Zucker-Rohr;
Ihr göldner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht hervor.
Die Roſe nährt die ſüſſen Triebe
Und reitzt die Liebe ſelbſt zur Liebe.

Mit Roſen ſchmück' ich Haupt und Haare;
Die Roſen tauch ich in den Wein;
Die Roſe ſoll vor meine Jahre
Die allerbeſte Stärckung ſeyn;
Die Roſe zieret meine Flöthen,
Und crönt mich mächtigen Poeten.

Auf Roſen mach' ich gute Reime;
Auf Roſen ſchläffet meine Bruſt;
Auf Roſen hab' ich ſanffte Träume,
Von ſtill- und warm- und weicher Luſt;

Und wenn ich einſt voñ hinnen fahre,
So wünſch' ich Roſen auf die Bahre.

O dörfft' ich nur bey einer Roſe
Wie Bienen Honig-naſchen gehn!
Ich lieſſe warlich unſerm Boſe
Den ſchön- und theuren Garten ſtehn;
Und wollt es mir bald angewöhnen,
Mich nie nach fremder Koſt zu ſehnen.

Mit dieſer Roſe will ich ſchertzen,
Und hier erſchreckt mich nicht der Dorn.
Denn bey vierliebt- und ſchönen Hertzen
Ergetzt uns oft ein kleiner Zorn;
Und ſo viel Anmuth abzubrechen,
Verachtet man ein kurzes Stechen.

An ſeine Leonore.

Hier haſt du nun den dritten Schwur,
Wodurch ich Himmel und Natur
Zu Zeugen unſers Bundes ſetze:
Bleib treu, getroſt und achte nicht,
Wenn manche Läſter-Zunge ſticht,
Der falſchen Freunde Mord-Geſchwätze.

Das Glücke hält uns freylich auf,
Drum laß' ihm nur den faulen Lauff!
Es ſucht fein langſam auszuraſen:
So ſtarck der Nord ſich hören läßt,
So zärtlich wird auch bald der Weſt
In unſre Liebes-Flaggen blaſen.

Die Welt-Luſt zeigt mir nichts mehr an,
Worein ich mich verlieben kan,
Als dein Geſicht und meine Bahre;
Bekomm' ich nun das Erſte nicht,
So laß ich freudig Tag und Licht
Auch mitten um die beſten Jahre.

Ich fühl' am beſten innerlich
So manchen tieffen Hertzens-Stich,
Und bin ſchon ziemlich umgetrieben;
Doch will mir Gott genädig ſeyn,
So läßt er mich nach aller Pein
Dich einmal nah und ſicher lieben.

Vertrau' der Vorſicht, liebſter Schatz!
Sie wird uns einen Ruhe-Platz,
Es ſey auch wo es will, bereiten:
Alsdann belachen wir mit Luſt
Aus froh- und Eintrachts-voller Bruſt
Die Thorheit unſrer böſen Zeiten.

Beſinne dich, was Schweidnitz wieß:
Von innen zwar ein Paradies,
Von auſſen Unruh, Zank und Plagen;
Und kommt dir Roſchkwitz in den Sinn,
So denck auch dort nach Borau hin,
Wo mich dein Abſchied wund geſchlagen.

So bald des Bruders Hochzeit-Feſt
Dich bei der Tafel lachen läßt,
So trinck mein Wohlſeyn in Gedancken,
Und wenn dir der Verlobten Kuß
Zu ſtiller Reitzung dienen muß,
So wiſſe: Günther kan nicht wancken.

Es hat mich innerlich ergetzt,
Daß Lorchen meine Lieder ſchätzt,
Und dann und wann noch Verſe fodert.
Dein Name ſoll auch gantz allein
Die Zierrath meiner Reime ſeyn,
In welchen meine Liebe lodert.

Mein Engel! nimm es ſelbſt aus dir,
Wie ſchwer, wie ſcharff und ängſtlich mir
Dein drittes Abſchieds-Küſſen falle;
Jedoch Gedult, Vernunfft und Zeit
Crönt endlich die Beſtändigkeit,
Und ſchenckt uns Zucker auf die Galle.

Nun gute Nacht, du treues Kind!
Es wird noch mancher ſaurer Wind
Mir kräftig in das Antlitz ſtreichen;
Doch darum mache dir nicht Schmertz,
Dein Angedencken ſtärkt mein Hertz,
Und bleibt mein feſtes Hoffnungs-Zeichen.

An Leonoren.

Gedenck an mich und ſey zu frieden
Mit dem, was Glück und Zeit beſchehrt;
Wir werden noch einmal geſchieden,
Und ſcheinen ſolcher Prüfung werth.
Die wahre Treu erinnert dich:
Halt an, halt aus, und denck' an mich!

Gedencke der vergangnen Tage!
Wie manches Creutz, wie manche Liſt,
Wie manche Luſt, wie manche Plage
Bereits dadurch vergangen iſt?
Gedenck an Altan, Hof und Herd,
Wobey ſich dir mein Hertz erklärt.

Gedenck an unſer Abſchied-nehmen,
Inſonders an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebeth und Grämen
Die kurtzen Stunden hingebracht!
Gedenck auch an den alten Schwur,
Der dort aus deinen Lippen fuhr.

Gedenck an mich an iedem Morgen,
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenck an mich bey Fleiß und Sorgen,
Mein Bildniß macht ſie ſüß und leicht!
Verletzt dich auch der Mißgunſt-Stich;
Der beſte Troſt: Gedenck an mich.

Gedenck auch an die frohen Zeiten,
Die noch in Wunſch und Zukunfft ſind!
Die Vorſicht wird uns glücklich leiten,
Bis Lieb und Treu den Kranz gewinnt.
Ein Augenblick vergnügter Eh
Bezahlt ein Jahr voll Angſt und Weh.

Gedenck auch an mein heutig Küſſen!
Es giebt der Hoffnung friſche Krafft;
Es wird mein Warten tröſten müſſen;
Es nährt die alte Leidenſchafft:
Doch denck auch endlich, liebſt du mich,
Allzeit und überall an dich.

Nikolaus Hieronymus Gundling.

Dieſer gründlich gelehrte Polyhiſtor ward geboren zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg den 25. Februar 1671. Er ſtudirte zu Altorf, Jena und Leipzig Theologie und widmete ſich dann in Halle unter Thomaſius der Jurisprudenz, wurde 1703 daſelbſt Doctor und Privatdocent, ſeit 1705 außerordentlicher und ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit, des Natur- und Völkerrechts und ſtarb als preußiſcher Geheimerath den 9. December 1729.

Von ihm erſchienen:

Lobreden in Lunigs Reden großer Herren. Hamburg 1732. 12 Thle.
Hiſtorie der Gelahrtheit. Frankfurt und Leipzig 1734 — 1736 in 4. 5 Bde. Herausgegeben von Hempel. Die Fortſetzung davon ebendaſ. 1746 in 4.
Satyriſche Schriften. Jena 1738.
Gundlingiana, Sammlung kleiner Schriften vermiſchten Inhalts. Halle 1751.

In ſeinen deutſchen Schriften leiſtete G. nicht das, was man in Folge ſeiner vielen Kenntniſſe und ſeiner geiſtigen Gewandtheit hätte von ihm erwarten können; ſie ſind ſteif und unbeholfen, oder matt, ſchwülſtig und geſucht.

Johannes Gottfried Gurlitt

ward den 13. März 1754 zu Leipzig geboren und auf der daſigen Thomasſchule und ſeit 1773 auf der Univerſität zu dem gründlichen Philologen und chriſtlichen Philoſophen herangebildet, als welchen ſein ſpäteres Leben ihn zeigt. Durch den Abt Reſewitz zu Kloſterbergen bei Magdeburg erhielt er 1778 die Stelle eines Oberlehrers am daſigen Pädagogium, wurde 1780 Conventsmitglied und 1797 Rector deſſelben. Vorhergegangene Verdrießlichkeiten und die Ausſicht auf eine größere Wirkſamkeit vermochten ihn aber 1802 einem ehrenvollen Rufe als Direktor und erſter Profeſſor des Johanneums nach Hamburg zu folgen, wo er die ihm anvertraute Anſtalt bald zu einer der blühendſten Deutſchlands erhob, zum Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am academiſchen Gymnaſium und 1806 von der Univerſität Helmſtädt zum Doctor der Theologie ernannt wurde. Er ſtarb daſelbſt allgemein verehrt den 14. Juni 1827.

Seine Schriften ſind:

Maurerreden. Magdeburg 1785.
Geſchichte der Philoſophie. Leipzig 1785.
Abriß der Philoſophie. Magdeburg 1788.
Biographie Winkelmanns. Ebendaſ. 1797.
Ueber die Moſaik. Leipzig 1798.
Allgemeine Einleitung in das Studium der ſchönen Künſte des Alterthums. Magdeburg 1799.
Verſuch über die Büſtenkunde. Leipzig 1800.
Schulſchriften. Magdeburg 1801.
Geſchichte der Bettelmönchsorden. Hamburg 1823.
Spittlers Geſchichte der Hierarchie und der Kreuzzüge. Ebendaſ. 1827, herausgegeben aus ſeinem Nachlaſſe von Müller.
Geſchichte der Jeſuiten. Ebendaſ. 1828.

Außerdem Ueberſetzungen aus dem Catull, Pindar, Oſſian u. ſ. w. und einzelne Schulreden, welche theils in Programmen, theils in ſeinen Schulſchriften, in Zeitſchriften u. ſ. w., theils einzeln herauskamen.

G. hat mehr durch mündliche Lehre und durch menſchliches Beiſpiel im Leben als durch ſeine Schriften gewirkt, welche zum größten Theil nur gelegenheitliche Programme ſind. Seine Reden zeichnen ſich beſonders durch Klarheit, Schärfe und Kraft aus. Er war ein vortrefflicher, wohlwollender, gründlich durchgebildeter, tiefgelehrter und freiſinniger Mann, der in ſeiner Stellung überaus ſegensreich wirkte und eine große Anzahl bedeutender Schüler bildete, welche mit der innigſten nie erſterbenden Dankbarkeit ſein Andenken ehren.

Ulrich von Gutenberg, ſ. Minneſinger.

Johann Chriſtian Friedrich Guts-Muths

ward den 9. Auguſt 1759 zu Quedlinburg geboren, auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt in den Wiſſenſchaften unterrichtet, ſtudirte von 1779 — 1782 zu Halle Theologie und Pädagogik und wurde dann Erzieher bei dem Leibarzt Ritter in Quedlinburg. Die Aufnahme von Ritters drittem Sohne in die Salzmannſche Anſtalt zu Schnepfenthal erwarb ihm die Bekanntſchaft und Gunſt Salzmann's, der den ausgezeichneten Pädagogen in ihm erkannte, ihn als Lehrer für ſeine Anſtalt engagirte und ſeit 1786 ihm beſonders die Leitung der Gymnaſtik ausſchließend überließ. Seitdem wirkte er noch, zum fürſtlich Neuwiediſchen Hofrath ernannt, durch Schrift und Beiſpiel höchſt wohlthätig auf die phyſiſche Erziehung in Schnepfenthal und in ganz Deutſchland, verlegte ſeinen Wohnort aber auf ein von ihm erkauftes Landgütchen im Dorfe Ibenhain bei Schnepfenthal, wo er ſich 1797 verheirathete und am 1. Juni 1835 ſein 50jähriges Lehrerjubiläum unter allgemeiner Theilnahme feierte.

Seine meiſt gymnaſtiſchen Schriften ſind:

Gymnaſtik für die Jugend. Schnepfenthal 1793. 2. Auflage 1804.
Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geiſtes für die Jugend. Schnepfenthal 1796. 3. Auflage 1802.
Lehrbuch der Schwimmkunſt. Weimar 1798. Zugabe zur Gymnaſtik.
Bibliothek für Pädagogik, Schulweſen und die geſammte pädagogiſche Literatur Deutſchlands. Gotha 1800 — 1819; dann unter verſchiedenen Titeln bis jetzt fortgeſetzt.
Mechaniſche Nebenbeſchäftigungen für Jünglinge und Männer. Altenburg 1801. 2. Auflage. Leipzig 1816.

Handbuch der Geographie. Leipzig 1810. Neue Ausgabe 1818 u. 1819. 4. Auflage 1826.

Elementarbuch. Frankfurt 1814 und öfter.

Mit Gaspari, Haſſel, Jacobi und Andern:

Vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. Von ihm der 19. u. 20. Band. Weimar 1827 — 1830.

Deutſches Land und deutſches Volk. Gotha 1820 — 1828. 2 Thle. in 8.; von ihm der 1. und 2. Band. Gotha 1820.

Außerdem eine Menge kleinere Schriften über Turnkunſt, Spiele und Beiträge zu Salzmanns Unterhaltungen und Reiſen, welche theils in letztern, theils in vorgenannten Werken bereits mitgetheilt ſind.

Gutsmuths Verdienſte um eine beſſere phyſiſche Erziehung der deutſchen Jugend und beſonders um eine günſtigere Ausbildung ihrer körperlichen Fähigkeiten fanden allgemeine Anerkennung, ſchon lange vorher ehe dieſer ſo wichtige Zweig der Pädagogik durch Zeitverhältniſſe zur Parteiſache geworden war und eben ſo gehäſſige Anfeindungen als eifrige und begeiſterte Vertheidiger gefunden hatte. Seine geographiſchen Schriften haben ebenfalls großen Werth, indem ſie mit ausgebreiteter Kenntniß und gründlicher Genauigkeit abgefaßt ſind.

Karl Gutzkow

ward am 17. März 1811 in Berlin geboren, beſuchte das dortige Friedrichswerder'ſche Gymnaſium, wo er ſich durch höchſt glückliche Anlagen auszeichnete, und ſtudirte dann Theologie und Philologie auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo er den Preis für eine mythologiſche Abhandlung gewann. Im Winter 1831 verließ er Berlin, und lebte, einer Einladung Menzel's folgend, eine Zeitlang in Stuttgart; hier arbeitete er beſonders für das Literaturblatt des Morgenblattes und gab die Briefe eines Narren an eine Närrin heraus. Nach Berlin zurückgekehrt, ward er daſelbſt Doctor der Philoſophie und ging dann nach Heidelberg, um nochmals und zwar die Rechte zu ſtudiren, ſo wie zu gleichem Zwecke ſpäter von dort nach München. Eine Sommerreiſe durch Oeſtreich und Oberitalien unterbrach dieſe Beſtrebungen; er verweilte dann in Leipzig, Berlin, Hamburg und Frankfurt am Main, redigirte das Literaturblatt der Zeitſchrift Phoenix und gab die bekannten Schriften heraus, welche ihm die Angriffe Menzels und die Unterſuchungen der Regierungen zuzogen. Nachdem er zwölf Wochen zu Mannheim im Gefängniſſe zugebracht, reiſte er nach Frankfurt am Main, wo er ſich vermählte und für's Erſte häuslich niederließ. Das Verbot, welches von den Regierungen über ſeine Schriften ausgeſprochen worden, iſt zum Theil wieder aufgehoben.

Er gab heraus:

Forum der Journalliteratur. 1r Bd. 1 — 3. Berlin 1831.

Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg 1832.

Maha-Guru. — Geſchichte eines Gottes. Stuttgart 1833. 2 Thle.

Novellen. Hamburg 1834. 2 Thle.

Nero. Stuttgart 1835. 2 Thle.

Oeffentliche Charaktere. Hamburg 1835. 1r. Th.

Soireen. Frankfurt 1835. 2 Thle.

Wally die Zweiflerin. Mannheim 1835.

Zur Philoſophie und Geſchichte. Hamburg 1836.

Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur. Stuttgart 1836. 2 Thle.

Goethe, im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin 1836.

Aufſätze in Journalen, Flugſchriften u. ſ. w.

Wir haben bereits, zu einer Zeit, wo dieſer kühne und reichbegabte Geiſt durch ſeine gewaltigen Angriffe auf das Beſtehende die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, unſere Meinung über ihn ausgeſprochen*) und wiederholen ſie hier, da wir derſelben im Ganzen durchaus treu geblieben ſind, nur Weniges ändernd oder ergänzend. Gleich einem Springer im Schachſpiele, der mit wenigen unregelmäßigen Sätzen das ganze Feld äſthetiſcher, politiſcher und ethiſcher Discuſſion durcheilt, erſcheint Karl Gutzkow, ein Mann von reichen Kenntniſſen aber wunderlicher Art, mehr rhetoriſch als eigentlich poetiſch producirend, da ihn das drängende innere Bedürfniß, neue unbetretene Bahnen in der Literatur zu brechen, irre führt, und ihn zu anſcheinenden Verirrungen gegen die Sittlichkeit wie gegen das Schöne verleitet, welche ſubjectiv gewiß nicht aus unreiner Quelle, ſondern aus dem Bewußtſeyn der Kraft und des beſten Willens entſpringen, objectiv aber durchaus verwerflich ſind. Ihm ſteht ſeine große Jugend im Wege, die ihn an ruhiger Prüfung hindert und ihn ſtets zu Uebertreibungen hinreißt, da ſie ihm bei der Menge der Dinge, welche auf ihn einſtürmen, keine Zeit gewährt, dieſelben vollkommen in ſich zu verarbeiten. Mit außerordentlicher Kühnheit, mit einem Muthe, der auf den erſten Anblick der Mehrzahl wie Frechheit erſcheinen muß, mit einer unbegrenzten Rückſichtsloſigkeit gegen ſich ſelbſt, wie gegen Andere, bekämpft er Alles, was ihm als Vorurtheil erſcheint, und faſt alles Beſtehende erſcheint ihm ſo. Seine Art Krieg zu führen wird um ſo verletzender, als er nirgends weder das von der Menge Verehrte, noch die Perſönlichkeit des Einzelnen ſchont, und ſo in dem ruhigeren, ſtill prüfenden Leſer Mistrauen gegen ſeine Geſinnungen erregt, welche gewiß urſprünglich das Rechte und Gute wollen, aber bei dem Ungeſtüm Gutzkow's meiſt ſich anders zeigen, als ſie wirklich ſind.

Gutzkow's größter Irrthum beruht darin, daß er Dinge, welche allein durch wiſſenſchaftliche Unterſuchung die Feſtſtellung ihres Werthes oder Unwerthes finden können, in den Kreis der ſchönen Literatur hinüberzog und ſie als Streitfragen, welche nie ganz erledigt werden, in Darſtellungen des Lebens durch Bilder und Figuren erſcheinen ließ. Dadurch verrückte er ihnen und ſich ſelbſt den einzig richtigen Standpunkt der Beurtheilung, indem er, was den wenigen wiſſenſchaftlichen Forſchern allein zugänglich ſeyn ſollte, einem Publicum zuſpielte, deſſen größter Theil aus Unmündigen und Schwachen beſtand, welche, unfähig ihn zu faſſen und ſeine kühnen Behauptungen zu unterſuchen, ſeine Leiſtungen entweder mit Abſcheu von ſich werfen oder wahnwitzig ſich aneignen mußten. Hier gab es keine Mitte, und da die Zahl der Unreifen, Leichtſinnigen und liederlich Geſinnten, die ſtatt religiöſer oder philoſophiſcher gründlicher Durchbildung, nur oberflächliche Halbheit einer falſchen Lebensphiloſophie beſitzen, eine ſehr ſtarke war, ſo mußten die Regierungen eingreifen und den Verkauf dieſes Giftes, ſo gut wie den einer jeden anderen ſchädlichen Subſtanz, welche in den Händen Unerfahrener und Unberufener verderblich werden kann, ſtrenge verbieten.

---

*) S. Minerva, ein Journal hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts von D. F. Bran. Jena 1835. Octoberheft S. 142.

Fragt man wie es kommt, daß ein ſo ſcharfſinniger und reicher Geiſt ſich ſo vergreifen konnte, ſo wird die Antwort dahin ausfallen müſſen: Seine Jugend und die Zeit, in der er zum Bewußtſeyn ſeiner Kräfte kam, tragen die Schuld. — Politiſche Studien führten ihn zur Literatur, die er eigentlich nicht um ihrer ſelbſt willen cultivirte; ſie mußte ihm als Vehikel dienen, ſeine Anſichten auszuſprechen, und da der Glanz ihn blendete, vergriff er ſich in den Mitteln.

Seine Erlebniſſe und die Zeit werden ihn ruhiger machen. Er beſitzt Alles, was man nur von dem glücklichſten Talente verlangen kann, und außerdem einen Reichthum an Wärme und Liebe, der aber vor ſeiner Heftigkeit und dem Haſſe, mit dem er gegen ſeine ſichtbaren wie unſichtbaren Gegner auftrat, in den Hintergrund treten mußte und ſich nur dem ſchärferen Blicke offenbart. Der wahre Freund der deutſchen Literatur, dem nie die Perſon, nur die Sache gilt, wird daher nimmer die Hoffnung aufgeben, daß Gutzkow, wenn ihn die Verhältniſſe begünſtigen, dereinſt Ausgezeichnetes und Bedeutendes leiſten werde, und falls dies nicht geſchehen könne, ſtets der Anſicht ſeyn, daß das Vaterland einen großen Verluſt in ihm zu beklagen habe.

Martinez de la Roſa.

Die leichtfertigen Franzoſen übertreiben, wenn ſie in Don Franzisco Martinez de la Roſa nichts gelten laſſen wollen, als die Talente eines Theaterkoſtümiers. Es iſt wahr, er lieferte ein lächerliches Meiſterſtück der Poeſie, als er das Koſtüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der ſpaniſchen Freiheit ihre Rolle als Deputirte ſpielen ſollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorſchrieb, mit ſeinen feudalen Schleifen, ſeinen idylliſchen Bändern, dem Peruaniſchen Falbala, koſtete mehrere Tauſend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen ſolchen Aufwand zu machen, zögerten zu erſcheinen, und es hätte leicht geſchehen können, daß durch die Rückſicht auf die Schneider von Madrid die ganze ſpaniſche Konſtitution auf Monate eine Täuſchung geworden wäre. Doch beſitzt Martinez de la Roſa ehrenwerthe Eigenſchaften, Talente und Präzedentien, welche den Novelliſten und Dichter für das Parterre vergeſſen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Roſa ſich eine große Aufgabe geſtellt hat. Das Beiſpiel, welches er giebt, iſt nicht einzig, aber doch ſelten. Die Geſchichte ſträubte ſich immer, Männern, welche gewohnt ſind, im Reiche der Phantaſie zu leben, ein irdiſches Portefeuille anzuvertrauen. Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke nur auf König David, Arthur von Nordſtern und Chateaubriand. Selbſt Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Iſai's, ſang ſchon als Miniſter Sauls. Er vertauſchte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verſtand, im Palaſte wie in den Höhlen der Gebirge ſo den Dichter mit dem Premierminiſter zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben iſt, ob er mehr durch jenen oder dieſen auf den finſtern, tragiſchen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürſten „auf der Menſchheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poeſie koſtete kein Studium, Alles war Inſtinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man ſelten auf ſolche, welche ſchon angeſchoſſen waren. Es iſt wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philiſtern: aber eine ganze Völkermaſſe von Proſa iſt leichter zu beſiegen, als wenn ſich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt koſtete ſein Ruhm keine Mühe, ſeine Zukunft keine Gegenwart, ſeine Unſterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetiſche Miniſter Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von ſeinen Geſchäften verſäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenöſſiſcher Dichter einen Tag, und Alles, was ſich in einem Tage verſäumen läßt, ſetzen muß. Dies hat unſre Zeit ſo mißtrauiſch gegen Miniſter gemacht, welche mit dichteriſchen Talenten begabt ſind. Eine Ungerechtigkeit iſt eingeriſſen gegen Etwas, was ſich doch mit unwiderſtehlichem Drange in die Seele wirft, was der ſchönſte Begleiter einer dornenvollen Laufbahn iſt, und auch einen Miniſter tröſten kann, nach den ſauern Stunden, welche eine Ständeſitzung, ein theilnahmloſer Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn koſtet. Warum ſoll dem erſten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum ſoll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied ſingt? Warum ſoll ihm überhaupt der Himmel verſchloſſen ſeyn? Die grauſamen Franzoſen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter iſt! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten ſeines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotiſchen und talentvollen Mann erkennen laſſen. Geboren wurde Martinez de la Roſa im Anfang der achtziger Jahre zu Grananada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutſche zu ſeyn, auf einen Moment vergeſſen könnt, ſo beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada ſtehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, deſſen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit ſeinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten mauriſchen Sagen umflüſterten den Knaben, wenn er beim Spiele ſeinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie ſich die großen Emire der Wüſte aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorleſen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieſes ſchönſte Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im ſchweigſamen Hofe und fühlte, wie ſich frühe die Gabe der Weiſſagung und ſchönen Rede auf ſeine Lippen legte. Aber nicht Alles iſt verſchwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der mauriſchen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit ſeinen Geſpielen anſtellen, ohne daß jene die Zegris, dieſe die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimenſionen des Palaſtes Karls V. lernte er die Geſchichte des Vaterlandes, die Univerſalträume des ſpaniſchen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Iſabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquiſition eingeſetzt wurde. Hier konnte ſich früh die Seele an einen mächtigen Flügelſchlag gewöhnen, ſo daß die mönchiſche Erziehung des ſpätern Alters zwar Vieles dem Wiſſensdurſte verweigern durfte, aber nichts nehmen, was ſchon da war. Martinez war reicher und angeſehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab ſich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthſchaft hin. Das Syſtem der Reformen Karls III. ließ ſich in Spanien durch eine Herrſchaft der Günſtlinge und Ehebrecher nicht ſogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädiſchen Aufklärung, von dem philoſophiſchen Enthuſiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was ſich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die ſpäterhin in der Geſtalt des Liberalismus als eine politiſche Macht auftrat. Martinez warf ſich in dieſen Strom der Tendenzen und ließ ſich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynaſtie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchiſchen Kampf von Intereſſen, wie ſie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerſtreitender geweſen ſind. Doch machte ſich die gute Natur durch dieſe Verwirrung Platz, der Inſtinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergeſſen, und von zahlloſen ſich durchkreuzenden Leidenſchaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzoſen. Die Cortes von 1808 traten zuſammen, und Martinez de la Roſa nahm unter ihnen den Platz ein, der ſeinen Talenten und Kenntniſſen gebührte. Er theilte die Schickſale dieſer Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er ſich zu irgend einer Nüance dieſer patriotiſchen Verſammlung bekannt hat, wiſſen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredteſten Fürſprecher ſtanden. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch geſcheiterte Plane ſich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer überſteht, den Servilismus. Martinez reihte ſich den glorreichen Rednern dieſer Periode an, welche durch ihre glänzende Beredſamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwang. Die Reſtauration Ferdinands machte allen dieſen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zerſprengt, der Rückkehrende begrüßte ſein treues Volk mit Schaffotten und Proſcriptionen. Martinez de la Roſa

---

*) Aus: K. Gutzkow's „Oeffentliche Charaktere."

wurde nach der afrikaniſchen Küſte verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er ſcheint ſich während dieſer Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag ſich bemüht haben, Spaniens Schickſal in ein Reſultat zuſammenzufaſſen, und philoſophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über ſie ſtellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schickſal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konſpiriren. Feſſeln entnerven: man ſage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenſchaft noch für ſich gut ſteht! Martinez wandte ſich verzweifelnd von den politiſchen Kombinationen ab, und dichtete ſeinen Morayma. Die Sehnſucht des Verbannten trug ſeine Phantaſie in die poetiſchen Erinnerungen Granada's, aber ſo gefeſſelt waren ſeine Gedanken an die Schickſale des Vaterlandes, daß ſein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten mauriſchen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron beſteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Perſönliches Intereſſe ſchürt die Leidenſchaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Caſtilianer ſteht vor den Thoren. Der König iſt ſchwach und weil er zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er ſeine Krone verdankt. Hier ſind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzoſen. Hier aber auch ſchon der Gefangene von Ceuta mit ſeinen Grillen, die er mit den Muſcheln am afrikaniſchen Strande aufließt; denn er ſieht in Allem, was der Hebel ſeines Drama's iſt, perſönliche Leidenſchaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo ſie zum Siege ſeiner Partei unerläßlich iſt, und haßt den Tumult der Maſſe. Wir ſehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, faſt möchte man ſagen, geſchichtlichen Wege unter die Oppoſition gekommen iſt, findet ſich jetzt umringt von Männern, die erſt durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den conſtitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erſtaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein Syſtem geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwiſchen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erſte Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Kataſtrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Roſa's glänzendſte Periode. In den drei Cortesſeſſionen dieſer Zeit galt er als einer der vorzüglichſten Redner, der mit Galiano und Auguſtin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erſter Antrag ſtand noch unter den Eindrücken ſeiner Gefangenſchaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikaniſche Küſte aufgäbe, und ſie an den Kaiſer von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Miniſter auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchſtreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen beſäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterſtützte, und ziemlich reformatoriſch zu einem rein politiſchen machte. Ja, er ſprach ſogar für die Geſchwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geſchenk waren. Er nahm ſich lebhaft der Joſephinos an und bewirkte eine Amneſtie für ſie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er ſein Talent und ſeinen Patriotismus zeigen konnte. Doch ſprach ſich ſeine ſpäterhin prononzirte politiſche Nüance gleichfalls allmählich aus. Viele ſeiner Meinungen waren gegen die politiſchen Klubbs gerichtet, und als am 5. September 1820 dieſe Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwiſchen Martinez de la Roſa, Moscoſo, Garely und Toreno, die ſich in unſern Tagen wieder erneuert hat. Martinez ſagte damals: „Es iſt nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politiſchen Schranken zu ſetzen;“ ein Satz, der erſt dann wahr iſt, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der ſeine jetzigen Reden auf der Miniſterbank ſo unverkennbar charakteriſirt, zeigte ſich auch damals ſchon: Martinez diſtinguirte gern und zog ſich, wie alle politiſch Zaghaften, auf die Phraſe zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite anſehen müſſe. Sein Widerſtand gegen eine Entſchädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulair, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perſer“ bekannten meineidigen Deputirten, und am Schluſſe der Sitzung von 1821 das Repreſſivgeſetz Toreno's, welches er eifrig unterſtützte. Das Volk ſtürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hauſe auch das des erſchrockenen Dichters, der hier Scenen aus ſeinen Tragödien wiederkehren ſah. Nichts deſtoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zuſammenſetzung dieſes neuen Miniſteriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlaſſenen Cortes gebildet, die ſich durch ihren Servilismus dem Volke ſo verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange ihr Präſident. Martinez, der ſich ſchon lange an die miniſterielle Phyſiognomie gewöhnt hatte, fand in ſeiner neuen Würde, für die ſeine Uneigennützigkeit ſich nicht bezahlen ließ, einen ſchwierigen Stand. Der Kongreß ſaß drohend in Verona, die Glaubensarmee organiſirte ſich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konſpirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royaliſtiſche Tumulte aus. Und dennoch ſchien dem Miniſterium dieſe Gefahr geringer, als die, welche im Lager ſelbſt drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müſſen, als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufſätze der Zuriaga und des Terzerols beſchäftigten die Miniſter mehr, als die Fortſchritte, welche die Inſurrektion der Miſa, Jaimes, Zabala und Queſada machte. Man kann das Miniſterium des Martinez de la Roſa von jener Zeit das Direktorium der ſpaniſchen Revolution nennen: der Moderantismus deſſelben, welcher nicht durch vorangegangene, ſondern parallele Ausſchweifangen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umſtänden nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um ſich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteſte Maßregel, um die ſpaniſche Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel faſſen wollte, ſo arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beſchlüſſe derſelben geſetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverſtändniſſes, und ſeine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter ſolchen Umſtänden war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich ſcheint, wenn das Miniſterium mit Aranjuez unterhandelt haben und in ſeinem Haſſe gegen die Demokratie ſo weit gegangen ſein ſollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene beſiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für ſeinen guten Willen zeugte. Er ſandte ſeinen Freund Toreno (Toreno iſt Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botſchafterſtelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marſan, die ultraroyaliſtiſche Coterie des Grafen Artois, und das Aſyl aller ſpaniſchen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem franzöſiſchen Geſandten Lagarde in Madrid, den man beſchuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorſchub zu leiſten. Ja als das feindſelige Benehmen der franzöſiſchen Regierung, die Unterſtützung, welche ſie den Inſurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete ſich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechſel mit Martinez ſeine Päſſe verlangt. Auch hielt der Miniſter darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dies iſt der einzige energiſche Akt während ſeines Amtes, der aber am deutlichſten ſeine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entſcheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an dieſem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlaſſenen Cortes wurden vom Magiſtrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauſes aus der franzöſiſchen Revolution übernahm, erſetzt. Die aufrühreriſchen Garden mußten im Pardo nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana ſo zu nennen) das Gewehr ſtrecken. Auch das Miniſterium war geſprengt. Es iſt kaum glaublich, daß daſſelbe mit dem Aufruhre in Verkehr geſtanden habe. Es war von dieſem Ereigniſſe ſo überraſcht, wie die Nation, ein Beweis für ſeine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine ſo zweideutige Rolle ſpielte. In der Nacht vom 7. zum 8. ſaßen die Miniſter wie gefangen im Palaſte, alle Ausgänge waren beſetzt, und in dieſer Verlegenheit mag Martinez die politiſche Laufbahn verwünſcht, und ſich nach dem ſtillen Umgange mit den Muſen geſehnt haben. Sein Leben war in Gefahr; die ſiegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Miniſter für das Geſchehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Miniſterium aus alten Trümmern früherer, die ſchon geſcheitert waren, zu bekommen, ſo fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, ſich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Abſolutismus in Spanien zum Zweitenmale reſtaurirt. Die franzöſiſchen Bajonnette ſetzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, das er auch zunächſt gegen die Anhänger der Konſtitution, die er ſo oft falſch beſchworen hatte, in blutige und konſiskatoriſche Anwendung brachte. Martinez de la Roſa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proſcribirten über die Pyrenäen.

Die ſieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab ſich literariſchen Beſchäftigungen hin, welche immer politiſche Leiden am leichteſten vergeſſen machen. Mit ſeinen Landsleuten geſpannt, ſchloß er ſich ſelbſt von ihren Konſpirationen aus, dichtete, äſthetiſirte und ſammelte ſeine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden ſind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragiſchen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde ſich täuſchen, ſuchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten ſpaniſchen Theaters. Er iſt als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, ſein Dialog ſind Wechſelreden nach den Grundſätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla ſchrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moraliſchen, kalten Tendenzen, ſteifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß ſeine Perſonen handeln, erzählen ſie; ſie reflektiren über das, was ſie thun ſollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verſchieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In ſeinen Unterſuchungen über die ſpaniſche Poeſie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona verſetzt. Er ſieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derſelbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakeſpeare die Vorwürfe, welche vor ihm ſchon Voltaire machte. Nichtsdeſtoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetiſche Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klaſſiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und ſeine ſpätern Produkte bezeugen, daß er in ſeiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beiſpiel! Martinez mochte ſeine Extravaganzen haſſen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht ſchlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus ſeinen alten Anſichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe ſich ſo bald zur Ruhe! Er wird niemals mit ſich zufrieden werden, und von ſeinem Nächſten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem franzöſiſchen Theater in Berührung, Scribe überſetzte ein Luſtſpiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingeriſſen und verſuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntniſſe die Muſe heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich beſſer: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Proſa auf. Die Sprache iſt friſch, leidenſchaftlich, bilderreich; die Scenen ſind nicht übermäßig ausgemalt, ſondern ſie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verſchwörung von Venedig, demſelben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Miniſter in Verlegenheit ſetzte, geht Martinez in der Verehrung des franzöſiſchen Theaters ſogar noch weiter. Er verſchmäht nicht mehr den Pomp und die Kunſt der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schauſtücken der Art, von denen Schlegel ſagt, ſie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, ſo wolle man wiſſen, daß Martinez de la Roſa auch dieſen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des ſpaniſchen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müſſen. Inzwiſchen zogen ſich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem ſpaniſchen Horizonte weg. Die Herrſchaft des Beichtſtuhls wurde durch die des Alkovens zerſtört. Ferdinand ſtürzte durch demagogiſche Umtriebe das falſche Geſetz, und er ſah ſich nach Menſchen um, die ſeine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte ſich, und die am wenigſten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amneſtie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten ſchon ſeine Exequien gehalten, er hörte mit ſcheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man ſich in die Herrſchaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa ſein Todtengericht hielt. Er hatte ſeinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit ſeinen alten Gegnern Friede zu ſchließen, um ſie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Roſa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Reſtauration geſtört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelaſſen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, ſondern ſeinen Werken galt. Marie Chriſtine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, ſie bewunderte die kleine weiße Hand, die ſo artige Reime und Gedanken zuſammenfügte, ſie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus ſeinem Munde fallen, ſie ließ ſich von ihm Aeſthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieſer auf die Politik überſprang. Es bildete ſich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth ſich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht ſtöhnte, rechts die kleine Iſabella in ihren Windeln ſchrie. Marie Chriſtine von Neapel iſt keine Heroine, ſie fürchtet ſich vor dem Ereigniß; ſie hat nichts, als einige kleine Leidenſchaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt ſeyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn ſie Rizio Munnoz beglückte, und ſoll bald das Teſtament Ferdinands vollziehen, Miniſter wählen, Takt haben, die Garde defiliren laſſen, und kriegeriſche Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtiſch, wenn nicht Martinez de la Roſa mit ſanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr ſtünde. Marie Chriſtine iſt durch ihn eine ſchöne Seele geworden. Er lieſt ihr die Dekrete wie Stellen aus ſeinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantaſtiſches Kleid, er macht die Zuſammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derſelben ihr ſo viel architektoniſche Riſſe vorgelegt, daß ſie durch Auswahl des ſchönſten ihren Geſchmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig ſind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorſchrieb! Sie erſchien mit ihrem Kinde, wie einſt Fredegunde mit Clothar vor den Franken; ſie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeſchrieben; alle dieſe Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ ſie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, ſie beſchied ſich, nichts als das Unentbehrlichſte um ſich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und ſetzte keine Preiſe aus, um eines Judas Iſchariot Deuz willen. Dies iſt das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Roſa geſchloſſen hat. Inzwiſchen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation ſeine miniſterielle Miſſion. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten ſeinen erſten Lauf, doch entledigte er ſich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konſtitution, das Eſtatuto real iſt ſein Werk. Er verſuchte es, den Zwieſpalt Spaniens zu verſöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte ſo viel von ſeinem guten Willen, daß er ſelbſt das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juſte Milieu abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen ſchlechten Cours, er iſt eine Illuſion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit ſcharfen Rändern und Kanten gezeichnet ſind. Der gute Wille war keine Garantie für ein mißhandeltes Volk, das gezwungen iſt, nur in ſeinen Erinnerungen, d. h. in ſeiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abſtimmungen, alte Fehler, da iſt nichts vergeſſen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in ſeine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus iſt eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngſte franzöſiſche Geſchichte noch neue geſtellt, und allgemein wird das gegenwärtige Miniſterium doktrinär genannt. Vor der Zuſammenberufung der Cortes ſagte man, Martinez würde ſeine Entlaſſung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünſchte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaſchement; denn Toreno iſt Martinez alter Leidensgefährte, nur iſt er ſchneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir ſind am Ende unſrer Darſtellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognoſtikon. Selbſt die Oppoſition läßt der parlamentariſchen Fähigkeit des Miniſters Gerechtigkeit werden. Es iſt wahr, ſeine Reden zeichnen ſich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anſtößig zu ſein ſcheint, Deklamation und Geſten zu dieſen Worten hinzukommen, ſo müſſen ſie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch ſeine Zwiſchenreden, ſeine Einwände, das, was man den parlamentariſchen Dialog nennen könnte, ſind pedantiſch, mit Logik beſtäubt, ſie ſind penibel, und verrathen den Kleinmeiſter. Martinez de la Roſa iſt immer zur Hand, wo es eine Diſtinktion gilt, er liebt es, am Unweſentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Unterſuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn ſtürzen muß, iſt zuletzt weniger die Form, als der Inhalt ſeiner Diskurſe. Ich glaube, er iſt in ſeinen Handlungen weniger vorſichtig als in ſeinen Reden. Er gleicht den deutſchen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn ſie nicht für alles gleich Beiſpiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzuſehen. Martinez de la Roſa hat ſich aus der Geſchichte der Revolutionen ſo viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abſtrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts ſetzen kann. Bald ſchwebt ihm der Konvent vor, bald die franzöſiſche Journaliſtik, bald weiſt er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es iſt eine Gelehrſamkeit, die ihn erſticken muß. Wäre die Kammer nicht ſelber ſo naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit ſo vieler Angſt, ſo ſcheu und beſorglich auf, ſo müßte der Pedantismus des Miniſters längſt durchgefallen ſein. Wir wiſſen auf die Länge nicht, was Martinez de la Roſa ohne Majorität für Spanien thun will. Es iſt wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität geweſen ſein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen, aber wird die Finanzfrage ſich günſtiger beantworten? Wid die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenſchaftloſen Revolution fortſchleudern, und nicht bald den Sturmſchritt ſchlagen laſſen? Wird endlich die Inſurrektion, dieſer unerträgliche Widerſpruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müſſen? Außerordentlicher Maßregeln iſt das jetzige Miniſterium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewafnung kommen; denn Frankreich weiſt, daß die Vendée ohne Nationalmiliz nicht beſiegt werden kann. Dieſe praktiſche Freiheit aber kann Martinez de la Roſa, an die Freiheit der Kouliſſen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Palaſt der Regentin treten, das königliche Kind mit ſeinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufſuchen, um in ihrem Schatten die flüſternden Laute der Natur zu belauſchen, welche nur ein Dichter verſteht.

H.

Herr Habart, ſ. Minneſinger.

Johann Friedrich Haberfeld

ward geboren den 14. September 1770 in Sachſen und nach vollendeten Studien Pfarrer zu Neukirch in der Lauſitz, von wo er 1806 als Superintendent nach Eckartsberga verſetzt wurde. Seine Gelehrſamkeit und Rednergabe veranlaßten 1807 ſeine Berufung nach Eiſenach, wo er den 6. April 1816 als Konſiſtorialrath und Generalſuperintendent ſtarb.

Von ihm haben wir:

Vorleſungen über die klaſſiſchen Dichter der Römer. Leipzig 1800 und 1802. 4 Thle. in 8. Gemeinſchaftlich mit dem Pfarrer P. F. A. Nitſch, von H. iſt der 3. u. 4. Thl.

Baruch, oder über die Doxologien der heiligen Schrift. Leipzig 1806 in 8.

Predigten. Eiſenach 1810 u. 1814. 2 Thle.

H. zeichnete ſich vorzüglich als Kanzelredner durch die Innigkeit, Klarheit, Tiefe und echt chriſtliche Milde, mit denen er in ſeinen Vorträgen das Wort des Herrn verkündete, ſehr vortheilhaft aus, und wirkte, beſonders in ſeinem letzten Amte, wo ihm ein größerer Kreis erſchloſſen war, höchſt ſegensreich.

Franz Dominikus Häberlin

ward den 31. Januar zu Grimmelfingen bei Ulm geboren und bildete ſich auf den gelehrten Anſtalten ſeines Vaterlandes und zu Göttingen für den academiſchen Lehrberuf. Nachdem er zu Göttingen Dr. der Philoſophie geworden war und 1746 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie erhalten hatte, folgte er 1747 einem Rufe nach Helmſtädt als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte, wurde dort Dr. der Rechte, Geheimer Juſtizrath und 1751 ordentlicher Profeſſor des Staatsrechts. Er ſtarb daſelbſt den 20. April 1787.

Er ſchrieb:

Allgemeine Weltgeſchichte. Ein bloß das deutſche Reich betreffender Auszug aus dem engliſchen Werke. Halle 1767 — 1773 in 8. 12 Bde.

Entwurf der politiſchen Hiſtorie des 18. Jahrhunderts. Hannover 1746 u. 1748.

Entwurf einer pragmatiſchen deutſchen Reichsgeſchichte. Helmſtädt 1763.

Neueſte deutſche Reichsgeſchichte. Halle 1774 — 1786. 21 Bde. in 8.

Fleiß, Kritik und Genauigkeit verliehen Häberlin's hiſtoriſchen Leiſtungen keinen geringen Werth, dagegen fehlt es ſeinem Styl durchaus an Kraft, Anmuth und Comiſion.

Karl Ludwig Häberlin,

Sohn des als Geheimer Juſtizrath und Profeſſor 1808 zu Helmſtädt verſtorbenen Karl Friedrich H., ward den 25. Juli 1784 zu Erlangen geboren und erhielt von ſeinem Vater den erſten gelehrten Unterricht. Nach zu Helmſtädt vollendeten Studien 1808 bei dem daſigen weſtphäliſchen Friedensgerichte und 1809 am Tribunal angeſtellt, wurde er 1814 nach der Zurückkunft des Herzogs von Braunſchweig zum Kreisamtmann von Haſſelfelde ernannt, 1828 aber entlaſſen und im Gefängniß zu Gandersheim feſtgehalten, bis er in der letzten Zeit ſeine Freiheit wieder erhielt. Seitdem lebt er als Privatmann im Braunſchweigiſchen.

Unter den Namen: Avenella, von Häfeli, Belani, Melindor gab er heraus:

- Die Harzreiſen, oder Herrmann und Roſamunde. Leipzig 1815.
- Schriften. Braunſchweig 1825 — 1832. 18 Thle. in 8. von Belani.
- Die Raubritter. Leipzig [illegible] 3 Thle. in 8. — von Melindor.
- Scherz und Ernſt auf einer Badereiſe. Ebendaſ. 1826. — von Melindor.
- Die Demagogen. Leipzig 1829. 2 Thle. — von Belani.
- Zwei Tage auf dem Brocken. Braunſchweig 1830. — von Belani.
- Die Kreolin. Ebendaſ. 1830. 3 Thle. in 8. — von Belani.
- Räuberleben. Neuhaldensleben 1832. 2 Bde.
- Blutrache im Hauſe Anjou. 2 Thle. Ebend. 1832.
- Erzählungen. Braunſchweig 1832.
- Galanterieen Auguſt's des Starken. Neuhaldensleben 1833.
- Der arme Joſeph, Neuhaldensleben 1834.
- Romantiſche Erzählungen aus Portugal. Frankfurt 1834.
- Der Heimathloſe. Frankfurt 1834.
- Der Geächtete, Frankfurt 1836.
- Liebe und Berufstreue. Breslau 1836.
- Tyrol 1809. 4 Bde. Leipzig 1837.

Auch nennt man ihn als den Verfaſſer der unter C. Niedmann's bald wirklichem, bald in Mandien" und „Niemand" anagrammatiſirten Namen herausgekommenen Romane:

- Der Kaiſermörder. Quedlinburg 1826 — Mandien.
- Heinrich der Löwe. Leipzig 1827 — 1828. 4 Thle. in 8. — Niedmann.
- Das Schickſalskätzchen. Ebendaſ. 1827. — Derſelbe.
- Napoleons Novellen. Ebendaſ. 1827. 2 Thle. — Derſ.
- Memoiren des Herrn de la Folie. Braunſchw. 1827. — Niemand.
- Saint-Hippolyt. Quedlinburg 1828. 3 Thle. — Mandien.
- Zilia. Ebendaſ 1828. — Derſelbe.
- Krähwinkel wie es iſt. Wolfenbüttel 1828. — Niemand.
- Der Jeſuitenſpiegel. Stuttgart 1828. 2 Thle. — Derſelbe.

En fleißiger und phantaſiereicher Romandichter, deſſen Leiſtungen ſich gewandter Erfindung, raſcher und anziehender Darſtellung, gelungener Charakterzeichnung und eines glücklichen Humors erfreuen. Würde er ſich mehr ſammeln und concentriren, ſo müßte es ihm ein Leichtes ſeyn, neben den Beſten ſeiner Gattung einen hohen Rang zu behaupten, woran ihn jetzt die Flüchtigkeit, mit der er arbeitet, nothwendig hindern muß. Freilich mag ſie wohl in den Verhältniſſen ihre Entſchuldigung finden.

Johann von Habsburg, ſ. Meiſterſänger.

Joachim Bernhard Nikolaus Hacker

ward den 11. November 1760 zu Dresden geboren und zu Grimma und Wittenberg wiſſenſchaftlich gebildet, worauf er in ſeiner Vaterſtadt eine Zeitlang eine Hauslehrerſtelle bekleidete. Er wurde dann Doctor der Philoſophie und 1786 Rektor und Diakonus in Gommern, 1790 Pfarrer zu Haſeloff, 1796 zu Straacha, 1805 zu Brück und 1812 zu Zſcheyla, wo ihm zugleich die Adjunktur der Meißner Ephorie übertragen ward. Hier ſtarb er am 4. October 1817.

Von ihm erſchien:

- Geiſtliche Geſänge. Pirna 1783.
- Ueber die menſchlichen Leiden. Dresden 1786.
- Die Aufklärung, Gedicht. Wittenberg 1788.
- Thanatologie. Leipzig 1795 — 1799. 4 Thle. 2. Ausgabe. 1819 ff.
- Jeſus der Weiſe von Nazareth. Ebendaſ. 1800 — 1805. 2 Thle.
- Der Schulmeiſter Anton. Ebendaſ. 1809 — 1811. 2 Thle.
- Der Unſichtbare oder Menſchenſchickſale und Vorſehung. Ebendaſ. 1811. 2 Thle.
- Meine Vorbereitungen zum Tode, nebſt der Jugendgeſchichte des Verfaſſers von J. G. Trautſchold. Ebendaſelbſt 1818.

Ein nicht eben ausgezeichneter geiſtlicher Liederdichter, der zwar den beſten Willen reiner Frömmigkeit, aber nicht die geiſtigen Mittel beſaß, auf dieſem Felde Bedeutendes zu leiſten. Beſſer ſind ſeine Erbauungsſchriften, namentlich ſeine Thanatologie, in der ſich viel Gutes findet.

Johann Georg Auguſt Hacker,

ein Vetter des Vorigen, ward den 24. Januar 1762 zu Dresden geboren, ſtudirte Philoſophie und Theologie zu Wittenberg, wurde 1784 als Prediger und Katechet am Zuchthauſe zu Torgau, 1790 als Subſtitut und 1795 als wirklicher Garniſonsprediger in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt und 1796 zum zweiten, 1797 zum erſten Hofprediger daſelbſt ernannt, als welcher er am 21. Februar 1823 ſtarb.

Er gab heraus:

- Morgen- und Abendgebete für Zuchthausgefangene. Torgau 1789.
- Abendmahlsreden. Freiberg 1801. 2 Thle. Neue Ausgabe 1810 — 1816.
- Ausführlichere Predigtentwürfe. Leipzig 1804 — 1813.
- Formulare und Materialien zu Amtsreden. Ebendaſelbſt 1806 — 1813. 6 Thle. Neue Ausgabe 1818.
- Kommunionbuch. Stuttgart 1812. Neue Ausgabe 1822.
- Religiöſe Amtsreden. Leipzig 1816 — 1820. 6 Thle.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner aus Reinhard's Schule, der ſich durch klaren, lichtvollen und herzlichen Vortrag großen Ruhm erwarb.

Meiſter Johann Hadlaub (Hadloub), ſ. Minneſinger.

Johann Kaſpar Häfeli

ward den 1. Mai 1754 zu Baſadingen im Thurgau geboren und zu Zürich wiſſenſchaftlich gebildet, woſelbſt er denn auch nach einem kurzen Vikariat zu Elſau 7 Jahre als Privatgelehrter lebte. 1784 brachte ihn ein Ruf als Hofkaplan nach Wörlitz, 1792 als Konſiſtorialrath nach Deſſau und 1793 als 3. Prediger der Ansgariigemeinde nach Bremen. Nachdem er hier 1802 Profeſſor am Gymnaſium und 1804 zweiter Prediger an derſelben Kirche geworden war, folgte er 1805 der Aufforderung des Herzogs von Bernburg und ſtarb als Dr. der Theologie, Konſiſtorialrath, Superintendent und Oberpfarrer zu Bernburg den 4. April 1811.

Seine Schriften ſind:

Predigten und Predigtfragmente. Winterthur 1778 — 1783. 4 Bde.

Vermiſchte Predigten. St. Gallen 1784.

Drei Predigten über die Reformation. Leipzig 1790.

Predigten über den eigentlichen Grund und Zweck der göttlichen Gebote. Ebendaſ. 1794.

Die weiſe Benutzung des Vergangnen und der beſte Entſchluß für die Zukunft. Bremen 1801.

Ueber die chriſtlich-proteſtantiſche Freiheit. Predigten. Ebendaſ. 1804.

Nachgelaſſene Schriften, herausgegeben von J. J. Stolz. Winterthur 1813 — 1815. 3 Thle.

Ein trefflicher Kanzelredner, der vorzüglich durch die Gewalt ſeiner Rede auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken ſtrebte, und, durch einen äußerſt blühenden Vortrag unterſtützt, ſelten ſein Ziel verfehlte.

Chriſtian Ludwig von Hagedorn.

Dieſer Liebling der Grazien ward geboren zu Hamburg den 14. Februar 1712, genoß mit ſeinem Bruder eine treffliche Erziehung und wurde wie dieſer eine Zeitlang ohne Ruhe vom Schickſal in der Welt herumgetrieben, bis er 1764 in Dresden eine Anſtellung als Sächſiſcher Legationsſekretär, Geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunſtacademien zu Dresden und Leipzig erhielt. Er ſtarb daſelbſt den 24. Januar 1780 mit dem Ruhme eines rechtſchaffnen gefälligen Mannes, und eines thatkräftigen und bei allen Talenten höchſt beſcheidenen Förderers der ſchönen Künſte.

Wir haben von ihm:

Lettre à un amateur de la Peinture etc. Dresde 1755 in 8.

Betrachtungen über die Malerei. Leipzig 1762 in 8. 2 Thle. — von M. Huber ins Franzöſiſche überſetzt.

Briefe über die Kunſt von und an Ch. L. v. H., herausgegeben von! Baden. Leipzig 1797. gr. 8.

Außerdem noch Aufſätze, gründliche Recenſionen u. ſ. w. in Almanachs und Zeitſchriften ſeiner Zeit.

H. erwarb ſich beſonders durch ſeine Betrachtungen über die Malerei den Ruf eines eben ſo geſchmackvollen als geiſtreichen Kunſtkenners, deſſen Schreibart lange als ein Muſter des pittoresken Styls galt, bis man in ſpäteren Zeiten einſah, daß dieſe Art und Weiſe doch eigentlich eine verfehlte, ein Zwitter von Poeſie und Proſa zu nennen und, am wenigſten bei kritiſchen und ſpeculativen Arbeiten anzuwenden ſei.

Friedrich von Hagedorn,

der ältere Bruder des Vorigen und Sohn des 1722 zu Hamburg verſtorbenen königl. Däniſchen Conferenzrathes und Reſidenten Hans Stats v. H., ward den 23. April 1708 zu Hamburg geboren und entwickelte unter dem Einfluſſe ſeines gebildeten und gelehrten Vaters, ſeiner vortrefflichen Mutter und der geſchickteſten Lehrer früh den großen Reichthum ſeines Geiſtes. Beſonders war es die Dichtkunſt, welche ihn ſchon als Knaben unwiderſtehlich anzog und um deretwillen er auf dem blühenden Hamburgiſchen Gymnaſio, wohin ihn nach ihres Mannes frühem Tode ſeine von äußeren Unfällen ſehr gebeugte Mutter gebracht hatte, unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer mit ſeltenem Fleiße die ſchönſten Erzeugniſſe der Alten und Neuern ſtudirte. Mehr als ſeinen Berufsſtudien, den Rechten, gab er ſich daher auch jenen Lieblingsgenüſſen während ſeines 3jährigen Aufenthaltes in Jena hin und ging darauf 1729 als Privatſekretär des Däniſchen Geſandten, Freiherrn von Söhlenthal, nach London. Nachdem er von hier, aus den angenehmſten Verhältniſſen, über Brabant und Holland nach Hamburg zurückgekehrt war, zwang ihn die Täuſchung in ſeinen ſchönſten Erwartungen, die Noth ſeiner Familie und der 1732 erfolgte Tod ſeiner Mutter, 1733 eine Sekretärsſtelle bei dem ſogenannten Engliſchen Court, einer im 13. Jahrhundert zu Hamburg gegründeten Handelsgeſellſchaft, zu übernehmen. Hierdurch erreichte er Sicherung ſeiner Bedürfniſſe und behielt auch noch Muße genug, der Literatur, Dichtkunſt und Freundſchaft, welchen ſein ferneres Leben bis zu ſeinem den 28. October 1754 erfolgten Tode hauptſächlich gewidmet war, zu leben. — Mit den ausgezeichnetſten unter ſich harmoniſch verbundenen Geiſtestalenten, einer lebhaften Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne und einem höchſt ausgebildeten Geſchmacke vereinigte H. wahre Humanität, die einnehmendſte Beſcheidenheit, Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit, die zarteſte Mildthätigkeit und ſeltene Genügſamkeit. War daher ſein Leben allſeitig theuer, ſo empfanden auch nicht allein ſeine Freunde, ſondern auch ſeine entfernteren Bekannten ſeinen Tod gleich ſchmerzlich.

Von ihm haben wir:

- Verſuche einiger Gedichte, oder erleſene Proben poetiſcher Nebenſtunden. Hamburg 1729 in 8.
- Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen. Ebendaſ. 1738 u. 1752. 2 Bde. in 8.
- Sammlung neuer Oden und Lieder, in 5 Büchern. Hamburg 1747 in 8. 2. verm. Aufl. Ebendaſ. 1754. Mit Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen. 3. Aufl. Ebendaſ. 1756. 3 Thle. in 4.
- Moraliſche Gedichte. Hamburg 1750. 2. Aufl. Ebendaſelbſt 1752 u. 1753; enthält zugleich die erſte Sammlung ſeiner Sinngedichte. 4. Ausgabe. Ebendaſelbſt 1771. gr. 8.
- Lieder. Hamburg 1751. 2. Aufl. Ebendaſ. 1754, mit einer neuen Sammlung der Sinngedichte.
- Sämmtliche poetiſche Werke. Hamburg 1756. 3 Thle. gr. 8. mit Vignetten (ſchlecht) und H's ſehr ähnlichem Porträt. 2. Ausgabe. Ebendaſ. 1769. — Dieſelben Ebendaſelbſt 1757. 3 Thle. in kl. 8. ohne Vignetten. 4. Ausgabe 1771. — Dann daſſelbe als:
- Poetiſche Werke, mit Lebensbeſchreibung, Charakteriſtik und Auszügen ſeines Briefwechſels — von J. J. Eſchenburg. Hamburg 1800. 5 Thle. in gr 8. Neueſte wohlfeile Ausgabe. Ebendaſ. 1825.

Außerdem viele einzeln gedruckte oder in Zeitſchriften u. ſ. w. (Hamburgiſcher Patriot, die Matrone, Poeſie der Niederſachſen) enthaltene Schriften, welche in den vorgenannten Werken geſammelt ſich finden.

Das treffendſte und geiſtreichſte Urtheil, das je über dieſen liebenswürdigen und geſchmackvollen, aber mehr talentreichen als genialen Dichter gefällt wurde, giebt der feinſinnige und beleſene Bouterweck, in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Th. XI. S. 60 fgde. — Wir laſſen es in ſeinen Hauptzügen hier folgen: Nachdem B. bemerkt hat, wie ſich Hagedorn gleich ſeinem berühmten Zeitgenoſſen Haller durch Nachahmung engliſcher Muſter zu bilden verſucht und ſich eben ſo fern von der phantaſtiſchen und witzelnden Manier der Hoffmannswaldauiſchen und Lohenſteiniſchen Schule als von der nüchternen Reimerei der Gottſchedianer gehalten und ſogar ſpäter ſeine Jugendarbeiten, in denen er die niederſächſiſchen Dichter nachgeahmt, ſtreng verworfen habe, fährt er fort: Die Klarheit, Leichtigkeit, Beſtimmtheit und Feinheit der franzöſiſchen Dichter ſchien ihm eben ſo nachahmungswerth, als die kräftige Natürlichkeit und die Gedankenfülle der engliſchen. Auf dieſe Weiſe bildete er ſich ſelbſt einen Geſchmack, der zwiſchen dem franzöſiſchen und engliſchen in der Mitte liegen ſollte; aber bis zu Hallers ſelbſtſtändiger Energie konnte er es nicht bringen, weil ſeine Poeſie zu feſt an ſeiner Lectüre hing und er überhaupt lieber mit kritiſcher Beſonnenheit franzöſiſche und engliſche Muſter nachahmte, als aus ſich ſelbſt ſchöpfte. Originalität muß man daher bei Hagedorn nicht ſuchen. Aber die natürliche Heiterkeit ſeines Geiſtes theilte ſich allen ſeinen Gedichten mit. Sie bewirkte, daß bei ihm die Moral, welcher er übrigens aufrichtig huldigte, nicht wie bei Haller, zur Unzeit und auf eine drückende Art in die Geſchäfte der Poeſie ſich einmiſcht. — Das Verdienſt, das Hagedorn ſich um die deutſche Literatur erworben hat, beruht vorzüglich auf ſeinen Liedern, Epigrammen, Fabeln und Erzählungen. In ſeinen Liedern erſcheint er ganz als Dichter der Freude und des Scherzes; und der war er von Natur. Da alle Schwärmerei, auch die ſchöne ihm gänzlich fremd war, konnten auch die Lieder, in denen bald ſein Gefühl, bald ſein Witz ſich ausſprechen, keinen ſentimentalen Zug erhalten. An die Stelle ſchwärmeriſcher Liebe mit der ſein heiterer Geiſt ſich nicht vertrug, traten in ſeinen Liedern leichtere Gefühle, die das Leben verſchönern, ohne es zu trüben. Die meiſten derſelben ſind ihm eigen, aus der Natur, ſeinem Herzen und ſeiner Laune geſchöpft. Seine lyriſchen Scherze ſind, wenn auch nicht überall ganz ſo fein, wie ein neuerer Geſchmack es verlangt, doch feiner als Alles, was man von Geiſtesſpielen dieſer Art bis dahin in der deutſchen Literatur gekannt hatte. — Hagedorn's Epigramme ſind nicht gerade die witzigſten, aber in Sprache und Styl die correcteſten, die damals in der deutſchen Literatur zu finden waren. — Durch ſeine poetiſchen Erzählungen wurde in der deutſchen Literatur endlich wieder eine Art von Gedichten hergeſtellt, die ſeit Hans Sachſen's Zeit den Deutſchen beinahe fremd geworden war. Seine Fabeln ſind größtentheils anderen Fabuliſten nacherzählt, aber auch in einem ſo correcten und feinen Style, wie keine früheren in der deutſchen Literatur. — Am Wenigſten glänzt ſein Verdienſt in der didactiſchen Poeſie.

Horaz.*)

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land. Die Tage ſind ſchon heiter;
So wie anjetzt die Furcht der blinden Nacht
Ein heller Mond uns minder nächtlich macht,
Es herrſcht das Licht, und alle Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.
Die rechte Luſt kömmt mit der Frühlingszeit.
Natur und Menſch ſind voll Gefälligkeit.
Ihr unerkauften, unerfochtnen Freuden!
Sucht keine Pracht: die Pracht muß euch beneiden.
Des Daſeyns Troſt, das Recht vergnügt zu ſeyn,
Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein.

Ja, auch der Witz! Die Einfalt kann nicht ſehen;
Ihr lachen nicht die Thäler und die Höhen.
Sie hört auch grob, und in der Melodie
Der Nachtigall erſchallt kein Ton für ſie.
Wie ſchmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln
Der Zephyr kühlt; wie auf begraſten Hügeln
Die Anmuth grünt; wie Pflanze, Staud' und Baum
Sich edler färbt: das alles merkt ſie kaum.
Sie ſuchet nur die Schatten, wie die Herden,
Wann ſchwüle Tag' ihr unerträglich werden.

Wer denkt und ſchreibt, zumal der Dichter Chor,
Zieht Buſch und Wald den ſchönſten Städten vor. 2)
Wie läßt ſich dort, wenn wir noch das erwägen,
Der Freund der Stadt, dein Fuſcus, 3) widerlegen!
Hat nicht Tarent dir oft den Scherz gewährt,
Den du in Rom, ſelbſt beym Mäcen, 4) entbehrt?
Ein lautrer Fluß, der Auen und Gefilde
Befruchtend ziert, ward deiner Kunſt zum Bilde,
Die, ſtark und rein, ihr Feld erfriſcht und ſchmückt,
Und Sprach' und Witz bereichert und beglückt. 5)
Du ſaheſt oft an hoffnungsvollen Bäumen,
Um Rind' und Stamm, das Moos zu häufig keimen,
Und dachteſt dann vielleicht an ein Gedicht,
Und ließeſt ihm den fremden Anwachs nicht,
Den Ueberfluß, den wir nicht dulden ſollen,
So ungern auch die Wörter weichen wollen. 6)

---

1) Aus; Friedrich von Hagedorn's Poetiſche Werke. 1. Th.

2) Scriptorum Chorus omnis amat nemus, et fugit urbes.
Horat. Lib. II. Ep. II. 77.

3) v. L. I. Ep. X. ad Fuscum Aristium.

4) Horaz nennet den Mäcen ſcherzhaft, *jocosum* L. V. Carm. III. 20. conf. J. H. *Meibomii* Maecen. Cap. V. p. 38.

5) At qui legitimum cupiet fecisse poëma,
—— —— —— ——
Vehemens et liquidus, puroque simillimus amni,
Fundet opes, Latiumque beabit divite lingua.
L. II. Ep II 109. 120. 121.

6) Audebit, quaecunque parum splendoris habebunt,
Et sine pondere erunt, et honore indigna ferentur,
Verba movere loco, quamvis invita recedant, etc.
Ibid. v. 111.
ambitiosa recidet
Ornamenta. A. P. v. 447.

Mein Meyerhof! ſo mäßig wünſchteſt du,
Wann ſeh ich dich, in Stunden freyer Ruh,
Beym Schlaf am Bach, aus Büchern kluger Alten,
Vergeſſenheit der Mühe zu erhalten,
Der öftern Laſt, die in der Stadt mich drückt,
Und meine Luſt in enger Luft erſtickt?
Wann werd' ich mich in jenen kühlen Gründen,
An jenem Quell, verneuert, wieder finden? [1]

Arell [2], der Filz, des Wuchers blaſſer Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt ſich; aber ſchlecht.
So wie ein Sklav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir ſie von ihm nehmen.

Was ſichtbar iſt, ſey nur dem Pöbel ſchön!
Die Geiſterwelt entzücket den Menen. [3]
Wie Demokrit, [4] vertieft er ſich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und ſucht im Walde Bäume.

Naſidien, der Komus unſrer Zeit,
Rollt durch das Thor in ſtolzer Herrlichkeit,
Erreicht ſein Gut, mit neun und zwanzig Gäſten,
Wie in der Stadt, ſich ſtundenlang zu mäſten.

Es eilt Quadrat, er, ſeines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie ſeine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein; ungeſtört und vortheilhaft zu ſpielen.

Hephäſtion verläßt die Majeſtät,
Beſucht ſein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in ſein Feld; das Feld ergetzt ihn wenig.
Allein warum? Dort ſieht er keinen König.

Du biſt es werth, der Landluſt Freund zu ſeyn,
Horaz, mit dir hab ich den Trieb gemein.
Uneingedenk der Stadt und ihrer Sorgen,
Empfind' ich hier die Freyheit und den Morgen.
Wir bleiben hier, nun uns kein Schwätzer trennt,
Und Harvſtehud' iſt heute mein Tarent.

Oft gränzt die Luſt, unwiſſend, an dem Leide;
Doch nicht allhier, doch nicht an jener Weide,
An dieſem Fluß. Wohin mein Blick ſich kehrt,
Iſt alles ſchön, iſt alles ſehenswerth.
Verleiht der Glanz der unumwölkten Sonne
Auch Felſen Reiz und rauhen Bergen Wonne,
Wie ſehr entzückt uns ihre holde Pracht,
Wenn ſie, wie jetzt, das Schöne ſchöner macht,
Wenn, da ſie ſich den fetten Aeckern zeiget,
Der Hufner ſingt, und auch ſein Vieh nicht ſchweiget!

Es war vorlängſt der ſchattenreiche Wald,
Der Auen Schmelz, der Weiſen Aufenthalt.
Wo wohnt ſo gern die Feindin banger Schranken,
Die Einſamkeit, die Mutter der Gedanken,
Wenn der Verſtand, weil ihn kein Amt bezirkt,
Uneingeſperrt und ungefeſſelt wirkt?
Wo Muße lehrt, wo Luſt und Einfall reifen,
Verführt uns Nichts, voll Unruh, auszuſchweifen.
Hier ſtöret uns nicht der Geſchäfte Ruf;
Hier lernet man, wie ſchön die Allmacht ſchuf;
Hier wird man, froh, von Wahn und Zwang entbunden,
Herr ſeiner Zeit, und König ſeiner Stunden.

Ein Thor eilt ſtets auf neue Wirbel los: [1]
Ein Weiſer iſt, auch in der Stille, groß.
Ein Thor bedarf der Aemter und Geſchäfte:
Der Wand=Uhr gleich, giebt das Gewicht ihm Kräfte:
Sonſt kaum bemerkt, von eignen Trieben leer,
Blieb er ein Thor; durch Würden wird er mehr.

Wie ſehnt Servil ſich nach Berufsbeſchwerden,
Beträchtlicher und hochbeſtallt zu werden!

Was ſchützt das Zeug, das Battus täglich ſpricht?
Sein neues Amt, ſein altklug Amtsgeſicht,
Sein Heldenton, ſein Recht zu höhern Stellen,
Des Scheinglücks Stolz, und dieſes Stolzes Schellen.

Ja, Gelaſin! dein Herz iſt falſch und klein,
Und nur dein Stand zwingt dich, ein Mann zu ſeyn.
So ſtellt der Krieg die Feinde ſeiner Hitze,
Die Friedlichſten, recht an des Heeres Spitze,
Und Manchem wird das Ruder anvertraut,
Dem, viel zu früh, vor Wind und Wellen graut.

Vor Tauſenden war Celſus zu beneiden:
Er hatte gnug zur Wohlfahrt und zu Freuden,
Nur nicht Verſtand; und dieſes Loos allein
Hat er noch jetzt mit tauſenden gemein:
Jetzt, da der Hof den Titelknecht erhandelt,
Und ſeine Ruh in Müh und Rang verwandelt,
Ihm den Genuß zur Eitelkeit und Pracht,
Und ſeinen Schlaf zum kurzen Schlummer macht;
Ja, wann er ſich zum milden Regen dränget,
Ihn mit dem Thau der Hoffnung nur beſprenget.
O Sklavengeiſt, der ſich mit Stolz verſtrickt,
Heiß endlich groß! ſonſt warſt du faſt beglückt.

Glück und Genuß ſind, in dem Mittelſtande,
Zu klein dem Neid, und viel zu groß der Schande,
Und krönen den, der, dienſtfrey und vergnügt, [2]
Der Väter Feld mit eignen Rindern pflügt,
Nicht leiht, noch borgt; nach Art der erſten Sitten
Der Hirtenwelt, die keinen Wucher litten,
Den nicht, zur Schlacht, die Kriegstrompete weckt,
Den keine Wuth erzürnter Meere ſchreckt.
Er hört den Zank nicht vor Gerichten bellen,
Er naht ſich nie der Großen ſtolzen Schwellen.
Durch ihn vermählt, in einem trocknen Raum,
Die Rebe ſich dem hohen Pappelbaum.
Er propft, er pflanzt, er freut ſich ſeiner Triften.
Kein ſchnöder Wunſch wird ſeine Ruh vergiften.
Wie unſchuldvoll iſt, was ihn fröhlich macht!
Der Schafe Schur, der Vogelfang, die Jagd,
Die Taubenzucht, die Wartung ſeiner Bienen,
Das friſche Bad, der ſtille Schlaf im Grünen.
An Kriegsgeräth beſitzt er nur ein Zelt,
In welchem er mit Freunden Tafel hält.
Sein Vieh, ſein Land, ſein Garten giebt Gerichte,
Die Milch, den Fiſch, den Braten und die Früchte,
Sein Weinberg Wein, den kein Verkäufer miſcht,
Den ihm ſein Knecht im nahen Bach erfriſcht,
Im Teich, im Strom, wo Schley und Karpe ſpringen,
Forell' und Schmerl durch Sand und Kieſel dringen,
Der Fröſche Feind, der Krebs, geharniſcht laicht,
Und, ganz vertieft, die bärtge Barbe ſtreicht,
Und was er ſonſt bald mit beglückten Händen
Zu angeln pflegt, bald in der Netze Wänden
Gefangen führt, bald, wie den fetten Aal,
In Reuſen lockt zum frohen Mittagsmahl.

---

[1] O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit,
Nunc veterum libris, nunc somno, et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae?
L. II. Sat. VI. 60.

Illud iners quidem, jucundum tamen, *nihil agere, nihil esse.* *Plin.* L. VIII. Ep. IV.

—— prope rivum somnus in herba.
Hor. L. I. Ep. XIV. 34.

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus. L. II. Sat. VI.

—— mihi me reddentis agelli.
L. I. Ep. XIV.

[2] —— nam, si quis laudat Arelli
Sollicitas ignarus opes, etc.
L. II. Sat, VI. 78.

[3] —— foecunda in gente Meneni.
L. II. Sat. III. 287.

[4] Miramur, si Democriti pecus edit agellos
Cultaque, dum peregre est animus sine corpore velox.
L. I. Ep. XII. 12.

[1] Hier erklärt mich Niemand beſſer, als Montagne, *L. III. Ch. X. de menager sa volonté;* und es dienen zu lebendigen Beweiſen alle in gleichem Maaße unfähige und unruhige Perſonen, die nichts ſeyn würden, wenn ſie nicht geſchäftig wären.

[2] v. L. V. Carm. II.

So kann er leicht auch der Murän entbehren:
Ein Kraſſus nur betrauert ſie mit Zähren.[1]
Er findet auch ſein Birkhuhn ungemein,
Erſtickt es gleich nicht in Falerner Wein.[2]
Den, der, beſchwitzt, von ſeinem Jagdgaul ſteiget,
Reizt Hausmannskoſt, und was ſein Kohlfeld zeuget.[3]
Dort ſchmeckt dir Brod, wie ſonſt kein Kuchen that,[4]
Denn alles ſchmeckt, wo man Bewegung hat.

Die, auf dem Land', an trägen Sitzen kleben,
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.
Inſekten ſind lebendiger, als ſie.

So faul und ſchwach ſind meine Dichter nie.
Dort ſchleicht Tibull durch die geſunden Haine:[5]
Hier ſchaufelſt du durch Schollen und durch Steine.
Dein Nachbar gafft, und ſieht, mit Lächeln, an,
Wie ein Poet ſo bäuriſch graben kann.[6]

Da flehſt du nicht, dein Gütchen zu vermehren:
O möchte mir der nächſte Fleck gehören!
Es würde dann mein Acker ſchnurgleich ſeyn.
O räumteſt du, Mercur, mir dieſes ein!
O könnt' auch ich, durch Herculs Gunſt und Fügen,
Wie jener Knecht, mir einen Schatz erpflügen!
(Der Kerl war ſchlau, als er den Geldtopf fand,
Erkauft' er ſich das herrſchaftliche Land.)[7]
Ein mäßig Feld, daran ein Garten ſchließet,
Ein ſteter Quell, der nah am Hauſe fließet,
Ein klein Gehölz war meiner Wünſche Zug.
Der Himmel gabs: ich habe mehr als gnug.
Nun fleh ich nur, durch würdiges Verwalten
Mir den Genuß des Glückes zu erhalten.
Hat noch kein Grif der Unerſättlichkeit
Dieß dein Geſchenk vergrößert und entweiht;
Laſſ' ich es nie, durch ſträfliches Beginnen,
Durch eigne Schuld, vermindern und zerrinnen,[8]
Bin ich vergnügt und dankbar für mein Glück:
So zieh von mir nie deinen Schutz zurück,
So gieb Gedeihn;[1] laß Acker, Weid' und Herden,
Den Witz nur nicht, ſonſt alles feiſter werden!

Du biſt vergnügt, und, war dein Vater gleich
Nicht aus dem Rath, nicht angeſehn, nicht reich,[2]
Kein Edelmann vom pontiſchen Geſtade,
Kein Flavius, den des Lukullus Gnade,
Als Mithridat ihm kümmerlich entkam,
Am Leben ließ, und mit nach Welſchland nahm;[3]
So läſſeſt du dich nie den Vorwurf quälen,
Und würdeſt dir nur ihn zum Vater wählen.[4]
Als ſeinem Sohn iſt vieles dir vergönnt.
Nun bringet dich ein Maulthier nach Tarent.

---

[1] Fuit autem (*Sergius Orata*) aetate L. Crassi, qui quam gravis et serius habitus sit, etiam Cicero docet. Is tamen Crassus, vir censorius (nam cum Cn. Domitio censor fuit) cum supra ceteros disertus haberetur, essetque inter clarissimos cives princeps, tamen muraenam in piscina domus suae mortuam atratus, tanquam filiam, luxit. Neque id obscurum fuit, quippe collega Domitius, in senatu hoc ei quasi deforme crimen objecit; neque id confiteri Crassus erubuit, sed ultro etiam, si Dis placet, gloriatus est censor, piam affectuosamque rem fecisse se jactitans. *Macrobius*, Saturnal. L. III. Cap. XV.

[2] Si vespertinus subito te oppresserit hospes,
Ne gsllina malum responset dura palato,
Doctus eris vivam musto mersare Falerno.
Hoc teneram faciet.
Horat. Lib. II. Sat. IV. 17.

[3] —— leporem sectatus, equove
Lassus ab indomito.
Lib. II. Sat. II. 9.
Quum labor extuderit fastidia, siccus, inanis,
Sperne cibum vilem. v. 14.
—— Tu pulmentaria quaere
Sudando. v. 20.

[4] Pane egeo, jam mellitis potiore placentis.
Lib. I. Ep. X. 11.
Rure meo possum quidvis perferre patique etc.
Lib. I. Ep. XV. 17.

[5] —— tacitum sylvas inter reptare salubres.
Lib. I. Ep. IV. 4.

[6] Rident vicini glebas et saxa moventem.
Lib. II. Ep. XIV. 39.

[7] Si veneror stultus nihil horum: O si angulus ille
Proximus accedat, qui nunc denormat agellum!
O si urnam argenti fors quae mihi monstret (ut illi,
Thesauro invento qui mercenarius agrum
Illum ipsum mercatus aravit, dives amico
Hercule!)
L. II. Sat. VI. 8 — 1.

[8] Hoc erat in votis :t modus agri non ita magnus,
Hortus ubi, et tecto vicinus jugis aquae fons,
Et paulum sylvae super his foret, auctius atque
Dii melius fecere. bene est. nihil amplius oro,
Maja nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis:
Si neque majorem feci ratione mala rem,
Nec sum facturus vitio culpave minorem.
L. II. Sat. VI. 1 — 7.

[1] — si, quod adest, gratum juvat: hac prece te oro,
Pingue pecus domino facias, et cetera, praeter
Ingenium. *) v. 12 — 14.

[2] Nunc ad me redeo, libertino patre natum,
Quem rodunt omnes, libertino patre natum.
L. I. Sat. VI. 45.

pater — — marco pauper agello. v. 71.

Non ego me claro natum patre, non ego circum
me Satureiano vectari rura caballo,
Sed quod eram, narro. v. 58.

[3] „Patrem habuit Horatius Flavium Flaccum, *ex generosa in Ponto stirpe* oriundum. Is Flavius in Mithridatis exercitu honestis stipendiis militabat; quo tempore rex Mithridates cum omnibus copiis fusus fugatusque est a L. Lucullo, apud Cabirae civitatem, A. U. C. 681. captusque est cum plerisque dignitate conspicuis, (quippe quibus solis parcendum praedixerat Lucullus, quum reliquos mactari captivos juberet) et Romam aliquanto post perductus, a quaestore Venusino inter servitia emtus est. Verum quum quaestor ex eleganti cultu egregiaque servi sui institutione suspicatus esset, magno eundem apud suos esse genere, idque tandem verum esse comperisset, liberum eundem esse jussit, ipsique paulo post filiam, quam habebat unicam, elocavit.“ *Du Hamel*. Sanadon, der dieſe Stelle anführet, ſetzet hinzu: Si l'on demande à ce commentateur la preuve d'une si rare découverte, il n'en produit point d'autre que l'ode *O navis, referent*, où il prétend que Flavius Flaccus appelle figurément son fils *Pontica pinus*, *sylvae filia nobilis*.

[4] —— nam si natura juberet
A certis annis aevum remeare peractum
Atque alios legere ad fastum quoscunque parentes,
Optaret sibi quisque: meis contentus, honestos
Fascibus ac sellis nollem mihi sumere.
L. I. Sat. VI. 92 — 96.

---

*) Man weiß, und es iſt inſonderheit von Baxter bemerkt worden, wie gewöhnlich es dem Horaz war, mit Dilogien zu ſpielen: als Lib. I. Sat. VIII. 35. cur non hunc *Regem* jugulas, welche Baxter, in ſeiner erſten Ausgabe, Dilogiam pestiferam nennet, Lib. II. Sat. I. 82. *mala* carmina, Lib. I. Ep. XIX. 28. *mascula* Sappho. Hier iſt gar von drey Dingen die Rede, auf welche alle das *pingue* ſich beziehet. Man wird im Deutſchen ſchwerlich ein Wort finden, das, wenn es, wie in dieſer Stelle, zugleich den Aeckern, den Herden und dem Verſtande zugeeignet wird, von den beyden erſtern eine gute, und von dem letztern eine ſchlechte Beſchaffenheit hinlänglich zu erkennen giebt. Wollte man aber den Gedanken des Horaz, auf eine in unſerer Sprache mögliche Weiſe, ausdrücken; ſo würden, nach dem Erachten eines Freundes, deſſen Geſchmack nicht geringer iſt, als ſeine Gelehrſamkeit, vielleicht dieſe zwey Zeilen dazu dienen können:

Mach alles feiſt: laß Garten, Feld und Herden,
Nur nicht den Witz des Herrn, böotiſch werden!

oder!

Nur nicht den Herrn im Witz böotiſch werden.

„Das Land (Böotien) iſt zum Theil bergigt, insbeſondere das „eigentliche Aonien: das übrige iſt niedrig und eben, und hat „an vortrefflicher Weide einen Ueberfluß; die Luft daſelbſt aber „iſt ſo dick und nebligt, daß es Horaz (Epist. L. II. Ep. I. „v. 144.) für die Veranlaſſung gehalten, daß die Einwohner „berühmte Büffel **) geweſen.“ Die allgemeine Welthiſtorie, im fünften Theile, S. 55. v. Erasmi etc. Adagia: (Francof. 1670.) *Boeotica sus* p. 670. conf. p. 401. 402.

**) famous dunces.

Den Mantelſack ſchnürſt du ihm auf den Rücken,
So wund ihn auch ſein Herr und Bündel drücken. 1)
Der Aufzug iſt für Edle viel zu ſchlecht,
Doch deinem Stand' und deinem Sinn gerecht.
Dir iſt der Stat, auf deinen kleinen Reiſen,
Gleichgültiger, als Seneka, dem Weiſen, 2)
Und auch daheim, bey deinem irdnen Krug,
Sind Kichern, Lauch und Plinzen dir genug. 3)

Doch biſt du Wirth an deinem Freudenfeſte, 4)
So wählſt du dir erkannte, gleiche Gäſte,
Nur wenige, nur die ſich gerne ſehn.
O möchte doch Biber die Kunſt verſtehn!
Durch dieſe Kunſt verbrüdern ſich die Herzen:
Kein falcher Freund verräth von unſern Scherzen
Wort' oder Treu. Was man beim Weine ſpricht,
Muß heilig ſeyn, und dient für Klätſcher nicht.
Soll einem Mahl nur Zwang und Ekel fehlen,
So muß Torquat zum Schaffer dich erwehlen.
Bey dir, wo nichts die Naſe runzlicht macht,
Verlängert ihr, beredt, die Sommernacht:
Wo Reinlichkeit den Tiſch beſtellt und decket,
Kein Schmutz, kein Staub den Spiegelglanz verſtecket,
Der Tiſchgeſchirr und Trinkgefäße ſchmückt,
In welchen man ſich, ungeſucht, erblickt:
Wo Treu und Luſt, ihr Bündniß recht zu ſchließen,
Falerner Wein 5) in kleine Becher gießen.

So ſehr, Horaz, es dir Vergnügen bringt,
Wenn Phyllis dir den ſchwarzen Gram verſingt, 6)
Und doch dein Ruf, ein Lob, daß du gefallen,
Dir reizender, als alle Lieder, ſchallen. 7)
So giebt und nährt nur die Zufriedenheit
Dein ſchönſtes Glück, das täglich dich erfreut,
Der Freiheit Frucht, die nur den Weiſen rühret,
Der herrſchen kann, und würdig ſich regieret. 8)
Was in der Welt iſt von ſo hohem Werth,
Als Freyheit iſt, die jede Luſt vermehrt?
Und iſt nicht ſie dem Golde vorzuziehen?
Wer knechtiſch lebt, dem Mangel zu entfliehen,
Entbehret ſtets, im Kleinen, den Genuß. 1)
Wer immer wünſcht, und folglich fürchten muß,
Heißt dir nie frey. 2) Wird dich die Habſucht nagen,
So hat Ariſt Erlaubniß, dirs zu ſagen:
Dein Auftrag wills. 3) Es nimmt ein weiſer Mann,
Der Lehren giebt, noch lieber Lehren an,
Jedoch kein Geiz darf deine Luſt beſchweren:
Dir iſt es leicht, ihn männlich abzuwehren.
Den Werth des Glücks, das dir dein fruchtbar Feld,
Dein Wald, dein Bach, ohn' andrer Neid, erhält,
Kann kein Regent, kein König großer Staaten,
Kein Held im Sieg, und kein Auguſt errathen. 4)

Du biſt vergnügt: dich liebet dein Mäcen.
Wer weiß, wie er, die Menſchen einzuſehn? 5)
Wer wählt ſo wohl? Dein Herz bleibt ihm ergeben,
Und ſolchen Freund willſt du nicht überleben. 6)
Allein, ſo ſehr der Großen Beyſpiel rührt,
Und ihr Geſchmack oft Klügere verführt,
So durfteſt du dir treu und ähnlich bleiben,
Und nicht mit ihm zu unnatürlich ſchreiben. 7)

Der iſt beglückt, der ſeyn darf, was er iſt, 8)
Der Bahn und Ziel nach eignen Augen miſſt,
Nie ſklaviſch folgt, oft ſelbſt die Wege weiſet,
Ununterſucht nichts tadelt und nichts preiſet,
Und, wenn ſein Witz zum Dichter ihn beſtimmt,
Natur und Zeit zu ſeinen Führern nimmt.

Du biſt vergnügt, und lehreſt das Vergnügen,
Wie Dichter thun, die Geiz und Gram beſiegen:
Denn ein Poet, den auch ſein Herz erhebt, 9)
Beklagt das Volk, das nur nach Schätzen ſtrebt.
Der Welt zur Luſt, zum Dienſt und Unterrichte,
Sinnt er auf nichts, als ewige Gedichte.
Er macht ſich nicht durch Ränke, Zwiſt, Vergleich,
Als Mitgenoſſ', auch nicht als Vormund, reich,
Beruft ihn nicht Naſidien 10) zu Schmäuſen,
So weiß er auch, wie dein Ofell, 11) zu ſpeiſen:
Und ficht er nicht achilliſch in der Schlacht,
So iſt er doch auf andrer Wohl bedacht.

---

1) —— nunc mihi curto
Ire licet mulo, vel, si libet, usque Tarentum,
Mantica cui lumbos onere ulceret, atque eques armos.
v. 104.

2) Interim hoc me iter docuit, quam multa haberemus supervacua, et quam facile judicio possemus deponere, quae si quando necessitas abstulit, non sentimus ablata. — — — Vehiculum, in quod impositus sum, rusticum est. Mulae vivere se ambulando testantur, mulio excalceatus, non propter aestatem. Vix a me obtineo, ut hoc vehiculum velim videri meum. Durat adhuc perversa recti verecundia. Quoties in aliquem comitatum lautiorem incidimus, invitus erubesco: quod argumentum est, ista, quae probo, quae laudo, nondum habere certam fidem et immobilem. Qui sordido vehiculo erubescit, pretioso gloriatur. Parum adhuc profeci: nondum audeo frugalitatem palam ferre: etiam nunc curo opiniones viatorum. *Seneca*, Epist. LXXXVII.

3) inde domum me
Ad porri et ciceris refero, laganique catinum etc.
L. I. Sat. VI. 117.

4) Haec ego procurare et idoneus imperor, et non
Invitus: ne turpe toral, ne sordida mappa
Corruget nares: ne non et cantharus et lanx
Ostendat tibi te: ne fidos inter amicos
Sit qui dicta foras eliminet: ut coeat par
Iungaturque pari.
L. I. Ep. V. ad Torquatum,
v. 21 — 26.

impune licebit
Aestivam sermone benigno tendere noctem.
L. I. Ep. V. v. 10.

5) Vina bibes iterum Tauro diffusa, palustres
Inter Minturnas Sinuessanumque Petrinum.
v. 4. 5.

6) Condisce modos, amanda
Voce quos reddas: minuentur atrae
Carmine curae.
L. IV. Carm. XI. ad Phyllidem.

7) —— famae, quae carmine gratior aurem
Occupet humanam.
L. II. Sat. II. 94.

8) Quisnam igitur liber? Sapiens, sibi qui imperiosus: etc.
L. II. Sat. VII. 83.

Animum rege, qui, nisi paret,
Imperat: huc fraenis, hunc tu compesce catena.
L. I. Ep. II. 62.

1) qui pauperiem veritus, potiore metallis
Libertate caret — — — — atque
Serviet aeternum, quia parvo nesciet uti
L. I. Ep. X. 39.

2) qui cupiet, metuet quoque porro;
Qui metuens vivet, liber mihi non erit unquam,
L. I. Ep. XVI. 65. (cf. Ep. VI.)

3) Laetus sorte tua vives sapienter, Aristi,
Nec me dimittes incastigatum, ubi plura
Cogere quam satis est, ac non cessare videbor.
L. I. Ep. X. 44.

4) Purae rivus aquae, sylvaque jugerum
Paucorum, et segetis certa fides meae,
Fulgentem imperio fertilis Africae
Fallit sorte beatior.
L. III. Carm. XVI. 29 — 32.

5) quia non ut forsit honorem
Iure mihi invideat quivis, ita te quoque amicum:
Praesertim cautum dignos assumere, prava
Ambitione procul.
L. I. Sat. VI. 49.

paucorum hominum, et mentis bene sanae.
L. I. Sat. IX. 44.

6) v. L. II. Carm. XVII.

7) v. *Meibomii* Maecenat, Cap. XXIII. p. 141.

8) Rarement un Esprit ose être ce qu'il est.
Boileau, Epitre IX. 74.

9) Vatis avarus
Non temere est animus: versus amat, hoc studet unum:
—— —— —— ——
Non fraudem socio, puerove incogitat ullam
Pupillo: vivit siliquis et pane secundo:
Militiae quanquam piger ac malus, utilis urbi.
L. II. Ep. I. 120.

10) v. L. II. Sat. VIII.

11) v. L. II. Sat. II.

Denn iſt es wahr, daß man durch Kleinigkeiten
Dem Großen hilft; und wer wird dieß beſtreiten?
So bildet er der Kindheit zarten Mund,
Und macht ihr früh der Sprache Wohllaut kund,
Gewöhnt das Ohr, der Wörter Wahl zu lernen,
Im Ausdruck ſich vom Pöbel zu entfernen:
Dann giebt er auch dem Herzen die Geſtalt,
Durch treuen Rath, durch freundliche Gewalt.
Die Rauhigkeit der Sitten, die verwildern,
Den Neid, den Zorn weiß ſeine Kunſt zu mildern.
Ein Dichter lehrt das menſchliche Geſchlecht
Der Tugend Reiz und ihrer Thaten Recht.
Ein Dichter ſtellt für Zeiten, die entſtehen,
Exempel dar, den Muſtern nachzugehen,
Erleichtert oft des Armen Laſt und Hohn,
Und mäßiget des Kranken Klageton. 1)
Die den Homer, wie du, mit Einſicht leſen,
Sehn, daß ſchon er ein Menſchenfreund geweſen. 2)

Du biſt es auch, und ſelbſt Petrarch geſtand, 3)
Wie ſehr er ſich durch dich veredelt fand.
Dein weiſer Rath lehrt Vorurtheile haſſen,
Erhellt den Witz, und macht das Herz gelaſſen.
Zufriedenheit beſänftigt unſern Muth,
Und ſie allein nennt jede Fügung gut.
Selbſt im Palaſt, wie in beſchilften Häuſern,
Iſt keine Zeit ihr golden oder eiſern.

Du biſt daher, in Rom und in Athen, 4)
Ein Ariſtipp, 5) und nicht ein Diogen.
Den Größeſten, 6) den Schönſten 7) zu gefallen,
Die Gabe ſchenkt das karge Glück nicht allen.

Wie deren Ruhm die Ewigkeit gewinnt,
Die Weiſen hold und Dichtern günſtig ſind,
So wird nicht der zum Thron der Ehre dringen,
Den Weiſe ſcheun, und Dichter nie beſingen.

Doch was ſie mehr als aller Beyfall ehrt.
Mein Freund Horaz, das iſt ihr eigner Werth:
Mit eignem Werth, als einem Schirm umgeben,
Heißt jeder Tag dich, ſonder Aufſchub, leben. *)

Wann werd' ich einſt, in unbelauſchter Ruh,
Nicht ſo berühmt; nur ſo vergnügt, wie du?

Phanias.

Es ſchreibt, mit leichter Hand, der leere Phanias,
Bey ungeduldgem Müßiggang,
Ohn' Achtſamkeit, Beruf und Zwang,
Ohn' Ordnung und Zuſammenhang,
In eines Buchs Geſtalt, geſchwind ich weiß nicht was.
Iſt dieß nicht ſtets erlaubt geweſen?
Er ſchreibt ja, wie die meiſten leſen.

Geſchenke.

„Wer nur zu ſchenken hat, iſt wie ein Edelſtein:
„Wohin er ſich auch kehrt, ſtrahlt ſeiner Klugheit Schein." **)
Wie leicht iſts Reichen, klug zu ſeyn!

Vorzug dieſes Jahrs.

1752.

Was nimmt jetzt ab? Das Silber und die Treue.
Was nimmt jetzt zu? Das Gold und der Verſtand.
Nichts iſt ſo wahr: nichts iſt ſo ſehr bekannt,
Und jeder Tag beweiſet es aufs neue.
Unzählbar ſind, zu unſrer güldnen Zeit,
Erleuchtete, beredte, theure Männer:
Selbſt Jünglinge. Nicht die Erfahrenheit,
Die Zaubernde, ſchon die Natur verleiht
Statiſten, Philoſophen, Kenner.

An Omphus.

1754.

Erdichte ſtets; man gönnt dir das Vergnügen.
Doch nur der Witz bringt der Erfindung Lob,
Du täuſcheſt dich, ſtatt andre zu betrügen.
Nimm Unterricht: dein Mährchen iſt zu grob;
Beehre mich mit einer feinern Lügen.

Rath.

Ihr, die ihr wagt, und ſtets geſchäftig ſeyd,
Durch Vortheil reich, durch Knechtſchaft groß zu werden,
Begebt euch ja des Vorzugs voll Beſchwerden,
Den Geiſt, Geſchmack und Wiſſenſchaft verleiht,
Erhebet euch! doch nie in Witz und Wiſſen:
Witz bringt Gefahr, und Zweifel geben Qual.
O kenntet ihr die Sorgfalt edler Wahl;
Was würd' euch nicht verächtlich werden müſſen?

---

1) Si das hoc, parvis quoque rebus magna juvari;
Os tenerum pueri balbumque poëta figurat:
Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem:
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae;
Recte facta refert; orientia tempora notis
Instruit exemplis: inopem solatur et aegrum.
v. 125 — 131.

2) v. L. I. Ep. II.

3) *Franciscus Petrarcha*, sui seculi vir doctissimus, dicere solitus est, se ex nullo poëta latino evasisse meliorem, quam ex *Horatio:* quod dictum *Lazarum Bonamicum* audivi mirifice praedicantem. *Georg. Fabricius*, in Praefat. Horatii, Francofurti, apud heredes Andreae Wechelii, editi 1600.

4) Vorzügliche Eigenſchaften müſſen, ſchon in Athen, den etwa drey und zwanzigjährigen Horaz gefällig gemacht haben, weil dort der ſtrenge und philoſophiſche Brutus den jungen Venuſiner, quem tenues decuere comae, nitidique capilli, ſo lieb gewann, daß er ihn, obwohl nicht mit der glücklichſten Wahl, den würdigſten Obriſten ſeiner Legionen an die Seite ſtellte. S. *Masson*, in vita Horatii, p. 45.

5) Er ſelbſt erkläret cur sit Aristippi potior sententia.
L. I. Ep. XVII.
Omnis Aristippum decuit color, et status, et res.
Tentantem majora, fere praesentibus aequum.
22. 23.
Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor
Et mihi res, non me rebus submittere conor.
L. I. Ep. I. 18. 19.
Zwey Schriften machen dieſes verſtändlicher; Aristippus Philosophus Socraticus, die in Halle, 1719, und Forreſters Polite Philosopher, die in Edinburg, 1734, heraus gekommen iſt. S. Bibliotheque Britannique, Tom. V. p. 206. 215.

6) Principibus placuisse viris, non ultima laus est.
L. I. Ep. XVII. 35.
Quicquid sum ego, quamvis
Infra Lucili censum ingeniumque, tamen me
Cum magnis vixisse invita fatebitur usque
Invidia.
L. II. Sat. I. 74.
Me primis urbis belle placuisse domique.
L. I. Ep. I. 23.

7) Quem scis immunem Cynarae placuisse rapaci.
L. I. Ep. XIV. 33. conf. L. I.
Carm. XIII. 21.
Ipsum me melior cum peteret Venus,
Grata detinuit compede Myrtale
Libertina etc.
L. I. Carm. XXXIII. 13.

*) Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: XIXI.
Lib. III. Carm. XXIX. 41.
mea
Virtute me involvo, probamque
Pauperiem sine dote quaero.
v. 54.

**) S. Sprüchw. Salom. XVII. 8.

An Hygin, einen geſunden Alten.

Hygin, du biſt von ſechzig Jahren
Und nur im Kränkeln unerfahren.
Das Podagra, der Krampf, die Gicht
Verbittern dir den Steinwein nicht.
Dich kann kein Arzt zu Elixiren,
Zum Lebensöl, zum Salz verführen:
Macht er dir Aphorismen kund,
So lachſt du, biſt und bleibſt geſund.
Ein andrer zähle ſeine Tage,
Und rechne nicht die Zeit der Plage,
Noch was vom Leben überhaupt
Schmerz, Krankheit oder Kummer raubt;
So ſcheinen ihm die Jahre minder:
Wir heiſſen alt, und ſind noch Kinder.
Dem, der mir Neſtors Dauer preiſt,
Und Priams Alter trefflich heiſſt,
Dem werd' ich nimmer Beyfall geben:
Nur die Geſundheit iſt das Leben.

Mops und Hektor.*)

Der beſte Freund in unſrer Welt,
Mops, war mit Hektor auferzogen,
Und blieb ihm immer unverſtellt,
Mit wahrer Hundetreu gewogen.

Ihm ging es recht nach ſeinem Sinn;
Wo Möpschen war, da gab es Freude;
Doch Hektor zog nach Norden hin,
Und fand Verfolgung, Froſt und Räude.

Wahr iſt es: Hektors Unverſtand
Giebt Anlaß oft ihn zu verläſtern:
Er iſt zu munter, zu galant,
Und lebte dort bey keuſchen Schweſtern.

Kaum finden ſich die Brüder ein,
Und ſeufzen brünſtig an der Schwelle,
Vom Nachbar recht gehört zu ſeyn,
So übertäubt ſie ſein Gebelle.

Er wedelt, wenn den Andachtbund
Gebet und Wink und Kuß beleben!
Er wedelt! O der Höllenhund,
Der Unſchuld Aergerniß zu geben!

Er nimmt ſich endlich mehr in Acht,
Damit ſein Thun unſträflich ſcheine.
Doch Hettorn drückt ſchon der Verdacht;
Er iſt kein Thier für die Gemeine.

Bald ſoll ein wohlgewählter Stein
Den ungezognen Hund ertränken;
Nur iſt die Strafe faſt zu klein;
Der Hunger kann noch länger kränken.

Man ſtößt, und ſchlägt, und nennt ihn toll,
Zum Vorſchmack härtrer Züchtigungen:
Doch alles dient zu ſeinem Wohl,
Und zielt auf nichts, als Beſſerungen.

Der Brüderſchaft ergrimmte Zucht
Häuft täglich die gewohnte Tücke.
Zuletzt dringt ihn die Noth zur Flucht,
Und halberſtarrt kehrt er zurücke.

Von Mopſen wird er kaum erkannt!
So dürftig kommt er angekrochen.
Allein, ſo bald er ſich genannt,
Wird er aufs zärtlichſte berochen.

Mops ſpricht: Mein Freund, du jammerſt mich,
Ich werde dich zu tröſten wiſſen,
Ich lebe hier faſt königlich,
Mich mäſten lauter Leckerbiſſen.

Madame giebt mir manchen Kuß,
Manch Schmätzchen, dem kein Nachdruck fehlet.
Mir kommen ſie in Ueberfluß,
Dem Manne werden ſie gezählet.

Wer will, was Höhere gewollt,
Dem wird die Ehrfurcht zum Ergetzen.
Mir ſind die meiſten Schönen hold,
Mich lieben zwanzig junge Betzen.

Mich lobt das ganze Haus; warum?
Ich kann die Treue klüglich üben:
Ich bleibe dem Geliebten ſtumm,
Und belle Bettlern oder Dieben.*)

Der Haſe und viele Freunde.

Wo ſoll man echte Freundſchaft finden?
Das Lockwort klingt doch gar zu fein,
Und kann, die Herzen zu verbinden,
Der Anlaß ſchönſter Hoffnung ſeyn.
Man pflegt den milden Stein der Weiſen
Uns, als ein Wunder, anzupreiſen.
Man lehrt, er mache mehr, als reich:
Fürwahr, ihm iſt die Freundſchaft gleich.

Ein jeder, der in dieſen Jahren
Mir ohne Lachen widerſpricht,
Iſt glücklich, falls er nicht erfahren,
Wie oft man Treu und Glauben bricht.
Wird er den Vorzug nur erwerben,
In dieſem ſüßen Wahn zu ſterben;
So ſoll einſt ſeines Grabes Stein
Der Welt ein ſeltnes Denkmal ſeyn.

Ein Häschen von beliebten Sitten,
Ein kleines Thier von ſchneller Kunſt,
Erhielt durch Schmeicheln und durch Bitten
Verſchiedner Thiere Lob und Gunſt.
Die Haſen hatten ja vorzeiten
Weit mehr ais jetzo, zu bedeuten.
Als keiner unſern Stutzern glich,
Da war auch keiner lächerlich.

Er wandte ſich zu allen Freunden,
Um ihren Beytritt zu erflehn,
Den Hunden, ſeinen ärgſten Feinden,
Zu ſteuren, oder zu entgehn.
Man ſprach: dein Leben zu erhalten
Soll unſer Eifer nie erkalten;
Der deinem Balg ein Häutchen krümmt,
Dem iſt von uns der Tod beſtimmt.

Der muntre Hänſel iſt zufrieden,
Und ſchätzt ſich großen Hanſen gleich.
Die Sicherheit, die ihm beſchieden,
Vertauſcht er um kein Königreich.
Ihn will ſo mancher Beyſtand ſchützen.
Was darf er nun in Aengſten ſitzen?
Nein, unter vieler Starken Hut
Fehlt es auch Haſen nicht an Muth.

Er lebet ohne Noth und Sorgen,
So unverzagt, als ungeſtört,
Weil ſich mit jedem ſchönen Morgen,
Mit jedem Thau ſein Frühſtück mehrt.
Sein raſcher Lauf verläßt die Wälder,
Durchſtreift die Triften und die Felder,
Wo in beglückter Sicherheit
Ihn Gras und Laub und Frucht erfreut.

Wie oft vergällt erwünſchte Stunden
Verhaßter Stunden Ungemach!
Ein Jäger eilt mit ſchlauen Hunden
Der Spur des armen Hänſels nach.
Hier iſt kein Freund, ihm jetzt zu rathen:
Er fährt, er läuft durch Buſch und Saaten,
Er drückt ſich oft, ſo gut er kann;
Doch alle Hunde ſchlagen an.

---

*) Fr. v. Hagedorn's poet. Werke. Th. II.

*) Der Beſchluß dieſer Fabel enthält zum Theil den Gedanken des du Bellay, in ſeiner bekannten Grabſchrift eines Hundes; Latratu fures excepi etc. welche von A. Arnauld verändert, aber nicht verbeſſert worden. S. die *Menagiana*, im dritten Theile der pariſiſchen Auflage, (von 1729.) p. 268. 270. und was hierüber in den *Ducatianis* T. II. p. 267. 268. angemerkt worden.

Er rennt, und ſetzt durch Forſt und Stege;
Sein Abſprung aber hilft ihm nicht.
Doch endlich kömmt, auf einem Wege,
Sein Freund, das Pferd, ihm zu Geſicht.
Er ſagt: dieß tolle Hetzenreuten
Scheint meinen Tod mir anzudeuten.
Doch nimmt mich nur dein Rücken auf,
So ſpürt kein Stöber meinen Lauf.

Das Pferd verſetzt: Mein Herr, ich ſehe
Des Unfalls Größe noch nicht ein.
So mancher Freund iſt in der Nähe,
Und jeder wird behülflich ſeyn.
Die Treu erleichtert Müh und Bürde;
Sie wiſſen, wie ich dienen würde:
So aber wohnt nicht weit von hier
Ein ungleich ſtärkrer Freund, der Stier.

Er eilt durch Heide, Buſch und Hecken,
Und fleht den Stier um Rettung an.
Der ſpricht: Ich will nur frey entdecken,
Warum ich dir nicht helfen kann.
Du kenneſt meiner Freundſchaft Triebe;
Jedoch die Freundſchaft weicht der Liebe.
Dort läßt ſich meine Schöne ſehn.
Du mußt zu jener Ziege gehn.

Die Ziege hört des Haſen Klagen,
Mit angenommner Traurigkeit,
Und hält, ihm alles abzuſchlagen,
Sich zu der Ausflucht ſchon bereit.
Sie meckert: Dich jetzt aufzunehmen,
Wird jenes Schaf ſich bald bequemen.
Dir iſt ja ſeine Gutheit kund.
Mir, leider! iſt der Rücken wund.

Der Arme flieht mit bangen Schritten,
Sucht, und erreicht das ferne Schaf,
Das, unbewegt bey ſeinen Bitten,
An Furcht den Flüchtling übertraf.
Es klagt: Vor Feinden dich zu ſchützen,
Wird meine Schwäche wenig nützen.
Ich zittre ja ſo ſehr, als du;
Doch eile jenem Füllen zu.

Das ſprach: Wenn wir jetzt Beyſtand hätten,
So trotzt' ich gerne die Gewalt.
Ich bin zu jung, dich zu erretten,
Und mein Herr Vater iſt zu alt.
Ich ſehe ſchon die Hunde kommen:
Nur friſchen Muth und Lauf genommen!
Doch, wenn dein Tod uns trennen ſoll;
Geliebter Hänſel, fahre wohl!

Der Falk.

Wem iſt dein Ruhm, dein Vorzug unbekannt,
Hetrurien, der Künſtler Vaterland,
Wo die Natur, das Auge zu entzücken,
Recht ſinnreich iſt, Berg, Thal und Buſch zu ſchmücken,
Und Wahl und Kunſt, durch edelmüthgen Fleiß,
Der Schöpferin klug nachzuahmen weiß?
Der Arno ſah hier ſonſt an ſeinem Schilfe
Den Pan voll Muth und Nymphen ohne Hülfe,
Und noch erblickt ſein reizendes Revier
Der Schönen Schar und Lieb' und Luſt mit ihr.

Dort, in Florenz, verehrte man vorzeiten
Ein ſchönes Weib, voll Stolz, und Trefflichkeiten.
Es war nur ſie dem Wunder aller Welt,
Der Venus gleich, die Coſmus *) aufgeſtellt.
Sie war es nur, die Aller Sehnſucht übte,
Geliebet ward, und keinen wieder liebte:
Frau Silvia, *) für die ſo manche Nacht
Der Stutzer Volk geſeufzet und gewacht,
Und, ſchlief es ja, mehr als ihr Ehegatte,
Zum langen Traum nur ſie gewünſchet hatte.

An Zärtlichkeit und an Verehrung glich
Kein Einziger dem edlen Friederich. **)
Nicht nur ſein Gut, er hätte ſelbſt ſein Leben,
Um einen Kuß, bezaubert, hingegeben.
Er wußte wohl, das Geld erkauft den Sieg
Unzweifelhaft, ſowohl in Lieb', als Krieg,
Sprengt Schlöſſer auf, kann Wall und Burg erſteigen,
Wiegt Wächter ein, macht Knecht und Mägde ſchweigen,
Und wiederum, ſchnell wie das Spiel ſich dreht,
Den Knecht, die Magd verführeriſch beredt.
Nichts lockt ſo ſehr von Allem, was wir kennen;
Nichts auf der Welt iſt freundlicher zu nennen.
Avidien! ***) dir lacht in der Natur
Nichts, als das Geld: ſonſt alles lächelt nur.
Nichts gleicht, für dich, an Liebreiz, und an Freude,
Dem Sonnen-Erz, der beſten Augenweide.
Doch Friedrich war kein Avidien:
Nur Silvia war ihm auf Erden ſchön.
Er glaubte ſich glückſelig im Verſchwenden,
Für Silvien auch Alles aufzuwenden.
Allein umſonſt, wie viel er auch erfand;
Ein trockner Kuß auf Handſchuh oder Hand,
Ein kurzer Dank, womit ſie ihn beehrte,
Der ihren Stolz durch Pracht und Knechtſchaft mehrte,
Ein karges Lob, ein ſeltner Seitenblick,
Das war ſein Lohn, das war ſein ganzes Glück.

So ward er arm, weit früher, als er dachte,
Weil er noch ſtets aus Hufen Barſchaft machte.
Dieß Rittergut und jenes Markiſat
Verſilberten noch immer ſeinen Staat;
Doch nur ein Jahr. Anſelmo, ſein Verwalter,
Iſt insgeheim ſein jüdiſcher Erhalter,
Kauft einen Hof; bar, doch für halbes Geld,
Zu dieſem Hof' ein großes Ackerfeld,
Zu dieſem Feld' ein Vorwerk, und die Pflege,
Die Fiſcherey, die Jagd, und das Gehäge,
Und, weil Pandolf, ein Wechsler, Vorſchuß thut,
Zum vorigen das Schloß, das Rittergut,
Der Erbſchaft Kern. Sein Herr läßt ſich betriegen,
Und jedes Gut in fremde Hände fliegen.
Die Lieb' iſt ſchlau; allein ſie rechnet ſchlecht,
Und gegen ſich iſt ſie oft ungerecht,
Sie ſammlet nicht. Die milde Kunſt zu lieben
Gleicht nie der Kunſt, die Xenophon beſchrieben. †)

Für Friederich verblieb nur dreyerley:
Ein Pferd, ein Falk, und eine Meyerey.
Sonſt hatt' er nichts, als taube, falſche Freunde.
Die Freunde gieb, o Himmel, meinem Feinde!
Doch, Himmel, nein! ſo hab' ich nie gehaßt,
Und dieſen Fluch hat nicht mein Herz verfaßt.
Kein einziger war willig, ihm zu dienen.
Sie ließen ihn, als einen Baum, vergrünen,
Der Schatten gab, dem man noch helfen kann:
Ihm half man nicht, ihn ſah man nicht mehr an.
Ein Tiſchfreund ſprach: Er iſt recht zu beklagen;
Der andre: Ja! das wollt' ich eben ſagen.
Der dritte ſchwieg, und jeglicher vergaß,
Was er zuvor allein in ihm beſaß,
Der, wenn er nur der Freunde Mangel wußte,
Voll Ungeduld, ihn hilfreich heben mußte,
Der jeder Kunſt, der Tonkunſt, Poeſie,
Und Malerey, weit mehr als Lob verlieh,
Und Silvien, zum Vortheil vieler Leute,
Turniere, Ball und Luſtbarkeiten weihte.

---

*) Die mediceiſche Venus ſtand ehemals im mediceiſchen Palaſte zu Rom, von wo ſie, zu Zeiten des Pabſtes Innocenz XI. auf des Großherzogs Coſmo III. Befehl, nach Florenz gebracht, und in dem koſtbaren Zimmer, La Tribuna, aufgeſtellet worden. S. Keyßlers Reiſen, im erſten Theile, S. 499.

*) Monna Giovanna, beym Boccaz und Sanſovin: Madame Clitie beym La Fontaine.

**) Un giovane chiamato *Federigo* di Messer Philippo *Alberighi*, in opera d'arme et in cortesia pregiato sopra ogn' altro donzel di Toscana. *Boccaccio*, Giorn. V. Nov. 9. Istoria del Decamerone scritta da D. M. *Manni* (in Firenze, 1742.) P. II. c. LII. p. 563.

***) —— Avidienus,
Cui Canis ex vero ductum cognomen adhaeret etc.
Hor. Sat. II. 2.

†) Die Haushaltungskunſt.

Wie hätten ſonſt Stand, Jugend, Aufwand, Pracht
Ihm in Florenz die Schönen hold gemacht!
Sie gönnten nicht der Silvien ihr Glücke.
Der Wink zur Luſt, die Sprache ſchlauer Blicke,
Der Seufzer Ruf, der ſchmeichelhafte Scherz
Verfolgten ihn, und buhlten um ſein Herz.
Doch ward ſein Herz von keinem Reiz bemeiſtert;
Es ward allein von Silvien begeiſtert.
Was er gedacht, empfand, und hört', und ſah,
Und ſprach, und ſchrieb, ward alles Silvia.
In dieſem Wahn und eingenommnen Sinnen
Sah er ſein Gut, wie lockern Schnee, zerrinnen,
Der ſternend glänzt, das Auge blendend rührt,
Doch allgemach in Tropfen ſich verliert.
So mußt' er bald der ſchönen Markiſaten,
Die er beſaß, bey neuer Noth, entrathen,
Und, weil die Reih' auch bald die Grafſchaft traf,
So floh die nach; nun war er nicht mehr Graf.
Wie kränkt' ihn das! Die Wolluſt ſtolzer Ohren,
Des Namens Schmuck, der Titel ging verlohren.

In Frankreich iſt Markis von hohem Ton,
In Welſchland Graf, und anderswo Baron.
So heißt man gern: auch lernet dieſe Namen
Manch Bürgerkind, auf Reiſen, nachzuahmen;
Daher ihm auch die Wirthin und der Wirth
Gehorſamſt dient, und, ſich zum Vortheil, irrt.

Der Silvia Gemahl und Herr und Hüter
Hatt' um Florenz viel angeſtammte Güter,
War reich und groß; und Friedrichs Göttin nahm
Nichts von ihm an, wenn er zu opfern kam.
Es war ihr Herz zu edel, zu erhaben.
Sie duldete den Geber, nicht die Gaben,
Und ſtellt' ihm nur den ſteten Aufwand frey,
Den öftern Ball, die öftre Mummerey,
Das Ritterſpiel, das rauſchende Gepränge,
Der Ehrenmahl' und Freudenfeſte Menge,
Womit er ihr Geburts- und Namenstag,
Und manchen mehr, ſtolz zu verſchönern pflag.
Doch auch kein Kuß vergnügte ſeine Triebe.
Er iſt und bleibt ein Märtyrer der Liebe.
Die Hoffnung ſelbſt verſüßt nicht ſein Bemühn.
Er muß nunmehr die Meyerey beziehn.
Er muß die Stadt, den Sitz gewohnter Freuden,
Er muß auch ſie, die er vergöttert, meiden.
Betrübter Troſt, daß ihn ein Dach verſteckt,
Ein Dach von Rohr, das halb ſein Haus bedeckt,
Das wüſte Haus, wo in der Mauer Ritzen
Ein Marder wirſt, und Kauz und Eule ſitzen,
Und Licht und Tag, grauſamer als die Nacht,
An jeder Wand nur Elend ſichtbar macht!

Hier wohnt er nun; beſchämt, daß ſeine Treue
Sein Unglück iſt; doch immer ohne Reue.
Er klagt nur ſich, nur ſein Verhängniß an,
Daß Silvia ihn nimmer lieb gewann.
Er klaget nur, daß er ſo ſtolz geweſen,
Zur Schönen ſich die Schönſte zu erleſen.
Er hatte hier, im öden Aufenthalt,
Ein greiſes Weib von widriger Geſtalt,
Von trägem Dienſt, voll Huſten, Gicht und Jammer:
Die Küche glich der leeren Speiſekammer.
Im alten Stall ſtand traurig und allein
Ein gutes Pferd, doch nicht von Knochen fein,
Und unterm Dach ſaß einſam, auf der Stange,
Sein edler Falk. Dem war im Hühnerfange
Kein andrer gleich. Mit dem ritt er ins Land,
Und opferte dem Gram, den er empfand,
Manch Rebhuhn auf, als ob es büßen ſollte,
Daß Silvia ihn nicht erhören wollte.
So lebte hier der gute Friederich,
Durch eigne Schuld, verlaſſen, kümmerlich,
Und ſtets verliebt. Der Unmuth, der ihn plagte,
Stieg mit zu Pferd, und trieb ihn, wann er jagte.
Sein zärtlich Herz war ſeine größte Qual.

Indeſſen ſtarb der Silvia Gemahl,
Und hinterließ nur einen Sohn zum Erben,
Ein ſchwaches Kind, und, ſollte der verſterben,
So hatt' er ſie im Teſtament bedacht,
Und dieſem Sohn zur Erbin ſie gemacht.
Sie wolltenun, um ruhiger zu leben,
Sich auf das Land und in ein Schloß begeben;
Von Friedrichs Hof lag es fünf hundert Schritt;
Und nahm dahin den kleinen Junker mit.
Dort wird er krank. Was ſie erleiden müſſen,
Da Arzt und Tod ihr ihren Herrn entriſſen,
Traf nicht ſo ſehr ihr eheliches Herz,
Als dieſes Weh, und ihres Söhnchens Schmerz.
Den ganzen Tag ſitzt ſie vor ſeinem Bette,
Und forſcht, und fragt, was er doch gerne hätte,
Ob dieß? ob das? was ihrem Kleinen fehlt?
Was er zur Luſt, was er zur Speiſe wählt?
Sie will ſich gern nach ſeinem Sinn bequemen.
Er weigert ſich, was ſie ihm giebt, zu nehmen.
Er weiſt es ab, ſchreyt, lärmt, iſt nimmer ſtill.
Nur jener Falk iſt was er haben will.
Sonſt will er nichts. Seit dem man ihm erzählet,
Daß dieſer Falk noch nie den Raub verfehlet,
Daß er ſo ſcharf von Aug' und Klauen *) ſey,
Sonſt luſtig, zahm, nicht falſch, nicht menſchenſcheu,
Seit dieſer Zeit war es einmal geſchehen,
Daß er ihn ſelbſt und ſeinen Herrn geſehen,
Der dieſes Kind an ſeinen Buſen drückt,
Und einen Kuß, durch ihn, der Mutter ſchickt.
Den Falken nun, den will er, und ſonſt keinen.
Sonſt ruht er nicht: ſonſt kann er nichts, als weinen.
Die Mutter ſeufzt. Sie wußte freylich wohl,
Wie ſehr man oft den Kindern fügen ſoll.
Doch kann ſie ſich, ja darf ſie ſich entſchließen,
Den Friederich um etwas zu begrüßen,
Das ihn vielleicht oft vor dem Hunger ſchützt,
Das Einzige, das er zur Jagd beſitzt,
Das Einzige, was ihm das Glück gelaſſen?
Hat er nicht Recht, nunmehro mich zu haſſen?
Erwies ich ihm, als er ſich mir geweiht,
Nur mich verehrt, die mindſte Dankbarkeit?
Wie kann ich nun ihm unter Augen gehen?
Wie, unbeſchämt, um ſeinen Falken flehen?
Ich, deren Stolz ihn in ſein Elend ſtürzt,
Ihn, deſſen Noth gewiß ſein Leben kürzt!
Doch kann mein Sohn nicht ſterben, und nicht leben.
Ich ſoll, ich muß ihm dieſen Falken geben.
Wie quält er ſich! er ſchlummert keine Nacht,
Als bis man ihm zum Falken Hoffnung macht.
Es ſey gewagt! mein Freund läßt ſich erbitten:
Ich kenne ja ſein Herz und ſeine Sitten.

Am nächſten Tag', als nur der Morgen ſcheint,
Eilt ſie zum Hof, und ſucht den treuen Freund,
Und findet ihn in ſeinem kleinen Garten.
Er war bemüht, die Sprößlinge zu warten.
Sie geht zu ihm, unangemeldt, hinein.
Bald ſieht er ſie. Wie kann es möglich ſeyn,
Spricht er entzückt, daß ich dich hier verehre?
Ich glaub' es kaum, da ich dich ſeh', und höre.
So bin ich dir doch heute nicht verhaßt!
O nein, mein Herr! zu dir komm ich als Gaſt. . . .
Als Gaſt? zu mir? Erblicke mit Erbarmen
Den Liebenden, den Flüchtling, und den Armen,
Und höhn' ihn nicht. Was hat dich hergebracht?
Denn dein Beſuch war mir nicht zugedacht. . . .
Mein Freund, du irrſt. Das will ich dir beweiſen.
Ich bleibe hier, und kam, mit dir zu ſpeiſen . . . .
Was hätt' ich wohl! an allem leid' ich Noth.
Was tiſch' ich auf? . . . Wie? Haſt du denn kein Brod?
Verſetzte ſie. Gleich geht er aufzuſuchen,
Ob noch vielleicht ein guter Honigkuchen,
Ob friſches Speck, ein unverächtlich Ey,
Ob etwas ſonſt zum Mahl vorhanden ſey.
Da flieget ihm ſein ſchöner Falk entgegen,
Sein treuer Falk. Ohn' alles Ueberlegen
Erwürgt er ihn, rupft ihm die Federn aus,
Und hackt ihn klein, und eilt, und läuft durchs Haus.
Selbſt iſt der Mann; er ſelbſt will alles holen.
Doch wird der Tiſch der Alten anbefohlen.
Ihr Herz verwünſcht den plötzlichen Beſuch!
Doch langt ſie bald das Tiſch- und Tellertuch,
Mit Wahl, hervor, ſetzt in das Zimmer Mayen,
Pflückt Quendel ab, die Tafel zu beſtreuen,
Holt Rosmarin; dem wird der Majoran,
Die Ringelblum', und mehr hinzugethan.

---

*) Sonſt heißt der Fuß des Falken und des Habichts bey den Falkeniern Hand, und ſie nennen ſeine Klauen Finger.

Man ſitzt, man ißt; und, um ihn zu verbinden,
Scheint Silvia hier alles ſchön zu finden.
Noch kein Gericht hat ihr ſo gut geſchmeckt.
Warum ſie kam, wird ihm nach Tiſch entdeckt.

Vergönnſt du mir, mich dir zu offenbaren?
Wo fang' ich an? Wie weiß ich fortzufahren?
Ich fordre dir, mit Unrecht, alles ab,
Was noch bisher dir Troſt und Freude gab.
Doch könnteſt du die Mutterliebe kennen,
Du würdeſt mich beklagenswürdig nennen.
Erbarme dich! Ach Freund, betrachte nur
Die Regungen der Pflicht und der Natur.
Mein Sohn iſt krank; ihn nagt ein innrer Kummer,
Der ſeltſam iſt, und raubt ihm Kraft und Schlummer:
Denn dieſer Sohn, mein einzig Kind, erſtirbt,
Falls nicht mein Flehn den Falken ihm erwirbt;
So heftig iſt ſein einziges Begehren.
Du ſeufzeſt ſchon; ach glaube meinen Zähren.
Ach hätte mir mein langer Widerſtand,
Mein ſpröder Stolz nicht ganz dein Herz entwandt!
Dein edles Herz! doch wollteſt du ermeſſen. . .

Der Falk iſt hin: du haſt davon gegeſſen,
Spricht Friederich; und ſeine Herrſcherin
Fragt ihn beſtürzt: Was hör ich? iſt er hin?
Der Arme ſagt: ach hätt' ich dir, mein Leben,
Vergieb diß Wort, dafür mein Herz gegeben!
Zum Unglück nur treibt mich mein Schickſal an:
Ich ſoll nichts thun, das dich gewinnen kann,
Dich, Silvia. Dir etwas vorzuſetzen,
War dein Geheiß, und ward mir zum Ergetzen.
Ich ſuchte nach: ich ſah den Boden leer,
Und auch mein Falk fand kaum noch Aetzung mehr.
Ihn würgt' ich ab, gleichgültig, ohne Reue:
Ihn opfert' ich der Schönheit, und der Treue.
Wie? ſeufzeſt du? Iſt etwas uns zu werth,
Wenn die erſcheint, die unſre Bruſt verehrt?
Doch hör' jetzt auf, die deinige zu quälen.
Es ſoll dir nicht an einem Falken fehlen.
Ich ſchaff' ihn dir von ſtarkem Muth und Flug.

Die Wittwe ſagt: o nein; es iſt genug!
Du giebſt mir jetzt das größte Liebeszeichen,
Mein beſter Freund! Es mag mein Sohn erbleichen,
Der Himmel mag ihn länger mir verleihn;
So dank' ich dir. Kehr' oftmals bey uns ein.
Verſprich es doch: verſprich es, bald zu kommen.
Du wirſt gewiß erkenntlich aufgenommen.
Sie reicht ihm ſelbſt die Rechte lächelnd dar,
Die weiſſe Hand, die ſonſt ſo furchtſam war.
Nun darf er ſich mit tauſend Küſſen rächen.
Sein Mund verſtummt, und ſeine Thränen ſprechen.

Der kranke Sohn folgt bald dem Vater nach.
Der zweyte Tag fand ihn geſchröpft und ſchwach,
Der dritte todt; und, über ſein Erblaſſen,
Will Silvia ſich gar nicht tröſten laſſen.
Allein der Bund der Liebe mit der Zeit
Iſt viel zu ſtark für ihre Traurigkeit.

Nicht bloß aus Dank; auch weil ihr Herz ihn wählet,
Wird Friederich mit Silvien vermählet.

Der verliebte Bauer.*)

Rühmt mir des Schulzens Tochter nicht;
Nein, ſagt nur, ſie iſt reich.
Im ganzen Dorf iſt kein Geſicht
Der flinken Hanne gleich.
Das Menſch gefällt, auch ungeputzt,
Ich ſag' es ohne Scheu,
Trotz mancher, die in Flittern ſtutzt;
Sie ſey auch wer ſie ſey.

Wie frey und weiß iſt ihre Stirn
Und roth und friſch ihr Mund!
Wie glatt der Haarzopf meiner Dirn
Und ihre Bruſt wie rund!
Ihr Aug' iſt ſchwarz wie reifer Schlee:
Schier komm' ich auf den Wahn,
Wann ich ihr lang' ins Auge ſeh,
Sie hat mirs angethan.

Ihr wißt, wie wir im Roſenmond
Die Mayen hier gepflanzt;
Da ward der Füße nicht geſchont,
Da hat ſichs gnug getanzt.
Des Schaffers Tenne knarrte recht,
Wir ſchäkerten uns ſatt,
Der Hüfner Heins und Hans, der Knecht,
Und Hartwig aus der Stadt.

Den Vorreihn, Nachbarn, ließ man ihr:
Flugs rief ſie mich herbey.
Beym Element! wie flogen wir
Nach Kilians Schallmey.
Wenn Hanne nur in Schaukeln ſchwebt,
Wie muthig ſteigt ihr Schwung!
Und wenn ſie ſich im Tanzen hebt,
Wie ſchön iſt jeder Sprung!

Allein beym Kehraus glitſchte ſie;
Doch ich ergriff ſie ſtracks,
Und dafür ſah ich auch ein Knie,
Das war ſo weiß als Wachs.
Des Pfarrers Muthe ſchimpft' aus Neid
Und zwackte mich gar an.
Ich ſprach: Menſch, laßt mich ungeheyt
Und kneipt den Leyermann'.

Mein Liebchen ging mit mir ins Feld:
Ich half ihr übern Zaun.
Da hab ich mich nicht mehr verſtellt,
Sie war bey guter Laun.
Wir lagerten uns drauf ins Gras
Wie Nachbarskinder thun;
Doch ich empfand, ich weiß nicht was,
Das ließ mich gar nicht ruhn.

Gnug, daß ſie mich ihr Bübchen hieß,
Mir Hand und Guſchel reicht'
Und mir ein ſaftig Schmätzchen ließ,
Dem auch der Moſt nicht gleicht.
Ihr ſchmunzelt? Denket, was ihr wollt.
Glaubt, daß ſie euch nur neckt,
Und daß ihr nicht erfahren ſollt,
Was Hannens Mieder deckt.

Die Edelfrau iſt zart und fein;
Mein Menſch iſt wohl ſo ſchön.
Sollt' ich nur ihr Leibeigner ſeyn,
Den Dienſt wollt ich verſehn.
Ihr, die ihr gern was neues wißt,
Das euch die Ohren kraut,
Hört, was ihr alle wiſſen müßt:
Sie iſt ſchon meine Braut.

Der Herr Magiſter merkt ſchon was;
Bring' ich den Decem hin,
So fragt er mich ohn Unterlaß,
Ob ich verplempert bin?
Und wann ſie in die Kirche tritt,
So ſingt er, glaubt es mir,
Noch weniger als ſonſten mit,
Und ſchielt und gafft nach ihr.

Die Hochzeit ſoll auch bald geſchehn,
Noch vor der Ernte Zeit.
Da ſollt ihr manchen Luftſprung ſehn,
Der Leib und Seel erfreut.
Die ganze Dorfſchaft komme mir,
Sie ſoll willkommen ſeyn;
Und ich verſprech' euch Kirmißbier
Und guten Firnewein.

Der Morgen.

Und lockt die Morgenröthe
In Buſch und Wald.
Wo ſchon der Hirten Flöte
Ins Land erſchallt.
Die Lerche ſteigt und ſchwirret
Von Luſt erregt;
Die Taube lacht und girret,
Die Wachtel ſchlägt.

---

*) Fr. v. Hagedorn's poet. Werke. Th. III.

Die Hügel und die Weide
Stehn aufgehellt,
Und Fruchtbarkeit und Freude
Beblümt das Feld.
Der Schmelz der grünen Flächen
Glänzt voller Pracht,
Und von den klaren Bächen
Entweicht die Nacht.

Der Hügel weiße Bürde,
Der Schafe Zucht,
Drängt ſich aus Stall und Hürde
Mit froher Flucht.
Seht, wie der Mann der Herde
Den Morgen fühlt,
Und auf der friſchen Erde
Den Buhler ſpielt!

Der Jäger macht ſchon rege
Und hetzt das Reh
Durch blutbetriefte Wege,
Durch Buſch und Klee.
Sein Hifthorn giebt das Zeichen;
Man eilt herbey;
Gleich ſchallt aus allen Sträuchen
Das Jagdgeſchrey.

Doch Phyllis Herz erbebet
Bey dieſer Luſt!
Nur Zärtlichkeit belebet
Die ſanfte Bruſt.
Laß uns die Thäler ſuchen,
Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
Umſchloſſen ſind!

Erkenne dich im Bilde
Von jener Flur!
Sey ſtets, wie dieß Gefilde,
Schön durch Natur;
Erwünſchter als der Morgen,
Hold wie ſein Strahl;
So frey von Stolz und Sorgen
Wie dieſes Thal!

Die verliebte Verzweiflung.

Gewiß, der iſt Beklagens werth,
Den ſeine Göttin nicht erhört,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß faſt immer ſchlaflos ſeyn,
Und weinen, girren, winſeln, ſchreyn,
Sich martern, und dann ſterben.

Grauſame Laura! rief Pedrill,
Grauſame! die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut' erblaſſen.
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauſes Dach hinauf,
Und guckt dort in die Gaſſen.

Bald, als er Eſſen ſah und roch,
Befragt' er ſich: Wie! leb' ich noch?
Und zog ein Meſſer aus der Scheiden.
O Liebe! ſagt' er, deiner Wuth
Weih ich den Mordſtahl und mein Blut:
Und ſing an — Brod zu ſchneiden.

Nach glücklich eingenommnem Mahl
Erwägt er ſeine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flaſche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu ſeyn,
Sich noch die zweyte reichen.

Hernach verflucht er ſein Geſchick,
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und ſchwört, nun ſoll die That geſchehen.
Doch, ach! was kann betrübter ſeyn?
Der Strick iſt ſchwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht ſtehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: Wer ſich erſtickt, der ſpart,
Und darf für Gift und Strick nicht ſorgen.
Drauf gähnt er, ſeufzet, eilt zur Ruh,
Kriecht in ſein Bett und deckt ſich zu,
Und ſchläft bis an den Morgen.

Friedrich Guſtav Hagemann

ward 1760 zu Oranienbaum geboren, widmete ſich der Bühne und betrat dieſelbe zuerſt 1785 bei der Großmann'ſchen Geſellſchaft zu Hannover, dann ward er Mitglied des Theaters zu Altona und ſpäter zu Breslau, wo er, unverbürgten Nachrichten zufolge, noch als Privatmann leben ſoll.

Er gab heraus:

Franz von Saſſenheim und Adelheit v. Baar. Lübeck 1785.
Vermiſchte Gedichte. Leipzig 1788
Kleine Stücke für die deutſche Schaubühne. Lübeck 1784.
Neue Schauſpiele. 2 Thle. Eiſenach 1792—1810.
Neueſter Beitrag zum deutſchen Theater. Breslau 1810.

Davon einzeln:

Die Eroberung von Valenciennes. Hannover 1793.
Die Favoritin. Breslau 1801.
Der Fremdling. Hannover 1793.
Friedrich von Oldenburg. Hannover 1794.
Zwei Vorſpiele: Die Geotgsinſel; So opfern Herzen. Hannover 1791.
Die Heſſin. Hannover 1794.
Ludwig der Springer. Hannover 1793.
Die Luftkugel. Hamburg 1784.
Die Martinsgänſe. Eiſenach 1798. N. A. 1804.
Der Maitag. Schwerin 1793.
Otto der Schütz. Kaſſel 1791. N. A. 1794.
Der Rekrut. Hamburg 1783.
Die Rothköpfe Breslau 1801.
Seliko und Beriſſa. Eiſenach 1798.
Der Todtenkopf. Breslau 1801.
Vetter Paul. Eiſenach 1810.
Der Weihnachtsabend. Eiſenach 1798.
Die glückliche Werbung. Hannover 1793.
Der Fürſt und ſein Kammerdiener (erſchien anonym). Schwerin 1792.
Leichtſinn und gutes Herz. Wismar 1791. (gleichfalls).
Profit das neue Jahr. Lübeck 1784 (gleichfalls).

H's dramatiſche Leiſtungen wurden zu ihrer Zeit nicht ungünſtig aufgenommen, da es ihm nicht an Bühnenkenntniß fehlte, und er beſonders durch äußere Hülfsmittel namentlich in ſeinen Ritterſchauſpielen auf die Maſſe zu wirken verſtand. Später wandte er ſich dem Familiengemälde zu, fand aber nicht dieſelbe Theilnahme und nur einige ſeiner Luſtſpiele und Poſſen, die mit derber Laune und nicht ohne Witz ausgeſtattet waren, haben ſich etwas länger erhalten; im Ganzen gehört er jedoch nur zu den mittelmäßigen Naturen, welche das Talent beſitzen, Zeit und Gelegenheit zu benutzen und ephemeren Beifall zu gewinnen.

Johann Gottfried Hagemeiſter

ward 1762 zu Greifswalde geboren und ſtudirte nach beendigter Schulbildung in ſeiner Vaterſtadt und zu Halle, vorzüglich Philologie, lebte ſeit 1783 als Privatgelehrter zu Berlin und bekleidete dort auch eine Zeit lang ein Amt am Schindlerſchen Waiſenhauſe. Hierauf erhielt er 1788 das Rektorat am Gymnaſium zu Anklam, ward 1797 Konrektor und ſtarb daſelbſt den 4. Auguſt 1807.

Seine meiſt dramatiſchen Schriften ſind:

Die Jeſuiten, Schauſpiel. Berlin 1787.
Die Vorurtheile und Der Prüfſtein, 2 Schauſpiele. Ebendaſ. 1787.
Schauſpiele. Berlin 1791—1795 in 8.
Johann von Procida, Schauſpiel. Ebendaſ. 1791 in 8.
Das große Loos, Luſtſpiel. Ebendaſ. 1791.
Dramaturgie für Berlin und Deutſchland. Berlin 1792, 2 Bde. in 8.
Woldemar, Schauſpiel. Ebendaſ. 1793.
Römiſche Dichtungen. Ebendaſ. 1794, in 8.
Das Gelübde, Trauerſpiel. Ebendaſ. 1795.
Der Prüfſtein für Künſtler, Schauſpiel. Ebendaſ. 1795.
Der Tod des Pauſanias, Trauerſpiel. Ebendaſ. 1795.
Guſtav Waſa. Ebendaſ. 1795. Neue Ausgabe. Ebendaſ. 1802. 2 Thle. in 8.
Scenen aus der portugieſiſchen Geſchichte. Ebendaſ. 1795.
Die Uhren und Minos von Kreta, Luſtſpiel. Ebendaſ. 1795.
Don Juan de Braganza, hiſtoriſches Gemälde. Ebendaſ. 1796. 2. Ausgabe Ebendaſ. 1802. in 8.
Der Graf aus Deutſchland. Ebendaſ. 1802.
Waldemar, Markgraf von Schleswig. Ebendaſ. 1802,

Lebhafte Einbildungskraft, Streben nach dem Höheren und gewiſſenhafter Fleiß in der Ausführung des Einzelnen zeichneten namentlich ſeine erſten Leiſtungen aus und man hegte die ſchönſten Hoffnungen von dieſem emporſtrebenden Talent, das ſich jedoch in der Form ſeiner dramatiſchen Werke, da es hier eine Mittelart von poetiſcher Proſa gewählt hatte, vergriff. H. zog ſich indeſſen ſehr bald von aller Oeffentlichkeit zurück und ſtarb früh. — Als ſeine gelungenſten Arbeiten ſind die beiden Schauſpiele: die Jeſuiten und Johann von Procida, zu betrachten.

Friedrich Heinrich von der Hagen

ward den 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg im Brandenburgiſchen geboren und im Lyceum zu Prenzlau wiſſenſchaftlich erzogen. Als Student der Rechte zu Halle von den Vorträgen des genialen Wolf über die Humaniora beſonders angezogen und für die Literatur der deutſchen Vorzeit gewonnen, widmete er ſeine nun folgenden Reiſen vorzüglich dieſen Studien. Zurückgekehrt, bekleidete er bei dem Berliner Stadtgericht, ſpäter der Kammer, die Stelle eines Referendar's, gab aber 1806 in Folge der damaligen Wirren im preußiſchen Staate, dieſes Amt auf, und privatiſirte ſeitdem in Berlin, bis er 1810 als Dr. der Philoſophie und außerordentlicher Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur daſelbſt angeſtellt wurde. 1811 kam er als ordentlicher Profeſſor und Bibliothekar an die Univerſität zu Breslau, wurde aber 1824 in gleicher Eigenſchaft nach Berlin zurückgerufen, und lebt hier in thätigſter Wirkſamkeit.

Er gab heraus:

Der Niebelungen Lied. Berlin 1807; und daſſelbe in der Urſprache. Ebendaſ. 1810. 3. Aufl. 1820.
Lieder der ältern Edda. Ebendaſ. 1810.
Narrenbuch. Halle 1811.
Die Eddalieder. Berlin 1814.
Nordiſche Heldenromane. Ebendaſ. 1814—1820, 5 Bde. in 8.
Das Buch der Helden. Berlin 1816, erſter Theil.
Niederdeutſche Pſalmen aus der Karolinger Zeit. Breslau 1816.
Irmin. Breslau 1817.
Die Niebelungen und ihre Bedeutung. Ebendaſ. 1819.
Briefe in die Heimath. Ebendaſ. 1819—1821. 4 Thle. in 8. m. Kupfern.
Heldenbilder aus den Sagenkreiſen Karls, Arthurs, der Tafelrunde u. ſ. w. Ebendaſ. 1820—1823, 2 Thle. in 8.
G. von Straßburgs Werke. Berlin 1823, 2 Thle.
Denkmale des Mittelalters. Ebendaſ. 1824.
Erzählungen und Mährchen. Prenzlau 1825 und 26. 2 Bde. in 8.
Tauſend und ein Tag. Prenzlau 1826, 10 Thle.

Mit ſeinen Freunden: Büſching, Docen, Hundeshagen, Primiſſer, Habicht und Schall:

Sammlung deutſcher Volkslieder. Berlin 1807.
Altdeutſche Gedichte des Mittelalters. Berlin 1808—1820, 2 Thle. in 4.
Das Buch der Liebe. Berlin 1809.
Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt. Ebendaſ. 1809 u. 1810, 2 Thle.
Literariſcher Grundriß der Geſchichte der deutſchen Poeſie. Halle 1812.
Sammlung für altdeutſche Kunſt und Literatur. Breslau 1812.
Der Helden Buch, in der Urſprache. Berlin 1820—1824, 2 Thle.
Tauſend und eine Nacht. Breslau 1825 ff. 15 Thle. in 8.

v. d. H. erwarb ſich durch ſeine umfangreichen, gründlichen und ſcharfſinnigen Arbeiten außerordentliche Verdienſte um die nähere Kenntniß der deutſchen mittelalterlichen Literatur und deren Verbreitung. In ſeinen eigenen Schriften hat er ſich von jeher als ein Mann von Geſchmack und Geiſt bewährt. — Seit einer Reihe von Jahren mit der Herausgabe der deutſchen Minneſinger beſchäftigt, wird er durch dieſes Werk, das ſich allmählig ſeinem Schluſſe nähert und nächſtens vollendet ſeyn dürfte, ſeinen Leiſtungen die Krone aufſetzen.

Der Heilige drei Königs-Abend. *)

Um den Niederrhein, wo die heiligen drei Könige endlich ihre Ruheſtatt und ſtäte Verehrung fanden, im dadurch hochbegünſtigten Köln, ward auch ihr fröhliches Feſt unter mancherlei geſelligen Luſtbarkeiten und Spielen begangen; wie annoch wohl hie und da geſchieht, oder erneut wird, ſeitdem ihre durch die Revolution geſtörte Ruhe hergeſtellt iſt.

Zu dieſem Tage hatte ſich vor mehren Jahren auch in dem Dorfe Etterbek unweit Brüſſel, bei einem wohlhabenden Landmanne eine fröhliche Geſellſchaft Männer und Frauen jedes Alters verſammelt, und nach dortiger Gewohnheit war durch das Loos jeder Perſon eine Rolle zugetheilt, welche ſie für den

---

*) Aus: Fr. Heinr. von der Hagen's Erzählungen und Mährchen. Prenzlau 1825.

Abend durchführen ſollte. Der König mußte Alle bewirthen, und beherrſchte ſie dafür. Alle hatten ſich ihren Rollen gemäß koſtumirt, meiſt traveſtirt. Da war der Narr neben dem Könige, das Kind neben dem weiſen Rathe, der Schlächter neben dem Doktor, der Aufſchneider neben dem Koche, der Vogt neben dem Brnder Liederlich, der Prahler mit dem Zahler, der Knauſer mit dem Mauſer; ja bis zur Thierverwandlung ging's, und Hund und Katze wurden in dieſem Schlaraffenſtaate mit repräſentirt. Der Widerſpruch des Geſchlechts und des Alters mit der Rolle beluſtigte mannigfaltig. Geſchick und Ungeſchick, beides gab zu lachen; der Poſſen, Fehler und Bußen war kein Ende. Freiheit und Gleichheit herrſchte aber wieder an der reich und ſchwer beſetzten Tafel, obgleich mancher mitten im behaglichſten Genuſſe, zu ſeinem Dienſt entboten, abbrechen mußte, oder ſonſt darin geneckt wurde. Ein guter Trunk beſonders hielt Alles fortwährend in Fluß, würziges Doppelbier, Lambick genannt, und dampfender Punſch waren geiſtreiche Suflöre zu dieſem Extempore. Das ganze gab ein heiteres Bild des Lebens, welches mit dieſem Tage, wo die Weiſen und Könige vor dem Gotteskinde knieten, wie die Hirten auf ähnliche Weiſe von neuem begann.

So war es bis zur Mitternachtsſtunde hingegangen, da gedachte man, von den ſchweren Thaten auszuruhen, und dem Geſchichtserzähler oder Reichshiſtoriographen wurde geboten, ſein Amt zu verwalten. Nachdem ſo mancherlei Geiſter losgelaſſen umſchwärmten, auch die Stunde der Geiſter gekommen war, welche zumal in dieſer geheimnißvollen Nacht von jeher ihren Spuck treiben, ſeitdem ſie dadurch den Weiſen des Morgenlandes ihren leitenden Stern vergeblich zu verdunkeln ſtrebten, ſo fanden auch hier Alle, beſonders die Kinder, Luſt am Grauen, und grauliche Geſchichten ſollten in der Runde erzählt werden. Der Erzähler begann:

„Vor einigen Tagen ſaßen auch einige luſtige Geſellen beiſammen, und ſpät in der Nacht und vom Trunke befeuert, erzählten ſie einander ihre Großthaten und überboten ſich in Herzhaftigkeit. Zuletzt vermaß ſich einer, dem kürzlich gehengten Miſſethäter ein Stück von dem Sterbekittel abzuſchneiden und es als Wahrzeichen zu bringen. Er nimmt ein Meſſer, geht hin auf den Rabenſtein, und ſchneidet wirklich dem Galgenſchwengel einen Zipfel vom Kittel ab. Indem er aber wieder herabſteigt, ſo ſpringt ihm eine Geſtalt auf den Rücken, und als der vom Schreck ergriffene ſie abſchütteln will, klammert ſie ſich immer feſter um ſeinen Hals, überſchreit ſein Angſtgeſchrei und ruft „nun ſollſt du mich nach Hauſe bringen!“ und ſo ſpornt ſie den beſinnungslos Laufenden, bis er an der Thüre für todt hinfällt. Er kam wieder ins Leben zurück, war aber wahnſinnig, und hielt den abgeſchnittenen Rockzipfel in der vom Krampfe geſchloſſenen Fauſt. Das Geſpenſt war aber ebenfalls ein Wahnwitziger, der ſich gewöhnlich nachts am Rabenſtein oder auf Kirchhöfen und in Beinhäuſern umher zu treiben, und auf ſolche Art heim zu reiten pflegte. Und einer von den Zechgeſellen war ich.“

Mehrere beſtätigten die Geſchichte, und die Meiſten tadelten den beſtraften Fürwitz. Der Schulmeiſter, welchen das Loos zum Luſtigmacher gemacht hatte, wollte die ernſte Lehre durch ein neues Beiſpiel beſtärken, und ſprach:

„Ich war früher zum Mönchsleben beſtimmt und Noviz im Brigittinen-Kloſter, als einer der Mönche plötzlich in den beſten Jahren ſtarb. Nach der Kloſterordnung ſollte ich mit einem andern Novizen, einem muntern und furchtloſen Jüngling, abwechſelnd bei der Leiche wachen: wir aber, als gute Geſellen, wollten die ganze Zeit bei einander bleiben. Es war eine kalte Winternacht, und ich kam auf den Gedanken, uns einen erwärmenden Punſch zu bereiten; ich ging deshalb nach der abgelegenen Küche, und jener blieb allein bei der Leiche. Als ich mit dem Getränke zurückkam, fand ich ihn am Tiſche über einem Buche ſitzen; er antwortete nicht auf meinen fröhlichen Zuruf, ich frage ihn: „ſchläfſt du?“ keine Antwort. „Du willſt mich wohl grauen machen?“ Er ſitzt hartnäckig ſtumm und unbeweglich. Nun ſpritze ich ihm von dem heißen Getränke an den Kopf, und ſtoße ihn an. Er ſtürzt vom Stuhle, liegt anfangs ſtarr, regt ſich dann allgemach und richtet ſich auf: und ich erkenne nun die im Sarge gelegene Leiche, und laufe vor Schrecken hinaus. Bald darauf kömmt auch der auferſtandene Mönch in die Zelle; es wird Lärm, und wir gehen nach der Leichenkammer zurück. Da lag der junge Noviz todt im Sarge. Er hatte aber, um mich zu erſchrecken, mit der Scheinleiche die Stelle gewechſelt, und als dieſe durch die heiße Beſprengung und den ſchweren Fall wieder lebendig ward, erſtarrte er und wurde vom Schlage gerührt. Alle Verſuche, ihn ins Leben zurückzurufen, waren vergebens, und ſo wurde der wirklich Geſtorbene in dem Sarge und Grabe des Scheintodten beerdigt. Ich aber konnte nun auch nicht länger im Kloſter bleiben.“

Dieſe Geſchichte machte Einige von der Geſellſchaft ſchon etwas nachdenklich, und die Kinder drängten ſich näher an die Aeltern. Andere aber prieſen die belebende Kraft des Punſches, griffen wieder zu den Gläſern und ließen ſie tapfer an einander klingen. Dann wurden die Erzählungen fortgeſetzt, und der Gerichtshalter des Ortes, welcher gerade in Geſchäften aus der Stadt anweſend und eingeladen war, nahm das Wort. Er war ein ſtattlicher Mann, in den blühendſten Jahren, trug aber ſchon, nachdem er ſich bequem gemacht und die Staatsperücke an den Nagel über ihm gehängt hatte, ganz ſchneeweiſes Haar, bei rabenſchwarzen ſtarken Augenbraunen und langen Wimpern: was ihm ein wunderſames Anſehn gab. Auf ſeinen Kopf zeigend, begann er:

„Dieſes frühe Grauhaar zeugt auch von einer ähnlichen Geſchichte. Als ich, kaum achtzehn Jahr alt, noch Student zu Löwen war, ſaß ich gewöhnlich tief in die Nacht auf und ſtudirte eifrig. Meinen Genoſſen in dem großen Kollegiengebäude war ſolches unbequem, und ſie ſpielten mir gern allerlei Koboldſtreiche, welche ich aber ſtäts furchtlos abwehrte.

Es war Winter, und ſie wußten, daß ich oft noch ſpät aus einer Kammer, am Ende eines langen, von einer Lampe erhellten Ganges, mir ſelber Holz zu holen pflegte, ohne ein Licht mitzunehmen. Solches benutzten ſie zu einem boshaften Poſſen. Von der Dienerſchaft des Kollegiums war jemand geſtorben, und lag, zu den Vorleſungen über die Anatomie beſtimmt, in dem anatomiſchen Theater. Dieſen Leichnam nahmen ſie, und ſetzten ihn auf den Holzſtoß: und als ich um Mitternacht, unbekümmert, mir einige Scheite davon nehmen will, fällt das Geſpenſt mir leichenſchwer und eiskalt über den Hals. Anfangs erſtarrt vor Schreck, raffe ich mich doch wieder zuſammen, erkenne durch Taſten und beim matten Lampenſchimmer durch die geöffnete Thür, das Gräßliche, ſtürze hinweg, und begrabe mich in mein Bette. Im fürchlichſten Grauen und Fieberſchauer lag ich die Nacht, und am Morgen war mein Haar ſchneeweiß, wie es noch iſt. Ich ſchwieg zwar, und ließ mir nichts merken, aber mein ergrauter Kopf verrieth bald den unweiſen Streich, wodurch man mich zu jung der Weisheit in die Arme geworfen hatte.“

Damit nahm er die Mütze ab, und Alle verwunderten ſich über den jugendlichen Greis. Er ſagte darauf: „Ich trage noch andere ſeltſame Zeichen an mir, welche mich zeitlebens an einen wunderbaren Vorfall erinnern, den ich mir nimmer genügend erklären kann.“ Alle waren neugierig, und er fuhr fort:

„Vor einigen Jahren weilte ich eines Abends, bei munterer Geſellſchaft und gutem Weine, länger als gewöhnlich in meiner Staminé*) ohne jedoch etwa übermäßig zu trinken. Es war ein Gewitter heraufgezogen, welches endlich an das Heimgehen mahnte. Ich ging, anſtatt des gewohnten Weges, durch die enge Kirch-Gaſſe, welche über den Kapellen-Kirchhof kürzer zu meinem Hauſe am kleinen Sablon-Platze führte. Dennoch ereilte mich das vom Sturme herauf gejagte Gewitter, und ſchon folgte faſt Schlag auf Blitz. Als ich ans Ende der Gaſſe bei der Kirche komme, ſehe ich beim Wetterleuchten, daß ein großer, quervor ſtehender Wagen ſie verſperrt. Ich ſchelte und ſchimpfe über das Ungeſchick, und verſuche auf der andern Seite durchzukommen. Ein großer ſchwarzer Hund hat ſich zu mir gefunden, und ſucht mit mir einen Durchgang; aber vergebens. Nun entſchließe ich mich, über den Wagen weg zu kletterrn, der Hund überall mir nach: aber, was ich mich mühe und ſteige, alle Anſtrengung iſt umſonſt: der Wagen ſcheint immer höher zu werden, die Angſt wird immer größer, und das Gewitter immer furchtbarer. Blitze zucken rings umher, ein Stral fährt auf mich ſelber herab, und ich ſtürze für todt zu Boden. Wohl nach geraumer Zeit erhole ich mich von der Betäubung, und raffe mich wieder auf. Ich fühle heftigen Schmerz an der Bruſt, und löſche mein wie Zunder glimmendes Gewand. Das Gewitter tobte noch fort, Wagen und Hund war aber verſchwunden, und die Straße ganz frei Ich rannte nun mit langen Schritten über den Kirchhof, und kam, vom Regen gepeitſcht, und von Blitzen heimgeleuchtet, athemlos nach Hauſe. Hier fand ich unter dem verſengten Kleide die blauen Brandmale des Blitzes, welche natürlich genug waren. Was es aber mit dem Wagen für eine Bewandniß hat, habe ich nie ausmitteln können, ſo eifrig ich auch ſogleich am folgenden Morgen darnach forſchte. Niemand wollte etwas davon wiſſen.“

Dieſe Geſchichte, ſo natürlich ihre Zeichen waren, welche auch von Einigen beſchaut wurden, hob die Einbildung der Zuhörer noch mehr in das Reich des Wunderbaren, und man fing an, ſich in ähnlichen Geſchichten zu überbieten. Nach manchem unheimlichen Hin- und Herreden, und nachdem manſich durch neue Herzſtärkung der Gegenwart wieder verſichert hatte, gab der Wirth und König ſelber auch eine Erzählung zum Beſten:

---

*) So heißen dort die Wein- und auch Bierſtuben. Franzöſiſch Estaminet.

„Ihr wißt Alle, wie die Chriſtnacht, welche mit unſerm heutigen Feſte in ſo genauer Verbindung ſteht, in der Stadt gefeiert, und in derſelben die Chriſt-Meſſe gehalten wird, und mancher von uns iſt auch wohl in der jüngſt vergangenen Chriſtnacht dort geweſen. Das Gedränge nach der St. Gudula-Kirche, beſonders auch von dem Landvolke, iſt gewöhnlich, bei leidlichem Wetter, ſehr groß, und gibt auch nur zu viel Anlaß zu mancherlei Muthwillen und Unordnung. Dieſes und die Neugier reizte vor manchen Jahren auch zween Fremde, einen Engländer und einen Deutſchen, mit einem einheimiſchen Bekannten dorthin zu gehen, nachdem ſie in einem Weinhauſe noch Oel ins Feuer gegoſſen hatten. Sie trieben in der Kirche, im Gewühl, allerlei ärgerlichen Unfug, ſteckten und nähten die Frauen unvermerkt mit den Röcken zuſammen, hefteten Andern allerlei lächerliche Zeichen auf, kurz, betrugen ſich ganz, wie auf einem ausgelaſſenen Maskenballe. Die Andacht war wohl überhaupt nicht groß an dieſem Freudenfeſte, doch wurde ſie ſelten ſo frevelhaft geſtört. Vergeblich warnte ſie ein großes Bild, das, wie ihr wißt, mit mehren andern ähnlichen, in der großen Kapelle des Heiligen Sakraments hängt: wie ſcheußliche Juden um einen Tiſch ſitzen und mit Meſſern und Dolchen in eine Hoſtie ſtechen, aus welcher Blut fließt, während ein gräulicher Höllenhund mit glutfunkelnden Augen unter dem Tiſche hervorglotzt, und ſchon gierig den Rachen aufſperrt. Die gottloſen Geſellen trieben auch damit ihren Spott, zerrten den Hund und lockten ihn hinter ſich her. Endlich wurden ſie auch dieſes Spaßes in der Kirche überdrüßig, und ſie gingen nun auf andere Abenteuer hinaus. In den Gängen des Parks finden ſie bald zwo luſtwandelnde Schönen, welche ſich nach einigen Weigerungen willig finden laſſen, ſie zu begleiten. Alle fünf gehen in der kalten Nacht in den Gaſthof des Engländers, ein helles Kaminfeuer wird ſogleich angemacht, und ein ſtarker Punſch bereitet. Die Mädchen ſehen beim Lichte gar reizend aus, und ſind nicht minder luſtig, und es wird mit ihnen gejubelt, geſungen und geſpielt. Es wird aber bald Ernſt daraus, weil ſich die Drei um die Zwei nicht vereinigen können; vergeblich wirft einer mehr Geld auf, als der andere, ein heftiges Gezänke und Geſchrei erhebt ſich, und droht in Schlägerei auszubrechen. Auf den Lärmen kommt nun der Wirth herbei und ſucht Frieden zu ſtiften. Als er ſie etwas beſänftigt hat, leuchtet er nach den herabgefallenen Geldſtücken auf dem Boden umher: und da erblickt er unter dem Tiſche die Pferde- und Hahnenfüße der beiden Mädchen. Vor Schrecken läßt er das Licht fallen, eilt ſogleich hinaus, läuft zum nahen Karmeliter-Kloſter, und ruft um Hülfe. Zween als Teufelsbeſchwörer berufene Mönche gehen ſogleich hin, wo die teufliſche Geſellſchaft noch hadernd beiſammen iſt, und fangen ihre Beſchwörungen an; ſie werfen den böſen Geiſtern ihre Skapuliere über und beſpritzen ſie tüchtig mit dem Weihwedel: da wandeln ſich die Mädchen in ſcheußliche Ungethüme mit glühaugigen Eulenköpfen und Fledermausflügeln, und packen mit ihren Klauen die Ketzer an; aber ſtärker und ſtärker beſchworen, müſſen ſie endlich weichen, und fliegen zum Fenſter hinaus, einen hölliſchen Geſtank nachlaſſend. Den beiden Fremden war dies eine heilſame Lehre; ſie bekehrten ſich, reiſten bald ab, und ſtifteten daheim Gotteshäuſer, ſo wie unſer Landsmann in der Stadt ein Kloſter ſtiftete, welches ihr auch wohl kennt.“

Die zwar aufgeregte Geſellſchaft hatte jedoch nicht recht Luſt, dieſe Erzählung ſo ganz zu glauben, und erklärte ſie zum Theil für eine der vielen ähnlichen frommen Legenden. Es wird darüber mannigfaltig disputiert, dazwiſchen getrunken und geſcherzt. Die jungen Burſche rühmen ſich ihrer Herzhaftigkeit, und im tollen Uebermuthe vermißt ſich der Sohn des Schulzen, ein kecker vorlauter Geſell und halber Freigeiſt, jetzo in der Geiſterſtunde, den größten Todtenkopf aus dem Beinhauſe zu holen. Einige mahnen davon ab, aber von andern widerſprochen, wettet er mit ihnen auf einen Anker Lambick-Bier, und tritt das Abenteuer an. Er nimmt Mantel und Laterne, und geht in die dunkle von Sternen und Schnee funkelnde Winternacht hinaus. Furchtlos ſchreitet er über den Kirchhof, tritt in das Beinhaus, und ſucht ſich den größten und glänzendſten Schädel aus, bringt ihn, freilich auch wohl nicht ganz ohne innern Froſt und Schauer, in die unterdeß ſchon etwas verminderte Geſellſchaft, zieht ihn ſchweigend unter dem Mantel hervor, und ſetzt ihn zu aller Grauen und Bewunderung auf den Tiſch, wo der Todtenkopf unter allen Gläſern und Schüſſeln fürchterlich hervorgrinſte und augenblicklich faſt wie das Haupt der Meduſe wirkte. Bald ſollte es jedoch noch ärger werden. Der, welchem die Rolle des Narren zugefallen war, hatte ſich mit einigen Andern verabredet, den rnhmredigen Helden dennoch graulich zu machen. Er klopft behutſam und abgemeſſen an die Thür, und alle, ſelbſt die Wiſſenden, fahren zuſammen, und herein tritt eine lange ſataniſche Geſtalt mit ſchwarzem Geſichte, und mit einem Stierfelle angethan. Aber kaum hat man Zeit zu erſchrecken; denn in demſelben Augenblicke bewegt ſich, zu Aller haarſträubendem Schrecken, der der Thür gegenüberſtehende Todtenkopf auf dem Tiſche, fällt herab und rollt auf dem Boden fort. Das auf Stelzen hereingetretene Geſpenſt ſtürzt lang in der Stube hin, und Alle fliehen zu allen Thüren hinaus, daß die Tiſche mit Gläſern und Lichtern klirrend über einander fallen. Wenige bleiben betäubt zurück. Nachdem man ſich wieder erholt, und Andere zu Hülfe herbei gekommen waren, wagte man ſich endlich an die Unterſuchung der Wahlſtatt. Der Todtenkopf bewegte ſich noch immer; aber eine dreiſte Hand ergriff ihn, und man ſchaute hinein: da ſah man, daß ein Rattenneſt oder Rattenkönig davon Beſitz genommen hatte, und die bewegende Unruhe darin war. Nun beſorgte man die auf dem Platze Gebliebenen. Der Freigeiſt, welcher den Schädel geholt hatte, lag ſtarr und ſtumm da, und zur harten Strafe für den Frevel, erhielt er die Sprache nie wieder. Der Narr, welcher den Teufel geſpielt hatte, kam mit einem hitzigen Fieber davon. Der gegenſeitige Schreck hatte faſt beide tödtlich getroffen.

Ich war ſelber, als Kind des Hauſes, bei dieſen Auftritten zugegen, und bei dem Kamine ſitzend hatte ich mich zuletzt mit einem Geſpielen daneben niedergeworfen, und blieb ohne aufzuſchauen liegen, bis Hülfe kam. Das merkte ich aber wohl aus den Erzählungen und Vorfällen dieſes Heiligen drei Königs-Abends, daß man den Teufel nicht an die Wand malen ſoll.

Karl Hahn

ward 1773 zu Berlin geboren und nach vollendeten Studien zuerſt als Rektor der daſigen Garniſonſchule angeſtellt, übernahm 1805 das Amt eines Erziehers des Prinzen von Solms-Braunfels, wurde 1810 mecklenburgiſcher Hofrath, dann Regierungs- und Schulrath zu Erfurt und endlich 1826 in gleicher Eigenſchaft nach Magdeburg verſetzt.

Er gab heraus:

Sprachlehre. Berlin 1803. 3. Aufl. Ebendaſ. 1819.
Stoff zur Bildung des Geiſtes und Herzens. Berlin 1803, neue Ausgabe ebendaſ. 1804 u. 1810, 3 Thle.
Die Familie Bendheim. Berlin 1804, 2 Thle.
Kinderfreuden. Berlin 1805, 2 Thle.
Thereſens Hülfsbuch. Ebendaſ. 1808.
Wilhelmine. Ebendaſ. 1809, 2 Thle.
Parabeln. Elberfeld 1811.
Meine Reiſen. Ebendaſ. 1812.
Der Sylveſterabend in der Familie Helwang. Berlin 1812.
Omar, Erbauungsbuch. 2. Ausg. Elberfeld 1820.
Die beiden Freunde. Schauſpiel. Leipzig 1819.

Ein ausgezeichneter Schulmann und Jugendſchriftſteller, der den rechten Ton vor Allem zu treffen weiß, und ſeine kleinen Leſer eben ſo dauernd durch Unterhaltung zu feſſeln, als durch den leichten und doch gründlichen Vortrag gemeinnütziger Kenntniſſe zu belehren verſteht; namentlich gehört ſeine „Familie Bendheim“ zu den beſten Werken dieſer Gattung, nicht bloß in Deutſchland, ſondern überhaupt, und kann durchgehends als vortreffliches Muſter empfohlen werden.

Ludwig Philipp Hahn

ward den 22. März 1746 zu Trippſtadt in der Pfalz geboren, erhielt in den vaterländiſchen gelehrten Anſtalten ſeine wiſſenſchaftliche Bildung und ſtudirte dann die Rechte zu Göttingen, wo er auch Mitglied des daſigen Dichter-Bundes wurde. Dann wurde er als Kammerſekretär und Rechnungsreviſor zu Zweybrücken angeſtellt, und ſtarb 1813 als Präfekturſekretär daſelbſt.

Seine Schriften ſind:

Der Aufruhr zu Piſa, Trauerſpiel. Ulm 1776.
Graf Karl von Adelsberg, Trauerſpiel. Leipzig 1776.
Robert von Hohenecken, Trauerſpiel. Ebend. 1778.
Siegfried, Operette. Straßburg 1782.
Wallrad und Evchen, Operette. Ebendaſ. 1782.
Lyriſche Gedichte. Zweybrücken 1786.

Ein keinesweges talentloſer, aber doch unklarer Dichter, der, von der Sturm- und Drangperiode in der deutſchen Literatur fortgeriſſen, auch mit dieſer verſchollen iſt.

Johann Chriſtian Ludwig Haken

ward den 25. März 1767 zu Stolpe in Hinterpommern geboren und wurde, nach wohlvollendeten Studien, an daſiger Kadettenſchule als Lehrer angeſtellt. Darauf kam er als Pfarrer nach Konickow bei Köslin, 1801 in gleicher Eigenſchaft nach Simbow bei Stolpe und wurde ſpäter Superintendent zu Treptow an der Rega, wo er, kurz zuvor mit den Inſignien des rothen Adlerordens III. Claſſe beehrt, den 5. Juni 1835 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Die graue Mappe. Berlin 1790—1793. 4 Thle. Neue Ausgabe Magdeburg 1812.
Romantiſche Ausſtellungen. Danzig 1797. 1798. 2 Thle. Neue Ausgabe Leipzig 1815.
Amaranthen. Magdeburg 1802—1806. 4 Thle.
Phantaſus des Morgenlandes. Berlin 1802. 3 Thle. Neue Ausgabe 1819.
Xenophon und die 10,000 Griechen, hiſtoriſcher Verſuch. Magdeburg 1805. 2 Thle.
Neue Amaranthen. Ebendaſ. 1808—1811. 2 Thle.
Gemälde der Kreuzzüge. Frankfurt 1808—1820 3 Thle.
Die Inquiraner. Chemnitz 1810.
Meißner's. Julius Cäſar. Frankfurt 1811. 1812. 3. und 4. Theil.
Friedrich von Schill. Leipzig 1824. 2 Thle.

Als gewandter und talentvoller Erzähler, ausgezeichnet durch glückliche Erfindung und Innigkeit und Anmuth der Darſtellung bei großer Einfachheit, erwarb ſich H. zu ſeiner Zeit einen bedeutenden Ruf und ward gern und viel geleſen. Trefflicher jedoch als ſeine novelliſtiſchen Arbeiten, ſind noch ſeine hiſtoriſchen Leiſtungen, in denen er Kraft und Würde der Gedanken mit gründlicher Forſchung und Eleganz des Ausdrucks zu verbinden wußte.

Die Britten auf Tinian*).

Nicht bloß für die müßige Neugier, der leicht jede, zum Spiel hingeworfene Tonne (auch wenn ſie leer ſeyn ſollte) für ihre Befriedigung hinreicht, ſondern ſelbſt für den denkenden Beobachter giebt es kaum ein intereſſanteres Schauſpiel, als den Menſchen ſelbſt im Kampf mit widrigen Verhältniſſen, die ſeine volle Kraft zum Handeln oder zum Dulden in Anſpruch nehmen. Der Stoff der Odyſſee, die Irrfahrten des herrlichen Dulders von Ithaka — ſie ſind es ohne Zweifel ebenſowohl, was uns an den Geſang des Mäoniden feſſelt, als die hohe epiſche Kunſt, womit ſein unerreichter Genius denſel- ausgeſtattet hat.

Einen Odyſſeus indeſſen könnt' uns auch das kaum abgelaufne Jahrhundert aufſtellen, deſſen Thaten und Leiden wohl nur ein dreitauſendjähriges Alter fehlt, um uns ein würdiger Stoff für einen künftigen Homer zu dünken. Denn, wer, der in dem Alter einer noch ungeſchwächten Empfänglichkeit je die Erzählung von des Britten Anſon Erdumſeglung zur Hand nahm, hat nicht, durch ſeinen eignen Enthuſiasmus, die allgemeine Theilnahme erklärbar gefunden, womit dieſe Berichte von ſeinen Zeitgenoſſen empfangen wurden, und welche ſelbſt durch die glücklichern Nachfolger auf ſeiner kühnen Bahn ſpäterhin nicht ganz hat können verdrängt werden? Allein wer möchte auch läugnen, daß dieſes hohe Intereſſe hauptſächlich durch die Aehnlichkeit erzeugt und unterhalten wird, welche der nautiſche Kriegszug des englichen Seehelden mit den Abentheuern des Helden der Odyſſee von mehr als Einer Seite aufzuſtellen vermag, und wodurch derſelbe ſich zu einer modernen Epopöe eignet — Eine Odyſſee, in welcher auf die Feſſelung und Erſchütterung des Hörers die nemlichen dichteriſchen Hebel wirken, wie in dem homeriſchen Geſange?

In der That dürfen die Punkte zur Vergleichung zwiſchen Beiden nicht erſt mühſam aufgeſucht werden. Hier, wie dort, ſtrahlt durch das Ganze die Geſtalt des herrlichen Dulders hell hervor; hier, wie dort, gilt es den großen Kampf einer männlichen Seele gegen ſein Schickſal. Der Plan der Anſoniade — wenn der Name gewagt werden darf — wäre ſchon an ſich ſelbſt durchaus epiſch. — Es iſt die fortſchreitende Ausführung eines großen Zwecks im Konflikt mit entgegenſtrebenden Kräften, mit den Elementen der Natur, den feindſeligen Vorkehrungen des Gegners und ſelbſt den Thorheiten der mitwirkenden Theilhaber, welche durch die ganze Handlung mit eiſernem Finger hindurch greifen.

Auch die zufälligern Momente der Aehnlichkeit werden wir hier nicht ganz vermiſſen. Stürme und Windſtillen, Scyllen und Charybden dekoriren, nach Erforderniß, unſern epiſchen Schauplatz. Die Gärten des Alcinous finden wir auf Juan Fernandez — Circens Zauberinſel auf Tinian wieder. Oder begegnen wir auf letzterem Eilande lieber den ſeligen Schatten Elyſiums, ſo ſtoßen uns, zum Gegenſtück, als Verdammte des Tartarus, gleich einer Schatten- oder Marionettenwelt, die flachen ſeelenloſen Schineſen entgegen. Ebenſowenig mangelt es an intereſſanten Epiſoden, die, von Zeit zu Zeit die Handlung unterbrechend, dennoch mit ihr fortlaufen und den Effekt des Ganzen verſtärken. So erinnert Pizarro's vergebliches Beſtreben, das Südmeer zu erreichen, an Syſiphus Felslaſt; ſo wird der einſiedleriſche Ziegenhirt Selkirk auf Juan Fernandez des Polyphemus Genoſſe; und Byron, ſammt ſeinen ſchiffbrüchigen Gefährten, irrt die ganze lange Reihe ſeiner Drangſale hindurch, bis ſpät ſein Unſtern verſöhnt iſt.

Doch, bis er erſcheint, der göttliche Sänger, der uns den brittiſchen Mann ſingt,

— den Vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt —
Auch im Meere ſo viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für ſeine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft,

ſey es dem beſcheidnern Rhapſoden erlaubt, ihn uns in einer einzelnen Lage ſeines wechſelvollen Lebens vor's Auge zu führen, wo das Geſchick es mit allen Kräften ſeines Geiſtes aufnahm, um den Muth des Helden, ſammt dem edelſten Mannstrotz, ſichtbarlicher in ihm zu bewähren*).

---

*) Aus: Joh. Chriſt. Ludw. Haken's „Amaranthen, Magdeburg 1805.

*) Um dieſe einleitende Rhapſodie über den poetiſchen Werth von „Anſons Reiſe" verzeihlich zu finden, müßte, wie der Verf.

Die Spanier im trägen Beſitz ihrer Goldländer am Südmeer aufzuſchrecken, und ſie empfindlich am Herzen ihres politiſchen Lebens zu verwunden, war im Anbeginn des vierten Jahrzehends der Kommodore Anſon von ſeiner Regierung abgeſandt worden. Der Entwurf zu dieſem Unternehmen vereinigte die beſonnenſte Kühnheit mit der glücklichſten Berechnung; und wahrſcheinlich wäre daſſelbe allein hinreichend geweſen, den eben entglommenen Krieg zwiſchen den beiden Kronen ſchnell zu endigen, wenn die Mittel der Ausführung den Ideen des erſten Urhebers, oder den fruchtlos wiederholten Forderungen des dazu erſehenen Anführers entſprochen hätten. Der Seeheld ſchwamm aus den Häfen Britanniens mit einem Geſchwader, das ſo unbedeutend an Stärke und ſo nothdürftig bemannt mit brauchbaren Bootsleuten und Soldaten war, daß er nur die unglückliche Wahl hatte, entweder durch Zurückgabe ſeines Kommando ſeinen Muth verdächtigt, oder durch eine mangelhafte Ausführung die geſpannten Erwartungen ſeiner Mitbürger, ſo wie die Wünſche ſeines eignen patriotiſchen Herzens, vereitelt zu ſehen.

Allein eben dieſer Sinn voll glühender Liebe für die Ehre und das Wohl ſeines Mutterlandes entſchied ihn, den Kampf ſelbſt mit der Unmöglichkeit nicht von ſich zurückzuweiſen. Und ſogar dann noch verließ ihn ſeine Entſchloſſenbeit nicht, als, eh' er noch den Schauplatz erreichte, wo ſeine Thaten ihn zur Geißel des Feindes machen ſollten, Stürme und Krankheiten die Zahl ſeiner Schiffe, wie ſeiner Mannſchaften, ſchon bis auf die Hälfte verringert hatten. Mit den Trümmern ſeiner Macht beunruhigte er beinahe ein Jahr lang die Küſten von Chili, Peru und Mexiko; lähmte den ganzen Seehandel und das wechſelſeitige Verkehr dieſer Provinzen; trotzte jedem Verſuch des Widerſtandes; trug die zerſtörende Kriegsflamme in die Wohnungen von Payta, und zwang gleichwohl durch redende Proben ſeines Edelmuths und ſeiner Menſchlichkeit die erſtaunten Spanier, ihn zu bewundern, und Achtung gegen den brittiſchen Namen zu faſſen.

Ohne Ausſicht, den wahren Zweck ſeiner Sendung, der nicht, wie es verabredet worden, aus mehrern Punkten unterſtützt wurde, in dieſen Meeren zu erfüllen, und mit neuen kühnen Entwürfen im Buſen entſchloß ſich Anſon endlich, die lange und gewagte Fahrt quer über das mit Unrecht durch ſeinen Namen geſchmeichelte ſtille Meer zu unternehmen; lang, weil die Küſten zweier Welttheile hier um das Drittel des ganzen Umfangs der Erde von einander fliehen; — gewagt für ihn, weil ſich mit der Unkunde ſeines Laufes der Mangel an den weſentlichſten Bedürfniſſen des nunmehr auf zwei Schiffe herabgeſchmolzenen Geſchwaders vereinigte, ihm dieſen Weg zu erſchweren. Widrige Winde dehnten die Fahrt, ohne einigen Zwiſchenpunkt von Ruhe, auf die nicht erwartete Dauer von drei Monden aus. Stürme und Meerſtröme verſchlugen zuletzt die Schiffe ſo weit von ihrem Wege, und richteten ſie zugleich ſo zu, daß die traurige Nothwendigkeit eintrat, den zum rettungsloſen Wrack gewordenen Gloceſter, ein Schiff von funfzig Kanonen, mit ſeiner erbeuteten reichen Ladung mitten auf dem Weltmeere zu verbrennen, und die Mannſchaft in das größere Schiff, den Centurion, herüber zu nehmen.

Doch, noch furchtbarer wüthete unter den kaum geborgenen Reſten dieſer nun vereinigten Mannſchaften ein Widerſacher, den ſie bereits aus einer frühern höchſt traurigen Erfahrung kannten. Es war der Skorbut, dieſer damals noch durch keine Maaßregel der Vorſicht zu entfernende Begleiter jeder längern Seereiſe. Kaum ließ er am Ende des dritten Monats noch ſo viel geſunde Hände übrig, als zur Regierung des Schiffs und zur Arbeit an den, wegen eines entſtandenen Lecks, nie feiernden Pumpen unumgänglich erfordert wurden. Bei jedem Schritt zwiſchen den Verdecken ſtieß man auf Kranke oder Sterbende; und es genügt, um ſich von dieſer troſtloſen Lage einen Begriff zu machen, an dem Zuſatze, daß von etwa drittehalbhundert Menſchen — den traurigen Ueberreſten einer Zahl von beinahe tauſend Köpfen, die England verließen! — täglich acht, zehn und zuweilen gar zwölf Kranke an dieſer gräßlichen Seuche den Geiſt aufgaben.

Nur eine einzige Hoffnung konnte die Unglücklichen in dieſem Gedränge der Noth vor Zaghaftigkeit und Verzweiflung ſchützen — die Hoffnung, bald einen freundlichen Hafen zu finden, wo ſie im Genuß der erquickenden Landluft und friſcher Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche das bewährte Mittel gegen den verheerenden Krankheitsſtoff gefunden haben würden. Dieſen Zufluchtsort konnten ihnen allein die Ladronen gewähren; und mit banger Sehnſucht ſteuerten ſie dieſer nahe geglaubten Inſelgruppe entgegen. Wirklich auch entdeckten ſie einige Küſten, oder vielmehr Klippen, die zur Zahl derſelben gehörten. Aber dieſe unwirthbaren, ja nicht einmal zukömmlichen Felſen zerſtörten durch ihre bloße Anſicht unbarmherzig den ſo lange gepflegten Traum von einer nahen Errettung. Gleichwohl mußten ſie dieſe hier finden: oder binnen wenig Tagen trieb der Centorion als ein von Menſchen ausgeſtorbenes Wrack zum Spiel des Windes und der Wogen im offnen Meere!

So war es denn in Wahrheit ein Glücksfall, auf den ſich um ſo weniger rechnen ließ, als den Unglücklichen dieſe Weltgegend zu den unbeſuchteſten und fremdeſten Winkeln der Erde gehörte, daß ein ſtürmiſcher Wind ſie bei Nacht aus dem Geſicht der entdeckten Felſen trieb, und drei größern Eilanden entgegenführte, unter denen Tinian, die mittelſte, ihnen am nächſten lag, und nach welcher ſie unverzüglich die Segel richteten. Unter dieſer Bemühung entfaltete ſich allmählig die Küſte dieſer Inſel immer deutlicher vor ihren Augen. In ihrer hoffnungsloſen Lage würde jede rauhe Wildniß ihnen ein Paradies gedäuchtet haben: um wieviel mehr denn mußte der Anblick eines Landes ſie bezaubern, welches in allen ſeinen Theilen ein von Menſchenhand gepflegter Garten voll romantiſcher Mannichfaltigkeit ſchien: wo grasreiche Ebenen mit waldumkränzten Höhen wechſelten, und zahlreiche Rinderheerden am Ufer weideten, während ein Amphitheater bläulicher Berge, das ſich ſtufenweiſe in der Ferne erhob, immer neue Reize und immer reichere Genüſſe in ſeinen Thälern aufzudecken verſprach.

Jedes Herz richtete ſich allgemach wieder zu Lebens-Muth und -Hoffnung empor. Selbſt die durch ihre ſonderbare Lage erzeugte Sorge, daß dies goldne Eyland bewohnt von Menſchen ſeyn könnte, war bereits verſchwunden, nachdem ſie ſich einer feindlichen Barke bemächtigt, von deren Beſatzung ſie den Namen der Inſel, zugleich mit der Nachricht, erfuhren, daß die Spanier von ihren Beſitzungen auf der benachbarten Inſel Guaham nur zuweilen dergleichen Fahrzeuge hieher ſendeten, um Jagd auf das Hornvieh zu machen, und Vorräthe ſolches Fleiſches zu bukanieren*).

Verſchiedene Hütten ſtanden zu dieſem Geſchäft am Ufer aufgerichtet. Dies erſparte der zuerſt ans Land geſchickten engliſchen Mannſchaft die Mühe, Gezelte für ihre Kranken aufzuſchlagen. Die Menſchlichkeit forderte den Befehlshaber dringend auf, für dieſe Unglücklichen zuerſt und vor jedem andern Geſchäft liebreiche Sorgfalt zu beweiſen. Weit über hundert an der Zahl, waren ſie größtentheils ſo entkräftet, daß ihre Füße nicht mehr vermochten, ſie in das für ſie eingerichtete Hoſpital zu tragen. Aber raſch und ohne Bedenken lud der Kommodore und luden die geringeren Officiere die Schwächſten auf ihre Schultern, ſie mit edlem Wetteifer aus den Booten in die Krankenhütten zu führen**).

Neue Kraft des Lebens und des Geſundens webte die ausgemergelten Siechlinge mit dem erſten Athemzuge der elaſtiſchen und durchwürzten Landluft an, die ſie auf dieſem glücklichen Boden ſchöpften, und mit den mannichfaltigen Früchten, die ihnen von jedem Aſt entgegenwinkten. Wie dem Grabe entſtiegen, richteten ſie ſich in unglaublich kurzer Zeit empor aus ihrer Ohnmacht. In weniger, als einer Woche, gab es kaum Einen mehr unter Allen, der nicht geneſen, ſeine Krücke von ſich geworfen hötte. Ein und zwanzig Todte waren die beiden letzten Tage ihrer Seereiſe in die Sterbeliſten eingezeichnet worden: nicht mehr als Zehn der Erſchöpfteſten fanden wäh-

---

allerdings begreift, der Leſer ſich mit ihm in dem nemlichen Falle befinden: d. h. — Jenes Werk müßte ebenſowohl ſeine erſte und unzählig oft wiederholte Lektüre geweſen ſeyn, an welche, im Blüthenalter des Lebens, ſein ſich entwickelnder Geiſt mit allen Fühlfäden ſich innig feſtgeſchlungen. Freilich haben ſpätere Reiſeberichte auch bey dem Schreiber Dieſes einen großen Theil der Magie wieder zerſtört, womit inſonderheit das liebliche Gemählde von Tinian ſo unwiderſtehlich auf ſeine Imagination einſt wirkte. Doch glaubte er, dieſe Korrekturen von ſpäterer Hand in dem folgenden Aufſatz wohl ignoriren zu dürfen

*) Die bekannte und in Weſtindien zuerſt erfundne Weiſe, friſches Fleiſch, ohne die Zuthat des Salzes, durch bloßes Trocknen in der Sonne, oder durch Röſten für einen längern Gebrauch aufzubewahren.

**) Ein reizendes Seitenſtück zu Schillers ſchönem Wort über den Orden der Johanniter:

„Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beſchützt,
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwerdt ſteht vor dem heiligen Grab.
Aber ein ſchönerer Schmuck umgiebt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, den Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt.“

rend der beiden folgenden Monate auf Tinian das Grab, dem ſie bereits zu nahe ſtanden.

Tinian, das Land der Geneſung für die Kranken, war aber nicht minder auch ein Tempe für die wenigen Geſunden, die an ſeinen Ufern landeten, und mit jedem Fußtritte auf neue genußvolle Reize ſtießen. Ein leichter Boden ſetzte an dieſem ſeligen Erdenfleck der geilen Vegetation jener heißern Zone ſo glückliche Schranken, daß nirgend die Ueppigkeit der Schönheit den Rang ablief. Weite natürliche Wieſen prangten mit dem friſchen ſammetnen Graswuchs eines engliſchen Raſenplatzes. Mitten durch zogen ſich bald lichte, bald dunklere Haine hochwüchſiger Laubwipfel, durch kein Geſtrüpp und keine Schlingpflanzen dem Schritt des Wandrers unwegſam gemacht. Ueberall Frucht- und Waldbäume in der lieblichſten Miſchung; überall die Hand der freiwaltenden Natur unverkennbar, und doch ein ſo täuſchender Anſchein bedächtiger Kunſt über ihre reichen Scenen ausgebreitet! Jede ſanfte Erhöhung des Bodens, jeder Vorſprung des Gehölzes überraſchte mit einer neuen idylliſchen Ausſicht. Man war ſich's jeden Augenblick gewärtig, auf die glücklichen Bewohner dieſes Arkadiens zu ſtoßen: denn ſchwer ließ ſichs träumen, daß Menſchen verſchmäht haben ſollten, ſich in dieſen ſegensreichen Fluren anzuſiedeln.

Und in der That waren ſie nicht von jeher ſo öde, als unſre Weltumſegler ſie fanden. Noch vor weniger, als einem Menſchenalter, lebte ein harmloſes Völkchen, dreißigtauſend Köpfe ſtark, auf dieſer ſeligen Erde. Da lagerte ſich eine verderbliche Seuche über Tinian und ihre Schweſterinſeln her, und drohte, ſie ſämmtlich zu entvölkern. Vor allen war Guaham, mit ihren ſpaniſchen Anpflanzungen, wie ausgeſtorben. Den trägen Kaſtilianern gebrach es plötzlich an Sclaven, für ſie zu arbeiten, und ihren Tyrannenlaunen zum Ziel zu dienen. Sie halfen ſich, wie ihre grauſame Politik es von jeher gewohnt war, — Sie riſſen die ſparſamen Reſte der Eingebornen auf Tinian hinweg vom väterlichen Heerde, und ſchleppten ſie nach Guaham hinüber. Dort zehrte der Wurm des Grams und eines ſehnſüchtigen Heimwehs ſo unabläſſig an den unglücklichen Verbannten, daß ſie in wenig Jahren dahinwelkten, und durch ihr allgemeines Ausſterben die Abſicht ihrer gefühlloſen Treiber vereitelten. Ihre abgeſchiednen Geiſter geſellten ſich zu den hundert Millionen Gemißhandelter, Entmenſchter, Hingewürgter, die einſt den großen Vergelter tauſendſtimmig aufrufen werden, ihre gemordete Seligkeit an dieſen goldhungrigen Entdeckern neuer Welten zu rächen.

Noch ſprachen die einſtmaligen Bewohner Tinians den Wandrer aus überall zerſtreuten Ruinen eines nicht ganz kunſtloſen Gemäuers an, deſſen urſprüngliche Beſtimmung zu religiöſen Gebäuden nicht verkannt werden mochte. Noch waren ihre zurückgebliebenen Rinderheerden bei einer ungeſtörten Vermehrung nicht in dem Maaße verwildert, daß es ſonderlicher Mühe bedurft hätte, ſie einzufangen. Schneeweiß von Farbe, bis auf die dunkel gezeichneten Ohren, weideten ſie zu Tauſenden auf den grasreichen Fluren, und belebten durch ihren Anblick die keinesweges todte Landſchaft. Denn auch eine Menge eben ſo zahmen Geflügels irrt' und ſchwärmte zutraulich durch die beſchatteten Wälder; und ihr Geſchrei unterhielt die liebliche Täuſchung, daß man ſich ſtets in der Nähe eines wohlbeſetzten Meierhofs glaubte. Nur die Schweine, deren es in dem finſterſten Dickigt gab, forderten durch ihre Scheu und grimmige Wildheit das Geſchick und den Muth des Waidmanns auf, ſie zu erlegen. Aber auch hierbei geſellten ſich ihm einige Kuppeln ſtarker Hunde zu, die den gefangnen Spaniern auf der Barke gehörten und zu dieſer Jagd mit Fleiß abgerichtet waren.

Hier auch fanden die erſchöpften Seefahrer mit freudiger Ueberraſchung zum Erſtenmal auf ihrem fernen Wege die hochgeprieſene Brodtfrucht, die Schöpferinn und Gefährtinn einer milderen Menſchheit. Ueber ihrer Süßigkeit liefen ſie Gefahr, ungerecht gegen den Kokos, den Palmitokohl, die Guavas, die Bananas und die ſäuerlich erfriſchende Limone zu ſeyn, die ſich von allen Seiten ihnen zum Genuſſe auslieferten. Ungerecht waren ſie in der That gegen den Reichthum an Fiſchen, welche das Meer an dieſer Küſte ihnen vergebens darbot, ſeitdem der Genuß einiger Arten derſelben ihnen Unbequemlichkeiten zugezogen hatte, welche wahrſcheinlich nur die Folgen ihrer Unmäßigkeit waren.

Was endlich dies Gemählde einer Unſchuldswelt vollenden, und was zugleich in ſeinem eigentlichen Werth nur funfzehn Grade von der Linie weit empfunden werden mag — Ein beſtändiges abkühlendes Wehen der Seeluft, von Zeit zu Zeit abwechſelnd mit kleinen erfriſchenden Regengüſſen — vergönnte in dieſer glücklichen Jahreszeit, den ganzen Segen dieſer hochbegünſtigten Natur mit ungeſtörter Wolluſt zu genießen, und erſchuf zugleich eine durchgängige Eßluſt, der es keinesweges an Befriedigung fehlte

Doch, um nicht ausſchweifend im Lobe dieſes Eilands zu ſcheinen, gebietet die Billigkeit, auch die Unannehmlichkeiten nicht zu verſchweigen, welche jenen Reizen in den Augen des glücklichen Finders nur zuſehr die Wage halten. Nicht die Schwärme von Moskiten und anderm ſtechenden Ungeziefer, die zu Zeiten den Spaziergänger beläſtigten; nicht der Mangel lebendiger fließender Quellen, welche dieſem Boden gänzlich abgehn, ſo ſehr ſie auch ſeinen mahleriſchen Scenen erſt die höchſte Vollendung geben würden, und welche durch einige Brunnen und ein paar ſtehende Weiher nur unvollkommen erſetzt werden: ſondern die Unbequemlichkeit und Unſicherheit des einzigen Ankerplatzes an den Geſtaden dieſer Feeninſel iſt es, was den Ankömmling des Genuſſes ihrer Annehmlichkeiten nicht froh werden läßt, da dieſer Genuß jeden Augenblick mit allen Schreckniſſen des Zerſcheiterns oder des Hinwegtreibens erkauft werden muß. Allen Winden bloßgeſtellt, die hier oft mit plötzlichen Stößen ungeſtüm raſen; bedroht von jedem Wechſel der Fluth, die ſich täglich mit hohen und ſchnellen Wogen furchtbar heranwälzt — nagt noch an des Schiffes ausgeworfnen Ankertauen heimlich ein mit ſcharfgeſpitzten Korallen-Felſen bedeckter Meeresgrund; und ſo trifft Alles und Jedes hier zuſammen, den Muth des Seemans von einem längern Verweilen zurückzuſchrecken.

Nur zubald ſollte denn auch dieſer Muth auf eine grauſame Probe geſtellt werden! Denn noch vor dem Verlauf eines vollen Monats rückte die Herbſtnachtgleiche heran, welche in dieſem, wie in andern Meeren, von den furchtbarſten Stürmen begleitet zu ſeyn pflegt. Der Kommodore hatte die Zwiſchenzeit mit dem glücklichſten Fortgang dazu benutzt, ſeine Kranken durch den Aufenthalt auf dem Lande wiederherzuſtellen. Ein anderweitiger Verſuch, dem Leck des Schiffes beizukommen und ihn zu verſtopfen, war zwar nicht von dem erwünſchten Erfolg: doch ward derſelbe wenigſtens gemindert; die Kabeltaue wurden einer Schau unterworfen und neu verſichert; die Segelſtangen aufs Verdeck herniedergelaſſen, und überhaupt jede Vorſicht getroffen, um den gefürchteten Sturm vor Anker auszuhalten.

Er blieb nicht aus! Doch nur dann erſt erhob er ſich, als, nach Verfluß der drohenden Periode, Niemand mehr auf ſein Erſcheinen rechnete. Die eingeſtellten Arbeiten des Waſſerfüllens am Lande hatten darum bereits auf's neue begonnen, die hergeſtellten Kranken aber zum Theil ſich wieder an Bord begeben, um den täglichen Dienſt zu verrichten und die Geſunden abzulöſen, die ſich nun ihrerſeits auf dem Lande ein wenig zu erfriſchen hofften. Der Kommodore ſelbſt, der ſeine Anfälle von Skorbut bisher nicht geachtet hatte, um ganz der Sorge für ſeine hülfsbedürftigen Gefährten zu leben, gab endlich der Nothwendigkeit nach, das Schiff auf einige Tage zu verlaſſen, um durch den ländlichen Aufenthalt den beunruhigenden Fortſchritten ſeines Uebels zu wehren.

Unter dieſen Umſtänden ſtand ein friſcher Wind aus Oſten auf, der ſich ſo ſchnell und überraſchend zum Sturm verſtärkte, daß die empörten Wogen bald jede Gemeinſchaft zwiſchen dem Centurion und der am Ufer befindlichen Mannſchaft unterbrachen: denn jedes Boot, daß ſich in die ſchäumende Brandung gewagt hätte, wäre rettungslos verloren geweſen. Vergebens ſann der Befehlshaber auf Mittel, ſein Schiff wieder zu beſteigen, welches er als den Poſten betrachtete, wo jede Gefahr ihn finden müßte. Vergebens wünſchte er, die Beſatzung deſſelben durch den Kern der Bootsleute, die ſich mit ihm in gleicher Lage befanden, zu verſtärken, und dann ohne Zeitverluſt in See zu gehen. Es waren nicht weniger, als hundert und dreizehn Menſchen am Lande, und nur hundert und acht, die unfähigere und kaum geneſene Hälfte, wurden am Borde gezählt. Gleichwohl hätte ein Schiff dieſes Ranges wenigſtens das Vierfache an Köpfen bedurft, um für völlig ausgerüſtet zu gelten.

Dieſe Trennung der Kräfte erlaubte dem Centurion keine andre Maaßregel, als es auf die Gunſt des Schickſals ankommen zu laſſen, wieviel Widerſtand ſeine Kabeltaus dem Orkan entgegenſetzen würden, um nicht von der Ankerſtelle hinweggetrieben zu werden. Bald ſchien dieſe Frage entſchieden. Denn ehe noch die Sonne ſank, brach der kleinere Anker von den Beiden, vor welchem das Schiff befeſtigt lag, in Stücken; und die Verlaſſenen am Ufer ſahen es mit ſtarrem Beben ſich auf den beſten Buganker ſchwingen; — ſahen bei eintretender Fluth den Centurion, durch die unwiderſtehliche Gewalt derſelben übermannt, dem Sturm gerade entgentreiben; — ſahen die wälzenden Wogen das lange Boot, welches hinter dem Schiffe befeſtigt ſchwamm, wie einen Ball auf das Hinterdeck deſſelben emporſchleudern und zertrümmern; — und mußten zuletzt dieſe herzdurchbohrenden Beobachtungen gezwungen aufgeben, da das zweifelhafte Tageslicht bald der ſchwärzeſten nächtlichen Finſterniß wich, welche die geſammte grauſe Scene in ihren Mantel hüllte. Immer aber noch verſtärkte ſich das Toſen der Winde mit eder Minute. Ihr pfeifendes Heulen, und das

Rauſchen der brandenden Welle, und das Rollen des Donners betäubten jedes Ohr, während der Regen in Strömen niederſchoß und kreuzende Wetterſtrahlen unaufhörlich durch den entbrannten Himmel zuckten.

Träg ſchwand den Bekümmerten dieſe Nacht des Entſetzens dahin! Noch wüthete der Sturm, als der trübe Tag von neuem aufſtieg; und ſchnell flogen ihre Augen ſeewärts nach dem Horizont hinaus, und ſuchten den Centurion auf ſeiner alten Ankerſtelle. Er war fort! er war verſchwunden! Das weite Meer bot ihnen nichts, als den öden Anblick einer tauſendfach durchpflügten Waſſerfläche dar.

Ein ungeheurer Schmerz klammerte ſich an jede Bruſt! Mit dem verlornen Schiffe hatte Jeder ſeine Hoffnung und jedes Heil des Lebens verloren! Eine dumpfe Beſtürzung ſchloß ihrer Aller Mund; Jeder ſcheute ſich, die Beſtätigung ſeines Verderbens dem Andern abzufragen. Doch ſchmerzlicher, als ſie insgeſammt, war durch dieſe Kataſtrophe der wackere Befehlshaber gebeugt, dem dieſe Schreckensnacht mit dem Schiffe, das er, wie jeder Seemann, als das Seinige, aus langer Gewohnheit mit Zärtlichkeit liebte — zugleich die ganze Frucht ſeiner erduldeten Gefahren, den Lohn ſeiner Thaten, die Heimkehr ins theure Vaterland und Alles raubte!

Auf ihn indeſſen war in dieſer bedrängten Lage jedes Auge ſeiner Gefährten allein gerichtet. Von ihm erwarteten ſie, daß ſein an Hülfsmitteln nie erſchöpfter Geiſt zu ihrer Aller Rettung ſich bewähren ſollte; und ſobald das Entſetzen ihre erſtarrten Zungen wieder losgab, beſtürmten ſie ihn mit Vorſtellungen, wie nur die muthloſeſte Verzweiflung ſie einzugeben vermag. Hier drang ein Theil, der den Untergang des Schiffs für entſchieden hielt, in ihn, daß er das Boot rings um die Inſel ſchicken ſolle, um die geſcheiterten Trümmer aufzuſuchen. Dort wieder klagten Andre, die an eine Möglichkeit ſeiner Erhaltung glaubten, daß es dennoch ohne einige Hoffnung der Wiederkehr von der Inſel abgetrieben ſeyn möchte, da es ſich unter der Windſeite derſelben befunden. Sie erinnerten ihn an die Schwäche der Beſatzung und an die Untüchtigkeit des lecken Centurion ſelbſt, nachdem er ſchon ſo lange Monden die See gehalten, nun noch mit dieſen ſtürmiſchen Winden zu kämpfen. Beide Theile aber jammerten, daß — welches nun auch ſein Schickſal geweſen ſeyn möchte — die Unmöglichkeit, dieſe Inſel jemals wieder zu verlaſſen, gleich ſehr entſchieden bliebe.

In Wahrheit auch vereinigte ſich nur zu vieles, um dieſem Zweifel das Wort zu reden. Wenigſtens ſechshundert Seemeilen war Makao, der nächſte freundſchaftliche Hafen, den ſie hätten erreichen müſſen, entlegen; und um dahin zu gelangen, war kein Fahrzeug in ihren Händen, als jene kleine ſpaniſche Barke, die ſie gleich bei ihrer erſten Landung auf Tinian hinweggenommen hatten. Dieſe aber würde höchſtens den vierten Mann aus ihrer Anzahl haben aufnehmen können: und was war alsdann das Loos der Zurückbleibenden auf dieſer wüſten Erde, wo vor dem Centurion vielleicht noch nie ein europäiſches Schiff geankert hatte, und wo ſich auch in mehreren Generationen kein ähnlicher Glücksfall wieder erwarten ließ? Dieſe troſtloſe Ausſicht entkleidete die zauberiſche Inſel plötzlich aller ihrer bisherigen Reize. Auch in einem Paradieſe konnten ſie nicht froh bleiben, ſobald es ihnen zum Kerker ward, der ſie ewig von Freunden, Verwandten und allen Freuden der vaterländiſchen Heimath trennte.

Noch aber war dieſe lebenslängliche Verbannung nicht das muthmaaßliche höchſte Ziel ihres Ungemachs. Guaham, die ſpaniſche Niederlaſſung, lag ihnen zu nahe, als daß ſie hätten hoffen dürfen, von dorther unangefochten zu bleiben. Sobald ihre Feinde erfuhren, in welcher mißlichen Lage ſie ſich befänden, war nichts gewiſſer, als daß der Befehlshaber dieſer Kolonie eine hinreichende Macht herüberſenden würde, um ſie zu überwältigen, und auf Zeitlebens als Kriegsgefangene von der Inſel hinwegzuführen. Denn die Eiferſucht und grauſame Willkühr der Spanier in dieſen fernen Erdſtrichen war zu bekannt, als daß eine Auswechſelung jemals ſich hätte hoffen laſſen. Ja, es ſtand ſogar zu fürchten, daß die Feinde aus den eben erwähnten Gründen geneigt ſeyn möchten, gegen ſie als Seeräuber zu verfahren. Und wie wollten ſie dieſe entſetzliche Gefährdung ihrer Ehre und ihres Lebens abwenden, da ihre ſämmtlichen Beſtallungen am Borde des Centurion zurückgeblieben waren?

Mitten unter dieſen niederſchlagenden Betrachtungen ſtand Anſon, größer als ſein Schickſal, mit unerſchütterlicher Faſſung da. Vollwichtiger, als irgend einer aus der Zahl der muthlos Jammernden, empfand er den Druck jener Gründe: allein ſie beugten die hohe Ruhe ſeines Gemüthes nicht, womit er unter den ſparſamen Mitteln wählte, ſich und die Seinen aus dem Gedränge zu ziehen. Sobald er auch nur, einig mit ſich ſelber, ſeinen ſchnell gebohrnen Entwurf den verſtändigern Freunden um ihn her entwickelt und zu deſſen Thunlichkeit ihre Stimmen vereinigt hatte, verſammelte er auch die geſammte Zahl der Unglücksgenoſſen zu ſich, um ſeinen Muth und ſein kühnes Feuer zur Ausführung in ſie überzutragen.

„Freunde,“ ſprach er — „Zum Erſtenmale ſeit zwei Jahren, da uns der Ruf des Vaterlandes und der Ehre vereinigt, lauf' ich heute Gefahr, den Geiſt brittiſcher Männer in euch zu verkennen! Wie? Den Centurion haltet ihr für verloren! Hab' ich's denn nicht mehr mit verſuchten alten Seeleuten zu thun, daß eine ſo kindiſche eitle Sorge euer Herz beengt? Oder habt ihr denn ſo gar nicht erwogen, wieviel ein Schiff, wie das Unſrige, zu ertragen vermag? Wie hätt' es uns denn wohl bis hieher gebracht, wär' es ſo übel zuſammengefugt, als der Centurion ſein müßte, um dieſem Sturme nicht zu trotzen? — Er geſunken? er zertrümmert? — Glaubt es nie! Hofft getroſt mit eurem Führer, daß wir in wenigen Tagen ſein Segel, auf uns hergerichtet, wieder erblicken werden!

„Doch ſey es auch ſogar, daß wir umſonſt nach ihm ausſehen! Das Schlimmſte was ihm begegnet ſeyn könnte, wäre doch immer nur, daß die Gewalt des Windes ihn zu weit nach Weſten abgetrieben, um ſich wieder zu uns heranzuarbeiten. Dann hat er ohne Zweifel ſeinen Lauf nach der Küſte von Schina fortgeſetzt, und es liegt nur an uns, ihn in Makao wieder zu erreichen. Auf dieſes Aergſte laßt uns alſo, als Männer, gefaßt ſeyn. Nach Makao und unſerm Centurion hin laßt uns unſre Beſtrebungen richten! Sie werden nicht fruchtlos ſeyn: wir werden dieſe Inſel hinter uns ſchwinden ſehen, wenn ihr, wie ich hoffe, zu dem Anſchlag eure Hände bieten wollet, den ich mit reifer Ueberlegung erſonnen habe.

„Ihr habt Recht, — Wir beſitzen nur dieſe kleine Barke, um uns von hier zu entfernen: allein was hindert uns, ſie ans Land zu ziehen, ſie queer durch in ihrer Mitte aus einander zu ſägen, und Kiel und Borde um zwölf Fuß zu verlängern? Statt zwölf Tonnen Laſt wird ſie dann vierzig faſſen — wird fähig ſeyn, die hohe See zu halten, und geräumig genug, uns Alle bis auf den Letzten aufzunehmen. Dieſer Vorſchlag ſtützt ſich auf die einmüthige Verſicherung unſrer anweſenden Zimmerleute, welche ihn für leicht und ausführbar erklären. Allein er fordert auch unſern vereinigten Entſchluß zur That, und nimmt den angeſtrengteſten Fleiß jedes Einzelnen unter uns in Anſpruch. Freiwillig alſo und mit voller Kraft ſeiner Seele bietet Jeder ſeinen Beiſtand zum gemeinſamen Werke dar; und ich ſelbſt, wie beſchwerlich die Arbeit ſeyn möge, werde willig und redlich Hand an ſie legen.

„Iſt dies euer Wille — Wohlan! So laßt uns ungeſäumt zur Ausführung ſchreiten! Unſre Verfaſſung und die günſtige Jahreszeit müſſen uns jeden Augenblick koſtbar machen; müſſen uns treiben, als ob die Hoffnung, den Centurion hier wieder vor Anker zu ſehn, ein Unding wäre, damit wir, wenn er nun dennoch erſcheint, nichts, als die vergebliche Arbeit einiger wenigen Tage, zu bereuen haben mögen.“

Anſons zuverſichtlicher Ton verfehlte auch ſeiner Wirkung auf die verſammelten Hörer nicht; — wirkte ſogar kräftiger, als ſeine Abſicht war, da er ihre Erwartung, ſich mit dem Schiffe nächſtens wieder zu vereinigen, bis zu einer ſolchen Lebendigkeit erhöhte, daß es ſie zu der beſchloßnen Arbeit läſſiger machte, als das Bedürfniß erlaubte. Die vorgeſchlagene Erweiterung des ſpaniſchen Fahrzeugs war allerdings ein Werk, das nur durch eine nicht gemeine Anſtrengung vollführt werden konnte; und je deutlicher ſie dies begriffen, je geneigter wurden ſie, es viel lieber auf die Gunſt eines Zufalls ankommen zu laſſen, auf welchen der Kommodore bei ſich ſelbſt ungleich weniger zu rechnen wagte, als ſeine Verſicherungen anzudeuten ſchienen.

Dieſer Ausflucht, welche der Arbeitsſcheu der trägen Gemüther nur zu erwünſcht kam, war es hauptſächlich beizumeſſen, wenn verſchiedne Tage hingingen, bevor die Hände der Menge ſo raſch und willig und mit ſo vollem Gemeinſinn an die Ausführung gingen, als doch nothwendig vorausgeſetzt werden mußte, wofern das beabſichtigte Werk erreicht werden ſollte. Bald aber kehrten die Blicke, die ſo oft und ſo ſehnſüchtig den Rand des fernen Geſichtskreiſes muſterten, zu den nähern Gegenſtänden zurück, die zu ihren Füßen lagen, und ihrer Axt oder ihrer Säge warteten. Je tiefer ihre zu leichtſinnige Hoffnung ſank, je allgemeiner kehrte der Geiſt der Emſigkeit und der Anſtrengung bei ihnen ein, und ermunterte ſie, nunmehr bloß ihren eignen Kräften zu vertrauen. Die Frühſonne fand jeden Arbeiter bereits auf ſeinem angewieſenen Sammelplatz; und das Abendroth überraſchte ſie bei ihren verſchiedenen Verrichtungen noch eben ſo wacker, als ſie begonnen hatten.

Nur einen einzelnen Augenblick gab es ſeitdem noch, wo die alten Hoffnungen ſich wieder hervorwagten, um dann ſchnell deſto grauſamer getäuſcht zu werden. Es war wenig Tage nach dem Sturme, der ſie auf Tinian eingeſperrt, als plötzlich unter den Arbeitern der fröhliche Ausruf laut ward: „Ein

Schiff!" und Aller Blicke mit unwiderſtehlicher Kraft nach dem Seeufer hinzog. Ein trunkner Jubel tönte von jeder Lippe: denn Niemand zweifelte, daß es nicht ſein Schiff ſeyn ſollte. Während noch der Kommodore eilte, ſein Fernrohr herbeizuholen, riefen aber ſchon mehrere Stimmen, daß noch ein zweites Segel ſich erhebe. So war es denn freilich der Centurion nicht, auf den ſich die Menge gefreut: aber nur um ſo weniger ließ ſich muthmaaßen, was für eine Bewandniß es mit dieſen Fahrzeugen haben könnte?

Unter der Zeit hatte Anſon ſelbſt mit pochendem Herzen die beiden kaum erkennbaren Punkte durch ſeine Gläſer beobtet. Ach! Er ſah keinen Centurion! Selbſt nicht einmal Schiffe ward er gewahr; wohl aber zwei Gegenſtände, die er, ihrem Bau und der Form des Segels nach, nur für Boote halten konnte. Gütiger Gott! Wenn es nun die Boote ſeines Schiffes waren, die mit dem geborgnen Volke wiederkehrten, nachdem der Centurion ſeinen letzten unglücklichen Tag erlebt? Jetzt — jetzt, unter dieſem plötzlichen Gedanken, brachen Muth und Hoffnung in ſeiner ſtarken Seele zuſammen! Der Sturm ſeiner Empfindungen mahlte ſich in ſeinen Zügen. Stumm und ſeinem Schmerze hingegeben, wankte er in ſein Gezelt zurück, und es brauchte mehrere Minuten der ſtillen Verborgenheit, bis der Unglückliche ſeinen Mannſinn wiederfand, um, neu entſchloſſen, dem verfolgenden Schickſal die Stirne zu bieten.

Gottlob! Seine Ahndung war diesmal zu ſchwarz geweſen. Als er wieder hervortrat, und die Blicke von neuem auf das Meer hin richtete, überzeugte er ſich bald, daß, was er für Schiffsboote zu erkennen geglaubt, nur zwei indianiſche Proen*) waren, die ſich dem Lande zu nähern ſchienen. Es konnte ihre Abſicht ſeyn, die Inſel und ihre neuen Bewohner auszukundſchaften. Hurtig ließ er alſo jeden Gegenſtand aus dem Geſichte räumen, der ihnen hätte Argwohn geben, oder die Anweſenheit fremder Gäſte verrathen können. Zugleich aber verſteckte er verſchiedene Hinterhalte in das Dickicht zunächſt am Ufer, und jede Vorſicht war genommen, um ſich der Proen im Augenblick ihrer Landung zu bemächtigen, und ſo den feindlichen Anſchlag auf die Sicherheit der Mannſchaft zu vereiteln. Allein ſey es, daß dieſe Fahrzeuge dennoch Verdacht geſchöpft, oder daß ſie ihrem Auftrag aus der Ferne eine hinlängliche Genüge zu thun geglaubt, oder endlich, daß ſie weit einen andern Zweck verfolgt, als den ihre Erſcheinung vorausſetzen ließ: — genug, ſie hielten in einigem Abſtand vom Ufer plötzlich an; lagen zwei Stunden lang unbeweglich ſtill, und gingen dann, ohne weitere Unternehmung, ſeitwärts unter Segel.

Ungeſtört, und mit wetteifernder Thätigkeit, ließen ſeitdem die ausgeſetzten Inſulaner die Verlängerung ihrer Barke ſich angelegen ſeyn, ohne der ſich täglich mehrenden Erſchwerniſſe zu achten. Freilich aber gehörte auch ein nicht geringerer Grad von Enthuſiasmus, als wirklich in ihnen lebte, dazu, um dadurch nicht abgeſchreckt und derſelben durch immer neue Erfindungen der Noth und des Zufalls Meiſter zu werden. Selbſt auf einem engliſchen Schiffswerft, und im Beſitz jeder Bequemlichkeit und jedes verlangten Werkzeugs, würde jene Verwandlung für ein Kunſtſtück gegolten haben: um wieviel mehr denn nicht an dieſem wüſten Platze, wo beinahe jedes Werkzeug erſt erſchaffen werden mußte; bei jedem Schritte der Mangel irgend eines großen oder kleinen Materials ſich offenbarte, und das Genie unabläſſig aufgeboten werden mußte, dieſe Entbehrniſſe durch ungewöhnliche Mittel und Handgriffe zu erſetzen.

Gleichwohl war mit Beſiegung dieſer Hinderniſſe immer erſt der geringſte Theil derſelben überſtiegen. Auch wenn der Rumpf der erweiterten Barke fertig daſtand, blieb noch die Erfindung des dazu nöthigen Tauwerks und der Segel übrig. Ehe man dann in See zu gehen vermochte, fragte ſichs noch, woher die zur See ausdaurenden Lebensmittelvorräthe für mehr als hundert Köpfe bezogen werden ſollten? Und auch mit dieſer Sorge im Rücken, galt es immer noch die Kunſt, ſich den Weg von dreißig Graden der Länge durch ein Meer voller Inſeln, Klippen und Gefahren hindurchzutaſten — einen Weg, den Niemand aus der Geſellſchaft zuvor verſucht, und den zu treffen, es ihnen ebenſowohl an Seecharten, als an aſtronomiſchen Werkzeugen fehlte. Führwahr, wenn nicht Glück und Zufall — und wer durft' es wagen, ſich auf ſie zu verlaſſen? — dieſe Unmöglichkeiten wieder ausglichen, ſo hatt' auch diesmal der Enthuſiasmus ſich verrechnet, und nur zur Verzweiflung konnt' er aus ſeinen luftigen Träumen erwachen!

Glück und Zufall hatten gleichwohl dafür geſorgt, daß die Zimmerleute, welche ſich unter den Zurückgebliebenen befanden, ihre Rüſt- und Werkkaſten mit ſich ans Land genommen hatten. Einen ähnlichen Bedacht hatte auch der Schmidt getragen. Seine Schmiede war aufgeſchlagen: nur fehlte es an den Blaſebälgen, die ihrer Unbehülflichkeit wegen am Borde zurückgeblieben waren. Seine Kunſt in Thätigkeit zu ſetzen, gehörte unter die weſentlichſten Bedingungen des entworfenen Rettungsplanes. „Schafft mir meine Bälge!„ rief er kleinlaut — „und ich will mit Freuden vor meiner Eſſe ſchwitzen!"

Sie wurden ihm geſchafft! An Häuten von den erlegten Rindern mangelte es nicht; und die Spanier in der Barke hatten zu eignem Gebrauch einen Vorrath von Muſchelkalk bereitet. Schnell legte man eine Gerberei an, deren Produkte zwar die Naſe ein wenig beleidigten, übrigens aber doch gefügſam genug ausfielen, um zu ein Paar Blaſebälgen verbraucht zu werden, an denen ein Flintenlauf die Stelle der Röhre vertrat. Der erſtaunte Schmidt ſchürte freudig ſeine Kohlen an, und ſeine Kunſt hielt Wort. Ein jedes Eiſengeräth, das die Noth erforderte, gieng raſch und brauchbar aus ſeinen ſchöpferiſchen Händen hervor.

Zu gleicher Zeit war eine andre Abtheilung der Geſellſchaft angeſtellt, Bauholz zu fällen, und Planken daraus zu ſchneiden. Dieſe Arbeit war allerdings die mühſamſte; bei ihr, vor Allen, mußte die Macht des Beiſpiels zur Ermuntrung wirken, und edel entſchloß ſich der Kommodore, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Die Axt erklang in ſeiner Hand, wie in der Fauſt des Geringen: wer hätte ſich ferner weigern mögen, und dahinten bleiben?

Die vorhabende Vergrößerung des Fahrzeugs erforderte, daß es an Land auf den hiezu bereiteten Stapel gezogen würde. Man war einig geworden, daß dies, in Ermangelung bequemer Maſchinen, am füglichſten durch Anwendung untergeſtreckter Walzen geſchehen könnte, wozu die glatten und zirkelrunden Stämme der Kokosbäume ſich ohne mühſame Zurichtung benutzen ließen. Demnächſt verlangte die Zerſtückung des Gebäudes eine beſondere Vorſicht, damit die zerſägten Planken in keine Riſſe ſplitterten: dies Uebel wurde glücklich vermieden. Noch bedenklicher war die Sorge, welche eine genauere Berechnung nunmehr ergab, daß, ſelbſt nach wirklich ausgeführter Erweiterung der Barke, ihre Geräumigkeit für die ſtarke Menſchenzahl und deren Bedürfniſſe dennoch unzureichend ſeyn werde. Nur die Eine Hälfte der Geſellſchaft ließ ſich dann unter dem Verdecke unterbringen, während die Andre den Einflüſſen der Witterung ſchutzlos ausgeſetzt bliebe. Allein dieſe Ungemächlichkeit litt keinen Wandel, da jene Verlängerung bereits die äußerſte Gränze des Möglichen erreichte.

Hiernächſt erwog man auch, daß das neue Gebäude, zur Abwehr des eindringenden Waſſers, in ſeinen Fugen kalfatert werden müſſe. Dazu fehlte es freilich an Theer: aber man hatte Talg und Kalk im Ueberfluß; und es war eine bekannte Erfahrung, daß ein Gemiſch von Beiden die Stelle des Schiffspeches nicht unglücklich zu vertreten pflegt. Endlich mußte man auch noch auf das nöthige Tau- und Segelwerk ſinnen. Man hatte zwar einigen Vorrath auf der Barke ſelbſt gefunden; was jedoch noch ferner abgieng, ließ ſich aus der Leinwand von des Befehlshabers Gezelt und einigen vergeßnen Tauen des Centurion ergänzen.

Für den täglichen Bedarf an friſchen Lebensmitteln wechſelte eine beſtimmte Anzahl in ihrer Ordnung ab, welche angewieſen war, Vieh zu erlegen und Früchte einzuſammlen. Allein man mußte ebenſowohl auch auf einen hinlänglichen Reiſevorrath für länger als Einen Monat bedacht ſein: und hier thürmte ſich Verlegenheit auf Verlegenheit. Nicht Ein Faß Mehl — nicht ein einziger Zwieback war aufzubringen, da Jedermann, ſeit der erſten Landung, die wohlſchmeckendere Brodtfrucht vorgezogen hatte, die aber, abgepflückt, nach wenig Tagen, dem Verderben ausgeſetzt war, und darum für keine lange Seereiſe taugte. Der Mangel an Salz machte allen vorhandnen Ueberfluß von friſchem Fleiſche eben ſo unbrauchbar; abgeſehen auch ſogar von den Schwierigkeiten, die dem Geſchäft des Einpökelns in den heißen Himmelsſtrichen entgegen zu ſtehen pflegen.

So beſchränkte ſich denn ihr ganzes Proviantmagazin auf die wenigen Stücke bukanirten Rindfleiſches, welche ſie von der Beſatzung der Barke erbeutet hatten, und auf die Erndte von Kokosnüſſen, welche ſie vor ihrer Abfahrt noch zu halten gedachten. Dem Brodtmangel aber ſollte durch einen Vorrath von Reis geſteuert werden, welchen ſie ſich, im Vorüberfahren auf der nahe liegenden Inſel Rota, mit gewaffneter Hand von den Spaniern zu ertrotzen hofften, die, nach den Berichten der Gefangenen, hier durch die Indianer weite Felder dieſes Getreides anbauen ließen. Zugleich gab dieſer Anſchlag die Veranlaſſung, ihre Streitkräfte und den Beſtand ihrer Ammunition näher zu Rathe zu ziehen. Leider wurden nicht mehr als neunzig Ladungen Pulver zuſammengebracht! Nicht einmal alſo jeder Kopf in der Geſellſchaft ſollte ſeine Flinte losdrücken können! Deſto mehr aber wurde auf eines Jeden perſönlichen Muth gerechnet, um ſich den Spaniern dennoch furchtbar zu machen.

---

*) Eine beſondre Art ſchnell ſegelnder Kanots, die in dieſen Gegenden, ſo wie auf den nächſten Inſelgruppen des ſtillen Meeres, üblich ſind.

Wie abſchreckend jedoch dieſe Ausſichten im Ganzen ſeyn mochten, ſo ließ ſich gleichwohl hoffen, daß ſie durch Entſchloſſenheit, durch Selbſtverläugnung und ruhiges Dulden zu erleichtern ſeyn würden. Allein Bekümmerniſſe von ungleich ernſtlicherer Art ſtahlen dem Kommodore den Schlaf ſeiner Nächte und den Frieden in ſeiner Bruſt. Während die geſammte Menge mit Vertrauen zu ihm, als ihrem Piloten durch dieſe unbeſchifften Meere, emporſah, und ihr Heil als Pfand in ſeine Hände legte, rang er im Stillen mit der Unfähigkeit, dieſer Verpflichtung nach Würden zu entſprechen, wofern er, ohne Kompaß, ohne Quadranten und andre Handleiſtungen der Kunſt, die Regierung des Fahrzeugs nicht bloß auf ein glückliches Ohngefähr ſollte ankommen laſſen. Keines der genannten Inſtrumente war auf der Inſel aufzufinden, ſo ſorgfältige Nachfrage auch insgeheim (denn laut durfte dieſer bange Zweifel vor der Geſellſchaft nicht werden!) darnach geſchehen mochte; und acht ſchmerzliche Tage drückte jene Sorge, gleich einem Alp, auf ſeiner Seele, bis endlich der Zufall ſich auf eine wunderähnliche Weiſe ins Mittel ſchlug, ihn davon zu befreien.

Denn an ein Wunder gränzte es wahrlich, daß Jemand beim Durchſuchen einer Kiſte, die zu der ſpaniſchen Barke gehört hatte, auf einen kleinen Taſchenkompaß ſtieß, der an ſich freilich nur als ein nürnberger Spieltand, aber dennoch unter dieſen Umſtänden als ein unſchätzbares Kleinod zu betrachten war. Ein paar Tage ſpäter hob ein zweiter glücklicher Entdecker am Meeresufer einen hölzernen Quadranten auf, den die Wellen ausgeworfen hatten, und der vorlängſt, als Nachlaß eines Verſtorbenen, ſammt anderm unnützen Geräthe, über Bord gewandert ſeyn mochte.

Wie nach einer Krone, griff Anſon nach dem dargereichten Werkzeuge, das ſeinen brünſtigſten Wunſch erfüllte. Allein wie ſchnell ſank ſeine Freude, als er auf den zweiten Blick die dazu nöthigen Dioptern vermißte, deren Mangel es für den Gebrauch ohne Nutzen machte! Jetzt mußte ein neues Wunder bald darauf die Neugier eines Dritten anreizen, daß er das Schubfach eines alten wurmſtichigen Tiſches herauszog, der gleichfalls an Land getrieben war, und dieſen Verſuch durch den Fund von — den vermißten Dioptern belohnte. Ob ſie zu dem Quadranten paſſen möchten, ward auf der Stelle entſchieden. Die Breite von Tinian war bekannt, und das Reſultat des Inſtruments ſtimmte leidlich mit den früheren Beobachtungen überein. — So waren denn alſo die Wegweiſer durch Nacht und Wellen gefunden.

Mit allen dieſen unerläßlichen Vorbereitungen war man endlich, binnen dem Zeitverlauf von vierzehn Tagen, ſo weit gediehen, daß die Zuſammenfügung der Barke wirklich zur Hand genommen werden konnte. Bei der regelmäßigen Vertheilung aller Arbeiten ließ ſich's ſogar mit Zuverſicht beſtimmen, wann das Werk vollendet daſtehen müßte; und das Ende der ſechſten Woche ſeit ihrem einſiedleriſchen Aufenthalte auf Tinian war unwiderruflich zur Abreiſe feſtgeſetzt. Man konnte dies mit um ſo mindrer Gefahr, ſich zu betrügen, da Ein Sinn und Ein Entſchluß die Arbeit belebte. Wahrſcheinlich hatte man dieſen Geiſt der Ordnung und Folgſamkeit dem gänzlichen Mangel an ſtarkem Getränk zu danken, denn der Saft der Kokosnüſſe, welcher ihnen die Stelle des Rums vertreten mußte, war zwar wohlſchmeckend, aber doch nicht geiſtig genug, den Trinker zu berauſchen.

Mitten aber in dieſer regen, wimmelnden Geſchäftigkeit — Es war am neunzehnten Tage ſeit ihrem großen Unfall — wechſelte plötzlich die Scene duch eine Erſcheinung, welche nunmehr auch der kühnſte Prophetenglaube ſich nicht träumen ließ. Ein Bootsmann, der auf die Jagd nach wildem Geflügel ausgeſchickt war, befand ſich am hellen Mittage auf einer der erhabenſten Anhöhen der Inſel, und blickte zufällig ins hohe Meer hinaus. Klar und deutlich fiel ihm ein heranſegelndes Schiff in die Augen, und ſein aufwallendes Herz weiſſagte ihm, es müſſe der wiederkehrende Centurion ſeyn. In wilder Haſt ſtürzte er ſich die Berge herunter, bis Einige ſeiner Kameraden ihm aufſtießen, denen er in hervorbrechender Fröhlichkeit ſchon aus der Ferne entgegenjubelte: „Das Schiff! — Freunde, das Schiff! Mit vollen Segeln ſteuert es gegen die Inſel!“

Der Ausdruck ſeiner Freude war zu unverkennbar ächt, als daß ſeine Zeitung hätte Mißtrauen erwecken können; — ſie war zu erfreulich, dieſe Zeitung, als daß der früheſte Bote derſelben nicht auch den vollen Dank des Kommodore hätte verdienen ſollen. Raſch alſo warf ſich der Leichtfüßigſte unter den ſtaunenden Hörern den Weg hinab, und es gelang ihm unſchwer, dem athemloſen erſten Verkündiger zuvorzueilen. „Freude! Freude!“ ſchrie er, als er den Platz erreichte, wo Anſon mit ſeinen Arbeitern am Bau geſchäftig war — „Der Centurion kömmt wieder! Unſre Noth hat ein Ende!“

„So liege da, und habe Feierabend!“ ſtammelte der Kommodore, und warf, vom ſeligſten Entzücken überwältigt, ſeine Axt zu Boden. Dem Kummer und der ſchwarzen Sorge hatt' er männlich Stand gehalten: doch gegen die Ueberraſchung der Freude war ſeine Seele minder gepanzert. Wer aber fände den Edlen darum nicht nur noch näher ſeiner Liebe und verwandter ſeinem eignen Herzen?

Anſons Gefährten auf dem Zimmerplatze waren auch um nichts mäßiger in ihrem freudigen Enthuſiasmus. Sie fielen einander in die Arme; ſie tanzten; ſie warfen die Hüte in die Luft; ſie taumelten vom Werft hinweg, und rannten, ihrer Arbeit vergeſſend, an den Strand hinab, um ihre ſchwimmenden Augen am Centurion, wie an einer wiedergefundenen Braut, zu erlaben; indeß Andre wieder den erhabnern Hügel hinaneilten, um von dieſem Punkt der erſten Entdeckung aus des lieblichen Anblicks deſto gewiſſer froh zu werden.

Gegen Abend war das Schiff, der gemeinſame Gegenſtand des Verlangens, ſo nahe herangeſchwommen, daß Niemand mehr den Centurion in demſelben verkennen konnte. Anſon ſchickte den Wiederkehrenden ein Boot mit achtzehn Mann zu ihrer Verſtärkung und einen Vorrath von friſchen Lebensmitteln zur Erquickung entgegen. Dennoch gelang es ihnen, des ſchwachen Windes wegen, erſt am folgenden Tage, ſich an der alten Stelle vor Anker zu legen. Im gleichen Augenblick trat auch der Kommodore an Bord und mitten unter ſie. Sie empfingen ihn mit einem unverabredeten Freudengeſchrei, wie Freunde, die ſich einander auf immer entriſſen geglaubt, ſich gegenſeitig in die Arme fliegen.

Auch ihm aber brannte ein unnennbar ſeliges Gefühl durch alle Pulſe. Er fühlte ja wieder den Boden unter ſeinen Füßen, den er ſein nennen durfte! Seine Hoffnungen, ſeine tief berechneten Entwürfe zu Sieg und Ehre waren ihm wiedergegeben! Als glücklicher Weltumſegler, als Ueberwinder des ſpaniſchen Stolzes ſollt' er nun bald ſeinen Wimpel im Angeſicht der vaterländiſchen Dünen wieder können wehen laſſen!

Jetzt, nun alle Schrecken, alle Plagen, alle Anſtrengungen der letzten drei Wochen nichts als ein ſchwerer Traum geweſen zu ſeyn ſchienen, hatte man denn endlich auch die ruhige Muße, einander den Bericht von dieſem Allen an das theilnehmende Herz zu legen. Hatten die Zurückgelaſſenen auf Tinian angſtvolle Tage durchlebt, ſo war andrerſeits auch das Loos der Davongeführten um nichts beneidenswerther geweſen.

Als jene unſelige Nacht ſie und ihre Drangſale dem Blick der troſtloſen Gefährten am Ufer entzog, und das Raſen des Sturms mit jeder Minute ſich verſtärkte, war bald ihr zweiter Anker eben ſo unvermögend, als der ſchon gebrochene, ſie länger zu halten. Das Kabeltau brach, und zagend kappten ſie die Seile, die ihren letzten Nothanker am Borde hielten. Zwar faßten ſeine Arme den Grund, allein ſie ſchwebten bereits ſo nahe am Rande der Sandbank, daß der erſte erneuerte Windſtoß ihn wieder löſen, und das Schiff vollends in die hohe See treiben mußte.

Der erſte Schiffslieutenant, dem jetzt das Kommando auf demſelben anheimfiel, ließ in dieſer bedenklichen Lage angezündete Laternen ausſtecken, und von Zeit zu Zeit einige Kanonen abfeuern, um dadurch ſeine Noth zu erkennen zu geben. Von Beidem aber vernahm Anſon und ſeine Gefährten am Lande nicht das Mindeſte. Der Donner des Himmels und der Wogen übertäubte des Geſchützes Donner; und die durch einander fahrenden Wetterſtrahlen verdunkelten den ſchwachen Schein der Leuchten und ſelbſt den Blitz der abgebrannten Stücke. Um Mitternacht endlich brach der gefürchtete Augenblick ein. Der Pflichtanker wühlte ſich aus dem Seegrunde hervor, und ein Ball der Wellen, flog das Schiff, vom Sturme gepeitſcht, über die Abgründe dahin.

Alles, was eine ſolche Lage Troſtloſes haben kann, ſchien nunmehr wider die Unglücklichen zu ihrem Verderben mit einander im Bunde. In einem lecken Schiffe; zwei Anker verloren, und den einzigen noch übrigen mehr, als hundert Klaftern, im Grunde ſchleppend; keine einzige Kanone gehörig befeſtigt, keine Luke geſchloſſen; das Tauwerk in Verwirrung, und mit Mühe nur Meiſter eines einzigen Segels — ſollte eine außer allem Verhältniß geringe Bemannung dem Sturme Trotz bieten, ohne zugleich eine einzige Minute von den Pumpen zu weichen. Ihren Muth noch mehr zu lähmen, ſtanden ſie in der ſchrecklichen Vermuthung, gerade gegen die Felſenriffe der benachbarten Inſel Aguigan getrieben zu werden. Was für übermenſchliche Anſtrengungen ſie immerhin anwenden mochten, dieſer Gefahr des Untergangs durch Beiſetzung der Segel zu entweichen; — es war umſonſt! Vom Erſten bis zum Letzten, ohne Unterſchied des Ranges, keuchten ſie an der harten Arbeit. — Sie erbeuteten damit nichts, als die traurige Einſicht ihres Unvermögens, das Schiff zu wenden! Nur erſt der folgende Morgen befreite ſie von dieſer entſetzlichen Angſt. Sie ſahen die drohenden Felſen weit hinter ſich ſchäumen. Ein ſtarker Meerſtrom hatte ſie ſeitwärts abgetrieben und unwiſſend gerettet.

Allein dieſe Meerſtröme waren es auch, welche nachgehends, da der Sturm endlich ſchwieg, eben ſo unerwartet ihre Rechnung täuſchten, die Höhe von Tinian in wenig Tagen wieder zu erreichen. Erſt am neunzehnten Tage fanden ſie das Ziel ihrer Mühen, wie ihrer Trennung, da Tinian, die Erſehnte, ihnen die blauen Bergſpitzen in Oſten entgegenhob. Die harte Prüfung war überſtanden; und Beide, die Verlaſſenen wie die Verlaſſenden, fühlten inniger das Band, das zum gemeinſamen Heile ſich durch ſie Alle ſchlang, und ſanken mit verſtärkter Liebe einander in die Arme.

Bald darauf, nach minder wichtigen Erlebniſſen, verließen ſie das romantiſche Eiland, um unter ihrem heldenmüthigen Führer neuen Gefahren und kühnen Thaten entgegen zu ſchwimmen.

Albrecht von Halberſtadt, ſ. Minneſinger.

Halb Suter, ſ. Meiſterſänger.

Gerhard Anton von Halem

ward den 2. März 1752 zu Oldenburg geboren und bezog nach vorhergegangener claſſiſcher Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt zum Behuf des Studiums der Rechte nach einander die Univerſitäten Frankfurt an der Oder, Straßburg und Kopenhagen. Darauf wurde er zum Landesgerichtsaſſeſſor, Kanzlei- und Regierungsrath zu Oldenburg ernannt, unter der franzöſiſchen Regierung aber 1812 als Appellationsrath nach Hamburg verſetzt. Als jedoch Hamburg von den verbündeten Truppen bedroht wurde, ging er zu ſeinem vaterländiſchen Fürſten nach Eutin und zog ſpäter mit ihm als ſein erſter Rath wieder in Oldenburg ein, wo er noch zum Präſident der Landesregierung ernannt wurde und den 5. Januar 1819 ſtarb.

Wir haben von ihm:

Geſammelte poetiſche und proſaiſche Schriften. Hamburg 1787. 1r Bd. in gr. 8.
Poeſie und Proſa. Hamburg 1789 in gr. 8. m. 1 Kpfr.
Blicke auf einen Theil Deutſchlands, der Schweiz und Frankreich. Ebendaſ. 1791, 2 Thle. in 8.
Dramatiſche Werke. Roſtock 1794 in 8.
Irene. Monatsſchrift. 1800 — 1805.
Schriften. Münſter und Hannover 1803 — 1810, 9 Thle. in 8.
Lyriſche Gedichte. Leipzig 1807.
Kleine hiſtoriſche Schriften. Ebendaſ. 1808.
Töne der Zeit. Bremen 1814. 1r Band in gr. 8.
Erzählungen und Geſchichten. Münſter (Leipzig) 1825 in 8.

Einzeln:

Trudelinde, Schauſpiel. Hamburg 1780.
Aeſchylos Agamemnon. Leipzig 1785.
Wallenſtein, Schauſpiel. Göttingen 1786.
Geſchichte des Herzogthums Oldenburg. Oldenburg 1794 — 1797, 3 Bde. in 8.
Blüthen aus Trümmern. Berlin 1798.
Leben des Grafen Münnich. Oldenburg 1803.
Leben Peters des Großen. Münſter und Leipzig 1803 — 1805, 3 Bde. in 4.
Sammlung der wichtigſten Aktenſtücke der neueſten Zeitgeſchichte. Oldenburg 1806 — 1807, mit Runde herausgegeben.
Jeſus der Stifter des Gottesreichs. Hannover 1810, 2 Bde.
Vernunft aus Gott. Lübeck 1818.

v. H. war ein geiſtreicher, freiſinniger und vielſeitig gebildeter Mann, der, mit Gewandtheit und Talent der Form begabt, der Poeſie ſeine Mußeſtunden widmete, ſich auf dieſem Gebiete jedoch nur, da es ihm an wahrer Productivität und Phantaſie fehlte, durch Korrectheit und Anmuth der Darſtellung auszeichnete. Weit bedeutender ſind dagegen ſeine hiſtoriſchen und biographiſchen Leiſtungen, namentlich ſeine Geſchichte des Herzogthums Oldenburg.

Die Mähr*)

von Aucaßin und Colette.

Es dämmert! Setzt euch um mich her,
Ihr Liebenden alle! Horcht der Mähr,
Wie unſre Väter liebten:
Denn Mähr und Sang aus alter Zeit
Erhöht des Frohen Fröhlichkeit.
Und heitert den Betrübten.
Und wär' er krank und litt' er ſehr,
Es würde, hört' er meine Mähr,
Schon wohler ihm zu Sinne.
Denn Liebe geußt, o glaubt mir, glaubt!
Wohl Balſam über jedes Haupt. —
So horcht denn! ich beginne.

Nicht fern von den Ufern der Rhone erheben ſich auf einem ſchönen Hügel der Languedoc, nur dürftig noch die bemooſeten Trümmer einer Burg. Sechshundert Jahre ſind's, da wohnt' und herrſchte hier Graf Garins von Beauçaire. Einſt ein mannhafter Ritter, war er lang' in gewaltigen Fehden das Schrecken ſeiner Nachbarn. Gern hätt' er jetzt bei herannahendem Alter in Frieden ſein Leben beſchloſſen. Aber ſein noch rüſtiger Feind, Graf Bongars von Valence, vergönnt' ihm nicht die Ruhe, nach der er ſich ſehnte. Kein Tag verging, daß Bongars nicht mit ſeinen Reiſigen bis vor die Thore der Burg ſtreifte, Garins Land verheerte und ſeine Vaſallen tödtete. Schwach war des alten Garins Arm. Sein Sohn Aucaßin — wohl hätt' er mit Ruhm den Feind zu beſtehen vermocht: denn er war jung und ſtark und ſchön zum Bewundern. Aber Schalk Amor, der von je her mit den Menſchen ſein Spiel treibt, hielt gefeſſelt die Jugendkraft.

„Um's Himmels Willen,“ ſagten oft Vater und Mutter zu ihm, „lieber Sohn! wirf Dich auf's Pferd, ergreif die Waffen und hilf Deinen Vaſallen! Sehn ſie Dich an ihrer Spitze, tapfrer vertheidigen ſie ihre Mauern, ihr Gut und ihr Leben.“ —

„Lieber Vater!“ antwortete dann der Jüngling, „Ihr wißt ja meinen Entſchluß. Gern fecht' ich für Euch; doch Vater! gebt mir Colette, die milde, ſo lieb mir, ſo lieb! — Beſteig' ich eher das Roß, umgürt' ich eher das Schwert, miſch' ich mich eher in Kampf und Turnier, dann —! ja! dann erfülle Gott nie einen Wunſch meines Herzens! Vater, gieb mir Colette, die milde, ſo lieb mir, ſo lieb!“ —

---

*) Aus: G. A. v. Halem „Kleine proſaiſche Schriften.“

„Wie kann ich?“ ſprach dann der Vater; „das Mädchen iſt nicht für Dich. Da kauft ein Vaſall ein Sarazenenkind, läßt's taufen, und nun ſollt' es Dein werden? Irgend ein Ackersmann, den ſeiner Hände Arbeit nährt, führt einſt ſie heim. Du — willſt Du ein Weib nehmen, ſo ſey ſie adeliges Blutes. Schau in Frankreich umher und wähle! Da iſt kein Saſſe des Reichs, der Dir auf Dein Bitten ſeine Tochter verſagt.“ —

„Ach! Vater!“ fiel Aucaßin ein,“ das Blut giebt nicht adeligen Sinn. Colette iſt ſo gut, ſo gut. Als Hirtin würde ſie die Flur beglücken, wo ihr Schäferſtab weilte. Setze ſie auf den Thron, und glücklich iſt das Reich, wo ſie Königin iſt.“ —

Umſonſt drang der Vater ſtärker in ihn. Umſonſt vereinte die Mutter ihre Bitten mit der Drohung des Gatten. Aucaßins Antwort blieb: „So mild iſt Colette, ſo gut. Mich hat beſiegt ihr liebliches Weſen, und leb' ich, ſo leb' ich für ſie.“

Unwillig ging der Alte zu Colettens Pflegevater. „Euer Mädel da macht mir Verdruß. Mein Sohn hat ſich in ſie vergafft. Lieber! laßt ſie von euch!“ —

Tief neigte ſich der Vaſall vor ſeinem ſtrengen Gebieter. „Fort ſoll ſie,“ ſprach er, „in fernes Land, und nimmer vernehm' er Kunde von ihr.“

Doch der Vaſall war gut und liebte Colette! „Wie könnt' ich,“ dacht' er, „das ſchuldloſe Ding ſo ſtreng behandeln? Aber ich muß Dich verbergen, Collette! vor den Augen Deiner Verfolger, bis ein günſtiger Augenblick Dich befreiet.“

Ein Kämmerlein auf dem Thurme ſeiner Wohnung nahm das arme Geſchöpf in ſeine Einſamkeit auf. Ueberflüſſig ward ſie mit allem Nöthigen verſorgt; aber Licht gab ihr nur ein kleines Fenſter, das den Blick nach dem Garten gewährte. Da ſchmachtete nun das ſüße Mädchen mit den braunen Locken, die, hinab die Schulter ſich ringelnd, die ſchlanke Geſtalt umwallten. Niemandem lächelte ihr helles blaues Augenpaar, mit den langen ſeidnen Wimpern. Keinem hob ſich der volle Lilienbuſen. Neidiſch ſtahl ſich nur des Mondes Licht hinein zu dem Mädchen und trank ihre Reitze. Süße Wehmuth erfüllte dann das Herz der lieben Gefangnen. Oft horchte ſie dem Abendliede der Nachtigall, und oft wetteiferte ſie ſo mit ihr im Geſange:

Du Sängerin im Mondenlicht!
Was iſt es, was Dich trübt?
Biſt du nicht frei und darfſt du nicht
Ihn lieben, der dich liebt?

Du klagſt wol ſie, die jammert hier
Im Thurm, vom Liebchen fern.
Sie ſtürbe funkelte nicht ihr
Der Hoffnung Wonneſtern.

Sie ſtürbe, wär' es Liebe nicht,
Die Kraft zu dulden giebt!
Du Sängerin im Mondenlicht!
Was iſt es, was dich trübt?

Indeſſen ward Colette vermißt von allen, die ſich ihrer Lieblichkeit gefreut hatten. Sie iſt entflohn! ſagte dieſer; ermordet iſt ſie von Graf Garins! ſagte jener. Gleichgültig blieb keiner; aber Aucaßin war untröſtlich. Haſtig ging er zum Vaſallen: „Gieb ſie mir wieder, die theurer mir iſt, als die Schätze der Erde; mir wieder Colette, die Milde, ohne die mir verhaßt das Leben iſt!“

Der arme Aucaßin that ſo kläglich, daß der Vaſall es ihm endlich entdeckte, er hab' auf des Grafen Geheiß Colette entfernen müſſen. Doch, wo ſie verwahrt ſey, das verſchwieg er. Verzweifelnd ſchied Aucaßin, ſchloß ſich ein auf ſein Kämmerlein, hing ganz ſeinem Schmerze nach, und nur ſeine Harfe gab ihm Troſt:

Wo find' ich dich, o meine Taube?
Wo tönt, Colette, meine Braut!
Wie Maigeflüſter durch die Laube
Nun deiner ſüßen Stimme Laut?

An dir, du Milde, wollt' ich hangen.
Du flohſt — mein armes Herz iſt wund.
Ein Kuß auf deine Roſenwangen,
Dein Lächeln nur macht mich geſund.

Tönt Saiten! wem ward ſie zum Raube?
Wem ſchallt der ſüßen Stimme Laut?
Wo iſt Colette, meine Taube?
Wo iſt Colette, meine Braut?

Als Aucaßin ſo zur Harfe ſang, da trat kaum athmend ſein Vater herein:

„Du verbirgſt Dich hier, der Eule gleich, und ächzeſt, indeß wir ein Raub des Feindes ſind. Graf Bongars umringt mit ſeiner ganzen Macht die Burg, um uns mit Einem Schlage zu vertilgen. Unſre Ritter und Knappen ſtehen gerüſtet zur Vertheidigung der Mauern und Thore, indeß die Bürger von den Zinnen Pfeile und geſpitzte Pfähle auf die Feinde herab regnen. Aber an Anführung fehlts, und wem ziemt ſie anders, als Dir. Lieber Sohn! geh' in Dich! Stelle Dich an die Spitze der Vaſallen! Deine Gegenwart giebt ihnen Muth und Kraft zum Widerſtande, — zum Siege. Auf! ſchütze Dein Erbtheil! Was bleibt Dir übrig, wenn die Burg Dir genommen wird?“ —

„Lieber Vater!“ erwiederte Aucaßin, „ſoll ich wiederhohlen, was ich ſchwur? Bei Gott! ich kämpfe nicht, du bewilligſt mir dann Colette, die Milde.“

„Mag dann alles verloren gehen! Nie geb' ichs zu,“ rief der Graf; und zornig ging er von dannen.

Aucaßin folgt' ihm. „Vater!“ ſprach er, „wohl, ich will mich bewaffnen und gegen den Feind ziehn. Aber, bringt Gott mich geſund und als Sieger zurück, darf ich dann ein einziges, einziges mal noch ſehn Colette, die Milde, ſo lieb mir, ſo lieb? Darf ich zwei Worte ihr ſagen und einen Kuß auf ihren Roſenmund drücken? Darf ich Vater?“

„Es ſey darum!“ ſprach der Graf. „Du haſt mein Wort.“

Den Augenblick ward Aucaßin wie umgebildet. „Gebt mir Panzer und Schild!“ Er rief's, rüſtete ſich, ſchwang ſich auf's Roß und flog mit eingelegter Lanze zum Thor' hinaus, wonnetrunken von dem Gedanken, bald die Freundin ſeiner Seele wieder zu ſchaun und überglücklich in dem Vorgefühle des verheißenen Kuſſes. Die Liebe war ſein Panier. Einzig beſchäftigt mit Colette, der Milden, ſah' er nicht, hört' er nicht, ſpornte nur immer ſein Pferd und fand ſich auf einmal umringt von feindlichen Haufen. Aucaßin zuckte ſein Schwert, hieb um ſich gewaltiglich und ſtreute rings das Feld mit Leichen der Feinde. So bahnt' er ſich muthig den Weg durch's Gedränge. Schon naht' er in vollem Galop den Thoren der Burg. Da ſah er einen Reiter ſtolz ihm zur Seite dahin ſprengen. Graf Bongars war's. Vernommen hatt' er den Ruf der Seinen: „Aucaßin iſt gefangen!“ Nun eilt' er herzu, ſeines Triumphs zu genießen. Aucaßin erkannt' ihn am goldnen Helm, wandte ſein Pferd und wagt' einen wüthenden Angriff auf ihn. Ein gewaltiger Hieb auf den Helm warf den taumelnden Bongars herab zur Erde. Aucaßin faßt' ihn mit geſammelter Kraft am Viſir, ſchleppt' ihn zur Stadt und ſtellt' ihn vor ſeinen Vater.

„Hier iſt der Feind, der Euch und den Euren Jahre lang Kummer und Unglück brachte. Ich gebe ihn in Eure Hand.“

„Recht ſo!“ rief der alte Garins, „recht ſo! mein Aucaßin! durch ſolche Thaten muß man in Deinem Alter ſich Namen machen und nicht durch thörigte Liebſchaften.“ —

„Verſchont mich, Vater! Ich hielt mein Wort. Die Reih' iſt an Euch.“ —

„Wovon ſprichſt Du, lieber Sohn?“ —

„Ei Vater! hab' ich nicht Euer Wort, mir ſolle nach der Rückkehr aus der Schlacht Colettens Blick, Colettens Kuß vergönnt ſeyn? Vergaßet Ihrs, o ſo vergaß doch ich es nicht.“

„Und dennoch mußt Du's vergeſſen. Mein Sohn, es kann nicht ſeyn!“ —

„Und das iſt Euer letztes Wort, Vater?“ —

„Bei Gott! das iſt es!“

Stracks wandte ſich Aucaßin zum Gefangenen. „Graf Bongars! Du biſt frei, von nun an frei! folge mir!“

Bongars folgte; und ſchon war er von Aucaßin mit gewaltigem Arm aus der Burg geführt, ehe die nachgeſandten Ritter es zu hindern vermochten. Aber hoch flammte nun des Vaters Zorn. Ergriffen ward Aucaßin und auf des Zürnenden Geheiß in's Gefängniß der Burg geworfen. So traf gleiches Schickſal die unglücklich Liebenden, und keiner erfuhr von des andern Noth.

Aber Gott Amor wallte über ſeine Geweihten. Er gab Coletten den Gedanken der Flucht ein. Der Thurm war hoch und kühn der Gedanke, ſich herab zu laſſen von ſeiner Höhe. Aber jeder Tag machte Coletten vertrauter mit der Gefahr: und endlich däucht' ihr das Unternehmen gar leicht. Wohin ſie nach der Flucht ſich wenden, wo ſie Aucaßin ſehen würde, das kümmerte ſie wenig. Aber fliehen, fliehen, das wollte, das mußte ſie.

In einer ſchönen Mondnacht, da ſie, voll des Gedankens, ſich auf's Lager geworfen hatte und unruhig ſchlummerte, da war's, als umtönte ſie leiſer Geſang:

Auf! laſſe dein Bette!
Was weilſt du, Colette?
Vernimmſt du die Stimme des Liebenden nicht?

Sie tönt dir nicht ferne:
Wohl flimmern die Sterne,
Wohl ſtrahlt der Mond dir ſo freundliches Licht.

Drum laſſe dein Bette!
Was weilſt du, Colette?
Lang tönt' dir die Stimme des Liebenden nicht.

Halb träumend ſprang Colett' empor, zerſchnitt ihre Betttücher, knüpfte ſie zuſammen, feſtigte das Ende an den Pfeiler des Fenſters, und ließ ſich den Thurm herab. Im weißen Nachtgewande, wie ſie war, hatte ſie nur ein leichtes Röckchen um ſich geworfen, und nicht einſt ihre Füßchen bedeckt. Amoretten umgaukelten das zerbrechliche Seil. Einige hielten die Knoten und gaben der Bebenden Kraft; andere ſpielten um ihren ſchwellenden Buſen und umſcherzten beſcheiden die niedlichen Füßchen, ſo weit es die oft muthwilligen Weſte vergönnten. Erſt wie ſie glücklich zur Erde gelangte, und ihr zarter Fuß das thaubenetzte Gras berührte, da erſt ward ſie der Blöße gewahr und ſchauerte drob. Fort ſchlüpfte die Schüchterne nun durch die Pforte des Gartens. Leiſe Ahndung lenkte den Pfad zu den Mauern, die den Freund ihrer Seele umſchloſſen. Ihr deucht's, als tön' ihr Klagelaut. Sie neigt' ihr Ohr zu einem Riſſe, den mitleidig die Zeit in's Gemäuer gebrochen hatte. Himmel! wie ward ihr, da ſie die Stimme des Geliebten erkannte! Er ſang:

O nicht um mich,
Ich klag' um dich,
Colette meine Braut!
Warum mußt' ich dich ſehn und lieben?
Wo irrſt du nun, umher getrieben
Vom Sturm des Schickſals, auf dem Meer?
Wer leiht dir Muth und Kräfte? wer?

Da nahte Colette die Roſenlippen dem bemooßten Riſſe des Gemäuers, und ſang in gleichen Tönen:

Die Liebe half dem Sturm' entfliehen.
Könnt' ich dich, Trauter, nach mir ziehen!
Die Lieb' iſt der Gefahren werth!
Dank dir! du haſt ſie mich gelehrt.

O nicht um ſich,
Es klagt um dich
Colette, deine Braut!

Der nahe Fußtritt der Runde, welche rufend die Mauer der Burg umkreiſ'te, verſcheuchte die Liebende. Doch ſchnitt' ſie in Eil' eine Locke ihres braunen Haars von der Scheitel, warf ſie durch die Oeffnung und floh, von Furcht gejagt, mit erneuerter Kraft nun von dannen. Selbſt der Graben der Burg hielt ſie nicht auf. Sie empfahl ſich ihm, der ſchützet die Unſchuld, und begab ſich entſchloſſen hinein. Zum Glück war von der Dürre der Jahreszeit das Waſſer meiſt verſiegt. Mühſelig erreichte ſie das gegenſeitige Ufer; aber wund waren die zarten Händ' und Füße vom Streben durch die ſteinige Tiefe. Schmerzbeſiegt und kraftlos ſank ſie am Ufer nieder und weint', und vermochte lange nicht, den Weg zu verfolgen. Da lag ſie, die Schönſte der Schönen, im Anblick der ſchrecklichen Mauern, die den Freund ihrer Seele faßten Ihr war's, als ſehe ſie, wie er die Locke ſeiner Colette an ſein Herz drückte, und benetzt mit ſeinen Thränen in den Buſen barg; als vernehme ſie einen Ruf: Colette, Du Milde! ſo lieb mir, ſo lieb! o ſäume nicht! fliehe! o rette Dich mir! —

Colette raffte ſich auf, und wie vom Zauber getrieben, flog ſie, eine neue Atalante, über Hügel und Thal, bis ſich endlich ein dicker Wald vor ihr ſchwärzte.

Elfen, ſo hieß es, hauſeten im Walde, und giftige Thiere ſchadeten dem Wanderer, der ſich hinein wagte. Colette ſchauerte zurück und ſank erſchöpft hinter eine Hecke, die den Wald einhegte. Ein ſüßer Schlaf überraſchte ſie hier, und erſt um die Mittagsſtunde ward ſie von nahen Geſprächen geweckt.

Die Schäfer der Flur hatten in die Gegend ihre Heerden getrieben, und indeß die Schaafe zwiſchen dem Wald' und dem Fluſſe graſeten, ſammelten ſich die Hirten am Ufer des nahen Baches, breiteten ein Tuch über's Wieſengrün und begannen ihr Mittagsmahl. Fröhlichkeit und Lachen waren ihre Gäſte bei leichtem Mahle von Milch und Brod und Trauben. Auch erzählten ſie mitunter ſich Geſchichten von den Ebentheuern des Waldes, und einer hatte noch mehr des Wunderbaren geſehen, als der andre. Colette horchte dem allen, und, der Harmloſigkeit der Verſammelten gewiß, trat ſie, ſchön wie ſie war, aus ihrem Gebüſch hervor.

„Siehe da!“ ſo flüſterten ängſtlich die Schäfer, „ſiehe da, die Fee des Hains!“

Sie wollten fliehen: doch hielt ſie Colettens traulicher Blick und Wink. „Gott grüß euch, lieben Freunde!“ ſprach ſie. „Saht ihr je den Jüngling Aucaßin?“

„Wie ſollten wir nicht?“ riefen alle. „Wenn er jagend durch unſere Gefilde ſtreiſt, o dann umringen wir ihn oft, und ſtreuen ihm Blumen und ſingen ihm ländliche Lieder des Preiſes. Denn er iſt ſo gut, wie ſchön, und unſers Grafen Sohn.“

„Ihr Lieben!“ ſprach Colette, „wenn ihr wieder den Herrlichen ſeht, dann wird er traurig ſeyn; aber ich will euch ſagen, wie ihr ihn froh machen könnt. Umringt ihn dann, und ſtreut ihm junge Mirthen und ſingt:

Wir ſahen wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen:
Erjage ſie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen.“

Sie ſang's mit unbeſchreiblicher Anmuth, wandte ſich grüßend, und floh in den Wald. Die Schäfer wagten nicht, ihr zu folgen. Lange ſchauten ſie der weißen Geſtalt, die je und je noch zwiſchen den Stämmen durchſchimmerte, in ſtillem Entzücken nach.

„Erſchienen iſt uns die Fee des Hains!“ ſo frohlockten ſie endlich laut im Chor, wiederholten ſich den Geſang, den die Schöne ſie lehrte, und harrten ſehnlich der Stunde, da ſie Aucaßin begrüßen konnten.

Colettens Hüter hatt' indeß am ſelbigen Morgen ſeine ſchöne Gefangene vermißt. Der bekümmerte Vaſall gab ſie verloren, und überzeugte nun ſeinen Gebieter durch falſche Briefe, daß ſie in der Fremde geſtorben ſey. Graf Garins, froh, durch Colettens Tod nun ſeiner Sorg' entledigt zu ſeyn, gab bald dem Sohne die Freiheit. Aber was war dem Liebenden die Freiheit ohne Colette? Sein Leben war ein Gedank' an ſie, und keine Vergnügungen des Hofes vermochten ihn zu zerſtreuen.

Schon hatt' er heimlich in der Gegend umhergeſtreift, geforſcht nach dem Mädchen mit den braunen Locken und dem blauen Augenpaar, und keiner hatte Kunde geben können. Endlich führt' ihn an einem ſchönen Morgen ſein gutes Geſchick dem Walde nah auf die Schäferflur. Fern ſchon erblickten die Hirten ihn, wie er heran ſtreifte, den Bogen und den Jagdſpieß in der Hand, und die ſonnigen Locken herab über die Schultern verſtreut. Schnell verſammelten ſie ſich und verkannten nicht den Kummer, der des Nahenden Antlitz umwölkte. Froh umringten ſie ihn im Reihetanz, ſtreuten Mirthen, und ſangen von der weiſſen Hindin die Weiſe, wie ſie Colette gelehrt hatte.

Die Melodie ſchon, welche dem lieblichen Jäger einſt aus Colettens Munde Freud' in's Herz tönte, regte ſeine Aufmerkſamkeit auf; ſüße Ahndung durchſchauert' ihn beim wiederholten Hören des Sanges:

Wir ſahn wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen.
Erjage ſie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen.

Und als nun die Hirten ihm in frohem Gewirre die Geſchichte von der Fee des Hains erzählten; erzählten, wie ſie nach dem Sange von ihnen weg in den Wald geflüchtet ſey, da hielt er ſich nicht vor Wonne. Viel Goldes ſtreuet' er unter die dankenden Hirten. „Colette! du Milde! ſo lieb mir, ſo lieb!“ Er rief's und ſtürzte muthig in den Zauberwald.

Vom goldnen Sterne der Liebe geleitet, fand er den Weg durch's verwachſene Gebüſch. Allenthalben wähnt' er Colettens Tritt zu ſehen; zu hören das Rauſchen ihres Gewandes. Aber er fand ſie nicht. Schon neigte ſich die Sonne. Schon webte ſich die Dämmerung aus weſtlichen Wolken ihr Purpurgewand. Verzweifelnd lehnte ſich der ermüdete Jäger an einen Pappelbaum:

Wo find ich dich, o meine Taube?
Wo tönt, Colette! meine Braut,
Wie Maigeflüſter durch die Laube,
Nun deiner ſüßen Stimme Laut?

Er ſang's bewegt, indeß der Abendwind melodiſch durch's Laub der Pappel rauſchte. Da war's, als würden ſeine Augen aufgethan. Nicht fern erblickt' er eine herrliche Laube. Wonnebebend naht' er ſich und fand beim Eintritt — nicht ſie, die er ſuchte; aber die Gewißheit, daß Colette die Bewohnerin ſey.

Mit einfachem Schmucke war die Laube gebildet. Der wilde Roſenſtrauch ſchlang ſeine rothe Blume um die zitternden

Arme der weißen Pappel, und das Geißblatt, das ſich gern durch die Lauben der Liebenden windet, duftete Wohlgeruch. Allenthalben fand er, von Mirthenlaub künſtlich geflochten und mannigfaltig verſchlungen, die Namen Aucaßin und Colette; auf einem hangenden Täfelchen ſtanden geätzt die Worte:

Erjagt iſt die Hindin weiß:
Wollſt lieber Jäger weilen!
Die Liebe ſchließt den Zauberkreis;
Kann ſie den Jäger heilen?

Er las es entzückt, und ſieh'! ihm nahe ſtand die Heilende. Ihrer Hand entſank die friſch gepflückte Blume und ſie — in des Glühenden Arm. — Still feierte rings die Natur, und die Sängerin der Nacht flötete dem liebenden Paare das Brautlied. —

„Laß uns hier weilen!“ ſprach Colette am Morgen. „Ich ſuche Dir Wurzeln und Kräuter, und Geflügel giebt uns Dein Geſchoß.“ Lächelnd entküßte Aucaßin die Worte den Lippen der ſüßen Träumerin. „Glaubeſt Du denn, meine Colette! daß nur wir in den Wald dringen können? „Glaubeſt Du, daß man unſrer Spur nicht folgen wird? Fort müſſen wir, und jetzt,“ — „Wohin, mein Aucaßin? Doch, was kümmert's mich! Aucaßin iſt mein Geleiter.“

Hand in Hand verließen ſie mit bethräntem Blick die Laube, verließen den Zauberwald, durchkreuzten manche Städte und Flecken, um einen Hafen zu erreichen; und waren hoch erfreut, da ſie endlich in Marſeille am Strande des Meers die tauſend Wimpel wehen ſahn.

Eine Flotte lag gerade bereit, den heiligen Ludewig mit der Blüthe der franzöſiſchen Ritter und einer gewaltigen Heeresmacht nach Paläſtina zu führen, wo ſie, gleich den Hunderttauſenden ihrer Vorgänger, Gut und Blut zur Befreiung des heiligen Landes aufzuopfern bereit waren. Der Glanz des Zuges und der Muth, der aus Aller Blicken ſtrahlte, wirkte mächtig auf Aucaßin.

„Warum,“ ſprach Colette zu ihm, „warum wollteſt Du nicht dem Rufe Deines Innern folgen? Nur, Lieber! nimm mich mit Dir! Glaubſt Du, daß Colette, die ſich ohne Dich vom Thurm herab ließ, die ohne Dich in den Zauberwald drang, nicht mit Dir geharniſcht wider die Sarazenen fechten könne?“

Der Schluß war ſchnell gefaßt. Colette trug Helm und Panzer, als wäre ſie längſt daran gewöhnt. König Ludewig freute ſich der beiden Streiter, die ſein Heer vermehrten, und in wenig Tagen ging die Flotte unterm Zujauchzen der ſtröhmenden Menge in See. Sie landeten zunächſt in Cypern, wo das Heer überwinterte, und erſt im nächſten Frühling ward der Feldzug in Egypten eröffnet. Glänzend begann er. König Ludewig eroberte die Stadt Damiate mit dem Degen in der Fauſt. Aber als er zu kühn den Sieg verfolgte, und weiter den Nil hinaufzog, um Kairo, die Hauptſtadt des Reichs, zu erobern, da ward er umringt von der Uebermacht der Sarazenen. Das ungewohnte Griechiſche Feuer, welches ſie aus ehernen Röhren unter die Chriſten ſpritzten, richtete gewaltige Verheerung an, und die Verſuche, es zu löſchen, vergrößerten es nur. König Ludewig mußte ſich nach den äußerſten Anſtrengungen der Tapferkeit mit ſeinem ganzen Heere dem Sultan ergeben: Damiate kam wieder in Feindes Hand, und war der Kerker der Chriſten-Gefangenen.

Aucaßin und Colette wurden getrennt, ſo daß keiner von des andern Schickſal erfuhr. König Ludewig befreite ſich bald durch großes Löſegeld, und verſprach auch ſeine Ritter zu löſen. Er that's. Doch vermocht' er nur allmählig ſeine Zuſage zu erfüllen. Aucaßin hatte das Glück, unter den erſten Befreiten zu ſeyn. Er ſuchte ſeine Colette, aber alle Nachforſchungen waren vergebens.

Traurig verließ er Damiate, und nur die Hoffnung, ſeine Geliebte unter den Gelöſeten im Vaterlande zu finden, konnt' ihn ſtärken. Nach zweijähriger Abweſenheit kam er nach Marſeille zurück, aber ohne Colette. Hier vernahm er den Tod ſeines Vaters. Er eilte, Beſitz von ſeinem Erbtheil zu nehmen. Seine Unterthanen erkannten ihren Gebieter und führten ihn in frohem Gepränge zur Burg. Aucaßin war Herr von Beauçaire, aber ohne Colette. Es kamen von Zeit zu Zeit gelöſete Gefangene zurück aus Egypten. Colette war nicht unter ihnen. Es kamen Waller vom heiligen Grabe. Sie vermochten nicht Kunde zu geben von ihr, die er liebte.

So verfloß ein langes Jahr, und Aucaßin begann zu verzweifeln, daß er je wieder ſehe Colette, die Milde. Umſonſt doch drangen ſeine Vaſallen in ihn, ſich des Kummers zu entſchlagen, und eine Gattin zu wählen. „Ich habe gewählt,“ ſprach er; „wird Colette nicht mein, ſo gewinnt keine je mein Herz.“

Einſt ſaß er an einem ſchönen Sommernachmittage mit ſeinen Baronen auf dem hochgeſtuften Söller der Burg. Sein Blick war auf den Wald gerichtet, wo er einige Jahre zuvor Colette, die Milde, gefunden hatte. Das ſüße Andenken drängte tiefe Seufzer aus ſeiner Bruſt und eine volle Thräne, die er zu bergen ſuchte, rann die Wange herab.

Indeß Aucaßin ſo in Gedanken verloren war, rief einer der Baronen: „Da kommt ein Leiermann! Der muß uns durch ein Lied erfreuen. Komm näher, guter Freund! was kannſt Du ſingen?“ Der Leiermann nahte ſich, in einen Mantel gehüllt und das Haar über's Geſicht geringelt, der Marmortreppe. „Iſt's gefällig, gnädige Herrn! ſo ſing' ich ſchlecht und recht zu meiner Geige die Liebſchaft von Aucaßin und Colette.“ Und ſchon begann er:

Ich ſing zu meiner Fidel:
Natur hat mich's gelehrt.
Ihr Herren, hört mein Liedel!
Das Liedel iſt's wohl werth.

Nun ſang er, wie das Paar ſich ſo innig geliebt, wie Colette ſich aus dem Thurme gerettet, wie ſie ihren Geliebten wieder gefunden habe; die ganze Geſchichte ſang er, bis zu der Liebenden Gefangenſchaft in Damiate. Dann fuhr er fort:

Colette war am Orte,
Der ihr das Leben gab.
Sie hütete die Pforte
Des Vaſſen Amadat.

Und gut war der Gebieter,
Er hegte milden Sinn.
Schon wollt' er wohl dem Hüter,
Doch mehr der Hüterin.

Denn ach! ſie war verrathen,
Und ihr verhehlter Stand
Entdeckt dem Damiaten,
Vor dem ſie Gnade fand.

Einſt wurde ſie vom Vaſſen
Gedrängt mit Schmeichelein,
Das Chriſtenthum zu laſſen,
Und ganz ſich ihm zu weihn.

Doch hielt ſie feſt am Bunde,
Dacht' Aucaßin, nur ihn,
Und ſchwur zur ſelben Stunde,
Wohl über Meer zu fliehn;

Zum Lieblichen zu wallen,
Der Hand und Herz ihr bot,
Und ſollt' ihm ſie mißfallen,
Zu ſinken in den Tod.

Er, der in Höhn und Tiefen
Sie ſchützte, er entwand,
Als ihre Hüter ſchliefen,
Sie auch des Vaſſen Hand.

Zum Strande floh Colette
Im athemloſen Lauf.
Laut rief ſie: „rette! rette!“
Ein Schiffer nahm ſie auf.

„Wohin, wohin?“ — „Ich wohne,“
Sprach mild der Schiffermann,
„Am fernen Strand der Rhone.“
„O,“ rief ſie, „wohl mir dann!

Dort harret mein Getreuer.
Wie Gott mich ihm bewahrt
Das ſing' ich euch zur Leier,
Zu kürzen unſre Fahrt!“

Gern war ich ihr Gefährte:
Sie ſang zu meinem Spiel.
Mit ſang ich, was ſie lehrte.
Wohl mir, wenn's euch gefiel.

Wer beſchreibt Aucaßin's Empfindungen beim Hören der Geſchichte? Er bebte die Marmorſtufen hinab. „Colette, Du Milde, Du biſt's!“

„Aucaßin! Du liebſt mich noch!“

Sie riefen's, und ſanken ſich Freudeweinend in die Arme.

Ludwig Halirſch

ward 1802 zu Wien geboren, widmete ſich dem Studium des Rechts und dem Verwaltungsweſen und wurde bei dem Militärdepartement des Kaiſerlich-Königlichen Hofraths zu Wien angeſtellt. Später nach Italien verſetzt ſtarb er am 19 März 1832 zu Mailand.

Er gab heraus:

Novellen und Geſchichten. Brünn 1827 in 8.
Balladen und lyriſche Gedichte. Leipzig 1829. gr. 12.
Dramaturgiſche Skizzen. Ebendaſ. 1829. 2 Thle. in gr. 12.

Einzeln:

Petrarka, dram. Gedicht. Leipzig 1823. 8.
Die Demetrier, Trauerſpiel. Leipzig 1824. 8.
Der Morgen auf Capri. Dramatiſches Gedicht. Leipzig 1829 in gr. 12.
Erinnerungen an den Schneeberg in 40 Reiſebildern. Wien 1831 in 16.
Außerdem Romane (die beiden Bilder), Schauſpiele (Hans Sachs) und ähnliche Sachen in Sammelwerken (Originalromane 7. Thl., Originaltheater, 1. Bdchen, Dramatiſche Miscellen), Almanachs u. ſ. w.

Ein ſchönes, blühendes, vielverſprechendes, mit reicher Phantaſie ausgeſtattetes Talent, das gewiß noch Bedeutendes geleiſtet hätte, wäre ihm von dem Schickſal längeres Leben und größere Reife verſtattet worden. — Am glücklichſten war H. in der Ballade; auch ſeine Novellen zeichnen ſich durch gewandte Erfindung und gute Darſtellung aus.

Theobald Schreier's Paſſions-Tage.*)

Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geſchäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und billt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unſerm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und ſeines Bellens lauter Schall
Beweiſt nur — daß wir reiten.

Kläffer.

Aergerlich warf Theobald den Hut auf den Tiſch und ſich in den alten Lehnſtuhl, als er wieder die vier aſchgrauen Wände ſeines Dachſtübchens erblickte, die von einem dünnen Lichtſtumpf in einem Flaſchenhalſe eben nicht prächtig erleuchtet wurden. Wild ſaß er da, den Kopf in die Fauſt geſtemmt, in tiefen Gedanken. — „Hol' der Teufel" — rief er endlich, indem er aufſprang und auf den Tiſch ſchlug — „hol' der Teufel all' die Stuben-Philoſophie und engherzige Geckenhaftigkeit, die ſich ſchwarz auf weiß hübſch genug ausnimmt, aber in die Welt nicht taugt, außer allenfalls auf einem elaſtiſchen Sopha, bei einer Flaſche Wein, ſchöne Sermone darüber zu halten! Damit komm' ich in meinem Leben nicht weiter. Ich könnte abzehren, um ja was Rechtes zu leiſten, eh' die Welt wüßte, daß je ein Erdenſohn Schreier geheißen hat. — S' iſt entſetzlich! Alle meine Bekannten ſchreiben und laſſen drucken und ſind bekannte und angeſehene Leute und leben flott. Der Eine arbeitet an allen Zeitſchriften des weiland heiligen römiſchen Reiches, der Andere hat gar Gedichte heraus gegeben; Jener iſt als Recenſent der Schrecken aller Welt, und Dieſer hat ſich zum Ueberfluß ſelbſt vor dem Spiegel gemalt, mit fliegenden Haaren und offener Halskrauſe, wie er einmal in Kupfer geſtochen ſeyn will — und ich allein — weiß ich nicht ſo viel, als alle dieſe Kerls zuſammen, hab' ich umſonſt zwei Monate lang wie ein Philiſter Tag und Nacht geſeſſen über dem Kant und Aſt und Krug und wie ſie Alle heißen?" —

Der Odem verging ihm; er maß mit großen Schritten das kleine Stübchen. Endlich begann er wieder reſolut: „Schreiben will ich! Gedruckt will ich mich ſeh'n! Recenſiren will ich! Fort mit all' dem Zeug!" Und ſomit flog der unſchuldige Aſt, der ihm gerade zunächſt lag, mit Gewalt an den Boden. — Der Sturm ſeiner Seele hatte ſich in dieſem Ausbruch entladen und die ganze Bänglichkeit ſeiner Lage fiel ihm hart auf's Herz. — Von dem benachbarten Dache heulten einige Katzen das Accompagnement zu ſeiner Wehmuth und neu wurden Pläne auf Pläne gemacht, und raſtlos an den Ikarus-Flügeln gearbeitet, die ihn zur Sonne des Ruhms hinauf tragen ſollten. — Am nächſten Morgen packte er ſeine Aeſthetika alle zuſammen, und wie eine lüſterne Braut ohne Seufzer Vater und Mutter verläßt, auf daß ſie dem Manne nachziehe, hatte er die herrlichen Schriften ſchnell genug mit innigem Behagen bei dem nächſten Antiquar gegen klingende Weisheit vertauſcht. — Noch einmal ſo ſtolz ſchritt er nun durch die Gaſſen, denn er fühlte den magnetiſchen Lebensſtrom in ſeiner Taſche und eilte ohneweiters in ein Kaffehhaus, um dort das Weſen des Recenſenten-Handwerks, das heißt: „den rechten Ton, den feinen Takt" — aus dem Grunde zu ſtudiren.

Glücklicher Weiſe, wie denn Glück und Genie im ewigen Bunde ſtehen, fiel ihm gerade das rechte Zeitungsblatt in die Hände, wo Stück und Darſtellung auf eine feine Weiſe mit den Worten des Kalenders: „Regen mit Sonnenſchein oder Sonnenſchein mit Regen" abgefertigt wurden. Die Nähe der Pallas hatte den Diomedes nie mit ſo gewaltigem Muthe entflammt, als dieſer Unſinn den ſchreib-, druck- und honorarluſtigen Schreier. In der Freude ſeines Herzens beſchloß er ſogleich ſein Talent nach dem vorliegenden großen Muſter zu verſuchen, und da er nachgeſehen, was im Theater gegeben werde, fing er flugs eine Recenſion der künftigen Darſtellung im Kaffeehauſe an. Sieh', es gelang ihm wunderbar; — der gewandte Ton, die allgemeinen tiefen Bemerkungen, die für Hamburg und Wien, für Manheim und Lemberg paſſen — das myſtiſche Halbdunkel, das große äſthetiſche Geheimniſſe erwarten läßt — Alles, Alles gelang ihm wunderbar!

Aber laſſen wir den Begeiſterten ſeinen Prüfungsakt vollenden und betrachten wir einſtweilen das Gewicht, das auf einmal in die Wage fiel und den demüthigen Schreier zum hoffährtigen Recenſenten herab ſchnellte. Er war, um die Anforderungen ſeines Magens zu betäuben, zu einem ſeiner Freunde gegangen, und wie in der Welt nichts ohne Urſache geſchieht, wollte zum Heil der Reſidenz das Glück, daß gerade die vierteljährige Lieferung der Zeitungsblätter und ein Röllchen Dukaten den jungen Autor begrüßten, als Schreier bei ihm eintrat. Solch einen Reichthum hatte der arme Kautz ſein Lebtag nicht beiſammen gehabt, und als er nun hörte, daß dies nur einige Tropfen aus dem reichen Goldſtrom ſeyen, der ſeinem Freunde alljährlich zufließe, als dieſer mit triumphirender Miene die Menge Einladungs-Schreiben und Honorars-Offerten vor ihm ausbreitete, die er von allen Seiten erhalten: da flammte der Funke des Schriftſtellerberufs in der Bruſt des Neulings auf.

Schreier war entzückt über ſein Werk: er laß es dreimal noch im Kaffeehauſe durch und deklamirte es laut auf der Straße. Aber der Bann ſeiner Wände glich einem Zauberkreiſe, der, wie dicker Kohlendampf, ſeinen Autor-Spiritus niederſchlug. Trotz allem gediegenen Raiſonnement und der mächtigen Beredſamkeit aller zu hoffenden Dukaten, wenn er erſt ſeine Ritterſpornen durch irgend einen ſiegenden Angriff verdient hätte, regte ſich doch ſein Gewiſſen, und alle Zweifel und Sorgen kehrten, gleich dem Teufel im Evangelium, mit ſiebenfach erneuerter Kraft in ſeine Seele zurück. Er trat an's Fenſter, durchbohrte mit ſeinem Blicke den leuchtenden Thurmknopf, der ihm, hoch über die lange Reihe von Dächern, entgegenflammte, biß die Nägel und reimte ein Sonett vor ſich hin, aus dem er ermeſſen konnte, daß die Fluth der Erbärmlichkeit hoch genug in ihm geſtiegen ſey für ſeine Pläne.

Dies Sonett nun, worin eigentlich nichts geſagt war, als daß die Sonne untergegangen, wurde, nebſt ähnlicher Waare, dem Herausgeber eines beliebten Blattes überſendet und — ſchon in einigen Tagen hatte er eine ſehr ſchmeichelhafte Antwort und die Bitte um fernere Beiträge, mit der unendlichen Freude, ſich gedruckt zu ſehen. — Wie in einer warmen Frühlingsnacht ſchoſſen nun die Blüthen ſeiner Autorſchaft üppig empor. Gleich die erſte Recenſion ward, verſteht ſich mutatis mutandis, für eine neue Darſtellung zugeſchnitten, und nun folgten Gedichte, Erzählungen, Charaden, Anekdoten, Alles im bunteſten Gewimmel auf einander: der Klang der Dukaten, an dem es ſein Mäcenas nicht fehlen ließ, ſtimmte die Lyra, und ſchwerlich hat ein Preisbewerber je mit ſo entſchloſſener Stirne die Bahn betreten. — Mußte gleich vor der Hand jedes Stück nur eingepaſcht werden, um einem noch erbärmlicheren Machwerke den Platz zu nehmen, ſo erſchien doch jedes neue bedruckte Quartblatt Schreiern als eine neue Stufe zu der Pyramide ſeines künftigen Ruhmes.

---

*) Aus: L. Halirſch „Novellen und Geſchichten. Leipzig 1829.

Der gütige Dämon, der die Aufſicht über die Almanache und Zeitungsblätter, und ſo gewaltig führt, daß er mit entſchiedenem Erfolge die geſchmackloſe Folianten- und Quartanten-Gelehrſamkeit zu niedlichen Duodez-Bonbons umzugeſtalten berechtigt iſt: der, wie ein warmer Sonnenblick Mücken und Fliegen, Autoren und Dichter ins Leben ruft: derſelbe Gott, zu deſſen Ehre täglich Millionen Fidibuſſe dampfen, wußte dem ſtolz emporſtrebenden Genius Schreier's bald den gehörigen Wirkungskreis zu geben. Er erhielt die bedeutende Stelle eines Recenſions-Sekretärs, da die Dienſtgeſchäfte des Hofraths (vulgo Redakteurs) ſich ſo gehäuft hatten, daß dieſer nicht im Stande war, die Aktenſtücke alle zu erledigen, wenn er auch nur die Titel der Bücher und die Comödienzettel leſen wollte. So aber geſchah es, daß ſich Schreier plötzlich in ſeinem eigenthümlichſten Elemente befand und ſein Glück begründet anſehen durfte.

Den gewaltigen Abſtich der neuen Periode, die nun in Schreier's Leben eintritt, mit der Qual der vorigen zu vergleichen, wäre überflüſſig, da gar Viele entweder dieſen Lebens-Aequator ſelbſt paſſirt, oder wenigſtens halbe oder ganze Bekannte haben, von welchen ſie das Nähere leicht erfahren können. Wir halten uns alſo nicht auf, die Seligkeit des jungen Autors zu beſchreiben, als er aus ſeinem ſchwarzen dunſtigen Kämmerchen plötzlich als glänzender Tagfalter der Sonne des Ruhms entgegen flog, ſondern wir wollen ſogleich zu wichtigeren und dringenderen Begebenheiten eilen.

Zu den intereſſanteſten Erſcheinungen des ſchöngeiſtigen Lebens in der Reſidenz gehörten offenbar die Thee-Zirkel der Madam N., ja, ſie waren gewiſſermaßen der Focus, welcher die durch alle Straßen verbreiteten poetiſchen Strahlen an ſich zog und vereinigte. Da ihre Jugend verblüht war, und der Spätherbſt auch ihren theatraliſchen Ruhm entblättert hatte, ſo war ſie bedacht, durch gelehrte Lorbeern die Mängel zu verdecken, und das beſte Mittel hierzu ſchien ihr, die Madam Stael der Reſidenz zu werden, da ſie keine Ninon ſeyn konnte. Was Anſpruch auf die leichte Schule der gelehrten Oberflächlichkeit machte, die wir in der deutſchen Sprache ſehr paſſend Bildung zu nennen belieben, verſammelte ſich bei Madam N. — April-Herrchen, die, Horazens Ausſpruch gemäß, die goldene Mittelſtraße der Moden von London und Paris raſtlos zu halten bemüht waren, ſtellten ſich ein, nachdem ſie aus dem Converſations-Lexikon ſich in der Eile mit dem nöthigen Materiale verſehen hatten, den Sauerteig der gelehrten Unterhaltung zu kneten; galante Dichter kamen von der Abend-Toilette ihrer Muſen herbeigeflogen; Damen, welche Ruf und Bewunderung durch ihre Romane erworben, und alſo doppelte Gunſt, von ihren eigenen und von den Anbetern ihrer Werke zogen: endlich der ganze Prieſterchor Melpomenen's und Thalia's ſtieg von der Höhe des Lebens, dem Theater, in dieſe Verſammlung herab. Daß die Recenſenten nicht fehlten, läßt ſich denken. Sie waren hier, wie im Staate die Polizei dem Kläger, wie die Advokaten dem Beklagten, unentbehrlich. Und wer die freundliche Güte, die Innigkeit und Herzlichkeit ſah, mit welcher dieſe Herren hier empfangen wurden, ward klar überzeugt von der Milde des menſchlichen Herzens, das nur den Fernen haßt, und den Teufel nicht entbehren kann, wenn er einen Scheffel Salz mit ihm genoſſen, wie das Sprüchwort ſagt.

Sehr natürlich ward auch Schreier bald in die Geheimniſſe dieſer literariſchen Myſterien eingeweiht und wie leicht man jede bittere Bemerkung vergeſſe, davon erhielt er durch die Zartheit, mit der er behandelt wurde, die ſprechendſten Beweiſe. — Als er zum zweiten Male Theil nahm an dieſem Muſen-Zirkel, wurde er auf die angenehmſte Weiſe überraſcht. Er hatte zwei Tage vorher eine Parodie auf das neueſte Produkt eines Dichters, der nicht ſo glücklich war, zu dem Zirkel zu gehören, gedichtet und dieſe einem Freunde mitgetheilt, der ſie zur Abſchrift verlangte. Wie fühlt' er ſich gerührt, wie ward ſeine ganze Seele aufgefordert zur Dankbarkeit, als Dem. Eugenie ihn beim Eintritte — er hatte ſich etwas verſpätet — mit der Deklamation dieſes ſinnigen Produktes empfing. Trotz ihrer artigen Geſtalt hatte er ſie bisher ſowohl auf dem Theater als hier gänzlich überſehen. Aber jetzt — wie erſtaunte er, dieſe zarte ſchlanke Geſtalt, dieſes weiche biegſame Organ, dieſe ſeelenvolle Blicke, dieſe Grazie der Bewegung, dieſen ganzen reichen Zauber ihres Weſens, dieſes tiefe Gefühl, dieſe beſonnene Wahrheit ihrer Haltung nicht bemerkt zu haben! — Er dankte ihr in den verbindlichſten Ausdrücken, und konnte ſich in dem Feuer ſeiner Begeiſterung nicht enthalten, ihre Hand zu faſſen. Sein Druck ward auf eine ſo ſchalkhafte Weiſe erwiedert, daß er plötzlich ganz entzückt war von dieſer neuen Erſcheinung, von der Munterkeit der Madam N., — von dem Witze der ganzen Geſellſchaft und feſt beſchloß, ſeine Dankbarkeit ſollte kein leeres Wort ſeyn. Mancher Embryo einer Apologie bildete ſich augenblicklich in ſeinem rezenſionenſchwangeren Hirne; vorzüglich beſchloß er das Unrecht, das ſeine unbegreifliche Unachtſamkeit der Dem. Eugenie zugefügt, auf das glänzendſte zu vergüten. Angeſtrengt ſann er auf neue Ausdrücke und Bilder, die der hohen Künſtlerinn auch nur einigermaßen würdig wären, und die ſchlafloſe Nacht, die er nach dieſem verhängnißvollen Abend zubrachte, empfing in ihrem Schooße die ewige Morgenröthe des Ruhmes, welche von nun an Dem. Eugenie umſtrahlen ſollte.

Der Erzähler befindet ſich hier in der That in der unangenehmen Lage, den intereſſanten Roman, der ſich zwiſchen beiden Liebenden entſpann — und wer zweifelt, daß er ſie liebte von dem Augenblicke, da er ſie bemerkte; und hätte ſie ihn nicht früher geliebt, wie hätte ſie auf eine ſo zarte Weiſe ihm ein ſo ſchmeichelhaftes Compliment gemacht? — Alſo: der Erzähler befindet ſich wirklich in der höchſt unangenehmen Lage, den intereſſanten Roman dieſer beiden Liebenden nur in allgemeinen Umriſſen bezeichnen zu dürfen. Denn da unſere Zeit, man will's nur nicht recht anerkennen, überall auf Kürze und auf das Weſen der Sache dringt, Abſchweifungen aber, wenn ſie auch noch ſo anziehend wären, haßt, ſo ſieht er ſich genöthigt, ſich bloß auf das zu beſchränken, was Schreier, den Rezenſenten, angeht, und das Uebrige einem künftigen Biographen zu überlaſſen. — Doch ſo viel gehört unumgänglich zur Sache, daß der gane Roman, der in dem Blicke der Dem. Eugenie, als ſie Schreiern die Hand drückte, gleichſam im Keime lag, ſich auf das Schönſte entwickelte, und daß Beide das Ziel der Vollendung zu erreichen ſtrebten, indem ſie die zwei Seiten der Menſchen-Natur, die ſich ſo ſchroff entgegenſtehen, antike Plaſtik und romantiſche Schwärmerei, auf das Geiſtreichſte zu vermählen wußten.

Es begab ſich zur ſelbigen Zeit, daß ein fremder Künſtler in der Reſidenz anlangte, um daſelbſt Gaſtrollen zu geben. Schreier blieb täglich eine Stunde länger zu Hauſe, um den Künſtler zu empfangen, wenn er komme ſeine Bekanntſchaft zu machen. Vergebens! — Daß dieſe Vernachläſſigung keine vortheilhafte Ahnung von dem feinen Anſtandsgefühl des Fremden erweckte, war natürlich, und wie mag ohne dies Gefühl auf der Bühne etwas geleiſtet werden, das der Rede werth wäre? — vorzüglich in unſern Tagen, wo die plumpe Rohheit ſo gänzlich vom Theater verbannt iſt, daß der Verzweifelnde ſelbſt nicht nur mit Anſtand verzweifelt, ſondern mit beſonnener Ruhe ermordet; denn wie käme er ohne dieſe ruhige Beſonnenheit zu dem ſchön ausgeführten Bilde, mit welchem er ſein Leben aushaucht? — Wie geſagt, es erweckte keine gute Meinung von dem Fremden, daß Schreier ihn erſt in dem Zirkel der Madam N. kennen lernte, und dieſe leiſe Ahnung ward nur zu ſehr beſtätigt, indem er auch hier von Schreier ſo wenig Notitz nahm, als ob er gar nicht in der Welt wäre. Iſt es möglich, kann die Verblendung ſo weit gehen! Ahnte er nicht, welche richterliche Gewalt in dieſem Inkognito ſich verberge? Aber er war ſo ruhig und unbefangen, daß ich ihn nicht beſſer zu vergleichen weiß, als mit einem Menſchen, der lächelnd im Graſe ſchläft, indeß eine Schlange ſchon den tödtlichen Zahn an ihn ſetzt. Uebrigens iſt dieſes Gleichniß ſchon etwas veraltet; da man aber heut zu Tage ohne Bilder keinen Speiſezettel drucken läßt und da die Tragödien-Dichter ſelbſt nicht genug alte Bilder einſchieben können, wenn ſie nur paſſend ſind und ſchön in die Anſchauung fallen, ſo mag man dieſen kleinen Mangel vergeben, wenn man ein altes, gutes Gleichniß nicht lieber für einen Vorzug halten will.

Mit einem Worte, der Fremde erſchien als ein Ignorant, der von dem altfränkiſchen Glauben — als wenn Verdienſt allein, ohne Protektion, hinreichend ſey, in der Welt ſein Glück zu machen — weder durch Geſchichts-Studium, noch durch Erfahrung, befreit worden war. Indeß, ſo ſehr Schreier ſich von Augenblick zu Augenblick von der gänzlichen Verwahrloſung des Menſchen überzeugte, ſo ſchien er doch auf die übrige Geſellſchaft einen durchaus verſchiedenen Eindruck zu machen. Beſonders war Dem. Eugenie ſeit langer Zeit nicht ſo munter, geiſtreich und liebenswürdig geweſen, als heute, und ſie wurde nicht müde, dem Gaſte zu Ehren die Leuchtkugeln ihres Witzes und die Feuerräder ſprechender Bilder los zu brennen. Vor Allem aber erwarb ihm eine Liebes-Scene aus einem bekannten Schauſpiel, die er mit Dem. Eugenie darſtellte und wobei es nicht zu verkennen war, daß von beiden Seiten recht con amore geſpielt wurde, den entſchiedenſten Beifall. Schreier allein ſtand mit verſchränkten Armen da, und ſein bitterſüßes

Lächeln machte nicht den angenehmſten Commentar zu den Lobeserhebungen, die er in dem allgemeinen Triumphſturm nicht umhin konnte, dem Fremden Anſtandshalber zu zollen. Im Grunde hatte er durch dieſe Scene den gänzlichen Mangel an Talent von Seiten deſſelben nur zu deutlich erkannt, und die Recenſion ſeines Debüts war ſo gut als fertig.

Als die Mitternacht der geſelligen Freude ihre Gränzen ſetzte, war das gegenſeitige Behagen und die gute Laune der Geſellſchaft ſo allgemein, daß man beſchloſſen, nächſtens ſie genial zu wiederholen und den heutigen Abend gleichſam für die Wurzelgröße der unendlichen Freudenpotenz gelten zu laſſen, die man in einigen Tagen zu erſchwingen hoffte. — Es war gerade ein überaus ſchneeiger, kalter Winter, weshalb man auch einen Thée dansant in einem, einige Stunden entfernten Gaſthofe verabredete, wohin die ganze Geſellſchaft einen lauten und klingenden Schlitten-Triumph-Zug zu halten beſchloß. Daß Schreier auch von der Partie war, verſteht ſich von ſelbſt.

Der feſtliche Tag erſchien. Auf dem großen Platze vor dem Hauſe der Madam N., wo ſich die ganze Geſellſchaft verſammeln wollte, um zugleich nach dem Ziele der Freudenbahn auszulaufen, hatten ſich die Rennſchlitten bereits in zierlicher Reihe aufgeſtellt, und die bunten Federbüſche der muthigen Roſſe, das Knallen der gewaltigen Peitſchen, das helle Geklingel unzähliger Schellen, ſtellte ſich gefühlvollen Gemüthern als ein friedliches Bild des idylliſchen Alpenlebens dar. — Damen und Herren arrangirten ſich jetzt, und Schreier — o Muſen! — Schreier, der den nagenden Kummer und Verdruß des letzten Abends diesmal, als Führer ſeiner Geliebten, durch einen langen Kuß von ihren ſchönen Lippen, welchen er ihr, dem Schlittenrechte gemäß, vor der ganzen Verſammlung zu rauben gedachte, weggehaucht zu ſehen hoffte, Schreier — o daß es ein Wort gäbe, ſeinen Schmerz, ſeine Erbitterung, ſeine Wuth, ſeine Raſerei zu ſchildern! — ward zum Führer der Madam N. ernannt. Der fremde Satan aber ſchwang ſich hinter die holde Eugenie und fuhr wie ein Sturm mit ihr davon. Ja, was das Schwert, das ſeine Seele durchſchnitt, noch mehr ſchärfte, Eugenie erwiederte den Blick, worin ſeine ganze Seele lag, ſo ruhig und heiter, als wäre Alles in der Ordnung, als könne es gar nicht anders ſeyn. Mit verbiſſener Wuth und eingekniffener Lippe machte er das Schlittenrecht bei Madam N. geltend, welche, ſeine Verzweiflung aufs Aeußerſte zu treiben, ſich noch jüngferlich ſträubte, ſo daß er ſanfte Gewalt gebrauchen mußte.

Aber er beſchloß, ſich zu rächen! — Der Fremde kam den ganzen Abend nicht von Eugenien's Seite; er war ihr erklärter Tänzer und die Geſellſchaft ſchien anzunehmen, daß die Beiden zuſammen gehörten.

Dem armen Schreier geſchah wie Einem, der im Traume von dem Teufel verfolgt wird, fliehen will und feſt ſteht, ſchreien will und keinen Laut hervorbringt. Er leerte ein Glas Limonade, den Ingrimm zu kühlen, aber dieſer brannte, wie griechiſches Feuer, von Minute zu Minute glühender und ſtechender. — Als man gegen Morgen unter dem tiefblauen reinen Sternenhimmel, in der ſchönen funkelnden Schneedämmerung, nach Hauſe fuhr, als durch die allgemeine tiefe Stille die melodiſchen Schellen erklangen, und nur zuweilen ein lautes fröhliches Gelächter aus einem Schlitten in den andern hinüber tönte, wie ward da Schreiern zu Muthe, wenn er ſich dachte, welche königlichen Momente ihm der Fremde auf ewig raubte. Vergebens hatte er ſich bemüht, wenigſtens hinter ihren Schlitten zu kommen. Madam N. führte den Zug. Statt auf den Weg zu achten, zwang es ihn ſtets, mit ſeinem Operngucker rückwärts zu ſchauen, ob er nicht ſeine Angebetete bemerken könnte. Lange vergebens! Aber jetzt — jetzt, da die Straße eine Wendung nahm, erblickte er ſie! Der Fremde hatte ſich in den Schlitten geſetzt, er ſchien im eifrigen Geſpräch mit ihr, und eben — verdammter Anblick! — eben ſchmiegten ihre Lippen in einem langen Kuſſe ſich zuſammen, da — lag Schreier's Schlitten in einem Graben; er ſelbſt flog weit in's Feld hinein. Madam N., welche, in Pelz, Muffe und Fußſäcke eingepreßt, augenblicklich bis über die Ohren im tiefen weichen Schnee ſaß, war durchaus nicht im Stande, ihre Lage im geringſten zu verändern, konnte nur durch lauten Jammer und Hülferuf ihrer Verzweiflung Luft machen. — Mit einer Wuth, die kein Dichter zu beſchreiben vermöchte, eilte Schreier herbei, riß ſeine Dame auf und warf ſie, nicht eben auf das ſanfteſte, in den Schlitten zurück, gleich darauf wie raſend durch die Nacht dahin ſprengend, um wenigſtens für den Augenblick den ſpöttiſchen Bemerkungen der Geſellſchaft zu entrinnen, und ſich ſo bald als möglich ſeiner jammernden Gefährtinn zu entledigen, die Vapeurs und Migraine, Gicht und den bleichen Tod als unausweichlich vor ſich ſah.

Mit einer Eile ohne Gleichen lud er endlich die ſchöne theure Laſt ab, warf noch einen wüthenden Blick auf ſeine reizende Ungetreue, durchbohrte gleichzeitig mit ihm den fremden Störefried und ſtürzte ohne Abſchied nach Hauſe.

Beſchämt, zerknirſcht, im Innerſten der Seele vernichtet, kam er zu Hauſe an. Bisher hatte er nur die beſeligende Wonne ſeiner Berühmtheit genoſſen; nun fiel zum erſten Male ihre drückende Laſt auf ſeine Seele. Selbſt die Gabe der Dichtung, die ihm die Welt mit ihren Kränzen umwunden, kehrte nun alle ihre ſtechenden Dornen heraus, ſein zerriſſenes Herz noch mehr zu zerreiſſen. Die Flammen ſeiner Phantaſie mahlten ihm mit dem entſetzlichſten Leben das Gelächter, die ſpöttelnden Mienen und Bemerkungen, welche nun in jedem literariſchen Zirkel ſeine tragiſche Begebenheit bekrittelten. Er dachte ſich zurück in die ſtillen ruhigen Tage, wo er noch unbekannt und unangefochten ſich aus der Ferne an der bunten Theaterwelt der Autorſchaft ergötzte, ohne ſelbſt als Mitſpielender Applaus und Pochen zu fühlen. Wie Rouſſeau, der verfolgte und gebeugte, hätte er ſeinen Ruhm hingegeben für das ſtille Glück ehemaliger Unberühmtheit. Aber wie Cäſar in ſeiner verewigten Schlacht nur einen Augenblick niedergedonnert ward von der Centnerwuth des Mißgeſchickes, dann jedoch ſeinen Rieſengeiſt bald mit neuer, durch Rache potenzirter Federkraft empor ſchnellte, ſo riß ſich auch Schreier mannhaft und muthig aus der Tiefe ſeiner Verzweiflung. — „Rache! Rache!“ rief er aus, und Muth und Kraft kehrten verdoppelt in ſeine Seele zurück, ſo daß er keinen Augenblick zweifelte, den glänzendſten Sieg dennoch davon zu tragen.

Am nächſten Abend begannen die Debüts des Fremden. Schreier war ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder früher da, ehe der Vorhang aufflog, und die gerunzelte Stirn, das ſatyriſche Lächeln, die ganze nachläſſig ſtolze Haltung, mit der er Gallerieen und Parterre und endlich ſelbſt ſeine Nachbarn muſterte, ließen Jedermann in ihm den gefürchteten Rezenſenten ahnen oder erkennen. — Das Orcheſter ſchwieg endlich und die Vorſtellung begann. Schon der erſte Auftritt des Fremden bewies, wie wenig er die tiefe Bedeutung ſeiner Rolle gefaßt hatte. Die Ruhe, beinahe Kälte, mit welcher er manche Rouladen-Donner leicht überging, wo ein Anderer mit galvaniſchen Schlägen das Publikum ergriffen hätte, gaben nur zu deutlich ein ganz unkünſtleriſches Streben nach Effekt zu erkennen: denn er ſchickte doch offenbar dieſe Windſtille nur voraus, um die volle Sturmesgewalt ſeiner Stimme auf einzelne Momente zu verſparen; er zog nur darum mit entſchiedener Selbſtverläugnung dieſen Nebel um ſich her, um endlich mit deſto feierlicherem Triumphe, wie Aeneas, daraus hervor zu glänzen, und mit dieſen Finten die ſchwachſinnige Kritik zu täuſchen und zu entwaffnen. — Ein an ſich ſo nichtiges Beſtreben konnte dennoch bei dem großen Haufen ſeine Wirkung nicht verfehlen. Aber dreifaches Erz umgab, wie eine erſtarrende Aegide, Schreier's Bruſt, daß alle Pfeile dieſer theatraliſchen Effektjagd davon abprallten und alle Wogen des Entzückens, in denen das Haus aufſchäumte, nichtig daran brandeten. Unter dem Jubel der allgemeinen Bewunderung ſtand er kalt und giftig lächelnd da, wie das böſe Verhängniß unter dem Hochzeit-Jubel, der ſich am nächſten Morgen zur Leichenfeier verwandeln ſoll.

Der Fremde ſuchte die falſche Auffaſſung ſeiner Rolle durch ſcheinbare Einheit ſo geſchickt zu verdecken, daß jeder weniger Unparteiiſche dadurch hintergangen werden mußte. Aber Schreier blieb conſequent. Die Bewunderung des Publikums, die ſo weit ging, daß Jener in der Mitte des Stückes hervor gerufen ward, beſtach das Urtheil der umſichtigſten Männer; aber Schreier blieb conſequeut. Er ſah darin nur den tiefen Verfall des Geſchmacks und verzehrte, mitleidig die Achſel zuckend, eine Maſſe Eis, indem er mitunter das Glas ſeines Opernguckers putzte.

Der Vorhang fiel; der Fremde ward noch einmal gerufen und dankte in einfachen Worten, die nur die Affektation beurkundeten, durch etwas Neues, ganz aus der Mode gekommenes, durch die ungeſchminkte Wahrheit nämlich, wirken zu wollen. Ein allgemeines freudiges Murmeln, das zuweilen ſchöner lohnt, als das lauteſte Toben des Beifalls, wogte durch die hinausſtrömenden Zuſchauer. Schreier ſtand noch immer lächelnd da. Endlich zog er behaglich den Mantel dicht zuſammen, das ganze Geſicht ward eine einzige bittere Ironie, deutlich ſagend: „Sachte! 's iſt noch nicht aller Tage Abend!“

Langſam ging er nach Hauſe, durchmuſterte noch einmal die ganze Folterkammer der kritiſchen Inquiſition, glühte die Daumſchrauben des Hohns in den Flammen ſeiner Boßheit, ſetzte ſich, ſchnitt die Feder ſpitz, und ſchrieb mit ſcharfen deutlichen Buchſtaben die Recenſion. — „Dixi!“ ſagte er behaglich, indem er den letzten Zug machte, in ſich hinein, und ſtand, re bene gesta, wichtig und ſtolz da, wie Apollo, nachdem er die Pythia getödtet.

Am nächſten Morgen betrieb Schreier den Druck des Blattes ſo eifrig als nur möglich, um das durchgreifende Gelächter aller Schadenfrohen baldigſt auf ſeiner Seite zu haben. Als es endlich erſchien, eilte er in daſſelbe Kaffeehaus, wo wir ihn vor einigen Monaten das Weſen der neuen Profeſſion ſtudieren ſahen, um in langen Zügen ſich an dem Strome ſeines Witzes zu erfreuen; und in der That: kein wunderthätiges Elixier einer gütigen Fee hätte die noch friſche Wunde, die der Fremde ihm vor zwei Tagen geſchlagen, heilſamer kühlen können, als dieſe ſchwarzen Zauber-Charaktere es thaten. — Noch überließ er ſich mit kindlichem Entzücken ſeiner unſchuldigen Freude, als ein bejahrter ernſter Mann neben ihm Platz nahm, und ſich das Blatt erbat, wenn er es geleſen. Schnell überreichte ihm Schreier das Verlangte, denn es gehörte mit zu ſeinen höchſten Genüſſen, insgeheim die Kraft zu belauſchen, mit der ſeine Produkte auf fremde Gemüther einwirkten. Lauernd ſaß er da, den Augen des Unbekannten ängſtlich folgend, die flüchtig über das Ganze hinwegflogen und endlich — endlich auf ſeinem galligen Extrakt feſtwurzelten. Finſter runzelte der Fremde die Stirne, warf endlich das Journal auf den Tiſch und rief ärgerlich: „Abſcheulich — das ſind Gehäſſigkeiten und keine Belehrungen!“

Schreier horchte hoch auf, und der Fremde, welcher ihn jetzt erſt erblickte, wandte ſich zu ihm und fragte: ob er das Blatt geleſen? Der Angeſprochene bejahte mit möglichſter Unbefangenheit. „Nun denn“ — fuhr Jener fort — „was ſagen Sie zu der hämiſchen Recenſion über den neuen Schauſpieler?“ — „Je nun,“ — ſtotterte Schreier verlegen: „ſie iſt allerdings — wie ſag ich nur? etwas ſtark — allein der Verfaſſer ſcheint es zu verſtehen, den Leuten cum grano salis die Wahrheit zu ſagen, wie man das jetzt verlangt. Zudem iſt auch ſein Styl fließend und das Ganze mit vieler Gewandtheit geſchrieben!“ — „Sagen Sie lieber zuſammen geflickt!“ entgegnete der Fremde; „ich kenne dieſe Art Urtheile, welche aus hundert andern fabrizirt und dann mit einer Unverſchämtheit ohne Gleichen für eigene ausgegeben werden. Uebrigens ſcheint hier noch obendrein Perſönlichkeit mit im Spiel; ich ſah den Schauſpieler und er iſt ohne Zweifel ein braver Routiniſt!“ — „Ein braver Routiniſt!“ — fiel Schreier verächtlich ein, und nicht wenig aufgebracht über die Freimüthigkeit des Fremden — „das wird ihm, glaub ich, auch ſein Recenſent, den ich demungeachtet doch für einen ſehr geiſtreichen Mann halte, zugeſtehen; aber Routiniſt und Künſtler iſt zweierlei, das werden Sie mir denn doch zugeben?“ — „Conceditur!“ lächelte der Fremde, — „doch wer wird jetzt ſo ſtrenge Anforderungen machen! Wo, überhaupt, finden Sie gegenwärtig ſo leicht einen Schauſpieler, der den Namen Künſtler verdiente, obwohl ihn alle ſich anmaßen, während ſie in der Mehrzahl erſt auf den Bretern ein Paar Kunſtgriffe erlernen, womit ſie die Enthuſiaſten blind machen, ohne ſelbſt ſehend zu werden. — Den Meiſten fehlt die Baſis aller Kunſt, Produktivität, und ihr einziges Verdienſt beſteht darin, daß ſie den Charakter des Dichters mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit nachzeichnen, wie er ihnen bereits ſchon vorgezeichnet daliegt. Die größere Geſchicklichkeit in dieſem Nachzeichnen aber gibt die Routine, d. h. die langjährige Erfahrung, die Gewandtheit auf den Bretern und das Studium gewiſſer Einzelnheiten und Nüanzirungen, die auf die Menge nie ihren Eindruck verfehlen.“ Der Fremde hielt hier ein, um ſeine Pfeife anzuzünden; Schreier aber traute ſich kaum Athem zu holen, um ja kein Wort von ſeiner Weisheit zu verlieren, die für ihn eben ſo neu als brauchbar ſchien. — „Deswegen,“ — fuhr der Sprecher fort, — „iſt es ein wahrer Ekel zu ſehen, welch’ ein Aufheben unſere Zeit mit der Schauſpielerei macht, und wie ſie darüber ihre eigene Größe und Kraft vergißt, gleich dem Herkules am Spinnrocken. — Auf der einen Seite die thörichte Menge, die nichts ſehen, hören und leſen will, als vom Theater; auf der andern Seite ſteht die Jämmerlichkeit ſo vieler Journale, die aus dieſer Sucht ihren Vortheil zu ziehen ſtrebt, ſtatt mit Ernſt und Würde ſich ihr entgegen zu ſtemmen. Die Reſultate dieſes unlauteren Treibens liegen am Tage. Theater-Correſpondenzen und Kritiken füllen alle Blätter; Kleinlichkeiten werden zu Haupt- und Staats-Aktionen empor gehoben, Lob und Tadel bis zur Unverſchämtheit getrieben, der Sinn für das Große, Schöne verflacht ſich, und ſelbſt zu Beſſerem und Tüchtigerem geſchaffene Geiſter werden gewaltſam mit in dieſen Strudel von Erbärmlichkeiten gezogen. Wehe der deutſchen Kunſt, wenn das kein Ende nimmt! Der Hiſtrione wird auf den Bretern und im wirklichen Leben den ächten Künſtler verdrängen, und die Gemeinheit, von der das Comödien-Weſen nie frei iſt — weil ein Jeder, der ſeine zwölf Kreuzer zahlen kann, das Recht hat, es zu verhöhnen — wird die Idee des Göttlichen beklecksen!“

Der Fremde ſchwieg hier und Schreier fiel ihm entzückt um den Hals. „Ganz aus meinem Herzen geſprochen!“ rief er; „ganz aus meinem Herzen! Sehen Sie, eben darum —.“ Er konnte nicht weiter ſprechen, denn gewaltſam riß ſich Jener aus ſeinen Armen los und unterbrach ihn heftig: „Zwei Schritte vom Leibe, mein Herr, wir ſind noch nicht ſo vertraut! Glauben Sie, ich hatte es auf den erſten Blick weg, daß Sie ſelbſt der Verfaſſer jener Recenſion ſind, und ich bewundere Ihre Keckheit. Doch das iſt die Frucht, wenn man derlei Dinge zum Handwerk macht. Man tritt mit eiſerner Stirne der ganzen Welt entgegen. Alles Gefühl wird erdrückt, jede ſchöne Regung geht unter, das Blut wird zur Galle, die Phantaſie vertrocknet, der Verſtand zerbröckelt ſich in leeren Phraſen, oder, wenn’s hoch kommt, in giftigen Ausfällen, und jeder Ehrenmann kehrt dem vertrockneten Skelette den Rücken. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen durch meine Anſicht über den Schauſpielerſtand das Wort geredet habe. Es trifft nicht Alle, und ſo lange ſelbſt die Uebrigen dort bleiben, wohin ſie gehören, zwiſchen die Couliſſen, laſſe ich ſie unangetaſtet; doch vordrängen ſollen ſie ſich nicht, nicht die Aufmerkſamkeit verlangen, die für Ernſteres und Größeres erforderlich iſt. Wer aber bleibt bei allen dieſen Dingen ihr Herold, als eben der Recenſent, er mag ihnen nun Lorbeer- oder Dornenkränze flechten. Herr, Sie ſind noch jung, Sie können ſich noch empor reißen aus dem Schlamm, in welchen Sie freilich auch ſchon tief genug verſunken, Sie können noch ein tüchtiger Menſch im Leben werden; darum Herz gefaßt! Brechen Sie die Ketten, in die Sie ſich ſelbſt gefeſſelt, und glauben Sie mir, Sie werden mir einſt den Augenblick danken, in welchem ich Sie, wenn auch etwas unſanft, aus Ihrer unſeligen Nichtigkeit gerüttelt habe!“ —

Hiermit warf er dem Marqueur ein Silberſtück zu und eilte fort. Schreier aber ſaß wie vernichtet da, in ſeinem innerſten Leben angegriffen, bis er endlich ſtumm und ſtill ſeinen Kaffee bezahlte und mit den widerſprechendſten Gefühlen nach Hauſe ſchlich.

Heim gekommen dachte Schreier lange über die Worte des Fremden nach. Ihm war es wie dem Nachtſchwärmer, den die Strahlen der Mittagsſonne wecken; er fühlte die tiefe Wahrheit des Gehörten. —

Jetzt flog die Thüre ſeines Zimmers mit Gewalt auf, und das bewußte Zeitungsblatt zu den Füßen des Recenſenten. „Haben Sie den Wiſch geſchrieben?“ donnerte ihm das ſonore Organ des fremden Schauſpielers in die Ohren, das neulich ſeine unparteiiſche Seele ſo wenig gerührt, aber deſſen Gewalt nun einen eiſigen Schauer über ſeinen ganzen Körper zog. „Haben Sie den Wiſch geſchrieben?“ donnerte die furchtbare Stimme zum zweiten Mal dem Erſchrockenen zu, der in ſeiner erſten Beſtürzung verſtummt war. — „Ja!“ wollte er dem ſtürmiſchen Frager mit dem entſchiedenſten Ton antworten — ſtotterte aber nicht ohne Mühe ein demüthiges und leiſes: „Allerdings!“ — Tauſend Element!“ ſo begann dieſer nun eine Rede, die wir mitzutheilen billigen Anſtand nehmen. Erſtens, weil beleidigtes Ehrgefühl und zu große Heftigkeit des Temperaments den Fremden ſeine Worte eben nicht allzu klug wählen ließen: zweitens und beſonders, weil wir hier nicht im geringſten etwa jenen Hiſtrionen das Wort reden wollen, die, mit Fug und Recht getadelt, einem würdigen und erfahrnen Mann ihren groben Knittel zwiſchen die Füße werfen, und arm an Geiſteswaffen, thätlich zu Werke gehen wollen. Glücklicher Weiſe bleibt es nur beim Wollen; denn wir haben Gott ſey Dank nicht lauter Schreier, und an den wahren Kunſtrichter wagt ſich ein in Eitelkeit aufgeblaſenes Geſindel nicht, dem die Breter nur der Pranger ſind, auf welchem es täglich ausgeſtellt wird. — „Herr, ich fordere Genugthuung. Solche Recenſionen wandern in ihrem Incognito ſicher durch die Straßen, während man auf mich mit den Fingern weiſet. Haben Sie ſo ſcharfe Federn, ſo will ich einmal erproben, ob Ihr Degen auch geſchliffen ſey. Morgen um dieſe Zeit bin ich bei Ihnen — auf Wiederſeh’n!“ — „Aber mein Gott — wer wird — Freundchen — Schatz! Engel! ſo hören Sie doch — wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?“ — rief Schreier im herzzerreißendſten Jammerton dem Fremden nach; aber umſonſt! — ehe Schreier den Nebel, der um ſeine Augen ſchwamm, wegrieb, ehe er die Schweißtropfen trocknete, die ihm über die Stirn rannen, war Jener verſchwunden.

Sein Auge erſtarrte, ſeine Kniee brachen, er ſank halb ohnmächtig in einen Stuhl und alles drehte ſich um mit ihm. Schwer iſt ein großer Geiſt aus der Faſſung zu bringen; doch geſchieht es einmal, ſo brechen um ſo grauenhafter alle Fugen auseinander. Mechaniſch griff Schreier nach einer halben Stunde, die alles Entſetzen der Hölle vereinigte, nach ſeiner Feder, die mit wahrer Freundſchaft ſo manchen Kummer wie ein Blitzableiter neben ihm herab auf Andere geleitet hatte.

Aber ſollte ſie ihm jetzt helfen? Der Degen war ein Gegenzauber, vor welchem alle kleine Hausteufelchen die Flucht ergriffen. Heiße Thränen drängten ſich nun in ſeine Augen, aber er konnte nicht weinen, ſeine Bruſt war voll zum Zerſpringen. Mit ſchnellem Blick durchflog er das ganze Gebiet der Möglichkeiten: ob nicht in dem unſcheinbarſten Winkel irgend ein Mittel liege, der drohenden Schande und dem noch furchtbareren Duell zu entgehen. Aber wie Noah's Rabe kehrte er troſtlos zurück, und fand keinen Oehlzweig, der Frieden in dieſen Streit gebracht hätte.

Ohne einen Biſſen zu genießen, ohne mit einem Tropfen die dürre Zunge zu laben, bereitete er ſich mit Faſten und frommer Ergebung zu den großen Ereigniſſen des folgenden Tages. Hörbar maß ſein Puls die lange und doch wieder ſo ſchrecklich kurze Zeit: er hatte vor Hitze die Fenſter geöffnet, ſo kalt auch der Wind die Schneeflocken herein trieb, und er fing endlich in der ſteigenden Angſt wie Franz Moor zu beten an: „Höre mich, mein Herr Gott! ich bin kein gemeiner Recenſent!“

Da ſchlug die Glocke der Thurmuhr ſeine Sterbeſtunde. Schreier's Blut gefror, die Thür öffnete ſich und in ſeinen Mantel gehüllt trat der Fremde ein. Wie Fauſt bei dem Anblick des Teufels, wenn dieſer den Arm ausſtreckt, ſo ſchrack Schreier zuſammen, als jener den Mantel öffnete und zwei blanke Piſtolen und ein Paar eben ſo blanke Degen ihm entgegen blitzten. Ihm ſchwindelte, er hörte die Stimme ſeines unbekannten Warners, er fühlte wie das letzte Fünkchen Muth in ſeinem kalten Herzen erloſch und mit kraftloſer Reſignation rief er ſeinem Peiniger entgegen: „Wohlan, ſtoßen Sie zu — hier iſt meine Bruſt!“ — Doch dieſer ſchlug ein helles Gelächter auf, und maß ihn lange verächtlich. Endlich rief er: „Armer Teufel! 's iſt doch wohl kaum der Mühe werth, Dir den Hals zu brechen! Weißt Du was, ſtelle mir eine Erklärung aus, daß Du ein Schuft ſeyſt, und wir ſind quitt!“ — „Ein Schuft!“ lallten die bleichen Lippen des Zitternden — „nein — eher“ — — „Du zögerſt noch? — Kannſt Du Deine Ehre nicht retten, ſo biſt Du nichts beſſers, das weiß ich ſo gut als Du! Schreibſt Du alſo auch einmal die Wahrheit, ſo haſt Du ja Zeit genug, den Teufel mit neuen Lügen zu beſänftigen. Uebrigens bleibt es unter uns, darauf mein Wort!“ — Eine flüchtige Schamröthe färbte die blaſſen Wangen Schreier's, als er aufſtand und zum Schreibtiſch wankte. Wehmüthig beſah er noch einmal die ſchlanke Feder, die ihn wie ein Schwanen-Fittig zum Olymp getragen hatte, und jetzt — es ſtand geſchrieben mit unſicheren Zügen, aber vollgültig, ſchwarz auf weiß.

„Brav, armer Sünder, aus Dir kann noch etwas werden!“ rief der Fremde, indem er den Zettel zerriß und vor ſeine Füße warf. „Dem Tode biſt Du entgangen, doch wir ſind nicht fertig. Ich ſpiele noch vier Gaſtrollen; hier ſind vier Dukaten, dafür lobſt Du mich — nicht wie ich es verdiene, denn davon verſtehſt Du nichts — aber Du lobſt mich! — Ja oder Nein?“ — „Ich — Sie — loben?“ ſtammelte Schreier, mehr krampfhaft als muthig und fuhr dann viel gelinder fort — „Herzensfreund, wie können Sie zweifeln, daß ich — mit größtem Vergnügen — aber — ſehen Sie — bedenken Sie nur!“ — „Was iſt da viel zu bedenken! Die Dukaten und Du lobſt, oder —“ Schreier fuhr zuſammen. „Wie Sie ſich auch gleich erhitzen! Sollen wir um einer ſolchen Kleinigkeit willen ſtreiten? — Ich meinte nur, da ich — nachdem, was ich bereits über Sie geſchrieben — was wird man ſagen?“ — „Was man will! Und zudem biſt Du ja nicht der Erſte, der ſein tiefſinniges gelehrtes Urtheil zurücknimmt und ſich mit unterſchriebenem Namen vor aller Welt für einen — Pinſel erklärt. Alſo: Ja oder Nein!“ — „Ja!“ liſpelte nun Schreier mit einem tiefen Seufzer. „Da ich ſo unglücklich war, durch ein bloßes Mißverſtändniß Ihr tiefes Talent zu überſehen, wie ſollte ich nicht auf jede Weiſe bemüht ſeyn, dieſen Fehler gut zu machen? — Uebrigens darf ich mir ſchmeicheln, daß mein Urtheil nicht ganz ohne Gewicht ſey, und nach unſerem jetzigen Uebereinkommen wird der Erfolg gewiß ganz Ihren Wünſchen entſprechen!“ — Er drückte ihm hiermit die Hand, indem er durch dieſe Wendung ſchnell die Miene eines Protektors anzunehmen ſuchte. Der Fremde nickte mit dem Kopfe, warf die Dukaten auf den Tiſch und ging.

Wie Einer, der den Teufel geſehen, aber durch einen kräftigen Bann ſich ſeiner noch glücklich erwehrte, ſaß Schreier da, den ſtarren Blick auf die Stelle geheftet, wo ſein Quälgeiſt geſtanden.

Kaum vermochte ſeine todtenbleiche Hand die Dukaten zu erfaſſen, und ſich zu überzeugen, daß die unbeſchnittenen Holländer kein Spuk ſeyen, ſondern ächte Tropfen des Nervengeiſtes, der das Leben überall zuſammen hält. —

Er nahm fürerſt rothes Pulver und etwas Kräuterwein, worauf er ſich bald in dem behaglichen Zuſtande der Reconvalescenz nach einer ſchweren Krankheit fühlte.

Die beiden Tage, bis zum zweiten Debüt des Fremden, waren für die gelehrte Welt ſo gut als verloren. Sein Vorfall glich einem Gifte, dem zwar durch ſchleuniges Gegengift alle tödtliche Kraft benommen iſt, das aber immer noch fortwirkt, und wie die Drei die geheimnißvollſte der Zahlen iſt, ſo brach auch jene Wirkung erſt am dritten Tage vollkommen aus. Schreier konnte bei dem beſten Willen nicht das Bett verlaſſen, um den zweiten Triumph des Fremden zu ſehen. Doch er war auf Alles gefaßt und entwarf mit chriſtlicher Selbſtverleugnung den erſten Panegyricon für ſeinen furchtbaren Freund, der bald genug aus der Druckerei in alle Kaffeehäuſer und aus dieſen durch die Straßen der erſtaunten Stadt wanderte. —

Der entſetzliche Wendepunkt ſeines Glückes war gekommen, der mühſam empor gewälzte Siſyphus-Felſen ſeines Ruhmes ſtürzte um ſo ſchneller herab, je gewaltiger die Höhe war, die er bereits erreicht hatte. — Der ungewöhnlich kalte Winter und die Unvorſichtigkeit des Fremden hatten dieſem eine plötzliche Heiſerkeit zugezogen, welche ſich gegen Abend ſo vermehrte, daß es ihm völlig unmöglich war, zu ſpielen. Man entſchuldigte ihn, gab ein anderes Stück, und während Schreier tiefſinnig und gründlich bewies, daß Iffland und Schröder ihren Genius in der Kraft eines Menſchen vereinigt, lag eben dieſer Menſch, gefoltert wie ſein Lobredner, auf dem Krankenbette.

Schreier wurde in dem Kaffeehauſe, in welches er ſich bei ſeinem erſten Ausgange — es war gerade der Tag, wo das Blatt erſchienen — begab, mit lautem Gelächter empfangen. Er ſah ſich plötzlich wieder in ſeinem Zimmer, ohne zu begreifen, wie er dahin gekommen. Zugleich öffnet ſich die Thür, der Diener ſeines Redakteurs tritt ſtumm, mit kaltem höhniſchen Lächeln ein, überreicht ihm einen Brief, verbeugt ſich tief und geht. —

Armer Schreier! es war deine Abdankung in kurzen kräftigen Worten! — Zum zweiten Male öffnet ſich die Thür; ein Diener der Madame N. tritt ſtumm, mit kaltem höhniſchen Lächeln ein, überreicht einen Brief, verbeugt ſich tief und geht; — ſie verbittet ſich alle ferneren Beſuche im Namen der ganzen Geſellſchaft. — Zum dritten und letzten Male öffnet ſich die Thür; der Diener des Fremden tritt ſtumm, mit kaltem höhniſchen Lächeln ein, überreicht einen Brief, verbeugt ſich tief und geht. — Dieſes letzte Schreiben enthielt nichts, als die kurzen Worte:

„Ich danke Ihnen, Sie gaben mir die eclatanteſte Genugthuung.“

Werfen wir den Vorhang chriſtlicher Liebe über dieſe Scenen, welche ſich die Phantaſie des Leſers genugſam ausmalen wird. — Am nächſten Tage fuhr der fremde Schauſpieler mit Eugenien zu einem — Schreier mit ſeinem unbekannten Warner, in deſſen offene Freundes-Arme er ſich warf, zum andern Thore hinaus. Vielleicht hat dieſer die Keime, die ohne Zweifel in ihm lagen, aber zu früh vom wuchernden Unkraut erſtickt wurden, entwickelt; ſo viel darf der Erzähler ſchließlich verſichern: Schreier ſchrieb keine Recenſion mehr und legte jedes Blatt zitternd weg, wo ihm aus den erſten Zeilen ſeine ehemaligen Gemeinplätze entgegen grinzten; — ſo kann er denn freilich nur wenige der jetzigen Zeitungen und Zeitſchriften leſen.

Friedrich Andreas Hallbauer

ward den 13. September 1692 zu Allſtedt im Weimariſchen geboren, ſtudirte zu Jena Philoſophie und Theologie, promovirte 1715 zum Magister artt. lib. und wurde 1721 zum Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät an der Landesuniverſität ernannt. 1731 wurde er daſelbſt Profeſſor der Beredſamkeit, 1738 außerordentlicher Profeſſor der Theologie und 1740 Dr. und ordentlicher Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft. Später erhielt er das Diplom als Eiſenachſcher Kirchenrath und wurde mit der Beaufſichtigung über die gothaiſchen und altenburgiſchen Landeskinder an der Univerſität Jena beauftragt. Er ſtarb daſelbſt den 1. März 1750.

Er ſchrieb:

Anleitung zur verbeſſerten deutſchen Oratorie. 3 Thle. Jena 1725.

Anleitung zur politiſchen Beredſamkeit Jena 1730.

H's Lehrbücher der Beredſamkeit fanden zu ihrer Zeit großen Beifall und wurden vielfach benutzt, doch bei den Fortſchritten in dieſer Wiſſenſchaft bald von zeitgemäßen, wenn auch nicht eben beſſeren Arbeiten verdrängt.

Albrecht von Haller.

Dieſer als Anatom, Phyſiolog, Botaniker, Literator und Dichter gleich ausgezeichnete Mann, ward den 16. October 1708 zu Bern von patriciſchen Eltern geboren und verrieth ſchon in ſeinem früheſten Kindesalter die gewaltigen Seelenkräfte, die in dem ſchwächlichen, beſtändig in ſich gekehrten Knaben ſchlummerten. Denn ſchon im 4. Jahre hielt er, mit einer ſchwarzen Schürze ſtatt des Prieſterrockes angethan, vom Ofen des Kinderzimmers herab vor ſeinem Auditorium, dem Hausgeſinde ſeiner Eltern, mit Erſtaunen gehörte Predigten, zeichnete und ſchrieb unter den Spielen ſeiner 3 ältern Brüder, hatte bereits im 6. Jahre ein ganzes Lexicon von lateiniſchen Wörtern und Redensarten gefaßt und durch ſeltene Ausdauer bei dem Niederſchreiben alles Merkwürdigen, was er gehört oder geleſen hatte, ſich ſchon als Knabe eine für einen Gelehrten von Fach nicht unbedeutende Maſſe von Kenntniſſen geſammelt. Selbſt die deswegen von den Seinigen und ſeinem kenntnißreichen, aber der alten pedantiſchen Lehrmethode anhängenden Privatlehrer nicht ſelten erlittenen Demüthigungen konnten dieſe unbezwingliche Wißbegierde nicht auslöſchen, vielmehr boten Lohenſteins Gedichte, die ihm als 10jährigem Schüler zu Bern in die Hände fielen, ihm ein neues Feld ſeines Fleißes und die Mittel zum Scherzen über ſeine wiſſenſchaftliche Erziehung dar. Mehr Freiheit erhielt er, als, nach ſeines Vaters Tode, ſeine Verwandten ihn auf das Gymnaſium zu Biel brachten, wo die Carteſianſche Philoſophie ſeinem Geiſte Licht und das Studium alter Dichter wie eigne Verſuche in der Dichtkunſt ſeinem durch die daſige Schulzucht verwundeten Herzen Troſt und Beruhigung gewährten. Der Aufenthalt daſelbſt bei einem Arzte beſtimmte ihn zum Studium der Medicin, um deſſentwillen er 1723 die Univerſität Tübingen bezog. Dort widmete er ſich der Anatomie und Botanik mit vorzüglichem Fleiße und ohngeachtet ſeiner Kurzſichtigkeit und Geruchsſchärfe mit großem Erfolge. Das damalige tolle Treiben auf dieſer Hochſchule und Verdrießlichkeiten mit ſeinen Commilitonen vermochten ihn 1725 auf die damals in ärztlicher Hinſicht vorzüglich berühmte Univerſität Leyden zu gehen, wo die gefeierten Aerzte Boerhave und Albinus, wie der auf einer Reiſe nach Amſterdam ihm befreundet gewordene berühmte Anatomiker Ruyſch ſeinem ungemeinen Fleiße hinlängliche Nahrung gaben. Auf einer 1726 durch Deutſchland unternommenen Reiſe ſtärkte er dann ſeine geſchwächte, angegriffene Geſundheit wieder, wurde nach Vertheidigung einer gegen die Hypotheſe des Loſchwitziſchen Speichelganges gerichteten Schrift Dr. medicinae und bereiſte dann London, Oxford und Paris, wodurch er mit dem Ritter Hans Sloane und den beiden größten Anatomikern ſeines Jahrhunderts, Douglas und Winslow, in genauere Verbindung kam. Die ſpätere Bekanntſchaft mit dem großen Mathematiker Johann Bernoulli zu Baſel machte ihn zugleich mit den höchſten Aufgaben der höhern Mathematik vertraut, wie die in Erinnerung an den großen ſchweizeriſchen Botaniker Kaſpar Bauchin mit dem Zürcher Chorherrn Joh. Geßner in die Alpen unternommene Reiſe ihm die genaue Kenntniß der Schweizerpflanzen erwarb. Endlich ließ er ſich 1729 zu Bern als praktiſcher Arzt nieder, heirathete eine vermögende liebenswürdige Patricierin, Mariane Wyß, und machte ſich durch eine glückliche Praxis, Humanität und allſeitig vollendete Schriften ſo rühmlich bekannt, daß die Schwediſche Societät der Wiſſenſchaften zu Upſala ihn bereits 1733 zu ihrem Mitgliede ernannte. Mit Mühe verſtattete ihm dagegen ſeine Vaterſtadt, an dem neu errichteten anatomiſchen Theater öffentliche Gratisvorleſungen zu halten und ſtellte ihn endlich 1735 als Hoſpitalarzt und Bibliothekar an. Aber ſchon 1736 rief ihn der nachherige Schauplatz ſeiner Größe, die Univerſität Göttingen, als Profeſſor der Medicin, Anatomie und Botanik zu ſich. Nachdem er 1739 auf einer Reiſe in ſeine Vaterſtadt ſeinen verwaiſten Kindern eine zweite Mutter geholt und nach deren Tode ſich 1741 zum dritten Male verheirathet hatte, verwandte er ſeine ganze Kraft auf den Anbau der Wiſſenſchaften. Auch wurden ſeine Verdienſte nun bald anerkannt. Die Akademien zu London, Stockholm, Wien, Bologna, Paris und Berlin und die deutſche Geſellſchaft zu Leipzig, wie die botaniſche Societät zu Florenz, ernannten ihn raſch nach einander zu ihrem Mitgliede, ſein König 1739 zum Leibmedicus, 1743 zum Hofrath und endlich zum Staatsrath, nachdem ihn Kaiſer Franz bereits 1749 mit ſammt ſeiner Nachkommenſchaft in den Reichsadelſtand erhoben hatte. Auch ſeine Vaterſtadt Bern hatte nun ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ihn 1745 zum Mitglied des großen Raths erhoben, was ſeinen Wunſch, dort ſeine letzten Tage zu verleben, befeſtigte und der Erfüllung näher führte. Daher lehnte er kurz darauf zwei Rufe nach London und Utrecht ab und ſchlug ſpäter, als er 1753 mit Beibehaltung ſeiner Würden und ſeiner akademiſchen Penſion nach Bern zurückgekehrt und daſelbſt zum Ammann, Director der Salzwerke zu Bex und

Aigle und Mitglied des Sanitätskollegiums und anderer hoher Staatsbedienungen mit einem anſehnlichen Gehalte ernannt worden war, die vortheilhaften Anerbietungen der Kanzlerſtelle 1755 zu Halle, 1767 zu Petersburg und 1770 zu Göttingen ſtandhaft aus. Seinem Vaterlande widmete er nun ſeine ganze ſegensreiche Amtswirkſamkeit, der Welt aber ſeine reichen literariſchen Schätze. Denn fortwährend ſtand er mit dieſer durch ſeine folgenden Schriften, ſeine Recenſionen in den Göttinger gelehrten Zeitungen und ſeine in alle Gegenden Europa's ſich erſtreckende deutſche, lateiniſche, engliſche, franzöſiſche und italieniſche Correſpondenz in der genaueſten Berührung. Daher erlebte er kurz vor ſeinem Tode auch noch die Freude, 1776 zum Ritter des Nordſternordens ernannt, 1777 vom Kaiſer Joſeph II. beſucht und mit der größten Verehrung unterhalten zu werden. Wegen ſeiner Schmerzen übermäßig gebrauchtes Opium endete endlich den 12. December 1777 ſein glanzvolles, verdienſt- und ſegensreiches Leben.

Groß und ſchön wie ſein Geiſt, war auch ſein Körper, edel und majeſtätiſch ſein Anſehen, ſcharf und feurig ſein Auge, ſowie, zwar nach der Schwäche ſeiner Leibeskonſtitution oft wechſelnd, doch gewöhnlich unwiderſtehlich hinreißend ſeine Haltung und ſein Benehmen. Mit an Wunder grenzender Originalität des Gedächtniſſes, des Verſtandes und der Phantaſie verband er raſtloſe und ausdauernde Thätigkeit, war ein kluger aber redlicher Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein höchſt gewiſſenhafter Beamter und bei allem Enthuſiasmus für Ruhm und Ehre ein wahrer Philoſoph und frommer Chriſt.

Von ihm beſitzen wir:

Verſuch ſchweizeriſcher Gedichte. Bern 1732 in 8. (anonym). Fernere vermehrte Ausgaben. Ebendaſ. 1734 und 1743. Dann: Göttingen 1748, 1749, 1751, 1753, 1758, 1760, 1762, 1768. 11. verm. und verbeſſ. Ausg. Bern 1777 in 8. mit Haller's Portrait und Vignetten, von H. ſelbſt durchfeilt. 12. verm. u. vielverb. Aufl. von ſeinem Verwandten Rud. Wyß. Bern 1828 in gr. 8. Wurde häufig nachgedruckt und in fremde Sprachen überſetzt. Franzöſiſch: von Tſcharner. Göttingen 1750 in 8. (in Proſa). Zürich 1750 in 8. (m. deutſch. Texte). Lyon 1752 in 12. Zürich 1758 in 8. (verm. u. verbeſſ.) Bern 1760 in 12. Paris 1760 in 8. Bern 1775 in 8. (mit neuen Vignetten). Italieniſch: vom Abbé Soreſi. Yverdun 1768 in 8. (nicht alle aber in guten Verſen). Engliſch: von Frau Howard. London 1793 in 12. (ebenfalls nur das Beſte).

Sammlung kleiner Schriften. Bern 1756 in 8. 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendaſ. 1772. 3 Thle. in 8.

Tagebuch ſeiner Beobachtungen über Schriftſteller und ſich ſelbſt u. ſ. w. Herausgegeben von J. G. Heinzmann. Bern 1787, 2 Thle. in 8.

Einzeln:

Ueber die Ehre. Lehrode. Schwediſch: Stockholm 1753. Hebräiſch: Wien 1794 in 8.

Uſong. Morgenländiſche Geſchichte in 4 Büchern. Bern 1771 in kl. 8. Leipzig 1771, 8. Bern 1772, 8. Ebendaſ. 1774, 8. vermehrt und verb. Ebendaſ. 1778, 8. m. K. Wurde überſetzt ins Franzöſiſche: Lauſanne 1772, 8. Frankfurt a. M. 1772, 8. Paris 1772, 8. Engliſche: London 1772, 12. Ebendaſ. 1773, 8. Ungariſche: Presburg 1792, 8. Holländiſche: Rotterdam 1773, 8. Italieniſche: Firenze 1776, 8.

Alfred, König der Angelſachſen. Göttingen und Bern 1773. kl. 8. 2. Aufl. Göttingen 1774, 8. Franzöſiſch: Lauſanne 1775, 8.

Fabius und Kato. Bern und Göttingen 1774, kl. 8.

Von den letztern 3 Schriften finden ſich Nachdrücke zu Reutlingen und Karlsruhe. Ferner:

Die Alpen. Bern 1774, gr. 4. Prachtausgabe m. Kupf. Neueſte Aufl. mit Vignetten und franz. Ueberſetzung. Ebendaſ. 1795, gr. 4. Franzöſiſch: Avignon 1770. 4. Holländiſch: Utrecht 1800, gr. 8.

Außerdem eine Menge Recenſionen (gegen 12000) und kleinere Schriften in Zeitſchriften, Magazinen und m. a. Werken.

Haller's Leiſtungen als Dichter ſind am vorzüglichſten von Bouterweck (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Th. XI. S. 50 fgde.) gewürdigt worden; wir geben daher das Urtheil dieſes feinen und geiſtreichen Kritikers hier in den Hauptzügen wieder. — Die Grundlage von Haller's Poeſie iſt didactiſch. Mit moraliſcher Strenge über ſich ſelbſt und die Welt reflectirend, ſuchte er ſeinen Betrachtungen über die Würde und die Beſtimmung der menſchlichen Natur eine Form zu geben, die dem Gefühle nicht weniger als dem ernſten und ruhigen Verſtande angehörte. Kräftig und wahr dichtete er wie er dachte. Alltägliche Gedanken in wohlklingenden Verſen hatten keinen Reiz für ihn. Zwiſchen dem Excentriſchen und dem Gemeinen erhielt er ſich in einer glücklichen Mitte, um ſo leichter, da ſeine Liebe zu den Naturſtudien ihn auch in der Poeſie von dem Unnatürlichen entfernte. Der religiöſe Sinn, der ihn bei den Naturſtudien begleitete, gab auch ſeinen poetiſchen Gemälden eine unerkünſtelte Feierlichkeit; das gewöhnliche Geſchäft ſeiner Phantaſie, wenn er dichtete, war aber nur dieſes, die kräftige Sprache ſeines Verſtandes und ſeines Gefühls durch Bilder zu beleben. Alle Gedichte Haller's ſind geiſtvoll; alle haben einen edeln Ton; aber das moraliſche Intereſſe iſt in ihnen auf eine ſolche Art vorherrſchend, daß das äſthetiſche dadurch geſchwächt wird. — Die lyriſchen Gedichte Haller's ſind reich an Wahrheit, Stärke und Tiefe des Gefühls. Kräftige und treffende Gedanken ſpringen überall hervor. — Aber der feierliche Ernſt dieſer Herzensergießungen wird zuweilen trocken. Die ſtrenge Moral, die immer das Gewiſſen rührt, hemmt die Phantaſie und ſtört die äſthetiſche Wirkung. — Die politiſchen Romane, mit denen Haller ſeine Laufbahn durch das Gebiet der ſchönen Literatur beſchloß, enthalten treffliche Reſultate einer langen Erfahrung und eines fleißigen Studiums der Staaten- und Sittengeſchichte. Aber auch nur um der Belehrung mehr Eingang zu verſchaffen, gab ihr Haller dieſe äſthetiſche Form.

Fügen wir noch hinzu, daß mit Haller eine neue Periode in der Geſchichte der deutſchen Poeſie beginnt, indem er zuerſt von der Geſchmackloſigkeit der damals herrſchenden Schulen ſich völlig losſagte und durch Adel der Geſinnungen und des Ausdruckes dieſelben weit hinter ſich ließ; eigentliche Nachfolger und Nachahmer ſeiner Weiſe fand er jedoch nicht.

Die Alpen.*)

Verſuchts, ihr Sterbliche, macht euren Zuſtand beſſer,
Braucht was die Kunſt erfand, und die Natur euch gab;
Belebt die Blumen-Flur mit ſteigendem Gewäſſer,
Theilt nach Korinths Geſetz gehaune Felſen ab;
Umhängt die Marmor-Wand mit Perſiſchen Tapeten,
Speiſt Tunkins Neſt aus Gold, trinkt Perlen aus Schmaragd;
Schlaft ein beym Saitenſpiel, erwachet bey Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, ſchließt Länder ein zur Jagd;
Wird ſchon, was ihr gewünſcht, das Schickſal unterſchreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Die Seele macht ihr Glück, ihr ſind die äuſſern Sachen
Zur Luſt und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wohlgeſetzt Gemüth kan Galle ſüſſe machen,
Da ein verwehnter Sinn auf alles Wermuth ſtreut!
Was hat ein Fürſt bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter eckelt ihm, wie dem ſein Hirten-Stab:
Weh ihm, wann ihn der Geitz, wann ihn die Ehrſucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab:

---

*) Aus Albr. v. Hallers „Verſuch Schweizeriſcher Gedichte.

Wann aber ſeinen Sinn geſetzte Stille wieget,
Entſchläft der minder ſanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geſchenk der erſten Güte,
O daß der Himmel dich ſo zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in ſtätem Frühling blühte,
Und nie ein ſcharfer Nord die Blumen abgepflückt:
Nicht, weil freywillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw die ſchwachen Hürden ſchreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen ſicher ſchlief;
Nein, weil der Menſch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum ſorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer miſſt den äuſſern Glanz ſcheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh zur Luſt, und Armuth glücklich macht?
Das Schickſal hat euch hier kein Tempe zugeſprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, ſind ſchwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings ſpäte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbeſſert,
Der Elementen Neid hat euer Glück vergröſſert.

Wohl dir vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geſchicke
Der Laſter reichen Quell, den Ueberfluß verſagt;
Dem, den ſein Stand vergnügt, dient Armuth ſelbſt zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey ſeinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von ſeinem Reichthum fehlte,
Trat bald der ſchwächſte Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich, was gröſſers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlſtand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil ſich die Menſchen ſelbſt die größten Plagen ſind;
Dein Trank iſt reine Flut, und Milch die meiſten Speiſen,
Doch Luſt und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur ſchwirrend Eiſen,
Wie ſehr wünſcht Peru nicht, ſo arm zu ſeyn als du!
Dann, wo die Freyheit herrſcht, wird alle Mühe minder,
Die Felſen ſelbſt beblühmt, und Boreas gelinder.

Glückſeliger Verluſt von ſchadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bey euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweytrachtsäpfel reicht:
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrſchet die Vernunft von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, ſucht, und mehrers hält für Laſt:
Was Epictet gethan, und Seneca geſchrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrſcht kein Unterſchied, den ſchlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laſter edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh beſetzt die Nacht:
Hier läßt kein hoher Geiſt ſich von der Ehrſucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt des Heutes Freude nie.
Die Freiheit theilt dem Volk, aus milden Mutterhänden,
Mit immergleichem Maaß, Vergnügen, Ruh und Müh.
Kein unzufriedner Sinn zankt ſich mit ſeinem Glücke,
Man ißt, man ſchläft, man liebt, und danket dem Geſchicke.

Zwar die Gelehrtheit feilſcht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Straſſen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgeſätze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreyſen gehn:
O Witz! des Weiſen Tand, wann haſt du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und ſtirbt ſich unbekannt:
Die Wolluſt wird bey ihm vergällt, und nicht beſieget,
Sein künſtlicher Geſchmack beeckelt ſeinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menſchen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht kein wechſelnd Glück die Zeiten unterſchieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungeſtörtem Frieden,
Heut iſt wie geſtern war, und morgen wird wie heut.

Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unſtern mahlt ſie ſchwarz, kein ſchwülſtig Glücke roth.
Der Jahre Luſt und Müh ruhn ſtets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln ſind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden.

Wann durch die ſchwüle Luft gedämpfte Winde ſtreichen,
Und ein begeiſtert Blut in jungen Adern glüht;
So ſammelt ſich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunſt und Anmuth ſich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernſt dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und ſchlinget Huft um Huft,
Dort fliegt ein ſchwerer Stein nach dem geſteckten Ziele,
Von ſtarker Hand beſeelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Luſt, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

Dort eilt ein ſchnelles Bley in das entfernte Weiſſe,
Das blizt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem beſtimmten Gleiſſe,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeſchlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorf-Schallmey;
Und lehrt ſie nicht die Kunſt ſich nach dem Tacte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Das graue Alter ſelbſt ſetzt hin in langen Reihen,
An ſeiner Kinder Luſt, ſich neidloß zu erfreuen.

Denn hier, wo die Natur allein Geſetze giebet,
Umſchließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig iſt, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienſt macht alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen ſchön gefunden,
Man wiegt die Gunſt hier nicht für ſchwere Kiſten hin,
Die Ehrſucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatsſucht macht ſich nicht zur Unglücks-Kupplerin:
Die Liebe brennt hier frey, und ſcheut kein Donner-Wetter,
Man liebet für ſich ſelbſt, und nicht für ſeine Väter.

So bald ein junger Hirt die ſanfte Glut empfunden,
Die leicht ein ſchmachtend Aug in muntern Geiſtern ſchürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und, verdient ſein Brand ihr Herz zum Lohne,
So ſagt ſie, was ſie fühlt, und thut, wornach ſie ſtrebt;
Dann zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt, und durch die Tugend lebt.
Verzüge falſcher Zucht, der wahren Keuſchheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unſrer Qual geſchaffen.

Die Sehnſucht wird hier nicht mit eitler Pracht beläſtigt,
Er liebet Sie, Sie ihn, dieß macht den Heyrath-Schluß.
Die Eh wird oft durch nichts, als beyder Treu, befeſtigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel iſt ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt ſie von nahen Zweigen,
Die Wolluſt deckt ihr Bett auf ſanft-geſchwollnes Mooß,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einſamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreymal ſelig Paar! Euch muß ein Fürſt beneiden,
Dann Liebe balſamt Gras, und Eckel herrſcht auf Seiden.

Hier bleibt das Ehbett rein; man dinget keine Hüter,
Weil Keuſchheit und Vernunft darum zu Wache ſtehn:
Ihr Vorwitz ſpähet nicht auf unerlaubte Güter,
Was man geliebet, bleibt auch beym Beſitze ſchön.
Der keuſchen Liebe Hand ſtreut auf die Arbeit Roſen,
Wer für ſein liebſtes ſorgt, findt Reitz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunſt, nach Regeln liebzukoſen,
So klingt auch Stammeln ſüß, iſts nur das Herz, das ſpricht.
Der Eintracht hold Geleit, Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küß', und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühſamen Geſchäfte,
Wohnt hier die Seelen-Ruh, und flieht der Städte Rauch:
Ihr thätig Leben ſtärkt der Leiber reiſſe Kräfte,
Der träge Müßiggang ſchwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt ſie auf, und ſtillet ihr Gemüthe,
Die Luſt macht ſie gering, und die Geſundheit leicht,
In ihren Adern fließt ein unverfälſcht Geblüte,
Darinn kein erblich Gift von ſiechen Vätern ſchleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fäult, kein welſcher Koch verſäuret.

So bald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret,
Und ein belebter Saft in alle Weſen dringt,
Wann ſich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder Weſt auf lauen Flügeln bringt;
So bald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erſte Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eiß der Kräuter Spitze ſprießt:
Das Vieh verläßt den Stall, und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu ſeinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüſſen,
Und uns das Licht der Welt die erſten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt ſich ſchon aus ſeiner Liebſten Küſſen,
Die ſeines Abſchieds Zeit zwar haßt, doch nicht verſchiebt:
Er treibt den trägen Schwarm von ſchwer=beleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll, durch den bethauten Steg,
Sie irren langſam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit ſcharfen Zungen weg:
Er aber ſetzet ſich bey einem Waſſer=Falle,
Und ruft mit ſeinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wann der entfernte Stral die Schatten dann verlängert,
Und nun das müde Licht ſich ſenkt in kühle Ruh,
So eilt die ſatte Schaar, von Ueberfluß geſchwängert,
Mit ſchwärmendem Geblöck gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der ſie mit Luſt erblicket,
Der Kinder froh Gewühl frolockt und ſpielt um ihn.
Und, iſt der ſüße Schaum der Euter ausgedrücket,
So ſitzt das matte Paar zu ſchlechten Speiſen hin.
Begierd und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe ſie umarmt ins Bett begleitet.

Wann von der Sonne Macht die Wieſen ſich entzünden,
Und in dem falben Gras des Volkes Hofnung reift;
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh durchſtreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Senſe krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch aus tauſenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reyh gehäufter Kräuter auf,
Der Ochſen ſchwerer Schritt führt ihre Winter=Speiſe,
Und ein frolockend Lied begleitet ihre Reiſe.

Bald, wann der trübe Herbſt die falben Blätter pflücket,
Und ſich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schooß mit neuer Zier geſchmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augen Luſt weicht gröſſerem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe ſtund,
Der Aepfel reifes Gold, durchſtriemt mit Purpur=Zügen,
Beugt den geſtützten Aſt, und nähert ſich dem Mund.
Der Birnen ſüß Geſchlecht, die Honig=reiche Pflaume.
Reitzt ihres Meiſters Hand, und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbſt die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein jährend Naß gequetſchten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durſt nur Brünnen hergegeben,
Und kein gekünſtelt Saur beſchleunigt unſer Grab.
Beglückte klaget nicht; Ihr wuchert im verlieren,
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr.
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Menſch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Für euch, o Selige! will das Verhängniß ſorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch ſelbſt verborgen.

Allein es iſt auch hier der Herbſt nicht leer an Schätzen,
Die Liſt und Wachſamkeit auf hohen Bergen findt.
Eh ſich der Himmel zeigt, und ſich die Nebel ſetzen,
Schallt ſchon des Jägers Horn, und ruft dem Felſen=Kind:
Da ſetzt ein ſchüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum geſpaltner Felſen fort:
Dort eilt ein künſtlich Bley nach ſchwergehörnten Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es ſchwankt und ſinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erſchallen.

Indeſſen, daß der Froſt ſich nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf ſtrenger Glut geſchiedner Ziger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein ſtehend Oel:
Hier preßt ein ſtark Gewicht den ſchweren Satz der Molke,
Dort trennt ein jährend Saur das Waſſer und das Fett:
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geſchnitten Brett.

Das ganze Haus greift an, und ſchämt ſich leer zu ſtehen,
Kein Sclaven=Handwerk iſt ſo ſchwer, als müſſiggehen.

Wann aber ſich die Welt in ſtarrem Froſt begraben,
Der Berge Thäler Eiß, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wann das erſchöpfte Feld nun ruht für neue Gaben,
Und ein kryſtallner Damm der Flüſſe Lauf verſteckt;
Dann zieht ſich auch der Hirt in die beſchneyten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken ſchwärzt,
Hier zahlt die ſüſſe Ruh, die Müh, die er erlitten,
Der Sorgen=loſe Tag wird freudig durchgeſcherzt,
Und wenn die Nachbarn ſich zu ſeinem Heerde ſetzen,
So weiß ihr klug Geſpräch auch Weiſe zu ergetzen.

Der eine lehrt die Kunſt, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzuſehn,
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter ſagen,
Und ſieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn:
Er kennt die Kraft des Monds, die Würkung ſeiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will:
Er zählt im Merzen ſchon der fernen Ernde Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen ſtill;
Er iſt des Dorfes Rath, ſein Ausſpruch macht ſie ſicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tauſend Bücher.

Ein junger Schäfer ſtimmt indeſſen ſeine Leyer,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen ſingt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt, und nie die Müh erzwingt;
Die Kunſt hat keinen Theil an ſeinen Hirten=Liedern,
Im ungeſchmückten Lied mahlt er den freyen Sinn;
Auch wann er dichten ſoll, bleibt er bey ſeinen Widern,
Und ſeine Muſe ſpricht wie ſeine Schäferinn:
Sein Lehrer iſt ſein Herz, ſein Phöbus ſeine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber ſpricht ein Greiß, von deſſen grauen Haaren
Sein angenehm Geſpräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt ſah' ihn ſchon, die Laſt von hundert Jahren
Hat ſeinen Geiſt geſtärkt, und nur den Leib gekrümmt:
Er iſt ein Beyſpiel noch von unſern Helden=Ahnen,
In deren Hand der Blitz, und Gott im Herzen war:
Er mahlt die Schlachten ab, zählt die erſiegten Fahnen,
Umſchanzt der Feinde Wall, und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erſtaunt, und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungeduld noch löblicher zu werden.

Ein andrer, deſſen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Geſätz, des Volkes Richtſchnur iſt;
Lehrt wie die feige Welt ins Joch den Nacken ſtrecket,
Wie eitler Fürſten Pracht den Mark der Länder frißt:
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertretten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns alles darbt, und hungert in den Ketten,
Und Welſchlands Paradies nur nackte Bettler hegt:
Wie Eintracht, Treu und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber ſchließt ein Kreiß um einen muntern Alten,
Der die Natur erforſcht, und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunder=Kraft und ändernde Geſtalten
Hat längſt ſein Witz durchſucht, und jedes Mooß benennt;
Er wirft den ſcharfen Blick in unterirrdſche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umſonſt ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft, und ſieht die Schwefel= Düfte,
In deren feuchter Schooß gefangner Donner rollt:
Er kennt ſein Vaterland, und weiß an deſſen Schätzen
Sein immerforſchend Aug am Nutzen zu ergetzen.

Dann hier, wo Gotthards Haupt die Wolken überſteiget,
Und der erhabnen Welt die Sonne näher ſcheint,
Hat, was die Erde ſonſt an Seltenheit gezeuget,
Die ſpielende Natur in wenig Lands vereint:
Wahr iſts, daß Lybien uns noch mehr neues giebet,
Und jeden Tag ſein Sand ein friſches Unthier ſieht:
Allein der Himmel hat dieß Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nutzet, blüht:
Der Berge wachſend Eiß, der Felſen ſteile Wände,
Sind ſelbſt zum Nutzen da, und tränken das Gelände.

Wenn Titans erſter Strahl der Felſen Höh' vergüldet,
Und ſein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigſten gebildet,
Mit immer neuer Luſt von einem Berg erblickt

Durch den zerfahrnen Dunſt von einer dünnen Wolke,
Eröffnet ſich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmahl, was ſein Bezirk enthält:
Ein ſanfter Schwindel ſchließt die allzuſchwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzuſtrahlen taugen.

Ein angenehm Gemiſch von Bergen, Felß und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Geſicht,
Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein ſchwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebürg die ſanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale widerhallt:
Bald ſcheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf deſſen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, ſich im entfernen ſchmälern.

Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eiß dem Himmel gleich gethürmt,
Sein froſtiger Kryſtall ſchickt alle Strahlen wieder,
Den die geſtiegne Hitz im Krebs umſonſt beſtürmt.
Nicht fern von dieſem ſtreckt, voll Futter⸗reicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein ſanfter Abhang glänzt von reiffendem Getreide,
Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden ſchwer.
Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein ſteiler Berg die Mauer⸗ gleichen Spitzen,
Ein Wald⸗Strom eilt hindurch, und ſtürzet Fall auf Fall.
Der dick⸗beſchäumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen,
Und ſchießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beſtändig Thau.
Ein Wandrer ſieht erſtaunt im Himmel Ströme flieſſen,
Die aus den Wolken fliehn, und ſich in Wolken gieſſen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunſt und Weißheit ſchärfen,
Durchs weite Reich der Welt, empor zur Wahrheit ſchwingt;
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum ſtehn und forſchen zwingt.
Macht durch der Weißheit Licht, die Gruft der Erde heiter,
Die Silber⸗Blumen trägt, und Gold den Bächen ſchenkt;
Durchſucht den holden Bau der buntgeſchmückten Kräuter,
Die ein verliebter Weſt mit frühen Perlen tränkt;
Ihr werdet alles ſchön, und doch verſchieden finden,
Und den zu reichen Schatz ſtäts graben, nie ergründen.

Wann dort der Sonne Licht durch flücht'ge Nebel ſtrahlet,
Und von dem naſſen Land der Wolken Thränen wiſcht,
Wird aller Weſen Glanz mit einem Licht gemahlet,
Das auf den Blättern ſchwebt, und die Natur erfriſcht:
Die Luft erfüllet ſich mit lauen Ambra⸗Dämpfen,
Die Florens bunt Geſchlecht gelinden Weſten zollt,
Der Blumen ſcheckicht Heer ſcheint um den Rang zu kämpfen,
Ein leichtes Himmel⸗Blau beſchämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebürge ſcheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, geſtickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbel⸗Kräuter hin:
Ein ganzes Blumen⸗Volk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant:
Gerechteſtes Geſätz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blat in Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiſſe Strahlen ein:
Smaragd und Roſen blühn, auch auf zertretner Heide,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpur⸗Kleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungeſtörter Froſt das öde Thal entlaubt,
Wird hoher Felſen Gruft mit einer Pracht geſchmücket,
Die keine Zeit verſehrt, und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'ſchen Pfühlen
Wölbt ſich der feuchte Thon mit funkelndem Kryſtall,
Ein Fels von Edelſtein, wo tauſend Farben ſpielen,
Blitzt durch die düſtre Luft, und ſtrahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welſche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächſt zum Berge.

Im Mittel eines Thals von Himmel⸗hohem Eiſe,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron geſetzt;
Entſprießt ein reicher Brunn mit ſiedendem Gebräuſe,
Raucht durch das welke Gras, und ſänget, was er netzt.
Sein lauter Waſſer rinnt mit flüßigen Metallen,
Ein heilſam Eiſenſalz vergüldet ſeinen Lauf:
Ihn wärmt der Erde Gruft, und ſeine Flutten wallen
Vom innerlichen Streit vermiſchter Salze auf:
Umſonſt ſchlägt Wind und Schnee um ſeine Flut zuſammen,
Sein Weſen ſelbſt iſt Feu'r, und ſeine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der Strudel⸗reichen Wellen
Die Wuth des Avançons geſtürzte Wälder welzt,
Rinnt der Gebürge Gruft mit unterird'ſchen Quellen,
Wovon der ſcharfe Schweiß das Salz der Felſen ſchmelzt.
Des Berges holer Bauch, gewölbt mit Alabaſter,
Schließt zwar dieß kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein ſein etzend Naß zermalmt das Marmor⸗Pflaſter,
Dringt durch der Klippen Fug, und eilt gebraucht zu ſeyn:
Die Würze der Natur, der Länder reichſter Segen,
Beut ſelbſt dem Volk ſich an, und ſtrömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo ſich in beyde Seen
Europens Waſſer⸗Schatz mit ſtarken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare ſich, die durch beſchäumte Höhen,
Mit ſchreckendem Geräuſch und ſchnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner,
Und färbt die weiſſe Flut mit Königlichem Erzt,
Der Strom fließt ſchwer von Gold, und wirft gediegne Körner,
Wie ſonſt nur grauer Sand gemeines Ufer ſchwärzt:
Der Hirt ſieht dieſen Schatz, er rollt zu ſeinen Füſſen,
O Beyſpiel für die Welt, er ſiehts, und läßt ihn flüſſen.

Verblendte Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,
Geitz, Ehr' und Wolluſt ſtäts an eitlen Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg uud leerer Müh vergällt,
Die ihr das ſtille Glück des Mittelſtands verſchmähet,
Und mehr vom Schickſal heiſcht, als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht, worum nur Thorheit flehet,
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk bey Müh und Armuth lachen,
Die mäßige Natur allein kan glücklich machen.

Elende! rühmet nur den Rauch in groſſen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, ſchließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der ſie trägt, und iſt nur andern ſchön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte
An das verſchloßne Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der durchgeſeufzten Nächte
Raubt euch der ſtäte Durſt nach nichtigem Gewinn.
Der Freundſchaft himmliſch Feu'r kann nie bey euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüder⸗Herzen trennen.

Dort ſpielt ein wilder Fürſt mit ſeiner Diener⸗Rümpfen,
Sein Purpur färbet ſich mit lauem Bürger⸗Blut:
Verläumdung, Haß und Spott, zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der Gift⸗geſchwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut:
Die geile Wolluſt kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Roſen⸗Bett ein naher Donner blitzt:
Der Geitz bebrütet Gold, zu ſein und andrer Plage,
Das niemand weniger, als wer es hat, beſitzt:
Dem Wunſche folgt ein Wunſch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben iſt nichts als ein banger Schlummer.

Bey euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laſter ſchwarze Brut den erſten Sitz gefaßt,
Euch ſättigt die Natur mit ungeſuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht ſchwer, noch der Genuß verhaßt:
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüſten,
Wo nie die ſpäte Reu mit Blut die Freude zahlt:
Euch überſchwemmt kein Strom von wallenden Gelüſten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.

Nichts iſt, das euch erdrückt, nichts iſt, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und ſterbet wie ihr lebet.

O ſelig! wer wie Ihr mit ſelbſt gezognen Stieren
Den angeſtorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt:
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speiſ' aus ſüßer Milch vergnügt:
Der ſich bey Zephirs Hauch, und kühlen Waſſer=Fällen,
In ungeſorgtem Schlaf, auf weichen Raſen ſtreckt:
Den nie in hoher See das Brauſen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt.
Der ſeinen Zuſtand liebt, und niemals wünſcht zu beſſern,
Gewiß der Himmel kann ſein Glücke nicht vergröſſern.

Die verdorbenen Sitten.

Genug und nur zu viel hab ich die Welt geſcholten,
Was zeigt die Wahrheit ſich? Wann hat ſie was gegolten?
Seht einen Juvenal der Vorwelt Geiſel an,
Was hat ſein Schmählen guts der Welt und ihm gethan?
Ihn bracht' in Lybien das Gift der ſcharfen Feder,
Ein Land wie Tomos fern, und trauriger, und öder.
Rom las, ſo viel er ſchrieb, es las, und ſchwelgte fort.
Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.
Seit Boileau den Parnaß von falſchem Geiſt gereinigt,
Hat Reimen und Vernunft in Frankreich ſich vereinigt?
Lebt nicht ein Nadal noch? Reimt nicht ein Pelegrin?
Drängt nicht ſich ganz Paris zu Scapins Poſſen hin?
Ich aber, dem ſein Stern kein Feuer gab zum Dichten,
Was hab ich für Beruf der Menſchen Thun zu richten?
Stellt Falſchmund, wann ers ließt, ſein heimlich Läſtern ein?
Sein Haß wird giftiger, ſein Herz nicht beſſer ſeyn;
Und ſtünde Theſſals Bild geſtochen auf dem Titel,
Noch dünkt er ſich gelehrt, und ſchölt' auf andrer Mittel.

Ja rühmen will ich itzt, wofern ich rühmen kan,
Und lache nur mein Geiſt, du muſt gewiß daran.
Ein kluger Deſpreaux hat Dichter nur getadelt,
Und Ludwigs Uebergang mit gleichem Muth geadelt,
Sonſt hätt er auf dem Stroh von Gram und Froſt gekrümmt,
Zuletzt mit Saint Amand ein Klaglied angeſtimmt.

Wo aber findet ſich der Held für meine Lieder?
Ich geh die Namen durch, ich blättre hin und wieder,
Und finde, wo ich ſeh, vom Zepter bis zum Pflug
Zum Schelten allzu viel, zum Rühmen nie genug;
Zählt ſelber, wie Auguſt, das Alter und die Jugend,
Fürs Laſter iſt kein Raum, kein Anfang für die Tugend.

Sag' an Helvetien, du Helden=Vaterland!
Wie iſt dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
Wars oder wars nicht hier? wo Biderbs Degen ſtrahlte,
Der das erhaltne Fahn mit ſeinem Blute mahlte?
Wo fließt der Muhleren, der Bubenberge Blut?
Der Seelen ihres Staats, die mit geſetztem Muth
Fürs Vaterland gelebt, fürs Vaterland geſtorben,
Die Feind und Gold verſchmäht, und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löſcht;
Da Vieh ein Reichthum war, und oft ein Arm gedreſcht,
Der ſonſt den Stab geführt; da Weiber, derer Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erkauften mit Juwelen
Den Staat vom Untergang, den Staat, des Schatz uns heut
Zum ofnen Wechſel dient, und Troſt der Ueppigkeit.
Wo iſt die Ruhm=Begier, die Rom zum Haupt der Erden
Uns groß gemacht aus nichts, Gefahren und Beſchwerden
Für Luſt und Schuld erkennt, fürs Glück der Nachwelt wacht,
Stirbt, wann der Staat es heiſcht, die Welt zum Schuldner macht.
Wo iſt der edle Geiſt, der nichts ſein eigen nennet,
Nichts wünſchet für ſich ſelbſt, und keinen Reichthum kennet,
Als den des Vaterlands, der für den Staat ſich ſchätzt,
Die eignen Marchen kürzt, der Bürger weiter ſetzt?
Ach! ſie vergrub die Zeit, und ihren Geiſt mit ihnen,
Von ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Minen.

Doch alſo hat uns nicht der Himmel übergeben,
Daß von der güldnen Zeit nicht theure Reſte leben,
Die Männer, deren Rom ſich nicht zu ſchämen hat,
Ihr Eifer zeigt ſich noch im Wohlſeyn unſrer Stadt.
Ein Steiger ſtützt die Laſt der wohlerlangten Würde
Auf eigne Schultern hin, und hat den Staat zur Bürde;
Er hat, was herrſchen iſt, zu lernen erſt begehrt,
Nicht, wie die Groſſen thun, die ihre Stelle lehrt,
Er ſucht im ſtillen Staub von halbverweſnen Häuten
Des Staates Lebenslauf, die Ebb und Flut der Zeiten;
Sein immer friſcher Sinn, in ſtäter Müh geſpannt,
Wacht, weil ein Jüngling ſchläft, und dient dem Vaterland;
Er läßt des Staates Schatz ſich übers Land ergieſſen,
Wie aus dem Herzen ſonſt der Glieder Kräfte flieſſen:
Von ſeinem Angeſicht geht niemand traurig hin,
Er liebt die Tugend noch, und auch die Tugend ihn.

Ein Cato lebet noch, der den verdorbnen Zeiten
Sich ſetzt zum Widerſpruch, und kann mit Thaten ſtreiten.
Zwar Pracht und Ueppigkeit, die alles überſchwemmt,
Hat das Geſetz und er bißher zu ſchwach gehemmt:
Doch wie ein feſter Damm den Sturm gedrungner Wellen,
Wie ſehr ihr Schaum ſich bläht, zurücke zwingt zu prellen,
Und nie dem Strome weicht, wann ſchon der wilde Schwall
Von langem Wachsthum ſtark, ſich ſtürzet übern Wall:
So hat Helvetien der Durchbruch fremder Sitten
Mit Laſtern angefüllt, und Cato nichts gelitten:
Die Einfalt jener Zeit, wo ehrlich höflich war,
Wo reine Tugend Ehr, auch wann ſie nackt, gebahr,
Herrſcht in dem rauhen Sinn, den nie die Liſt betrogen,
Kein Groſſer abgeſchreckt, kein Abſehn umgebogen:
Hart, wanns Geſetze zürnt, mitleidig, wann er darf,
Gut, wann das Elend klagt, wann Boßheit frevelt, ſcharf,
Vom Wohl des Vaterlands entſchloſſen nie zu ſcheiden,
Kann er das Laſter nicht, noch ihn das Laſter leiden.
O bleib, unſchätzbarer! dein Geiſt ſey ſtäts bei dir,
Steh' unſern Söhnen einſt, wie unſern Vätern für.

Wer kennt die andern nicht? ſie ſind ſo leicht zu zählen;
Doch wann einſt zugedrückt die werthen Augen fehlen,
Wer iſts, auf den man dann den Grund des Staates legt?
Der Wiſſenſchaft im Sinn, im Herzen Tugend trägt?
Der thut, was ſie gethan, und die geleerten Plätze,
Auch mit den Tugenden, nicht mit der Zahl erſetze?

Gewiß kein Appius, die prächtige Geſtalt,
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt;
Des großen Mannes Thor ſteht wenig Bürgern offen,
Und einen Blick von ihm kan nicht ein jeder hoffen.
Sein Anſehn dringt durchs Recht, ſein Wort wird uns zur Pflicht,
Er iſt faſt unſer Herr, und ſeiner ſelber nicht.
Doch fällt der Glanz von ihm, ſo wird der Held gemeiner,
Der Unterſcheid von uns iſt in dem innern kleiner,
Den aufgehobnen Geiſt ſtützt ein geſetzter Sinn,
Ein prächtiger Pallaſt und leere Sääle drinn.

Gewiß kein Salvius, der Liebling unſrer Frauen,
Dem treflichen Geſchmack kan jeder Käufer trauen;
Wer iſts, der ſo wie er, durch alle Monat weiß
Der Mode Lebenslauf, und jedes Bandes Preiß?
Wer haſchet liſtiger der Kleider neuſte Arten?
Wer nennt ſo oft Paris? wer theilt wie er die Karten
Auf Griechiſch hurtig aus? wer ſtellt den Fuß ſo quer?
Wer weiß ſo manches Lied? wer flucht ſo neu als er?
O Säule deines Staats! wo findet ſich der Knabe,
Der ſich ſo mancher Kunſt dereinſt zu ſchämen habe!
Auch kein Democrates, der Erbe ſeiner Stadt,
Der ſonſt kein Vaterland als ſeine Söhne hat;
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen ſelber theilt, und keiner Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut', und morgen andern ſchätzt,
Und zwiſchen Wort und That nur einen Vorhang ſetzt;
Der Recht um Freundſchaft ſpricht, der Würde tauſcht um Würde,
Und, wann er ſein Geſchlecht dem Staate macht zur Bürde,
Kein Mittel niedrig gläubt, durch alle Häuſer rennt,
Droht, ſchmeichelt, fleht, verſpricht, und alles Vetter nennt.

Gewiß kein Ruſticus, der von den neuen Sitten
Noch alles ruhiger, als nüchtern ſeyn, gelitten,
Der Mann von altem Schrot, dem neuer Witz mißdünkt,
Der wie die Vorwelt ſpricht, und wie die Vorwelt trinkt,
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?
Er wird im Glaſe noch den Berg und Jahrgang nennen:
Was aber Wiſſenſchaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch und Handlung iſt, die Grillen kennt er nicht:
Die Welt wird, wann ſie will, und nicht ſein Kopf ſich ändern:
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern?
Recht iſt was ihm gefällt, gegründet, was er faßt,
Das ſchmählen Bürger=Pflicht, ein fremder, wen er haßt.

Gewiß auch kein Sicln, der Sauerteig des Standes,
Der Meiſter guten Raths, der Pachter des Verſtandes,

Der nichts vernünftig glaubt, wann es von ihm nicht quillt,
Und ſeine Meinung ſelbſt in fremdem Munde ſchilt:
Bald ſtraft man ihm zu hart, bald laufen Laſter ledig,
Heut iſt der Staat ein Zug, und morgen ein Venedig:
Wer herrſcht, der ihm gefällt? vor ihm iſt alles ſchlecht,
Belohnen unverdient, Verſagen ungerecht.
So läßt der Fröſche Volk ſein Quecken in den Röhren,
Noch eh beym Sonnenſchein, als wann es wittert, hören.

Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der ſich zur Schande zählt, daß er kein Sclav darf ſeyn,
Mißkennt ſein Vaterland, des Königs Bildniß ſpiegelt,
Was unſrer Ahnen Muth, mit Carols Blut verſiegelt,
Die Freyheit hält vor Tand, verhöhnt den engen Staat,
Geſätze Bauren läßt, und ſchämet ſich im Rath.
Flieh Sclav! ein freyer Staat bedarf nur freyer Seelen,
Wer ſelber dienen will, ſoll Freyen nicht befehlen.

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Chriſt,
Der aller Glauben Glied, und keines eigen iſt;
Der Retter aller Schuld, der Schutz=Geiſt falſcher Frommen,
Der, was den Staat verſtört, zu ſchützen übernommen.
Der Boßheit Einfalt nennt, und Heucheln Andacht heißt,
Und dem erzürnten Recht das Schwert aus Händen reißt;
Der Kirch und Gottesdienſt mit halben Reden ſchwärzet,
Und niemals williger als über Prieſter ſcherzet
Ein andrer Zweck iſt oft an wahrer Liebe ſtatt,
Ein Abſehn dringet weit, das Gott zum Fürwort hat;
Sein Gut das er verſchmäht, wird nicht vergeſſen werden,
Im Himmel iſt der Sinn, die Hände ſind auf Erden.

Wer iſts dann? ein Zelot, der Kirchen=Cherubin,
Bereit den Strick am Hals in Himmel mich zu ziehn:
Ein murrender Suren, der nie ein Ja geſprochen,
Und ſelten ſonſt gelacht, als wann der Stab gebrochen:
Der leichte Franzen=Af, der Schnupfer bey der Wahl,
Der bey den Eiden ſcherzt, und pfeift im großen Saal:
Ein wankender Saufei, dem nie das Rathhaus ſtehet,
Der von dem Tiſch in Rath, vom Rath zu Tiſche gehet:
Der nie ſich ſelber zeigt, der kluge Larvemann,
Der alle Bürger haßt, und alle küſſen kann:
Ein reicher Agnoet, der Feind von allem lernen,
Der Sonnen viereckt macht, und Sterne zu Laternen:
Ein Unſelbſt, reich an Ja, der ſeine Stimme ließt,
Und deſſen Meynung ſtets vorher eröfnet iſt:
Und ſo viel andre mehr, der Groſſen Leib=Trabanten,
Die Ziffern unſers Staats, im Rath die Conſonanten.

Bey ſolchen Herrſchern wird ein Volk nicht glücklich ſeyn;
Zu Häuptern eines Stands gehöret Hirn darein.
Laßt zehen Jahr ſie noch, ſich recht zu unterrichten,
In jenem Schatten=Staat gemeßne Sachen ſchlichten.

Wer aber ſich dem Staat zu dienen hat beſtimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugend=Staffeln klimmt,
Der würkt am Wohl des Volks, und nicht an ſeinem Glücke,
Und iſt zum Heil des Lands ein Werkzeug vom Geſchicke,
Er ſetzet ſeiner Müh die Tugend ſelbſt zum Preiß,
Er kennet ſeine Pflicht, und thut auch, was er weiß.
Fürs erſte lerne der, der groß zu ſeyn begehret,
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;
Wie Anſehn und Gewalt ſich, mit gemeßner Kraft,
Durch alle Staffeln theilt, und Ruh und Ordnung ſchaft?
Wie zahlreich Volk und Geld? Wie auf den alten Bünden,
Dem Erbe beſſrer Zeit, ſich Fried und Freundſchaft gründen?
Wodurch der Staat geblüht? Wie Macht und Reichthum ſtieg?
Des Kriegers erſte Glut, den wahren Weg zum Sieg,
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des ſichern Landes fäulen;
Was üblich und erlaubt, wie Ernſt und männlichs Recht,
Den angelaufnen Schwall des frechen Laſters ſchwächt?
Wie weit dem Herrſcher ziemt der Kirche zu gebieten?
Wie Glaubens=Einigkeit ſich ſchützet ohne Wüten?
Was Kunſt und Boden zeugt? was einem Staat erſprießt?
Wodurch der Nachbarn Gold in unſre Dörfer fließt?
Auch was Europa regt? wie die vereinten Machten
In ſtätem Gleichgewicht ſich ſelbſt zu halten trachten?
Wodurch die Handlung blüht? wie alle Welt ihr Gold
Dem zugelaufnen Schwarm verbannter Bettler zollt?
Was Frankreich ſchrecklich macht? wodurch es ſich entnervet?
Wie Kunſt und Wiſſenſchaft der Britten Waffen ſchärfet?
Auch Rom und Sparta hat, was nützlich werden kan,
Die Tugend nimmt ſich leicht bey ihrem Beyſpiel an.
Bild' aber auch dein Herz, ſelbſt in der erſten Jugend,
Sieh auf die Weißheit viel, doch weit mehr auf die Tugend,
Lern, daß nichts ſelig macht, als die Gewiſſens=Ruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du;
Daß Geld auch Weiſe ziert, verdient durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt, und nicht erkaufte Titel,
Daß Maaß und Weisheit mehr, als leere Nahmen ſind,
Und daß man auf dem Thron noch jetzt George findt.
Kein Reitz ſey ſtark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutz ſey groß genug, der Nüchtlands Wohlfahrt mindert
Such in des Landes Wohl, und nicht beym Pöbel Ruhm,
Sey jedem Bürger hold, und niemand's Eigenthum,
Sey billig und gerecht, erhalt auf gleicher Waage
Des Großen drohend Recht, und eines Bauren Klage.
Bey Würden ſieh den Mann, und nicht den Gegen=Dienſt,
Mach Arbeit dir zur Luſt, und Helfen zum Gewinſt.
Thu dieß, und werde groß! liegt ſchon dein Glück verborgen,
Der Himmel wird für dich, mehr als du ſelber, ſorgen:
Und wann er künftig dich in hohen Aemtern übt,
Und deiner Bürger Heil in deine Hände giebt,
So lebe, daß dich einſt die ſpäten Enkel preiſen,
Dein Tod den Staat betrübt, und macht dein Volk zum Wayſen;
Und ſchlöſſen ſchon dein Land die engſten Schranken ein,
So würdeſt du mir doch der Helden erſter ſeyn;
In dir zeigt ſich der Welt der Gottheit Gnaden=Finger,
Du biſt ein größſrer Mann als alle Welt=Bezwinger.

Ueber den Urſprung des Uebels.

Erſtes Buch.

Auf jenen ſtillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von ſtäten Quellen rinnt,
Bewog mich einſt ein ſanfter Abend=Wind,
In einem Buſche ſtill zu ſtehen.
Zu meinen Füſſen lag ein ausgedähntes Land,
Durch ſeine Größ' umgränzet,
Worauf das Aug kein Ende fand,
Als wo Juraſſus es mit blauen Schatten kränzet.
Die Hügel deckten grüne Wälder,
Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmen Glanze bricht;
Dort ſchlängelt ſich durchs Land, in unterbrochnen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;
Hier liegt Nüchtlands Haupt in Fried und Zuverſicht,
In ſeinen nie erſtiegnen Wällen.
So weit das Auge reicht, herrſcht Ruh und Ueberfluß,
Selbſt unterm braunen Stroh bemoßter Bauren=Hütten
Wird Freyheit hier gelitten,
Und nach der Müh Genuß.
Mit Schaafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und bleckt;
Wann dort der Rinder ſchwere Heerde
Sich auf den weichen Raſen ſtreckt,
Und den geblümten Klee im Kauen doppelt ſchmeckt.
Dort ſpringt ein freyes Pferd, mit Sorgen=loſem Sinn,
Durch neu=bewachſne Felder hin,
Woran es oft gepflüget:
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort im rothen Glanz halb nackte Buchen glühn,
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Mooß beſchattet:
Wo mancher heller Strahl, auf ſeine Dunkelheit,
Ein zitternd Licht durch rege Stellen ſtreut,
Und in verſchiedner Dichtigkeit,
Sich grüne Nacht mit güldnem Tage gattet.
Wie angenehm iſt doch der Büſche Stille,
Wie angenehm ihr Wiederhall!
Wann ſich ein Heer glückſeliger Geſchöpfe,
In Ruh und unbeſorgter Fülle,
Vereint in einen Freudenſchall;
Und jenes Baches Fall,
Der ſchlängelnd durch den grünen Raſen,
Die ſchwachen Wellen murmelnd treibt,
Und plötzlich aufgelößt, in Schnee= und Perlen=Blaſen,
Durch gähe Felſen rauſchend ſtäubt.
Auf jenem Teiche ſchwimmt der Sonne funkelnd Bild,
Gleich einem diamantnen Schild,
Da dort das Urbild ſelbſt, vor irrdiſchem Geſichte,
In einem Strahlen=Meer ſein flammend Haupt verſteckt,
Und, unſichtbar vor vielem Lichte,
Mit ſeinem Glanz ſich deckt.

Dort ſtreckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel,
Durch einen dünnen Wolken-Kranz;
Beſtrahlt mit roſenfarbem Glanz,
Beſchämt ſein graues Haupt, das Schnee und Purpur ſchmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.
Ja, alles was ich ſeh, des Himmels tiefe Höhen,
In deſſen lichtem Blau die Erde grundloß ſchwimmt;
Die in der Luft erhabnen weiſſen Seen,
Worauf durchſichtig Gold und flüchtig Silber glimmt;
Ja alles was ich ſeh, ſind Gaben vom Geſchicke:
Die Welt iſt ſelbſt gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beſeelet die Natur,
Und alles trägt des höchſten Gutes Spur.

Ich ſann in ſanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,
Bis daß die Dämmerung des Himmels Farben brach,
Die Ruh der Einſamkeit, die Mutter der Erfindung,
Hielt der Begriffe Reyh' in ſchlieſſender Verbindung,
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn,
Uneinig mit ſich ſelbſt, zu dieſen Worten hin:
Und dieſes iſt die Welt, worüber Weiſe klagen,
Die man zum Kerker macht, worinn ſich Thoren plagen!
Wo mancher Mandewil des Guten Merkmahl mißt,
Die Thaten Boßheit würkt, und Fühlen Leiden iſt.
Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguß kalter Schrecken,
Der Schauplatz unſrer Noth beginnt ſich aufzudecken,
Ich ſeh' die innre Welt, ſie iſt der Hölle gleich:
Wo Quaal und Laſter herrſcht, iſt da wohl Gottes Reich?
Hier eilt ein ſchwach Geſchlecht, mit immer vollem Herzen
Von eingebildter Ruh, und allzu wahrem Schmerzen,
Wo nagende Begier, und falſche Hofnung wallt,
Zur ernſten Ewigkeit. Im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens
Schnappt ihr betrogner Geiſt nach echtem Gut vergebens.
So wie ein fetter Dunſt, der aus dem Sumpfe ſteigt,
Dem irren Wandersmann ſich zum Verführen zeigt:
So lockt ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnſucht färben,
Von Weh zu gröſſerm Weh, vom Kummer zum Verderben.
Nie mit ſich ſelbſt vergnügt ſucht jeder auſſenher
Die Ruh, die niemand ihm verſchaffen kan als er;
Getrieben vom Geſpenſt ſtäts hungriger Begierden,
Sucht er in Arbeit Ruh, und Leichterung in Bürden:
Umſonſt hält die Vernunft das ſchwache Steuer an,
Der Lüſte wilde See ſpielt mit dem leichten Kahn,
Bis der auf ſeichtem Sand, und jener an den Klippen,
Ein untreu Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.
Wer iſts, der einen Tag von tauſenden erlebt,
Den nicht in ſeine Bruſt die Reu mit Feuer gräbt?
Wo iſt in ſeltnem Stern ein ſeliger gebohren,
Bey dem Verdruß ſein Recht auf einen Tag verlohren?
Was hilfts, daß Gott die Welt aufs angenehmſte ſchmückt,
Wann ein verdeckter Feind uns den Genuß entrückt?
Aus unſerm Herzen fließt des Unmuths bittre Quelle,
Ein unzufriedner Sinn führt bey ſich ſeine Hölle.
Noch ſelig, wäre noch der Tage kurze Zahl
Für uns zugleich das Maaß des Lebens und der Qual!
Ach Gott und die Vernunft giebt Gründe größrer Schrecken,
Vor jenem Leben kan kein Grabſtein uns bedecken.
Nachdem der matte Geiſt die Jahre ſeiner Acht,
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zuſammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geſchwächten Flammen,
Und die Unſterblichkeit, das Vorrecht ſeiner Art,
Wird ihm zum Henker-Trank, der ihn zur Marter ſpart:
Im Haß mit ſeinem Gott, mit ſich ſelbſt ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeſchieden,
Gepreßt von naher Qual, geſchreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig ſich, und hoffet keinen Tod,

Elende Sterbliche! zur Pein erſchaffne Weſen,
O daß Gott aus dem Nichts zum Seyn euch auserleſen!
O daß der wüſte Stoff einſamer Ewigkeit,
Noch läg im öden Schlund der alten Dunkelheit!
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille,
Regiert der Welten Kreiß dein unerforſchter Wille,
Dein Rathſchluß iſt zu hoch, ſein Siegel iſt zu feſt,
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelößt?
Dieß weiß ich nur von dir, dein Weſen ſelbſt iſt Güte,
Von Gnad und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe,
Du Sonne wirfeſt ja, mit gleichem Vater-Sinn,
Den holden Lebens-Strahl auf alle Weſen hin.
O Vater! Rach und Haß ſind fern von deinem Herzen,
Du haſt nicht Luſt an Qual, noch Freud an unſern Schmerzen,
Du ſchufeſt nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Weßwegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund.
Du wareſt nicht allein, dem du Vergnügen gönnteſt,
Du hieſſeſt Weſen ſeyn, die du beglücken könnteſt,
Und deine Seligkeit, die aus dir ſelber fließt,
Schien dir noch ſeliger, ſo bald ſie ſich ergießt.
Wie daß, o Heiliger! du dann die Welt erwählet,
Die ewig ſündiget, und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begriff,
Dem der Geſchöpfe Glück nicht auch entgegen lief?

Doch wo gerath ich hin? wo werd ich hingeriſſen?
Gott fodert ja von uns zu thun, und nicht zu wiſſen,
Sein Will iſt uns bekannt, er heißt die Laſter fliehn,
Und nicht warum ſie ſind, vergebens ſich bemühn.
Indeſſen, wann ein Geiſt, der Gottes Weſen ſchändet,
Die Einfalt, die ihm traut, mit falſchem Licht verblendet,
Und aus der Oberhand des Laſters und der Pein
Lehrt ſchlieſſen, wie die Welt, ſo muß der Schöpfer ſeyn;
Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?
Soll Gott verläumdet ſeyn, und uns kein Eifer rühren?
Iſt ſtummer Glauben gnug, wann Irrthum kämpft mit Witz,
Und ihm zu widerſtehn erwarten wir den Blitz?
Nein, alſo hat ſich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt:
So ſchwach ihr Glanz auch iſt, kein Irrwiſch bleibt vor ihr,
Ihr Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Zier.

O daß die Wahrheit ſelbſt von ihrem Licht mir ſchenkte!
Daß dieſes Himmels-Kind den Kiel mir ſelber lenkte!
Daß ihr ſieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,
Beſeelte, was mein Mund ihr jetzt zu Ehren ſingt.

Zweytes Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unverſiegen rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo nach der Weisheit Rath,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verſchiedner Welten Riß lag vor ihm ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet:
Allein die Weisheit gieng auf die Vollkommenheit,
Der Welten treflichſte gewann die Würklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des Weſen-reichen Wortes
Gebiehrt das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verſchiedner Zeug' die regende Gewalt
Erlieſet, trennet, miſcht, und ſchränkt ihn in Geſtalt.
Das Dichte zog ſich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebohrnen Sonnen,
Die Welten welzten ſich, und zeichneten ihr Gleiß,
Stäts flüchtig, ſtäts geſenkt, in dem befohlnen Kreiß.
Gott ſah und fand es gut, allein das ſtumme Dichte,
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an ſeinem Lichte;
Ein Weſen fehlte noch, dem Gott ſich zeigen kan,
Gott bließ, und ein Begrif nahm Kraft und Weſen an.
So ward die Geiſter-Welt. Verſchiedne Macht und Ehre
Vertheilt, nach Stuffen Art, die unzälbaren Heere,
Die, ungleich ſatt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung ſtehn von Gott zum öden Nichts.
Nach der verſchiednen Reyh von fühlenden Gemüthern,
Vertheilte Gott den Trieb nach angemeßnen Gütern:
Der Art Vollkommenheit ward als zum Ziel geſteckt,
Wohin der Geiſter Wunſch aus eignem Zuge zweckt:
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart ſelbſt das Thor geöfnet bliebe,
Und nie der Sinn ſo ſehr zum Guten ſich bewegt,
Daß nicht ſein erſter Wink die Wagſchal überſchlägt.
Dann Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln,
Iſt beſſer als ein Reich von Willen-loſen Engeln;
Gott hält vor ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung ſelbſt wird durch die Wahl erſt gut.
Gott ſah von Anfang wohl, wohin die Freyheit führet,
Daß ein Geſchöpf ſich leicht bey eignem Licht verlieret,
Daß der verbundne Leib zu viel vom Geiſte heiſcht,
Und das Gewühl der Welt den ſchwachen Sinn beräuſcht,
Und ein gemeßner Geiſt nicht ſtäts die Kette findet,
Die den beſondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund' erſehn, zu edel für die Zeit,
Vergißt er allzu leicht den Wehrt der Ewigkeit:
Des äußern Zauberglanz verdeckt die inn're Blöſſe,
Die ſtärkre Gegenwart erdrückt des fernern Gröſſe;
Wer iſts, der allemal der Neigung Stuffe mißt,
Wo nur das Mittel gut, ſonſt alles Laſter iſt?
Kein endlich Weſen kennt das Mitſeyn aller Sachen,
Und die Allwiſſenheit kan erſt unfehlbar machen.

Gott ſah dieß alles wohl, und doch ſchuf er die Welt,
Kan etwas weiſer ſeyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt ſich ſelber zeigen wollte,
Sah daß, wann alles nur aus Vorſchrift handeln ſollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremden Trieb beſeelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laſter fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß ſolten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben:
Er gönnte dem Geſchöpf den unſchätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu ſeyn, und nicht aus Eigenthum.
Der Thaten Unterſchied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruhn,
So bald Gott alles würkt, und wir nichts ſelber thun.
Drum überließ auch Gott die Geiſter ihrem Willen,
Und dem Zuſammenhang, woraus die Thaten quillen,
Doch ſo, daß ſeine Hand der Welten Steur behielt,
Und der Natur ihr Rad muß ſtehn, wann er befiehlt.

So kamen in die Welt die neu-erſchaffnen Geiſter,
Vollkommenes Geſchöpf von dem vollkommnen Meiſter;
In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,
Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Urſprung ſchrieb:
Ein jedes Einzle war in ſeiner Art vollkommen.
Dem war wohl mehr verliehn, doch jenem nichts benommen.

Der einen Weſen ward vom Irrdiſchen befreyt,
Sie blieben näher Gott' an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher ihr himmliſchen Naturen!
Von eurer Treflichkeit ſind in uns wenig Spuren:
Nur dieſes wiſſen wir, daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem erſten Platz der Reyh der Weſen ſteht.
Vielleicht empfangen wir, bey trüber Dämmrung Klarheit,
Nur durch fünf Oefnungen den ſchwachen Strahl der Wahrheit;
Da ihr, bey vollem Tag, das heitere Gemüht
Durch tauſend Pforten füllt, und alles an euch ſieht.
Daß, wie das Licht für uns erſt wird mit unſern Augen,
Ihr tauſend Weſen kennt, die wir zu ſehn nicht taugen;
Und wie ſich unſer Aug am Kleid der Dinge ſtößt,
Vor eurem ſcharfen Blick ſich die Natur entblößt.
Vielleicht findt auch bey uns der Eindruck der Begriffe,
Im allzuſeichten Sinn, nicht gnug Gehalt und Tieffe,
Da bey euch alles haft, und, ſicher vor der Zeit
Sich die lebhafte Spur, ſo oft ihr wünſcht, verneut.
Vielleicht, wie unſer Geiſt, geſperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwey Gedanken,
In euch der ofne Sinn des vielen fähig iſt,
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.
Doch unſer Wiſſen iſt hierüber nur Vermuthen,
Genug der Engel Sinn war ausgerüſt zum Guten,
Ihr Trieb zur Tugend war ſo ſtark als ihr Verſtand,
Sie ſehnten ſich nach Gott als ihrem Vaterland,
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren,
War all ihr Wunſch, ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.

Fern unter ihnen hat das ſterbliche Geſchlecht,
Im Himmel und im Nichts, ſein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich feſtem Stoff hat Gott es auserleſen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verweſen:
Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt ſich ſelbſt, es ſtirbt und ſtirbet nie.

Auch wir, ach! waren gut: der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, ſo weit ſie war, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott ſein majeſtätiſch Bild,
Er ſchuf uns etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwey unterſchiedne Triebe.
Die Liebe für ſich ſelbſt, und ſeines Nächſten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Iſt der fruchtbare Quell von Arbeit und Gedult:
Sie ſchwingt den Geiſt empor, ſie lehrt die Ehre kennen,
Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,
Und führt im ſteilen Pfad, wo Tugend Dornen ſtreut,
Den Welt-vergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unſer Heil, ſie lindert unſern Kummer,
Verſöhnt uns mit uns ſelbſt, und ſtört des Trägen Schlummer.
Sie zeiget uns, wie heut für morgen ſorgen muß,
Und ſpeiſet ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wuth, ſie wafnet die Verzagten;
Sie macht das Leben werth im Auge der Geplagten;
Sie ſucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift;
Sie bahnete das Meer zur Beyhülf unſres Reiſens;
Sie fund den erſten Brand im Zweykampf Stein und Eiſens;
Sie grub ein Erzt hervor, das alle Thiere zwung;
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;
Sie ſpähte der Natur verborgne Eigenſchaften;
Sie wafnete den Sinn mit Kunſt und Wiſſenſchaften.
O daß ſie doch ſo oft, vor zartem Eifer blind,
In eingebildtem Glück ein würklich Elend findt!

Viel edler iſt der Trieb, der uns für andre rühret,
Vom Himmel kömmt ſein Brand, der keinen Rauch gebieret;
Von ſeinem Ebenbild, das Gott den Menſchen gab,
Drückt deutlicher kein Zug ſein holdes Urbild ab:
Sie, dieſe Liebe, war der Menſchen erſte Kette,
Sie macht uns bürgerlich, und ſammelt uns in Städte;
Sie öfnet unſer Herz beym Anblick fremder Noth,
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemiſſet Brodt,
Und würkt in uns die Luſt, vom Titus oft verlanget,
Wann ein verwandt Geſchöpf von uns ſein Glück empfanget.
Die Freundſchaft ſtammt von ihr, der Herzen ſüſſe Koſt,
Die Gott, in ſo viel Noth, uns gab zum letzten Troſt:
Sie ſteckt die Fackeln an, bey deren holdem Scheinen,
Zu beyder Seligkeit, zwey Seelen ſich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erſte Schuld,
Iſt ein beſondrer Zug der allgemeinen Huld.
Sie iſt, was tief in uns für unſre Kinder lodert,
Sie macht die Müh zur Luſt, die ihre Schwachheit fodert,
Sie iſt des Blutes Ruf, der für die Kleinen ſteht,
Und unſer innerſtes, ſo bald er ſpricht, umdreht.
Ja auch dem Himmel zu gehn ihre reinen Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus deſſen Huld ſie ſtammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem liebenswürd'gen zu,
Und findt erſt im Beſitz des Höchſten Gutes Ruh.

Noch weiter wollte Gott für unſre Schwachheit ſorgen:
Ein wachſames Gefühl liegt in uns ſelbſt verborgen,
Das nie dem Uebel ſchweigt, und immer leicht verſehrt,
Zur Rache ſeiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch alles Uebermaaß den ſchwachen Faden ab,
Und die Geſundheit ſelbſt führt unvermerkt zum Grab.
Allein im weichen Mark der zarten Lebens-Sehnen
Wohnt ein geheimer Reitz, der zwar ein Brunn der Thränen,
Doch auch des Lebens iſt, der wider einen Feind
Der ſonſt wohl unerkannt uns auszuhölen meint,
Uns zwingt zum Widerſtand; er ſchließt die regen Nerven
Vor Froſt und Salze zu, verflöſſet alle Schärfen
Durch Zufluß ſüſſen Safts, und kühlt geſalznes Blut
Durch Zwang vom heiſſen Durſt, mit Strömen dünner Flut.
In allen Arten Noth, die unſre Glieder fäulet,
Iſt Schmerz der bittre Trank, womit der Leib ſich heilet.

Weit nöthiger liegt noch, im innerſten von uns,
Der Werke Richterin, der Probſtein unſers Thuns:
Vom Himmel ſtammt ihr Recht; er hat in dem Gewiſſen,
Die Pflichten der Natur den Menſchen vorgeriſſen:
Er grub mit Flammenſchrift in uns des Laſters Scheu,
Und ihren Nachgeſchmack die bittre Koſt der Reu.
Ein Geiſt, wo Sünde herrſcht, iſt ewig ohne Frieden,
Sie macht uns ſelbſt zur Höll' und wird doch nicht gemieden!

Verſehn zu Sturm und See, in allem wohl beſtellt,
Betraten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
Die Werkzeug unſers Glücks ſind allen gleich gemeſſen,
Jedweder hat ſein Pfund, und niemand iſt vergeſſen.
Zwar in der Seele ſelbſt herrſcht Maaß und Unterſcheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verſchiedenheit;
Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold als Eiſen,
Der Staaten ſchlechteſter iſt der von eitel Weiſen:
Der eingetheilte Witz iſt nirgend unfruchtbar,
Und jeder füllt den Ort, der für ihn ledig war.

Dort würkt ein hoher Geiſt, betrogen vom Geſchicke,
Nur um ſich ſelbſt beſorgt, an ſeines Landes Glücke:
Wann hier ein niedrer Sinn, mit Schweiß und Brod vergnügt,
Des Groſſen Unterhalt im heißen Feld erpflügt.
Hier ſucht ein weiſer Mann, bey Nacht und ſtillem Oele,
Des Körpers inn're Kraft, das Weſen ſeiner Seele,
Wann dort mit ſchwächrem Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib ſein Hauß beherrſcht, und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Zierrath herrſcht der Unterſchied der Gaben,
Was jedem nöthig iſt, muß auch ein jeder haben:
Kein Menſch verwildert ſo, dem eingebohrnes Licht,
Nicht, wann er ſich vergeht, ſein erſtes Urtheil ſpricht.

Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitſchigans beſchneyten Ufern wohnen,
Und unterm braunen Süd fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebott.

Drittes Buch.

O Wahrheit! ſage ſelbſt, du Zeugin der Geſchichte!
Wer machte Gottes Zweck und unſer Glück zu nichte?
Wer war's, der wider Gott die Geiſter aufgebracht,
Und uns dem Laſter hold, uns ſelber feind gemacht?

Verſchieden war der Fall verſchiedner Geiſter Orden:
Der einen Treflichkeit iſt ihr Verderben worden,
Die Kenntniß ihres Lichts gebahr ihr Finſterniß,
Sie hielten ihre Kraft für von ſich ſelbſt gewiß,
Und voll von ihrem Glanz, verdrüßlich aller Schranken,
Mißkennten ſie den Gott, dem ſie ihn ſollten danken.
Ihr allzu ſtarker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit:
Ihr Stolz fieng an in Haß die Furcht vor Gott zu kehren,
Als ohne den ſie ſelbſt der Weſen erſte wären.
So wich ihr Schwarm von Gott, dem Urſprung ſeines Lichts,
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald ins eigne Nichts;
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten ſie verlaſſen,
Der Liebe wahren Zweck verſchwuren ſie zu haſſen,
Des höchſten Guts Genuß war ewiglich verſcherzt,
Der Sinn wurd mißvergnügt, des Urtheils Licht geſchwärzt.
In ihrem Weſen ſelbſt, worinn ſie ſich verſtiegen,
Fand ſich kein inn're Quell von ſtätigem Vergnügen,
Ihr Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmuth ward zur Schmach,
Das Böſe war gewählt, das Uebel folgte nach;
Bis daß Reu ohne Buß, Verzweiflung an dem Heile,
Und Mißgunſt ohne Macht den Frevlern ward zum Theile,
Da dort die treue Schaar, die niemals Gott verließ,
In ſeiner Gegenwart, der Geiſter Paradieß
Und Tag fund ohne Nacht, da ewig hoh und ſteigend
Ihr Stand der Gottheit nah't, und keinen Eckel zeugend
In der Begierd genießt, und im Genuß begehrt,
Und ihren Geiſt mit Licht, das Herz mit Wolluſt nährt,

Das Uebel, deſſen Macht den Himmel konnte mindern,
Fund wenig Widerſtand bey Adams ſchwachen Kindern.
Ein ſtäter Bilder=Kreiß ſchwebt ſpielend vor dem Sinn,
Der wählt zur Gegenwart, behält und ſendet hin:
Bald hatte Luſt und Zier das ernſtliche verdrungen,
Der Müh und Tugend Bild ſchien trocken und gezwungen,
Die Seele hängte ſich an Ruh und Luſtbarkeit,
Der Tugend Kraft nahm ab durch die Abweſenheit;
Auch lockt der Leib zur Luſt mit zärtlicher Verbindung,
Bedacht wich dem Genuß, und Kenntniß der Empfindung;
Zudem was endlich iſt, kan nicht unfehlbar ſeyn,
Das Uebel ſchlich ſich auch in uns durch Irrthum ein.
Der ſchwache Geiſt verlohr der Neigungen Verwaltung,
Wir wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung,
Die Triebe der Natur mißkennten Ziel und Maaß,
Bis das, was himmliſch war, ſein hoh Geſchick vergaß.
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüſten,
Die Sorg' um Unterhalt zu Haß und bittren Zwiſten;
Der Ehre rege Sucht ſchwoll in den Herzen auf.
Gewiſſen und Vernunft hemmt zwar des Uebels Lauf,
Doch ihr verhaßter Mund, voll unberedter Lehren,
Behielt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.

Wir alle ſind verderbt, der allgemeine Gift
Iſt beyde Welten durch den Menſchen nachgeſchift.
Gold, Ehr und Wolluſt herrſcht, ſo weit der Menſch gebietet,
Und alles was ein Herz, von dieſen ſchwanger, brütet:
Betrug mit falſchem Blick, die Luſt an andrer Leid,
Verachtung fremden Werths, Verläumdung, Brut vom Neid,
Verführung ſchwacher Zucht, der Gottesdienſt des Bauches,
Fruchtloſer Müſſiggang, der Hunger eitlen Rauches,
Und ſo viel Seuchen mehr, von denen undurchwühlt,
Kein Herz mehr übrig bleibt, das echte Frucht erzielt.
Verſchiedene Geſtalt bedeckt die Ungeheuer,
Die Kunſt der Ehrbarkeit leyht manchen ihren Schleyer,
Wann andrer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
Erbohrne Häßlichkeit die Augen trotzt und ſchreckt.
Geringer Unterſchied! der auf der Haut nur lieget,
Nicht in das innre dringt, und niemand mehr betrieget:
Noch Zeit, noch Land, noch Schwang vermag auf die Natur,
Der Quell flieſſt überall, der Auslauf ändert nur.

Vergebens rühmt ein Volk die Unſchuld ſeiner Sitten,
Es iſt nur jünger ſchlimm, und minder weit geſchritten:
Der Lappen ewig Eiß, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reitz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laſter aus, ſie ſind wie wir hinläßig,
Geil, eitel, geitzig, träg, mißgünſtig und gehäßig,
Und was liegt dann daran, bey einem bittren Zwiſt,
Ob Fiſch=Fett oder Gold des Zweyſpalts Urſach iſt?

Wer von der Tugend weicht, entſaget ſeinem Glücke:
Und beugt ſein Engels=Recht zu eines Thiers Geſchicke.
Die Pflichten ſind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt giebt,
Ein Herz, wo Laſter herrſcht, hat nie ſich ſelbſt geliebt.
Von auſſen fließt kein Troſt, wann uns das inn're quälet,
Uns eckelt der Genuß, ſo bald die Nothdurft fehlet:
Die Schätze dieſer Welt ſind nur des Leibes Heil,
Der wahre Menſch, der Geiſt, nimmt daran keinen Theil,
So bleibt der müde Geiſt bey falſchen Gütern öde,
Der Eckel im Genuß entdeckt das inn're Blöde,
Nie froh vom itzigen, ſtäts wechſelnd, keinem treu,
Erfährt der Glücklichſte, wie nichtig alles ſey.
Vergebens übertrift das Schickſal unſre Bitten,
Die Welt hat Philipps Sohn, und nicht die Ruh erſtritten:
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel ſchließt ſeine Bahn,
Wo er zu enden meint, fängt er von neuem an.

Doch auch das Schatten=Glück erfreut den Menſchen ſelten,
Weil Gold und Ehre nichts als durch den Vorzug gelten:
Die Güter der Natur ſind endlich und gezählt,
Die einen werden groß von dem, was andern fehlt:
Ein Sieger wird berühmt durch tauſend andrer Leichen,
Und ganzer Dörfer Noth macht einen ein'gen Reichen:
Der Schönen holdes Ja, die einem ſich ergiebt,
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt.

Wir ſtreiten in der Welt um dieſe falſchen Güter,
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder (wer iſt nicht in einem Stück ein Kind)
Oft um ein ſtreitig Nichts ſich in den Haaren ſind,
Bald dieß bald jenes ſiegt, und trotzet mit dem Ballen,
Bey keinem bleibt die Luſt, und der Verdruß bey allen.
Wir ſchwitzen, kümmern, flehn, verſchwenden Zeit und Blut,
Was wir von Gott erpreßt, iſt endlich keinem gut.

So findt man wahre Noth, wo man Vergnügen ſuchet,
Der Zepter wird ſo oft, als wie der Pflug, verfluchet.
Die Furcht, der Seele Froſt, der Flammenſtrom, der Zorn,
Die Rachſucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,
Die wache Eiferſucht, bemüht nach eignem Leide,
Erhitzte Ungedult, der theure Preiß der Freude,
Der Liebe Folter=Bett, der öden Stunden Laſt,
Fliehn von der Hütten Stroh, und herrſchen im Pallaſt.
Noch ſtärker peitſcht den Geiſt das zornige Gewiſſen,
Noch Macht, noch Haß von Gott befreyt von ſeinen Biſſen;
Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürſten Saal,
In Gold und Purpur bebt Octaviens Gemahl,
Und ſiehet, wo er geht, ſo ſehr er ſucht zu ſchlafen,
Vor ihm den ofnen Schlund voll unfehlbarer Strafen.

Der Leib, das Meiſterſtück der körperlichen Pracht,
Folgt ſeinem Gaſte bald, und fühlt des Uebels Macht.
Vollkommen hatt' er einſt, geſchickt zu Gottes Bilde,
Die Unſchuld noch zum Arzt, und Einigkeit zum Schilde,
Dem Tode minder nah, und vielleicht frey davon,
Nahm er Theil an der Luſt, und nimmt itzt Theil am Lohn:
Die Zeit muß ſeit dem Fall ihr Sandglas gäher ſtürzen,
Die Mordſucht grub ein Erzt, die kurze Friſt zu kürzen,
Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erſchifft,
Und unſre Speiſe macht der Ueberfluß zum Gift.
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balſam unſrer Säfte,
Der Wolluſt gäher Brand verſchwendt des Leibes Kräfte,
Gefaulet, abgenutzt, und nur zum Leiden ſtark
Eilt er zur alten Ruh, und ſinket nach dem Sark.

Der Geiſt von allem fern, womit er ſich bethöret,
Sieht ſich in einer Welt, wovon ihm nichts gehöret,
Nur geht mit ihm ins Reich der öden Dunkelheit,
Ein unerträglich Bild der eignen Häßlichkeit.
Gold, Ehre, Wolluſt, Tand, wornach er ſich geſehnet,
Verblendung, Selbſtbetrug, worauf er ſich gelehnet,
Witz, Anſehn, Wiſſenſchaft, der Eigenliebe Spiel,
Von allen bleibt ihm nichts, als des Verluſts Gefühl.

Der Sachen Unterſchied iſt bey ihm umgedrehet,
Er haßt was er geliebt, und ehrt was er verſchmähet,
Und brächte, könnt es ſeyn, jedweden Augenblick
Worinn er ſich verſäumt, mit Jahren Pein zurück.
Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gewühl verhindert,
Findt nichts, das ihr Gefühl in dieſer Wüſte mindert,
Ihr freſſend Feu'r durchgräbt das Inn're der Natur,
Und ſucht im tiefſten Mark des Uebels mindſte Spur:
Das Gute, das verſäumt, das Böſe, ſo begangen,
Die Mittel, die verſcherzt, ſind eitel Folter-Zangen,
Von ſtäter Nachreu heiß. Er leidet ohne Friſt,
Weil er gepeiniget, und auch der Henker iſt.
O ſelig jene Schaar, die von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem inn'ren Ruf, der ſie zum Heile ſchreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten ſteckt.
Geſetzt, daß Welt und Hohn, und Armuth ſie mißhandeln,
Wie angenehm wird einſt ihr Schickſal ſich verwandeln,
Wann dort, beym reinen Licht, ihr Geiſt ſich ſelbſt gefält,
Das überwundne Leid zu ſeiner Wolluſt hält,
Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,
Sie Gott, das höchſte Gut, in ſtäter Nähe haben.

Indeſſen iſt die Welt, die Gott zu ſeinem Ruhm,
Und unſerm Glücke ſchuf, des Uebels Eigenthum;
In allen Arten iſt das Loos des Guten kleiner,
Wo tauſend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt einer,
Und für ein zeitlich Glück, daß keiner rein genießt,
Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh beſchließt.
O Gott voll Gnad' und Recht, darf ein Geſchöpfe fragen,
Wie kan mit deiner Huld ſich unſre Qual vertragen?
Vergnügt o Vater dich der Kinder Ungemach?
War deine Lieb' erſchöpft? war deine Allmacht ſchwach?
Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,
Wie lieſſeſt du nicht eh ein ewig Unding währen?

Verborgen ſind o Gott! die Wege deiner Huld,
Was in uns Blindheit iſt, iſt in dir keine Schuld.
Vielleicht, daß dermaleinſt die Wahrheit, die ihn peinigt,
Den umgegoßnen Geiſt durch lange Qualen reinigt,
Und, nun dem Laſter feind, durch deſſen Frucht gelehrt,
Der Willen, umgewandt, ſich ganz zum Guten kehrt:
Daß Gott die ſpäte Reu ſich endlich läßt gefallen,
Uns alle zu ſich zieht, und alles wird in allen.
Dann ſeine Güte nimmt, auch wann ſein Mund uns droht,
Noch Maaß noch Schranken an, und haſſet unſern Todt.
Vielleicht erſetzt das Glück vollkommener Erwählten
Den minder tiefen Grad der Schmerzen der Gequälten;
Vielleicht iſt unſre Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel ſchwimmt, des Uebels Vaterland!
Die Sterne ſind vielleicht ein Sitz verklärter Geiſter,
Wie hier das Laſter herrſcht, iſt dort die Tugend Meiſter,
Und dieſes Punct der Welt von minder Treflichkeit
Dient in dem groſſen All zu der Vollkommenheit:
Und wir, die wir die Welt im kleinſten Theile kennen,
Urtheilen auf ein Stück, das wir von Abhang trennen.

Dann Gott hat uns geliebt, wem iſt der Leib bewußt?
Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Luſt?
Seht den Zuſammenhang, die Eintracht in den Kräften,
Wie jedes Glied ſich ſchickt zu menſchlichen Geſchäften,
Wie jeder Theil für ſich, und auch für andre ſorgt,
Das Herz vom Hirn den Geiſt, dieß Blut von jenem borgt:
Wie im bequemſten Raum ſich alles ſchicken müſſen,
Wie aus dem erſten Zweck noch andre Nutzen flieſſen,
Der Kreiß-Lauf uns belebt, und auch vor Fäulung ſchützt,
Der ausgebrauchte Theil von uns ſich ſelbſt verſchwitzt,
Und unſer ganzer Bau ein ſtätes Muſter ſcheinet
Von höchſter Wiſſenſchaft, mit höchſter Huld vereinet.
Soll Gott, der dieſen Leib, der Maden Speiſ' und Wirth,
So väterlich verſorgt, ſo prächtig ausgeziert,
Soll Gott den Menſchen ſelbſt, die Seele nicht mehr ſchätzen?
Dem Leib ſein Wohl zum Ziel, dem Geiſt ſein Elend ſetzen?

Nein, deine Huld, o Gott! iſt allzu offenbar,
Die ganze Schöpfung legt dein liebend Weſen dar:
Die Huld, die Raben nährt, wird Menſchen nicht verſtoſſen,
Im Kleinen iſt er groß, unendlich groß im Groſſen.

Wer zweifelt dann daran? ein undankbarer Knecht:
Drum werde was du willſt, dein Wollen iſt gerecht.
Noch Unrecht noch Verſehn kan vom Allweiſen kommen,
Du biſt an Macht, an Gnad, an Weißheit ja vollkommen.
Wann unſer Geiſt geſtärkt, dereinſt dein Licht verträgt,
Und ſich des Schickſals Buch vor unſre Augen legt,
Wann du der Thaten Grund uns würdigeſt zu lehren,
Dann werden alle dich, o Vater! recht verehren,
Und kündig deines Raths, den blinden Spötter ſchmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad und Weißheit ſehn.

Trauer-Ode,

beym Abſterben ſeiner geliebten Mariane,*) Nov. 1736.

Soll ich von deinem Tode ſingen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Luſt, die ich an dir gefunden,
Vergröſſert ietzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienſt ſie allzu wohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir ſchweigen ſoll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wann von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unſrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen fang ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es ſein Leid nicht faſſen kan.
Ja, meine Seele will ich ſchildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie ſie, ergetzt an Trauer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich ſeh dich noch wie du erblaßteſt,
Wie ich verzweiflend zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßteſt,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinſten Triebe!
Wie ängſtig warſt du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelaſſenheit.

Wo flieh ich hin? in dieſen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erſchreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verlohren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder - - - Ach! mein Blut muß lodern
Beym zarten Abdruck deiner Zier,
Wann ſie dich ſtammelnd von mir fodern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu dir.

O ſoll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier iſt kein Freund dir nah als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der deinen?
Du lieſſeſt ſie, und wählteſt mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienſt und Blut dir gab,
Die ſind's, wovon ich dich entrücke,
Wohin zu eilen? in dein Grab.

Dort in den bittern Abſchieds-Stunden,
Wie deine Schweſter an dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verſchwunden,
Sie unſerm letzten Blick entging;
Sprachſt du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth ſtritt;
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kan ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jetzt miſcht Luſt ſich mit dem Kränken,
Entzückung löſt mit Wehmuth ab.

---

*) Aelteſter Tochter des Hrn. Samuel Wyß, Herrn zu Mathod und la Mothe, und Marien von Dießbach, die der Verfaſſer den 19. Febr. 1731 geheyrathet, und den 30. Oct. 1736 durch den Tod verlohren hat, da er eben einen Monat vorher in Göttingen angekommen war.

Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verlieſſeſt du die Jugend,
Und flohſt die Welt um mein zu ſeyn;
Du miedſt den Weg gemeiner Tugend,
Und wareſt ſchön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und ſorgte nicht für dein Geſchick;
Voll Angſt, bey meinem kleinſten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln feſter Wille,
Der ſich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und ſanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Luſt, und iſt mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich ſelbſt vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz und ſprach!
Wie! wann ich Sie verlaſſen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß ſoll noch währen,
Wann ſchon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überſchwemmt.
Die erſte Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens ſtäte Schuld.

Im dickſten Wald, bey finſtern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß ſuchen,
Wo niemand mein Gedächtniß ſtört.
Ich will dich ſehen, wie du giengeſt
Wie traurig, wann ich Abſchied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfiengeſt;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach dir ſehn,
Und forſchen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füſſen drehn.
Dort wird jetzt deine Unſchuld glänzen
Vom Licht verklärter Wiſſenſchaft:
Dort ſchwingt ſich aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernſt du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seeligkeit für dich;
Du miſcheſt, mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernſt den Nutzen meines Leidens,
Gott ſchlägt des Schickſals Buch dir auf:
Dort ſteht die Abſicht unſers Scheidens,
Und mein beſtimmter Lebens-Lauf.

Vollkommenſte! die ich auf Erden
So ſtark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebens-würdig wirſt du werden!
Nun dich ein himmliſch Licht umgiebt,
Mich überfällt ein brünſtig Hoffen,
O! ſprich zu meinem Wunſch nicht nein
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu ſeyn.

Doris.

Des Tages Licht hat ſich verdunkelt,
Der Purpur, der im Weſten funkelt,
Erblaſſet in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silber-Hörner,
Die kühle Nacht ſtreut Schlummer-Körner,
Und tränkt die trockne Welt mit Thau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den ſtillen Grund beſuchen,
Wo nichts ſich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weſte
Belebt das ſchwanke Laub der Aeſte,
Und winket dir liebkoſend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume,
Lockt uns in Anmuths-volle Träume,
Worein der Geiſt ſich ſelber wiegt:
Er zieht die ſchweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit ſich allein vergnügt.

Sprich Doris! fühlſt du nicht im Herzen
Die zarte Regung ſanfter Schmerzen,
Die ſüſſer ſind, als alle Luſt?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut ſich ſelbſt geſchwinder,
Und ſchwellt die Unſchulds-volle Bruſt?

Ich weiß, daß ſich dein Herz befraget,
Und ein Begriff zum andern ſaget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich?
Mein Kind! du wirſt es nicht erkennen,
Ich aber werd es leichtlich nennen,
Ich fühle mehr als das für dich.

Du ſtaunſt; es regt ſich deine Tugend,
Die holde Farbe keuſcher Jugend
Deckt dein verſchämtes Angeſicht:
Dein Blut wallt von vermiſchtem Triebe,
Der ſtrenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein dein Herz verwirft ſie nicht.

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geſchicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willſt du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirſt dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt, der hat ſchon gewählt.

Der ſchönſten Jahre friſche Blüthe
Belebt dein aufgeweckt Gemüthe,
Darein kein ſchlaffer Kaltſinn ſchleicht;
Der Augen Glut quillt aus dem Herzen,
Du wirſt nicht immer fühllos ſcherzen,
Wen alles liebt, der liebet leicht.

Wie? ſolte dich die Liebe ſchrecken!
Mit Schaam mag ſich das Laſter decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt;
Sieh deine freudigen Geſpielen,
Du fühleſt, was ſie alle fühlen,
Dein Brand iſt der Natur ihr Brand.

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt, die zwey Herzen ſpüren,
Die ſich einander zugedacht,
Du forderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

Wann eine Schöne ſich ergeben
Für den, der für ſie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz:
Wann, nach erkannter Treu des Hirten,
Die Tugend ſelbſt ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft ſpricht wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebſtal, reitzends Ringen
Mit Wolluſt beyder Herz beräuſcht;
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr ſchwimmend Aug, voll ſeichter Thränen,
Was ſie verweigert, heimlich heiſcht.

Wann ſich = = = allein, mein Kind, ich ſchweige;
Von dieſer Luſt, die ich dir zeige,
Iſt, was ich ſage, kaum ein Traum;
Erwünſchte Wehmuth, ſanft Entzücken!
Was wagt der Mund euch auszudrücken?
Das Herz begreift euch ſelber kaum.

Du ſeufzeſt, Doris! wirſt du blöde?
O ſelig! flößte meine Rede
Dir den Geſchmack des Liebens ein;
Wie angenehm iſt doch die Liebe?
Erregt ihr Bild ſchon zarte Triebe,
Was wird das Urbild ſelber ſeyn?

Mein Kind, genieß des frühen Lebens,
Sey nicht ſo ſchön für dich vergebens,
Sey nicht ſo ſchön für uns zur Qual:
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer,
Des kalten Gleichſinns eckler Schlummer,
Iſt unvergnügter tauſendmal.

Zu dem, was haſt du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wers beſeſſen, gleich verläßt:
Du bleibſt der Seelen ewig Meiſter,
Die Schönheit feſſelt dir die Geiſter,
Und deine Tugend hält ſie feſt.

Erwähle nur von unſrer Jugend,
Dein Reich iſt ja das Reich der Tugend,
Doch, darf ich rathen, wähle mich.
Was hilft es lang ſein Herz verhehlen?
Du kannſt von hundert edlern wählen,
Doch keinen, der dich liebt, wie ich.

Ein andrer wird mit Ahnen prahlen,
Der mit erkauftem Glanze ſtrahlen,
Der mahlt ſein Feuer künſtlich ab:
Ein jeder wird was anders preiſen,
Ich aber habe nur zu weiſen
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

Trau nicht, mein Kind, jedwedem Freyer,
Im Munde trägt er doppelt Feuer,
Ein halbes Herz in ſeiner Bruſt:
Der, liebt den Glanz, der dich umgiebet,
Der, liebt dich, weil dich alles liebet,
Und der, liebt in dir ſeine Luſt.

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh ſich der Mund zum Seufzen übte,
Und Treu zu ſchwören ward zur Kunſt:
Mein Aug iſt nur auf dich gekehret,
Von allem, was man an dir ehret,
Begehr' ich nichts als deine Gunſt.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern
Ich ſuche nicht dich zu vergöttern,
Die Menſchheit ziert dich allzuſehr:
Ein andrer kan gelehrter klagen,
Mein Mund weiß weniger zu ſagen,
Allein mein Herz empfindet mehr.

Was ſiehſt du furchtſam hin und wieder,
Und ſchlägſt die holden Blicke nieder?
Es iſt kein fremder Zeuge nah:
Mein Kind, kan ich dich nicht erweichen?
Doch ja, dein Mund giebt zwar kein Zeichen,
Allein dein Seufzen ſagt mir Ja.

Karl Ludwig von Haller,

der Enkel des großen H., ward den 1. Auguſt 1768 zu Bern geboren, und ſchon 1795 als Sekretär des großen Rathes in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt, wanderte aber in Folge der politiſchen Umgeſtaltung ſeines Vaterlandes 1800 nach Deutſchland aus und lebte hier meiſt in Erlangen und Weimar, ſeit 1803 aber als Kaiſerlicher Hofkriegsſekretär zu Wien. Ein Ruf als Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität, führte ihn 1806 nach Bern zurück, wo er 1814 noch zum Mitglied des kleinen Stadtraths und des großen Kantonrathes ernannt wurde. Dieſe Aemter behielt er auch, obwohl nach ſeinem eignen Bekenntniß ſeit 1808 im Herzen katholiſch und ſeit ſeinem am 17. October 1820 wirklich erfolgten geheimen Uebertritt zu der genannten Kirche auch auf wirkliche Verbreitung ſeines neuen Glaubens bedacht bis Anfangs 1821. In dieſem Jahre entſetzte ihn die Berner Regierung in Berückſichtigung ſeines durch den Schwur des proteſtantiſchen Amtseides im December 1820 kund gewordenen Meineides aller ſeiner Würden und Rechte, bevor noch die gleich darauf folgende öffentliche Erklärung ſeines Uebertritts von ſeinem dermaligen Aufenthaltsorte, Paris, aus angelangt war. Seitdem lebte er in Paris, wo er 1824 eine Anſtellung im Departement des Auswärtigen und das franzöſiſche Bürgerrecht erhielt. Kurz vor 1830 wandte er ſich nach Solothurn, ward dort ebenfalls mit dem Bürgerrecht beſchenkt, kehrte aber bald nach Paris zurück und blieb dort als Profeſſor an der école de chartes, bis die Juliusrevolution ihn nach Solothurn zurücktrieb. Hier verweilt er ſeitdem mit ſeinen Planen beſchäftigt und 1834 zum Mitglied des kleinen Raths ernannt.

Seine Schriften ſind:

Ueber den Patriotismus. Rede. Bern 1794.

Geſchichte der Wirkungen und Folgen des öſtreichiſchen Feldzugs in der Schweiz. Weimar 1801. 2 Thle.

Denkmal der Wahrheit auf Lavater. Ebend. 1801.

Handbuch der allgemeinen Staatenkunde. Winterthur 1808.

Reſtauration der Staatswiſſenſchaft. Ebendaſ. 1816 — 1820. 6. Band. Ebendaſ. 1825, der 5. Band noch nicht erſchienen.

Ueber die Konſtitution der ſpaniſchen Kortes Ebendaſ. 1820.

Lettre à sa famille, pour lui déclarer son retour à l'église catholique, apostolique et romaine. Paris 1821. Franzöſiſch und deutſch mit Anmerkungen von Paulus. Stuttgart 1821. Deutſch von Studer. Bern 1821.

Da ein Urtheil über die Schriften dieſes Mannes nicht gefällt werden kann, ohne ſeine Perſönlichkeit und ſeine Handlungen ſcharf zu beleuchten, wir alſo jedenfalls die uns gezogenen Schranken überſchreiten müßten und als Mitlebender keinesweges unpartheiiſch zu bleiben vermöchten, ſo enthalten wir uns deſſelben durchaus, es der ſtrengen aber unbeſtechlich richtenden Nachwelt überlaſſend, denn die Acten über ihn, ſo viele Gegner und Ankläger ſich auch fanden, ſind noch nicht geſchloſſen, und unſere Zeit iſt noch viel zu aufgeregt, als daß ſie ſelbſt den nach Unpartheilichkeit Strebenden vor Irrungen bewahren könnte.

Johann Chriſtian Hallmann

ward 1650 in Schleſien geboren, ſtudirte nach beendigter Schulbildung zu Breslau und Jena die Rechte, ließ ſich darauf in Breslau als Advocat nieder und gerieth durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche in mancherlei unangenehme dauernde Verhältniſſe mit ſeinen Gönnern und Verwandten. Er ſtarb daſelbſt im Jahre 1704.

Von ihm hat man:

Trauer-, Freuden- und Schäferſpiele. Breslau 1672. Ebendaſ. 1684.

Einige Schauſpiele und Kleinigkeiten in damaligen Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein durchaus mittelmäßiger Jünger der Hoffmannswaldau-Lohenſteiniſchen Schule.

Chriſtian Gottlob Haltaus

ward 1702 zu Leipzig geboren, ſtudirte auf den gelehrten Anſtalten ſeiner Vaterſtadt Philologie, ward Mag. derſelben und vielleicht durch Mitwirkung ſeines beſondern Gönners, des Hofraths Menke, 1734 zum Tertius an der daſigen Nikolaiſchule ernannt, ſtieg 1746 zum Konrektor und 1751 zum Rektor derſelben und ſtarb daſelbſt, wegen ſeiner Redlichkeit allgemein geliebt und betrauert, den 11. Februar 1758.

In lateiniſcher Sprache erſchien von ihm:

Calendarium medii aevi, praecipue germanicum. Lipsiae 1729. Deutſch m. Zuſätzen u. Berichtigungen v. Scheffer. Erlangen 1797, in 4.

Glossarium germanicum medii aevi cum praefatione J. G. Böhmii. Lipsiae 1759, 2 Vol. fol.

Wenn auch nicht als deutſcher Schriftſteller, machte er ſich doch als Forſcher und Sammler ſehr verdient um die gründlichere Kenntniß unſerer Sprache und ihrer Bildung.

Johann Georg Hamann.

Dieſer bei ſeinem Leben nicht ohne eigne Schuld ſo häufig verkannte originelle Denker und Magus des Nordens, wie er ſich als Schriftſteller richtig bezeichnete, ward den 27 Auguſt 1730 zu Königsberg geboren und widmete ſich anfangs, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, auf der daſigen Univerſität der Theologie. Aber Schwerfälligkeit der Zunge, ſchwaches Gedächtniß und Vorliebe für Kritik, Poeſie und Philologie vermochte ihn, ſich vorzüglich mit dieſen Wiſſenſchaften zu beſchäftigen und die Rechte wenigſtens dem Namen nach zu ſeinen Berufsſtudien zu machen. Nach Vollendung derſelben kam er als Hofmeiſter 1752 in das Haus der Baronin von Budberg in Kurland, 1753 in das des Generals von Witten und 1755 zu einer Kaufmannsfamilie in Riga, wo die Gelegenheit ihn mit der Politik und den Handlungswiſſenſchaften ſo vertraut machte, daß er 1756 zu commerciellen Zwecken Reiſen nach Berlin, Lübeck, Holland und England unternehmen konnte. Der ungünſtige Erfolg derſelben verſetzte ihn in London in tiefen Mißmuth, führte ihn aber auch zur Religion und Sittlichkeit zurück, worauf er bis 1759 ruhig in Riga lebte. Nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt widmete er bis 1762 ſeine Muße der alten Literatur und den orientaliſchen Sprachen und trat zur Sicherung ſeiner Zukunft als unbeſoldeter Schreiber in die Dienſte der Stadt und des Staats. Allein 1764 entſagte er dieſer ſeinen Körper und Geiſt erdrückenden Beſchäftigung, machte eine Reiſe durch Deutſchland, Elſaß und die Schweiz und ging als Hofmeiſter mit ſeinem kurländiſchen Principal nach Warſchau. Nach ſeiner 1767 erfolgten Zurückkunft nach Königsberg wurde er bei der daſigen Zolldirection 1777, auch als Packhofverwalter bei dem königlichen Licent daſelbſt angeſtellt und hätte, 1784 durch einen wohlwollenden Gönner in eine ſorgenfreie Lage verſetzt, ſich mit Ruhe ſeinen Studien widmen können, wenn nicht ſeine zerrüttete Geſundheit eine neue Reiſe gefordert hätte. Er nahm daher 1787 ſeinen Abſchied und ſtarb nach öfterem Wechſel ſeines Aufenthaltes endlich bei ſeinem Wohlthäter zu Münſter den 21. Juni 1788.

Von ihm erſchien:

Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin 1821—25. 7 Bde. in 8.

(Die vollſtändigſte Sammlung der ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen Hamann's, von denen viele, da ſie meiſt als Brochüren erſchienen, äußerſt ſelten geworden ſind, zudem da H. meiſt pſeudonym auftrat, und ſich bald Epagathus Vetius, bald Telonarcha oder der Magus des Nordens u. ſ. w. nannte.)

Einzeln:

Golgatha und Scheblimini! Von einem Prediger in der Wüſte. Dresden 1784. Neue verbeſſerte Ausgabe mit Vorrede und Anmerkungen von Jaſchem (J. Fr. V. Meyer). Ebendaſ. 1816. in 8.

Sybilliniſche Blätter des Magus im Norden. Von Fried. Cramer. Leipzig 1819. m. H's Portrait.

Ein eigenes Schickſal waltete über den Leiſtungen dieſes merkwürdigen und genialen Mannes, und erſt lange nach ſeinem Tode fing man allmählig an, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; doch bedurfte es dazu wiederholter Anregung von Seiten bedeutender Stimmführer in unſerer Literatur, wie z. B. Herder's, Jacobi's, Jean Paul Friedrich Richter's und Goethe's. — Während ſeines Lebens galt er für einen Sonderling und Myſtiker, und doch war er das Eſtere nur durch eine ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit, ſo wie das Letztere durch eine feſte Anhänglichkeit an das bibliſche Chriſtenthum; ſeine originale Schreibart voll tiefer Gedankenblitze, ſeltnem Wiſſen aber auch ſeltſamen Wendungen und Bildern, bot der Maſſe der Leſer zu große Schwierigkeiten dar, ſo daß dieſe ihn lieber als unverſtändlich von vorn herein erklärte, als daß ſie ſich bemüht hätte, mit Ernſt und Eifer in den Geiſt derſelben einzudringen. Was Hamann hier leiſtete, das wird am Treffendſten von Herder (Fragmente zur deutſchen Literatur I, 11) mit folgenden Worten charakteriſirt: Der Kern ſeiner (Hamann's) Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Beleſenheit; die Schaale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich ſeines eigenen Zeugniſſes bediene, und ſeine Manier gleichſam nach ſeiner Manier ſchildere: geleſen und allerdings viel, weitläuftig und mit Geſchmack geleſen (multum et multa legit), allein die Balſamdüfte vom ätheriſchen Tiſch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der britiſchen Laune vermiſcht, ſind um ihn zu einer Wolke geworden u. ſ. w.; beobachtet: Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Ausſicht in einen Geſichtspunkt; hier ſtehe aber ein Leſer, der dieſen Punkt treffe, oft auf einem Wortſpiel hafte, der ſein Auge, ſeine Laune zu dieſen Beobachtungen hat — ſonſt ſieht er verzogene Stellungen, und Schimmel ſtatt eines mikroſkopiſchen Wäldchens; gedacht: wie es ſcheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide geweſen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüſſel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Syſteme hat: ſo iſt jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke iſt in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und ſagen konnte; angenehme Worte geſucht und gefunden: ſeine Annehmlichkeiten ſind keine Folgen von gelernten Regeln, ſeine Fehler ſind ſogar, bis auf die Einkleidungen, Anſpielungen, und Licht und Schatten bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung ſind Früchte der Denk- und Sehart u. ſ. w.

Vgl. Ueber H's Leben ſeine eigene Schrift in der Sammlung Th. I. S. 149, ſo wie die in den folgenden Bänden befindlichen Briefe deſſelben.

Neue Apologie des Buchſtabens h*).

Zu gegenwärtigen Betrachtungen über die Orthographie giebt mir ein außerordentlicher Religionslehrer, mit den erſten Buchſtaben C. T. D. Anlaß, „der von ſich ſagt, er ſey von der allgemeinen, geſunden und praktiſchen Menſchenvernunft bevollmächtigt, unſern deutſchen Köpfen neuerlich zu ſagen, wie der Buchſtabe h, der nie ausgeſprochen wird, von unachtſamen, undenkenden Brodſchreibern und ſogenannten Kanzelliſten zwiſchen die Sylben eingeſchoben worden ſey, und daß dieſe Schreibart deſſelben Buchſtabens h als eine unnütze, ungegründete, in den Augen aller Ausländer barbariſch erſcheinende und unſerer Nation ſchimpfliche Gewohnheit abgeſchafft werden müſſe.“

Bey aller Sanftmuth ſeiner ächten Religion, bey aller Gründlichkeit, womit er die Beſchuldigung einer Enthuſiaſterey zu widerlegen ſucht, ſchilt er alle deutſche Köpfe, die ein nie ausgeſprochenes h in der Mitte und am Ende einer Sylbe oder Worts ſchreiben, für Sclaven! — Ja, er beſchließt ſeine zufälligen, zur Hauptſache ſich paſſenden Gedanken mit dem Orakelſpruche: „Wer in der Orthographie des kleinen Buchſtabens h nicht treu iſt, der iſt auch in den großen Offenbarungen und Geheimniſſen der allgemeinen, geſunden und praktiſchen Menſchenreligion gerne untreu und ungerecht.“

Der Verfaſſer giebt ſich zwar ſelbſt das rühmliche Zeugniß, „daß er überall auf die beſtimmteſte Deutlichkeit der Gedanken dringe, jedes Wort ganz genau erkläre, mit keiner Satzung was zu thun habe, deren Grund ſich nicht abſehen ließe, von keinen unmöglichen und übertriebenen Poſtulaten was wiſſen wolle u. ſ. w.“ Aller dieſer Selbſtruhm iſt aber deſto unverſchämter, da er die ganze Laſt ſeiner Methode in der obwaltenden Sache des Buchſtabens h nicht mit einem Finger berührt. Eine ſo handgreifliche Untreue und ſchreyende Ungerechtigkeit bey einer orthographiſchen und beynahe kindiſchen Pedanterie, wird die verſtändigſten Perſonen in der ganzen Nation überzeugen, was der auſſerordentliche Religionslehrer für ein armer Sünder in den Augen ſeiner eigenen ſogenannten allgemeinen, geſunden und geübten Menſchenvernunft ſey, und wie wenig Gnade er ſelbſt vor ihrem barmherzigen Richterthrone ſich zu verſprechen habe.

Wenn ein Enthuſiaſt auf deutſch ein Begeiſterter heißt: ſo ſcheint der Verfaſſer der zufälligen, zur Hauptſache ſich paſſenden Gedanken über den Buchſtaben h „aus der Eingebung ſeiner hochgelobten Menſchenvernunft die ungewöhnlichſten und undeutlichſten Sprüche hervorzubringen, und in einem allzuſtarken Triebe eines Affects oder in einer übertriebenen Vorſtellung“ das Cruciat gegen einen unſchuldigen Hauch zu predigen, den einige Sprachgrübler nicht einmal für einen Buchſtaben haben erkennen wollen.

Geneigter Leſer! ich bin kein abgedankter noch abgeſetzter, wiewohl ein bereits ziemlich bejahrter Schulmeiſter. Aus einigen flüchtigen Blättern, die ich als ein der Jugend wahres Beſtes ſuchender Lehrer habe abdrucken laſſen, iſt es jedermänniglich bekannt, wie es immer mein einziges Augenmerk geweſen, meine Schüler, deren Anzahl ſich gegenwärtig auf 120 beläuft, zu einer anſtändigen Rechtſchreibung in unſerer Mutterſprache anzuführen. Von meiner lieben Ehefrau und älteſten Tochter in meinem Schweiß- und Blutſauren Amte unterſtützt, eſſe ich mein Salz und Brod mit Freuden, und trinke, nach verrichteter Arbeit, mein Kännchen Bier mit gutem Muth. Der liebe Vater in der Höhe wolle mich auf meine alten Tage vor der dreyfachen Verſuchung bewahren, „mir durch außerordentliches Büchermachen Lebensmittel zu verſchaffen, in ein fleiſchliches und phariſäiſches Vertrauen auf die Orthodoxie meiner Orthographie zu fallen und eine ſolche Buchſtabenmengerey, als der auſſerordentliche Religionslehrer unter die Nationen Deutſchlands einzuführen im Schilde trägt, bey der mir anvertrauten Heerde beyderley Geſchlechts zu verſtatten.“

Ich kenne den Namen meines Gegners bloß nach ſeinen drey Anfangsbuchſtaben. Dem geneigten Leſer, der ihn noch weniger kennen mag, will ich aus der vor mir liegenden Urkunde einen kleinen Auszug von deſſelben Leben und Meinungen mittheilen, um mich zu rechtfertigen, wenn ich ihn für einen Mann halte, mit dem ich mich hoffentlich nicht ſchämen darf, ein paar gedruckte Bogen zu wechſeln oder mich in einen orthographiſchen Zweykampf mit ihm einzulaſſen.

„Herr C. T. D. hat vor etlichen 40 bis 50 Jahren auf einer etwas verdächtigen Univerſität, wie es ſcheint, etwas kümmerlich ſtudirt. — Er hat, bey freyern Umſtänden, die Schriften eines unſterblichen Wolf in deutſcher und lateiniſcher Sprache, einige Jahre hindurch, in einer der beſten und dazu unverändert beſtimmten Tagesſtunden mit mechaniſchem Bedacht durchgegangen, um zur Erkenntniß deßjenigen zu kommen, was Begriffe, was Zuſammenhang der Gedanken, was denken heiße — Er hat viel hundertmal wider ſein beſſer Wiſſen und Gewiſſen, wie er gegenwärtig ſchreibt, damals öffentlich gepredigt; auſſer einigen griechiſchen und lateiniſchen Büchern, das neue Teſtament und einige Stücke deſſelben mehr als einmal überſetzt und erläutert“ — Iſt es nicht Jammer und Schade, daß ein ſo rühmlich angewandtes Leben durch die ärgſte Verrätherey gegen einen unſchuldigen Buchſtaben verdunkelt werden ſoll?

Ungeachtet nach dem eigenen Geſtändniſſe des Verfaſſers ſeine Meinungen weder neu noch unbekannt ſind, ſo ſcheinen ſie doch alle ziemlich der Würde eines außerordentlichen Religionslehrers und dem Geſchmack ſeines erleuchteten Jahrhunderts angemeſſen zu ſeyn. Er hält ſeine Seele „für eine Eigenſchaft ſeines äußerſt künſtlich und weiſe eingerichteten Leibes,“ der aber eheſter Tagen wie ein wüſtes, unbewohntes, altes Haus einfallen wird. Eine abſtammende Eigenſchaft jener leiblichen Eigenſchaft iſt ſeine Vernunft,“ groß wie die Diana der Epheſer, wunderthätig wie ihr vom Himmel gefallenes Bild, und eine eben ſo unbefleckte heilige Jungfrau. „In einer ſorgfältigen Ausübung des dunkelſten Inſtincts beſteht ſeine allgemeine, geſunde praktiſche Religion und der klare Vaterwille GOttes über alles Ungeziefer und Unkraut der Erde“ — Unter allen unbegreiflichen, ſich einander widerſprechenden und unfruchtbaren Betrachtungen über ſeine Menſchenreligion iſt die ſeltſame Erſcheinung eines orthographiſchen Kanons, ein wahrer Gott ex machina, dem meine gegenwärtigen Betrachtungen eigentlich gewidmet ſind.

Weil Buchſtaben nicht nur Zeichen articulirter Töne ſind, ſondern auch oft Sylben und bisweilen Wörter, ja ſogar den Namen eines auſſerordentlichen Religionslehrers vorſtellen können: ſo iſt leicht zu erachten, daß ſein philoſophiſcher Begriff von einem Buchſtaben allgemein genug ſeyn wird, auch auf einen bloßen Hauch oder Spiritum zu paſſen.

Nun laßt uns zur Hauptſache ſchreiten und verſuchen, ob es uns gelingen wird, den zureichenden Grund des Satzes abzuſehen, daß der Buchſtabe h weder in der Mitte noch am Ende einer Sylbe geſchrieben werden müſſe.

---

*) Aus: J. G. Hamann's Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. 4. Theil. Berlin 1823.

Erſte mögliche Antwort: weil er nicht ausgeſprochen wird.

Ich gebe dieſe Antwort für nichts als möglich aus, ohne ſolche meinem Gegner wirklich aufzubürden, damit ich mich nicht zu früh ſeiner zu ſchämen anfangen müßte, wenn er es im Ernſt für einen Grundſatz unſerer Orthographie und der allgemeinen Menſchenvernunft ausgeben wollte; „daß kein „Buchſtabe, der nicht ausgeſprochen wird, geſchrieben werden, „und folglich die Ausſprache der Buchſtaben die einzige und „höchſte Schiedsrichterin der Rechtſchreibung für deutſche Köpfe „ſeyn müßte.“

Wenn das h in der Mitte und am Ende der Sylben deswegen ausgelaſſen werden ſoll, weil es nicht ausgeſprochen wird: ſo müßte noch vielmehr jede Verdoppelung eines Mitlauters am Ende jeder Sylbe wegfallen. Iſt es wohl einer noch ſo allgemeinen, geſunden und geübten Menſchenzunge möglich, ein ll, ß, tt, mm, nn, auszuſprechen? Demungeachtet bedient ſich der Verfaſſer einer auſſerordentlichen ihm eigenen Verdoppelung in dem Vorwörtchen ann, ohne daß ich ihm ein anderes Wunder in der Ausſprache dieſes doppelten Mitlauters als durch die Modification des Selbſtlauters zutraue. Sollte aber zu einer etwanigen Modification in der Ausſprache der Selbſtlauter nicht das Zeichen der Aſpiration geſchickter ſeyn, als die für die Zunge eben ſo unmögliche Verdoppelung eines beſtimmten articulirten Tons?

Der Kanon, keinen Buchſtaben, welcher nicht ausgeſprochen wird, zu ſchreiben, iſt das unmöglichſte und übertriebenſte Poſtulat in der Ausübung. Wozu iſt der Verfaſſer ſelbſt, nicht nur in Anſehung aller übrigen Buchſtaben, ſondern ſogar des h, ſeinen eigenen Satzungen untreu, und warum ſchreibt er nicht in anſtatt ihn und inn anſtatt in oder ir anſtatt ihr und tun anſtatt thun, um wenigſtens dem Schein einer Analogie Genüge zu leiſten? Welcher Grund läßt ſich aber abſehen von ſeiner parteyiſchen Ausnahme aller übrigen Buchſtaben und ſeiner ungerechten Strenge gegen einen Hauch, der kein artikulirter Ton iſt?

Sollte die Ausſprache der Buchſtaben auf einen ſo allgemeinen Richterthron über die Rechtſchreibung erhoben werden, als ſich die ſogenannte Menſchenvernunft über die Religion unter dem Deckmantel der Freyheit anmaßt: ſo läßt ſich das Schickſal unſerer Mutterſprache abſehen. Welche Spaltungen! welche Babyloniſche Verwirrung! welche Buchſtabenmengerey! Alle Mannigfaltigkeit der Dialecte und Mundarten und ihrer Siboleths würde ſich in die Bücher jeder Provinz ergießen, und welcher Damm würde dieſer orthographiſchen Sündfluth widerſtehen können? Das aus der rauhen Mitternacht Deutſchlands verſtoßene h würde ſich in den Schriften größerer und milderer Nationen des heiligen römiſchen Reichs mit ſolcher Ueppigkeit vervielfältigen thuen, die mit der weiſen Freygebigkeit eines berühmten Ueberſetzers heiliger Pergamentrollen in ſehr einzelnen Fällen, ſich gar nicht vergleichen ließe. — Kurz, alles geſellſchaftliche Band der Litteratur würde unter den Nationen Deutſchlands in wenig Jahren zerriſſen werden, zum größten Nachtheil der ächten, allgemeinen praktiſchen Religion, ihrer Ausbreitung und des durch ſie verheißenen Friedens— —

Mit was für Gewiſſen aber kann ein Mann, der ſo ſehr auf die beſtimmteſte Deutlichkeit der Gedanken und eine ſorgfältige Treue in Kleinigkeiten dringt, die kleinen orthographiſchen Hilfsmittel zur Deutlichkeit und beſſeren Beſtimmung der Begriffe aus dem Wege räumen? — Ein deutſcher Kopf, mit deſſen Kalbe Wolf ſich unſterblich gepflügt, hielt alle Wurzeln unſerer Mutterſprache für einſylbig und die Befehlsweiſe für die Wurzel der Zeitwörter. Führ iſt alſo der Stamm des Zeitwortes führen. Warum ſollte die etymologiſche Eigenſchaft der Buchſtaben, welche der Verfaſſer noch gar nicht ſcheint verläugnet oder abgeſchworen zu haben, nicht dem h vorzüglich zu ſtatten kommen, um den Unterſchied in nachſtehenden zwo Zeilen eines alten Kirchenliedes ſinnlich und augenſcheinlich zu machen:

Der du für mich geſtorben.
Führ auch mein Herz und Sinn.

Beſtimmt aber die Ausſprache der bloßen Buchſtaben ſchon die Ausſprache eines Worts? wie ſollte die bloße Ausſprache der Buchſtaben die Rechtſchreibung beſtimmen können? Kann denn ein Kind leſen, ſobald es mit dem Abc fertig iſt? Ja, kann es einem außerordentlichen Religionslehrer ſeines erleuchteten Jahrhunderts unbekannt ſeyn, daß alle Kinder buchſtabiren müſſen, ehe ſie leſen lernen, und eben ſo gut unterrichtet werden, Sylben als Buchſtaben gehörig auszuſprechen? —

Geneigter Leſer! Ungeachtet meines ernſtlichen Vorſatzes, mich aller zufälligen, ſich zur Hauptſache noch ſo paſſenden Gedanken zu entſchlagen, und ihnen als ſo viel leidigen Verſuchungen dunkler Vorſtellungskräfte ritterlich zu widerſtehen, muß ich nur dieſes eine mal im Vorbeygehen anführen, daß ich willens bin, meinem Gegner weit mehr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als er von gewiſſen politiſchen Thorſchreibern der deutſchen Litteratur in ihren allgemeinen, kaltſinnigen und gleichgültigen Recenſionen erwarten darf; welche zu ihrer privilegirten Untreue und Ungerechtigkeit im Urtheilen noch den gröbſten Undank gegen den außerordentlichen Religionslehrer ihres erleuchteten Publici häufen, unterdeſſen ſie mit dem Nierenfette ſeiner Meinungen ihre Romane, Wörterbücher, Provincialbriefe und Verſuche betreufen, um alle Heiden und Thoren in Deutſchland zum Freytiſche ihres neuen Himmels einzuladen, und ſämmtliche Weiſen nach dem Fleiſch, ſämmtliche Gewaltigen, ſämmtliche Edlen ſo ſelig im Geiſt zu machen, als, nach einem bekannten Liederdichter ihrer allgemeinen Kirche, der weiland unverdroſſene Hercules bey der Freudentafel ſeines jovialiſchen Vaters ſich es ſchmecken läßt. *)

Es iſt allerdings nicht ohne, daß das kleine h ein großer Stein des Anſtoßes iſt, und daß überhaupt das mühſelige Joch des Buchſtabirens durch den Kanon der Auslaſſung aller Buchſtaben, die nicht ausgeſprochen werden, beſonders aber des kleinen unbedeutenden h unſäglich erleichtert werden möchte. Ein Schriftſteller, der, wie unſer Verfaſſer, keinen Buchſtaben ohne Nachdenken und Ueberlegung geſchrieben, hat dieſe Schwierigkeit für Buchſtabierſchützen im ſtarken Lichte der Menſchenvernunft deutlicher und lebhafter empfunden, als es undenkende Brodſchreiber nöthig haben und fähig ſind. Daher iſt er auf den gutherzigen Einfall gerathen, dieſen Fels der Aergerniß ſeinen Leſern, ſo gut er gekonnt, aus dem Wege zu räumen.

Meine Abſicht iſt es gar nicht, auf irgend eine Art unſern deutſchen Köpfen zu nahe zu treten; wiewohl ich in Einfalt glaube, daß es weder allen Schriftſtellern, noch ſelbſt Kunſtrichtern unſers erleuchteten Jahrhunderts gelingen dürfte, den zureichenden Grund deutlich abzuſehen, warum man o-ha buchſtabiret und dennoch ein bloßes o ausſpricht und warum man ſ-i-e-ha durch ein bloßes ſi verlauten läßt?

Es würde daher eine ſehr würdige Unternehmung eines für die allgemeine, geſunde, praktiſche Menſchenvernunft patriotiſch geſinnten Verlegers ſeyn, eine neue Ausgabe der Betrachtungen über die Religion durch C. T. D. im ſtrengſten Geiſte des neuen orthographiſchen Kanons und mit gänzlicher Auslaſſung aller nicht ausgeſprochenen Buchſtaben, ohne Anſehen der Perſon eines Selbſt- oder Mitlauters, zum allgemeinen Schulbuche auszuarbeiten. Durch eine ſolche Ausgabe würde das bisherige Joch der Lehrer und Schüler, und alle Ceremonien der Buchſtabirung überflüſſig werden.

Einer bereits vom weiſen Ariſtoteles **) gemachten Beobachtung zufolge, wird der erſte Same des verderblichen Glaubens, ohne Einſicht des zureichenden Grundes, beim Buchſtabiren ausgeſtreut, wo ein Kind auf guten Glauben eine Sylbe von drey Buchſtaben z. E. i-e-ha wie ein einziges i ausſprechen lernt. Hier wird alſo der Anfang gemacht, die unbegreiflichſten, aller Kindervernunft widerſprechenden und zugleich unfruchtbarſten, Satzungen blindlings nachbeten zu lehren, und ſie Schülern einzubläuen.

Ferner bekommt die Seele eines Kindes mit dem Luxus der Buchſtaben die allererſten Eindrücke des ſchädlichen Ueberfluſſes und der Ueppigkeit in Moden des künſtlichen Fleiſſes und Witzes, die der allgemeinen, geſunden und praktiſchen Menſchenvernunft, Religion und Orthographie leider! ins Fäuſtchen lachen.

Eine ſolche, im ſtrengſten Geiſte des orthographiſchen Kanons von der Ausſprache, mit Sorgfalt in Anſehung der Rechtſchreibung ausgearbeitete, neue Ausgabe der Betrachtungen würde bald alle Nationen Deutſchlands über den wahren Namen und Character des außerordentlichen Religionslehrers vereinigen. Alle bisherigen Spaltungen und Schismen: „ob der Menſch ein gläubiger oder ungläubiger — oxe — „aner — iſte oder ein bloßer quod dicere nolo ſey? würde auf einmal entſchieden und gleichſam abgeſchnitten ſeyn. Ganz Deutſchland würde mit einmüthiger Stimme das Mahlzeichen der allgemeinen, geſunden, praktiſchen Vernunft in der bloßen Orthograhie ihres Propheten erkennen, ihn laut ſegnen und ſein außerordentliches Verdienſt durch ein mildthätiges Prytaneum verewigen für ihn und ſeine warmen Brüder im Geiſt, welche das Syſtem der allgemeinen Menſchenvernunft durch Romane, Wörterbücher, Provinzialbriefe und kleine Verſuche zu beſchneiden, zu ſchnäuzen,

---

*) — — Sic Jovis interest
— — epulis impiger Hercules.

**) ΔΕΙ γαρ πιϛεύειν τὸν μανθάνοντα. Περὶ σοφιϛικῶν ελέγχων. I. 2.

zu läutern und zu erbauen unermüdet ſind, um die enge Pforte und den ſchmalen Weg zum Leben weit und breit, ja ſelbſt ein heiliges Miniſterium, wider die ganze Beſtimmung ſeiner Natur gemeinnützig zu machen, ſämmtlichen Heiden und Thoren unter den Nationen Deutſchlands — —

Doch ich will zehnmal lieber mit einem Blindgebornen vom erſten und vierten Tagewerk der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte, oder mit einem Taubgebornen von der Harmonie einer winzigen Nachtigall und eines welſchen Verſchnittenen mich aus dem Othem in den Wind reden, als länger mit meinem Gegner mich überwerfen, der nicht einmal fähig iſt einzuſehen, daß eine allgemeine, geſunde, praktiſche Menſchenſprache, und Menſchenvernunft und Menſchenreligion ohne willkührliche Grundſätze ſein eigener Backofen von Eis ſind. Ich eile daher zur

zwoten wirklichen Antwort:

> „das nie ausgeſprochene h iſt von unacht-
> „ſamen Schreibern zwiſchen die Sylben ein-
> „geſchoben worden. Es iſt der Gebrauch der
> „ſogenannten Kanzelliſten und die Gewohn-
> „heit undenkender Brodſchreiber. Ein
> „Menſch, der mit Gedanken ſchreibt, ſoll
> „ſich nach ſolchen Leuten nicht richten. Es
> „iſt eine ungegründete, in den Augen der
> „Ausländer barbariſch erſcheinende, alſo
> „unſerer Nation ſchimpfliche Gewohnheit,
> „deren Feſſeln ſich nicht ſchicken für die
> „Freyheit deutſcher Köpfe, Augen und
> „Finger.“

Geneigter Leſer! ich kenne einen Menſchen — Ob er ein Böſewicht oder ein bloßer Geck ſey, weiß der allwiſſende Herzenskündiger beſſer als ich und du — Dieſer Menſch hat auf zwo Kanzleyen einen Monat und ſechs Monate umſonſt gedient — Er konnte zu dem beſcheidenen Glück, in ſeinem Vaterlande ein ehrlicher Thorſchreiber zu werden, nicht gelangen, vor überlegener Concurrenz invalider Schuhputzer und Broddiebe. Gegenwärtig iſt er ein der Jugend wahres Beſtes ſuchender Schulmeiſter, welches im Grunde venerabler iſt, als, ein wohlbeſtallter Landplacker, Stuttenmäckler und Jordan Mamamuſchi von drey Schlafmützen ohne Kopf, außer zur Geldfüchſerey zu ſeyn — —

Unſere deutſchen Köpfe auch zu rühmen: ſo bleiben ſelbſt die Kanzelliſten und Schönſchreiber der allgemeinen Menſchenvernunft und Religion, noch bis auf den heutigen Tag dem Sprachgebrauch in der Schreibart des kleinen Buchſtabens h treu, und ſchämen ſich mehr der orthographiſchen Freyheit, als aller übrigen außerordentlichen Meynungen ihres lahmen Meiſter Martin — —

Wenn aber nach ſeinem eigenen Glaubensbekenntniß ſich die Sprache und ihre Rechtſchreibung „auf den Gebrauch der „verſtändigſten Perſonen in der ganzen Nation gründet“ wie hat es in aller Welt einigen undenkenden Brodſchreibern und ſogenannten Kanzelliſten gelingen können, eine ſolche barbariſche und ſchimpfliche Plusmacherey des Buchſtabens h allgemein zu machen? War denn kein einziger gewiſſenhafter Kanzleyrath oder Kanzleydirector, der dieſem Unfuge ſteuerte? Waren die Augen aller Leſer ſo bezaubert als die Finger einiger undenkenden Brodſchreiber? Beſtand der ganze Staat aus Philoſophen à la Turque? Eine poetiſche Erzählung dieſer Begebenheit ohne Zeit und Ort würde für die hiſtoriſche Andacht unſers politiſchen Jahrhunderts ungemein unterhaltend ſeyn — —

Welche Ausländer meynt aber der außerordentliche Prophet? Wozu redet er nicht deutlich und beſtimmt? Meynt er die Franzoſen? — — Ich habe mich von Jugend auf vor ihrer Sprache wegen des verhaßten zweydeutigen Namens gefürchtet — — Meynt er die Engländer? — — Als Schulmeiſter habe ich die engliſche Krankheit, doch Gott Lob! an keinem meiner leiblichen Kinder, kennen gelernt; aber ihre Sprache war zu meiner Zeit auch nicht Mode.

Ich weiß alſo freylich nicht, ob dieſe beiden Nationen in der That ſo gewiſſenhaft ſeyn mögen, jedes geſchriebene h mit beſtimmter Deutlichkeit und alta voce distincte, wie jener luſtige Lateiner, auszuſprechen; gleichwohl habe ich in meinem armen Vaterlande ungemein viel große und kleine Franzoſen deutſch ſprechen gehört, die eben ſo unverantwortlich, wie der außerordentliche Religionslehrer, unſer deutſches h gemißhandelt haben, und überhaupt habe ich gegen beide Nationen zu viel Vorurtheil, daß ich ſie mit unſern deutſchen Köpfen gar nicht vergleichen mag.

Sind es alſo etwa Holländer, die uns wegen eines kleinen Buchſtabens für Barbaren ſchelten? — —

Geneigter Leſer! ſo ein großer Freund ich noch bis auf den heutigen Tag von Tabagien bin: ſo habe ich doch ein für allemal das Gelübde gethan, mich in keine holländiſchen Streitigkeiten, ſie mögen die Orthographie oder Orthodoxie betreffen, jemals in meinem Leben einzulaſſen — Es hat mir leider! mehr als ein blaues Auge gekoſtet. Dieſe Barbaren verſtehen weder Scherz noch Chriſtenthum; ſondern ſind mit einem Worte Holländer! Ihre Zunge iſt ein blankes Meſſer — Ich komme nunmehro mit gerührter Feder zur

letzten blos wahrſcheinlichen Beantwortung der
> Frage: „wie der außerordentliche Religions-
> „lehrer auf die orthographiſche Ketzerey
> „verfallen, das h, weil es nicht ausgeſpro-
> „chen wird, in der Mitte und am Ende der
> „Sylben (alle ausländiſche Wörter und
> „einige willkührliche Kleinigkeiten ausge-
> „nommen) auszulaſſen und die Rechtſchrei-
> „bung ſeiner Mutterſprache durch eine ſo
> „ungegründete als unbefugte, den Augen
> „aller verſtändigen Leſer abgeſchmackt er-
> „ſcheinende, und ſelbſt den Fingern des Ver-
> „faſſers ſchimpfliche Veruntreuung und
> „Unterdrückung eines kleinen Buchſtabens
> „zu verhunzen!

Meinen bisherigen Betrachtungen und dem Anhange von den Wirkungen dunkler Vorſtellungen zu folge, iſt nicht anders zu vermuthen, als daß ein ſo außerordentlicher Verfolgungsgeiſt in Anſehung eines unſchuldigen Buchſtabens, eine Wirkung der gröbſten Unwiſſenheit und poſſierlichſten Eitelkeit ſeyn müße.

Es giebt eine Art von Unwiſſenheit im Willen, welche weder durch Chriſtian-Wolfiſche Verdienſte in lateiniſcher und deutſcher Sprache, noch durch die ſorgfältigſten Ueberſetzungen und Erläuterungen heiliger Schrift geheilt werden kann. Dieſe Art von Unwiſſenheit „dünkt ſich „rein und iſt doch von ihrem Kothe nicht gewaſchen.“ „Sie „trägt ihre Augen hoch und hält ihre Augenlieder empor,“ anſtatt ſich ihrer Schande zu ſchämen. Dieſe Art von Unwiſſenheit bläht ſich und ſpricht mit paußenden Backen: „Unſere Vernunft iſt allgemein, geſund und genugſam geübt!“ ohne zu wiſſen, „daß ſie iſt elend und jämmerlich, arm, blind „und bloß.“ Iſt es, menſchlich zu reden, wohl möglich, daß ein ſolcher jemals zum klaren Bewußtſeyn eines ſeiner Seele vermuthlich beym erſten Daſeyn, ja vielleicht ſchon in der Gebährmutter ſeines künſtlichen Leibes eingepflanzten Idiotismus gelangen könne, ungeachtet ſich ſelbiger ſo augenſcheinlich in ſeinem ganzen Leben als in den von ihm an Kindesſtatt angenommenen Meynungen offenbaren mag; aber ſeinen eigenen Augen iſt er verborgen. — —

Die gröbſte Unwiſſenheit und frechſte Eitelkeit! Kräftige Irrthümer und ein mehr als wunderthätiger Aberglaube an Lügen und Geheimniſſe der Finſterniß und Bosheit! — — Halsſtarrige Stupidität in pallio philosophico und eine reiſſende Brutalität in Schafskleidern gegen den allein wahren Gott und das Ebenbild ſeines unſichtbaren Weſens in menſchlicher Natur! — — Stumme Gräuel und Seelenmord! — — Ein Taumelkelch — — trunkener, köckender Vernunft, der, wegen ihres verdorbenen Magens oder Herzens, das Blut der Zeugen JESU, die Kraft ihrer Beweiſe, in den Scheitel geſtiegen. — — —

O du unwiſſender Schmäher göttlicher Vorſehung und allgemeiner Menſchenvernunft! ſieh es nicht für ein blindes Spiel des Zufalls an, daß die Orthographie des außerordentlichen Religionslehrers ſich eben ſo ſehr zur Hauptſache paßt, als zum Geiſte ſeines erleuchteten Jahrhunderts, deſſen philoſophiſche und politiſche Geſchichte ein wahrer Dithyramb für den hiſtoriſchen Glauben jener altvetteliſchen Geſchöpfe iſt, welche zittern! und deren Daſeyn, ungeachtet des handgreiflichen Einfluſſes ihrer Eingebung, der Prediger ihres hiſtoriſchen Glaubens bloß deshalb läugnete, weil der graue Wolfianer damals eben in Gedanken ſchrieb. — —

Geneigter Leſer! Meine drey Claſſen warten auf mich, und ich muß von dir Abſchied nehmen ohne einige Hoffnung, dein Antlitz jemals wieder zu ſehen. Mein Geſchlechtsname wird aus dem Buche des Lebens bald genug ausgeſtrichen werden, und mit der verjährten lutheriſchen Bibelüberſetzung zugleich untergehen, wo du ihn noch, wenn dir was daran gelegen, in den Weiſſagungen des Jeremia gegen

Moab XLVIII. 12. finden kannſt. Der kleine Buchſtabe h, mit dem ſich mein guter Taufname Heinrich anfängt, mag für ſich ſelbſt reden, wenn ein Othem in ſeiner Naſe iſt. Ich will mich weder um ſein künftiges Schickſal, noch um die ganze Welt, die im Argen liegt, weiter bekümmern, und ſehe jeden Abend dem Schlaf und ſeinem Bruder bey meinem Pfeifchen und Kännchen entgegen. Mein Vater in der Höhe wird ſchon für meine arme Wittwe und unmündigen Kinder ſorgen, ohne daß ſie nöthig haben werden, vor Baal und ſeinen Miniſtern und Pfaffen das Knie zu beugen, oder außerordentliche Buchſtaben-Vernunft- und Religionsmenger zu werden — Lebe wohl! ja ewig wohl!

Neue Apologie des Buchſtabens h von ihm ſelbſt.

Ihr kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda! Wundert euch nicht, daß ich mit Menſchenſtimme, gleich jenem ſtummen laſtbaren Thiere, zu euch rede, um eure Uebertretung zu ſtrafen. Euer Leben iſt das, was ich bin — ein Hauch. Denkt alſo nur nicht, daß ich vor euch kriechen, um meine Erhaltung winſeln oder es bejammern ſoll, aus euren Schriften ganz und gar verbannt oder ausgerottet zu ſeyn. Ich ſehe es für eine Ehre und Wohlthat an, dem Dienſt eurer Eitelkeit weniger als meine ſelbſt- und mitlautenden Brüder unterworfen zu ſeyn.

Mein Daſeyn und meine Erhaltung iſt die Sache desjenigen, der alle Dinge trägt mit ſeinem kräftigen Worte, und der geſchworen und geſagt: „Bis daß Himmel und Erde zer„gehen, wird nicht zergehen der kleinſte Buchſtab noch ein Tüttel. —

Ihr kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda! ich ſehe auch, daß ihr in allen Stücken allzuabergläubiſch ſeyd. Der unſichtbare und folglich euch unbekannte GOtt iſt freylich der Vater der Vernunft und Religion, die aber Geiſt und Wahrheit, euren Sinnen daher eben ſo verborgen ſind, als der unſichtbare und folglich euch unbekannte GOTT.

„Das kein Auge geſehen hat, das kein Ohr gehört hat „und in keines Menſchen Herz gekommen iſt“ — Hierin beſteht die einzige Religion, die eines höchſten Weſens würdig und ihm anſtändig iſt, und die GOtt für diejenigen bereitet hat, welche Ihn lieben.

Iſt aber wohl menſchliche Liebe ohne Bekanntſchaft und Sympathie möglich? — Ihr rühmt euch, Gott zu kennen; wie ſeyd ihr zu dieſer rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung ſeiner Werke — Woher wißt ihr, daß dieſe Werke ihn beſſer kennen als ihr ſelbſt, und ſind ſie nicht weit unfähiger, als ihr ſelbſt, dieſer hohen Offenbarung, und euch ſolche mitzutheilen? Um einen bloßen Menſchen — und den vertraulichſten von allen — euch ſelbſt kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlaſſen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widerſprechend ſind ſelbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menſchen!

Lügt alſo nicht gegen die Wahrheit mit eurer praleriſchen Kenntniß von GOtt; denn Lügen gehören zur Weisheit, die irdiſch, menſchlich und teufliſch iſt. Lügen ſind alle Satzungen eurer ſogenannten allgemeinen, geſunden und geübten Vernunft — unbegreiflicher, widerſprechender und unfruchtbarer als alle Geheimniſſe, Wunder und Zeichen des allerheiligſten Glaubens, den ihr eben ſo umſonſt verfolget, als der außerordentlichſte Religionslehrer eures Jahrhunderts in ſeinen zufälligen zur Hauptſache paſſenden Gedanken mich, der ich mit euch rede, gleich jenem ſtummen laſtbaren Thier, um der Thorheit des Propheten zu wehren, den es trug, und das er ſchlug im Affeet ſeines Unglaubens oder ſeiner noch übertriebeneren Leichtgläubigkeit.

Ihr kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda! um die Erkenntniß des höchſten Weſens auf eurem kleinen Irrſtern, wie ihr ihn ſelbſt nennt, wirklich hervorzubringen, bleibt wohl kein natürlicheres und vernünftigeres Mittel übrig, als daß einer eurer Brüder ſelbſt hinauf gen Himmel fahre, und wieder hinabfahre in den Abgrund der Todten; denn GOtt iſt nicht ein GOtt der Todten, ſondern der Lebendigen. Ihr aber ſeyd lebendig todt und eure wahre Beſtimmung iſt, durch den Tod erſt zum Leben hindurch zu dringen.

Läſtert nicht mit falſcher Zunge, die von der Hölle entzündet den ganzen künſtlichen Mechanismum eures Wandels ſchwarz macht. Euer Haß gegen GOtt iſt, wie ſein Zorn über euch, unendlich; jener Wurm, unſterblich und dieſes Feuer unauslöſchlich. Denn, denn erſt redet von natürlicher Liebe zu GOtt, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Grundgeſetze der Schwere verläugnen werden durch die Schnur eurer Wunderſtimme.

Der Hang aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittelpunkt der Erde. Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirkſamkeit würde euch ins unendliche Leere vom Vater des Lichts entfernen, ohne ſeine höhere, gnädige, unmittelbare Anziehungskraft von oben; weil alles was in der Welt iſt, nicht vom Vater, ſondern von der Welt iſt. Ihr aber gehört zur Welt, und wer nicht von der Welt iſt, deſſen Sprache kennt ihr nicht, und könnt ſeine Worte nicht hören.

Ihr kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda! der Gegenſtand eurer Betrachtungen und Andacht iſt nicht GOtt, ſondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menſchenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetiſche Licenz zu einer wirklichen Perſon vergöttert, und dergleichen Götter und Perſonen macht ihr durch die Transſubſtantiation eurer Bildwörter ſo viel, daß das gröbſte Heidenthum und blindeſte Pabſtthum in Vergleichung eurer philoſophiſchen Idololatrie am jüngſten Gerichte gerechtfertigt und vielleicht losgeſprochen ſeyn wird.

Iſt denn die Eigenſchaft jener Bildwörter euch eben ſo unbekannt, als der eiferſüchtige GOTT, an deſſen Namen und Ehre ihr euch, wie Diebe und Mörder, vergreift? Iſt eure ganze Menſchenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition, und gehört denn viel dazu, das Geſchlechtregiſter eurer abgedroſchenen kahlen und zweymal erſtorbenen Meynungen bis auf die Wurzel des Stammbaums nachzuweiſen? Iſt eure Menſchenvernunft kein unbeſtimmtes Organ, keine wächſerne Naſe, kein Wetterhahn, dem wenigſtens der einmal geſchriebene und bis jetzt gebliebene Buchſtabe eines heiligen Kanons vorzuziehen iſt? Iſt das berühmte *Principium coincidentiae oppositorum* euch gänzlich unbekannt? Der Geiſt iſt es, der lebendig macht; der Buchſtabe iſt Fleiſch und eure Wörterbücher ſind Heu!

Ihr kleinen Propheten von Böhmiſch-Breda! Wer verlangt von euch Brief und Siegel, daß ihr euch um Nachwelt und Wahrheit nicht einen Pfifferlings werth bekümmert, und daß die Mehrheit der Stimmen und Heller euer Herz und höchſtes Gut ſey. Ihr ſprecht: „Unſere Väter lehrten den Schlendrian ihrer Zeit; uns „jucken die Ohren, die wir kützeln müſſen.“ Ihr Heuchler! gebt ihr nicht ſelbſt Zeugniß, daß ihr Kinder ſeyd eurer Väter, und brecht den Stab über ſie und euch ſelbſt! — —

Ein Flügelmann ſeines Seculi, wie Saul — und ein ihm ähnliches Parterre, mögen ſich immerhin mit dem Puppenſpiel eines todten Propheten und alten Weibes abſpeiſen laſſen; aber einem ſo kleinen Buchſtaben, wie ich bin, eine ſo neue Apologie, als meine, einzuhauchen, iſt, wahrlich! gar nicht euer Ding, ihr großen Propheten von Böhmiſch-Breda!

Chriſtian von Hameln, ſ. Minneſinger.

Joſeph von Hammer,

einer der ausgezeichnetſten Kenner des Orients, ward den 9. Juni 1774 zu Grätz in Steiermark geboren, wo ſein vom Kaiſer Joſeph hochgeſchätzter Vater ſpäter als Gubernialrath angeſtellt war. Im Barbaraſtift zu Wien, wohin der mit ausgezeichneten Sprachfähigkeiten begabte Knabe 1787 kam, entwickelte ſich ſein Geiſt ſo ſchnell, daß er bereits 1788 in die daſige orientaliſche Akademie aufgenommen, kurz darauf als Referent bei der Section des Orients im Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt und von ſeinem Chef, dem Freiherrn von Jeniſch, ſelbſt bei Herausgabe des arabiſch-perſiſch-türkiſchen Lexikons von Meninsky zugezogen wurde. 1796 wurde er wirklicher Sekretär des Freiherrn von Jeniſch, ſchloß 1798 mit Johannes Müller eine genaue Freundſchaft und kam 1799 zu dem gelehrten Internuncius, Freiherrn von Herbett als Sprachknabe nach Konſtantinopel. Von dieſem nach der Convention der Franzoſen von El-Ariſch mit Aufträgen nach Aegypten geſandt, machte er dort als Dolmetſch und Sekretär gegen Menou den Feldzug mit und kam nach Beendigung deſſelben mit reicher literariſcher und antiquariſcher Ausbeute über Malta, Gibraltar und England 1802 in Wien wieder an. Doch ſchon im Auguſt deſſelben Jahres ging er als Legationsſekretair mit dem öſterreichiſchen Geſandten, Baron von Stürmer, von neuem nach Konſtantinopel und erwarb ſich 1806 als Conſularagent in der Moldau die Hochachtung des daſigen franzöſiſchen Geſandten, Graf Reinhardt. Seit 1807 blieb er in Wien angeſtellt, wurde 1811 wirklicher Rath und Hofdolmetſch bei der Hof- und Staatskanzlei und 1815 nach glücklicher Widererlangung der von den Franzoſen geraubten orientaliſchen Schätze der kaiſerlichen Hofbibliothek daſelbſt zum erſten Cuſtos deſſelben, 1817 aber zum kaiſerlichen wirklichen Hofrath ernannt. Sein großes Verdienſt wurde noch ehrend anerkannt durch die Ertheilung des ruſſiſchen St. Annen-, öſtreichiſchen Leopolds-, däniſchen Danebrog- und konſtantiniſchen St. Georgsordens und der Mitgliedſchaft mehrerer Akademien und gelehrten Geſellſchaften, wozu 1834 der Schah von Perſien die Inſignien des Sonnen- und Löwenordens fügte. — Nach dem Ausſterben eines Zweiges der Purgſtall'ſchen Familie ward er Erbe derſelben, nahm den Namen von Hammer-Purgſtall an und iſt in neueſter Zeit zum Erbland-Vorſchneider von Steyermark erhoben worden.

Seine Schriften ſind:

Die Befreiung von Akri, ein hiſtoriſches Gedicht. Wien 1796 in 4.
Die Poſaune des heiligen Krieges. Herausgegeben von Johann Müller. Leipzig 1806.
Schirin. Morgenländiſches Gedicht. Ebend. 1809. 2 Thle. 8.
Fungruben des Orients. Mit Graf Wenzel Rzewuiki. Wien 1810 — 1819. 6 Bde.
Topographiſche Anſichten. Wien 1811.
Des Hafiz Divan, aus dem Perſiſchen überſetzt. Tübingen 1812 u. 1813. 2 Thle. in 8.
Dſchafer, oder der Sturz des Barmegiden. Hiſtoriſches Trauerſpiel. Wien 1813 in 8.
Roſenöl, oder Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttgart 1814 u. 1815. 2 Bdchen in 8.
Des osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung. Tübingen 1816. 2 Bde. in 8.
Spenſers Sonnette. Ebendaſ. 1816.
Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens. Nach perſiſchen Werken mit einer perſiſchen Anthologie. Wien u. Tübingen 1818. gr. 4.
Umblick auf einer Reiſe von Konſtantinopel aus. Tübingen 1818.
Geſchichte der Aſſaſſinen. Stuttgart 1818.
Morgenländiſches Kleeblatt, aus perſiſchen, arabiſchen und türkiſchen Gedichten. Wien 1818. kl. 4. mit Kupfern u. Vignetten.
Konſtantinopel und der Bosporus, örtlich und geſchichtlich beſchrieben. Peſth 1821. 2 Bde.
Memnons Dreiklang. Wien 1823.
Motenebbi, aus dem Arabiſchen überſetzt. Ebendaſ. 1823.
Mohammed, oder die Eroberung von Mekka. Hiſtoriſches Schauſpiel. Berlin 1823. in 8.
Tauſend und eine Nacht. Stuttgart 1824. 3 Thle.
Bakis Divan, aus dem Arabiſchen überſetzt. Wien 1825.
Berichtigung der orientaliſchen Namen Schiltbergers. München 1825. gr. 4.
Geſchichte des osmaniſchen Reichs. Peſth 1827 — 1834. 10 Bde. 2. verb. Aufl. Peſth 1834, 1 — 6 Hft.
Wiens erſte türkiſche Belagerung. Wien 1830.
Italia, in 101 Ständchen. Darmſtadt 1830. gr. 8.
Betrachtungen des Mark Aurel, ins Perſiſche überſetzt. Wien 1831. Zugleich Griechiſch.
Wanick und Aſra. Das älteſte perſiſche romantiſche Gedicht. Wien 1833. gr. 8.
Fesli's Gül und Bulbül. Türkiſch-romantiſches Gedicht ins Deutſche überſetzt. Peſth 1834. in Lex. 8. m. Vignetten.
Samachſchari's goldene Halsbänder. Arabiſch und deutſch. Wien 1835. in 8.

Einzelne Abhandlungen, Recenſionen, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Die ausgebreitete Beleſenheit, das vielſeitige Wiſſen und der feine dichteriſche Geſchmack, die die Bemühungen begleiten, durch welche dieſer geiſtreiche Mann ſich ausgezeichnete Verdienſte um die genauere und allgemeinere Kenntniß der morgenländiſchen Literatur und Geſchichte in Deutſchland erwarb, werden ſtets, ſo groß die Fortſchritte auch ſeyn mögen, die wir auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft machen, die dankbarſte Anerkennung finden.

Karl Hammerdörfer

ward 1758 zu Leipzig geboren und bildete ſich auf den gelehrten Anſtalten ſeiner Vaterſtadt für den philoſophiſchen Beruf. Nachdem Schriftſtellerei ſein Leben bis dahin gefriſtet hatte, wurde er 1787 als außerordenlicher Profeſſor der Philoſophie nach Jena berufen, ſtarb aber 1794 den 17. April daſelbſt in der größten Armuth und ohne eine Vorleſung gehalten zu haben.

Er gab heraus:

Juliens und Karls geſammelte Briefe. Leipzig 1780.
Geographiſches Leſebuch. Ebendaſ. 1784 — 1788. 4 Thle.
Leben Friedrichs des Großen. Ebendaſ. 1786. Neue Ausg. 1787.
Gallerie von Menſchenhandlungen. Ebendaſ. 1786 u. ff. 4 Thle.
Allgemeine Weltgeſchichte. Halle 1789 — 1791. 4 Thle.
Die Liebe. Leipzig 1791. 2 Thle.
Geſchichte der Reformation und des deutſchen Krieges. Halle 1791. 1r. Thl.
Die Familie Wendelheim. Leipzig 1792.
Geſchichte des Königreichs Polen. Dresden 1792 — 1794. 8 Thle.
Neuer ſächſiſcher Robinſon. Leipzig 1793.

Ein fleißiger und talentvoller Mann, der aber leider um des Broderwerbes willen ſchreiben mußte, und dem es daher mehr um eine fließende und anmuthige Darſtellung als um gründliche, genaue Forſchung zu thun war.

Gottfried Benjamin Hanke.

Von ihm weiß man nur, daß er gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Breslau geboren wurde, von ſeinem Vater, dem daſigen Philologen und Inſpektor, Martin H., und auf den gelehrten Anſtalten ſeiner Vaterſtadt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung erhielt und in Dresden als Acciſeſekretär angeſtellt wurde, wo er an dem Grafen von Spork einen großen Gönner fand und gegen 1750 ſtarb.

Von ihm hat man:

Geiſtliche und moraliſche Gedichte. Schweidnitz 1723. Neue Ausg. Dresden 1731 — 1735. 4 Bde.

Cantica sacra, ex germana in latinam linguam translata. Ebendaſ. 1728 in 12.

Ein höchſt mittelmäßiger Reimer, der zwar ſeiner Zeit der Menge gefiel, aber auch ſehr ſchnell wieder vergeſſen wurde.

Henriettte Wilhelmine Hanke,

die Tochter des Kaufmanns Arndt zu Jauer, wurde den 24. Juni 1783 zu Jauer geboren und verweilte bis zu ihrer Verheirathung mit dem Prediger H. zu Deherrnfurth, wo ſie bei der Miniſterin von Hoym mit dem Leben der höhern Stände bekannt wurde, im beſchränkten Kreiſe ihrer Familie. Dahin zog ſie ſich nach dem 1819 erfolgten Tode ihres Mannes zurück und war ſeitdem mit der Pflege ihrer Mutter und als Schriftſtellerin beſchäftigt

Ihre Schriften ſind:

Die Pflegetochter. Liegnitz 1821. 2. umgearbeitete Aufl. Ebendaſ. 1832. gr. 12.

Die 12 Monate des Jahres. Ebendaſ. 1821, 2 Thle. 2. verb. Aufl. Ebendaſ. 1832. gr. 12.

Das Jagdſchloß Diana und Wallys Garten. Ebendaſ. 1822. gr. 12.

Bilder des Herzens und der Welt. Ebendaſ. 1822 — 1825. 4 Bdchen. in 12.

Klaudie. Ebendaſ. 1823. 3 Thle. in gr. 12.

Der Chriſtbaum. Ebendaſ. 1824. gr. 12.

Die Freundinnen. Ebendaſ. 1825 — 1826. 3 Thle. gr. 12.

Blumenkranz für Freundinnen der Natur. Hannover 1826, 1827. 2 Thle. in 8.

Die Familie Jacobi. Liegnitz 1827. 2 Thle. in gr. 12.

Erholungsſtunden. Ebendaſ. 1828 u. 1829. 2 Bdchen in gr. 12.

Die Perlen. Hannover 1828. 2 Thle. in gr. 8. 2 Aufl. Ebendaſ. 1836.

Die Vergeltungen. Berlin 1829 u. 1830. 2 Thle.

Die Schwiegermutter. Hannover 1830. 2 Thle.

Der letzte Wille. Liegnitz 1830.

Die Schriftſtellerin und der Schutzpatron. Liegnitz 1831. gr. 12.

Die Schweſter. Hannover 1831. 8.

Tante und Nichte. Und: Die 3. Frau. Liegnitz 1832. gr. 12.

Eliſabeth. Berlin 1833. in 8.

Die Wittwen. Hannover 1833. 2 Thle. in gr. 12.

Die Schwägerinnen. Ebendaſ. 1835 u. 1836. 2 Thle. in gr. 12.

Der Colibri und die Ruine. Liegnitz 1835. gr. 12.

Einzelne Erzählungen u. ſ. w.

Eine leichte und anmuthige Darſtellung, Einfachheit, Lebenskenntniß und ein warmes und tiefes religiöſes Gefühl geben den Leiſtungen dieſer trefflichen Frau bleibenden Werth und haben ihr mit Recht die Liebe und Achtung der leſenden Welt, beſonders des weiblichen Theils derſelben erworben.

Gottfried Auguſt Ludwig Hanſtein

ward den 7. September 1761 zu Magdeburg geboren, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt und zu Halle Theologie und wurde ſpäter als Prediger zu Tangermünde angeſtellt. Von hier kam er als Superintendent nach Brandenburg an der Havel und 1805 als Dr. der Theologie, Probſt zu Köln an der Spree, Oberconſiſtorial- und Schulrath nach Berlin. Nachdem der König ſein Verdienſt noch durch Ertheilung des rothen Adlerordens III. ausgezeichnet hatte, ſtarb er daſelbſt den 25. Februar 1821.

Von ihm erſchienen:

Predigten. Einzeln und in Sammlungen. Berlin 1787 ff.

Chriſtliche Belehrungen und Ermunterungen. Berlin 1808.

Die ernſte Zeit. Magdeburg 1815.

Erinnerungen an Jeſus Chriſtus, mit 4 Fortſetzungen. Neue Ausg. Berlin 1815 — 1820.

Gott und Vorſehung. Berlin 1819.

In Gemeinſchaft mit Sucro, Piſchon, Dräſeke und Eylert:

Homiletiſch-kritiſche Blätter. Stendal 1791 ff.

Neue homiletiſch-kritiſche Blätter. Ebendaſ. 1803 — 1805.

Neueſtes Magazin von Feſt-, Gelegenheits- und andern Predigten. Magdeburg 1816 ff.

Außer mehrern kleinern Schriften auch einzelne Gedichte in den genannten und andern Sammelwerken, Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein eben ſo gründlicher Gelehrter, als klarer, tieffühlender und begeiſterter Kanzelredner, deſſen Vorträge ſich beſonders noch einer ſehr anſchaulichen, lichtvollen, reinen und correcten Sprache erfreuen.

Auch Mißgeſchick und Noth kann nachtheilig auf Frömmigkeit und Tugend wirken.*)

Am Sonntage Sexageſimä 1806.

An dem göttlichen Worte, an den Belehrungen der Religion ſelbſt kann es wohl nicht liegen, wenn dadurch nicht ſo allgemein gewirkt wird, was man davon erwarten ſollte. Das Wort der Wahrheit ſpricht überall, dringt zu aller Zeit mit gleicher Kraft und Wärme an die Gewiſſen und in die Gemüther der Menſchen, und kann der göttlichen Kraft, ſelig zu machen, Alle, die es hören, und die daran glauben, nie und nirgend ermangeln. Zweyerley nur muß man dabey vorausſetzen dürfen, daß es nämlich würdig ausgeſprochen, und willig aufgenommen werde.

---

*) Aus: G. A. L. Hanſtein's „Predigten.“ Berlin 1808.

Allerdings kommt immer ſchon Vieles auf die Art an, wie man das Wort Gottes mittheilt und ausſpricht. Wer es mit kalter Herzloſigkeit, oder mit falſchberühmter Kunſt thut, und die ſo einfachen und verſtändlichen Wahrheiten der Religion in einer Sprache ausdrückt, die Niemand oder nur ein kleiner Theil verſteht, ſie in einen Schleier hüllt, den Niemand oder nur allenfalls der Weiſe und Gelehrte durchſchauet, wie kann der Eindruck auf die Gemüther, Segen für die Herzen und für das Leben der Zuhörer auch nur erwarten! Aber die Einfalt wird ſich jedem ſchlichten geſunden Menſchenverſtande offenbaren, und auch dem Weiſen willkommen ſeyn; die Kraft und Wärme und Herzlichkeit wird an jedes unverdorbene Herz anſprechen, und oft ſelbſt den Leichtſinnigen erſchüttern, ſelbſt den kaltſinnigen erwärmen und rühren.

Das Meiſte indeß kommt immer an auf die Annahme Deſſen, was dem Menſchen, im Namen Gottes und der Religion gegeben und verkündiget wird. — Sey der Saame, der ausgeſtreut wird, auch noch ſo rein und gut, der Säemann, der ihn ausſtreuen ſoll, auch noch ſo erfahren und gewiſſenhaft in ſeinem Geſchäft, es wird nun immer noch die Frage ſeyn, ob der Boden, der Acker, der den Saamen aufnehmen und zur Frucht entwickeln ſoll, dafür empfänglich und geeignet, dazu bearbeitet und angebauet iſt, und ob der Himmel ſein Gedeihen giebt durch Regen und fruchtbare Zeiten. Streue den herrlichſten Saamen auf ein hartes, unaufgelockertes, feſtgetretenes Ackerfeld — er wird liegen bleiben, und von den Vögeln des Himmels gefunden werden; oder in einen ſteinigten Boden — er wird zwar eindringen, zwar ſchnell aufgehen, aber, weil er unmöglich tief wurzeln, und von allen Seiten her Nahrungsſaft ziehen kann, eben ſo ſchnell wieder dahin welken, ſo bald die Hitze des Tages, und die Unfreundlichkeit der Witterung ihn trifft; oder in ein Feld voll Unkrautſamen, und — er wird aufgehen, aber das Unkraut mit ihm, und dieß wird nur zu bald die gute Saat überwältigen, und die Frucht erſticken, welche nur da gedeihet und wuchert, wo das Land, gereinigt von Steinen und Unkraut, wohlangebauet und fleißig bearbeitet, den Saamen empfieng.

Sehet da das Gleichniß, deſſen ſich Jeſus Chriſtus, der gewaltig predigte, und mit unwiderſtehlicher Einfalt und Kraft an die Gemüther ſprach, ſich nach dem heutigen Evangelium bediente, um die ſo verſchiedene Aufnahme und Wirkung des göttlichen Worts erklärlich und begreiflich zu machen.

An dem Worte ſelbſt kann es nicht liegen, wenn es ſo häufig nicht wirkt, was es wirken ſoll. Der Saame iſt gut und rein. Aber der Boden, das Menſchenherz, welches ihn aufnimmt — freylich: iſt Das verhärtet, unzugänglich, unempfindlich gegen die Antriebe und Belehrungen der Religion; iſt Das wankelmüthig und unbeſtändig, ſobald die Wahrheit Opfer fordert, und die Tugend Kampf koſtet; iſt Das vereitelt in den Genüſſen des Lebens, oder betäubt durch die Sorgen der Zeit; ſo läßt ſich das Ausbleiben der reifen und ſchönen Frucht erklären! Dieſe gedeihet nur in dem frommen, redlichen, guten Herzen, welches das Wort willig höret und treu bewahret.

Es würde uns über die Grenzen der angewieſenen Zeit hinausführen, wenn wir die Hinderniſſe alle erwägen wollten, auf welche Jeſu treffliche Gleichnißrede uns aufmerkſam macht. Laſſet uns daher dieſes Mal nur bey dem Einen Umſtande verweilen, daß ſo häufig Anfechtung und Trübſale, Sorgen und Leiden dieſer Zeit daran Schuld ſind, wenn das Wort der Religion unwirkſam bleibt, oder „daß ſo Viele zur Zeit der Anfechtung abfallen“, und die Saat des Guten unter der Hitze der Leiden und Sorgen hinwelkt und verdorrt.

Evangelium Lukas 8, 4 — 15.

4. „Da nun viel Volk bey einander war, und aus den
„Städten zu ihm eileten, ſprach er durch ein Gleich-
5. „niß: Es ging ein Säemann aus zu ſäen ſeinen
„Saamen; und indem er ſäete fiel etwas auf den
„Weg, und ward vertreten, und die Vögel unter
6. „dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf
„den Fels; und da es aufging, verdorrte es, darum,
7. „daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten
„unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf
8. „und erſtickten es; und etliches fiel auf ein gutes
„Land; und es ging auf, und trug hundertfältige
„Frucht. Da er das ſagte, rief er: Wer Ohren hat,
9. „zu hören, der höre! Es fragten ihn aber ſeine
„Jünger und ſprachen, was dieſes Gleichniß wäre?
10. „Er aber ſprach: Euch iſt es gegeben, zu wiſſen, das
„Geheimniß des Reichs Gottes; den andern aber in
„Gleichniſſen, daß ſie es nicht ſehen, ob ſie es ſchon
„ſehen, und nicht verſtehen, ob ſie es ſchon hören. Das
11. „iſt aber das Gleichniß: der Saame iſt das Wort
12. „Gottes. Die aber an dem Wege ſind, das ſind, die
„es hören; darnach kommt der Teufel, und nimmt
„das Wort von ihrem Herzen, auf daß ſie nicht glau-
13. „ben und ſelig werden. Die aber auf dem Fels ſind
„die, wenn ſie es hören, nehmen ſie das Wort mit
„Freuden an; und ſie haben nicht Wurzel, eine Zeit-
„lang glauben ſie, und zu der Zeit der Anfechtung
14. „fallen ſie ab. Das aber unter die Dornen fiel, ſind
„die, ſo es hören, und gehen hin unter den Sorgen,
„Reichthum und Wohlluſt dieſes Lebens, und erſticken,
15. „und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten
„Lande, ſind die das Wort hören und behalten in
„einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht
„in Geduld.“

Es iſt der dreyzehnte Vers in dieſer lehrreichen Gleichnißrede Jeſu Chriſti, welcher dieſes Mal unſere Andacht beſchäftigen ſoll. So mancher fällt zur Zeit der Anfechtung ab, wenn er auch das Wort mit Freuden aufnahm und eine Zeitlang glaubte. So welkt die Saat, welche aus ſteinigtem Boden ſchnell hervorgieng, weil ſie nicht tief lag, zur Zeit der Hitze dahin, weil ſie nicht Wurzel hatte. Alſo:

Auch Mißgeſchick und Noth kann, ſo unglaublich Das auch ſcheint, auf unſere Frömmigkeit und Tugend ſehr nachtheilig wirken.

1. Kaum ſollte man Das glauben, vielmehr im Gegentheil erwarten, daß Leiden und Trübſal den Menſchen weiſer und frömmer, tugendhafter, beſſer machen müßten; allein:
2. Es iſt dennoch wahr, daß auch Mißgeſchick und Noth der frommen und tugendhaften Geſinnung oft hinderlich wird.

Uns dieß zu erklären, und daraus einige wichtige Folgerungen für unſer Urtheil und Verhalten abzuleiten, ſey das Geſchäft unſerer Andacht, welche Gott ſegnen möge zum bleibenden Guten!

Kaum ſollte man von der Noth und dem Mißgeſchick des Lebens nachtheilige Wirkungen auf unſere Frömmigkeit und Tugend erwarten; vielmehr unbedenklich glauben, daß Leiden und Trübſale den Menſchen weiſer und beſonnener, gottesfürchtiger und frömmer, tugendhafter und beſſer machen würden.

So ſcheint es wenigſtens, meine Zuhörer, und ſo ſollte es billig nach dem Rathe des großen Erziehers und Vaters der Menſchen ſeyn! Denn, wie auch Regentage und unfreundliche Witterung, wie auch Sturm und Gewitter zur Befruchtung des Bodens, zur Entwickelung der Saat, zur Reifung der Frucht des Ackers heilſam, ſo gar unentbehrlich ſind, ſo ſoll auch der Saame des göttlichen Worts, dieſe Saat der Weisheit, Frömmigkeit und Tugend, unter den Stürmen des Lebens — den Leiden und Sorgen — gedeihen, und nur deſto reifere und reichere Früchte treiben. So ſollte, und — es ſcheint in der That — ſo müßte es ſeyn!

Was kann nämlich, dem erſten Anſcheine nach, zuvörderſt bedächtiger und beſonnener machen, als das Gefühl der Noth; was fürs Andere näher zu Gott hintreiben, als die Empfindung der Verlaſſenheit und des Bedürfniſſes der Hülfe; was endlich mehr in der Tugendübung ſtärken, als die mannichfache Gelegenheit, welche an böſen Tagen dazu auffordert!

Was kann zuvörderſt, dem erſten Anſcheine nach, beſonnener und bedächtiger machen, als das Gefühl der Noth! Wenn Krankheit und körperlicher Schmerz den Einen in die Stille führt; wenn harter Verluſt, drückender Gemüthskummer, wenn bedeutendes Unglück Andere aus dem gewohnten Geräuſch der Zerſtreuungen, des Weltgenuſſes, der lärmenden Ueppigkeiten und ſchwelgeriſchen Mahle herausreißen, und gleichſam zu ſich ſelbſt bringen: — wer ſollte nicht glauben, daß dieſer Stillſtand, den die Noth erzwingt, nun auch die vielleicht lange ſchon leichtſinnig-vergeſſene Beſonnenheit und Bedachtſamkeit wieder einmal begünſtigen; daß, wer ſo gewaltſam aufgehalten wird auf dem Wege des Taumels und der Verwilderung, nun endlich einmal in ſich ſelbſt zurückkehren, und ſich fragen werde: wer er ſey — wohin er wolle

— wohin der gewohnte Gang ihn führen werde? Zumal, wenn nun das Leiden, das ihn traf, ſelbſt verſchuldet war, wenn er ſich ſelbſt durch ein wüſtes, regelloſes Leben in dieſe Verlegenheiten verwickelt, in dieſes Unglück geſtürzt, ſich ſelbſt dieſe Krankheit, dieſes Schmerzgefühl, dieſe Schmach vor der Welt zugezogen hatte? O es iſt, als müſſe man es dem menſchlichen Gefühl zutrauen, es werde der Noth, zumal der ſelbſt verſchuldeten, gelingen, das Gewiſſen des Unbeſonnenen anzuregen, die Gedanken des Leichtſinnigen zu ſammeln, den ins Verderben Eilenden auf ſeinem Wege aufzuhalten, dem Verblendeten die Augen zu öffnen, und auf das, bis dahin verwilderte und verhärtete, Gemüth einen heilſamen Eindruck zu machen!

Und doch lehrt nun die Erfahrung leider ſo häufig das gerade Gegentheil; doch raubt gerade die Ueberraſchung durch ein Unglück, das man nicht ahnen konnte, durch einen Verluſt, auf den man ſich nicht bereit hielt, durch einen Schlag des Schickſals, den man nicht erwartete, ſehr häufig alle Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, betäubt das Gemüth, hemmt die Ueberlegung ſo ganz und gar, daß es an Faſſung und geſundem Entſchluſſe nur zu ſichtbar mangelt.

Ein anders ſcheint es zu ſeyn, wenn von Gewiſſensregung, von moraliſcher Beſonnenhit oder Beſinnung, von dem Stillſtand auf dem Wege des Leichtſinns, oder wohl gar des Laſters, die Frage iſt. Allein auch da, meine Zuhörer, iſt der Menſch nur zu oft blind gegen ſich ſelbſt, gegen ſeine eigene Verſchuldung, gegen die Fehler ſeines Temperaments und ſeines Herzens, welche ihm Noth und Unglück zuzogen. Ehe er ſich ſelbſt nach Gebühr anklagen ſollte, beklagt er ſein Schickſal, macht er der Vorſehung Vorwürfe, bricht er in murrende Unzufriedenheit mit ſeinem, wie er es nennt, ungünſtigen, unverdienten Geſchick aus, und iſt weit davon entfernt, ſeinen Gang zu ändern, damit ſein Schickſal anders werde, ſein Leben zu beſſern, damit ihm nichts noch Aergeres widerfahre.

Gemüther dieſer Art, anſtatt durch Leidenserfahrungen ſich weiſer und beſonnener machen zu laſſen, betäuben gerade dann, wenn ſich die Sünde an ihnen rächt, und das Gewiſſen zu ihnen reden will, die Stimme dieſes innern Zeugen und Richters; werfen gerade dann, wenn ſie die Einſamkeit ſuchen, und ſich mit Selbſtbeſchämung vor Gott und ſich ſelbſt beugen ſollten, ſich in den Tumult des Lebens hinein, um in dem üppigen Genuſſe der Welt ihrer ſelbſt zu vergeſſen, ihr Schickſal ſich aus dem Sinne zu ſchlagen, und das ſchon gefühlloſe Herz nur immer mehr zu verhärten, bis endlich der Saame der guten Gedanken und frommen Gefühle — gleich jenem, der auf hartgetretenes Land fiel — gar nicht mehr in daſſelbe eindringen kann.

Eine ähnliche Erſcheinung, meine Zuhörer, wird uns entgegen kommen, wenn wir fürs andere nach dem Eindruck fragen, den Noth und Leiden, in Abſicht der eigentlich frommen Gedanken und gottesfürchtigen Gefühle auf das menſchliche Gemüth zu machen pflegen. Man ſollte auch da wiederum nichts für natürlicher halten, als, daß Mißgeſchick und Lebensnoth zu Gott hintreiben, an den Allmächtigen wenigſtens erinnern werden, in deſſen Händen das Schickſal unſeres Lebens ruhet; daß das Gefühl der Verlaſſenheit, das Bedürfniß der Hülfe, die ſo oft in unſerer Nähe nicht gefunden, von Menſchen nicht geleiſtet werden kann, jenes fromme Gottvertrauen und jene heilige Gottergebung in uns erwecken und anregen werde, wobey allein dem Dulder Troſt und Friede, Hoffnung und Ruhe geſichert wird. Sagt es doch auch unſer heiliges Buch in jenen bekannten Stellen: „Anfechtung lehret aufs „Wort merken.“ „Wenn Trübſal da iſt, Herr, „ſo ſucht man dich, wenn du ſie züchtigſt, ſo rufen ſie ängſtlich um Hülfe.“ Heißt es doch in dem Buche Hiob, dieſes Mannes, der ſelbſt durch Anfechtung bewährt wurde: (Hiob 36. 15.) „Im Trübſal öffneſt du „den Armen das Ohr,“ zur Leidenszeit machſt du den Unglücklichen geneigt, auf deine Stimme zu hören.

Ja, kaum ſcheint etwas natürlicher, als daß Der, welcher leichtſinnig und ohne Gott — als bedürfe er des hohen Schutzes und der allwaltenden Gnade nicht — ſeinen glücklichen Lebensgang bis dahin gemacht hatte, ernſter zum Himmel blickt, auf Gott und Gottes Leitung aufmerkſamer wird, und des lange vielleicht vergeſſenen Gebets zu ihm, des lange vielleicht verſäumten Kirchenbeſuchs ſich wieder erinnert, wenn irgend ein Mißgeſchick, ein Kummer des Gemüths, eine Sorge des Lebens, ein häusliches Leiden die Freude in Traurigkeit verwandelt, und die Sonne des Glücks in Wolken hüllt. Denn, gerade, wenn es uns nicht nach Wunſch geht, wenn unſere ſchönen Hoffnungen vereitelt, unſere Lieblingsentwürfe vernichtet werden, — gerade dann fäll s ja wohl auch dem blödeſten Verſtande ins Auge, daß eine verborgene Hand das Leben regiert, daß die Gedanken dieſer höheren Regierung ſehr oft nicht unſere Gedanken, und unſere Wege und Anſchläge oft nicht die Ihrigen ſind. Denn gerade dann, wenn um Troſt uns bange iſt, wir um Hülfe verlegen ſind und um Rettung, ſollten wir billig und natürlich unſere Zuflucht zu dem Gott nehmen, der da hilft, zu dem Herrn, der auch vom Tode errettet; ſollten wir uns billig und natürlich an ſein Wort erinnern: „Rufe mich an „in der Noth, ſo will ich dich erretten, und du „wirſt mich preiſen!“

Aber wie täuſchet uns hier wieder in ſo vielen Fällen unſere Erwartung; wie ganz anders ſpricht auch hier die gemeine Erfahrung unter den Menſchen! o nur zu leicht fällt zur Zeit der Anfechtung ſelbſt Der von Gott ab, der eine Zeit lang glaubte. Eine Zeitlang, ſo lange ihm nämlich ward, was ſein Herz ſich wünſchte; ſo lange er in der günſtigen Lage ſtand, deren er werth zu ſeyn glaubte; ſo lange noch das Glück ihm wohlwollte, ſein Vermögensſtand blühend war, die Ehre ihm lächelte, die Freude des Lebens ſeine Begleiterinn und Freundinn war. Aber laſſet nun das wechſelnde Glück ihn auch einmal verlaſſen, die Ehre vor Menſchen ihm geſchmälert, das Vermögen gefährdet, die Freude gekränkt, die ganze äußere Lage verſchoben werden — und, ſiehe da! der ſich ſo feſt an Gott zu halten ſchien, vergißt ſeiner, weil er ſich von ihm vergeſſen glaubt; wirft das Vertrauen weg, weil er meint, der Herr habe ihn verlaſſen, der im Himmel achte ſeiner nicht; wird zaghaft und muthlos, verzweifelt an Gottes Naheit und Obhut, Vatergüte und Allmacht, Weisheit und Vorſehung, und läßt mit dieſem Glauben auch die Ruhe und den Frieden fahren, der höher iſt, als alle Vernunft, auch den Troſt und die Hoffnuug aus dem Herzen weichen, wodurch der ſinkende Muth geſtützt, und die ſchwach werdende Freudigkeit geſtärkt wird unter Sorgen und Noth, ſelbſt in Gefahr und im Tode. Ja nicht mit Unrecht ſagt Jeſus: Eine Zeitlang glauben ſie, und zur Zeit der Anfechtung fallen ſie ab. So welkt die Blume in der Sonnenhitze, wenn es ihr an Saft und Wurzel fehlt; ſo verdorret die Saat auf dem Fruchtacker zur Zeit der Dürre, wenn die Wurzel nicht Tiefe und Haltung fand!

Und eben ſo nun, meine Zuhörer, werden die Menſchen durch Noth und Widerwärtigkeit auch nicht immer beſſer und tugendhafter. Zwar ſollte man auch Das — und nicht ohne Grund erwarten. Denn nicht genug, daß die Noth des Lebens ſo manche Art von Verſündigung unmöglich macht, ſie öffnet auch ſo mancher bewährten Tugend erſt die Gelegenheit und Veranlaſſung. Es iſt nicht mehr möglich, in dem Geräuſch des Lebens Gottes und ſeiner Selbſt, ſeiner Pflicht und ſeines Berufs zu vergeſſen, und wüſten Ausſchweifungen und Lüſten ſich hinzugeben, wenn uns die Krankheit auf das Lager wirft, und von der Menſchengeſellſchaft trennt; nicht mehr möglich, durch Geiz und Härte Andern beſchwerlich und überläſtig zu werden, wenn unſer Vermögen zuſammenſchmolz, und unſere Gewalt gelähmt ward. Es iſt die Zeit der Noth, welche den Mißbrauch der Ehre und des Geldes, den Mißbrauch der Kräfte und des Lebens, und das Uebermaaß der Freuden und Genüſſe beſchränkt und hemmt; und ſo zwingt oft die Noth dahin, wohin Gewiſſen und Ueberlegung nicht zu führen vermogten.

Aber, wie? meine Zuhörer, iſt eine erzwungene Enthaltſamkeit, eine durch äußere Nöthigung erzwungene Mäßigung der Leidenſchaften und Begierden, oder vielleicht nur die Unmöglichkeit, dieſe immer noch wachen und lebendigen Leidenſchaften und Begierden zu ſtillen, iſt das auch Tugend? Tugend beruht auf dem freyen Entſchluſſe und auf dem eigenen feſten Willen des Menſchen und iſt nie und in keinem Falle das Werk der Nöthigung und des Zwanges! Wer den Sünden der Jugend abſtarb, weil er alt oder ſiech ward, wer nicht mehr verſchwenden kann, weil ihm das Unglück die Macht dazu nahm, Der iſt darum nicht tugendhaft!

Und wie? wenn auf der andern Seite die Noth des Lebens vielleicht eben ſo mannichfaltige Gelegenheit zum Böſesthun darböte Dem, der ſie ſucht und benutzt? Ward nicht mancher aus Noth zum Betrüger, und vergriff ſich aus Mangel der Nothdurft an dem ihm vertrauten Erbe der Wittwen und Waiſen? Fachte nicht unverſchuldete Verläſterung, böſer Leumund, Verrätherey des Freundes vielleicht den erſten Gedanken der Rache in dem Gemüthe des ſchuldlos Verrathenen und Verläſterten an? Bewaffnete nicht mehr als Einen das Gefühl des unerträglichen Schmerzes, oder der unüberwindlichen Schmach, oder der Verlegenheit, woraus er keinen Ausgang und keine Rettung vor ſich ſah, die Hand, ſie gegen ſich ſelbſt zu richten? Entſchuldigt nicht Mancher ſogar das Uebelsthun, das Stehlen und Rauben, das Plündern und Morden mit der Noth und dem Elende, welches Krieg und Bedrückung und theure Zeit in ſo mancher Gegend herbeyführt?

Allerdings, meine Zuhörer, iſt es dagegen wieder das Leiden des Lebens, welches ſo manche liebenswürdige Tugend uns erſt recht nahe bringt und möglich macht. Wer kennt, wer ehrt, wer preiſet nicht die Tugenden der Geduld und Stille, des Vertrauens zu Gott, der Hoffnung auf das Ewige, der dankbaren Freundlichkeit gegen unſere Wohlthäter, Freunde, Aerzte, Helfer in der Noth! Nun iſt es ja aber Trübſal, welche Geduld lehrt, weil es Geduld nöthig macht, Trübſal, welches die Menſchen zuſammenführt, und hier zu den Erweiſungen der Liebe, der Anhänglichkeit, der Sorge, der Treue, zu Verleugnungen und Aufopferungen, da zu den Aeußerungen der Freundlichkeit, der Dankbarkeit, der Hingebung und Gegenliebe auffordert und drängt!

Aber, wie? meine Freunde, wenn nicht alle Dulder, nicht alle Kranken, nicht alle Unglücklichleidenden dieſe Stimme zur Tugendübung vernähmen und achteten? Zeigt uns nicht die Erfahrung auch der Ungeduldigen, der Unfreundlichen, der Undankbaren, der Unverträglichen, Derer, die Gottes vergeſſen, und die ihren Getreueſten zur Laſt und Qual leben, eine große Zahl unter den Kranken und Leidenden aller Art? Iſt nicht hier das Temperament, dort der Schmerz, da eine üble Gewöhnung Schuld daran, daß das Leiden das Gegentheil von Dem wirkt, was es wirken ſollte: Ungeduld ſtatt der Geduld; Erſchwerung der Laſt, die wir Andern machen, ſtatt der Erleichterung und des Danks?

O, meine Zuhörer, nur zu häufig ſind auch Mißgeſchick und Noth, ſo ſehr ſie auch dazu geſchickt und dazu beſtimmt ſind, den Menſchen weiſer und beſonnener, gottergebener und frömmer, tugendhafter und beſſer zu machen, dennoch im Gegentheil der Weisheit, der Frömmigkeit und der Tugend hinderlich. Ihrer Viele fallen zur Zeit der Anfechtung ab, und auch unter den Sorgen des Lebens erſtickt ſo manche gute Saat und bringt keine Frucht.

Es iſt ſehr wichtig, meine Zuhörer, daß wir zum Schluſſe dieſer Betrachtung unſerem Herzen die Folgerungen recht tief einprägen, welche wir zur Berichtigung unſeres Urtheils und zur Leitung unſeres Verhaltens daraus zu entnehmen haben.

Zuerſt eine Bemerkung, die unſer Urtheil leiten, und wo es noth thut, berichtigen und befeſtigen möge. Wir ſahen, daß unter Anfechtung und Leiden, unter den Einflüſſen der Noth und des Elends die Menſchen beydes werden konnten, bedächtiger oder leichtſinniger, gottergebener oder gottvergeſſener, tugendhafter und beſſer, oder laſterhafter und ſchlimmer! Die eigentliche Schuld, die eigentliche Urſache davon kann alſo unmöglich in dem ungünſtigen äußern Geſchick ſelbſt, in den Leiden und Uebeln des Lebens ſelbſt liegen. Denn wenn es den Einen zu Gott und zur Tugend hin, den Andern davon abführt, den Einen verbeſſert, den Andern verſchlimmert, ſo muß — daß nun Dieſes oder Jenes erfolgt, ſeinen Grund andersworin haben, als in der Widerwärtigkeit und dem Trübſal! Und worin nun? Was iſt es, daß die Noth den Einen beſſer und frömmer, den Andern böſer und gottvergeſſener macht?

Was iſt, wenn derſelbe gute Saame hier aufgeht, und dort zurückbleibt, hier kärglich, dort reichlich Frucht treibt, hier in aller Pracht der Blüthe prangt, dort vor der Zeit hinwelkt und erſtirbt, — was iſt von dieſer widerſprechenden Erſcheinung die Schuld? Der Saame nicht — aber der Boden, der ihn empfieng! Was iſt, wenn Einem Felde jegliche Witterung zuſagt, Sonnenſchein und Regen, Sturm und Gewitter — dem andern jeder heiße Tag Gefahr droht, jeder Sonnenſtrahl Verdorrung bereitet, — was iſt die Schuld? Der Saame nicht, aber der Boden! Wo die Saat nicht tief genug wurzelte, nicht Saft genug an ſich zog, nicht auf wohlbebautes, bereitetes, gereinigtes Ackerland ausgeſtreuet ward — ja da wird ſie von der Hitze verſengt, von dem Unkraut überwältigt!

Jetzt ohne Bild: Es iſt das Herz, es iſt der Sinn des Menſchen, an dem es einzig liegt, ob die Leiden und Sorgen Gutes oder Böſes auf ſein Gemüth und Verhalten bewirken. Das fromme, gute Herz bewahrt den Saamen der Frömmigkeit und Tugend und Weisheit unter allen Stürmen des Lebens; trägt Frucht, gute, ſchöne Frucht der Tugend unter allen Sorgen und Bekümmerungen dieſer Zeit! Das fromme, gute Herz, das heißt der redliche, gewiſſenhafte, fromme Sinn! O wo Der einmal da iſt, da, meine Freunde, kann weder Freude noch Leid, weder Glück noch Unglück, weder der Sonnenglanz des günſtigen Geſchicks, noch die Hitze des Mißgeſchicks, der Tugend und Gottesfurcht auf die Dauer gefährlich werden. Erſchüttert kann auch dein feſter, edler, frommer, gerechter, menſchenfreundlicher, heiliger Sinn werden, du Freund der Tugend und Gottes, — erſchüttert, aber nicht untergraben, nicht umgeſtürzt. Es iſt das Herz, welches gegen die Gefahren der Tugend, auch gegen die, welche im Gefolge der Noth ſind, feſt macht. Welch ein Gewinn denn, und welch ein köſtliches Ding, daß das Herz feſt werde!

Und damit es Das werde und auch im Leiden bleibe, ſo laſſet uns (Das iſt die Folgerung, die wir zur Leitung unſeres Verhaltens aus der angeſtellten Betrachtung entnehmen,) nie vergeſſen, daß der eigentliche Zweck der Leiden kein anderer ſeyn könne und dürfe, als Der, die Menſchen weiſer und beſſer und frömmer zu bilden! O wie könnte ſie ſonſt der Weiſe, der Gütige, der unſer Vater iſt und Erzieher ſeiner Kinder, über uns verhängen? „Gleich wie das Gold durchs Feuer, ſagt die heilige Schrift, (Sir. 2. 5.) alſo werden Die, ſo Gott gefallen, durchs Feuer der Trübſal bewähret.“ — „Ihr ſeyd traurig unter mancherley Anfechtung“, ſpricht Petrus (I, 1, 7.) „auf daß euer Glaube rechtſchaffen und viel köſtlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durch das Feuer geläutert wird.“ — „Freude, erfreulich dünkt uns die Züchtigung nicht, wenn ſie da iſt,“ heißt es, Hebräer 12, 11., „ſondern Traurigkeit und betrübend; aber darnach wird ſie geben eine heilſame Frucht der Gerechtigkeit und der Tugend, Denen, die dadurch geübet ſind.“

Alſo Uebungsſchule, Erziehungsmittel, Gelegenheit zur Tugendübung, Geduldsprüfung und Glaubensprobe ſoll uns die Noth des Lebens ſeyn, damit wir beſſer werden, damit auch an böſen Tagen die Frucht der Heiligung bey uns gedeihe. Das iſt der Wille Gottes!

Den, den laßt uns im Auge behalten, auch wenn der Weg unſeres Schickſals rauh und dunkel wird. Rein und feſt laßt unſer Herz uns bewahren, auch wenn uns Lebenskummer drückt, und Schmerz und Unglück uns beugte.

Dann wird auch das Uebel uns zum Heile gereichen; dann wird Trübſal Geduld bringen, Geduld Erfahrung wirken, Erfahrung Hoffnung geben, — und Dieſe läßt nimmer zu Schanden werden.

Dann, o dann ſind wir ſelig, wenn wir zur Zeit der Anfechtung erdulden. Denn, wer dadurch geläutert und bewähret ward, Der wird empfahen die Krone des Lebens, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben! Amen.

Ernſt Werner Happel.

Vom Leben dieſes Mannes wiſſen wir nur, daß er 1649 zu Marburg geboren wurde, nach vollendeten Studien ſich in Hamburg niederließ und dort wie Franciſci zuerſt ſich von Schriftſtellerei ernährte. Er ſtarb daſelbſt den 15. Mai 1690.

Seine Schriften ſind:

Der ſächſiſche Wittekind.
Der aſiatiſche Quogambo.
Der italieniſche Spinelli.
Der ſchwäbiſche Arioviſt.
Der deutſche Carol.
Der inſulariſche Mandorell.
Der ſpaniſche Quintana.
Der baieriſche Maximilian.
Der engelländiſche Eduard.
Der afrikaniſche Tarnolaſt.
Der ottomanniſche Bajazeth.
Der franzöſiſche Cormantin.
Der europäiſche Toroan.
Der ungariſche Kriegsroman.
Akademiſcher Roman.
Chriſtlicher Potentaten Kriegsroman u. ſ. w.
Faſt alle 4 Bände ſtark, und in den Jahren von 1680 bis 1692 zu Ulm oder Freiberg erſchienen.
Relationes curiosae. Hamburg 1683, 5 Bde. in 4.

Happel's Romane fanden zu ihrer Zeit großen Beifall. Da es ihnen nicht an Wechſel und Reichthum der Erfindung, ſo wie an Fülle des Stoffes fehlte, indem ihr Verfaſſer zugleich die Spiele ſeiner oft ausſchweifenden Phantaſie durch den bedeutenden Vorrath ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit zu unterſtützen und zu würzen verſtand, ſo daß ſein Publikum ſich durch ihn ergötzt und belehrt ſah. — Seine Darſtellung iſt dagegen matt und breit, ſeine eingeſtreuten Reflexionen ſind alltäglich und ſchaal, und da es ihm an wahrer geiſtiger Gediegenheit und poetiſcher Tiefe fehlte, da er ferner eben durch ſeine Vielſchreiberei ſeine Kräfte nicht zu concentriren verſtand, ſo erloſch bald nach ſeinem Tode ſein Ruhm eben ſo ſchnell wieder, als derſelbe ſich raſch während ſeines Lebens gebildet hatte.

Das dritte Haupt-Stück *).

Ein groſſes Turnir wird gehalten, wo Herr Vallach das beſte Kleinod erlanget. Es ward eine weiläuffige Rede vom Urſprung des Turnirs und andern Sachen geredet.

Nachdeme ſie nun ſo eine Zeitlang mit einander geredet, ward es Zeit zur Tafel zu gehen, und muſten beede Herrn Ritter, Herr Livorno und Herr Vallach, (der nun nicht mehr Herrn Livorno Hofmeiſter, ſondern von dem Groß-Hertzog an Hof genommen ward,) an die oberſte Tafel nechſt dem Groß-Hertzogen, beneben den vornehmſten Hofbedienten zu Tiſch ſitzen, und kennet den Herrn Livorno kein Menſch, weil er ſich in den 5. Jahren, ſeit er ausgeweſen, ſehr verändert, und noch darzu ein falſch Haar trug, der gantze Hof aber verwunderte ſich über Herrn Vallach demüthige Sitten und Geſchicklichkeit, daß ihm jederman am Hof, ſonderlich aber der Groß-Hertzog ſehr hold war, der war auch willens ihn mit einem Schloß und 4. Dörffern in Hetrurien zu verehren, und eine vornehme Gräfin zuzuheurathen. Unterdeſſen machte ſich jederman auf das künfftige Fürſtl. Beylager, und beym verordneten Turnir fertig, und wolte jeder das beſte Kleinod erhalten, keinen auswärtigen Ritter davon tragen laſſen, ſie übeten ſich an Hof auf der Renn-Bahn gar offt im Turniren, aber Herr Livorno und Herr Vallach nahmen ſich nicht an, als ob ſie etwas von Turniren wüſten, ritten derowegen niemalen mit, ſondern ſahen mit angenommener Verwunderung denſelben zu, und kam da einer da, der andere dort, und wolten ſie bereden, ſie möchten ſich doch auch in dieſen Sachen üben, das würde ihnen ein groſſes Lob ſeyn, aber dieſe antworteten, ſie getraueten es mit ihnen nicht anzugehen, in Betrachtung, daß ſie ſchon gar fertig darinn wären, und beſorgten ſich, man möchte ſie es mit groſſem Schaden lehren, dann ſie wol wüſten, und mehr geſehen hätten, wie mancher ſo künſtlich aus dem Sattel gehoben, und auf den Erdboden geworffen, daß ihm wol eine Rippe davon zerſprungen: jene aber verlachten dieſe, ſagende, man müſſe ſolchen geringen Rauch ſich nicht beiſſen laſſen, und das ſchiene gar verzagt, daß man ſich vor Fallen entſetzen wolte, man wüſte wohl daß keiner kein Meiſter gebohren würde, ſie hätten auch dergleichen Gefahr müſſen ausſtehen, aber nicht umſonſt, maſſen ſie nun ſo weit kommen, daß ſie keinem eintzigen einen Ritt zu turniren verſagen wolten, hätten auch manches Kleinod davon getragen. Herr Livorno und Herr Vallach ſtelleten ſich immer gar fremde dazu. Unterdeſſen ſpatzirten beede Ritter nebenſt ihren Dienern in die Stadt, und beſahen die herrliche Gebäu, prächtige Gaſſen und Märkte, ſamt den ſtoltzierenden Palläſten, dann man dafür hält, daß Florentz die allerzierlichſte und ſchönſte Stadt unter allen Städten nicht allein in Italien, ſondern faſt in der gantzen Welt ſey, ſie giengen aber auch des Herrn Cantzlers Herrn Joan de Livorno ſein Hauß vorbey, und als ſie nahe dabey, ſehen ſie daß er ſelbſten in der Thür ſtehet, nebenſt ſeinem jüngſten Töchterlein, ſo etwa 14. Jahr hinter ſich möchte geleget haben, kehrete ſich derowegen Herr Livorno der Ritter eilend zu Hn. Vallach, und bath ihn, weil dieſes ſein Herr Vatter, er möchte Gelegenheit nehmen, und mit ihm von allerhand Sachen reden, er ſelber wolte aber nicht reden, weil er beſorgte, die Sprach möcht ihn verrathen, er wolte aber doch bey ihm bleiben; als ſie nun nahe hinzu kamen, ſprach Herr Vallach und Herr Livorno dem Herrn Cantzler freundlich zu, der ihnen auch gar tief danckete, dann er hielte ſie, ſonderlich Herrn Vallach, vor einen vornehmen Herren, wegen ſeiner Schönheit, und daß er einen ſchwartzen Africaner hinter ſich hatte hergehen, fragte derowegen nach gebetener Vergebung, wie ihnen dieſer Ort gefiele, weil er ſehe, daß ſie fremd allhier, und die Stadt beſehen, dem Herr Vallach antwortete: In Wahrheit mein Herr wiſſe, daß ich jederzeit dafür gehalten, mein Vatterland Neapolis hätte ihres gleichen nicht, aber ich befinde das Gegentheil, weil mir dieſe Stadt in vielen Sachen ſchöner gefällt; ſo ſind die Herren, ſagte der Cantzler, Neapolitaner, ja ſagte Herr Vallach, ich zwar bin auch aus Neapolis, mein Gefehrt aber iſt in Calabrien bürtig, und weil der Herr Groß-Hertzog ein allgemeines Turnir ausſchreiben laſſen, ſind wir auch kommen demſelben zu zuſehen, und etwas dabey zu lernen, worauf der Cantzler ſagte, es wird gewiß eine zimliche Ritterſchafft zuſammenkommen, maſſen ſich ſchon etliche hundert die nechſte Tage her allhier eingefunden, und ich hab meinem Sohn, ſo vor 5. Jahren in Frankreich allda zu ſtudiren gereiſet, auch beſchrieben bey dieſem Fürſtl. Beylager und dem Turnir zu ſeyn, maſſen ich auch deßwegen ein zimliches an ihn gehengt. Herr Vallach ſprach hierauf, wir möchten wünſchen mit jemand bekannt zu ſeyn, der uns die Turnir-Geſetze und dabey gebräuchliche Sitten in etwas bekannt machete, und wenn deß Herrn Sohn kommt, werden wir Gelegenheit ſuchen denſelben zu beſprechen, und ſich an ihn zu halten, um die zierliche Manier bei ihm zu erfahren. Ja, antwortete der Herr Cantzler, ich hoffe er werde ſich wo nicht dieſen Abend, doch morgen gewiß, laut ſeines Schreibens herbey machen, dann können ſich die Herren ſeiner nach Nothdurfft gebrauchen. Hierauf nahmen ſie Abſchied, und giengen weiter, kamen auch zu dem Rathhauſe, ſo einem Fürſtlichen Schloß ſehr ähnlich, da über der Gaſſen-Thür folgende Wort in alter München-Schrift zu leſen waren: Heilig Rom, Edel Neapolis, ſchön Florenz, reich Venedig, hoffärtig Genua, groß Mayland, feiſt Bononien, alt Ravenna. Von dannen giengen ſie weiter, und beſahen ein zimlich Stück, maſſen die Stadt faſt groß, und in einem Tage nicht wol kan durch alle Gaſſen beſehen werden, ſie kehreten wieder nach Hof, und verwunderte ſich Hr. Livorno, daß ihn weder ſein Vatter noch ſein kleineſte Schweſter kennet, doch kam ihm dieſes nicht ſo fremd vor, weil ſeine Schweſter bey ſeinem Abzug nur 9. Jahr alt war, und ſeine Geſtalt leichtlich entfallen laſſen können. Als ſich nun jederman auf den folgenden Tag, als an welchem das Fürſtl. Beylager und Turnir ſolte gehalten werden, gefaßt gemachet, beredeten ſich unſere beyde Ritter auch, wie ſie ſich zu dieſem allem geſchickt machen möchten, und ſagte Herr Vallach, weil er Herr Livorno ein Stadt-Kind, möchte er auch das Kleinod und dieſelbe Ehr erhalten, ſofern kein Erfahrner als er, das er doch nicht hoffen wolte, von der Stadt-Ritterſchafft dabey ſeyn würde, hergegen antwortete Herr Livorno, ſo müſte er vor

---

*) Aus Eu. Gv. Happelii Portugaliſche Clara und Afrikaniſcher Tarnolaſt. Ulm 1780. Buch I. S. 58. folgende.

den Hof ſtehen, und von wegen deß Groß-Hertzogen Ritterſchafft den beſten Preiß davon tragen, dann ich weiß, ſagte er, daß ihm keiner am gantzen Hofe überlegen, ob ſie ſich zwar ein weit anders überreden. Als nun der folgende Tag anbrach, erſchienen die Geſandten in groſſer Menge, dem Fürſtl. Beylager beyzuwohnen, und denen beeden jungen Geſponſten Glück zu wünſchen, als nemlich Julius Rufinus Legatus Apoſtolicus, ein Geſandter von Rom, Monſieur de Lion, aus Frankreich, Don Ferdinandus Tortoas, aus Hiſpanien, Graf Theobald, von Hanau, von wegen des Kaiſers, als welcher mit dem Groß-Hertzog in groſſer Freundſchafft ſtunde, und andere unzehlich viel Geſandten mehr, und unter dieſen führeten die Fürſtliche Braut der Römiſche und Käiſerliche Geſandte, und da das Beylager mit groſſer Solennität verrichtet, ward ſobald ein köſtliches Banquet, und eine offene Tafel gehalten, da jederman, wer der auch ſeyn mochte, zugelaſſen ward, nach dieſem allen wurde um 2. Uhr die Renn-Bahn eröffnet, und zum Turnir geblaſen, und erſchien der Groß-Hertzog ſamt allen Geſandten und vielem Frauenzimmer, auf einer künſtlich aufgeführten Schaubühne, denen Rittern zu zuſehen, nach dieſem folgten auf 280. wackere und wolgeharniſchte Ritter, ſo ſich aus fernen Orten zuſammen geworffen, und turniren wolten, denen wurden etliche Leges offentlich vorgeleſen, und darauf forderten je zwey und zwey zum Turnir aus, da gab es nun luſtige Kurtzweil, da ſahe man wie ungleiche Meiſter es in der Welt giebt, bald ſtürtzte das Pferd, bald der Mann, bald Mann und Pferd zugleich. Als nun des Groß-Hertzogen ſeine Hof-Burſch und Vornehmſten ſich auch einfunden, und dieſe Ritter Herrn Livorno und Vallach in köſtlichem Harniſch auf der Renn-Bahn ſahen, meineten jene, dieſe müſten thöricht ſeyn, daß ſie ſich (wie jene glaubten,) als Unerfahrne in dieſes Spiel dörfften einmengen, warneten alſo unſere beede Ritter, ſie möchten ſich vorſehen, daß ſie nicht von einigen zum Kampff ausgefördert würden, und müſten ſie alsdann wie Butter an der Sonnen beſtehen: denen aber Herr Vallach gar beſcheidentlich antwortete: Sie hätten ſich ja müſſen ſchämen, daß ſie allein zu Hauß bleiben, und nicht dieſe Kurtzweil mit anſehen ſollen, und wann ſie ſchon von einem andern zum Speer-Rennen ausgefordert würden, ſo wolten ſie ſich ſchon ſo viel ſchützen, als ſie könnten. Es hatte nun eine zimliche Zahl turniret, als zwey faſt mit den köſtlichſten Harniſchen angethane Ritter herfür ſtachen, und waren beede mit den Spaniſchen Geſandten kommen, und faſt von den Vornehmſten am Hof, der eine Don Lacus, ein gebohrner Graff, und in dem Spaniſchen Hof in groſſem Anſehen, der ander Don Ernibas, mit in gleichem Stand und Anſehen, und weil ſie an dem Spaniſchen Hof jederzeit den Vorzug im Turnir-Rennen gehabt, waren ſie nur herkommen ihre Kunſt ſehen zu laſſen, dann ſie beſtändig meineten, es könnte ihnen keiner baſtandt ſeyn. Dieſe nun ſtachen als hochtrabende Ritter herfür, tummelten ihre Spaniſche Klepper aufs zierlichſte ſie möchten, und war doch geringe Anmuth; ſie forderten alſo unſere beede Ritter vor den Speer, und das um deßwegen, weil der eine von jenen Namens Lacus, zugehöret, als des Groß-Hertzogen Ritter einer mit unſern beeden Rittern ihrer Künheit halben geredt, und dieſelbige gewarnet, ſo meineten nun dieſe ihre Tapfferkeit an unſern Rittern ſehen zu laſſen, und wolte jeder ſeinen Gegentheil im erſten Ritt abheben, aber es war unſern Herren ein gemachter Handel, und ſehr lieb, daß ſie etwas Rechtſchaffenes antroffen, ritten derowegen gantz freudig herfür, und tummelten ihre Pferde mit ſonderlicher Zierlichkeit, und ſonderlich ſahen ſie alle auf Herrn Vallach mit Verwunderung, wie der ſeinen Klepper auf Mauritaniſche Lehr herum arbeitete. Als ſie nun ihre Schrancken eingenommen, ſtunde der Spaniſche Geſandte von ſeinem Seſſel auf, um ſeinen Rittern recht zuzuſehen, und weil er ſie kennete, zeigte er ſie dem Groß-Hertzog, und erzehlete dabey, daß ſie vor die beſten Ritter in gantz Hiſpanien gehalten würden, der Hertzog aber kante ſobald ihre Gegentheile, Herrn Livorno und Herrn Vallach, und war ihm leid, daß dieſe eben an die tapfferſte Ritter gerathen wären, dann er beſorgete ſich, ſie möchten abgehoben werden, ſtunde derowegen um dieſem Kampff zuzuſehen, auch vom Seſſel auf, und als die andern Herrn auf der Schaubühne ſahen, daß ſich dieſe geſtellet, muthmaſſeten ſie, daß dieſe Ritter etwas Vornehmes, und vor andern tapffer würden ſeyn, ſahen deßwegen mit allem Fleiß, wohin der Sieg ſich wolte lencken, auch dieſe gantze Ritterſchafft wuſten wol was dieſe Spaniſchen vor einen Namen hatten in allen umligenden Ländern, und taurete ſie alle da unſere Ritter von den ruhmräthigen Hiſpaniern ſolten angegriffen werden, ſonderlich war es des Hertzogen Rittern ſehr leid, daß ſie, wie ſie meineten, Schande damit an ihrem Hof bekämen. Als derowegen die beede ſtoltze Ritter ſahen, daß jedermann fleiſſig acht auf dieſen Ritt geben wolte, wolten ſie ſich überaus tapffer ſehen laſſen, und nahmen beyderſeits ihre Schrancken ein, ſo daß Vallach auf Lacus, und Livorno auf Ernibas, der wol Kopffs gröſſer als ſein Gegentheil, traffen, da nun jeder ſeinen Widerpart vor ſich ſahe, ritten ſie beederſeits mit Gebühr aufeinander loß, daß Herr Vallach den Lacus mit ſamt ſeinem Sattel von ſeinem Wallachen ſtieß, Vallach aber blieb unbeweglich ſitzen, Ernibas aber ward von ſeinem Gegenpart gantz hinten an deß Pferdts Glatze geſchickt, daß er ſich an die Mähne zu faſſen und zu halten, gezwungen ward, Herr Livorno paſſirte ihn annoch ſteiff ſitzend vorbey, das verdroß nun die Spanier dermaſſen, daß ſie ſo von den ungeübten, und wie ſie meineten, jungen Maulaffen ſolten überwunden ſeyn, daß auch Herr Lacus ausdrücklich proteſtirte, als er aufſtund, nicht er, ſondern ſein Jung wäre ſchuldig, daß er abgeſtochen, weil derſelbe die Sattelgurte nicht recht verwahret, und hätte er alſo mit dem ünfeſt angemachten Sattel leicht ſtürtzen müſſen; als dieſes der Groß-Hertzog und der Spaniſche Geſandte, nebenſt allen andern vornehmen Herren angehöret, rieff der Hertzog ſelber von der Schaubühne herunter dieſen ſämtlichen Herren zu, wann ſie allerſeits rechtſchaffene Ritter wären, ſolten ſie noch einen Ritt miteinander wagen; das aber war ihnen allen ein gemachter Handel, und muſte ſich Herr Vallach ein andern Speer reichen laſſen, weil der vorige an ſeines Gegentheils Harniſch einen Bruch bekommen, ſie machten ſich derowegen einer dem andern noch eines Beſcheid zu thun fertig, und ehe ſie noch ihre Schrancken wiederum einnahmen, rieff der Hertzog dem Cantzler, Herrn Livorno, daß er zu ihm käme, als derſelbe nun bald für ihn kam, ſagte er zu ihm, ob er dieſen Ritt geſehen, und wie er ihm gefallen, derſelbe nun ſagte, wie er von andern gehöret, ſo wären die Abgeſetzte vor die vornehmſten und tapfferſten Ritter auf dieſem Platz ausgeſchrien worden, und hätten ſich alle Ritter mit ihnen zu turniren geſcheuet, weil er aber nun ſehe, daß ſie von dieſen, die ihm noch unbekannt, überwunden, hielte er gäntzlich davor, daß es wol dieſen beeden Uberwündern ſo leichtlich keiner würde bevor thun, und weiß auch gewislich, ſprach er weiter, ſie werden ſich in dieſem zweyten Ritt, gleich wie im erſten, gar nicht beſchimpffen laſſen, ſondern den Sieg nochmalen davon tragen, und geſchichts wie ich geſagt, wüſte ich nicht, wie man, meinem geringen Verſtand nach, dieſen beeden die beſte Kleinod ſolte vorenthalten; Wolan ſagte der Hertzog, bleibet bey uns allhier, und ſehet dieſem zweiten Ritt recht zu, daß ihr zeugen könnt, wie ſie ſich verhalten, dann ſie ſind mir nahe angewandt, hierauf nahme nun ein jeder ſeine Schrancken wie zuvor wiederum ein, und traffen die Spaniſchen aus lauter rachgierigem Muth, unſere Ritter aber aus groſſer Tapfferkeit dermaſſen nochmal aufeinander, daß Herr Livorno ſeinen Gegenpart ohne einige Mühe zur Erden ſtürtzte, und in einer harten Ohnmacht liegen ließ, der dann bald von ſeinen Dienern abgeholet und erquicket ward. Als aber Herr Vallach auf den Lacus gerieth, traff er ihn ſo künſtlich, daß Mann und Roß, gleich wären ſie von dem Blitz getroffen, zur Erden ſtürtzeten, und blieb das Pferd ſobald ohne Zückung eines Fuſſes todt, Herr Lacus aber hatte den rechten Schenckel verrenckt, auch war er im Fallen auf das Schild geſtürtzt, daß ihm die lincke Seite ſehr ſchmertzete, doch hätte er dieſes alles nicht geachtet, wann ihm nur der Schimpff nicht ſo wehe gethan, und als er nun hinweg getragen ſamt dem Pferde, waren unſere Ritter mit groſſem Ruhm von den andern abſolvirt, begaben ſich derowegen an ihren vorigen Stand, die andere Ritter aber an des Groß-Hertzogs Hofe waren auch annoch daſelbſt, die hatten ſich nun am meiſten verwundert, und da dieſe wieder zu ihnen ſich begaben, wünſcheten ſie ihnen Glück zu den beſten Kleinodien; der Spaniſche Geſandte zog ihm aber dieſen Schimpff ſo ſehr zu Hertzen, daß er mit den Zähnen knirrete, weil er nicht gehoffet, daß einer ſeinen Rittern baſtandt ſeyn könte, wie er dann auch wol wuſte, daß ſie in gantz Hiſpanien den Vorzug bisher gehabt. Der Groß-Hertzog fieng unterdeſſen zu ſeinem Cantzler an, und ſagte? wie düncket euch nun um dieſe Obſieger, ſind ſie nicht groſſer Ehren werth, weil ſie, wie ich hoffen will, den beſten Ruhm auf dieſem Turnir davon tragen: Ja, antwortete jener, daran iſt nicht zu zweifeln, und möchte ich wol die Gnade haben mit dieſen Rittern zu ſprechen; wol ſagte der Hertzog, ihr ſollet wol mit ihnen zu reden kommen, ehe ſie noch von dannen ſcheiden. Nach dieſem kamen noch viel Ritter herfür, die ſich auch ſehen lieſſen, und gab noch viel wunderliche Bocks-Sprünge, unter dieſen folgenden ließ ſich ſonderlich ſehen ein Venetianer, ſo auf einen von den Teutſchen Rittern traff, da ſie ſich dann beederſeits im erſten Ritt ſo verhielten, daß man keinen vor den Uberwinder halten kunte. Sie hielten aber nochmalen einen Ritt, da traff der Venetianer den von Hohenlohe in ein Gewerb am Harniſch durch und durch, daß man den todten Cörper ſobald muſte zur Renn-Bahn hinaus tragen laſſen, der aber von Venedig ritte wiederum an ſeinen Ort. Dieſem folgete ein Oeſterreicher und Burgundier, und ward dieſer von jenem mit groſſer Beluſtigung deß Umſtands abgehoben. Nach dieſen turnirten noch viel andere, aber es begab ſich nichts erhébliches darinnen, biß endlich die Sonne ſich neigete, und die Renn-Bahn zu verlaſſen ſie ſämtlichen anmahnete, da ließ der Groß-Hertzog durch etliche Trompeter zum Abzug blaſen, und wurde der gantzen Ritterſchafft angezeiget, morgenden Tag zu acht Uhren wieder zu erſcheinen, und nach Beliebung ſich zu üben, und weil über hundert gar nicht turniret, wurden dieſelben ſonderlich auf Morgen wiederum eingeladen. Alſobald begab ſich jederman nach ſeiner Herberge, auch ward der Groß-Hertzog mit den frembden Herren Geſandten und einer zierlichen Suite Diener nach Hof begleitet, und wurde denſelben Abend ein köſtlich Mahl gehalten, da machten ſich nun die Hof-Ritter zu Florentz erſt recht bekannt mit den beeden Fremdlingen, doch gab ſich Herr Livorno noch zur Zeit niemand zu erkennen, und wunderten ſich dieſe, daß ſie ſich ſo frembd zum Turnir geſtellet, daß jederman gemeinet, dieſe einfältige Schäflein wüſten nichts von ſolchen Sachen. Jederman nun, der ihre Thaten auf der Renn-Bahn gethan, geſehen oder davon gehöret, ehrete dieſe beede Ritter, und wurden von dem gantzen Hof ſo ſehr geliebet und hoch gehalten, daß ſich ſonderlich Herr Vallach, als welcher gleich einem Grafen am Hof gehalten, und geehret ward, nicht darein zu ſchicken wuſte, maſſen er, ſeit er ſein Vatterland verlaſſen, ſolche Ehre noch nie gehabt, doch konte er ſich leicht als einer von Jugend auf darinn erzogen, wol darein ſchicken, und hatte ihn ſein Diener Taſſibal ſo lieb, daß er ſich offt verlauten ließ, wann er gleich wüſte ein groſſer Herr in Algir zu werden, und ſolte auch wieder frey gelaſſen nach Hauſe ziehen, ſo wolt er doch lieber bey ſeinem Herrn bleiben, und ſein Leben vor denſelben zu wagen, ſich vor eine ſonderliche Ehre ſchätzen, derowegen hielte auch Vallach viel auf ihn, über das waren ſie auch angräntzende Landes-Leut. Viel Ritter nun ſo mit denen Abgeſandten ankommen waren, wurden zu Hofe geſpeiſet, und muſten Herr Livorno und Herr Vallach dißmal mit ihnen zur Tafel gehen, da ſuchte nun jeder ſich bekannt und zu Freunde mit dieſen zu machen, ohne die ſtoltze Spanier, welche aus Haß und Verdruß, ja Schimpff ſo ſie von ihnen bekommen und erlitten, ſich ihrer gar nichts annehmen wolten, wornach die Unſern auch nicht groß fragten. Uber der Tafel gab es noch viel Reden, und ward ſonderlich von den Hertzogen diſcurrirt, wo ſie ihren Urſprung her hätten, und warum dieſer Hertzog zu Florentz ein Groß-Hertzog genennet würde? Worunter ein Frantzöſiſcher Ritter Namens Claude Fauchet, und noch ein ander, Levinus Lemnius de Zelandia genannt, in der Meinung ſtunden, der Nam Hertzog ſey ein zuſammen geſetzt Wort, und hätte ſeinen Urſprung von dem Wörtlein Heer, das iſt, ein Krieges-Heer, und Zog, gleich als hätten die Hertzogen vor Alters die Krieges-Heer ziehen, oder (beſſer) führen müſſen, und davon ſey der Name noch übrig, und in eine gewiſſe Würde und Stand nach und nach verwandelt. Ein ander aber Namens Beſold wolte, das Wort Hertzog käme von dem alten Wort Heer her, dann er ſagte Heer, wäre ſo viel als eine Gemeinſchafft, als wie noch auß den Worten Heerberg, und Heerweg, oder eine Landſtraſſe zuſehen, darinn und darauf jederman einkehren und wandern kunte, weil ſie beede gemein, und daher, ſagte er, hielte er davor, ſey auch Hertzog, das iſt, ein Herr der Gemeinſchafft. Etliche andere aber, worunter ein Ritter Liptus, ein Römer, wolte, das Wort Hertzog hätte ſeinen Urſprung von den Römern, bei denen Dux oder Hertzog ein gewiſſes Amt geweſen, und waren die Duces bey denſelben noch über die Tribunos, aber unter den Geſandten geweſen, Molineus ein Spaniſcher Ritter ſagte, daß in Hiſpanien der Nam Hertzog, nicht auf die Kinder geerbet würde, wann ſchon ihr Vatter ein Hertzog geweſen, es ſey dann, daß ſie es auch bey dem Könige erlanget. Als aber die Urſach erfraget ward, warum man die Hertzoge zu Florentz Groß-Hertzoge nennete, antwortete Herr Livorno, als der wol ſtudirt, und in gelehrten Diſcurſen ſich ſehr beliebt konte machen, ſagend: Die Groß-Hertzogen von Florentz wären vor dieſem Grafen geweſen, der jetzige Käiſer Carolus der V. hätte Alexandrum Medicäum zum Fürſten oder Hertzogen, der Pabſt Pius V. aber zum Groß-Hertzogen gemacht: Wie ingleichem auch der Groß-Hertzog aus Moſcau vergebens nicht Widiknezi, das iſt Groß-Hertzog, ſo dann auch die Groß-Hertzoge von Littau, mit eben dieſem vermehrten Hertzogs-Namen genennet werden, weil ſie, wie jederman weiß, an Ehr und Macht allen andern angräntzenden Hertzogen weit überlegen. Als Herr Livorno ausgeredt, und ſeinen Hertzog beſter maſſen defendiret, fieng einer von den Teutſchen Rittern an, ſo mit dem Römiſchen Geſandten ankommen, und ſagte: Ich glaube zwar, und weiß gar wol, daß die Groß-Hertzoge denen andern gemeinen Hertzogen allezeit vorgehen, ob ſie aber denen Ertzhertzogen vorgehen, befinde ich nicht bey mir, dann wann man nach dem Namen Ertz-Hertzog gehen will (als welchen die Hertzoge von Oeſterreich von dem Römiſchen Käiſer Friderich, dem Dritten, bekommen und damit begnädiget seyn:) ſo werden ſolche ohne allen Zweifel von Rechtswegen über alle, und gar über die Groß-Hertzoge gehen, dann das Wörtlein Ertz, wann es mit einem andern zuſammen geſetzt, heiſſet es den Vornehmſten unter denſelben, als ein Ertzbiſchoff, welcher ohne Zweifel allen gemeinen Biſchöffen vorgehet. Dieſem konte keiner widerſprechen, doch wolte ſich ein Venetianer, Namens Joſeph Mattheaccius, wider Herrn Livorno ſetzen, und den Venetianiſchen Hertzog dem Florentiner vorziehen, dann ſagte er: Der Hertzog zu Venedig kan unter die gröſſeſte Könige gezehlet werden, nicht allein weil er das Haupt in Venedig, als welche ein Beherrſcherin vieler Provinzien und Reiche, wie auch deß gantzen Adriatiſchen Meers, und die von ihrem Urſprung an frey iſt, und ſich mit ihren Waffen und Klugheit wol gegen die Feinde zu erhalten getrauet, ſondern auch, weil ſelbiger Hertzog mit Königlichem Zierrath bekleidet, und weiß ich keinen andern Unterſcheid zwiſchen ihm und den Königen, als daß ſeine Kinder dieſe Ehre nicht erben, ſondern er wird von ſeiner Tugend erwehlet, und ich weiß auch nicht, warum er nicht allen andern Hertzogen billich ſolte vorgehen, in Betrachtung, daß er viel älter als alle Hertzogen, Marggraffen und Grafen, dann er iſt geweſen ſchon vor 1100. Jahren, und wann man aus den Tituln von Macht und Ehren etwas erhalten und beybringen kan, erinnere ich mich, daß ein Venetianiſcher Hertzog ſich alſo nennete: Johannes von GOttes Gnaden, Hertzog zu Venedig, Dalmatien und Croatien, Herr des vierdten, und des halben Theils des gantzen Römiſchen Reichs. Hierauf antwortete ein anderer von deß Groß-Hertzogen von Florentz ſeiner Rittern einer, genannt Nolde, und ſprach: Ich habe mehrmalen gehöret, daß der Hertzog von Venedig in Pracht und ſeinem Aufzug zwar ein Fürſt ſey, auf dem Rathhauß aber nur ein Rathherr, auſſerhalb der Stadt Venedig könne er von jederman verklagt werden, in der Stadt ſeye er gleich einem Gefangenen, dann er dürffe ohne Verlaubnüß nicht aus der Stadt ziehen.

Mit dergleichen Reden nun ward die gantze Mahlzeit vollbracht, biß es Zeit war, ein jeder ſeinen Ort einzunehmen, und ſich zu Ruhe zu begeben, jederman aber verlangete biß auf den folgenden Tag, bis man wieder turniren möchte, ſonderlich aber waren zwey Ritter, ſo den vorigen Tag noch nicht turnirten, deren einer aus Genua, Namens Grandeſſe, der ander aus Padua, Sallon genannt; dieſe beede waren einander nahe verwandt, maſſen ſie ſich beede Leerat ſchrieben, ſie waren aber zu ihrer Zeit vor die tapfferſte Ritter in ihrer Gegend gehalten, daß ſich jederman verwundert, warum ſie ſich nicht hätten ſehen laſſen, dieſe nun, weil ſie ſahen, daß Herr Vallach und Livorno groſſen Ruhm von ihrem Turniren bekommen, wolten ſie ihnen nichts nachlaſſen, noch im geringſten weichen, ſondern ein Turnir mit ihnen wagen, und ſie den folgenden Tag ausfordern, und verlangte ſie über alle maſſen ſehr, biß man den Tag wieder ſcheinen ſahe. Als ſie nun derowegen die herfürbrechende Sonne den Federn zu entgehen, miteinander aufmahnete, machte man ſich allenthalben fertig und geſchickt, um gegen acht Uhr dem Turnir wiederum beyzuwohnen, kaum aber hatte der Hammer ſieben abgezehlet, als alle Ritter zu Hofe ſchon in vollem Harniſch ſpatzirten, und als ſolches der Groß-Hertzog auß ſeinem Fenſter oben herab ſahe, rieff er Herrn Vallach und Livorno zu ſich auf ſein Gemach, dieſelbe waren kaum eingetretten, als er ſie alſo anredete: Einen guten Morgen, mein liebſte Herrn Ritter, es wird bald Zeit ſeyn auf die Rennbahn zu marchiren, und wiederum wie geſtern zu chargiren, derowegen habe ich euch zu mir geruffen, weil ich geſtern mit höchſter Vergnügen geſehen, daß ihr beede euch ſowol, ſonderlich gegen die hochtrabende Spanier, verhalten, und viel von den Rittern geſtern noch nicht, und alſo heute turniren werden, dieſelben aber haben geſehen, wie ihr euch geſtern verhalten, ſo werden ſich ohne Zweiffel die tapfferſten unter ihnen heut an euch wiederum machen, und nicht zugeben wollen, daß wir den Ruhm an unſerm Hof behalten, ſo hab ich euch nun erinnern wollen, heut als geſtern euch nochmal tapffer zu halten, damit die Ehre an unſerm Hof behalten werden möge, ſo hab ich nicht allein Gefallen, und alle andere Ritter Verwunderung daran, ſondern euer wird die gröſte Ehre nicht ohne Nutzen ſeyn. Herr Vallach antwortete hierauf in Eil alſo: Unſerm gnädigſten Herrn ſind wir in allen auch in den geringſten Sachen ſeine Ehre zuhandhaben ſchuldig, und möchten wir wünſchen, daß wir uns jederzeit auch tüchtig hierzu befinden: daß aber Eure Durchl. unß eben alleine noch vor allen andern Rittern den Ruhm geben, geſchicht meines Erachtens mehr auß Schertz, als Ernſt, unterdeſſen wollen wir doch dieſe Erinnerung für ein ſteiffes Gebot annehmen, und nach Möglichkeit bewerckſtelligen, worzu wie wir hoffen, Eure Durchl. uns allen Vorſchub gnädigſt thun werden, und ſcheue ich mich nicht an dieſelben um ein wol-geübtes Pferd zu bitten, wann meines ſo ich von gegenwärtigem Herrn Livorno bekommen, etwas bey Jahren, und von Jugend an kein Schul-Klepper geweſen: laſt euch, ſagte der Groß-Hertzog, einen auß meinem Marſtall geben, und habt die Wahl unter allen: worauf ſich Herr Vallach gantz zierlich bedancket, nebſt Herrn Livorno Abſchied nahm, und ward dem Stallmeiſter alsbald befohlen, Herrn Vallach in den Stall zu führen, und einen Caball ausſehen zu laſſen, trat derowegen in den Stall, und nahm ſich einen lang-beinichten Grauſchimmel mit gläſern Augen auß, worauf, weil er wuſte daß dieſer ſehr geübt, er ſich nun beſſer getrauete ſehen zu laſſen. Die achte Stunde hatte ſich nun hören laſſen, ſaſſe derowegen jederman zu Pferd, und begab ſich auf die Turnir-Bahn, der Groß-Hertzog aber nahm nebſt den Herren Geſandten und allen Frauen-Zimmer die Schau-Bühne wiederum ein, auch muſte der Vice-Cantzlar Herr Livorno zu nächſt hinter dem Groß-Hertzog ſtehende zu ſehen, wie er dann deſſen außtrücklichen Befehl hatte. Unterdeſſen turnirten ihrer viel ohne ſonderliche Begebenheit, ohne daß eines Lombardiſchen Ritters auß Mayland ſein Pferd mit einem Speer durch und durch geſtoſſen, ſeinen Geiſt ſobald auffgab, er aber hatte ſobald ein anders zur Seite, wagte noch eins mit ſeinem Gegentheil, weil er ſich der Revanche gebrauchen wolte, wurde aber im zweyten Ritt, doch ohne einige Verletzung ſeiner und deß Pferds abgehoben, das dann einem ſeiner gegenwärtigen Verwandten, weil ſie beede von vornehmen Geſchlecht waren, dermaſſen verdroß, daß er unverſehens auf ſeines Vetters Gegenpart zurennete, ehe er aber vollends denſelben erreichet, wurd dieſer jenes gewahr, ſtellete ſich zur Wehr, und nachdem beederſeits Speere zerſtücket und untüchtig gemacht, geriethen ſie mit Schwerdtern aneinander, doch ward deß Mayländiſchen ſein Pferd in den Halß ſo ſtarck verwundet, daß es ſtürtzet, und weil der Groß-Hertzog dieſe Unbilligkeit wolte ſtraffen laſſen, und kein Gebot dieſen Streit aufzuheben, außgehen ließ, ſtieg dieſer auch vom Pferd, und hielten den Schwerd-Streit vollends zu Fuß, biß der Mayländer todt auf dem Platz blieb, ſein Gegentheil aber welcher von Piſa war, und Hallo hieß, begab ſich wieder zu Pferde, und mengte ſich der Ritterſchafft ein, und ward wegen ſeiner Thaten gelobet, weil er nemlich dieſem wider Ritter-Geſetz handelend, ſeinen verdienten Lohn mitgetheilet. Nach dieſen kamen zween Ritter, tummelten in dem Platz einer dem andern zu Hohn, und weil ſie die ärgſten Feinde, maſſen der eine von Spoletto Namens Sebulon, der ander auß Ancona, Ilhas genannt, hatten ſie ſich auß Eyffer und Rache einander herauß gefordert, und begegnet einer dem andern ſo, daß jederman ſahe daß ſie nicht als tapffere Ritter, ſondern vielmehr als Deſperate einander begehrten, und dieſer ſeine Luſt an des andern Blut ſehen wolte, traffen auch mit ſolchem Eyffer auf einander, daß deß Ilhas ſein Pferd darnider gerennet, und zu Boden todt ligen blieben, Sebulon aber war auch in die lincke Flemen getroffen, daß ihm noch einen Ritt zu thun unmöglich war: ward derowegen von ſeinem Diener zu Pferd abgeholet, dem Ilhas aber auch ein friſcher Klepper untergezogen, und begaben ſich beede dem Turnir vollends ein Ende abzuerwarten, in der Zuſeher Geſellſchafft, vortrugen ſich auch nach gehaltenem Turnir, und wurden ſolche Freunde, daß einer deß andern Schweſter, Sebulon deß Ilhas, und dieſer jenes zur Ehe genommen, und hätte ſich einer vor den andern dem Tod zu überlieffern vor das gröſſeſte Glück gerechnet. Hierauf nun kamen Grandeſſe der Genueſer und Sallon, der Ritter von Padua, auf den Plan, tummelten als wolerfahrne Ritter ihre Pferde dermaſſen, daß jederman Verlangen trug, zu ſehen, welche dieſe zum Kampff ausfordern würden, auch wurde dem Groß-Hertzoge und allen Geſandten von denen bey ſich habenden Dienern angeſagt, daß dieſe von denen ihrer Zeit in ihrem Vatterland und den angräntzenden Landen geſeſſenen Rittern ſehr geſcheuet, und vor die tapfferſte gehalten würden, das den die gantze Schaubühne zu fleiſſiger Anmerck- und Zuſehung veranlaſſete. Als ſie nun in dem Tummeln ſowol ihre als der Pferde Geſchicklichkeit guten Theils ſehen laſſen, kehreten ſie ſich beede um, und winckete dieſer dem Herrn Livorno, der ander aber Herrn Vallach zum Kampff aus, die darauf dann, als welche ſich auf allen Fall noch einmal gefaßt gemacht, und mit zimlichen Speeren verſehen, den jenigen zu willen zu ſeyn, heraus geſtochen kamen, und ihre Pferde noch viel zierlicher als jene tummelten, ſonderlich Herr Vallach wuſte des Groß-Hertzogen Grauſchimmel dergeſtalt zu lencken, daß der Groß-Hertzog nicht wuſte wie er es verſtehen ſolte, und was er endlich aus ihm machen ſolte, maſſen er ſeinem Bereuter darinn weit überlegen. Sie nahmen ihre Schrancken ſämtlichen ein, und bekam Herr Vallach den Grandeſſe von Genua, Livorno aber Sallon vor ſich. Sie ritten aber mit zimlicher vorſichtiger Krafft aufeinander, und als Herr Vallach auf ſeinen Gegentheil ſtieß, ſprangen beeder Speere ſo bald in Stücker, und ward keiner verletzt, ohne daß der Ritter Grandeſſe etwas hinter ſich wancken muſte, Herr Livorno aber und ſein Gegenpart traffen einander, daß dieſem ſein Speer zerſcheitert dahin ſprang, und von jenem gezwungen ward den Sattel-Knopff zu faſſen, ſich deß Falls zu enthalten, und als ſie dieſen Ritt allerſeits ohne Schaden ausgehalten, waren ſie ſobald willens noch eines miteinander zu verſuchen, und kame alſo zum zweyten mal Herr Livorno auf ſeinen Gegentheil mit ſolcher Stärck, daß ſich Sallon bis auf ſeinen Rücken zurücke auf ſein Pferd werffen muſte laſſen, doch enthielt er ſich, wiewol ſchwerlich, deß Fallens, Herr Livorno aber wanckete im geringſten nicht; die beeden anderen aber geriethen mit ungleicher Stärcke aneinander, dann Herr Vallach hub den Ritter Grandeſſe mit groſſer Behendigkeit, gleich wäre er ein Vogel, aus dem Sattel, doch bekam der Genueſer keinen Schaden, wiewol er unſanfft darnieder fiel, er war aber bald wieder auf ſeinem Pferd, und begab ſich mit groſſer Schamröthe der Compagnie wieder ein, dem unſer Herr auch folgete, und jeder ſeinen Ort einnahm. Der Groß-Hertzog aber und die übrige Geſellſchafft konten ſich dieſer Ritter (Herren Vallach und Livorno nemlich,) Hurtigkeit nicht genug verwundern, ſonderlich fieng der Paduaniſche Geſandte an, und ſagte: Nun Sallon, du haſt doch einmal deinen Herrn funden, dann zu Padua und daſelbſt herum haſt du eine Zeithero jederman den Trotz gebotten, und die Kleinod noch allezeit davon getragen.

Nach dieſen nun tummelten die übrigen, worunter ein Edelman aus Calabrien auf einen Ritter aus der Marck Ancona ſtieß, und weil keiner den andern mit dem Speer traff, ergriff einer den andern bey dem Leib, und wurffen ſich beede von ihren Pferden, weil aber der aus Ancona in dem Stiegreiff behangen blieb, ward ihm das Bein verwundet, und von ſeinen Dienern aufgehoben, der Ritter aus Calabrien aber kam unbeſchädiget davon. Als nun alles vorüber, und das Turnir ein Ende bekommen, wurden die Kleinodien ausgetheilet unter die ſo ſich am beſten und tapfferſten hatten ſehen laſſen, dieſe wurden durch einen Herold zu dem Groß-Hertzogen vor die Schaubühne gefordert, und war der Erſte Herr Vallach, dem nicht allein der Groß-Hertzog, ſondern alle Geſandten und Herren den beſten Preiß, auf Befragung, mittheilten; Dieſer nun hatte ſich deſſen nicht verſehen, tantzete derowegen mit ſeinem Grauſchimmel in vollen Freuden, und hinter ihm ſein Diener Taſſibal, biß ohngefehr 30. Schritt von der Schaubühne, da ſtieg er von ſeinem Pferde, ließ es dem Diener an der Hand, und gieng mit aufgeſchlagenem Helm in demüthigen Gebärden unten an die Schaubühne, er wolte allda fernerer Reſolution gewärtig ſeyn, aber ward ſobald zu dem Groß-Hertzogen und andern Fürſtl. Perſonen gefordert, und als er oben hinauf kommen, tritt ihm Fräulein Eleonora, des Groß-Hertzogen Fräulein Schweſter, welche Herr Vallach und Herr Livorno vor wenigen Tagen von denen Räubern erlöſet, entgegen, ſetzet ihm einen Lorbeer-Krantz mit köſtlichen Edelgeſteinen verſetzet, auf ſeinen Helm, und präſentiret ihm einen köſtlichen Zaum mit ſilbernen Stangen, mit dieſen Worten: Da nehmet hin, tapfferer und tapfferſter Ritter, dieſen Zaum, und zugleich das hierzu verordnete Pferd, ſo hierunten eurer wartet, ein mehrers zwar verdienen, und haben ſchon verdienet eure ritterliche Thaten, in Betrachtung, daß ihr auch euer Leben vor mich zu laſſen, ohnlängſt willig geweſen, aber nehmet jetzt mit dieſem geringen Geſchenck, und unſerm jederzeit geneigten Willen, vor dißmal vorlieb, und laſt euch vielmehr an der Ehre, ſo ihr dißmal faſt unter drey hundert Rittern davon traget, begnügen. Hierauf nahm Vallach dem Fräulein den köſtlichen Zaum ab, und bedanckte ſich alſo: Wann ich mich, gnädigſte Fräulein, jemalen ſtumm hätte wünſchen wollen, ſo hätte ich jetzund die gröſſeſte Urſach, dann ich faſt ohne diß nicht weiß, was meine blöde und erſchröckte Zung auf dieſes mir unverdiente Geſchenck und Lob, vor Entſchuldigungs- und Bedanckens-Wort, noch erdencken ſoll, ſo kan ich mich auch nicht recht beſinnen, warum man mir dieſe beſte Kleinod vor andern zuſtellet, der ich mich doch nach wie vor, einen Schüler vor allen erfahrnen Rittern freywillig bekenne, doch nehme ich dieſes alles zu einem Zeichen eines gnädigen gegen mich geſinnten Willens an, bittende, denſelben fürters, wie bißher, fortzupflantzen, ſo werden Eure Gnaden alſo leichtlich ſehen, daß ich Tag und Nacht um einige Gelegenheit, wie ich mich dieſer Geſchencken und deß gnädigen Willens in etwas möchte theilhafftig machen, inſtändig bitten werde. Hierauf küſſete er dem Fräulein ihre Hand, (die ihm aber lieber die Leffzen geboten,) und nach tieff genommenem Abſchied, begab er ſich noch mit dem Zaum zu ſeinem gezeigten Kleinod, als er aber vor die Schaubühne unten hinkam, führete der Bereuter einen köſtlich geſchmückten ſchönen Hengſt daher, an einer ſeidenen Halffter, der Bereuter nahm ſobald den Zaum vom Herrn Vallach, und thäte ihn dem Pferd an, der Sattel auf dem Pferd war von Scharlaken mit Gold verbremet, und mit Perlen und Edelgeſteinen durch und durch geſticket, ſo daß das Pferd mit dem Sattel, Zaum und ſilbernen Steigreiffen, wie auch dem köſtlich beſetzten Lorbeer-Krantz, auf vier tauſend Cronen geſchätzet ward: ſo bald aber das Pferd Herrn Vallach geſehen von der

Schaubühne kommen, fieng es an zu wieheren, und gab ſeine Liebe zu ihm zu verſtehen. Herr Vallach nun bedanckte ſich gegen dem Bereuter, und ſchwung ſich hurtig auf den Blancken, und als das Pferd ſeinen Herrn auf ihn fühlete, tantzete es dermaſſen zierlich, als wolte es mit ſeinem Herrn prangen, und verwunderte ſich der Groß⸗Hertzog, und ſprach zu denen Geſandten, nun hat ſich mein Bereuter dieſen Blancken zu reuten, jederzeit geſcheuet, weil er ſich nicht allein nicht gern beſteigen laſſen, ſondern auch jederzeit darnach getrachtet, wie er ſeinen Beſitzer abheben möchte, jetzund aber thut er deren keines: daß ich alſo ſchlieſſe, das Pferd müſſe eine ſonderliche Zuneigung zu dieſem Ritter tragen, die es auch mit ſeine Wieheren zu verſtehen geben, als aber Herr Vallach ein weil turniret, begab er ſich unter die Ritter⸗Geſellſchafft mit ſeinem Diener und dem Blancken. Nach ihm ward Herr Livorno das zweyte Kleinod zu empfangen gefordert, der ihn im Anfang ein ſolches nicht träumen laſſen, maſſen er ſich ſchon übrig vergnügt befand, daß Herr Vallach, als welchen er mehr dann ſeinen Bruder liebte, den beſten Preiß und Gabe davon getragen, doch tummelte er ſeinen Keſten⸗braunen Wallachen, und hinter ihm ſein Page auf einem Rappen, ſtieg aber als er bald die Bühn erreichet ab, und gieng mit aufgeſchlagenem Helm die Stieg hinauf zu den Fürſtlichen Perſonen, und weil der Groß⸗Hertzog wuſte daß ihn ſein Vatter noch nicht kante, muſte der Vice⸗Cantzlar Herr Livorno ſeinem unbekannten Sohn Ritter Livorno entgegen gehend mit einem auch köſtlich⸗gezierten Kräntzlein bekrönen, und überlieffert ihm hierauf einen Schild ſo Himmel⸗blauer Farben, und mit güldenen und ſilbernen eingeätzten Rößlein ſehr künſtlich außgearbeitet, und auf 3200. Cronen geſchätzet ward, mit dieſen Worten: Nehmet hin Edler Ritter von meiner unwürdigen Hand, was euch euer Tugend zu wegen gebracht, und wiſſet daß ihr euch neben dieſem wenigen unſers allerſeits gnädigſten Groß⸗Hertzogs Gnaden und beharrlichen Gunſt hiermit verſichern ſollet, werdet auch euch ferner ritterlich in Tugend, und ſonderlich der in Tapfferkeit zu üben hiermit ernſtlich vermahnet, damit ihr euren Vatterlande zur Zeit der Noth mit mächtiger Hand beiſpringen, und wider alle unrechte Gewalt ſchützen helffen könnet. Als der Vice⸗Cantzlar noch alſo redet, ſchickte der Groß⸗Hertzog einen Page zu dem jungen Herren Livorno und ließ ihm ſagen, er ſolte ſich nun ſeinem Vatter zu erkennen geben. Der antwortete nun dem Vice⸗Cantzlar ſeinem Herrn Vatter alſo: Gegen meinen gnädigſten Groß⸗Hertzog, wehrteſter Herr, bedancket ſich deſſen Diener mit ſchuldigſter Demuth, denn darauß ſpüret er, daß gedachter Groß⸗Hertzog von Florentz ihn ſeiner Gnaden jederzeit werde anbefohlen ſeyn laſſen, weiß aber unterdeſſen nicht die geringſte Urſach, warum mein hochgeehrter Herr ſich ſeines Sohns gar entſchlägt, daß er denſelben nicht einmal ſeinen Sohn ſondern mit dem Namen eines unbekannten Ritters begrüſſet. Der Vice⸗Cantzlar wuſte nicht mehr was er hierauf antworten ſolte, ſtunde derowegen gleich als entzucket biß der Groß⸗Hertzog ſelbſt hinzu trat, und den Ritter Livorno bey der Hand ergreiffend, ſeinem Herren Vatter mit dieſen Worten zu führete: Was beſinnet ihr euch noch lang, mein lieber Cantzlar, wolt ihr dann euren Sohn nicht erkennen, der euch und unſerm Hof vor dißmal ſo groſſe Ehre und Ruhm erhalten, ich hab ihm mit Fleiß verbotten, er ſolte ſich ſeinen Eltern nicht zu erkennen geben, biß zu guter Gelegenheit, nehmet derowegen dieſen tapffern Ritter vor einen Sohn, welcher vor 5. Jahren verreiſet, und vor etlichen Tagen zu meiner Fräulein Schweſter groſſem Glück wieder ankommen, und nebſt ihm Herr Vallach der auch ein tapfferer Held, ſo mit ſeinem hertzhafften Muth und Hurtigkeit alleweil den geſchmückten Blancken zum Kleinod erhalten; dann ihr wiſſet, daß mein Fräulein Schweſter Eleonora auf 3. Tag zu meiner Betlagerigen Frau Mutter auf ihren Wittib⸗Sitz und Schloß Flack dieſelbe zu beſuchen, und wann es möglich mit auf mein Beylager anhero zu bringen, nebſt etlichen Dienern gefahren, als ſie aber auf der Rück⸗Reyſe ein Meil oder 5. von hier in einen tieffen Thal kommen, ſtoſſen etliche Africaniſche See⸗Räuber auf ſie, ſo ſich von Padua, allwo ſie außgeſtiegen, in das feſte Land gemacht, und etliche Zeit mit morden graſſirt, ſie haben auch ihr Vorhaben deſto beſſer zu bewerckſtelligen, und weil ſie ſchwach an Mannſchafft, etliche Italiäniſche Bandites um ihren Sold gedinget, welche ihnen treulich beygeſtanden, die vier vornehmſten Führer aber unter dieſen ſind geharniſcht geweſen, und als ſie unſre der Fräulein Reuter, als welchen ſie an Mannſchafft zimlich überlegen geweſen, biß aufs Haupt, ja alle gantz darvon ermordet, ſprungen gedachte vier geharniſchte als Oberſten von den Pferden, um ſich deß Raubs in der Kutſchen zu bemächtigen: und wäre meine Fräulein Schweſter ſamt ihren zwey bei ſich habenden Kammer⸗Jungfern ihren Klauen und ſchändlichen Muthwillen gewißlich nicht entkommen, wann nicht euer gegenwärtiger Sohn und Herr Vallach als beyde tapffere Cavallier, mit ihren zween Dienern durch Gottes Engel den Meinen zur mercklichen Hülff geſchicket, und ſie durch ihre mächtige Fauſt und ſcharffe Schwerdter dem Feinde widerſtanden, dann wie Uns unſere Fräulein Schweſter hernach ſelber erzehlet, ſo haben ſie vor allen Dingen die vier geharniſchte Oberſten nicht zu Pferde kommen laſſen, und unterdeſſen in dero ungeharniſchte Diener dermaſſen graſſiret, daß hier ein Kopff, dort ein Arm gefallen, und hier ein Mann, dort ein Pferd geſtürtzet, da dieſe zwey Ritter nebſt den zween Dienern noch endlich den kürtzern ziehen, und die Flucht, wegen der Menge des Feindes hätten nehmen müſſen, wann nicht ihre ſonderliche Vorſichtigkeit ſie erinnert, ehe ſie Unſerm Fräulein Schweſter zu Hülffe kommen, und ſich von dem Feinde ſehen laſſen, ein Diener in das nechſtgelegene Dorff, ſelbige Bauern in unſerm Namen mit Gewehr zu folgen, und den Unſern beyzuſpringen, abzuſchicken, denn es kamen ihnen noch 24. mit Gabeln, Hacken und Karſten verſehene Bauern zu Hülffe, wodurch die Mörder vollends in die Flucht geſchlagen, 3. aber von den Oberſten ſind auch durch ihr Läſter⸗Maul ums Leben kommen, der Vierdte aber iſt demüthig geweſen, und weil er um Gnade und das Leben gebeten, auch Verbeſſerung ſeines Lebens, und deſſen allen zur gewiſſen Verſicherung das Chriſtenthum anzunehmen ſich erboten und verheiſſen, iſt er dem Tod entriſſen, und hat ihn Herr Vallach zu einem Diener angenommen. Als dieſes der Groß⸗Hertzog erzehlete, verwunderte ſich nicht allein der Herr Vice⸗Cantzlar, ſondern alle anweſende Geſandten, ſowol über dieſe unerhörte mörderiſche That, als auch und zwar noch mehr über dieſer Ritter Tapfferkeit, auch wurde Ritter Livorno nunmehr von ſeinem Vatter als ein Sohn bewillkommet, und mit Freuden angenommen, dann, ſagte er, ich hätte ihn nimmermehr nicht erkennet, ſo ſehr hat er ſich in den fünff Jahren verändert, wiewol ich mich nun der Sprache etwas kundig befinde: hierauf nahm der Ritter ſeinen Abſchied, und trat mit ſeinem Kleinod wieder zu ſeinem Pferd, und als er ſich ſelbſt beſteigreiffet, tummelt er mit demſelben Trupp⸗ein. Hierauf kam wieder ein Herold, und fordert den Ritter Hohenlohe, ein Kleinod von dem Groß⸗Hertzogen zu empfangen; und weil derſelbe den Preiß allein unter den Teutſchen hatte, tummelte er mit Begierde auß dem Trupp hervor, und als gleich den andern nahe der Schau⸗Bühne, ließ er dem Diener ſein Pferd, und trat mit aufgeſchlagenem Helm die Bühne hinauf, dem ein Gräflich Fräulein einen ſilbernen und mit Perlen wol⸗beſetzten Helm, der auf 2183. Cronen geſchätzet ward, überlifferte, ſagend: Eure Tapfferkeit, hochgeborner Ritter, habt ihr in dieſem Turnir vor vielen mercken laſſen, und nun zur Anreitzung daß ihr in dieſem Ritter⸗Stand euch je mehr und mehr tapffer und eurem Lande nützlich erzeigen möchtet, iſt euch diß geringe Kleinnd zu einem Recompens präſentiret worden: worauf der Graf von Hohenlohe den köſtlichen Helm nahme, und ſich alſo bedanckete: Die Ehre, werthes Fräulein, die ich von ihr und vielmehr durch ſie von Ihrer Durchl. dem Groß⸗Hertzog erlange, iſt mit meiner That und Tapfferkeit weit nicht zu vergleichen, und halte ich davor, wann man ſie recht auf einer richtigen Waagen wigen wolte, würde dieſe wie eine Feder gegen jener zu halten ſeyn, doch nehme ich dieſes liebe Kleinod von meiner hochgebornen Fräulein lieben Händen zu tieffſten Danck an, hoffende, dieſelbe werde ihrem Diener mit Affection zugethan bleiben, und bei dem Groß⸗Hertzog derenthalben beſtermaſſen recommendiren: küſſete darauf ihre Hand, neigte ſich gegen dem Groß⸗Hertzog und den Fürſtlichen Geſandten biß auf die Erde, und trat alſo wieder von der Schau⸗Bühne, allwo er ſeinem Diener ſeinen Helm überliefferte, und den zum Kleinod verehrten aufſetzte, tummelte darauf wieder zur Compagnie. Bald hierauf als Hohenlohe in den Trupp kam, erhebt ſich ein Streit zwiſchen Hallo dem Ritter von Piſa, und dem Mayländiſchen, welche zuvor mit einander gekämpffet, und dieſer von jenem abgehoben worden, der Mayländiſche aber als welcher ein rachgieriger Geiſt, wolte ſein Leben ehe hundertmal verlieren, als dieſen Schimpff auf ſich ſitzen laſſen, und als einer dem andern mit harten Worten ſcharff zugeredet, kamen ſie endlich von den Worten zu Waffen, ſtachen unter dem Hauffen hervor, und rennet einer auf den andern wie die Löwen loß, und wurde der Mayländer noch einmal mit groſſer Schande abgehoben, dennoch wolte er nicht nachlaſſen, ſondern den Schwerdt⸗Streit zu Fuß vollziehen, dem der Piſaner, weil ihm ſchon von dem Groß⸗Hertzog dieſe Beſtie recht abzuſtraffen vergönnet, zu Gefallen auch abſtieg, und gingen alſo nun mit den Schwerdten ſo verzweiffelt loß, daß jederman meynet, der Mayländer würde obſiegen, weil er die ſtärckeſten Streiche auf ſein Gegentheil führete, dieſer aber ließ ihn immer toben, und gebrauchte ſich mehrentheils ſeines Schildes, die harten Streich damit aufzufangen, bis ſie faſt eine viertel Stunde an einander geweſen, da ließ der Mayländer auß Mattigkeit ſeine Streiche etwas geringer fallen, und weil Hallo noch ſeine Kräffte alle beyſammen hatte, dann er keinen rechten Streich auf jenen geführet, fänget er nun an ſich ſeines Schwerdts offenſive auch recht zu gebrauchen, und ſchlug damit ſehr tapffer zu, daß er dem Mayländer den lincken Arm abhauet, worvon der auch zur Erden ſtürtzete, und wolte ihn Hallo pardonniren, aber jener erachtete ſich deß Lebens unwürdig, maſſen, weil er ſein Schild, als er ſchon lag, nach Herrn Hallo zuwarff, und denſelben die Scheibe dermaſſen traff, daß das Blut hernach trang, und hinter ſich ſtürtzete, und als dieſes der Verwundete ſahe, er geſchwind über ihn her wolte, aber Hallo kam ihm auch zuvor, und ſchlug ihm auß wolverdienten Lohn den Kopff ab, ſagend: alſo muß man unbändige Kälber ſchlachten, ſonſten verführen ſie eine gantze Heerde: nimmt hernach den Kopff und eilt damit zu der Schau-Bühne, und als er hinzukommt, redet er den Groß-Hertzog alſo an: Nun gnädigſter Hertzog, ſtelle ich mich zur Straffe hin, weil nunmehr der Wütherich gefallen, und durch mein Schwerdt umkommen, ich weiß wol der Turnir-Geſetze und Regeln, daß man ſich auf dem hierzu geordneten Platz auß Eyffer und Zorn zu keinem Duell außfordern, viel weniger einer dem andern das Leben mit Muthwillen nehmen darff, ich aber habe dem zuwider leben müſſen, dannoch hoffe ich in Anſehung und fleiſſiger Erwegung, daß ich mich meines Gegentheils mit Ehren nicht können enthalten, weßwegen mir die gantze Ritterſchafft warhafft Zeugniß geben wird, und dann auch, weil das Recht der Natur zuläſſet, der unbillichen Gewalt mit Gewalt zu widerſtreben, als hoffet dieſer Schuldige ein gnädiges Urtheil, und weil er ſich ſelbſt ſchuldig erkennet, demnach nach Ritters-Manier vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als nun der Hertzog ſeine Entſchuldigung angehöret, auch geſehen, wie er gezwungen geweſen zu dieſem Kampff, und daß er nicht ohne Verletzung der Ehren, ſo bey den Rittern mehr als das Leben iſt, vorbey gekönnt, über das auch, daß er Herrn Hallo zu geſprochen, dieſe Beſtie recht abzuſtraffen, antwortete er ihm ſelbſt von oben herab alſo: Nicht ſo, tapfferer Ritter, wer wolte euch euer Leben, als welches ihr alleweil mit groſſer Gefahr erretten müſſen, ſo unverſchuldeter Sachen nehmen? Meynet ihr, wir wären willens, auß Gerechtigkeit Rachgierigkeit zu machen? das ſey ferne, und weil ihr eure Ehre und Leben zuſchützen verbunden, und von Rechtswegen daran gehalten ſeyd, wie kan man denn diß, was das Recht zuläſſet, ſtraffen, trettet vielmehr herauf und empfanget von unß das vierdte Ritter-Kleinod, als zu welchem ihr nun mit gutem Fug der nächſte ſeyd. Als dieſes Hallo höret, warff er deß Mayländers Kopff auf die Bahn, ſchlug ſeinen Helm auf, und ging mit groſſer Freude auf die Schau-Bühne, und da er nahe bey den Fürſtlichen Perſonen, ſchickete ihm der Groß-Hertzog mit ſeinen Leib-Pagen einem vornehmen Freyherren ein paar ſilberne Sporen mit güldenen Rädlein, und Rücken, die waren wegen der künſtlichen Arbeit auf 1360. Cronen gehalten, und redet der Groß-Hertzog weiter zu ihm; Weil ihr nun, tapfferer Ritter, mehr Anfechtung, als einige andere auf dieſem Turnir gehabt, deme doch eure Tapfferkeit jederzeit überlegen, und allen Unfall überwunden, ſo habt ihr nicht unbillich bey dieſem geringen Kleinod unſern geneigten Willen und beharrliche Gnade ſpühren ſollen, verſichert euch deſſen und verharret ferner, wie bißhero, ſo wird die groſſe Ehre und Nutzen euer eigen ſeyn, und ſeyd hiermit von dem vergoſſenen Blut erlediget und loßgeſprochen. Hierauf nahm Herr Hallo die Sporen an, mit dieſen wenigen Worten: So ſollen denn auch Euere Durchl. eines willigſten Dieners an mir verſichert ſeyn, nahm auch deßwegen dieſes wiewol unverdiente Kleinod zu einem Zeichen und Pfande dero beharrlichen Gnaden an: hierauf wolte er den Hertzog den Rock küſſen, der ihm aber die Hand bott, und trat alſo wieder auf den Platz, da ihm ſein Diener das Pferd entgegen brachte, und als er ſich beſteigreiffet, zog er mit höchſter vergnügender Freude zu der Ritterſchafft, und ward von ihr hoch geehret. Bald waren vier Herolden abgeordnet vom Groß-Hertzog, die muſten vor die gantze Ritterſchafft auf den Platz reuten, und unter ihnen das Turnir aufkündigen, und den Abzug anmelden, und nachdem ſie dieſes mit zimlicher Wolredenheit vorbracht, forderte er die 4. Ritter heraus, und redet ſie alſo an; Unſer allerſeits gnädigſter Groß-Hertzog läſſet die Herren Ritter auß groſſer Zuneigung und Gunſt dieſen Abend mit ihm zur Fürſtlichen Tafel zu gehen, bitten, welches denn auch keiner abſchlagen kunte, in Betrachtung, der vorſtehenden groſſen Gnade, ſo ihn hierdurch geſchahe, und zogen alſo nun alle Ritter wieder nach ihrer Herberg, der Groß-Hertzog machte ſich mit den Fürſtl. Herren Geſandten, auch einem groſſen Hauffen Diener wieder gen Hofe, und ward auf den Abend ein ſehr köſtlich Panquet angeſtellet, der Herr Vice-Cantzlar aber nahm ſeinen Sohn, Herrn Livorno ſamt dem Ritter Vallach mit nach Hauſe, um ſeinen Sohn allda recht zu bewillkommen, und der Mutter ſamt ſeinen Geſchwiſtern ihren reſpectiven Sohn und Bruder mit Freude wieder einzulieffern, deßwegen beede Ritter Herr Vallach und Livorno nach abgelegten Harniſchen köſtliche Kleider anlegten, und muſte des Livorno Leib-Page den köſtlichen Schild ſo ihm zum Kleinod eingehändigt, ſamt dem zierlichen Lorbeer-Krantz ihm nachtragen. Als ſie nun in das Hauß kommen, und die Mutter der Ritter anſichtig worden, erſchrickt ſie ſehr, und weil ſie ihr noch unbekannt, meynet ſie ihr Herr Cantzlar hätte ſie etwa zu Gaſt gebeten, dannoch empfänget ſie ſelbige gar höflich, und fragte der Cantzlar ſo bald nach den übrigen Kindern, die ſo bald herbey kamen, und muſte ſich Herr Livorno zu erkennen geben, da erhub ſich nun eine ſolche Freude, ob ſeiner glücklichen Ankunfft, daß ſie nicht zu beſchreiben; und als ſie noch darzu vernahmen, wie daß 4. Ritter, worunter er der andere geweſen, die beſten Kleinodien im Turnir erhalten, ward die Freude noch gröſſer: die Cantzlerin war geſchäfftig wie die Martha, und wolte ein Gaſtmahl anſtellen, weil aber der Vice-Cantzlar auch zur Fürſtlichen Taffel gebeten, ward ſie ihrer Ungelegenheit vor dißmal überhoben, unterdeſſen verbrachten ſie die Zeit im Brett, biß ſie die Eß-Stund nacher Hof forderte, ward alſo der Vice-Cantzlar vom Herrn Vallach zur Rechten, wie er ſich zwar deſſen wegerte und Herrn Livorno die Ehre laſſen wollte, dieſer aber wiche ihm willig, weil Herr Vallach nunmehr am Hof und vom Groß-Hertzog angenommen, deßwegen er auch die lincke Seite ſeines Herren Vatters beſchloß, begleitet biß ſie in den Hof kamen, und die Herren Geſandten ſchon alle in dem Eß-Saal, eileten ſie daß man ihrer nicht länger warten muſte, zum Saal, allwo der Herr Vice-Cantzlar zu nächſt nach den Geſandten, nebſt dem Herren Vallach, darnach Herr Livorno, dieſem nach der Graf von Hohenlohe und zuletzt Ritter Hallo geſetzet wurden, und ward die Taffel mit einer zierlichen Muſic beluſtiget, und fielen allerley Geſpräch unter den Gäſten vor, worinn ein jeder ſeine Wiſſenſchafft ſehen ließ, ſonderlich aber kam man auf das annoch im friſchen Gedächtniß ſchwebende Turniren, woher das nemlich ſeinen Anfang, und wolte der Käiſerliche Teutſche Geſandte, Namens Cuſpinianus, der Käiſer Henricus Auceps hätte dem Turnir ſeinen Anfang gegegeben: dem aber (weil ſonſt niemand darzu redete,) der Grafe von Hohenlohe widerſprach und ſagte: Ich habe in einem Turnir-Buch geleſen, daß hochgedachter Käiſer Henricus Auceps mit ſeinem Cantzlar Philippo geredet, daß man das Turniren ſo er bey andern Nationen geſehen, auch am Käiſerlichen Hof einführen möchte, hätte man es nun bey andern Nationen geſehen, ſo könte dieſer Käiſer wol nicht unbillich ein Einführer in Teutſchland, aber nicht ein Erfinder, und Anfänger des Turnirens genennet werden: eben dieſer Meynung war auch der Frantzöſiſche Geſandte André Faceym genannt, der dieſem alſo beyfiel: Es iſt meiner Meynung nach ein gemeiner Irrthum, der auf keinem gewiſſen Fundament ſtehet, daß man will ſagen, das Turniren habe ſeinen Urſprung auß Teutſchland, und zwar von Henrico Aucupe, dann ich hab in denen Teutſchen Hiſtorien geleſen, als gedachter Käyſer auß Hungarn im Jahr nach Chriſti Geburt 930. wiederkommen, (wohin er wider die Hunnos mit Krieges-Macht ausgezogen, die ſeine Grentze ſehr anfochten:) habe er ſich ſo bald auf Mittel bedacht, wie er die Teutſchen zum Krieg und Reuten etwas geſchickter machen möchte, und damit er ſeines Vorhabens Zweck erreichen möchte, habe er den Fürſten und Herren im Römiſchen Reich vorgehalten, daß ſie ſich durch das Turniren im Krieg erfahren machten, als aber dieſes ein vornehmer am Käiſerlichen Hof gehöret, habe er geſagt, das wäre unmöglich, maſſen ſie ſämtliche ſothane Ubungen in Teutſchland nicht geſehen, noch ihnen bekannt, ja es wären auch in Teutſchland ſolche niemalen gehalten worden, in Franckreich aber und Engelland hätten ſie ihren ordentlichen Fortgang. Worauß denn klärlich zu ſehen daß dieſer Kayſer das Turniren von andern Nationen erlernet, dann er hat ein offentlich Edict an alle angrentzende groſſe Herrſchafften, Fürſten, Grafen und Freyherren laſſen außgehen, daß er nemlich ein öffentlich Turniren halten wolte, und das thät er nur darum, daß die Teutſchen Fürſten und Herren von den Außländiſchen Rittern das Turniren lernen, und hinführo ſich auch fleiſſig darinn üben ſolten. Ein ander Venetianiſcher Geſandter Pancirollus genannt wolte behaupten, daß das Turnieren ſeinen Anfang vom Manuele Comneno einem Conſtantinopolitan. Käyſer habe, dann ſagte er, ich habe bey dem Niceta Chromata, welcher jetzt gemeldten Conſtantinopolitaniſchen Käyſers Thaten am beſten beſchrieben, unter andern geleſen dieſe Wort: Als aber der Käyſer geſehen, wie die Welſchen Soldaten mit ihren hurtigen Speeren und Spieſſen ſtoltzierend ſich ſehen lieſſen, hat er ein Turnir mit Speeren angeſtellet, und als der Tag des Turnirens kam, hat er ſeine Verwandten mit zum Kampff angeredet und vermahnet, er ſelber der Käyſer Comnenus begab ſich ſeiner Gewohnheit nach mit lächelndem Munde in ein groſſes flaches Feld, allwo ſchon alle Ritter verſammlet waren, er hielte ſeinen Speer aufgericht, und hatte einen langen Talar an, welcher auf der rechten Achſel angeneſſelt war, auf daß der Arm deſto freyer ſeye: Saß auf einem muthigen Hengſt der köſtlich gezieret, daß er ſeinem Beſitzer an Zierath und Edelgeſteinen nichts nachgab, der Hengſt hielte ſeinen Kopff gleich den Ungarn in die Höhe, und ſcharrete mit einem fördern Fuß, gab damit ſeine Luſt zum lauffen zu verſtehen: Der Käyſer befahl auch ſeinen Rittern die mit den Welſchen kämpffen wolten, daß ſie ihre köſtlichen Kleider anlegten, und machte ſich auch der Printz Gotthardus ſelbſt herbey, der ſaß auf einem ſchneeweiſſen Caballen, hat einen mit Gold geſtickten Rock an, ſo ihm biß an die Füſſe reichete, hatte einen vergüldeten Hut auf ſeinem Haupte, ſo nach Art einer Biſchoffs-Mütze gebogen, er hatte einen zimlichen Hauffen Ritter bey ſich, die waren alle ſchöne erwachſene und tapffere Kerl; Endlich ging der Kampff an, da gingen ihrer viel mit allen Kräfften aufeinander, da ſolte man geſehen haben, wie etliche auf dem Rücken ligend, die Beine in die Höhe kehreten, etliche lagen auf dem Bauch, dieſer wurde auß dem Sattel gehoben, jener gab Verſen-Geld, etliche erſchracken für den Speeren, und verbargen ſich hinter ihre Schilde, andere waren frölich, weil ſie ſahen, daß ſich ihre Gegentheile für ihnen entſetzeten. Die Lufft wurde bewegt durch dieſes Rennen und Lauffen der Pferde, ſo daß die Fahnen ſich ſchwenckten, und nicht ſtill hangen kunten, daß man daher wol hätte ſagen können, Venus und Mars, ja Bellona und die Gratien hätten mit einander geſtritten, eine ſolche Verwechſelung und Zierlichkeit war da zu ſehen. Hierauf als Pancirollus aufhöret, fing der Herr Graf von Hohenlohe abermal an und ſagte: Das alles laß ich auf ſeinem Werth beruhen, und ob ich gleich aus keiner Hiſtorien weiß, daß man jemals vor Comneni Zeiten mit Speeren geſtritten, ſo unterſtehe ich mich doch nicht, etwas gewiſſes hiervon zu ſagen, dann man kan gar ſchwerlich von ſo alten Sachen den Urſprung haben. Und iſt uns ja auch ſo hoch nicht dran gelegen, ob wir der Turnir Urſprung wiſſen oder nicht, gnug iſts, daß wir wiſſen daß hochgedachter Käyſer Henricus Auceps dieſelbe nach erhaltenem Hunniſchen Sieg zum erſtenmal in Teutſchland eingeführet, dann wie mir bewuſt, ſo iſt das Erſte im Jahr nach Chriſti Geburt 935. zu Magdeburg gehalten worden, das Andere zu Rotenburg, Anno 942. das Dritte zu Coſtnitz, Anno 948. das Vierdte zu Martisburg, Anno 969. das Fünffte zu Braunſchweig, Anno 996. das Sechſte zu Trier, A. 1019. das Siebende zu Hall in Schwaben, Anno 1042. das Achte zu Augſpurg Anno 1080. das Neundte zu Göttingen, Anno 1119. das Zehende zu Zürch, Anno 1165. das Eilffte zu Cölln, Anno 1179. das Zwölffte zu Nürnberg, Anno 1198, das Dreyzehende zu Wormbs, Anno 1209. das Vierzehende zu Würtzburg, Anno 1235. das Funffzehende zu Regenſpurg, Anno 1284. das Sechszehende, zu Schweinfurt, Anno 1296. das Siebendzehende zu Ravenſpurg, Anno 1311. das Achtzehende zu Ingelheim, Anno 1337. das Neunzehende zu Bamberg, Anno 1362. das Zwantzigſte zu Eßlingen, Anno 1374. das Ein und Zwantzigſte zu Schaafhauſen, Anno 1392. das Zwey und zwantzigſte zu Regenſpurg, Anno 1396. das Drey und Zwantzigſte zu Darmſtadt, Anno 1403. das Vier und Zwantzigſte zu Heilbrunn, 1408. das Fünff und Zwantzigſte zu Regenſpurg, Anno 1412. das Sechs und Zwantzigſte zu Stutgart, Anno 1436. das Sieben und Zwantzigſte zu Landshut, Anno 1534. das Acht und Zwantzigſte zu Würtzburg, Anno 1479. das Neun und Zwantzigſte zu Metz, Anno 1480. das Dreyſſigſte zu Heidelberg, Anno 1481. das Ein und Dreyſſigſte zu Stutgart, Anno 1484. das Zwey und Dreyſſigſte zu Ingelſtadt, Anno 1484. Das Drey und Dreyſſigſte zu Anſpach, Anno 1485. das Vier und Dreyſſigſte zu Bamberg, Anno 1486. das Fünff und Dreyſſigſte zu Regenſpurg, Anno 1487. das Sechs und Dreyſſigſte zu Wormbs, Anno 1487. und nach dieſen noch ſehr viel andere, welche mir aber alle zu erzehlen lang fallen würde. Jederman verwunderte ſich nun über dieſen Grafen von Hohenloh, daß er ſolche Wiſſenſchafft von dem Turniren hatte. ward deßwegen auch ſehr geehrt: mit dieſen und dergleichen Reden ward die Mahlzeit vollbracht, und nach derſelben ein Fürſtl. Tantz gehalten, worinn jeder ſeine Hurtigkeit ſehen lieſſe.

Der Hardegger, ſ. Minneſinger.

Friedrich Ludwig von Hardenberg.

Dieſer unter dem Namen Novalis bekannte Dichter ward den 2. März 1772 zu Wiederſtedt im Mannsfeldiſchen geboren, ſtudirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg bis 1794 Philoſophie und Staatswirthſchaft und wurde 1795 als Salinenauditeur zu Weißenfels angeſtellt. Der Wunſch einer gründlichen Bergwerkskunde führte ihn 1797 nach Freiberg, worauf er 1799 als Salinenaſſeſſor nach Weißenfels zurückkehrte. Schon in Jena mit Fichte und F. Schlegel bekannt geworden, kam er nun auch mit A. W. Schlegel, Tieck, J. P. Richter und Schelling in nähere freundſchaftliche Berührung. 1800 wurde er zum Amtshauptmann über Thüringen erboben, ſtarb aber ſchon den 25. März 1801.

Von ihm erſchienen;

N's Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und Ludwig Tieck. Berlin 1802, 2 Bde. in 8. 4. Ausgabe. Ebendaſ. 1826.

Der Richtung der ſogenannten erſten romantiſchen Schule in der deutſchen Poeſie mit vollſter Liebe und Hingebung ſich zuwendend, galt F. v. H., oder wie er als Schriftſteller (nach einem ſeiner Familie zugehörigen Gute) allgemein genannt wurde, Novalis bald als eine der wirkſamſten und bedeutendſten Stützen derſelben, da er nächſt Tieck unbedingt das meiſte poetiſche Talent beſaß, und, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt geweſen, gewiß, in ſeiner Eigenthümlichkeit ausgebildet, Vorzüglichſtes geleiſtet haben würde. — Reichthum der Anſchauung, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, religiöſe Begeiſterung, wie ſie der wahre Myſtiker beſitzen muß, Anmuth in Behandlung der Formen und Wohllaut der Rede waren ihm wie nur Wenigen gegeben, und wurden durch ein ſehr ernſtes Streben nach Univerſalität trefflich gehoben. — Leider iſt das Meiſte von ihm, beſonders ſein Roman Heinrich von Ofterdingen, unvollendet geblieben; nur eine Reihe geiſtlicher Lieder und Hymnen ſteht abgeſchloſſen da, und gehört in jeder Hinſicht zu dem Vollendetſten, was wir in dieſer Gattung aufzuweiſen haben.

Bergmanns-Leben*).

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felſen-Glieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

Er iſt mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie ſeine Braut.

---

*) Aus dem „Muſenalmanach" für das Jahr 1802. Herausgegeben von A. W. Schlegel u. L. Tieck. Tübingen 1802.

Sie ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und ſcheut nicht Fleiß und Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloſſnen Zeit
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht.
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

Ihm folgen die Gewäſſer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felſenſchlöſſer
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den Glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig,
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebürgen
Der frohe Herr der Welt.

Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird gebohren,
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn ſich erkohren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schooß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen,
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr Luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn,
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten,
Und kommt heraus, wenn ſie ihm flehn.

Aus ſeiner Wiege dunkelm Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand,
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er ſpritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm, als Geiſt der goldnen Zeiten,
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Geiſtliche Lieder.

1.

Was wär ich ohne dich geweſen?
Was würd' ich ohne dich nicht ſeyn?
Zu Furcht und Aengſten auserleſen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einſam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erſchien' mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungsloſen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenloſe Finſterniß.
Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden;
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß ſelbſt in Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben wird zur Liebesſtunde,
Die ganze Welt ſpricht Lieb' und Luſt.
Ein heilend Kraut wächſt jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Bruſt.
Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib' ich ſein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur verſammelt ſind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein.
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bey uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter, ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Luſt zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk ſchien uns Verbrechen,
Der Menſch ein Götterfeind zu ſeyn,
Und ſchien der Himmel uns zu ſprechen,
So ſprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnte drinn;
Und wards in unſerm Geiſte helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eiſern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen feſt;
Furcht vor des Todes Richterſchwerdte
Verſchlang der Hoffnung Ueberreſt.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menſchenſohn, voll Lieb' und Macht;
Und hat ein allbelebend Feuer
In unſerm Innern angefacht.
Nun ſahn wir erſt den Himmel offen
Als unſer altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verſchwand bey uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum ſchönſten Angebinde
Den Kindern dieſen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber, wie ein ſel'ger Traum,
Und ew'ger Lieb' und Luſt ergeben,
Bemerkte man den Abſchied kaum.

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieſes reift.

2.

Fern in Oſten wird es heller,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle,
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnſucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel ſel'ges Kind,
Schaffend im Geſang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längſt verſtiebte Funken hier zuſammen.

Ueberall entſpringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut,
Ew'gen Frieden uns zu ſtiften,
Taucht er in die Lebensfluth;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Laſſe ſeine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von ſeinem ewgen Glücke
Sollſt du dich ergriffen ſehn.
Alle Herzen, Geiſter und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreiſt nach ſeinen Händen,
Präge dir ſein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenſchein;
Wirſt du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unſer iſt ſie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erſchreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime raſch geweckt;
Und ſo laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knoſp' und Blüthe warten.

3.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer,
Und ſchwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunter zieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm —
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir, zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein —
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlohrſt, hat er gefunden;
Du triffſt bey ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

4.

Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm geſtochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunſch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich ſo im Stillen krankte,
Ewig weint' und wegverlangte,
Und nur blieb vor Angſt und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich ſah, und wen an ſeiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden
Ewig heiter, offen ſtehn.

5.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Fluth mir ſeyn,

Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleyer hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

6.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſeyn mit dir.
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

7.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heiligeGluth
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele.
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie,
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

Georg Anton von Hardenberg,

als Dichter Sylveſter genannt, ward den 28. Juli 1773 zu Schlöben im Altenburgiſchen geboren und wurde nach vollendeten Studien als Königlich Preußiſcher Oberkammerherr und Landrath zu Oberwiederſtedt bei Eisleben in der Nähe ſeines vorgenannten Bruders angeſtellt. Er ſtarb daſelbſt den 10. Juli 1825.

Er lieferte:

Beiträge zu Roſtorf's Dichtergarten. S. K. G. A. v. Hardenberg.

G. A. v. H. folgte der Richtung ſeines Bruders, F. v. H. (Novalis), nicht ohne Talent, aber ohne Tiefe, und zeigte ſich mit Geſchick in lyriſchen Poeſien, ließ es indeſſen bei dieſen Jugendverſuchen bewenden.

Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg,

Bruder und Liebling des Dichters Novalis, ward den 13. März 1776 zu Oberwiederſtedt im Mansfeldiſchen geboren, beſuchte wie ſein Bruder zum Behuf des Studiums der Rechte die gelehrten Anſtalten Sachſens und wurde bei des Letztern Tode zum Königlich Sächſiſchen Amtshauptmann zu Weißenfels ernannt. Er ſtarb daſelbſt den 28. Mai 1813. Als Dichter nannte er ſich Roſtorf.

Seine Schriften ſind:

Die Pilgrimſchaft nach Eleuſis. Ein Roman. Berlin 1804 in 8.

Roſtorf's Dichtergarten. Würzburg 1807 in 12. Gemeinſchaftlich mit G. Anton v. H. verfaßt und von K. G. A. v. H. herausgegeben.

K. G. A. v. H. folgte ebenfalls der von ſeinen Brüdern eingeſchlagenen Richtung, und lieferte vorzüglich gelungene lyriſche Poeſien, von denen die hier mitgetheilte eine der glücklichſten iſt.

Die Wellen.

Die Woge ſpielt in tauſend klaren Wellen
Und leiſer eilt ſie fort zum ſtillen See;
Der Tropfen will ſich gern zum Strom geſellen,
Die Sehnſucht macht ihn auf und nieder ſchwellen!
Er geht und eilt und ſchläft im ſtillen See.
Dem Ufer möcht' er gern noch Manches ſagen,
Er ſchleicht und flüſtert ihm die Worte zu;
Und leis und ſtill als dürft' er es nicht wagen,
Vertraut er ihm die ſüß'ten Liebesklagen
Und plaudert fort bis in die ſanfte Ruh.

Am Felſen brechen ſich die hellen Wogen;
Sie reden dort mit wildem Jugend-Sinn;
Und immer weiter werden ſie gezogen,
Und immer ſchöner glänzt der blaue Bogen,
Sie ſchwimmen zu dem Silber-Meere hin.

Dort ſchlafen ihre ſchönen Jugendträume,
Voraus ereilten ſie das ſtille Grab;
Doch daß das Aethergold ſie ſtets umſäume
Und ew'ge Jugend ihrem Schooß entkeime,
So ſteigen ſie und ſtürzen tief hinab.

Konrad Harder, ſ. Meiſterſänger.

Arnold von Harffe, ſ. Meiſterſänger.

Georg Wilhelm Heinrich Häring,

als Schriftſteller unter dem Namen Wilibald Alexis bekannt, ward den 29. Juni 1788 zu Breslau geboren, erwarb ſich nach daſelbſt vollendeten Studien die Würde eines Dr. der Philoſophie und wurde zuerſt als Kammergerichtsreferendar zu Berlin angeſtellt. Später gab er dieſe Anſtellung auf, privatiſirte daſelbſt, ſich belletriſtiſchen Beſchäftigungen widmend, und übernahm nach Kuhn's Tode die Redaktion des Freimüthigen, die er jedoch ſpäter, nachdem dieſe Zeitſchrift mehrere Schickſale erlitten, wieder aufgab.

Er ſchrieb unter dem Namen Wilibald Alexis:

Die Treibjagd, ſcherzhaftes idylliſches Epos. Berlin 1820. gr. 12.
Die Schlacht bei Torgau und der Schatz der Tempelherren. 2 Novellen. Berlin 1823 in 8.
Scotts Jungfrau vom See. Zwickau 1822. Neue Ausgabe 1827, 2 Bde.
Scotts Lied des letzten Minſtrels. Ebendaſ. 1824. 2 Bde.
Heer- und Querſtraßen, aus dem Engliſchen. Berlin 1824 — 1827, 5 Thle. 8
Waladmor. Frei nach dem Engliſchen des W. Scott. 2. verb. Aufl. Berlin 1824, 3 Bde. in 16, mit 1 Steindr.
Die Geächteten. Novelle. Berlin 1825 in gr. 12.
Schloß Avalon. Frei nach dem Engliſchen des W. Scott. Leipzig 1827. 3 Bde.
Herbſtreiſe durch Scandinavien. Berlin 1828, 2 Thle. in 8.
Wanderungen im Süden. Berlin 1828 in 8.
Novellen. Berlin 1830 u. 1831, 4 Bde. in 8.
Der Freimüthige. Berliner Converſationsblatt, 27. — 32. Jahrgang. Berlin 1830 — 1835 in gr. 4.
Cabanis. Roman in 6 Büchern. Berlin 1832, 6 Bde. 8.
Wiener Bilder. Leipzig 1833 in gr. 12.
Schattenriſſe aus Süddeutſchland. Berlin 1834 in 8.
Das Haus Düſterweg. Eine Geſchichte aus der Gegenwart. Leipzig 1835, 2 Bde. in 8.

Außerdem Schriften geringern Umfangs in Jahrbüchern (z. B. die Sonnette und Aennchen von Tharau im Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele Jahrg. 7. u. 8.) und andern Zeitſchriften, mehrere dramatiſche Arbeiten u. A. m.

Bei großer Gewandtheit der Darſtellung, leichter und gefälliger Schilderung und einem ſchönen Talent der Beobachtung und Auffaſſung, fehlt es dieſem vorzüglichen und vielſeitigen Romandichter doch an Originalität, productiver Kraft und Tiefe, und ſeine Leiſtungen ſind ſämmtlich mehr Erzeugniſſe des combinirenden und berechnenden Verſtandes, als echter Phantaſie und Schöpfung. Er hat daher auch bis jetzt noch keine eigentlich feſte Stellung gewonnen, und ſeine Arbeiten bleiben in höherem oder geringerem Grade ſtets (vielleicht unbewußte) Nachahmungen bedeutender Vorbilder. — Wo er dies abſichtlich erzielt, iſt er demzufolge auch am Glücklichſten, wie dies ſein Roman Walladmor beweiſt, der für ein Werk Walter Scott's ausgegeben, auch eine Zeitlang wirklich dafür galt, ſogar die Aufmerkſamkeit des großen engliſchen Dichters, deſſen Weiſe er ſo treu copirte, auf ſich lenkte, und, als Nachahmung betrachtet, wirklich die trefflichſte Leiſtung iſt, welche die deutſche Literatur in dieſer Gattung aufzuweiſen hat. — W. A. iſt, beſonders um ſeiner politiſchen Anſichten willen, in der letztern Zeit vielfach angegriffen und angefeindet worden; ſeine Gegner haben aber nicht bedcht, daß er hier aus vollſter Ueberzeugung ſchreibt und handelt, und wie überhaupt als Schriftſteller, ſo auch in dieſer Hinſicht die größte Achtung verdient. — Seine ſämmtlichen Leiſtungen werden ihm, wie ſeiner Nation, ſtets Ehre machen.

Die ehrlichen Leute*).

Aus einer frühern Enleitung des Autors, welche Zeitereigniſſen angehörte, ſtehe hier nur Folgendes enthoben.

Eines Abends klopfte es an, und ein junger Menſch trat ein. Er mochte zwiſchen zwanzig und vier und zwanzig Jahr alt ſeyn, hatte ein blühendes, offenes Geſicht, obgleich ein ſchielender Zug zwiſchen den Augen mir ſeltſam vorkam. Während er mit der Hand in die Taſche griff, und eine Papier-Rolle zu betaſten ſchien, drehte er verlegen das Geſpräch im

---

*) Aus: W. Alexis „Geſammelte Novellen.“ 2. Band. Berlin 1830.

Kreiſe, ohne zum Ziele zu kommen. Endlich brachte er ſein Geſuch zugleich mit der Rolle zum Vorſchein. Es beſtand in nichts anderm, als der Bitte, ſeine Lebensgeſchichte, etwa in Form einer Novelle, zu ſchreiben, und zu dieſem Behufe ſein eigenes Memoriale durchzuleſen. Auf meine über das Sonderbare dieſes Antrages geäußerte Verwunderung, erklärte er, ein beſonderes Zutrauen zu mir zu hegen, und bat mich, auf der Stelle ſein Manuſcript durchzublättern.

Nachdem dieß geſchehen, erwiederte ich ihm: „Ich muß mich wundern, mein Herr, wie Sie irgend Jemanden anmuthen können, Ihr Leben zu ſchreiben?“

„Nicht irgend Jemanden, ſondern Ihnen,“ erwiederte er.

„Ihr Leben taugt ganz und gar nicht, um durch den Druck verherrlicht zu werden. Weshalb ſoll ich nun zu der Ehre kommen, Sie zum Helden einer Novelle zu machen?“

„Weil die Helden Ihrer bisherigen Novellen auch nichts taugen,“ erwiederte er kaltblütig.

Es war ein ſchlagendes Argument.

Durch die breiten Straßen der ſchönen und großen Reſidenz ging zögernden Schrittes ein junger Menſch. Während er ſich der Prachtgebäude und reichen Läden freute, ſchien ſein eigener freundlicher Anblick, der ſchlanke Wuchs, die friſchen Wangen und die regelmäßigen Züge manchen Vorübergehenden ebenſo zu erfreuen. Des Weges ungewiß, ſah er ſich jetzt um nach Jemanden, der ihm antworten könnte, als ein hübſches junges Mädchen, ſeine Noth errathend, ihn anredete:

„Der Herr iſt wol auch noch nicht lange hier?“

„Seit einer halben Stunde — antwortete der Gefragte — gehe ich nun ſchon durch die Stadt, und glaubte mit jedem Schritte zum andern Thore hinauszukommen, aber immer gerade ich in eine neue Straße, die wo möglich länger iſt, als alle vorigen. Das hatte man mir in London nicht geſagt. Sie meinten dort, eine deutſche Stadt könne man in die Paulskirche ſtecken.“

„Gott bewahre! von London kommen der Herr! Das iſt wol erſchrecklich weit?“

„Ja, mein ſchönes Kind. Viel hundert Meilen weit über die See.“

Das freundliche Mädchen ſchüttelte den Kopf, und ſah den jungen Menſchen nun noch freundlicher an.

„Ich komme nur von Meißen her ſeit 'nem halben Jahre, und wie muß nun Einem zu Muthe ſeyn, der hundert Meilen kommt über die See. 'S iſt hier nicht ſo wie zu Hauſe, das wird Er bald merken.“

Der junge Menſch lächelte mit einem fragenden Blicke.

„'S iſt ganz was Apartes in der Stadt; ein ehrlicher Menſch weiß nicht, wie er dran iſt. Hübſch und häßlich iſt Alles durcheinander.“

„Mir iſt doch nur Hübſches begegnet,“ ſagte der Fremde mit einer feinen Bewegung.

„Nein, nein, nein!“ rief das Mädchen, „ſo iſt's nicht gemeint. Wenn, was honette Leute ſind, auch recht polirt ausſieht, ſo glaub' Er mir, die Leute ſind ſo grob, und wenn man fragt, ſo antworten ſie nicht, und 'nen Fremden lachen ſie aus. Ich weiß, wie mir's ging vor ſechs Monaten mit den ſchnippiſchen Antworten. Drum, wenn ich jetzt 'nen Fremden auf den Straßen ſehe, iſt's mir immer, als müßt' ich ihn fragen und zurecht weiſen, daß Er nicht ſolch 'nen groben Straßenjungen braucht anzureden.“

Der Fremde ſah höchſt verwundert die hübſche Sächſin an, denn ſeinem Kennerblick entging es nicht, daß er ſich in ihr getäuſcht hatte. Als ſie ihn noch einmal vor den Buben gewarnt, die nichts im Sinne hätten, als ehrliche Leute foppen, erhielt er auf die etwas beleidigend geſtellte Frage:

„Was thuſt Du, meine Schöne?“ — eine ſo derbe Zurechtweiſung, daß er jeden Verkehr für abgebrochen halten mußte. Aber noch einmal, als ſie ſchon einige Schritte um die Ecke war, kehrte ſie um, und faßte ihn freundlich bei der Hand, zutrauliche Beſorglichkeit im Blicke:

„Er iſt ein junges, unſchuldiges Blut, das ſieht man Ihm an; drum nehm Er ſich ja recht in Acht. Ich weiß nicht, ob ſie in London auch ſtehlen, aber bei uns müßte man ſich die Taſchen zuhalten, ſo arg iſt's. Man ſieht's ihnen oft gar nicht an, die's thun, den ſchlechten Menſchen; aber eh' Er ſich's verſieht, haben ſie's weg, und an ein Wiederkriegen iſt nicht zu denken.“

Der Fremde aus Britannien ſtand ſo betroffen, und glotzte dem Mädchen ſo nach, daß kein Gilray und kein Cruykſhank ein beſſeres Original zu einer Karrikatur gefunden hätte, wenn er einmal ſeine Landsleute zeichnen wollte, wie wir ſie uns auf dem Continent denken. Noch ſtand er ſo da, mit offenem Munde, was ſein hübſches Geſicht ſehr entſtellte, als ein junger, anſtändig gekleideter Mann, der ſchon geraume Zeit dem Paare gefolgt war, mit der Frage an ihn herantrat: „Sie kommen von London, mein Herr? und zu Fuße? Das heißt, für einen Engländer, ſich über große Vorurtheile wegſetzen.“

Der Jüngling erröthete. Der Andere, es bemerkend, fuhr ſogleich fort: „Sie brauchen ſich deſſen nicht zu ſchämen. Ich ſelbſt bin ein leidenſchaftlicher Verehrer der Fußwanderungen, und freue mich herzlich, wenn ein gebildeter Mann ſich über thörige Anſichten wegſetzt. Zudem liebe ich Alles, was Engliſch heißt, bis auf die engliſchen Diebe. Sie ſind ohne Zweifel ein Literatus, und auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe begriffen?“ Der Fremde nickte beſcheiden. Jener fuhr fort: „Es heißt, Walter Scott würde nach Deutſchland kommen.“

„So heißt es,“ antwortete der Jüngling.

„Ich bin ſehr neugierig, ihn zu ſehen,“ ſagte der Deutſche, und fuhr in einem angenehmen Fluſſe von Fragen fort, welche den Anglomanen verriethen. Er behauptete, der große Schotte würde auch in Deutſchland Stoff finden, namentlich zu ſeinen Diebes- und Schmugglerſcenen, wenn er nur eine Reiſe durch die Gefängniſſe und Criminalgerichte unternähme. Wenige ahneten, welche Schätze dort verborgen lägen. — Er ließ ſich aus über die Deutſchlands Dieben eigenthümliche Rothwälſche Sprache, und klagte, daß der Dialect im Norddeutſchen weniger cultivirt ſey. Er ſprach über das Verhältniß zwiſchen chriſtlichen und jüdiſchen Dieben und Raubmördern, wie in dem Unterſchiede doch etwas liege, was als Surrogat zu brauchen für Schottlands Hochländer und Niederſachſen.

Der Fremde, der beiläufig geſagt, das Deutſche recht gut, aber mit einem ausländiſchen Dialect ſprach, hörte ihm aufmerkſam, doch in ſtummer Verwunderung zu. Den Engländer hätte man auch darin erkannt, daß er weniger als die Deutſchen redete. Erſt als der junge Einwohner ſich nach den Politicis und dem Zuſtande der Freiheit in London erkundigte, antwortete er mit einem Stoßſeufzer:

„Alles verloren, Alles vorbei! Die Tyrannen haben uns niedergemetzelt. Caſtlereagh oder Canning! Es läuft Alles auf eins heraus. Alle verſchworen gegen die Armen. Mit Alt-England iſt's aus!“

„Sie gehören zu den Reformern. Hüten Sie ſich.“

„God dam!“ ſagte der Engländer, und blieb einen Augenblick auf der langen Brücke ſtehen, indem er mit Luſt auf das von der herbſtlichen Abendſonne beſchienene Schloß hinſah. Der Deutſche ſagte: „Dieß iſt das einzige ſchöne und alte Gebäude in der Stadt. Aber wenn Sie ein Reformer ſind, haben Sie wol wenig Sinn für gothiſche Alterthümer?“

„Es kommt drauf an — entgegnete der Andere mit einem verfänglichen Blicke — ob ſie nur vergoldet ſind, oder echt. In dem Altfränkiſchen iſt gewöhnlich mehr Reelles. Wo man wählen muß, ohne zu prüfen, greife ich lieber zum Antiken.“

„Sie ſind ein würdiger Kunſtjünger,“ ſagte der Einwohner, der als Herr Pomponius von einem Vorübergehenden gegrüßt wurde, mit Bedeutung; — und mit eben ſolcher Bedeutung entgegnete der Fremde:

„Nun nennen Sie mir ein Wirthshaus, wo ich meines Gleichen treffe?“

„Ihres Gleichen, das wird ſchwer halten, denn wir haben keine Reformer. Aber in ſofern die Reformer Wein und Luxus verſchmähen, möchte ich Ihnen jenes Wirthshaus empfehlen — Sie gehen rechts am Waſſer lang, biegen links ein“ —

„Ich weiß zu finden,“ unterbrach ihn lächelnd der Fremde, und rückte etwas am Hut. Aber er wußte nicht zu finden, denn mit ſeinem richtigen Blick ward er ſogleich inne, daß dieß nicht das Haus ſey, welches er ſuchte.

„Sonderbar,“ ſprach er, ſich in das Gewühl einer benachbarten Straße miſchend, „daß mich in meiner Vaterſtadt Niemand verſtehen will, oder ich ſie nicht verſtehe!“

Bald erſcholl hier aus der Menge der in der Volksſprache der Reſidenz wohlbekannte Ruf: „Halt den Dieb!“ — Die Leute ſprengten auseinander. In wilder Verwirrung lief man die Straße hinauf. „So unverſchämt zu ſeyn, — ſchrie eine ſtämmige Bürgersfrau — bei hellerlichtem Tage einem die volle Börſe aus der Hand zu reißen!“ — „Hier iſt der Dieb!“ — rief noch lauter der Reiſende aus Britannien. Er überlieferte dabei einen jungen Menſchen, den er am Kragen gefaßt, der Maſſe, welche gar nicht geneigt war, auf die Betheurungen ſeiner Unſchuld zu achten. Eine herbeieilende Polizei ſchützte indeſſen den Gefangenen vor ihren Mißhandlungen.

Der Fremde entfernte ſich, noch ehe ihn die Polizei als Zeugen befragen und ſeinen Namen notiren konnte. Bald hätte man ihn in einem entlegenen Theile der Stadt ſehen können, wo er wohlgefällig im langſamen Spazirengehen murmelte: „Dank meinem ſeligen Vormunde! Hier kann ich doch mein

Glück machen.“ Aber als er in einem Winkel-Conditorladen ſeine Börſe nachzählte, ſchüttelte er den Kopf: „Lauter ſchlechte Silbermünze! Dieſe Groſchen drücken ſchwerer die Taſchen, als ſie werth ſind. Indeſſen, der Continent will einen andern Maaßſtab, als das großherzige Albion.“

Der Abend kam heran, und fand den Jüngling noch immer ohne Obdach auf den Straßen umherirrend. Wol fand er bald, daß die hübſche Sächſin ihm Wahrheit berichtet hatte. Denn je zerlumpter die Buben auf der Straße ausſahen, um ſo ungezogener betrugen ſie ſich gegen den Fremden, wenn er nach ihnen wohlbekannten Dingen fragte. Der Witz vergnügte ſich, ihn irre zu führen. Und bei dem Spott war doch keine Luſtigkeit.

Der Mond ging auf, und die Straßen wurden leer. Endlich bemerkte der Reiſende aus Britannien nur einen einzigen Menſchen, außer ſich, auf dem geräumigen Luſtgarten umherſpaziren. Nachdem Beide eine Weile ſchweigend in den Pappelalleen auf und nieder gegangen waren, trat der Andere, eine ſchlanke jugendliche Geſtalt in einem grünen abgetragenen Ueberrocke, an ihn heran, zog mit höflicher Schelmerei den Hut ab, und fragte:

„Ew. Gnaden geht es vielleicht, wie mir? Unſre Equipage läßt uns im Stich.“

„Errathen! Ich hatte beſtimmt beordert. Aber iſt wol Kutſchern zu trauen,“ ſagte der Fremde, der in den Ton einging.

„Sagen Sie lieber, all' dem Domeſtiquenpack. Kutſcher, Bediente, alles unter einer Decke, den Herrn zu betrügen. Erſt heute habe ich den Kammerdiener fortgejagt, weil er mich mit zwei Löchern auf den Elbogen ausgehen ließ. Es iſt eine Schande. Sind die Stiefeln wol geputzt?“

„Auf Ehre nicht! In London würde man ſogar meinen, ſie wären mit Thran geſchmiert.“

„Man muß ſelbſt Hand anlegen, Gnaden, ſelbſt! ich glaube, ich habe ſie mir heut eigenhändig geſchmiert, wenn's überall geſchehen iſt.“

„Schmieren iſt überall gut,“ ſagte der Britannier, an eine Pappel gelehnt.

„'S kommt nur drauf an, wer's bekommt und wer's giebt,“ entgegnete der Einwohner. „Wo wohnen Ew. Gnaden?“

„Ich bin ein Fremder, weiß aber jetzt auf Ehre nicht, wie mein Hotel heißt, und wo es liegt.“

„Was iſt angenehmer für einen freien Mann! Wer ein Haus hat, kann nichts für ſich thun. Tauſend Leute, die einem auf die Finger ſehen. Vom Dach bis zum Keller, ſie rechnen uns Alle nach.“

„Sie haben alſo kein Logis; ich wollte ſagen Palais?“

„Ew. Gnaden werden lachen, wenn ich ſage, daß ich es ſelbſt nicht weiß. Ich halte mich meiſtens in den Provinzen auf, und bin eigentlich nur während des Carnevals in der Reſidenz. Zu der Zeit hat man's doch immer nur mit der Nacht zu thun. Alle echte Feten um Mitternacht. Wahrhaftig, ich habe ſeit drei Monaten keine Straße im Tageslicht geſehen. Unſereiner muß des Tages ſchlafen, um die Kräfte zu ſammeln.“

„Sie kommen aus der Provinz, mein Herr, wo liegen da Ihre Güter? Denn um Geſchäfte zu machen, wie Männer, die es verſtehen, dazu, meinte ich, wäre hier allein die Reſidenz tauglich.“

„Wo ich herkomme, habe ich auch nicht eigentlich Geſchäfte abgemacht. Nur einige Rechnungen abgeſchloſſen, oder Reſte abgetragen. Es iſt ein großer, ſchöner Palaſt — nicht eigentlich mein Eigenthum. Er gehört dem Staate; indeſſen werden alle Freigeſinnten dort gaſtfrei aufgenommen, wenn ſie von den Gerichten ein Atteſt einreichen, daß ſie würdig ſind. Dazu gehört wirklich nicht viel. Und wenn man's auch noch nicht recht wäre, da in der Geſellſchaft wird man's. Sie iſt immer auserleſen. Alles, was man wünſcht, findet man. Ich war ſechs Monat dort, und es gefiel mir ſo wohl, daß ich nicht ein einziges Mal während der Zeit ausgegangen bin. Ew. Gnaden ſind fremd hier — werden aber mit der Zeit auch ſchon in Spandow bekannt werden.“

„Es frägt ſich doch,“ ſagte der Britannier, an dem Halstuch rückend. „Mein Vormund hat mir zwar viel Gutes von dem Orte geſagt. — Doch, wo bringt man die Nacht zu? — Giebt es hier keine Gelegenheit?“

„Hält ſchwer, Ew. Gnaden! für einen Fremden des Nachts.“

„Nimmt man vielleicht einen Fiacre?“

„Zu den Droſchken würde ich nicht rathen, Gnaden. Mit denen holt man nichts ein.“

„Gut, ſo bleiben wir im Freien. Die Nacht iſt mondhell. Ich bin ein Freund der Natur — wer kommt da?“

„Gnaden! Polizei mit dem Nachtwächter. Folgen Sie mir.“

Beide waren in einem Satze über das eiſerne Geländer des Luſtgartens geſprungen, und liefen durch das Schloß in die eigentliche Stadt, bis ſie in einer der dunkelſten Nebengaſſen athemlos ſtill ſtanden. „Iſt hier das Palais?“ fragte betonend der Britannier. „Nein, Beſter, doch hoffe ich Freunde anzutreffen, die uns ſagen, wo was los iſt. Geben Sie mir etwas klein Geld, für den Nothfall Victualien anzuſchaffen. Denn wahrhaftig, ſie haben mir in Spandau nichts auf den Weg gegeben, als vier gute Groſchen.“ Der Britannier zahlte einige Groſchen, und bald kam der Andere mit einigen Semmeln und einer breiten Flaſche zurück. Aber ſchon aus der hellen Glasthüre des Brandweinladens winkte er dem Gefährten Stille zu, und flüſterte ihm, am Arm ihn fortziehend, in's Ohr: „Es iſt aber Alles verdächtig.“ Beide durchſtreiften noch eine halbe Stunde die entlegneren Straßen, bis ſie in die Vorſtadt kamen, wo die einzeln ſtehenden Häuſer durch große Gärten und Felder getrennt liegen.

„Es iſt kein Obſt mehr auf den Bäumen,“ ſagte der Einheimiſche, „und die Wächter ſind nicht mehr in den Gärten. Hier iſt der Zaun nicht hoch. Steigen Ew. Gnaden auf meine Schultern, und klettern hinüber, ich folge nach.“ Der Reiſende aus Britannien folgte leicht dem Rathe, und ſprang mit einem Satze in den Garten hinunter. Kaum aber war er dort auf den Beinen, als ein Bullenbeißer laut klaffend ihn anfiel. Er griff umher und zum Glück eine Bohnenſtange, mit welcher er ſich ſo trefflich in der Dunkelheit vertheidigte, daß ein Stoß in den Rachen das Thier für einen Augenblick ſtumm machte. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn ſchon hörte er die Stimme der Knechte, welche auf das Klaffen des Hundes herbei eilten. Der junge Menſch verſuchte umſonſt ſich auf den Zaun zu ſchwingen. Den Freund draußen hörte er ſein Heil in den Hacken ſuchen. Nur ein Ausweg blieb dem Verrathenen übrig, der gefährlichſte. Er ſchlich den nahenden Knechten im Schatten einer Hecke entgegen, legte ſich platt auf den Boden, bis ſie vorüber waren, und rannte dann dem erleuchteten Punkte zu, von dem ſie ausgegangen. Das Gartenthor eines großen Hauſes ſtand offen. Er ging gerade durch den Flur, aber die Hausthür nach der Straße war verſchloſſen. Kühn trat er ſeitwärts in die erleuchtete Küche, wo nur eine Köchin beim Heerde Hühner pflückte. Schon hatte er die Magd mit einem katzenähnlichen Seitenſprunge, ehe ſie ihn bemerkte, in den Nacken gefaßt, als er die hübſche Meißnerin erkannte. Sein Griff war ſo feſt, daß ſie nur mit gepreßter Stimme: „Mord! Erbarmen!“ rufen konnte. Da fühlte ſie ſich ſchnell losgelaſſen, und ſah, wer es war.

„Um des Himmels willen, was macht Er hier? will Er mein Leben?“ ſprach die Erſchrockene, ſchwer aufathmend.

„Nur Deinen Hausſchlüſſel, Engelskind.“

„Wofür ſieht Er mich an?“

„Für ein gutes Mädchen, das mich nicht an den Galgen bringen will.“

„Galgen!“ rief das leichenblaſſe Mädchen, und ſah willenlos zitternd den jungen Menſchen an, jetzt erſt ahnend, was es bedeuten könne.

Man hörte die Knechte, die Hunde draußen. Aber im nächſten Augenblicke drehte ſich der Hausſchlüſſel in der Thüre, und die Sächſin ſchob ihn hinaus. Ihren letzten Blick konnte er nicht ſehen, aber als die Thür wieder verſchloſſen war, hörte er ihr Schluchzen. Es kam ihm vor, als wolle es ſagen: „Daß der junge Menſch auch ein Dieb iſt!“

Zwei Momente blieb er auf der Rinnſteinbrücke ſtehen, gerade ſo lange, als nöthig war, um: „Sonderbar!“ für ſich auszurufen, und ſich das Haus zu merken; dann eilte er mit haſtigen Schritten in die dunkle Nacht.

Er war, von Müdigkeit und Hunger begleitet, durch die Stadt ſchon wieder nach einer andern Vorſtadt durchgedrungen, als es mit einemmale von der Seite dem Verirrten zurief: „Pſt! Ew. Gnaden! — Hinter einem niedrigen Zaune hob Jemand ſeinen Kopf auf: es war der Freund vom Luſtgarten. Schnell war der junge Mann hinübergeſetzt. „Hier iſt mein Sommerpalaſt, Ew. Gnaden.“ Einige Schritte entfernt, lag, halb in die Erde gegraben, mit Stroh bedeckt, eine verlaſſene Wächterhütte. Kaum konnten zwei Perſonen darin bequem liegen, noch ſchwieriger aufrecht ſitzen. Der aus Britannien meinte, es wäre ein ſehr ſchlechter Palaſt; der Deutſche aber verſicherte, hier verbringe er im Frühjahr und Herbſte oft ganze Wochen, und könne innerhalb der Ringmauern einer Stadt kein beſſeres Sanssouci ſich denken. Jener bequemte ſich, und beide krochen in die Hütte, nachdem ſie den Boden, ſo gut es ſich thun ließ, mit welken Blättern ausgepolſtert hatten. Dann ſtopften ſie noch mit Stroh und Gras die Oeffnung zu und bald empfand der Britte die Wohlthat dieſer ſorgenfreien warmen Hütte, während draußen der Herbſtreif fiel, und ein kalter Wind blies. Der Deutſche bot ihm Semmel und Brandwein an; er nahm aber nur von der erſtern, indem er verſicherte, Männern von ihrer Lage zieme die höchſte Beſonnenheit und Klarheit. Seinen unvergeßlichen Vormund habe er noch vor deſſen ernſtem Tode erklären gehört, wie geiſtige Getränke die Moralität untergrüben. Ein Glas Brandwein habe ſchon oft die kühnſten Unternehmungen zu Schanden gemacht. Der Andere, welcher dafür deſto eifriger der Flaſche zuſprach, fragte ihn, was das für ein Vormund ſey, der ſo nüchterne Grundſätze gepredigt hätte? „Es war einer der tüchtigſten Männer ſeiner Zeit,“ antwortete der Jüngling. „Und Dank ſey es der vorſorgenden Liebe meines Vaters, meine Erziehung dieſem vielſeitigen Manne anvertraut zu haben. Er hat redlich Wort gehalten. Seinen eigenen Vortheil hintanſetzend, zog er mit mir dahin, wo ich am meiſten lernen konnte. Seine Rathſchläge waren Gold, ſeine Worte gediegene Wahrheit, ſein Beiſpiel unerreichbar.“ —

„Was treibſt Du denn für ein Handwerk?“ fragte der Andere.

„Eine Kunſt — ſagte der Britte etwas ärgerlich — eine Kunſt, nicht getrennt von der Wiſſenſchaft. Mit Recht prägte mir mein Vormund beſtändig ein, die rohe Empirik, das bloße Naturaliſiren zu verabſcheuen, und, immer die Idee vor Augen behaltend, wiſſenſchaftlich an jedes Werk zu gehen.“

„Das mag ein rechter kluger Kerl geweſen ſeyn,“ ſagte der Einheimiſche mit parodiſchem Tone.

„Nein, Alles, was er ſagte, hat ſich als Wahrheit bewährt. Ach, und der Edle hat ſich für mich aufgeopfert, für mich ging er nach England — wir Beide ſind deutſcher Abkunft — und für mich mußte er dort ſterben. Aber ſein Name wird nicht untergehn, denn ſelbſt die neidiſchen Engländer mußten zuletzt den vollendeten Künſtler, ja, den Meiſter in ihm erkennen. Zehnmal ſtand er vor der Jury, und wurde zehnmal freigeſprochen. Seine Grundſätze waren ganz rein. Freiheit und Gleichheit ſein Lebensprincip. Obgleich ſelbſt für die Grundſätze der Reformer eingenommen, wenn er in ſeinem Berufe arbeitete, waren ſie ihm nicht mehr nicht weniger, als ein gleißneriſcher Whig oder ein ſelbſtiſcher Tory. Er kannte nicht allein, wie wir Alle, keinen Unterſchied zwiſchen dem Mein und Dein, ſondern auch zwiſchen dem Dein allein. Ich erinnere mich noch, daß er am Tage der Hinrichtung des unvergeßlichen Arthur Thiſtlewood zugleich dem Lord Oberrichter eine goldne Doſe, und dem einen Gefangenen ſeine Apfelſine entwandte. So war vor ſeiner großen Seele kein Unterſchied der Parthei, des Glaubens, des Reichthums. Schon hatte er ein bedeutendes Vermögen zurückgelegt, ſchon brauchte er die Kunſt nicht mehr als Erwerb auszuüben; er beſchäftigte ſich damit, junge Engländer, die von den beſten Familien als Penſionaire ihm zuſtrömten, zu unterrichten, als zwei boshafte Irländer, deren Schulen er durch ſeinen Ruf leer von Schülern gemacht, bei einem großen Unternehmen am Krönungstage ihn in die Hände des Conſtables führten. Er ergab ſich, und rief uns nur zu: entflieht! Nichts half ihm ſeine genaue Kenntniß der Geſetze, nichts, daß ihn Englands erſte Rechtskundige vertheidigten, die Jury ſprach das Schuldig. Dennoch glaubte halb London, die Begnadigung eines ſo ausgezeichneten Kopfes könne nicht fehlen; man ging Wetten ein, ſelbſt der Hof war getheilt. Da kam der Recorder aus Windſor zurück, er las die Liſte der Begnadigten — mein Vormund war nicht darunter. Er ward hinausgeſchleppt unter gemeinen Verbrechern. Die Gnade war ausgeblieben; an ſeinem letzten Ehrentage blieben auch ſeine Freunde aus. Solche Verkennung des Verdienſtes, eine ſolche Undankbarkeit kränkte ihn tief. Der Schmerz ſiegte über ſeine Liebe für Alt-Englands Geſetze, und er ſprach zu mir, von der letzten Staffel herab, dieſe Worte, die mir unvergeßlich bleiben werden, obgleich ſie nicht mit in ſeiner last dying speech aufgenommen ſind: „Junge! Bei Deinem guten todten Vater ſage ich Dir, verlaß dieß undankbare Eiland, das große Männer erzeugt, ſie aber nicht achtet. Die Geſetze, aus den Zeiten der Barbarei, koſten Deinem zweiten Vater das Leben. Geh' in Dein Vaterland zurück, dort herrſchen humane Geſetze, und wenn auch weniger zu lernen und zu verdienen iſt, ſo iſt doch weniger Gefahr!“ — Kaum hatte er dieſe bittern Worte, traurige Reſte eines frühern Materialismus, welche nur der äußerſte Unmuth ſeiner ſonſt ſo kühnen Seele auspreſſen konnte, geſprochen, als das Brett fortgezogen wurde, und mein Wohlthäter in den Lüften ſchwebte.“

„Wo iſt denn aber ſein Geld geblieben?“ fragte der Andere.

„Das iſt ſein geringſter Nachlaß. Es wird von Obervormundſchafts wegen für die minorennen Kinder des Verblichenen verwaltet. Sein beſſerer, ſeine Kenntniß, iſt auf ſeine Schüler übergegangen.“

Der Einheimiſche kraute ſich im Kopfe: „Ueberlief mich's doch ordentlich, wie Du vom Galgen ſprachſt, als könnte mir ſelbſt ſo was paſſiren, und 's iſt doch purer Aberglaube. Ich bin ſiebenmal vor Gericht geweſen, und komme vielleicht noch zwanzigmal vor, aber gehangen werde ich in meinem Leben nicht.“

„Es läßt ſich viel dafür und dagegen ſagen, ob es nicht beſſer wäre,“ bemerkte der aus Britannien; — aber da es ſchon nach Mitternacht war, kamen Beide überein, lieber zu ſchlafen und die Disputation auf ein andermal zu verſchieben.

Als der Fremde am andern Morgen erwachte, war ſein Kamerad verſchwunden. Und mit ihm des Britten geſtern erworbene Börſe, alle Wäſche, die er in der Taſche trug; ja ſogar ſein Halstuch hatte der Schurke ihm im Schlafe abgebunden. Weniger der Verluſt, als die Art deſſelben, kränkte ihn; denn er rief aus: „Wenn Diebe nicht ehrlich ſind, wer ſoll es ſeyn? — Glücklicher Weiſe fand er das Bildniß ſeines ſeligen Vaters noch in der Taſche. Er küßte es, und gelobte, nach der nächſten gelungenen That ihm eine würdigere Einfaſſung zu geben. Im Morgennebel ging er in der Stadt ſpaziren, und ſchon um zehn Uhr, als er bei'm Konditor frühſtückte, war er mit dem Fehlenden und einer weit größern Summe Geldes verſehen. Er kaufte ſich elegantere Kleider, brachte das Portrait zu einem Juwelier, und ſuchte auf Promenaden und Kaffeehäuſern Localität und Menſchen kennen zu lernen. Sein geübtes Auge unterſchied bald die Diebe von den Nichtdieben. Unendliches Mitleid, ja Widerwillen bemächtigte ſich des Jünglings, wenn er ſah, wie tief hier ein Stand herabgeſunken war, den er aus vollem Beruf ergriffen, und wie die öffentliche Meinung über einen Beruf urtheilte, welcher einſt Männer begeiſtert, deren Namen jetzt in Englands Geſchichte und Poeſie glänzen. Bettlerarmuth, Verworfenheit, Dummheit charakteriſirten in ſeiner Meinung die, welchen er ſich anſchließen ſollte. Dagegen bemerkte er mit Vergnügen, daß die Beamten der Polizei eben ſo humane als charmante Leute waren.

Am Abende des erſten Tages kannte er von der Reſidenz und ihren Bewohnern mehr, als ein Gelehrter, welcher ſein Leben hier zugebracht hat. Er wollte eben das Theater beſuchen, als er vor der ſchönen Fronte deſſelben einen Mann bemerkte, der, ruhig in dem wogenden Gewühle ſtehend, mit gefalteten Händen nach der Säulenhalle ſeine Blicke richtete. Er war in mittleren Jahren, ſchlicht gekleidet, und trug geſcheiteltes Haar. Mit dem Gedanken, hier ein Geſchäft zu machen, näherte ſich ihm der Jüngling. Als Menſchenkenner taxirte er nicht nach der äußern Erſcheinung; die faſt demüthige Stellung, die freundlich ſichern Blicke des Mannes ſprachen von einem tiefern Werth, als ihn die Augen des Neulings zu taxiren wiſſen. Aber der Mann ließ ſich auch nicht ſo leicht angehen. Der aus Britannien lernte hier zuerſt Einen von einer Secte kennen, wie ſie freilich über die ganze nördliche Welt verbreitet iſt, in jedem Lande jedoch einen andern Ausdruck gewinnt. Er legte die freundlich unſchuldigſte Miene an, indem er den andern zu ſondiren begann.

„Was iſt das für ein ſchönes, großes Haus?“ fing er das Geſpräch an.

„Ein großes Sündenhaus!“ ſeufzte der Andere.

„Ich bin fremd in der Stadt.“

„Wohl denen, die fremd ſind in Sodom und Gomorrha! Aber Sodom und Gomorrha, mein lieber junger Menſch, waren doch nicht ſo arg, denn ſie hatten noch kein Theater. Und hier ſind ſie nicht mit einem zufrieden; die Weltluſt iſt geſchäftig und wird ein zweites aufbauen. Herr, vergieb der Obrigkeit, denn ſie weiß nicht, was ſie thut.“

„Alſo ein Theater!“ ſeufzte der Britannier, die Hände faltend, „ſo viel Steine und ſo viel Luft zu einem Theater. Und wie viel Fenſter zum Hineinſehen!“

„Zum Herausſehen,“ rief der Andere, „und hinter jedem Loche ſchielt der Erbfeind, und aus jeder Scheibe guckt ein Bockshorn. Er iſt geſchäftig und läßt ſich Tempel bauen von den Weltmenſchen, die da meinen in ihrer Argloſigkeit, es ſey Alles Luſt und Freude, wo unten ſchon die rothe Flamme leckt und die leichte Decke unter ihren Füßen einſtürzt zum ewigen Grundpfuhl.“

„Eine Stadt voll reicher Weltmenſchen!“ ſagte der Fremde.

Der Andere fuhr in ſeinem predigenden Jargon fort: „Sardanapalus war reicher als der Großtürke, und mußte doch verderben! Ja, wie das alte Lied ſagt: „„Wollen wir, Herre, Dich preiſen im Stillen, ſagt man, es ſey das nur eigener Willen!““ Alle Menſchen wollen wir lieben. Aber wo thun ſie's denn, die leidigen Seelenhändler? Der Mammon iſt ihr Gott, und Lucifer ihre Freude, und ihre Himmelsbraut kennen ſie nicht, wenn ſie vor ihnen ſteht im ſilberblauen Kleide, und ihnen die Hand reicht. Sind das Prediger, ſind das Prieſter, denen das Weltvolk und die geputzten Weibsbilder nachlaufen, und um die Kanzel das Maul aufſperren, als würde ein Bärentanz aufgeführt. Der verkrüppelte Höllenbrand! Schwarz iſt er, weil er durch und durch verbrannt iſt. Ja, wäre er noch von einem chriſtlichen Satanas beſeſſen; aber durch und durch ſpukt ein leidiger heidniſcher Platonius, wie ihn unſer Herr Paſtor nennt.“

Der Britannier hatte mit Theilnahme die Hand des Biedermannes gedrückt, und während er die gerührten Blicke zu Boden ſenkte, die Tiefe ſeiner Taſchen gemeſſen. Er klagte über die Schlechtigkeit der Welt, und ſo gewann ſein einfach herzlicher Ton den Aeltern, daß dieſer ihn an die Bruſt drückte und ihm zuflüſterte: „Es giebt noch ein Häuflein Gerechte hier, ihretwillen ſteht die ſündige Weltſtadt noch eine Weile.“ Und eine Weile lagen Beide einander in den Armen und weinten, von Rührung überwältigt. Als ſie von einander abließen, hatte der Held dieſer Geſchichte aus der Rocktaſche des ältern Freundes zwei Tabacksdoſen und drei Schnupftücher zum Andenken gezogen.

Mit ſeiner Beute eilte er ſchnell in das Gewühl der Theatergänger. Der Andere verfolgte ihn nicht. Dagegen feſſelte ihn an der Kaſſe ein Wortwechſel. Ein Jüngling von zärtlicher Natur ſtritt ſich mit dem robuſtern Pomponius, welcher ihm einſt bei'm Eintritt in die Reſidenz ſo ſeltſame Fragen ſtellte. Man war uneinig, ob man die letzten Parquet- oder Parterre-Plätze zu nehmen habe. Der Feinere, für jenes geſtimmt, ſagte, ſich ſträubend: „Beſter Pomponius, bedenke meine ausgebreitete Familie! Wenn mich eine Seele im Parterre erblickte! Es giebt Rückſichten, die man nicht immer mit Genialität überwinden darf.“ —

„Biſt Du von Perlemutter oder indianiſchem Vogelneſt? — fragte Pomponius erbittert. — „Für einen Mann, der Bildung und Urtheilskraft haben will, iſt nur das Parterre ein ſchicklicher Ort. Da bewegt ſich frei der Freie, da findet der Geſinnte den Gleichgeſinnten, da entſteht allein ein wahres Publikum, eine öffentliche Meinung, da herrſcht keine Polizei, ganz wie in England; es bildet ſich eine vox populi, eine vox dei, ein nationaler Geſchmack!“

„Alles recht gut, lieber Pomponius, aber wozu iſt der Geſchmack nöthig? Laß doch den den Recenſenten, und uns Bequemlichkeit und Anſtand im Sperrſitz.“

„Sperr' Dich ein, ſperr' Dich los, ſperr' Dich ab, und der Dämon der Langenweile ſpinne ſich um Dein Colibri-Gehirn.“

„Es iſt nur Achtung für meine Familie. Ich ſelbſt würde mich ja gern —“

„In einen Backofen ſetzen — unterbrach ihn der piſtoliſirende Pomponius — und aushecken laſſen von der Mama und den Couſinen zu einem Societätsſtehaufmännchen mit Bleipedal und Hollundermark. Laß Dich braten, brüten, brennen, brauchen; aber ein Mann im Theater iſt nur der, der im Parterre ſteht und Herr ſeiner Füße iſt, wenn's Noth thut.“

„Und wenn's die Polizei erlaubt. Und dann — flüſterte der zarte Cajus dem Freunde in's Ohr, — aber der Reiſende hatte für ſolche Zuflüſterungen auch Ohr — dann, meine Brieftaſche mit den Treſorſcheinen! Du weißt aus Erfahrung, daß im Parterre —“

„Ein Parterrebillet!“ ſchrie Pomponius an der Kaſſe.

Cajus bat um das eine Parquetbillet; das letzte wurde für ſeinen Gulden dem aus Britannien zugeſchlagen. Beide fanden neben einander Platz. Der Britte ſuchte die Belehrung des Andern über Kunſtangelegenheiten, und nicht ohne Früchte, denn als er nach dem zweiten Akte das Theater verließ, war er um eine Brieftaſche und funfzig Treſorſcheine reicher.

Unter der Laterne in einem der Kirchenwinkel beſah er die Beute des Tages, und packte die Schnupftücher, Tabacksdoſen, die Brieftaſche u. ſ. w. zuſammen. Bis jetzt hatte ihm nur etwas gefehlt, eine Trödlerin von geprüften Grundſätzen. In dieſem Augenblicke vermißte er mehr — das neugefaßte Bild ſeines Vaters. Seine Taſchen hatten keine Löcher, und es war doch fort. Er war mit Niemanden in Berührung gekommen, als dem Frommen und dem Zarten, und es war doch fort. „Dummkopf!“ rief er, ſich vor die Stirn ſchlagend, daß Du nicht beachteteſt, als Cajus den linken Arm um Deine Schulter legte, einen Freund zu begrüßen, daß Du auf die Verſicherung von ſeiner ausgezeichneten Familie etwas gabſt! Aber wer hätte in dieſer unveränderlich gutmüthigen, in dieſer phlegmatiſchen Miene nicht einen ehrlichen Mann vermuthen dürfen!“

Aber er hatte doch funfzig Treſorſcheine, und ehe funfzig Secunden vergangen, ein anderes Geſicht, wenigſtens anders als das demüthig dumme, unter dem ihn der beſtohlene Cajus kannte. So ſaß er am Abende mit geſpitzten Ohren im erſten Kaffeehauſe, wo er ſeine Reſidenzſtudien fortzuſetzen pflegte. Was ihn dazu vermocht, weiß er nicht, aber er brummte für ſich eine ſpaniſche Romanze, deren engliſche Ueberſetzung in London ſehr gebräuchlich iſt. Sie wird auf den Gaſſen geſungen, und ſchon an der Melodie erkennen ſich Leute vom Metier:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
An des ſtolzen Fluſſes Wogen,
Nach Sevilla möcht' ich pilgern,
Wo einſt ſtolze Mohren wohnten.
Jetzo wandeln durch Sevilla
Schlaue Mädchen, kühne Burſchen.

In Sevilla, in Sevilla,
In der Straße nach dem Ufer.
In der nächtlich tiefen Stille
Schreitet auf und ab bedächtig,
Tief verhüllt in der Mantilla,
Immer nach des Mondes Strahlen
Und der Giebel Schatten blickend,
Immer lauſchend, ob kein Fenſter
Auf der dunkeln Seite klirret;
Alſo ſchleicht der kühnſte Majo,
In den Händen keine Zither,
Sondern eine lange Leiter.

Aus Sevilla, aus Sevilla!
Ruft ihm aus dem Giebelfenſter
Eine wohlbekannte Stimme.
Donna Marcia, Don Antonio,
Eſteban, der lange Lümmel,
Auch der Hausknecht Guachareros
Und die keifende Sibylle;
Alle ſteh'n mit Bohnenſtangen
Und mit Knitteln, dich zu grüßen.
Ob's der Teufel ihnen ſagte,
Mag der Teufel ſelber wiſſen,
Aber, Cochadillo, los iſt
Ach des Teufels ganze Sippſchaft,
Und du biſt auf's Haar bekannt ja.

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Andaluſiens beſter Majo!
Auch in Malaga giebt's Kiſten,
Und viel reich're noch in Cadix.
Alles altkathol'ſchen Chriſten,
Wohl erworben, zugehörig,
Und mein Herr iſt, mußt Du wiſſen,
Enkel von getauften Juden.
Wenn Du ausräumſt Judenkiſten,
Weißt Du, ob's Dein Heiliger gern ſieht,
Daß Du, Sohn, von alten Chriſten,
Schleppſt Dich mit beſchnitt'nen Schätzen!

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Cochadillo, beſter Majo!
Schlimm iſt, mußt Du längſt ja wiſſen,
Mit der Polizei zu ſpaßen.

Er hatte nicht geglaubt, als er das Lied bei ſich brummte, daß die Melodie auch hier bekannt wäre. Aber das „Guten Abend!“ eines Stutzers, deſſen flüchtige Bekanntſchaft er heut Morgen gemacht, überzeugte ihn davon. Der Incomparable, deſſen Geſicht in der gethürmten Halsbinde verſank, eine, wie er längſt anerkannt, ſehr nützliche Tracht für Leute ſeines Standes, klopfte ihm freundlich nickend auf die Schulter.

„Verſteh' ich gleich nicht ſpaniſch,“ ſagte er, „habe ich doch lange die Melodie nicht ſo eindringlich ſingen hören. Wenn Sie, Verehrteſter, ſie auch deutſch können, ſo begleiten Sie mich in eine Geſellſchaft, wo das hingehört. Ihr Lied ſoll Wunderdinge thun, und ich ſchätze mir's zum Vergnügen, einen ſolchen Fremden bei unſern Bekannten einzuführen.“

Das war eine Einladung in beſter Form. Der aus Britannien drückte die Hand des Stutzers mit dem Zeichen, das am Guadalquivir wie an der Themſe für die vom Handwerk gilt. Endlich hoffte er Männer zu ſehen, die er Brüder nennen durfte; endlich glaubte er, auch in Deutſchland die Ehre zu finden, an die ihn die zerlumpten Straßendiebe bis jetzt hatten zweifeln laſſen. In der Droſchke ſprachen Beide von gleichgültigen Dingen, wie es unter Männern von Welt ſtillſchweigendes Uebereinkommen iſt, um nicht den roheren Antheil des Enthuſiasmus zu verrathen.

Die Droſchke hielt. Sie traten ein — ein in ein hellerleuchtetes Haus — ein in einen brillanten Saal. Aſtrallampen, Kronleuchter, Kreiſe von Damen in Sammt, Seide, Federhüten; ſchwarze Herren in gedankenvollen Winkeln ambulirend. Der Fremde aus Britannien, leichthin als Erfinder, als Verbeſſerer der Dampfmaſchinen, der Dame des Hauſes, dem Wirthe vorgeſtellt, war aufgenommen, war hineingezogen in die Kreiſe liebenswürdiger und ernſter Unterhaltung, ehe er wußte, wo ſeine Sinne geblieben. War ſein Vaterland in der Cultur ſo fortgeſchritten, daß die glänzendſten Aſſembléen ſeiner Standesgenoſſen in London gegen dieſe Verſammlung wie ein Dorfball gegen ein Hoffeſt erſchienen!

Warum drückte man ihm nicht wieder die Hand? Verſtand man ihn nicht? Warum ſprachen die ernſten Herren ſo ungläubig vom Dampfweſen, warum äußerten ſie ſich ſo entſchieden gegen allen Dunſt und Dampf? Warum ſchäkerten die Damen um ſo ganz gleichgültige Gegenſtände? Warum war eine ſolche Verſtellung in einem ſolchen Kreiſe nöthig? Einmal glaubte er, daß das Geſpräch zur Wiſſenſchaftlichkeit, zum Berufe zurückkehren werde, als man mit allgemeiner Theilnahme die Anekdote von einem Hausſchlüſſel beſprach. Es kam aber nichts weiter heraus, als daß ein Ecoſſaiſentänzer beim geſtrigen Balle den langen, ſchweren Hausſchlüſſel in der Rocktaſche vergeſſen. Man lachte nur über die komiſche Figur des fliegenden Rockzipfels bei'm Herauf- und Hinuntertanzen. Jede ernſte Anwendung unterblieb. Er war abermals getäuſcht.

Man forderte ihn zu einer Boſtonpartie auf. Aber unbegreifliche Angſt faßte den Jüngling, als er ſich niederſetzen wollte. Der erſte Zweifel. Man hatte ſilberne Marken gelegt. Sein Beruf trieb ihn, jetzt nachdem er wußte, wo er ſich befand, ſie einzuſtecken; eine andere Stimme ſagte ihm: dies wäre hier unſchicklich. Dem tödtlichen Kampfe zwiſchen einer doppelten Pflicht zu entgehen, riß er ſich los, vorgebend, die engliſchen Boſtongeſetze wären verſchieden von den deutſchen.

Es ward Muſik gemacht und geſungen. Leicht wäre es ihm geweſen, die Taſchen der aufmerkſamen Hörer zu viſitiren; aber auch hier rief ihm die innere Stimme unbegreiflicher Weiſe zu: „Du darfſt nicht.“ In dieſer Höllenpein wurde er beſtändig um ſeine Meinung gefragt. Er mußte loben, ohne das Geringſte zu verſtehen, und die Angſt wuchs mit jedem Momente, wenn er die um ſich her erkannte. „Bravo, bravo!“ klatſchte ein zierlicher Discantmann, und hob ſich auf den Zehen. Der Britte erkannte in ihm Einen, dem er geſtern eine Uhr genommen. Eine Dame ging vorüber, er hatte ihr einen Pompadur entriſſen. Die Thür ging auf, und Cajus trat mit dem Notenblatt herein. Cajus hatte ihm zwar, wie er vermuthete, das Portrait des Vaters, aber hatte er ihm nicht funfzig Treſorſcheine entliehen! Kaum hielt er ſich mehr auf den Füßen. Da ſang man:

Nach Sevilla, nach Sevilla —

und es brauſte ihm durch das ſiedende Hirn. Man klatſchte, man überhäufte den Sänger mit Lob. Aber der Sänger, derſelbe Stutzer, der ihn eingeführt, flüſterte denen um ihn etwas in's Ohr, und Aller Augen richteten ſich auf den hocherröthenden Jüngling. „Nach Sevilla! Nach Sevilla!“ tönte es von allen Seiten. Die jungen Damen faßten ihn bei der Hand, die Herren eilten, ihnen beizuſtehen. „Das iſt der wahre Sänger des ſpaniſchen Sevillaliedes!“ ſcholl es durch den ganzen Saal. Da ſank ein Schleier über die Augen des Fremden, der Boden unter ihm wankte, eine helle Flamme ziſchte durch den Saal, das Bild eines vaterländiſchen Galgens ſtieg aus dem Gluthmeer auf; er riß ſich gewaltſam aus den Händen der erſchreckten Schönen, und ſprang in's Nebenzimmer, wie ein Raſender. Dort erſchreckte er ein Dienſtmädchen, daß ſie ein Brett mit Punſchgläſern fallen ließ. Aber ehe die Gäſte ihn faſſen konnten, hatte der Fremde, zu ihrem unendlichen Erſtaunen, das Fenſter aufgeriſſen, und war mit einem Satz hinuntergeſprungen in die dunkle, regnigte Nacht.

„Warum denn nicht? Warum denn nicht?“ rief der Jüngling, gepeitſcht, zerriſſen von innerer Angſt. So lief er durch die Gaſſen, unachtſam, daß er ſich von unten bis oben beſprützte. „Woher dieſer Zweifel, woher dieſe Ungewißheit? Will mein Dämon mich verſuchen? Iſt denn meine Ueberzeugung erſchüttert? Hab' ich meinen Beruf verkannt? — Mit nichten. Und woran ſcheiterte ich? — An den Regeln, den elenden Geſetzen einer oberflächlichen Convenienz. Manneskraft, reife Plane, tief Gefühltes, an der dürftigen Sitte eines dürftigen Lebens, ohne moraliſche Kraft.“

Lange raiſonnirte er gegen die uſurpirte Macht der ſogenannten geſelligen Rückſichten, und doch fühlte er, daß ihm, ſelbſt das einemal, als er vor der Jury geſtanden, nicht ſo beklommen zu Muthe geweſen, als in dieſer Geſellſchaft. Und er lief mit bloßem Kopfe, ohne Mantel, im Dunkel umher. Da wuchs in ihm der Ingrimm, er rief die Schlauheit zu Hülfe. Die Rache erſchien. Er erinnerte ſich, daß eine Schöne lächelnd zum eleganten Discantmanne geäußert hatte: „Und Sie tragen heute einen Schatz bei ſich, Herr Doctor?“ Der Elegante hatte erröthend ſich verbeugt, und die Schöne darauf geſagt: „Hüten ſie ſich, daß er Ihnen nicht geſtohlen wird, ich ſah ihn draußen aus Ihrer Manteltaſche vorblicken.“ Der Britte beſchloß, dem Doctor aufzulauern. Er wartete zwei Stunden, bis der reiche Mann, die Geſellſchaft verlaſſend, mit leicht umgehängten Mantel nach Hauſe eilte. Er ihm nach. Im Augenblicke, wo er den Hausſchlüſſel umdrehte, entriß ihm der Britte von hinten den Mantel, und floh windſchnell um die Ecke. Bei mitternächtlichem Laternenſcheine zog er den Schatz heraus — „ein Trauerſpiel in fünf Akten von Doctor N. N. Manuſcript.“ Aergerlich warf er die Rolle in den Kanal, und ſuchte ſein geſtriges Nachtlager auf. Beim Hineinkriechen fühlte er, daß es ſchon beſetzt ſey. Der Schlummernde erwachte, es war der junge Freund vom Luſtgarten.

„Ha, Schändlicher!“ rief der Britte. „Wo iſt mein Geld?“

„In alle Welt verflogen,“ lachte der Andere.

Der Britte wollte zürnen, die trockne Gleichgültigkeit löſchte den Zorn. Der Einheimiſche theilte mit ihm die letzte Semmel und die letzte Wurſt, denn den Fremden mahnte die Mitternacht, daß er nur Thee und Zuckerwerk genoſſen, und der Friede war geſchloſſen. Der Engel deſſelben breitete ſeinen Fittig über die Häupter der Schlummernden aus.

Nach einer kalten Nacht ſtanden Beide frierend und hungrig auf. „Ich will verdammt ſeyn, ſchlaf' ich hier noch eine Nacht, — ſagte der Einheimiſche — willſt Du mit mir kommen, verſchaff' ich Dir ein gut Quartier und warmes Frühſtück.“ —

„Wo denn?“

„Ich ſtehle aus einem offenen Laden etwas weg, laſſe mich greifen und gleich auf die Polizei bringen.“

„Biſt Du wahnſinnig?“

„Au contraire! ſehr nüchtern. Das thun viele von uns, wenn ſie nichts Beſſeres gefunden haben. Was können ſie mir thun um 'ne Gießkanne oder 'nen Kamm? Während vier Wochen Unterſuchung eine warme Stube, warmes Eſſen, gar nichts zu arbeiten und gute Geſellſchaft — nachher müſſen ſie mich doch einmal los laſſen. Lebe wohl. Viel Vergnügen!“

Es geſchah, wie er es angegeben.

„Elender Bube!“ ſprach der aus Britannien für ſich. „Heißt: nichts liegen laſſen, ſtehlen! Dann wäre es freilich leicht, zu Ruf zu kommen. Und unter dieſem Geſindel, das weder Ruf noch Beruf kennt, nicht Sitte, nicht Gemeinſinn, ſoll ich meine Tage verbringen! Keine Ehre winkt, keine Gefahr ſchreckt. — Wie oft verklagten wir in den Tavernen der City die Barbarei der altbrittiſchen Geſetze. Heil ihnen, denn die Ausſicht des Galgens macht dort Diebe zu Männern.“

So monologiſirte er, als ihn plötzlich Jemand mit gedämpfter Stimme anredete:

„Wie können Sie denn hier ſtehlen?“

Erſchreckt blickte er ſich um, zu ſehen, nach welcher Seite er der Polizei am beſten entkommen dürfte. Es war aber nur ein trotziger Straßenbube. „Ich weiß nicht, wer hier ein Recht hat, ſich um mich zu bekümmern? Ich bin doch ein Mann, der über den Verdacht hinaus iſt.“

„Doch haben Sie geſtern und heute ſo viel geſtohlen, als nie Sitte und Recht war bei uns.“

„Sind Sie von der geheimen Polizei?“

„Nein. Aber wenn Sie das Stehlen nicht unterlaſſen, könnte es Ihnen ſchlimm gehn.“

„Wer will mir denn meine Kunſt verbieten?“

„Unſer Altmeiſter legt jedem Pfuſcher das Gewerk.“

„Was! Iſt Stehlen hier keine freie Kunſt? Iſt es ein Handwerk geworden, dem Zunftzwange unterworfen? Herrſcht nicht im Lande Gewerbefreiheit?“

„Hat Alles ſeine Richtigkeit. Ein Patentmeiſter iſt aber hier noch nie auf den grünen Zweig gekommen, und ich wollt's Ihnen nicht rathen.“

„Weshalb nicht? Was profitirt man als Zunftgenoſſe?“ —

„Das kann ich Ihnen nicht ſo genau auseinanderſetzen. Meine Sache iſt's nur, Achtung in dieſem Viertel zu geben auf Alles, was vorgeht. Aber kommen Sie zur Frau Drachen.“

Der Bube führte ihn in einen entlegenen Trödelkeller. Als er die ſchmutzigen Stufen durch eine Maſſe alter Kleidungſtücke hinuntergeſtiegen war, kam ihm ein Satan von Weib entgegen. Klein, mit zwei Höckern, ſchmutzig, faſt ohne Haar, und mit einem Geſichte, auf dem alle Leidenſchaften Spuren hinterlaſſen hatten. Mit aller Heftigkeit, deren eine gedämpfte Stimme fähig iſt, redete ſie den Eintretenden an:

Aber Goldjüngelchen, bei allem Kreuzmohrenelement und der Trompete von Jeruſalem, — wie kannſt Du ſolch' Zeug hier aufſtellen, daß wir Alle in puren Ruin kommen möchten, und honetter Erwerb aus iſt? — Hat doch der Kickindiewelt zuſammengetragen und geſtohlen, als lägen in der Reſidenz die Schätze von drei Mohrenreichen! — Was biſt Du denn für ein Satanskind? — Kommt vorgeſtern ſplitternackt her, und denkt, er ſey ein Potentat. Modeſtie, Modeſtie, Jüngelchen! Laß Andern auch was. — Glaube, Er hat noch kein einzig Mal geſeſſen, und will ſolche Apartität hier anfangen! — War doch alle Polizei wie toll. Dreimal haben ſie meinen Keller viſitirt, und nichts gefunden, und die Drachen hat gezittert und gelacht. — Das, Muſje, unterſteh' Er ſich nicht wieder. Manches hab' ich erlebt, aber zuviel iſt zuviel. So ein Brauſekopf möchte die ganze Welt gleich umſtoßen, aber warte, Er ſtößt ſich den eigenen Kopf an der nächſten Mauer." —

Der Britte antwortete der Hexe mit gleich hohem Tone, trotzend auf das Recht der Freiheit. Doch fragte er, welche Vortheile der Zunftzwang gewähre?

„Goldjüngelchen, nimmſt Du Vernunft an? — antwortete ſie — So iſt's recht. Du mußt nicht denken, daß unſere Polizei wie Eure in England iſt. — Wo ſolch' ein Blaurock ehrliche Leute wittert, — und er wittert immer fort — da kriegt er's auch mal 'raus. Probier's, und lauf' noch zwei Tage 'rum, ſo fangen ſie Dich, nicht um's Metier, ſondern weil Du 'rumläufſt. Bei uns aber hilft Einer dem Andern, und da läßt ſich wol Sand den Spitzbuben in's Auge werfen. Zweitens, wenn Du nun attrapirt wirſt, wer hilft Dir aus der Schlinge? He? Für 'nen Patentmeiſter zeugt keine Seele. Und wenn ſich das vornehme Volk gegen uns verſchwören thut, dann müſſen die ehrlichen Leute auch zuſammenſtehn. Verſtanden?"

Nachdem der Britte ſeinen Willen erklärt, und die Frau verſprochen hatte, ihn nach Tiſche in die Verſammlung einzuführen, beſtand ſie vor Allem darauf, daß er den vornehmen Rock ausziehe, denn ſolche Kleider lockten nur den Teufel an, und die Polizei wäre ihm ſchon auf der Spur. Unſer Held folgte nicht ungern der Anweiſung, da er geſtern ein Haar am vornehmen Leben gefunden hatte. Als es dämmerte, ſprang der wachthabende Straßenjunge haſtig in den Keller hinunter, und verkündete: die Meiſter wären zuſammen, und der Fremde möchte kommen. „Nun nimm Dich zuſammen — ſagte die Drachen — das ſind Dir kluge Herren, die werden Dich in's Gebet nehmen, aber ſey dreiſt, ſo lernſt Du was, wenn Du einſt in's Criminal kommſt." —

In einem Hinterhauſe der engſten Quergaſſe mußte der Jüngling warten. Ueberall ſah es verdächtig aus. Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Drachen freudig zurück: „Geh' hinein, Goldjüngelchen, Alles iſt richtig, der Doctor iſt ſehr gnädig. Sie haben viel Gutes von Dir geſprochen. Sey dreiſt." — Es öffnete ſich eine Thür, und der Britte trat in ein ziemlich geräumiges, doch niedriges Zimmer. Es ſchien eine Spinnſtube zu ſeyn, wenigſtens ſaßen ringsumher ſchmutzige Weibsbilder am Rocken. Aeltliche Männer und einige jüngere Kerle ſtanden, meiſt in zerriſſenen Kitteln, Wenige in abgeriebenen Ueberröcken in den Winkeln und in der Nähe der Fenſter. Nur Einer von jenen, eine Art Vorſteher, ſaß an einem Tiſche. Sein widriges, heimtückiſch grinſendes Geſicht wurde durch die rothe Naſe und verroſtete Brille noch mehr entſtellt. Er ſchrieb, ohne auf den Eintretenden zu achten, und die Anweſenden ſchienen ſolchen Reſpekt vor ihm zu haben, daß ſie nur leiſe einander zuflüſterten. Endlich legte er die Feder nieder, räuſperte ſich und hub an:

Es muß hier einmal bemerkt werden, daß der Doctor, nach der Angabe des Helden dieſer Geſchichte, ſeine Worte weniger an die ganze Verſammlung, als an einen Ausſchuß derſelben richtete, daher gewählter und gelehrter ſprechen konnte; dann aber, daß wir die Rede nur aus dem Berichte eben des Helden kennen, deſſen wiſſenſchaftlich gebildeter Sinn vielleicht mehr hineingelegt hat, als der ſogenannte Doctor, ein Winkelconſulent, anderwärts Straßenſchreiber, für die Genoſſenſchaft für paſſend achtete.

„Verehrte Freunde! Bei dieſem Erinnerungsfeſte einer wohllöblichen Zunft laßt uns mit Ernſt eingedenk ſeyn unſeres Berufes. Nichts will ich ſagen von jenen philoſophiſchen Erklärungen, als wäre es ein Stand der Nothwehr, eine Verbindung der Armen zur Einſammlung milder Beiträge von den Reichen, ein Aderlaß für den Uebermuth; nichts ſage ich von jenen nichtigen Theorien; ich ſage, unſer Stand iſt der älteſte in der Welt, er hat ſich überall gezeigt, und wird nie ausgehn; damit iſt er vor Gott und Menſchen gerechtfertigt. Womit kamen Adam und Eva auf die Welt? Mit nichts. Sie nahmen, was ſie fanden. Womit fängt die alte Geſchichte an? Mit Raub. Fürſten und Völker haben ſich Länder geraubt, und ſie werden nicht abgehn von dieſer alten Gewohnheit. Wurde nicht in einem alten heidniſchen Staate der Dieb von Staats wegen belohnt? Gab es je einen Staat ohne Diebe? Alles, was iſt, das kommt von oben. Ich berufe mich auf das natürliche Gefühl. Iſt dem Kinde, dem Wilden die Luſt nicht angeboren, das Fremde zu nehmen? Warum den Inſtinkt unterdrücken? Haben wir nicht reiche Leute geſehn, die aus bloßer Leidenſchaft ſtahlen? Iſt es eine Schande, zu ſeyn, was wir heißen? Wie weit griffe die Schande über die Welt! Wie Viele, die vor unſerm Namen zurückſchaudern, übertreffen uns durch die That! Wir tragen die Schande, ſie ernten. Aber es wird anders werden. Die Zeit der Reſtauration wird kommen, wo man uns wird ehrliche Leute nennen, und die Kinder ſich nach unſeren Schulen drängen! Aber es iſt die Aufgabe unſeres Standes, aus wilden Herumläufern, aus unciviliſirten Räubern geſittete Künſtler zu machen; es iſt der Zweck der Zunft, zu berechnen, wie mit den geringſten Mitteln das Größte gefördert werde. Verehrte Freunde! alle Welt eifert jetzt gegen die Zünfte, es ſind die ſchlimmen Zeiten der Neuerungen eingeriſſen. Wir aber wollen feſthalten am Alten. — Noch etwas. Nicht, wer da ſpricht: ich will, der kann, ſondern wer dazu geboren iſt. Geboren wird die Kunſt, und geboren wird der Beruf. Nur wem dieſer laut im Buſen ſchlägt, der kann ein ehrlicher Mann werden. Darum tritt auch Du, Jüngling, uns näher, uns um ſo werther, je ferner Du herkommſt."

Der Redner netzte ſich die Kehle mit einem Glaſe Brandwein, und fuhr in minder pathetiſchem Tone fort: „Uns iſt ſehr viel von Deiner Geſchicklichkeit berichtet worden, aber wem große Kräfte gegeben ſind, der muß ſie nicht als ſein betrachten, ſondern für das allgemeine Wohl verwenden. Darum muß, wer unter uns aufgenommen iſt, einen Theil ſeines Gewinnſtes in die Gemeinkaſſe werfen, von welcher wir Vorſteher gebührende Rechnung legen. Mein Sohn, wie heißeſt Du, und woher biſt Du gebürtig?" —

„Eduard Walter, und hier aus der Reſidenz."

„Walter!" rief der Doctor aus, und rieb ſich die Stirn. „Walter, Eduard! Welche Erinnerungen erwachen da!"

„Unmöglich!" ſagte der aus Britannien, „ſchon als Knaben führte mein Vormund mich nach England, denn mein Vater ſtarb —"

„Im Arbeitshauſe" — fuhr der Doctor entzückt auf.

„Zu Straußberg," fiel Eduard ein, „vor zwei und zwanzig Jahren; ich ließ nur in London das Atteſt des Inſpectors zurück."

„Sohn des großen Mannes, an mein Herz!" rief, überwältigt von freudigen Gefühlen, der Vorſteher, und ſchloß ihn in ſeine Arme. „O, wenn Du dies noch ſäheſt, würdiger Freund! Ja, Sohn des Verklärten, Dein Vater war ein feiner, edler Mann in jener rohen Zeit. Er ſtrebte dahin, die Geſetzlichkeit in unſerm Stande einzuführen, aber, ach! er mußte, kaum mit Hoffnung einer beſſern Zukunft, dahin gehn, und ließ mich als Erben ſeiner großen Gedanken. Du haſt ihm Ehre gemacht, Du haſt Dich brav gebildet, wenn auch im Auslande. Ich bin gegen ausländiſche Erziehung, aber Heil ihr, wenn ſie uns ſolche unverdorbene Gemüther zurückſchickt. Freunde, es hat wohl keinen Zweifel, daß wir dem Sohne des großen Walter, abgeſehen von der eigenen, von uns kaum erblickten Geſchicklichkeit im Taſchendiebſtahl, die Probejahre ſchenken und ihn gleich zum Geſellen machen? Hier iſt wahrer Adel, was die heidniſchen Dichter nannten: paterna virtus!"

Eduard erröthete, denn er mußte ſich geſtehen, daß jenes Lob ihm nicht gebühre, da er ſelbſt in dem Taſchendiebe Cajus einen Meiſter gefunden. Es ging ein Murmeln durch den Saal, der Vorſteher fuhr fort:

„Somit ſpreche ich Dich, Eduard Walter, vom Lehrburſchen los, und nehme Dich auf als Geſellen in die Innung der ehrlichen Leute. Deine Fähigkeiten, mein Bruder, ſind groß, aber mit ihnen ſteigen Deine Verpflichtungen. Nicht erſt brauche ich Dir Achtung für eine Kunſt einzuflößen, die Du aus wahrem Beruf ergriffen. Redlichkeit ſey die Baſis Deiner Handlungen, denke immer an die Geſetze der Ehre und des Staates, verwechsle nie dieſe Kunſt mit dem rohen Handwerk eines Räubers und Mörders. Nur die Noth hat Entſchuldigungen dafür, der Kunſt gehören ſie nicht mehr an. Uebrigens ſey ſtandhaft im Unglück, und nicht außer Dir, wenn Du von der Polizei ertappt wirſt, was einmal über kurz oder lang geſchehen muß. Die Strafen ſind mild und menſchlich, wie es in einem civiliſirten Staate ſeyn muß. Und nun ſchlage ein, daß Du die Geſetze halten und keinen Bruder verrathen willſt."

Kaum war dieſer Aktus vorbei, als ein ſtämmiger, zerlumpter Kerl ohne Anmeldung hereinſtürzte. „Herr Gott! — Ludwig Pritzke — Ludewig!" rief man von allen Seiten. „Wo kommſt Du her?" ſchrie eine Schöne, und fiel ihm um den Hals. „Wir glaubten, Du wärſt auf ſechs Jahre nach Spandau.“

„Verurtheilt war ich's auch.“

„Und Du biſt doch nicht entſprungen, gegen Deine geſetzliche Obrigkeit, um uns in Ruin zu ſtürzen?“ ſagte beſtürzt der Meiſter.

„Ne, Doctor, ich habe appellirt, und da bin ich freigeſprochen; wie's kam, weiß ich noch nicht.“

„Siehſt Du, Ludewig, — ſagte jener mit gewichtiger Miene — wie das gut iſt mit Protokollen und Geſetzen und Schriften, worauf Du Ungelehrter immer ſo ſchimpfteſt? Hätte's nicht drin ſo geſtanden, möchteſt Du noch ſitzen.“ —

„Der Teufel, Doctor, hat doch die Schriften erfunden, um ehrliche Leute zu verderben. Und Ihm werden ſie auch noch auf's Dach ſteigen, Doctor, wegen ſeines Conſulirens und Schriftſetzens. Das merk' Er ſich. Haben die Gerichte 'nen ehrlichen Kerl 'mal in der Schlinge, ſo ſchreiben ſie nach aller Welt Enden, und wenn die Gerichte und fremden Länder ſich auch ſpinnefeind ſind, die Akten ſchicken ſie einander ellenhoch zu, denn einen ehrlichen Kerl zu verderben, ſind ſie Alle gut Freund. Der Teufel hol's Schreiben, und Ihn dazu.“

Der Vorſteher fluchte, ſchlug auf den Tiſch und gebot dem Eiſenfreſſer, augenblicklich ſich zu entfernen, da ſeine Nähe immer gefährlich werde. Ludewig — von dem es hieß, daß ihm kein Schloß zu feſt ſey, und wär' es mit Ketten am Himmel genagelt — hatte aber eine Parthei, beſonders unter den Schönen; er fluchte nicht minder, und Reden flogen umher, wie: „Winkelſchreiber! Tintenkleckſer! der viel ſpricht und ſchreibt, ſich aber hinter'm Weiberrock verkriecht, wenn's gilt.“ Die geſetzten Männer fluchten mit dem Doctor. Die Drachen ſchimpfte auf beide Theile. Endlich kam es von Worten zu Schlägen, und der allgemeine Tumult hätte zum Schlimmſten führen können, wären nicht zwei große Männer eingetreten. Trotz den abgetragenen Ueberröcken und den ausgeblichenen Hüten ſchienen ſie doch von großer Bedeutung, und nicht allein der Militairkreuze wegen, welche ſie an langen Bändern auf der Rockklappe trugen. Mit zurückgeworfenem bedecktem Haupte, den rechten Arm in der Bruſttaſche unter dem Orden haltend, traten ſie zwiſchen die Streitenden, und geboten in vornehmem Tone Ruhe. Man flüſterte: „die Herren ſind da!“ und gehorchte. In wenigen Minuten war Alles in Ordnung. Ohne ſich unter der Menge umzuſehn oder nach der Urſache des Streites zu erkundigen, äußerte nur der Eine: „Seyd Ihr toll? Draußen ging die Patrouille vorüber. Hätten wir nicht unſer Anſehn interponirt, wären ſie 'rein gekommen. Wir wollen Geld haben.“ — Der Vorſteher beeilte ſich, ihnen zu zahlen. Sie ſtrichen das Silbergeld ein, und entfernten ſich, ohne den Hut zu berühren, oder zu danken.

„Sind das auch Diebe?“ — fragte Eduard die Drachen. — „Bei Leibe nicht! — war die Antwort — das ſind reputable Herren. Gewaltige Haudegen. Denen kann Niemand was anhaben. Sie möchten Dich todt ſtechen, wenn Du ihnen ſo was in's Geſicht ſagteſt. Aber wie ſie ehrlichen Leuten helfen, wirſt Du ſchon noch erfahren.“

Hierauf wurde über die Thaten der vorigen Woche Bericht abgeſtattet. Namentlich mußten die Bezirkswächter über die Patent- oder Freimeiſter referiren. Unter den wenigen war auch der vorige Schlafkamerad unſeres Helden. Der Vorſteher nannte ihn einen feigen, nichtsnutzigen Geſellen, den ſeine Trägheit vom Guten zurückhalte, einen ſchlaffen Menſchen ohne Begriff, dem das Stehlen nur zur andern Natur geworden. Unfähig, jemals in der Gemeinſchaft aufgenommen zu werden, gleich jedem, der nicht ſo viel Geiſteskraft beſitze, ſie zu ſparen zu einem Unternehmen. Unzuverläſſig ſey er in Privatfreundſchaft wie in den Angelegenheiten der Allgemeinheit. Weil er nichts liegen laſſen könne, ſey er eigentlich unfähig, zu ſtehlen. Denn auf dem Wege zu einem Einbruch, der Tauſende bedeute, müſſe er den Zahnſtocher, der ihm in die Hände fällt, mitnehmen. Er fange immer an, ohne je zum Ende zu kommen, und ſey eben ſo unfähig zum Beſitz als zum Erwerb, kurz ein verlorenes Subjekt, deſſen Umgang jedem ehrlichen Manne Gefahr bringe. Dieſes Reſumé des Präſidenten wurde ſo ausführlich, um den jugendlichen Gemüthern in der Verſammlung zur Warnung zu dienen. Zuletzt fragte der Doctor noch, ob irgend jemand ſonſt von einer geſetzloſen That etwas wiſſe, worauf Eduard die kühne und ſchlaue Entwendung ſeines Portraits durch Cajus erzählte.

Der Vorſteher fragte ſehr aufgebracht: „Wer hatte geſtern die Wache im Parquet?“ Eine Schöne ſtand auf. — „Was iſt geſtern dort entfernt worden?“

„Außer einigen Schnupftüchern und einem Perſpektive durch unſere Leute nichts.“ —

„Aber wer hat ſonſt geſtohlen, frag ich?“ —

Das Mädchen verſicherte, Niemanden bemerkt zu haben. Der Doctor, der ein Glas nach dem andern getrunken hatte, gerieth in die äußerſte Wuth: „Wozu haſt Du Augen, Du Haderwiſch? Ich muß ihn wiſſen. Das iſt ein gefährlicher Dieb. Seit Menſchengedenken iſt ſo was nicht paſſirt. Du mußt es wiſſen, oder ich laſſe Dich gerben wie Deine Schweſter. Du mußt es wiſſen, ich will es wiſſen.“ Er warf das Dintenfaß dem Mädchen vor die Füße, und ſtieß den Tiſch um. Als er mit einem Stocke auf ſie losſtürzen wollte, kam aber athemlos ein kleiner Junge hereingeſtürzt, und rief: „die Polizei!“ — Ein elektriſcher Schlag durchfuhr die Anweſenden. Man ſprang zu Fenſter und Thüre hinaus und zerſtreute ſich über die Felder und durch die Quergaſſen. Eduard wollte nach dem Keller der Frau Drachen, als ihn Jemand am Rockſchoß faßte. Es war ſeine Freundin ſelbſt: „Goldjüngelchen, hier iſt ein Brief, den gieb morgen ab, und merk' Dir's, daß Du Niemand kennen mußt, der nicht will gekannt ſeyn.“ —

Am frühen ſchönen Herbſtmorgen ſtand er vor der Stubenthür des Nadlermeiſters Bidermann, an welchen ſeine Adreſſe lautete. Er klopfte, aber der Einwohner ließ ſich in ſeinem Morgenliede nicht ſtören, und erſt, nachdem er das ganze:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein ſtilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Seinen Wegen ab.

geſungen hatte, öffnete der fromme Mann dem Diebe die Thür: „Herein, mein Freund! Der Gerechte tritt über die Schwelle des Sünders.“ Mit Schrecken erkannte Eduard den ſchlichten Mann, welchen er vor dem Theater beſtohlen hatte; indeſſen war an Umkehren nicht mehr zu denken, und der Nadlermeiſter ſchien ihn nicht mehr zu kennen. Nachdem er den Brief geleſen, faltete er die Hände und ſprach:

„Mein Sohn kommt aus einer gar ruchloſen Geſellſchaft, wo der Brandwein mehr gilt, als des Herren Wort!“

„Sind Sie auch mit den Herrn dort verwandt, Herr Bidermann?“ —

„So wie Abel Kain's Bruder war und Joſeph von den elf Andern, und Loth Bürger von Sodom. — Die achten nichts da, für die giebt's keinen Sonntag und keinen Werkeltag, kein Gebot und keine Strafe, kein Geſetz und keine Liebe, keinen Wandel und keine Erbauung. Sie leben in den Tag hinein und ſaufen.“

„Aber der Herr Doctor hält doch auf Geſetz und Ordnung?“ —

„Aber er rebellirt gegen die hohe Obrigkeit, und fügt ſich nie in die Geſetze des Herren. Ein Winkelconſulent, der friedliche Bürger zu Proceſſen hetzt. Schriften verfertigt er gegen die Regierung und Gerichte, voller Gift und Galle, läßt ſich bezahlen und drückt die Armen. Und der ſaubere Ludwig Pritzke! Der iſt mit keinem Beſcheid, mit keiner Strafe von der Obrigkeit zufrieden, der muß immer appelliren und Recht haben, bis er ſich an den Leibhaftigen ſelbſt verappellirt hat. Und wie mag das mit unſerer Kaſſe zugehn? Ob ſie wol ein Schärflein den Armen geben? — Ich glaube, keinen rothen Heller. Ich werfe alle Sonntag meinen Zehnten in den Klingelbeutel, gebe obenein drei Bettlern Almoſen, und an jedem erſten Feiertage an ſieben. Wir ſind alle ſündige Menſchen, aber der Gerechte bittet nicht umſonſt. — Doch es iſt gut, mein lieber junger Menſch, daß ſie Dich zu mir geſchickt haben, denn Du kommſt aus einem Lande, wo es noch ſtille Leute giebt und ſcheinſt mir ſelbſt noch nicht ſo verdorben, daß das Weizenkorn bei Dir Unkraut trüge. Heute bleibe Du ruhig im Dachkämmerlein, am Abend wollen wir ſehn, was uns beſcheert iſt.“

Er faltete die Hände und führte ihn hinauf in das ſtill verſchloſſene Kämmerlein, wo unſer Held volle Muße zum Nachdenken fand. Wie reizten hier den Künſtler die Geräthſchaften des Nadlers. Er erkannte Hauptſchlüſſel, Dietriche, Hakenſtöcke, um Abends die Fenſter des Erdgeſchoſſes einzudrücken und Sachen herauszufiſchen, alles in muſterhafter Ordnung. Gegen Abend holte ihn ſein Wirth herunter und führte ihn durch mehrere Straßen in ein großes Haus, wo ſich Beide auf einem Heuboden verbargen. „Das Haus iſt leer, und Alle ſind auf dem Ball“ — flüſterte er ihm nach einer Stunde zu. Sie ſchlichen hinaus, und die Drachen führte Beide zur Thüre einer Parterrewohnung. Leiſe probirte man die Schlüſſel, und ſchon der zweite ſchloß. Noch aber widerſtand die Thüre dem Drucke. „Was iſt das? — rief der Nadler beſtürzt — das muß zugeriegelt ſeyn.“ — Er verſuchte nochmals. — „Ja, ein Riegel!“ — rief er erblaſſend aus und ließ die Hand ſinken.

Die Drachen fluchte und wiederholte den Spruch der Diebe: „Die Schlöſſer hat Gott gemacht, aber der Teufel die Riegel.“ —

„Alles, Frau Drachen — ſagte Bidermann — hat Er gemacht, und auch die Riegel ſind von ihm. Er läßt die Seinen nicht im Stiche. Eduard, mein Sohn, klettre durch's Hofſenſter.“

Eduard, kunſtgeübt, ſchwang ſich empor, drückte eine Scheibe ein, öffnete das Fenſter, ſtieg hinein, und öffnete von innen die Thür. In der reichen, verlaſſenen Wohnung fand man vieles Nehmenswerthe, doch wurde faſt nur Geld und Geldeswerth zuſammengepackt, und letzteres einem auf der Straße harrenden Mädchen zugeworfen. In einer halben Stunde war Alles in Ordnung, und die Drei kletterten nach einander auf die Straße hinaus. Kaum aber fühlte der letzte das Pflaſter unter ſeinen Füßen, als es hinter ihnen rief: „Diebe! Diebe! O les maudits!“ Im Rennen blickte ſich Eduard um, und bemerkte ein ältliches Weib, die hageren Arme aus den Fenſtern der kaum beraubten Wohnung ausſtreckend, und nach Gott, Polizei und Nachtwächtern rufend. Als er des Nadlers Wohnung erreichte, fand er dieſen in der entſetzlichſten Angſt. Er rang die Hände, und beſchwor Eduard, ihn nicht zu verrathen. Eduard konnte ſich des Lächelns nicht erwehren über die Muthloſigkeit des immer Gefaßten, als auch ſeine Miene ſich verzog. Die Polizei trat ein und arretirte Beide. Bidermann wurde ſchnell wieder der Heilige. Mit den Worten: „Was meine hohe Obrigkeit befiehlt, iſt gut und recht; thue Gutes und fürchte Niemand“ — folgte er in das Gefängniß.

In England tragen die Richter hohe Perüken und feierliche Amtskleidung, wenn ſie Gericht halten. Auch ſoll die Stimme der Meiſten ſo furchtbar tönen, daß ſie durch ganz London gehört wird. Eine ſolche Herkulesgeſtalt, mit Donnerkeilen im Mund, mit Blitzen in den Augen, mit Staubwolken zu beiden Seiten, wenn ſie den Kopf bewegt, kurz das Schrecken aller ehrlichen Leute, — erwartete Eduard zu ſehen, als ihn der Gefangenwärter nach drei Tagen in die Verhörſtube rief: „Dort ſitzt der Referendarius!“ — Eduard blickte auf, und ſah einen zarten, elegant gekleideten jungen Mann die Feder ſchneiden, einen Bogen falten, eintauchen, und ſich mit der ſanfteſten Stimme zu ihm wenden: „Wie heißen Sie?“ — Die donnerndſte Anrede hätte den Jüngling nicht ſo überraſchen können; aber größer wurde ſein Schreck, als er in dem inquirirenden Referendarius ſeinen Nachbar im Theater, jenen Cajus erkannte, der ihm das Portrait geſtohlen hatte. Er wurde blaß, aber auch Cajus warf einen ungewiß ſchüchternen Blick auf den ſchweigenden Inquiſiten. Er fuhr indeſſen mit milder, langſamer Stimme fort: — „Lieber Freund! Nicht hinter'm Berge gehalten. Wir wiſſen ſchon Alles; geſtehen Sie lieber, und die Strafe wird leichter. Sie haben in der — ſtraße die Shawls entfernt. Erzählen Sie, wie es dabei zuging?“ —

So unerwartet ihm der Anfang dieſer Inquiſition erſchien, ließ der Britte ſich doch nicht aus der Faſſung bringen, und rief mit lauter Stimme, und keck den Inquirenten anblickend:

„Beweiſen Sie mir's!“

Der Referendarius ließ vor Schreck die Feder fallen, welche einen großen ſchwarzen Fleck auf das Protokoll machte. Sein Mund ſtand halb geöffnet, ſeine kleinen, ſanften Augen wurden größer. Solche Frechheit war ihm noch nie vorgekommen.

„Schaffen Sie Zeugen,“ fuhr der Inquiſit fort, „ſo will ich Ihnen Alles erzählen. Eher keine Sylbe, Foltern giebt's nicht.“

Aus der ſteigenden Verlegenheit riß den Inquirenten ſein College, der, raſch eintretend, die Thüre hinter ſich zuwarf. Cajus, mit leichtem Anflug von Roth auf der Stirn, ſchob das Protokoll bei Seite, und ſtreckte ihm die Hand entgegen:

„Wie geht es Dir, Pomponius?“

„Schlecht! Mordſchlecht! In der ganzen Woche iſt nichts Ordentliches vorgefallen. Lumpereien! Ein geſtohlener Regenſchirm, höchſtens eine Uhr! — So groß die Reſidenz iſt, können wir doch Jahre lang auf was Großes warten. Ein bedeutender Einbruch, Straßenraub, Mord, Brandſtiftung — wo findet man die? — Nur die Traditionen aus beſſern, originellern Zeiten. Cultur raubt alle Kraft zum Zeugen von Männern. Wer ſich recht anſtrengt, bringt's höchſtens zu 'nem Wunderkinde; um Franz und Karl Moors zu produciren, ſind wir gleich ſchwach. — Könnt' ich nur den Menſchen treffen, der Dir neulich im Parquet die Brieftaſche ſtahl! Es war wenigſtens ein ſchlauer Taſchendieb, an denen es hier auch fehlt. Aber was haſt Du hier zu inquiriren?“

Eduard erröthete über das ihm geſpendete Lob. Indeſſen blätterte Pomponius in Cajus' Akten, und rief plötzlich:

„Glückſeliger! Wie — Der ſchönſte Einbruch ſeit ſieben Wochen, den haſt Du gekriegt? — Läuft's gleich auch nur auf Diebſtahl 'raus, es könnte doch eine Probearbeit werden. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, irgend auf eine Bande zu ſtoßen; aber bei uns ſind die ſeltener als ein vierblätteriges Kleeblatt.“ Dann unſern Helden muſternd, fuhr er fort: „Iſt dieß Einer der Thäter? — Wie? — Seh' ich recht — Sie, Sie? — O das thut mir wehe. — Ich hatte eine beſſere Idee von Ihnen, vor acht Tagen.“

„Ja, lieber Pomponius,“ ſagte Cajus, „obgleich der Menſch hartnäckig ſchweigt, iſt er doch ganz gewiß dabei geweſen, denn die franzöſiſche Mamſell hat ihn und den Nadlermeiſter erkannt.“

„Ach, Du verſtehſt mich nicht, Cajus,“ rief Pomponius; dabei möchte er geweſen ſeyn, aber, aber —“

„Daß er ſo hartnäckig läugnet,“ unterbrach Cajus.

„Nein, da thut er recht dran. Er iſt ein Engländer, er handelt ganz nach ſeinen Geſetzen. Ein Selbſtgeſtändniß iſt nichts, es muß ihm bewieſen werden. Der engliſche Richter warnt ſelbſt jeden Inquiſiten, ſich nicht gefangen zu geben. Als ob bei einer Hetzjagd der Hirſch gleich Anfangs umkehrte, niederknieete, und die Bruſt hinhielte zum Todesſtoß! Pfui, es wäre keine Ehre und keine Luſt. — Aber das thut mir leid, junger Mann, daß Sie bei Ihrer einnehmenden Phyſiognomie ſich nicht über den Dieb emporgeſchwungen haben. Ein gemeiner — Spitzbube, der furchtſam, nächtlich heranſchleicht, und feig mit der Beute entflieht. Ein Räuber, das iſt was anderes. Da gilt Kraft. Da iſt gewiſſermaßen eine Wette — wer obſiegt, der gewinnt. La bourse, ou la vie, wie Schiller ſagt. Er hat immer den Rabenſtein vor Augen, und das adelt ſein Leben zur Tragödie und zum Heroismus. Die engliſche Vorzeit hat große und gefeierte Räuber, wie den Robin Hood und ſeine Schaar. Aber auch Ihre Highwaymen ſind eine nicht zu verachtende Erſcheinung. Auf abgetriebenen Rennern, ſelbſt durch Hunger, Durſt und Strapazen halbe Skelette, fliegen ſie über die Landſtraßen, fordern, gleich den Rittern des Mittelalters, nach Fauſtrecht den Zoll von den Reiſenden, und beobachten doch alle Geſetze der Ehre. Ja, wenn es ſo etwas bei uns gäbe!“ —

Der junge Mann hat mich verſichert, in ſeinem ganzen Leben ſey ihm nie etwas Kränkenderes widerfahren, als dieſe Anrede des Referendarius Pomponius. Bis in die Fingerſpitzen habe es ihn gebrannt, dieſe rohe, materialiſtiſche Anſicht ſeiner Kunſt, mit aller Begeiſterung eines jungen Künſtlers, zu widerlegen. Nur das Gefühl der Schicklichkeit hätte ihn zurückgehalten. Er habe ſich aber damals vorgenommen, ſobald er durch redlichen Erwerb zu einiger Selbſtſtändigkeit gelangt wäre, eine Univerſität zu beziehen, und nach dem, dann gerade neueſten philoſophiſchen Syſteme ein Werk zu ſchreiben: „Der Diebſtahl, wiſſenſchaftlich begründet, oder die Kunſt, ein Spitzbube zu ſeyn.“ — Hierin ſollten die rohen Vertheidiger der romantiſchen Räuberei ſeine Geiſſel fühlen. Er hat aber den Vorſatz, der Cenſur wegen, wieder aufgegeben.

Da Cajus dem Inquiſiten kein Geſtändniß ablocken konnte, wurde er dem Inquiſitionsrath Zeibig übergeben, einem ebenfalls noch jungen und zarten, aber ernſteren Mann. Er trug geſcheiteltes, glatt heruntergekämmtes Haar, und ſprach mit einiger Salbung, aber auch auf dieſe Art wurde Eduard zu keinem Bekenntniß gebracht, und der ſchlaue Held entdeckte bald aus den Fragen, daß auch ſeine Mitſchuldigen mußten reinen Mund gehalten haben.

Als er nach einigen Tagen vorgelaſſen wurde, ſtand ſchon die Drachen im Verhörzimmer. Der Rath fragte: „Kennt Sie jenen Menſchen dort?“ — Mit ihrem widrigen Trotze entgegnete das Weib:

„Da müßte die Drachen älter ſeyn, als alle Spittelweiber, wenn ſie jeden Maulaffen, der's Pflaſter tritt, kennen ſollte. Ich habe ihn nie geſehn, und ſeh' ihn nicht, ich werde ihn nicht ſehn, und wenn mir die Juſtizien eine Brille auf die Naſe nageln: ehrlich währt am längſten!“

„Frau Drachen, Sie hat einen gottloſen Mund, und es ſind ſo viel Akten über Sie geſchrieben, als Sterne am Himmel ſind.“

„Was? — fuhr die Hexe auf — ſtämmte die Arme in die Seiten, und durchbohrte mit ihren Blicken den Richter. — Akten haben ſie über mich geſchrieben — höher, wie der Marienthurm, als der Herr Juſtiz noch in den Windeln lag — Akten werden ſie ſchreiben, ſo lange die Ungerechtigkeit regiert und 's Gänſe giebt zu Federbeſen und Juſtizien. Funfzigmal hab' ich vor der Juſtiz geſtanden — und verſteh' den Rummel ſo gut, als ein Dintenkleckſer am grünen Tiſche, aber Recht muß doch Recht bleiben, — wie der große Friedrich ſagt — und die Zeit kann kommen, wo ſich die ehrlichen Leute freuen. — He! Wie war's denn vor vierzig Jahren, als die Drachen vor'm Criminal ſtand! — In Ketten und Eiſen haben ſie mich gelegt, und ich habe gelacht und geweint, aber nicht geſtanden. Die Herren wurden ſchwarz, wie Zunder, und kriegten rothe Perücken, aber ich lachte doch noch. — Holla! Wie wurd's mit dem Criminale da? — Der Müller hat kein Waſſer und ſoll doch mahlen. He, womit ſoll er denn mahlen? womit ſoll er denn zahlen? — Holla, hoppei! Das ganze Hoppeichen kam auf die Feſtung — das ganze Criminal wurde leer, und ich unſchuldig. Es lebe der König!"

Der Richter legte, aufgebracht über die Ruchloſigkeit, die Feder fort, und entließ die Gefangene. Bald nach ihr trat aber ein anderer Bekannter unſeres Helden ein. Der Nadlermeiſter wiſchte ſich die Stirn, verbeugte ſich tief, und faltete die Hände. Der Richter fragte ihn mild: „Kennſt Du dieſen Menſchen?"

„Kennen, Herr Inquiſitionsrath? — Ich kenne ihn nicht — aber ich liebe ihn, weil er mein Bruder iſt, wie alle durch den Einen meine Brüder ſind. Ich habe ihn nie geſehn, bis er den Abend bei mir eintrat, und die Polizei nachkam."

„Bidermann! aber man hat Dich geſehen, wie Du mit ihm in der — ſchen Wohnung die Koffer erbrachſt" —

Der Nadler blickte zum Himmel, weinte einige Augenblicke, und ſprach dann ſehr ſanft und milde:

„Ich gehe nie nach 7 Uhr aus meinem Kämmerlein — da bete ich ſtill für die ſündige Welt. — Hat mich aber Jemand geſehn, wie ich einen Koffer erbrach, ſo war's der Leibhaftige, der mächtig iſt über die Sünder. Was muß ich es ſeyn, wenn Einer ausſieht durch ihn, wie ich? Ja, mein hoher und gerechter Herr Richter, Bidermann hat viel Feinde, und der Verſucher iſt nicht der Geringſte unter ihnen, aber der ſchlichte Bidermann hat auch hohe Freunde, die ihn nicht werden zu Schanden kommen laſſen."

Der Rath klingelte, und aus einer Nebenthür trat einer der beiden bekreuzten Bravo's, welche wir in der Verſammlung der ehrlichen Leute ſahen, faſt ſo trotzig wie dort, blickte den Nadler an, und erklärte dem Richter: „Das iſt der Menſch, welchen ich Sonnabend vor 8 Tagen um 9 Uhr Abends in ſeiner Wohnung traf."

Der andere Bravo beſchwor, daß er die ganze Zeit über bei ihm in der Stube geſeſſen. Bidermann hörte die Ausſagen, ohne eine Bewegung zu verrathen, an. Erſt als die beiden Männer mit einem Blick auf Eduard, wobei ſie dem Richter zunickten, das Zimmer verlaſſen, und der Inquiſitionsrath, des Nadlers Hand ergreifend, ſprach: „Sie haben nicht mehr geſagt, als was mein Herz längſt geſprochen," hub er an, die Arme über dem Kopf zuſammenſchlagend:

„O mein Herr Inquiſitionsrath — was mein Herr Richter ſagt, das geſchehe! Wenn meine hohe Obrigkeit ſagt: Gehe in's Gefängniß! ſo gehe ich gern hin, denn was hilft es vor dem, der Alles ſieht, wenn der Sünder ſagt: Ich bin unſchuldig! Ich appellire nicht, ich habe keinen Willen, ich dulde gern, und bitte nur, daß ich mir aus meinem Hauſe Schmolke's Wegweiſer darf holen laſſen, der in jenes Jeruſalem führt, von dem kein Gitter trennt, keine Mauer ſcheidet."

„Nein, mein Bruder," erwiederte der Inquirent, wie paßte ſolcher Sinn zu Ketten und Banden! Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſche Mamſell, die Hauptzeugin gegen Euch, den Diebſtahl ſelbſt begangen hat, denn eine Trödlerin erkennt ſie für diejenige Perſon, welche ihr von der geſtohlenen Waare angeboten und ſich darauf ſchnell wieder entfernt hat. Bei der auffallenden körperlichen Entſtellung dieſer Perſon iſt an eine Verwechſelung nicht gut zu denken. Zudem wurde uns angezeigt, daß der gottloſe Ludwig Pritzke wieder hier iſt und von der geſtohlnen Waare am Leibe trägt. Er iſt eingezogen, Alles wird ſich auflöſen — indeſſen habe ich Macht, Dich wieder in Freiheit zu ſetzen. Möge gegen jeden ehrlichen Mann ſo der Verdacht verſchwinden, wie ich im Herzen längſt von Deiner Unſchuld überzeugt war.

„Amen, Amen!" ſagte Bidermann.

„Auch von dieſem jungen Menſchen," fuhr der Rath fort, „iſt das Alibi beinahe erwieſen. Aber welche Verſtocktheit in dem Herzen, das ein ſo freundlich Schild im Geſichte trägt! Er giebt ja ſelbſt nicht einmal an, wo er am Abende geweſen. Wie kann ich ihn da frei laſſen, wo er durch ſein hartnäckig Schweigen den ſtärkſten Verdacht auf ſich ladet."

„Mein Herr Richter, überlaſſen Sie ihn mir nur drei Minuten, und ich will ſehn, ob der Geiſt nicht auch bei ihm ſtärker iſt, als das Fleiſch."

Nach einem ſtillen Geſpräch von drei Minuten zwiſchen Bidermann und Eduard, ging der letztere in ſich. Er weinte heftig und anhaltend, und bekannte darauf dem Richter unter Schluchzen, wie er an dem verhängnißvollen Abend auf einem Tanzboden ſich herumgetrieben.

„Richtig!" ſagte der Rath mit bedenklicher Miene, „aber warum weint Er bei dem Bekenntniſſe, warum koſtet es Ihm ſo viel Mühe, es auszuſprechen?"

„Die Moralität, Herr Inquiſitionsrath," ſagte Bidermann. „Er ſchämt ſich des lüderlichen Ortes. Ueberlaſſen Sie mir den jungen Menſchen; aus ihm kann noch etwas werden."

Sie waren frei, und zwei Ecken um das Gefängniß, als Eduard Walter ſtehn blieb, und, die Hände in beide Hüften geſtemmt, ganz gegen den britanniſchen Ernſt, aus voller Bruſt an zu lachen fing, Bidermann ſah ſich bedenklich um:

„Iſt das in England Mode, mein junger Herr, zu lachen. wenn uns die Vorſehung aus der Schlinge herausgezogen hat?"

„Nein, wahrhaftig nicht, denn da thut ſie's niemals. Mir wenigſtens iſt das noch nicht paſſirt, daß ich gehangen, und ſie mich noch bei Zeiten abgeſchnitten hätten. Das heißt dem Gericht eine Naſe gedreht, und der Zufall hat gut geſpielt."

„Eine gottloſe Rede! Da hat kein Menſch geholfen, keine Schulweisheit, kein heidniſcher Zufall — ſondern das Gebet frommer Menſchen. Wie würde ich's mit meinen ſchwachen Kräften, mit meinem ſchlichten Kopfe ſo lange vor dem hochgelehrten Richter ausgehalten haben, hätte mir nicht ein Höherer geholfen."

„Zum Leugnen!" parodirte Eduard.

„Du ſündiger Weltmenſch! Ich habe wol gehört von Deinem Dünkel. Aufgebläht von Schulgelehrtheit, will ſolch' ein junger Herr Alles erklären und ergründen und beſſer machen. Dünkel kommt vor'm Falle, aber die Demuth iſt die Wurzel alles Guten. Geh' in Dich, mein Sohn."

„Noch etwas, Meiſter, — ſagte Eduard — ich bin zwar für die Aufklärung, aber es geht doch über alle Begriffe, daß ſelbſt Diebe hier zu Gericht ſitzen. Der Referendarius, welcher mich verhörte, war derſelbe, welcher an jenem Tage, wo ich Euch zuerſt ſah, mir das Portrait meines Vaters aus der Taſche entwandte." — Der Meiſter lächelte:

„Iſt das all' Deine Klugheit? Geht die Weisheit Deiner Bücher nicht weiter? — Da ſiehſt Du, mein Sohn, wie der Herr Einen geblendet hat, der ſehen wollte und nicht glauben. Ich ſelbſt, mit ſchwachen Kräften, aber vertrauend, zog Dir, als wir einander in den Armen lagen, das goldgefaßte Bild aus der Rocktaſche. Du kannſt es bei mir einlöſen. Gott befohlen!"

Mit mancherlei Gedanken ſchlenderte Eduard am Abende durch die Straßen. Er ſuchte nach einem gelegentlichen Nachtquartiere. Aus ſeinen Träumereien erwachte er bei'm Anblick eines Kellerhalſes, — es war die Trödlerbude der Drachen. Er ſtieg die dunklen Treppen hinunter, und fand, zu ſeiner Verwunderung, die Bewohnerin zu Hauſe:

„Wie! Mutter Drachen, entſprungen?"

„Goldjüngelchen! Entſpringen iſt Thorheit, denn die Polizei hat Fallſtricke, die über Meer und Berg reichen, und ſie holt den Vogel aus der Luft zurück. Aber-durchgebiſſen hab' ich mich, und ohne Zähne — Worte ſchneiden mehr. Doch Mühe hat's gekoſtet, Euch, rare Brut, los zu kriegen. Thut nichts, der franzöſiſchen Mamſell mit der garſtigen Kehle gönn' ich das freie Quartier."

„Alſo die Unſchuldige muß leiden?"

„Damit die Unſchuldigen unter uns unſchuldig bleiben können. Um jeden Sperling machen wir nicht ſolche Faren. Aber der Bidermann hat Reputation und Gönner, und kann uns helfen; darum mußte dran geſetzt werden, was da war. Meine Muhme, die von einer alten Liebſchaft etwas franzöſiſch abgekriegt hat, ſtopfte ſich vorn und hinten aus, und wackelte mit den Shawls zur Judenfrau, und that ſo furchtſam, juſt wie die Mamſell, und es gelang ehrlichen Leuten auch 'mal was. Den Ludwig Pritzke aber, der nichts mehr verlieren kann, zeigte der Altmeiſter im ſynonymen Briefe, wie ſie's heißen, wo man verkehrt ſchreibt, — nämlich das hat er weg — an's Gericht an, und die beiden Herren haben geſchworen, und der Meiſter hat dem Richter vorgeweint, und ich ihm die Hölle heiß gemacht." —

„Und ſo ſind wir gerettet — ſagte Eduard — und können ſicher ſeyn."

„Wenn nicht das Kind, die Mine, die unten mit der Schürze am Fenſter ſtand und auffing, was uns der liebe Herrgott beſchert hatte, wenn die mir nur nicht weich wird. 'S iſt ein liebes Ding, kann keinem was abſchlagen, und wenn ſie hört, daß wir den Ludwig Pritzke in's Priſon gebracht haben, iſt ſie capabel, Alles zu verrathen. Sie ſitzt noch, und wenn ſie die recht in die Klemme nehmen, da ſteh' ich für nichts."

„Da iſt's in England beſſer," dachte der Jüngling bei ſich, als er auf dem einſamen Nachtlager ſaß; „der Spruch der Jury: „Nicht ſchuldig!“ iſt ein Triumph für den Freigeſprochenen, ein Trompetenſtoß, der die Nebel vor der Zukunft fortweht, daß ſie hinter uns ſich zu einem dichten Schleier über die Vergangenheit zuſammenziehen. Alles iſt vergeſſen und vergeben, während hier das ganze, lange, vergangene Leben mit allen ſeinen Unglücksfällen wie eine bleierne Schleppe dem Menſchen nachzieht, und ihn am freien Fluge, am frohen Genuſſe des Augenblickes und an der Ausſicht in die Zukunft hindert!“

Ernſt und Betriebſamkeit fördern das Glück des Menſchen. Auch unſer Held verſcheuchte bald durch raſtloſes Wirken in ſeinem Berufe jene Sorgen. Es verging kein Tag, von dem er hätte ſagen müſſen, er ſey verloren. So blieb er durch angeſtrengte Thätigkeit und immer frohen Muth in beſtändigem Erwerben. Aber Reichthum iſt nicht das höchſte Gut des Lebens. Es giebt höhere, die nicht mit Diamanten beider Indien erkauft werden.

Drei Betrachtungen nagten an ſeiner Zufriedenheit. — Er war abgegangen vom Pfade der Wahrheit. Er hatte gelogen, gefliſſentlich gelogen, als er dem Richter angegeben, er ſey während des Diebſtahls auf dem Tanzboden geweſen. Es war die erſte Lüge in ſeinem Leben. Die Erinnerung verwundete ihn tief. — Im Verlauf der Zeit kam ſein früherer Schlafcamerad, der Zunfloſe, wieder frei. Zerlumpt, unthätig trieb er ſich im Sonnenſchein und Nebel umher, und in der Erzählung ſeines Schickſals erkannte Eduard das traurige Loos Aller, die ſich in dieſem Staate ſeiner Kunſt widmen. Ein Kreislauf von Niederträchtigkeit und Elend; keine Pläne, keine Ausſicht. Wer zehn Jahr im Zuchthauſe gelebt, tritt wieder in die Welt, ſeine Freunde ſind todt, ſeine Connexionen gelöſt, ſelbſt die Schlöſſer der Häuſer ſind abgeändert, wie erſt die Anſichten und Vorſichtsmaaßregeln! Nichts hat er, als vier gute Groſchen, zum Zehrgeld bei'm Abſchiede erhalten, und damit ſteht er einer feindlichen Welt und tauſend Vorurtheilen gegenüber. Von jeder Thür zurückgewieſen, bleibt ihm nichts übrig, als von der nächſten Hecke die trocknenden Lumpen zu ſtehlen, um den Rückweg zum vorigen Unterkommen zu finden. Der Zunftloſe hatte gar kein Hehl, daß er es nie weiter zu bringen denke, als wieder bis zum Zuchthauſe. Er hüte ſich nur, allzuviel auf einmal zu ſtehlen, damit er nicht allzu lange hintereinander ſitzen müſſe. Mit gelegentlichen Freilaſſungen ſey dieß das bequemſte Leben. —

Ein dritter Gedanke griff tiefer ein. Er liebte. — Wie er auch mit aller Gewalt ſich deſſen zu entſchlagen ſuchte, immer kehrte er mit verſtärkter Macht wieder. Es überſchlich ihn, daß die hübſche Meißnerin ihn verabſcheuen müſſe, wenn ſie ihn ganz kennte. Wie konnte er hoffen, ſie von dieſem eingewurzelten Vorurtheil zu überzeugen. Er fühlte, Liebe und Kunſt waren unvereinbar, und es koſtete ihn alle Anſtrengung ſeiner Jugendkraft, der ſüßen Wehmuth zu widerſtehen, und treu zu bleiben dem, was er als Beruf erkannte.

Der Winter nahte, die Nächte wurden kälter, und noch immer hatte Eduard faſt kein anderes Obdach, als jene Hunde- und Wächterhütte, wo er unter Stroh und welkem Raſen ſeine Erſparniſſe verbarg. Zu ſpät bereuete er, ohne Paß oder Legitimation hergereiſet zu ſeyn. Ohne alle Documente war es ihm unmöglich, für die Dauer eine Wohnung zu finden, und zu häufiges Uebernachten in den Gaſthöfen durfte ihn verrathen. Zwar wäre bei ſeiner Geſchicklichkeit es ihm leicht geworden, irgend ein Document ſich zu verfertigen, aber mit edlem Unwillen verwarf er den kaum aufgeſtiegenen Gedanken. Er hatte nie betrogen. Aber ſein Unmuth, wie eine giftige Unkrautſtaude in feuchtem Boden, wuchs. In einer kalten, einſamen Nacht, als der Froſt an Händen und Füßen ihm den Schlaf verwehrte, hielt er folgendes Selbſtgeſpräch, worin er zuſammenfaßte, was ihn längſt an Zweifeln gequält, und was er auch hie und da ſchon im Einzelnen ausgeſprochen.

„Glückſeliges Albion! luſtiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Geſellſchaft von Gentlemen zu fliehen und unter Lumpengeſindel der Einzige zu ſeyn, der mit Bewußtſeyn lebt und handelt? Kann Stehlen Kunſt ſeyn, wo es ſo entſetzlich leicht gemacht wird durch die Unerfahrenheit der Beſtohlenen? Kann es Ehre ſeyn, wenn der Dieb ſich vor den milden Geſetzen nicht zu fürchten hat? — Ohne Oppoſition gedeiht nichts Gutes. Wahrheit muß durch Feuer und Schwert hindurch. Selbſt praktiſche Fertigkeit verliert ſich, wo Alles in die Hände getragen wird. Weichlichkeit reißt ein, wo keine Gefahr droht. Alt-Englands hölzerne Galgen ſtählten den Muth. Was giebt es hier dafür? — Eine Zunft — einen trunkenen Rabuliſten — einen Frömmler, beide ohne Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit. Gelingt es doch kaum, die einfachſte Aſſecuranzgeſellſchaft einzuführen! Und was wird für alle Nachtheile geboten? Brandmarkung! Die öffentliche Meinung wird nie den Dieb in Deutſchland adeln.“

Sein Beſchluß war gefaßt. Er wollte die Reſidenz verlaſſen. Noch einmal ſchlenderte er über den bunten Markt, der ſo oft Zeuge ſeiner ungewöhnlichen Thaten war, als er einen Zettel von hinten in die Hand gedrückt fühlte. Es war eine Beſtellung auf heut Abend zur Verſammlung der ehrlichen Leute: „Ed. W. ſoll ſein Meiſterſtück machen“ ſtand unterſtrichen am Ende.

Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht, rief Franz I. nach der Schlacht bei Pavia. Alles hätte auch Eduard im Stiche gelaſſen, um ſich von den Dieben hier zu trennen, nur die Ehre nicht. „Ich will Meiſter unter den ehrlichen Leuten, und dann ehrlich unter den Anderen werden“ ſchrieb er in ſein Tagebuch, und betrat am Abende die Verſammlung.

Hier herrſchte gewaltiger Lärm und große Beſtürzung. Der Altmeiſter drohte und flehte, die Weiber mit ihm; die Männer ſuchten einen aus ihrer Mitte zu beſchwichtigen. Nur nach vielem Fragen erfuhr Eduard, daß Ludwig Pritzke, aus dem Gefängniß entſprungen, Rechenſchaft für den begangenen Verrath fordere. Kein Zureden, durch längeres Verweilen die Geſellſchaft nicht in Gefahr zu bringen, half. Selbſt dargebotenes Geld konnte den Tobenden nicht beſänftigen. „Ich will keine Vernunft, ich will kein Geld, ich will keinen Troſt — ſchrie er — ich will Euch Alle in's Unglück bringen. Daran iſt mir gerade gelegen, das will ich partout, das freut mich, das hilft mir, das ſoll geſchehn!“

Jetzt brauchte man andere Mittel. Zwei freundliche Schweſtern aus der Geſellſchaft mußten den Unbändigen durch Schmeichelreden und Liebkoſungen beſchwichtigen, und ſeine wilde Kraft beugte ſich in ſo weit vor der Schönheit, daß er in gemäßigterem Tone fortfuhr:

„'S iſt nicht das allein. Das ganze Criminal hätt' ich mögen erwürgen, und Euch dazu. Als ich ſaß, unſchuldig wie ein neugeborn Kind von wegen dem, entdeckten ſie bei der Gelegenheit, daß ich drei Tage vorher, am Mittage, in 'nen Geldladen gebrochen war, indeß der Wechsler auf der Börſe ſaß. Das gab ein Leben, die Lumperei nannten ſie 'ne entſetzliche Frechheit, und — hört doch die Unverſchämtheit an — nachdem ſie mir tauſendmal im Urtel eine härtere Strafe darum gediktirt hatten, weil ich des Nachts geſtohlen, ſchärften ſie dießmal die Strafe, weil's am hellen Mittage geſchehen. Das machte mich toll, und ich fragte ſie: „Wann ſoll man denn ſtehlen?“

Der Erzählende wurde hier ſo wüthend, daß er mit den Fäuſten um ſich ſchlug, und ſelbſt die zarten Mädchen nicht ſchonte. Es gab kein anderes Mittel mehr, den Raſenden zu beruhigen, als vermöge künſtlicher Steigerung der einmal gereizten Leidenſchaft, ſie durch Uebermaaß zu vernichten. Man reichte ihm ſo viel Brandwein, bis er taumelte, und endlich ohne Beſinnung auf dem Boden lag, um wie ein Stein des Anſtoßes leicht gehoben zu werden.

„Es gilt heut, meine Freunde — ſagte der Altmeiſter, als ſich die Verſammelten um ihn drängten — das große Unternehmen. Die längſt gehoffte Stunde erſcheint, wo die — ſchen Eheleute zuſammen im Theater ſind. Im ganzen zweiten Stocke iſt Niemaud zu Hauſe, drinnen aber liegt aufgeſchachtelt und aufgehäuft eine Erbſchaft, welche die Tauſende überſchreitet. Je gefährlicher das Unternehmen iſt, um ſo nöthiger wird es, daß wir Alle mitwirken. Alle für Einen! — Einer für Alle! Jedermann wird als Wächter, als Leiter, als Auffänger, wie es iſt, gebraucht, ja, wenn es zum Schlimmſten käme, ſind unſerer ſo viel, um gleichſam einen Volksauflauf zu bilden, durch welchen der, den die Polizei ergreift, entkommen mag. Aber Einer allein muß die Hauptthat ausführen. Da es unmöglich iſt, durch Hausthüre und Treppen in die Wohnung einzubrechen, muß der Kühne über Dächer fort, durch einen Schornſtein ſich hinunterlaſſen in die Schatzgrube. Ihm allein wird das Aufbrechen der Koffer, das Sondiren, das Wählen und das Hinauswerfen auf die Staße übertragen. Er fühle, der Eine, welches Vertrauen in ſeine Redlichkeit, in ſeine Kenntniſſe, in ſeinen Geſchmack die Genoſſenſchaft ſetzt. Nur einem ausgezeichneten Kopfe, nur einem äußerſt geſchickten und ſchon bewährten Bruder konnte ſolche Ausführung überlaſſen werden, und, Eduard Walter, die verſammelten Väter haben Dir dieß Geſchäft als Probearbeit zugedacht.“

Ein Gemurmel ging durch den Saal, der Jüngling erröthete, denn ſolche Anerkennung des Verdienſtes war ihm noch nie geworden. „Muthig, mein junger Freund,“ ſagte der Nadler; — „wem Viel gegeben iſt, von dem wird auch Viel gefordert.“

Man theilte das Loſungswort aus: „Ehrlich währt am längſten.“ Es war keine Zeit zu verlieren. Mit ſpeciellen Anweiſungen der Vorſteher und unter den Gebeten des Nadlers ward Eduard in die Wohnung einer ſeiner Schweſtern geführt. Nachdem er vier Treppen bis in das Bodenkämmerlein der Schönen geſtiegen, öffnete ſie das kleine ſchräge Fenſter; der muthige Jüngling ſchwang ſich hinaus und klomm bis auf die Spitze des hohen Daches.

In alten Zeiten war es eine Strafe, auf dem ſcharfen Rücken eines hölzernen Eſels zu reiten. Eine größere wäre es geweſen, gleich unſerm Helden, reitend auf der äußerſten Kante der, nach alter Bauart, ſpitzen Dächer, über drei Häuſer hinweg zu rutſchen, um zu dem beſtimmten Schornſteine zu gelangen. Aber über alle Gefahren ſiegt das Ehrgefühl. — Eduard war nicht unbewandert in der neueſten deutſchen Literatur geblieben. Sein praktiſcher Scharfblick erinnerte ſich aller Derer, welche über Dächer und was dahin gehört, geſchrieben hatten. Er dachte an Hoffmann's Kater Murr und wünſchte ſich die Geſchicklichkeit dieſes edlen Thieres, als er mit Angſt und Schweiß, balancirend, den ſchweren Ritt begann. — „Allerliebſter Junge! nur nicht gefallen!“ flüſterte die Schöne aus dem Dachfenſter ihm herauf. Irdiſche Rückſichten konnten ihn nicht mehr feſſeln.

Aber plötzlich ſtrahlte der Mond hinter einer Wolke vor, und übergoß mit ſeinem Silberlichte den reitenden Jüngling und die Scenerie ringsum. Mit Schrecken bemerkte erſterer, daß er von mehreren Häuſern aus geſehen werden könne, und die Gegend war eine der bewohnteſten in der Reſidenz. Er rutſchte und rutſchte weiter, und gelangte auf das zweite noch höhere Haus. Der Mond und er waren jetzt die erhabenſten Gegenſtände. Beide deutſche Männer ſahen ſich bei'm Rendezvous groß an. Feindlich, dürfte man ſagen, denn niemals herrſchte ein gutes Verſtändniß zwiſchen Merkurs Schützlingen und der keuſchen Luna. Aber der Mond iſt aus der Mode gekommen. Alles ſchien in dem Geiſterlichte freier zu athmen. Welche Hieroglyphenſchrift in den erleuchtelen Giebeln! Plötzlich tönten die Glocken auf den hohen, ſchwarzen Kirchthürmen, denen der aufſteigende Mond nur allmählig ein weißes Hemde überwarf. Es ſchlug Sieben. Raubvögel flogen krächzend, durch den Klang aufgeſchreckt, von den Thurmſpitzen, und ein Habicht ſtreifte, Raub ſuchend, die Haare des einſamen Pilgers. Die Kälte, die Nachtluft erſtarrten ſeine Finger. Er blickte in die Tiefe, wie viel tauſend flimmernde Lichter zeugten vom Gewerbsfleiß der Bürger. Er blickte aufwärts in den klaren Vollmond, und fuhr erſchreckt zurück, denn das Geſicht darin warf ihm einen verwundenden Blick zu. Es zückte ihm etwas durch's Herz, als ſey er nicht auf rechten Wegen, und er war doch, durch eine gute Erziehung, frei von Aberglauben. Da glücklicher Weiſe pfiff es von der Straße herauf, ein Zeichen, daß ſeine Helfershelfer heranrückten; da rief er ſich ermannend zu: „Die Pflicht gebeut!“ und rutſchte weiter, bis er an den verhängnißvollen Schornſtein kam. Wie der Jüngling Caledoniens auf der Eiderjagd rückwärts jähe Felswände emporklimmt, ſo ſtieg Eduard beherzt den Rauchfang hinauf, warf einige Ziegelſteine von der Bedeckung ab, und fuhr in den Schlot hinein, bis ſein Gefühl ihm ſagte, daß er im zweiten Stocke ſey. Hier hielt er an. Doch rief ihm plötzlich die Stimme des Zweifels, immer geſchäftig bei großen Unternehmungen, zu: „Iſt dieß auch der rechte Schornſtein?“ Er tappte umher, fühlte das bezeichnete Ofenloch, kroch hindurch, und ſtand zu ſeiner Freude aufrecht in einem Ofen. Er horchte. Es regte ſich Niemand in dem Zimmer, und er drückte mit feſter Hand eine Ofenkachel nach außen ein, ſo daß ſein ganzes Geſicht einen freien Ueberblick des Zimmes gewann.

Verſetze Dich, geneigter Leſer, in Eduards Lage. Wenn Dir nun, wie jenem, ein heller Lichtſchein entgegen gedrungen wäre, und Du bei'm Nähtiſch jemand emſig arbeitend geſehen, was hätteſt Du gethan? Das junge Mädchen ließ erſchreckt das feine Kleid ihrer Herrſchaft fallen, und ſah ſich um, woher der Knall käme. Mit dem Licht an den Ofen tretend, gewahrte ſie den Kopf des Diebes, und fuhr im erſten Augenblick entſetzt zurück. In ſolchen Lagen allein bewährt ſich der Mann. Weniger auf dem Schlachtfelde; — da zeigt ſich, was Entſchloſſenheit vermag, wie Geiſtesgegenwart von keiner Widerwärtigkeit zu überwinden iſt.

„Um Vergebung, Mamſell,“ fragte Eduard, „wo komme ich nach der verlornen Gaſſe?“ —

An allen Gliedern zitternd, aber eine zweite Johanna, ſetzte das Mädchen das Licht nieder, und ſuchte nach einer Waffe. Sie fand nur ihre Nähnadel, und fuhr, in entſetzlicher Wuth die Furcht verbergend, auf das Geſicht des unglücklichen Abenteurers los. Stich auf Stich folgte, und es war beim engen Raume des Ofens dem Helden unmöglich, ſich zurückzubiegen, oder ſchnell unterzutauchen. Er ſchrie:

„Aber, Röschen! Röschen! Ich bin's ja. Kennſt Du mich denn nicht, Röschen?“ —

Das Mädchen hielt inne, und erkannte den Jüngling. Ein heller Schrei nach der erſten Pauſe des geiſterhaften Erſtaunens machte ihren Gefühlen Luft.

„Böſewicht!“ ſchrie ſie heraus, und es war kein Böſewicht eines freudig erſchrockenen Mädchens, das der lauernde Schalk im Dunkeln gefangen hält.

„Dienſt Du jetzt hier? Das iſt mir ja lieb zu wiſſen,“ ſagte er umherforſchend.

„Seit meine vorige Herrſchaft mich auf die Gaſſe ſtieß, weil ich Dir aufgeſchloſſen,“ rief ſie ſchluchzend.

„Liebes, gutes Kind! wenn ich das gewußt hätte! Ich glaubte, Du wäreſt im Freiſchützen. Aber ich errathe, es wird gewiß zu voll geweſen ſeyn. Hätteſt Du Dich nur an mich gewandt. Das nächſte Mal gehſt Du mit mir hinein. Verſprich mir das.“

Aber das Mädchen hatte ſich ermannt. Rüſtig ging ſie auf die Sache los, und fragte mit geſchwungener Nadel: „Du unverſchämter Spitzbube! Warum ſteigſt Du hier ein?“ —

Es wäre ihm leicht geworden, durch den Vorwand eines heimlichen Beſuches bei der Geliebten ſich zu entſchuldigen; ſeine Situation wäre dann natürlich, ſeine Rettung wahrſcheinlich geweſen. Doch, wie ſchon erwähnt, Unwahrheit war der Seele des Jünglings fremd. Er verſtummte. Das Mädchen brach in helle Thränen aus.

„Ach, Du biſt ein Dieb, ein gottloſer Dieb, wie ich's gleich dachte — und ich habe manche Nacht um Dich geweint, weil Du auf immer verloren biſt.“

„Liebes Röschen! Du haſt um mich geweint? — Hilf mir nur diesmal wieder aus der Klemme heraus, dann wollen wir zuſammen weinen.“

„Nein, Patron, nicht zum zweiten Mal. Dießmal geb' ich Dich an, denn Du kannſt durch Strafe vielleicht noch gebeſſert werden.“

„Aber, liebes Röschen, habe ich denn eine Sünde begangen?“

„Was? haſt Du nicht die Bibel geleſen? Steht nicht in den Geboten: „„Du ſollſt nicht ſtehlen?““

„Einige Gelehrten meinen, das könnte eine falſche Lesart ſeyn.“ —

„O Du Gottesläſterer! Verſteht ſich's denn nicht ſchon von ſelbſt, daß die Menſchen ehrlich ſollen ſeyn, denn wozu wären denn ſonſt die Galgen? Und wozu ſind Schlöſſer- und Riegelmacher? Und wie kann man denn fromm ſeyn, wenn man nicht ehrlich iſt!“

Eine innere Wuth, ähnlich dem Fanatismus der Liebe, die ſich ſelbſt martert, durchzuckte das Mädchen. Sie weinte bitterlich, und fuhr mit der feinen Nadel in den kleinen Fingern auf ihn los. Ihn immer in's Geſicht ſtoßend, rief ſie „Willſt Du wol ehrlich werden?“

Er ſchwieg, bis ſein ſtummer Schmerz die Peinigerin tiefer ſchmerzte, als den Geſtochenen.

„Beſtes Röschen,“ ſagte er, als ſie inne hielt, „Du weißt in Deiner Unſchuld nichts von der Spaniſchen Inquiſition; aber Gewalt kann keine Ueberzeugung widerlegen, Ueberzeugung fordert zur Widerlegung Ueberzeugung.“

„Dann werde ich Leute rufen, und der Richter wird Dich überzeugen.“

„Röschen! ruf' nicht die Leute, — zeige mich nicht an! Du biſt ſo hübſch, Du wirſt mich ſelbſt überzeugen können, — gieb mir Unterricht.“

Indem hörte Eduard von der Straße herauf dreimal pfeifen, ein Zeichen, daß die Einwohner ſich näherten. Er befand ſich in der ſchlimmſten Lage, denn an einen Rückzug durch den Schornſtein war nicht zu denken. — „Röscher, Röschen! laß mich durch, laß mich entſchlüpfen, ich will gewiß beſſer werden, ich will ehrlich werden, was Du darunter verſteheſt. Ich fürchte mich nie vor dem Richter, aber ich ſchäme mich vor ihn zu treten. — Röschen, laß mich nur dießmal los.“

„Nein, ſo leicht wird Dir's nicht. Du daurerſt mich recht ſehr, aber ich traue Dir noch nicht. Ich will Dich jetzt nicht verrathen, aber Du magſt hier eingeſperrt bleiben zur Strafe, und bis Du Dich überzeugſt. Morgen Abend um dieſe Zeit frage ich wieder nach.“ Es pfiff jetzt viermal, ein Zeichen, daß die Einwohner in's Haus getreten waren.

„Grauſame! — rief der Jüngling — mein ganzes Glück, meine Hoffnung liegt nur in Deiner Hand. Gieb mir die Ofenkachel. Ich verſpreche Dir, mich zu beſſern, und nicht zu entfliehn.“ —

„O dafür iſt geſorgt,“ ſagte das Mädchen, „die Thüre verſchließe und verriegle ich in der Nacht, und durch die eiſernen Fenſtergitter entſpringt kein Dieb.“

Kaum war die Kachel eingeſetzt, als die Herrſchaft aus dem Theater zurückkehrte. Herr und Frau unterhielten ſich über den Freiſchützen. Sie gehörten zu den Aufgeklärten und waren der Meinung, daß die öffentliche Darſtellung ſolches Aberglaubens verderblich für das Volk ſey. Was Eduard mehr Freude machte, war Röschens muſterhaftes Benehmen auf die Fragen ihrer Herrſchaft. Ohne zu lügen, verbarg ſie ihr Geheimniß, und Eduard ſchwur bei ſich: „Dieſes Mädchen will ich heirathen und glücklich machen!

Aber die Leute unterredeten ſich ſo langweilig, und Eduard wollte in ſeinen Gedanken nicht geſtört werden. Jugendlicher Muthwille wurde auch von dieſer gepreßten Lage nicht unterdrückt. Gerade während die alternden Eheleute über die Thörigkeit des Spukes ſich weitläufig ausließen, fing er zu ſpuken an. Er war ein Menſchenkenner. Sein Seufzen, Röcheln, Stöhnen, ſein ferner Wehruf verſcheuchte die Aufgeklärten, und um Mitternacht war Eduard mit ſich und ſeinen Gedanken allein; die Thüre aber war feſt verſchloſſen. — Doch die Nacht war lang, und er müde vom Stehen. Er verſuchte ſich niederzukauern, es war unmöglich in dem engen Gefängniſſe. Die Qual der Langeweile vermehrte, daß durch den offenen Schornſtein jeder Glockenſchlag ihm in's Ohr gellte. Wie viel Schläge ſollten noch tönen bis zu ſeiner Befreiung! Am Morgen gegen drei Uhr weckte ihn ein Geräuſch aus einem leichten Schlummer. Es ſchien, als ſpräche Jemand in großer Entfernung zu ihm. Doch, aller Anſtrengung ungeachtet, konnte er nichts verſtehen. Jetzt raſſelte etwas den Schornſtein herab und fiel neben ihm nieder. Eduard, welcher alle Präparate bei ſich trug, zündete mittelſt ſeiner Phosphorflaſche ein Wachsende an, und ſah nach. In der Schornſteinöffnung lag ein Papier, an einem Steinchen durch eine Schnur befeſtigt, welche in die Höhe reichte. Eduard entfaltete den Zettel und las folgende Worte:

„Bruder! wir wiſſen Deine Noth. Zwei Burſche werden Dir vom Dache herab ein Seil zuwerfen, durch welches Du leicht den Schornſtein hinaufklimmſt. Vertrau! — Ehrlich währt am längſten.“

Ohne ſich zu beſinnen, ſchrieb Eduard auf den Zettel mit Bleiſtift: „Ein Ehrenwort hält mich gefangen, und die Ueberzeugung zwingt mich, hier zu bleiben. Schont Eure Kräfte. E. W.“

Er ſchnellte den Bindfaden in die Höhe, und war froh. Man zog die Schnur hinauf, und kaum fühlte auf viele Stunden der edle Gefangene die unbequeme Lage ſeines Körpers, Durſt und Hunger. Sein Geiſt war frei.

Um 8 Uhr am folgenden Abend öffnete Röschen die kleine Ofenthür, und rief hinein: „Willſt Du nun ehrlich und fromm werden?“ — Der Gefangene erwiederte: „Alles will ich werden und thun, liebes Röschen! nur nichts gegen meine Ueberzeugung.“ Schnell klappte das Mädchen die Thüre wieder zu, indem ſie rief: „Dann bleibe nur noch vier und zwanzig Stunden bis die Ueberzeugung fort iſt.“

Acht und vierzig Stunden hungern, dürſten, mit zerſtoßenen Gliedern auf ſcharfen Ecken ruhen, und dazu noch fürchten und lieben, hat wol ſchon eiſernere Ueberzeugungen, als die unſeres Helden, überwältigt. Als am nächſten Abende Röschen fragte: „Was iſt Stehlen?“ ſo antwortete eine ſehr klägliche Stimme: „Stehlen iſt eine Sünde, welche ich mir nie mehr will zu Schulden kommen laſſen, wie ich Dir, liebes Röschen, feierlich an dieſem feierlichen Orte verſpreche.“

„Dann magſt Du 'rauskommen“ — ſagte ſie. Mit dem Sagen war es indeſſen nicht allein gethan, ſie mußte ſelbſt Hand anlegen, um dem faſt Verkommenen durch die kleine Ofenthüre herauszuhelfen. Als er nun vor ihr ſtand, hätte ſie weinen mögen über die klägliche Geſtalt des hübſchen Jungen, und ſie fiel ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, indem ſie fragte: „Und Du wirſt doch gewiß auch nicht mehr ſtehlen?“ — „Ein Wort iſt ein Wort,“ antwortete er.

Röschen erquickte mit erſparten Leckerbiſſen den Verhungerten, und nachdem ſich Beide ewige Treue gelobt, ließ ihn die hübſche Sächſin zur Flurthür hinaus, und er rannte, glücklicher als der entkommene Galeerenſclave, in's Freie.

Nach einem erquickenden Schlafe eilte er zum Verſammlungsorte der ehrlichen Leute, um auf offene, redliche Weiſe von ihnen zu ſcheiden. Zu ſeiner Verwunderung fand er Niemand im ganzen Hauſe, wo ſonſt wenigſtens drei bis vier alte Weiber Wache hielten. Auch begegnete ihm kein Bezirkswächter. Der Nadlermeiſter war der erſte Bekannte, den er zu Hauſe traf. Wie verwunderte ihn aber deſſen Anrede:

„Ich kenne Sie nicht; was wollen Sie bei mir?“

„Ich bin Eduard Walter, Ihr Zögling.“

„Fort, fort,“ rief Bidermann, „ſündige Erinnerung.“

„Biſt Du nicht der Nadlermeiſter Bidermann?“ fragte Eduard.

„Ja, Kind, das war ich. Jetzt bin ich ein neuer Menſch.“

„Kein Dieb mehr?“ —

„Pfui, das bin ich nie geweſen; nur aufbewahrt habe ich dann und wann, was man zu mir trug. Ich habe meinem Nächſten geholfen. Wenn das Sünde war, ſo war ich mit Blindheit geſchlagen.“

„Und wo ſind die andern Diebe?“

„Die Polizei hat ſie abgeführt, ich kenne keinen mehr.“

„Wie kam das?“

„Weil Satanas Macht hatte durch's ſündige Fleiſch über den unſterblichen Geiſt, — das ſündige Weibsbild, die Mine, mit den rothen Backen und freundlichen Augen, hinter welchen die Schlange lauerte, die immer dem Saufbolo Pritzke anhing — die vergaffte ſich in die hohe Obrigkeit, als ſie inquirirte, in das zarte Geſicht des Referendarius Cajus, und da redete er ihr denn zu, bis ſie Alles ausplauderte, — Alle verrieth, und die Polizei uns bei den Haaren griff. Kaum rettete mich mein unbeſcholtener Lebenswandel. Es war eine ſchlimme Zeit — lieber Eduard — aber Alles war vielleicht nur Trug und Liſt. Sieh' mal, weiß doch der Menſch kaum, wenn er wacht, ob er nicht träumt, und wenn er träumt, ob er nicht wacht. So beſchleicht uns die Sünde in unſerer Schwachheit. Wir wiſſen nicht was wir thun. Da kommt mir ſo der Gedanke, ob ich nicht von der gottloſen Geſellſchaft nur geträumt habe, und daß die lieben Engel mich vielleicht nur in ſüßen Schlaf gewiegt haben, um mich recht von der Schändlichkeit des Diebsgeſindels zu überzeugen! Nun bin ich aufgewacht!“

„Ueberzeugen? — fiel Eduard ein — à propos ich bin auch überzeugt, daß Stehlen nicht ganz recht iſt, und will künftig ehrlich werden, wie ſie's in der Welt verſtehn.“

Bidermann ſchlang die Hände um den Wiedergewonnenen: „So ſtehen hier zwei Ueberzeugte, die ein neues Leben anfangen wollen.“

Er reichte ihm das Portrait ſeines Vaters, ermahnte aber noch den Scheidenden, daß, wenn auch, was ſie bisher darunter verſtanden, keine Ehrlichkeit geweſen, doch auch die Ehrlichkeit, was die Welt darunter verſteht, nicht über alle Zweifel erhaben ſey.

Eduard, als ich ihn zuletzt ſah, war im Begriff, aller Verfolgungen ledig, ein ordentliches Leben zu führen und das ſchöne Röschen, ſeine Bekehrerin, zu heirathen. Er hoffte auf eine Anſtellung bei'm Theaterweſen, wozu ihn einerſeits ſeine Geſchicklichkeit im Maſchinerieweſen, andererſeits der Umſtand berechtigte, daß er das Manuſcript jenes Trauerſpiels vernichtet, ein Dienſt, den die General-Intendantur ihm ſehr hoch anſchlägt.

Emilie Harms,

Abkömmling der adelichen Familie von Oppel, ward 1757 zu Gotha geboren, heirathete den durch ſeine Streitigkeiten mit Hannover bekannten 1818 zu Erfurt verſtorbenen Landrichter von Berlepſch, ließ ſich aber von ihm ſcheiden und gab im Jahre 1801 ihre Hand dem Amts- und Domänenrath Harms zu Redirin bei Schwerin. Nachdem ſie ſeit 1807 bis 1813 auf dem Gute Erlebach am Zürcher-See gelebt hatte, kehrte ſie nach Schwerin zurück, begab ſich von dort 1828 nach Lauenburg und ſtarb daſelbſt am 27. Juli 1830.

Von ihr haben wir:

Sammlung kleiner Schriften und Poeſien. Göttingen 1787. 1 Thl.

Sommerſtunden 1r. (einziger) Band. Zürich 1794. Neue Ausg. Zürich 1811.

Kaledonia. Hamburg 1802 — 1804, 4 Bde. in 8.

Einige Bemerkungen zur richtigen Beurtheilung der erzwungenen Schweizer-Revolution u. ſ. w. Leipzig 1799.

Einzelne Gedichte, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Eine edle und treffliche Frau, deren Andenken in jeder Hinſicht verdient, vor der Vergeſſenheit bewahrt zu werden. Als Schriftſtellerin zeichnet ſie ſich beſonders durch die Feinheit und Reife ihrer Anſichten, einen äußerſt gebildeten Styl und eine ſehr hübſche und gewandte Darſtellungsgabe aus. — Ihre poetiſchen Leiſtungen ſind correct und fließend aber nicht eben bedeutend: ihr größeres Werk Kaledonia gehört dagegen noch jetzt zu den beſten und unterhaltendſten Beſchreibungen dieſes eben ſo merkwürdigen als intereſſanten Landes.

Klaus Harms,

ward den 25. Mai 1778 zu Fahrſtedt im Holſteinſchen geboren, wurde bis zu ſeiner Confirmation in der daſigen Elementarſchule und von dem Prediger ſeines Geburtsortes in den Anfangsgründen der lateiniſchen und griechiſchen Sprache unterrichtet und unterſtützte dann erſt ſeinen Vater und zuletzt ſeine Mutter bis 1797 in der Mühlen- und Landwirthſchaft. Nun aber erwachte mächtiger als je in ihm die Neigung für wiſſenſchaftliche Studien, weshalb er nach Verkauf der Mühle die Schule zu Meldorf bezog und ſeit 1799 zu Kiel Theologie ſtudirte. Nach Abſolvirung ſeiner Studien und Bekleidung einer Hauslehrerſtelle wählte ihn die Gemeinde zu Lauden in Norderdithmarſchen 1806 zu ihrem Diakonus, worauf er 1816 als Archidiakonus nach Kiel kam. Die Univerſität ertheilte ihm ſpäter die Würde eines Doctors der Theologie, und die Regierung ernannte ihn an des geſtorbenen Conſiſtorialraths Fock Stelle 1835 zum Kirchenpropſt und Hauptpaſtor zu St. Nicolai daſelbſt.

Er gab heraus:

Winterpoſtille. Kiel 1808. 4. Aufl. 1820.
Sommerpoſtille. Ebendaſ. 1815, 2 Thle. Neue Aufl. 1826.
Die 95 Theſes Luthers mit andern 95 Sätzen begleitet. Kiel 1817. (Ein Anſchlag an die daſige Univerſitätskirche zur Feier der Reformation und als Rüge der Gebrechen der proteſtantiſchen Kirche.)
Vermiſchte Aufſätze. Kiel 1817.
Zwei Reformationspredigten. Ebendaſ. 1817.
Briefe, meine Theſes betreffend. Ebendaſ. 1818.
Chriſtologiſche Predigten. Ebendaſ. 1821.
Predigten über das Abendmahl. Ebendaſ. 1822.
Neue Winterpoſtille. Ebendaſ. 1822.
Neue Sommerpoſtille. Ebendaſ. 1827.
Geſänge für die Andacht. Schleswig 1829.
Paſtoraltheolgie. Kiel 1830 — 1831. 2 Bde.
Von der Heiligung. — In neun Predigten. Kiel 1833.

Außerdem einzeln:

Daß es mit der Vernunftreligion nichts iſt. Kiel 1819.
Von der Erlöſung. Ebendaſ. 1830.
Einzelne Predigten, Controversſchriften u. ſ. w.

Streng orthodox aber echt fromm hat Harms einen großen Theil ſeines Lebens dem Kampfe für die Reinheit des Glaubens und der Kirche nach ſeinen Anſichten geweiht, und iſt, wenn auch nicht ſtets ſiegreich, doch ſtets höchſt ehrenwerth aus demſelben hervorgegangen. Was er auf dieſem Felde geleiſtet, kommt uns zu beurtheilen nicht zu, da es über die Grenzen dieſes Werkes hinausgeht. — Als Kanzelredner aber zeichnet er ſich aus durch echt religiöſe Begeiſterung, Wärme, Innigkeit, Reichthum der Anſchauung und gewaltige Kraft der Sprache. —

Wilhelm Harniſch

ward den 28. Auguſt 1786 zu Wilsnack im Brandenburgiſchen geboren, widmete ſich nach vorhergegangener wiſſenſchaftlicher Vorbereitung dem Studium der Philoſophie und Pädagogik, wurde Dr. der Philoſophie und Director des Schullehrerſeminars zu Breslau, von wo er in gleicher Eigenſchaft nach Weißenfels verſetzt wurde.

Seine Schriften ſind:

Der Schulrath an der Oder. Breslau 1814 ff. mit Daniel Krüger.
Leben des 50jährigen Hauslehrer's Felix Kaskorbi. Breslau 1817. 2 Thle.
Erſtes und zweites Sprachbuch. Ebendaſ. 1818. N. 1832.
Die Aufſatzlehre. Ebendaſ. 1819.
Handbuch für's deutſche Volksſchulweſen. Leipzig 1820. 2. Ausgabe 1829.
Land- und Seereiſen für die Jugend. Ebendaſ. 1821 ff.
Der Volksſchullehrer, Fortſetzung. Halle 1823 ff.
Die Weltkunde. Breslau 1817; 4. Aufl. Breslau 1827, 3 Thle.
Das preußiſche Sachſenland. Weißenfels 1827, 2 Thle.
Der Himmelsgarten. Ebendaſ. 1827.
Sonntagerzählungen des Grafen Ruggenroth. Ebendaſ. 1827.
Anweiſung zum Unterricht im Chriſtenthum. Halle 1828.
Die deutſche Bürgerſchule. Halle 1830.
Vollſtändiger Unterricht im evangeliſchen Chriſtenthum. Halle 1831. 2 Thle.

Ein ſehr tüchtiger Schulmann, der durch That wie Schrift ausgezeichnet wirkte; namentlich iſt ſein Leben des Hauslehrers Kaskorbi ein, auch für das größere Publikum höchſt beachtenswerthes Werk.

Johann Georg Karl Harrys.

Von ihm iſt bloß bekannt, daß er den 19. Januar 1781 zu Hannover geboren wurde, größere Reiſen machte und dann in ſeiner Vaterſtadt eine Anſtellung als Hoſpitalinſpektor erhielt, wo er jetzt nach erfolgter Penſionirung ſeinen belletriſtiſchen Neigungen lebt.

Er ſchrieb:

Politiſches Quodlibet oder muſikaliſche Probekarte. Schwank. Hannover 1814 in gr. 8, mit 37 Holzſchnitten.
Das Guckkäſtchen. Ebendaſ. 1814.
Taſchenbuch militäriſcher Geſänge. Ebendaſ. 1822.
Blitzableiter für melancholiſche Gewiſſensſchauer. Ebendaſ. 1823 in 8.
Taſchenbuch dramatiſcher Blüthen. Ebendaſelbſt 1825 — 1827. 3 Jahrg. in 16.
Das Buch mit 4 Titeln. Leipzig 1826. in 8.
Zur bunten Lachtaube. Ebendaſ. 1829, 2 Bde. in gr. 12.

Gift gegen Lange-Weile. Celle 1834. 2 Thle. in 8.

Die Poſaune. Zeitſchrift. Hannover 1834. Fgde.

Ein hübſches, gefälliges, harmloſes Talent, das ſich beſonders in kleinen Luſtſpielen und dramatiſchen Poſſen, meiſt nach dem Franzöſiſchen, mit Erfolg verſuchte.

Georg Philipp Harsdörfer,

Sprößling eines böhmiſchen Adelsgeſchlechtes, das ſich ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert in Schwaben ausgebreitet und in den dortigen Reichsſtädten die höchſten Aemter bekleidet hatte, ward den 1. November 1607 zu Nürnberg geboren. Von ſeinem durch Gelehrſamkeit und auf vieljährigen Reiſen geſammelte Menſchenkenntniſſe ausgezeichneten Vater erhielt er bei eignen Talenten eine ſo treffliche Erziehung, daß er ſchon 1623 mit Nutzen die Univerſität zu Altorf und 1626 die zu Straßburg beſuchen konnte. Nachdem er dann durch 5jährige Reiſen in Frankreich, England, Holland und Italien ſich ſprachlich, wiſſenſchaftlich und für die Welt ausgebildet, ſandte ihn der Rath ſeiner Vaterſtadt 1631 mit deren Abgeordneten nach Frankfurt, wo er ſich des ihm geſchenkten Vertrauens ſo würdig bewies, daß er zuerſt Aſſeſſor beim Untergericht und kurz darauf Mitglied des hohen Rathes zu Nürnberg wurde. Seinem vielſeitigen nützlichen Wirken als Staatsmann, Mitglied des Palmordens, der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft und der von ihm 1644 mit ſeinem Freunde Johann Klaj (Clajus) geſtifteten Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer ſetzte ſein früher Tod ein Ziel. Er ſtarb den 22. September 1658 geſchätzt und geprieſen von ſeinen Mitbürgern und Fremden, Fürſten und Untergebenen, wegen ſeiner ungewöhnlichen, vielſeitigen ſprachlichen, wiſſenſchaftlichen und humaniſtiſchen Kenntniſſe und geliebt wegen ſeiner Humanität, Rechtſchaffenheit und Tugend.

Wir haben von ihm:

Diana, aus dem Spaniſchen. Nürnberg 1634 in 8.

Frauenzimmergeſprächſpiele. Ebendaſ. 1641. 2 Thle. Neu und vermehrt herausgegeben als Geſprächſpiele. Nürnberg 1642—1649, 8 Thle. in 12.

Der ſchönen Diana 3. Theil, aus dem Spaniſchen. Nürnberg 1646 in 12.

Der königliche Katechismus, aus dem Franzöſiſchen. Nürnberg 1648 in 8.

Herzbewegliche Sonntagsandachten nach den Evangelien ꝛc. Nürnberg 1649 in 8.

Poetiſcher Trichter, die deutſche Dicht- und Reimkunſt in 6 Stunden einzugießen. Ebendaſ. 1650—1653. 3 Thle. in 8.

Großer Schauplatz Luſt- und lehrreicher Geſchichten, Frankfurt 1650. 1651. 2 Thle. in 12. Hamburg 1669 in 8, Holländiſch. Utrecht 1670 in 8.

Nathan, Jotham und Simſon. Nürnberg 1650 u. 1651, 2 Thle. in 8.

Herzbewegliche Sonntagsandachten nach den Epiſtelterten ausgemahlet ꝛc. Ebendaſ. 1651 in 8.

Die Fortpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft. Ebendaſ. 1651 in 4.

Philoſophiſche und mathematiſche Erquickſtunden. Nürnberg 1651 und 1653, 2. und 3. Thl. in 4. (der 1. Theil war Ebendaſ. 1636 in 4. von Daniel Schwenter herausgegeben worden.)

Großer Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeſchichten. Frankfurt 1652. 8 Thle in 12. Hamburg 1666. Holländiſch. Utrecht 1670 in 8.

Hiſtoriſches Fünfeck des Herrn von Bellag ꝛc., aus dem Franzöſiſchen. Frankfurt 1632 in 12.

Heraklitus und Demokritus ꝛc. Nürnberg 1652 in 12.

Groß Tricinir- oder Vorlegebuch, zum 2. Mal vermehrt und mit neuen Kupfern gezieret. Ebendaſ. 1652. in 8.

Die Offenbarung der verborgenen Wohlthaten Gottes. Frankfurt 1653, 12.

Der Mäßigkeit Wohlleben und der Trunkenheit Selbſtmord. Ulm 1653 in 12.

Geſchichtſpiegel oder hundert denkwürdige Begebenheiten. Nürnberg 1654 in 12.

Refuge's kluger Hofmann. Nürnberg 1655 in 8.

Ars apophthegmatica, oder Kunſtquelle denkwürdiger Lehrſprüche und ergötzlicher Hofreden. Nürnberg 1655. 1656, 2 Thle. in 8.

Deutſcher Secretarius. Nürnberg 1656, 2 Thle. in 8. Vermehrte neue Aufl. Ebendaſ. 1659. in 8.

Die hohe Schule geiſt- und ſinnreicher Gedanken, vorgeſtellt durch Dorotheum Eleutherum Meletephilum. Nürnberg 1656 in 12.

Hundert Andachtsgemälde. Ebendaſ. 1656 in 4.

Unter dem Namen Strefon mit Clajus.

Pegnitziſches Schäfergedicht. Ebendaſ. 1644 in 4.

Seine wichtigſten lateiniſchen Schriften ſind:

Cato Noricus, in obitum J. F. Löffelholzii. Norimbergae 1604. 4.

Porticus virtutis. Ibidem 1641. 4.

Specimen philologiae Germanicae. Ibidem. 1646. 12.

Sophista sive Pseudopolitica et Logica sub schemate Comoediae repraesentata. Ibidem 1647. 12.

De quadratura Circuli. Ibidem 1652. 4.

Harsdörfer's Weſen und Leiſtungen werden von Bouterwek (Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit. Th. 10. S. 180. folgde.) treffend mit folgenden Worten characteriſirt: Für einen vortrefflichen Dichter wurde H. zu ſeiner Zeit, eben ſo allgemein als für einen großen Gelehrten, gehalten. Er war weder das Eine noch das Andere; denn ſeine Gelehrſamkeit beſtand nur in einer ſehr ausgebreiteten, aber auch ſehr oberflächlichen Beleſenheit, von der er als gewandter Schriftſteller reichlichen Vortheil zu ziehen wußte; und ſeine poetiſchen Schriften ſind, ein Paar Liedchen ausgenommen, nur Verſuche, gemeinnützige Wahrheiten, nach ſeinem Geſchmacke, auf eine ſinnreiche Art einzukleiden. Ueberhaupt galt dieſem lebhaften Kopfe das Sinnreiche nächſt dem Gemeinnützigen über Alles. In jedem ſeiner poetiſchen ſowohl als proſaiſchen Producte ſollte ſich eine beſondere Art von Witz zeigen. Seine Muſter waren die damals glänzenden, ſchönen Geiſter aus den witzelnden Schulen des Marino und Loredano. Aber ungeachtet der vielen, oft kleinlichen, oft ganz geſchmackloſen Spielereien, denen Harsdörfer, um immer geiſtreich zu erſcheinen, ſich hingab, blieb er ein verdienſtvoller Mann von kräftigem und geſundem Verſtande.

Vergl. — Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften in Meißner's Quartalſchrift für ältere Literatur und neuere Lecture, Jahrgang 1783. St. II.

Die verliebte Selbſt-Mörderin*).

Die Liebes-Neigung bey der Jugend kan mit Fug blind genennet werden, indem der Verſtand dardurch ſo geblendet und vertunckelt wird, daß ein ſolcher auch wieder ſich ſelbſten zu wüten und zu raſen pfleget, daher Sirach recht ermahnet, man ſolle doch in allen Sachen das Ende bedencken, ſo werde uns ſolches von den Sünden abhalten. Wann man aber dollkühn durchbrechen will, ſo ſetzet man ſich unbedacht in Leibs und Seelen Gefahr, wie unter andern, auch auß folgender Geſchichte zu erſehen ſeyn wird.

2. Ein Rechtsgelährter zu Orleans hatte eine ſehr ſchöne

---

*) Aus G. P. Harsdörfer's großem Schauplatz jämmerlicher Mordgeſchichte. Hamburg 1666. S. 511 fgde.

Tochter, Namens Margarita, welcher höffliche und holdſelige Sitten über alle maſſen liebte ein Student, Wilhelm genannt, deſſen Jugend gute Geberden und Verſtand der Jungfrauen nicht entgegen waren. Einſten, als ſie mit andrer Geſellſchafft ſpatzierten, und dem Studenten zu ſingen auffgeleget wurde, ſein Pfand in dem Geſprächſpiele wieder zu löſen, hat er ein Liedlein folgendes Innhalts von dem Irrgarten, bey welchem ſie waren, hören laſſen.

1.

Meine Sinne ſind verwirret,
und auff jedem Weg verirret,
mehr als dieſer Labyrinth.
Ich pfleg' hin und her zu wallen,
bald zu ſtehen, bald zu fallen,
folgend einem blinden Kind.

2.

Ich bin Theſeus welcher irret,
den der Zweiffel-Gang verwirret;
aber auß dem Labyrinth,
werd' ich durch den Faden wallen,
Ariadne zu gefallen,
den ich an den Eingang bind.

4. Nach deme nun unter dieſen zweyen auß der Kundſchafft Freundſchafft, auß der Freundſchafft Vertraulichkeit, auß der Vertraulichkeit brünſtige Liebe worden, ſind ſie bey einer Baſen der Margareta vielmals zuſammen gekommen, weil jhr Vatter ein ernſtlicher Mann, und die Studenten in ſeinem Hauſe nicht gerne geſehen, ſondern als unverſchämte Mucken von dem Honig-Wax verjaget. Beeder Verliebten Abſehen war der H. Eheſtand, und hetten lieber tauſend Tod gewünſchet, als ſich ſündlich zu vergreiffen. Auff einem Abend ſange er in ſein Lautenſpiel folgende Verßlein.

Sonnet oder Klingreimen.

Du biſt mein treuer Zeug, O finſtre Schatten Nacht!
Du weiſt was ich erdult' in meinem jungen Hertzen.
Du höreſt meine Klag' indem ich bin erwacht,
und weiſt wie mich der Traum pflegt in dem Schlaff zu ſchertzen.
Ich ſpüre fort und fort der Liebe ſtarcke Macht,
ich ſchau, als mich bedünckt, Cupido Flammen Kertzen.
Wann ich die ſchöne Sonn' entſchlaffend hab betracht,
ſo brennet mich die Glut mit angenehmen Schmertzen.
Wann kommet doch der Tag, der meine Plage heilet?
Wann kommet doch die Zeit, die meinen Sinn vergnüget?
Was mir das Liecht verſagt, der Schatten Traum ertheilet,
und mit der Liebſten Bild erfreuet und betrüget.
Wann kommet doch die Stund, das Monat oder Jahr,
Daß dieſer falſche Traum im Wercke werde wahr.

5. Hierdurch wurde auch anders theils die Liebes-Neigung ausgewürcket, daß dieſe beede je mehr und mehr entbrannten durch die Poetiſchen Gedichte (welche jener mit Fug der Liebe Zunder und Schwefel-Holtz genennet) gleichſam angezündet. Dieſe papierene Waare, ich ſage die Verſe, ſind dem Studenten unſchwer gefallen, und hat er keine Begebenheit unterlaſſen, ſolche anzubringen. Als ſie auff eine Zeit mit einander ſpatzierten, und Margareten Rößlein angetroffen, hat er ohne vorſinnen, folgendes Innhalts geſungen.

1.

Mir behaget lieb zu koſen
dieſe Margariten Roſen,
aller Blumen Ruhm und Preiß.
Ich betrachte mit verlangen
jhre Farbe roth und weiß
wie der Margariten Wangen.
Dieſer holden Blumen Ruch',
iſt mein allerliebſtes Buch.

2.

Eine Muſa mir beliebet,
die mich in den Verſen übet.
Was die andren mögen ſeyn,
laß ich in der Schule ſtehen,
als gemalter Göttin-Stein:
Dieſe pflegt mit mir zu gehen.
Sie erfreuet meinen Mut,
mit der Schönheit Heurat-Gut.

3.

Mir behaget jhre Tugend,
ihr Verſtand und jhre Jugend,
jhre Stimm und roter Mund,
jhre Lippen und Geberden
weiſen jhres Hertzen Grund,
dem Verliebſten auff der Erden,
doch verlang' ich nichts nicht mehr,
als was willigt Zucht und Ehr.

7. Alſo hat ſich dieſer, beeden jungen Leuten Liebe wohl angefangen, und wie wir melden wollen, ſehr übel geendet. Ich ſage junge Leute, dann die Jungfrau nicht über 18. der Student aber bey 20. Jahren auff ſich hatte. Als ſie nun faſt täglich miteinander Sprache zu halten pflegten, iſt bey vielen ſo ſie geſehen, ungleicher Verdacht entſtanden, daß die Baſe, in welcher Behauſung ſie zuſammen gekommen, Margaritam gewarnet, ſie ſolte zu böſer Nachrede nicht Urſach geben, und gedencken, daß ſolche ihrem Herrn Vattern zu Ohren, und ſie dardurch in groſſe Ungunſt kommen konte. Die Jungfrau antwortete, daß jhre Liebe zu ehlicher Verbündniß ziele, und in den Schrancke der Erbarkeit verbleibe, daß ſie ſich alſo dieſes Studenten nicht zu ſchämen. Dieſe Baſe verwunderte ſich, über dieſen Schluß, und wieſe ſie auff jhre Eltern Einwilligen, unter welcher Gewalt ſie were, und nicht leicht geſchehen laſſen würden, daß ſie ein Fremder ſolte auſſer Land führen ꝛc.

8. Nachdem jhr nun die Baſe verſprochen, mit jhrem Bruder von jhrer Verehlichung zu reden, fügte ſich, daß der alte Mouſſon, der Margarita Vatter im verbeygehen ſeine Tochter in deß Studenten Armen erſihet, deßwegen er ſich zwar ſehr erzörnet, doch vorbey gegangen und ſeinen Grimm außzuſchütten andre Gelegenheit erwartet. Als er nun nachgefraget, wer dieſes Studenten Eltern, und erfahren daß es eine anſtändige Heurat für ſeine Tochter, hat er doch verſchworen, ſie jhme nicht zu laſſen, weil er jhn nicht anſprechen, und wie gebräuchlich, die Werbung bey jhme eh angebracht, als er zu ungleichen Gedancken und böſen Nachreden Urſach gegeben.

9. So bald nun Margareta nach Hauſe kommet, verbietet jhr Vatter, daß ſie ohne Geſellſchafft jhrer Mutter nicht mehr auß dem Hauſe gehen ſolte, bei Verluſt ſeiner Gunſten, und Enterbung ſeiner Güter. Hierauff antwortete ſie gar ſehr verſtändig, daß ihme, als einem Vatter gebühre Geſetze fürzuſchreiben, jhr als ſeine Tochter demſelben zugehorſamen. Der Mutter hatte er auch Befehl gethan, ſie ſolte dieſer den Zaum nicht mehr ſo lang laſſen, daß die Freyheit der Jugend ein rechter Irrgarten, darinnen ſie ſich leichtlich verlieren können.

10. Was nun vorgegangen, berichtete Margareta an jhren Studenten, und ſendete jhm den Brief durch jhre vertraute Magd zu, benebens Verſicherung, daß ſie in jhrer Liebe beſtändig bleiben wolte, und keinen, oder jhn zu einem Ehegatten haben. Er hingegen verſchriebe ſich zu jhrem leibeignen Knecht, der biß in den Tod der jhrige verbleiben würde, ꝛc. So bald ſie ſolches verſtanden, hat ſie ſich endlich entſchloſſen, lieber zu ſterben, als einen andern zu freyen, und ein Denckmal zu hinterlaſſen, daß die Eltern der Kinder Willen nicht tyranniſiren, und ohne genugſame Urſachen, zwingen und gewältigen ſollen.

11. Der Vatter hatte ſie nun einem andern verſprochen, deme ſie nicht wiederſprechen dörffen, und wurde der Tag jhrer Trauung benennet, darauff ſie ſich auch gefaſt machte, und die Nacht darvor an jhren Vatter und an jhren Liebſten Briefe geſchrieben, in welchen ſie von jhnen mit erbärmlichen Worten Urlaub nahme, und in jhren ſchönſten Kleidern, als eine Braut geſchmücket in dem Hof auff- und abſpatziret, und ſich nach etlichen vermeintlich andächtigen Gebetlein, von dem böſen Geiſt ſo verblenden laſſen, daß ſie ſich in den Brunnen zu ſtürtzen gewillet, und als ſie jhre Magd von ſich geſchicket ein Betbuch zu holen, hat ſie geſagt: Mein Liebſter, weil ich mit dem Munde gewilliget, einen andern als dich zu lieben, ſo will ich auch mit dem Munde büſſen, und dardurch mein Leben enden.

12. Nach dieſen Worten wendet ſie ſich gegen jhres Vatters Schlaffkammer, und ſchrye mit lauter Stimme: Komm nun du tyranniſcher Kinder-Mörder, ſchaue an das Opffer deiner einigen Tochter! Wann du meinen Tod bereueſt, ſo ſoltu wiſſen, daß deine Grauſamkeit dergleiche verdienet hat. Mit dieſen Worten, weil ſie ein Gerauſch in der Kammer gehört, und jhre Magd wider kommen, hat ſie ſich in den Brunnen geſtürtzet. Die Magd und der Vatter ſind zwar faſt unbekleidet zugelauffen, haben jhr zugeruffen, und ſie gebetten, ſie ſolte ſich an die Brunnen Eimer halten und verſprochen, alles zu thun was ſie wolte, ſolte doch nur ſich ſelbſten nicht vmb das Leben bringen. Sie aber hat geſchryen: Mein Gott erbarm dich meiner! und ſo ſtarck ſich an dem Brunnen Seil gehalten, daß der Vatter und die Magd ſie widerumb herauß gezogen.

13. Weil ſie ſich nun zerſtoſſen und zerfallen hatte, war

zwar der Vatter widerumb ein wenig getröſtet, lieſſe ſie in jhr Kammer tragen, und verhoffte jhre Geneſung; ſie aber erkennte jhre Sünde die ſie wider Gott, jhre Eltern, und wider ſich ſelbſt begangen, begehrte deßwegen jhren Beichtvatter, der ſie nach wahren Zeichen der Buſſe, Gottes Barmhertzigkeit verſichert, und hat ſie alſo mit anbrechendem Morgen jhren Geiſt auffgegeben. Der Vatter hat den hinderbliebenen Brief geleſen, und bitterlich darüber geweinet, wie auch jhre Mutter, die doch an der That nicht ſchuldig ware, und jhrem Mann vielmals geſagt, daß er in ſeinem hohen Alter noch nicht ſtudiret, wie einer verliebten Jungfrauen umb das Hertz ſey. Uber dieſen Todesfall hat ſich am meiſten betrübet der Student, welcher auß den hinderlaſſenen Brieflein verſtanden, daß ſie wegen ſeiner lieber ſterben, als einem andern zu theil werden wollen, darüber er folgende Grabſchrifft geſtellet.

14. Unter den berühmten Frauen,
hat Lucretia die Ehr:
ſo der reinen Keuſchheit Lehr,
durch den Selbſtmord laſſen ſchauen.
Aber unter den Jungfrauen
hat die Margaris den Preiß
die beſtändig ohn Geheiß,
jhr den Tod ſelbſt wollen trauen.

Johann Hartlieb. ſ. Meiſterſänger.

Andreas Hartmann.

Von ihm weiß man bloß, daß er gegen Mitte des 17. Jahrhunderts zu Leipzig geboren wurde und als Geheimſekretär des Herzogs Moritz von Sachſen-Zeitz ſtarb.

Er ſchrieb unter dem Namen Hylas:

Luſtiger Schauplatz von einer hindiſchen Geſellſchaft. Hamburg 1650,

eine Sammlung von komiſchen Poeſieen, die nicht ohne Talent gedichtet ſind.

Anton Theodor Hartmann

ward 1765 zu Düſſeldorf geboren, ſtudirte Philologie und Theologie und wurde 1797 am Gymnaſium zu Soeſt als Konrektor angeſtellt. 1799 erhielt er den Ruf als Prorektor des Friedrichsgymnaſium zu Herford und kam von hier 1811 als Dr. der Theologie und ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Roſtock, wo er 1815 zum Konſiſtorialrath und Univerſitätsbibliothekar ernannt wurde.

Er ſchrieb:

Das Ideal weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Düſſeldorf 1798 in 8., mit 1 Titelkupfer.
Aſiatiſche Perlenſchnur. Berlin 1800. 2 Thle. in 8.
Micha, überſetzt. Lemgo 1800.
Morgenländiſche Blumenleſe. Berlin 1802. Neue Aufl. Leipzig 1806 in 8. mit 1 Kupfer.
Die hellſtrahlenden Plejaden am arabiſchen poetiſchen Himmel. Münſter 1802, in 8.
Früchte des aſiatiſchen Geiſtes. Ebendaſ. 1803. 2 Thle. in 8.
Aufklärung über Aſien. Oldenburg 1806. 2 Thle.
Die Hebräerin am Putztiſche und als Braut. Amſterdam 1809. 1810. 3 Thle. in 8. mit 9 Kupf.
Oluf Gerhard Tychſen. Bremen 1818 u. 1819. 2 Thle. mit 1 Beilage.

H. erwarb ſich ausgezeichnete Verdienſte um die nähere Kenntniß des Orients und der Literatur deſſelben, die er nicht bloß dem Gelehrten vom Fach, ſondern jedem Gebildeten zugänglich zu machen ſuchte; er entwickelte bei dieſen Beſtrebungen eben ſo gründliche Gelehrſamkeit als feinen Geſchmack.

Johann David Hartmann

ward den 1. Juni 1761 zu Aſchersleben geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und Halle Philologie und Theologie und wurde, nachdem er mehrere Jahre als untergeordneter Lehrer an ähnlichen Anſtalten zu Halberſtadt und Berlin angeſtellt geweſen war, 1790 Direktor des Gymnaſiums zu Bielefeld, 1794 wurde er zum Prior von Amelungborn und Direktor und Profeſſor der vereinigten Kloſter- und Stadtſchule zu Holzminden ernannt und ſtarb daſelbſt den 4. December 1801.

Seine Schriften ſind:

Komiſche Erzählungen in Verſen. Berlin 1785.
Der Patriot am Grabe Friedrichs. Ebendaſ. 1786.
Merkwürdige Geſchichte eines niederſächſiſchen Edelmannes. Ebendaſ. 1789. 2 Thle.
Handbuch für Deutſchlands Söhne und Töchter. Ebendaſ. 1790.
Kulturgeſchichte der vornehmſten Völker Griechenlands. Lemgo 1796 — 1800. 2 Thle.
Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie von den älteſten Zeiten an. Leipzig 1797, 1798. 2 Bde. in gr. 8.

Ein geiſtreicher, gründlich gebildeter Schriftſteller, wußte ſich H. zu ſeiner Zeit die Gunſt des Publikums, namentlich durch ſeinen „Patrioten am Grabe Friedrichs II.“ zu erwerben. Seine hiſtoriſchen Schriften ſind dagegen zwar die Früchte tiefer und mannichfaltiger Studien, es fehlt ihnen aber an gewandter Anordnung und klarer Zuſammenſtellung. —

Gottlieb David Hartmann

ward 1752 zu Ludwigsburg geboren, ſtudirte zu Tübingen Philoſophie und Theologie und wurde durch Vermittlung Sulzers am Gymnaſium zu Mitau in Kurland als Profeſſor der Philoſophie angeſtellt. Er ſtarb daſelbſt den 5. November 1775.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Pförthen 1777. 2 Thle.
Hinterlaſſene Schriften, herausgegeben von C. J. Wagenſeil. Gotha 1779 in 8.

Hartmann's Gedichte beurkunden Talent und Kraft, namentlich im Gebiete der Ode; leider aber verhinderte ſein frühzeitiger Tod die Entwickelung und Reife ſeiner glücklichen Anlagen.

Lorenz Leopold Haſchka

ward den 1. September 1749 zu Wien geboren, wurde Jeſuit und nach Aufhebung dieſes Ordens Kuſtos an der kaiſerlich königlichen Bibliothek und Profeſſor an der thereſianiſchen Ritteracademie zu Wien. Er ſtarb daſelbſt als Penſionär den 3. Auguſt 1827.

Er gab heraus:

Gedicht auf Ritter Gluck. Wien 1775 in 4.
Am Huldigungstage den 6. April. Ebendaſ. 1790 in 4.
Laudon beſungen. Ebendaſ. 1790.
Das gerettete Deutſchland. Ebendaſ. 1795.
Epinikion auf Stark. Ebendaſ. 1789.
Ehrenrettung des Kaiſers und Klopſtocks. Ebendaſ. 1782.
Aufruf der deutſchen Schriftſteller wider Nicolai. Ebendaſ. 1787. Außerdem mehrere Gedichte in Zeitſchriften, Almanachs u. ſ. w.

Ein unbeholfener und geiſtloſer Nachahmer der Odendichter Maſtalier und Denis, ſeiner Landsleute, iſt H. ſchon bei ſeinen Lebzeiten wieder in Vergeſſenheit geſunken, und wird nur noch genannt, wenn Literär-Hiſtoriker die Dichter und neben dieſen auch die Verskünſtler aufzählen, welche das vorige Jahrhundert in Oeſterreich hervorbrachte.

Friedrich Traugott Haſe

ward den 16. Februar 1754 zu Steinbach im Schönburgiſchen geboren und ſtudirte, nachdem er auf der Schule zu Altenburg ſich claſſiſch vorbereitet hatte, zu Leipzig die Rechte. Er wurde dann als Regiſtrator und Viceaktuar beim Juſtizamte zu Dresden angeſtellt, erhielt 1788 eine Geheimſekretärſtelle im Domeſtiquen-Departement, wurde 1807 Kriegsrath, 1808 geheimer Kabinetsſekretär und ſtarb daſelbſt den 9. Februar 1823.

Von ihm erſchien:

Die ehrſüchtige Stiefmutter, Trauerſpiel aus dem Engliſchen. Frankfurt und Leipzig 1773.
Der Mißverſtand, Luſtſpiel nach dem Engliſchen. Dresden 1779.
Guſtav Aldermann, dramat. Roman. Leipzig 1779. 2 Thle.
Friedrich Mahler. Ebendaſ. 1781. 2 Thle.
Muſenalmanach, herausgegeben von. Leipzig 1776—1778.

Seine unbedeutenden poetiſchen Leiſtungen, die einen ſehr niederen Rang einnehmen, geriethen noch vor dem Tode ihres Verfaſſers bereits in völlige Vergeſſenheit.

Karl Haſe

wurde am 25. Auguſt 1800 zu Steinbach im Königreich Sachſen, wo ſein Vater Pfarrer war, geboren. Er ſtudirte in Leipzig, Erlangen und Tübingen, ward auf der letzteten Univerſität 1823 Privatdocent, 1829 aber außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig und 1830 außerordentlicher Profeſſor der Theologie in Jena. Nach dem Tode des Geh. Kirchenrath Schott trat er hier 1836 als ordentlicher Profeſſor in die theologiſche Facultät und lehrt fortwährend mit großem Beifall.

Seine Schriften ſind:

Des alten Pfarrers Teſtament. Tübingen 1824.
Lehrbuch der evangeliſchen Dogmatik. Stuttgart 1826.
Vom Juſtizmorde, ein Votum der Kirche. Leipzig 1826.
Gnoſis oder Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde. Leipzig 1827—1829. 3 Bde.
Die Leipziger Disputation. Leipzig 1827.
Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangeliſchen Kirche. Leipzig 1829. 3. A. Ebendaſ. 1836.
Das Leben Jeſu. Lehrbuch für akademiſche Vorleſungen. Leipzig 1829. 2. A. Ebendaſ. 1835.
Sachſen und ſeine Hoffnungen, von Karl von Steinbach. Leipzig 1830.
Theologiſche Streitſchriften. Leipzig 1834—37. 3 Hefte.
Kirchengeſchichte. Leipzig 1834. 3. A. Ebendaſ. 1837.

In ſeiner theologiſchen Bildung hat ſich H. zunächſt an Herder angeſchloſſen: ſeine Richtung iſt vorzugsweiſe eine zwiſchen Geſchichte und Philoſophie, Glauben und Wiſſen, alter und neuer Zeit, verſöhnende, wobei ihm doch geſchehen iſt, daß er mit den Häuptern der einander entgegengeſetzten theologiſchen Schulen in einen offen und würdig geführten literariſchen Streit gerieth. — Scharfſinn, Klarheit, Kraft der Rede und ein dem behandelten Gegenſtande ſtets angemeſſener, oft begeiſterter und bilderreicher Styl ſind ſeinen Schriften eigenthümlich und machen ſie auch für Laien zu einer eben ſo belehrenden als anziehenden Lecture.

Von der heiligen Schrift*).

Den Hauptgegenſatz wider die katholiſche Auctorität der Kirche, und wider die Hingabe der Myſtiker an den dunkeln Trieb einer vermeinten wunderbaren Erleuchtung, enthält der altproteſtantiſche Grundſatz von der höchſten **Auctorität** der Schrift, ſowohl zur Feſtſtellung von Glaubensartikeln, als zur Entſcheidung bei Streitigkeiten über dieſelben. In dieſer urſprünglichen Bedeutung eines Gegenſatzes ſteht er unverrückt, innerhalb der Kirche aber mußte ſeine Bedeutung, die in ihrer Unbedingtheit auch allezeit mehr dem Worte als der That nach gegolten hat, mit dem Zweifel an wörtlicher Eingebung der Schrift ſich eigenthümlich geſtalten: denn unbedingt in ſeinem Glauben kann ſich ein freies Weſen nur der göttlichen und unfehlbar überlieferten Wahrheit hingeben, und auch ihr nur darum, weil ſie der Wahrheit in ſeinem eignen Gemüthe entſpricht. Daher dürfte man wohl fragen, ob denn dieſer Grundſatz vom alleinigen Anſehn der H. Schrift in ihr ſelbſt ausgeſprochen ſey? wie er es nicht iſt, und nach den geſchichtlichen Verhältniſſen der Abfaſſung ihrer einzelnen Beſtandtheile nicht ſeyn kann. Wenn aber nicht, ſo hat ihn noch weniger die Kirche dictiren können, denn dieſes wäre ja eben ihre unbedingte Machtvollkommenheit, daß ſie das höchſte Geſetz des Glaubens willkürlich aufſtellte. Seine beſtimmte Geltung kann alſo nur durch die Macht der Intelligenz ſelbſt aus innerer Nothwendigkeit anerkannt werden, und dieſe beſteht darin, daß wir kein andres Denkmal haben, in welchem uns das urſprüngliche Chriſtenthum ſicher überbracht worden wäre, als die H. Schrift. Da nun das Chriſtenthum einestheils die Religion ſelbſt, anderntheils eine beſtimmte hiſtoriſch von Chriſto ausgegangne Religion iſt: ſo kann ſich ein chriſtlicher Glaubensſatz nach ſeiner innern und religiöſen Beziehung allerdings im religiöſen Gemüthe allein als wahr erweiſen, nach ſeiner äußern und hiſtoriſchen Seite aber nur durch ſeine beſtimmte Verbindung mit dem im Neuen Teſtamente verbürgten Chriſtenthume. Eine unbedingte Ewigkeit der Höllenſtrafen z. B. wird jetzt unter den Zeitgenoſſen allgemein bezweifelt kraft des religiöſen Gemüthes, das dieſelbe weder mit dem Glauben an menſchliche Freiheit, noch an göttliche Barmherzigkeit zu vereinigen weiß; forſchen wir aber in der Schrift, ſo entſcheidet dieſe zwar nicht durchaus in genauen Ausdrücken, aber in alle Weiſe mehr für, als gegen die Ewigkeit. Dagegen die Verehrung Marias kann im religiöſen Gemüthe nirgends als nothwendig erwieſen werden. Fragen wir wegen ihrer hiſtoriſchen Beziehung beim Neuen Teſtamente an, ſo finden wir in demſelben, erſt eine in ſich gekehrte jungfräuliche Herrlichkeit, dann ein treues Mutterherz; eine Himmelsköniginn nirgends: und verwerfen daher jene Verehrung mit gutem Rechte. Solches bedingte Anſehn der H. Schrift iſt ſchon früher als eine hiſtoriſche Nothwendigkeit dargethan worden; *) in ſeiner Unbedingtheit aber, wie es von einigen Kirchenlehrern eigentlich nur gegen Ende des vorigen und am Anfange dieſes Jahrhunderts, bei der Verzweiflung an der Kirchenlehre, geltend gemacht wurde, war es doch nur eine Erſtarrung, wenn auch in einer ſchönen Vergangenheit, während das Chriſtenthum eine ſtarke und lebendige Gegenwart ſeyn will, nicht beſchloſſen in der Schrift, ſondern lebendig in jedem Chriſtenherzen. Wenn wir aber in dieſem die höchſte Entſcheidung über religiöſe Wahrheit ſuchen, ſo iſt zu bedenken, daß es ja nicht der vereinzelte menſchliche Geiſt iſt, ſondern der im Chriſtenthume erzogne, vom chriſtlichen Geiſte erfüllte, ſonach das Chriſtenthum oder der H. Geiſt ſelbſt in ſeiner individuellen Wirklichkeit, der über den chriſtlichen Glauben entſcheidet; entſcheidet eben für ſeinen individuellen Glauben und für alle diejenigen, die ſich von der Wahrheit ſeines Wortes überzeugen, alſo frei entſcheiden gleich ihm. Und ſo hat es Chriſtus verheißen, nicht daß die Schrift, ſondern daß der Geiſt uns in alle Wahrheit führen ſolle. ***)

Das herrlichſte Denkmal dieſes Geiſtes aber iſt die H. Schrift. Der Sieg unſrer Kirche iſt großentheils auf die Macht der Einſicht und öffentlichen Meinung gegründet, welche Luther durch die deutſche Bibelüberſetzung gewann. Der Abfall des Papſtthums vom wahren Chriſtenthume wurde dadurch allem Volke klar. Deßhalb iſt in unſrer Kirche vom Anfange üblich geweſen, das Leſen in der Schrift auf alle Weiſe zu begünſtigen, und wir behaupten in dieſer Beziehung die **Wirkſamkeit** derſelben zur Lehre, Beßrung und Beruhigung. Die katholiſche Kirche dagegen hat ſeit den Zeiten des Papſtes Innocenz III. mehrmals **Bibelverbote** erlaſſen; denn früher von den Kirchenvätern wurde das Leſen der H. Schrift vielfach empfohlen und befördert, wenn es ſchon bei dem hohen Preiſe geſchriebner Exemplare und bei der Seltenheit literariſcher Bildung überhaupt nicht verbreitet ſeyn konnte. Das katholiſche Verbot bezieht ſich aber weder auf den Grundtext, noch auf die alte lateiniſche Ueberſetzung, welche unter dem Namen der **Vulgata** in der römiſchen Kirche herkömmlich iſt, und nach dem Concilium von Trident über dem Grundtexte ſteht, nach den neuern gelehrteren Theologen demſelben nur als die beſte von den vorhandnen Ueberſetzungen beigeordnet iſt: ſondern es betrifft Ueberſetzungen in die Volksſprache, und macht das Leſen derſelben für Laien von dem Ermeſſen ihres Beichtvaters abhängig. Es wird gerechtfertigt, oder entſchuldigt, dadurch, daß die Bibel für die Kirche, nicht für den Einzelnen beſtimmt ſey, und zum rechten Verſtändniſſe der kirchlichen Auslegung bedürfe. Den katholiſchen Biſchöfen iſt in der That eine gewiſſe Scheu vor der H. Schrift nicht ganz zu verdenken, denn ſie iſt allezeit die treue Bundesgenoſſinn des Proteſtantismus geweſen, und wie damals in der großen Volksbewegung der Reformation, ſo hat noch oft im kleinen Kreiſe eine Bibel, die in ein Haus kam, uns Freunde geworben: dennoch, nachdem durch die Sitte der deutſchen und gallicaniſchen Kirche Bibelüberſetzungen allgemein in die Hände des Volkes gekommen ſind, mußte es für eine ſonſt der römiſchen Curie nicht gewöhnliche Unklugheit gehalten werden, daß in unſern Tagen Pius VII. noch einmal wagte, ein Bibelverbot ausgehen zu laſſen. Denn, mögen dergleichen Maßregeln noch ſo ſehr aus dem Grundſatze dieſer Kirche gerechtfertigt werden, ſo iſt es doch für den geſunden Volksverſtand anſtößig, daß Gottes Wort zu leſen verboten ſeyn ſoll. Zumal iſt unklug, gehäßige Maßregeln zu ergreifen, wenn ihre Ausführung unmöglich iſt, wie dieſe gegen den Einfluß der **Bibelgeſellſchaft**. Wir aber mögen uns ihrer freuen, die das Evangelium verkündet, wie einſt am erſten Pfingſtfeſte, in allen Sprachen der Völker mit den feurigen Zungen der Preſſe. Mehr zwar, als daß die brittiſchen Secretäre dieſer Geſellſchaft vom Pfennige des Armen reiche Gehalte ziehen, iſt zu bedauern, daß nicht zugleich durch Einleitungen und kurze Anmerkungen für das Verſtändniß der Schrift geſorgt wird, da, wenn man früge: Verſteheſt du auch, was du lieſeſt? wohl mehr als ein Aethiopier antworten würde: Wie kann ich, ſo mich nicht jemand anleitet? *) Jedenfalls iſt die gewöhnliche Ausflucht der Bibelgeſellſchaft, daß zu Gottes Wort keine Menſchenzuthat kommen ſolle, nur eine fromme Redensart. Denn, was man auch unter Gottes Wort verſtehe, wenn nicht Menſchenzuthat hinzukommt, d. h. wenn nicht Menſchen es in ſich aufnehmen, verſtehen und einander erläutern: ſo liegt das Gotteswort, bei aller Ehrfurcht, unter der Bank. Indeß bei dem Zwieſpalte der theologiſchen Meinungen würde ohne dieſes Aufgeben einer jeden Zuthat allerdings unmöglich ſeyn, daß die Bibelgeſellſchaft die Kräfte der verſchiedenſten Parteien für ihren welthiſtoriſchen Zweck vereinte; daher unbillig wäre, über dem Wunſche des Beſſern das Gute zu verkennen. Mögen ſie das Wort verbreiten, zu ſeiner Zeit wird's auch erklärt werden.

Durch das gemeine Chriſtenrecht, die ganze Schrift zu leſen, iſt aber der Nutzen von **Bibelauszügen** keineswegs aufgehoben, wenn ſie nur gemacht werden in eben ſo großartigen, als der Weiſe unſers Volkes vertrautem Sinne. Zwar hat **Reinhard** mit Recht behauptet, daß kein Jota in der H. Schrift vergeblich ſtehe, die Geiſter ſind verſchieden, den Einen ergreift das Erhabene: „Gott ſprach, es werde Licht, und es ward Licht; oder: Gott ward Fleiſch; Gott iſt die Liebe;“ den Andern das Kleinliche, wenn Paulus ſchreibt: „Trink nicht mehr Waſſer, ſondern brauch ein wenig Weines um deines Magens willen:“ es kommt ihm rührend vor, daß der Apoſtel, mit dem Blicke, der nur gen Himmel gewandt iſt, und der hoch über Leben und Tod um kein Heil ſich kümmert, als um das ewige, doch mit ſo freundlichem Sinne auch das kleine irdiſche Bedürfniß ſeines jungen Freundes beachtet. Dennoch enthält das Alte Teſtament Sitten des Morgenlandes und Verbrechen eines hartnäckigen Volkes in einer nackten Darſtellung, die dem Geſchichtsforſcher von hohem Werthe, aber für ein Volsbuch ungeeignet iſt. Man hat Bibeln in die Gefängniſſe vertheilt: die Verbrecher haben ſich an jene anſtößigen Geſchichten gehalten, und mit hochgefeierten Perſonen des Alten Teſtamentes, die ſie als Genoſſen ihrer Thaten aufgeſpürt hatten, ihre Richter in nicht geringe Verlegenheit geſezt. Das Alte Teſtament iſt nur in einem Auszuge zu verbreiten, der nicht übergeht, was als Denkmal einer wahren Frömmigkeit und als Bild des hebräiſchen Volkslebens angeſehen werden kann. Das Neue Teſtament hingegen iſt nach Abfaſſung und Inhalt für die ganze Chriſtenheit geeignet; nur der Brief an die Hebräer und die Offenbarung Johannis, ſo ſchön und bedeutungsvoll in ihrem wahren Verſtändniſſe ſie ſtehen als Säulen der Vergangenheit und der Zukunft, ſind doch wegen ihres naheliegenden Mißverſtändniſſes ſchon in den erſten Jahrhunderten vom kirchlichen Gebrauche meiſt ausgeſchloſſen worden.

---

*) Aus Haſe's Gnoſis Bd. III.

**) B. I. §. 34,

***) Joh. XVI 15.

*) Apoſt. Geſch. VIII; 50 f.

Es iſt aber eine große Sache um dieſes bibelfeſte Weſen, wie es noch heutzutage auf dem Lande iſt, und allgemein unter unſern Vätern war. Unſers Volkes edelſte Bildung iſt davon ausgegangen. Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Heldengedichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch aufgenommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb deſſen jede Beziehung, ſo geiſtreich ſie auch war, verſtanden wurde. Ich halte es für ein größeres Glück, daß unſer Volk vertraut iſt mit dem Heldengedichte Gottes und der Menſchheit, jeder Anklang an daſſelbe klingt wieder in des Volkes Herzen, und ein Mann des Volkes, der ſeine Bibel recht verſteht, kann es darauf wagen, für jedes Verhältniß des Lebens durch bibliſche Beziehungen ein ſicheres Verſtändniß zu finden. Darum wer wiſſen will, was die H. Schrift iſt, Lehre, Troſt, Beruhigung, Strafe, Weisheit, der gehe in die Häuſer unſers Volkes, oder wo irgend 2 oder 3, wären es auch Separatiſten, in Jeſu Namen verſammelt ſind. Mancher hat mit dem kleinen Bereiche ſeiner Dorferfahrung und dem großen ſeiner Bibelfeſtigkeit, ſo weiſe geſprochen, ſo edel gehandelt, und iſt ſo heiter geſtorben, als mancher Weltweiſe. Da iſt keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beiſpiel und in demſelben ihre milde Löſung fände. Wie viele Jünglinge hat nicht Joſeph bewahrt, wie viele Dulder Hiob geſtärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenſchaft, ſo groß als ſie Abraham verheißen war. Denn das iſt dem Volksverſtande, der Leben und Begriff nicht zu ſcheiden liebt, eigenthümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entſcheidung, wohl aber der lebensfriſche Spruch und das lebendige Beiſpiel. Eine Glaubenslehre iſt ein Herbarium vivum, d. h. eine wohlgeordnete Sammlung eingelegter, vertrockneter Blumen; in der H. Schrift iſt der ganze Frühling. Man könnte dieß als eine faſt wunderbare Art der Deutlichkeit beſchreiben, daß jeder Grad eines nur irgend geſunden Menſchenverſtandes und Herzens ſein höchſtes Maß von Verſtändniß und Erbauung in der H. Schrift finde, wenn nicht Aehnliches auch bei andern guten Büchern vorkäme, daß in den Tagen unſrer erſten Jugend ſie unſer ganzes Herz erfüllten, wir meinten ihnen genug zu thun, weil ſie uns genug thaten: als wir aber nach Jahren ſie wieder laſen, da waren ſie groß gewachſen mit uns, ihr Geſichtskreis hatte ſich erweitert wie der unſre; und das ſind wohl eigentlich die rechten Bücher. Es iſt mit der Bibel vielleicht jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geſchehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war, und dennoch als ihm ſelbſt ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungekannte Tiefe, dadurch das erſte Verſtändniß nicht falſch, aber doch nicht allſeitig erſchien, und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die H. Schrift iſt wie der Himmel, von dem ſie ſtammt, oder doch zeugt: das blödeſte Auge ſieht hinauf, ſieht Sterne, ſie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick ſieht dieſelben Sterne, nur mehr, nur klarer; und das mit aller Kunſt der Wiſſenſchaft geſchärfte Auge ſieht wiederum Sterne, erkennt ihre Geſetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Geſtirne ein in unſre Himmelskarte, ſteigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche.

Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat.

Betrachten wir den Staat blos als Sicherungsanſtalt des Rechts durch Gewalt, ſo iſt ſeine Unterſcheidung von der Kirche vollkommen klar: er gewährt und beſchützt, nach der Anſicht unſrer Vorfahren, die leiblichen, ſie die geiſtigen Güter. Allein offenbar hat das wirkliche Staatsleben dieſe Theorie bereits überſchritten, welche allein noch von einigen liberalen Lehrern des Staatsrechts vertheidigt wird, aus Sorge, einem tyranniſchen Einfluße des Staates auf alle Verhältniſſe des Lebens das Wort zu reden, indem ſie nicht bedenken, daß, wenn der Zweck des Staates über die bloſe Rechtsſicherung hinaus geht, ſeine Wirkſamkeit auch durch ihre Gegenſtände eigenthümlich bedingt wird und nicht in bloſer Zwangsgewalt beſtehn kann. So wird die Beförderung des Handels und der Wiſſenſchaft, ohne die ein Staat in unſrer Zeit ſeinem Untergange entgegengeht, aus blos rechtlichem Geſichtspunkte nur künſtlich und unzureichend als Staatspflicht erwieſen, aber ihrer Natur nach ſchließt ſie auch jeden Zwang aus. Daß nun ein Staat nicht blos durch Gewalt beſtehe, ſondern vielmehr urſprünglich auf ſittlichen Kräften ruhe, durch die, wenn ein Heer vernichtet iſt, ein Volk in den Waffen ſteht, das hat die Geſchichte, und zumal die unſre, mit großem Ernſte erwieſen. Wenden wir uns dagegen zur neuern und idealen Anſicht des Staates als einer Gemeinſchaft für die geſammte menſchliche Bildung, ſo iſt offenbar auch die Kirche im Staate begriffen. Aber der Staat iſt ſeiner Natur nach auf beſtimmte Landesgränzen und Völkerſcheiden beſchränkt, eine Weltmonarchie iſt ſinnlos, jedes Streben darnach verderblich; die Kirche kennt ſolche Gränzſteine nicht, das Reich Gottes iſt ſeiner Natur nach Weltmonarchie, der chriſtliche Bruderbund hebt alle Völkerſcheiden auf. Der Staat kann unter gewiſſen hiſtoriſchen Verhältniſſen nur als Monarchie ſeine volle Kraft entwickeln; die Kirche iſt ihrem Weſen nach demokratiſch, vor Gott d. h. in religiöſen Dingen iſt jeder gleich und frei, darum Chriſtus das monarchiſche Princip im Kirchenregimente ohne weitres verworfen hat. *) Wie hier die Kirche im Großen, ſo ſcheiden ſich im Kleinen mannigfache Zwecke und Gemeinſchaften aus dem allgemeinen Zwecke des Staats, der in jener Allthätigkeit ſich ſelbſt und jede heitre Regſamkeit des Privatlebens verſtören würde. Wir werden daher in der rechten Mitte zwiſchen jenen engen Gränzen und dieſer vagen Allgemeinheit, in idealer Herrlichkeit und doch in der rechten Wirklichkeit, den Staat darſtellen, wenn wir ihn beſchreiben als das geordnete Volksleben, ſeinen Zweck als die Erreichung alles desjenigen, was ein Volk durch gemeinſame Kraft zu erreichen hat. Der Staat iſt daher keine bloſe Rechts- und Polizei-Anſtalt, der willig oder unwillig die Sporteln bezahlt werden, noch eine allgemein menſchliche Geſellſchaft, die man andrer Orten auch finden kann, ſondern er iſt das Vaterland, dem Gut und Blut gehört. Der fortwährende Mittelpunkt des Staatszweckes iſt allerdings Sicherung des Rechtszuſtandes, als der Bedingung alles bürgerlichen Lebens, aber wechſelnd nach der Bildung und Geſchichte des Volkes werden mannigfache Zwecke des Gemeinweſens hieran ſich reihn. Manches kann auch dem ganzen Volke zu Nutz' und Frommen ſeyn, auf das aber dennoch die ordnende Kraft des Staates, die Regierung, öffentliche Mittel nicht zu verwenden hat, weil es durch Privatmittel ausgeführt wird. Ein Staat bedarf z. B. einer Univerſität: finden ſich Privatmänner, die, angemeſſen den Bedürfniſſen der Zeit, aus eignen Mitteln ſie gründen, wie jetzt in London geſchah, ſo wird eine weiſe Regierung nicht einſchreiten. In der Nationalökonomie iſt allgemein anerkannt, daß die größten Unternehmungen der Landescultur durch Privatgeſellſchaften vollbracht wurden und am glücklichſten vollbracht werden können; ein Staat iſt um ſo blühender, jemehr der Volksgeiſt die Privaten zu ſolchen Unternehmungen veranlaßt. Ein Land, größer und reicher als England, wird von einer Compagnie von Kaufleuten regiert, die Miniſter Sr. Majeſtät, zufrieden mit einem mäßigen Einfluße, haben nie daran gedacht, daß die Macht oder Ehre des Staates hierdurch verlezt werde. Es verhält ſich auf ähnliche Weiſe mit der Kirche. Ein Staat, der keine religiöſen Anſtalten vorfände, müßte ſie gründen. Denn wie ein weiſer Heide einſt ſchrieb: „Wenn du die Erde durchwandelſt, magſt du Städte ohne Mauern, ohne König, ohne Theater und ohne Gymnaſium finden, aber nie wirſt du erblicken eine Stadt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Orakel, ohne Opfer. Ehe mag eine Stadt ohne Boden ſtehn, als ein Staat ohne den Glauben an Götter ſich erhalten. Dieſer iſt das Bindemittel aller Gemeinſchaft und die Stütze aller Geſetzgebung." Wo aber der Staat eine Religionsanſtalt bereits vorfindet als eine weit über ſeine Gränzen hinausreichende Gemeinſchaft, eigenthümlich in ihrem Urſprunge und ihrer Geſchichte, höchſtens hie und da in Gefahr, dem Staate unterworfen zu werden: da fragt ſich blos, ob der Staat in dieſer Unterwerfung und Auflöſung der Kirche fortfahren, oder ob er vielmehr ihre Selbſtſtändigkeit anerkennen und ſichern ſolle? Nach dem bereits angedeuteten weſentlichen Unterſchiede beider Inſtitutionen behaupten wir das Leztere ebenſoſehr um der Kirche als um des Staats willen.

Religiöſe und politiſche Intereſſen ſind, nicht im Großen und Allgemeinen, aber im einzelnen Falle oft verſchieden. Um nur, ſtatt des Nahen und Verletzenden, des Entfernten zu gedenken: nach ihrem religiöſen Intereſſe wünſchen alle chriſtliche Nationen die Befreiung Griechenlands, nach ihrem politiſchen Intereſſe fürchten ſie einige. Es kann nicht fehlen, daß, wenn die Verwaltung der religiöſen Angelegenheiten unmittelbar von der Staatsbehörde ausgeht, das politiſche Intereſſe vorwalte. Es giebt Staatsmänner, die weiter oder vielmehr höher ſehen, aber auf dem gewöhnlichen Standpunkte wird ihnen die Religion das ſicherſte Mittel zur Bezähmung der Volksleidenſchaft, die Kirche eine höhere Polizeianſtalt ſeyn. Dieſe aber, weil auf dem Standpunkte unſrer Bildung dem Volke eine ſolche Anſicht nie verborgen bleibt, wird ihre Gewalt über die Herzen verlieren, durch welche ſie allerdings, aber nur in wahrer Selbſtändigkeit, auch in dieſer Hinſicht den Staatszweck ſehr befördern kann. Grade diejenige Seite der Religion, welche in

---

*) Matth. XX. 25 ff. XXIII. 8 ff.

geheimnißvoller Scheu vor der Gottheit beſteht, war in Rom ſo ausgebildet als je in einem Volke: dennoch wurde ſie in der Verwaltung durch Staatsbehörden zur Grimaſſe entwürdigt, ſo daß ein Augur dem andern nicht ohne Lächeln begegnete; das Mittel hatte durch ſeinen Mißbrauch ſich ſelbſt vernichtet. Vorzüglich zwei Fälle ſind in unſrer Zeit möglich. Entweder die Regierung iſt der Religion des Volkes, im Ganzen, oder zum Theile, fremd: dann wäre die Verwaltung dieſer Religion durch den Staat eine unnütze Tyrannei; ſelbſt der Sultan hat keine biſchöflichen Rechte über die griechiſche Kirche verlangt, und die unbedingteſten Vertheidiger des Majeſtätsrechtes in Kirchenſachen mußten zugeſtehn, daß ein katholiſcher Fürſt nicht Biſchof einer proteſtantiſchen Kirche ſeyn könne; worin freilich als in einem klaren Exempel das Unhaltbare dieſes ganzen Syſtemes erſcheint: denn iſt das Kirchenregiment dem Staatsregenten weſentlich, ſo gehört es ihm unter jeder Bedingung und durch Verzichtung darauf iſt die Staatsgewalt weſentlich verlezt. Oder die Regierung bekennt ſich zum Glauben des Volkes, die Religion wird Staatsreligion, als ſolche Bedingung des vollkommnen Staatsbürgerrechts, und wie es dann nicht wohl anders möglich iſt, auf ein beſtimmtes Bekenntniß begründet. Dieſen glänzenden Zuſtand erkauft die Kirche durch eine Abhängigkeit von der Politik, deren Folgen bereits dargeſtellt ſind; durch die Unbeweglichkeit, mit der ſie an ihr Bekenntniß, als an einen bürgerlichen Vertrag, gebunden iſt, und durch die Heuchler in ihrer Mitte, die, wo der Vortheil an den Glauben geknüpft iſt, niemals fehlen, verliert ſie die Kraft, um dieſe Folgen abzuwenden, und überhaupt dem Staate durch ihre geiſtige Kraft dasjenige zu leiſten, was dieſer von ihr zu erwarten hat. Daher iſt die Selbſtändigkeit der Kirche auch der Vortheil des Staats. Meine niemand, daß ſeine wahrhafte Kraft durch ihre Unterwerfung oder Verſchmelzung erhöht werde: es giebt Erwerbungen, die kein Heil bringen. Denn vorerſt iſt es nun einmal im Volke althergebrachte Anſicht, die, geſezt wir ſuchten ſie auch in Vergeſſenheit zu bringen, durch die Stellung der katholiſchen Kirche uns allezeit in Erinnerung gebracht wird, daß der Regierung keine Macht gebühre über kirchliche Einrichtungen: daher jede Verordnung über dieſelben, die von dieſem Quelle ausgeht, mit ungünſtigem Vorurtheile angeſehn wird; und weit entfernt, daß dem Staate dadurch eine wirkliche Macht d. h. eine Gewalt über die Geiſter zuwüchſe, denn alle andre Macht iſt nur ſcheinbar und vorübergehend, werden die Herzen vielmehr von ihm entfernt. Sodann, geſezt die Regierung vergäße nie, daß Kirchengeſetze ihrer Natur nach nicht mit der zwingenden Gewalt andrer Geſetze durchgeſezt werden können; geſezt ſie vergäße nicht einmal, daß der gewöhnliche miniſterielle Einfluß durch Geſchenke, Orden und andre bürgerliche Begünſtigungen nur dienen könne, die Geiſtlichen, die dadurch bewegt würden gegen die eigne oder gegen die Ueberzeugung ihrer Gemeinde eine Einrichtung durchzuführen, mit ihren Gemeinden zu entzweien, und ſo das kirchliche Leben zu zerrütten: geſezt eine Regierung vergäße dieß nie, obwohl es, bei der ſteten Verſuchung dazu, faſt zu viel gefordert ſcheint: ſo wird ſie doch ſelbſt bei dem beſten Willen und der klarſten Einſicht durch ihre Einmiſchung in Religionsangelegenheiten unnöthigerweiſe ſich die Gemüther entfremden. Denn meint ſich eine Partei durch eine Verordnung dieſer Art irgendwie in ihrem Glauben verlezt, ſo fühlt ein jeder ſich berechtigt zum innern oder äußern Widerſtande, und glaubt ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, Gott mehr zu gehorchen als den Menſchen, ſo ſehr es auch blos ſein Vorurtheil ſey, daß die Verordnung wider Gottes Geſetz ſtreite. Geht ſie aber aus von einer rein kirchlichen Behörde, ſo findet einestheils ſchon ein größeres Vertraun zur chriſtlichen Einſicht derſelben ſtatt, das um ſo größer iſt, jemehr das chriſtliche Volk in dieſer Behörde eine Stellvertretung ſeiner ſelbſt anzuerkennen gewohnt iſt; anderntheils, wenn der Zwieſpalt mit ihren Beſchlüſſen dennoch hervortritt als Unzufriedenheit, die ſelbſt bis zum Separatismus fortſchreiten kann, ſo wird dadurch eben der Staat nicht berührt. Weil aber faſt alle Kirchengeſetze in entfernter Beziehung auf den Glauben ſtehn, wie denn ſchon jede Ordnung über den äußern Gottesdienſt religiöſe Anſichten berühren muß, ſo kann die Regierung, zumal in unſrer Zeit, wo die Gegenſätze der Lehrmeinungen hart wider einander getreten ſind, ſich dem Kampfe der Parteien gar nicht entziehn, ſobald ſie einmal in die innern Beziehungen des Kirchenweſens ſich eingelaſſen hat. Die furchtbaren Bewegungen, welche das römiſche Reich vom 4. bis zum 7. Jahrhunderte erſchütterten, zunächſt deßhalb, weil die Kaiſer Biſchöfe ſpielen wollten, und ſich einließen in die Glaubensſtreitigkeiten der Theologen, geben dem Staate für alle Zeiten eine ernſte Lehre. Daher iſt es auch irrig zu meinen, daß die Majeſtät der Fürſten durch die biſchöfliche Hoheit erhöht werde. Was den Geiſtlichen ehrwürdig macht, iſt die Predigt und die unmittelbare Verwaltung der Heiligthümer. Beides ziemt einem Fürſten nicht, er müßte denn wie die griechiſchen Kaiſer mit dem Volke katechiſiren wollen. Durch die kirchliche Geſetzgebung aber, wenn ſie unmittelbar von ihm ſelbſt ausgehn ſollte, würde ein Fürſt die Erbitterung der Parteien unmittelbar auf ſeine Perſon ziehn, und noch dazu ſeine Arbeiten mit einem gewiſſen Scheine des Rechtes, weil ſie theologiſche Kenntniße erfordern, von den Theologen beurtheilt ſehn müſſen. Juſtinian, dieſer theologiſche Kaiſer, der umfaſſende Einſichten beſaß, es mit der Kirche ſehr wohl meinte, und dennoch mit ſeinen theologiſchen Edicten Staat und Kirche beunruhigte, iſt ein warnendes Exempel für alle Fürſten. Nicht alſo darin beſteht der wahre Vortheil eines Monarchen, daß er eine unheilvolle Herrſchaft über die Kirche behauptet, ſondern darin, daß er als ihr getreuer Sohn vor Gott mit allen andern Gliedern der Gemeinde ſeine vollkommne Gleichheit anerkennt. Denjenigen ſieht das Volk mit Vertrauen erhaben über alle menſchliche Geſetze, der ſeine Unterwerfung unter das göttliche Geſetz öffentlich anerkennt, und dadurch ſeinem Volke die ſicherſte Bürgſchaft leiſtet, die er äußerlich zu leiſten vermag. Schutzherr alſo, nicht Herr der Kirche, was Chriſtus ſich allein vorbehalten hat, ſoll ein chriſtlicher Fürſt ſeyn, d. h. ſie ſchützen in allen ihren wohlerworbnen Rechten und Gütern, wie jede andre rechtliche Corporation im Staate; er ſelbſt wird als Menſch und Chriſt ihren Ordnungen ſich unterwerfen, als Fürſt muß er klar und unbewegt ſtehn über allen Bewegungen innerhalb der Kirche und über allen Streitigkeiten der verſchiedenen Religionsgeſellſchaften des Reichs. Denn darin hat der Souverän ohne weitres die höchſte Zwangsgewalt, zu verhüten, daß niemand in ſeinen bürgerlichen Rechten durch die Kirche verlezt werde; und dieß iſt das wahrhafte, unveräußerliche Majeſtätsrecht, zuzuſehn, daß weder der Staat, noch der einzelne Bürger durch die Kirche beſchädigt werde. Dieſe dagegen hat das Recht, zu fordern, daß in allen aus der Religion hervorgehenden Verhältniſſen, die den Staat nicht beeinträchtigen, ihre Freiheit unbedingt geehrt werde; und grade in dieſer freiſten Entwicklung vermag ſie's, jene ſittliche und geiſtige Kraft zu erhalten, auf der allein der Staat wahrhaft gegründet iſt, ſichrer, als auf ſeinem Heere, ſichrer ſelbſt, als auf ſeiner Conſtitution; dadurch allein vermag ſie's, dem Staate als einer göttlichen Satzung, und dem Fürſten, als dem Geſalbten des Herrn, eine aufopfernde Liebe zu gewinnen als um Gottes Willen, wie kein Staatsgeſetz ſie zu erzwingen vermag. Der Altar kann nicht fallen ohne den Thron, d. h. nicht, wie man es neuerlich komiſch gnug überſezt hat: die Bourbonen können nicht beſtehen ohne die Jeſuiten! ſondern, wie Frankreich, nachdem es den größten ſeiner Siege, den über ſich ſelbſt gewonnen hat, dieſes heut mit uns verſteht: der Staat muß untergehn, wenn er nicht auf ſittlich-religiöſen Grundveſten ruht. Auf dieſe Weiſe, in gegenſeitiger Freiheit und Förderung, die allerdings durch Herkommen oder Vertrag weit beſtimmter ausgeſprochen ſeyn kann, gewähren beide Inſtitutionen, grade in ihrer Trennung einig, der Menſchheit die höchſten Güter, und der alte heilige Grundſatz, daß Gott zwiſchen weltliche und geiſtliche Gewalt alles Regiment vertheilt habe, findet auch in dieſer rein natürlichen Betrachtung ſeine volle Wahrheit.

Friedrich Chriſtian Auguſt Haſſe

ward den 4. Januar 1773 zu Rehfeld im ehemaligen ſächſiſchen Kurkreiſe geboren, ſtudirte die Rechte und Philoſophie zu Wittenberg und verwaltete darauf die Aemter eines Notars, Advocaten, Amtsacceſſiſten und Repetenten daſelbſt. Nachdem er ſeit 1795 Erzieher der ſchönburgiſchen Prinzen zu Waldenburg geweſen war, 1798 eine außerordentliche und ſeit 1803 eine ordentliche Profeſſur der Moral und Geſchichte an der Ritteracademie zu Dresden bekleidet hatte, wurde er 1828 als Dr. und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Leipzig berufen.

Er ſchrieb:

Tharand's Umgebungen. Meißen 1801.
Dresden und die umliegende Gegend, Pirna 1801. Neue Ausg. Dresden 1804, 2 Thle.

Rede am Grabe des Generals Chriſtiani. Dresden 1804.
Ueber das militäriſche Verdienſt. Ebendaſ. 1805.
Notizen für Reiſende nach Warſchau. Ebendaſelbſt 1808.
Politiſches Gemählde von Europa nach der Schlacht bei Leipzig. Deutſchland 1814.
Deutſche Taſchen-Encyclopädie. Leipzig 1816—1820. 4 Thle.
Johann Viktor Moreau. Dresden 1816.
Arthur von Wellington. Leipzig 1817.
Geſtaltung Europa's ſeit dem Ende des Mittelalters. Leipzig 1818.
Leben Gerhard's von Kügelchen. Ebendaſ. 1824.
Die Zeitgenoſſen, biographiſches Magazin. Ebendaſ.
Allgemeine hiſtoriſche Taſchenbibliothek. Dresden 1825 ff.

Einzelne Aufſätze, Abhandlungen u. ſ. w.

H. hat ſich als Hiſtoriker, namentlich aber als Biograph große Verdienſte erworben, da er mit gründlichen Studien und ſcharfem Blicke in Welt und Leben, eine ſehr anmuthige und dem von ihm behandelten Gegenſtande ſtets angemeſſene Darſtellung verbindet. Seine Biographie des genialen Malers von Kügelchen, die mit eben ſo viel Sachkenntniß als Humanität und Wahrheitsliebe geſchrieben worden, iſt vor Allem als ein höchſt vorzügliches Werk zu empfehlen.

Johann Heinrich Haſſel.

Dieſer fleißige Statiſtiker wurde am 30. December 1770 zu Wolfenbüttel geboren, und erhielt durch ſeinen Vater, den daſigen Conſiſtorialrath H., eine gute Erziehung. Auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt claſſiſch gebildet, bezog er 1789 die Univerſität Helmſtädt, wo er neben ſeinen juriſtiſchen Berufsſtudien, beſonders denen der Geſchichte und Geographie mit vorzüglichem Eifer oblag. Nach Aufgabe ſeiner deshalb erhaltenen Anſtellung als Amtsactuar zu Wolfenbüttel, lebte er ſeit 1806 in Nürnberg, Göttingen und Weimar nur dieſen Lieblingswiſſenſchaften, bis der weſtphäliſche Miniſter, Graf von Wolfradt ihn als Diviſionschef im Bureau des Departement des Innern anſtellte. Nach Auflöſung dieſes Königreichs ging er 1815 als braunſchweigiſcher Kommiſſär nach Paris und zog ſich 1816, bei dem Herzog verläumdet, nach Weimar zurück. Hier führte er wegen eines 1806 erhaltenen Rufes nach Rußland den Profeſſortitel und lebte bis an ſeinen den 18. Januar 1829 erfolgten plötzlichen Tod mit ſtatiſtiſchen und andern literariſchen Arbeiten beſchäftigt.

Er gab heraus:
Statiſtiſcher Umriß ſämmtlicher europäiſcher Staaten. Braunſchweig 1805, 2 Hefte in Fol.
Statiſtiſcher Abriß von Oeſtreich. Nürnberg und Leipzig 1807.
Statiſtiſcher Abriß von Rußland. Ebendaſ. 1807.
Geographiſch-ſtatiſtiſcher Abriß von Weſtphalen. Weimar 1809.
Statiſtiſcher Abriß von Holland. Ebendaſ. 1809.
Lehrbuch der Statiſtik der europäiſchen Staaten. Weimar 1812.
Statiſtiſcher Abriß von Frankreich. Ebendaſ. 1819.
Statiſtiſcher Abriß von Hannover, Braunſchweig und Oldenburg. Ebendaſ. 1819 ff.
Vollſtändiges Handbuch der neuſten Erdbeſchreibung und Statiſtik. Berlin 1816. 1817. 2 Abth.
Allgemeines geographiſch-ſtatiſtiſches Lexikon. Weimar 1817. 1818. 2 Thle.
Allgemeines europäiſches Staats- und Adreßhandbuch. Ebendaſ. 1817. 1818. 4 Bde.

Mit andern Gelehrten und mit ſeinen Freunden:
Geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Fürſtenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Braunſchweig 1802. 2 Bde. mit Juſtizamtmann Bege zu Helmſtädt.
Vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. Weimar 1819 ff. 24 Thle. mit Gaspari, Cannabich, Gutsmuths u. Uckert.
Genealogiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Almanach. Ebendaſ. 1825 — 1829.

Außerdem hatte er großen Antheil an den: „Geographiſchen Ephemeriden,“ der: „Allgemeinen Encyclopädie“ von Erſch und Gruber und andern hierher gehörigen Schriften.

Ein äußerſt fleißiger, aber nicht immer gründlicher und genauer Statiſtiker und Geograph, deſſen Schriften früher ſehr viel gebraucht wurden, allmählig aber von beſſeren und exacteren Leiſtungen verdrängt werden.

Johann Heinrich Häßlein

ward den 21. Februar 1737 zu Nürnberg geboren und gelangte, obwohl früh genöthigt, ſein Leben durch Abſchreiben zu friſten, auf ungewöhnlichem Wege zu wiſſenſchaftlicher Bildung und Anſehen. Er wurde Regiſtrator und Rechnungsſyndikus im Departement der Finanzen der Reichsſtadt Nürnberg und ſtarb daſelbſt den 24. October 1796.

Von ihm haben wir:
Hans Sachs Gedichte in einem Auszuge mit Worterklärungen. Nürnberg 1781 in 8.

Gemeinſchaftlich mit Gräter:

Bragur, literariſches Magazin für Deutſchland ꝛc. Leipzig und Breslau 1794, 3. Band.

Als Literärhiſtoriker und fleißiger Sammler hat ſich H. manches Verdienſt um die genauere Kenntniß der älteren deutſchen Literatur erworben.

Wilhelm Hauff

ward den 29. November 1802 zu Stuttgart geboren und nach ſeines Vaters frühem Tode ſeit 1809 von ſeiner Mutter in Tübingen erzogen, wo er bereits durch kleine Erzählungen ſein Talent auszubilden begann. Nach gehöriger Vorbildung in der Kloſterſchule zu Blaubeuern bezog er 1820 als Student der Theologie die Univerſität Tübingen, ward hierauf Hauslehrer bei dem Kriegsrathspräſidenten von Hügel in Stuttgart und privatiſirte dann daſelbſt, mit ſeinen belletriſtiſchen Studien beſchäftigt. Nach einer Reiſe nach Paris und durch Norddeutſchland übernahm er 1827 die Redaction des Morgenblattes, ſtarb aber ſchon den 17. November 1827 zu Stuttgart.

Von ihm erſchien:

Sämmtliche Schriften, geordnet und mit einem Vorworte verſehen von G. Schwab. Stuttgart 1830. 1831. 36 Bdchen in kl. 16. mit H's. Portrait.

Einzeln:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Stuttgart 1826 — 1829. 3 Thle. in 8. Der 3. Theil von Wit, genannt van Dörring herausgegeben. 2. Ausg. der beiden erſten Theile. Ebendaſ. 1827.

Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände. Stuttgart 1826 — 1828, 3 Jahrgänge in 12. 2. Aufl. Ebendaſ. 1832 — 1833 in 12. m. Kupfern.

Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutſchen Publikum. Ebendaſ. 1826 in 8.

Lichtenſtein. Romantiſche Sage aus der Würtembergiſchen Geſchichte. Ebendaſ. 1826. 3 Bde. gr. 12.

Phantaſien im Bremer Rathskeller. Ebend. 1827.

Novellen. Ebendaſ. 1827 — 1828. 3 Bde. in 8.

Phantaſien und Skizzen. Stuttgart 1828. gr. 12.

Unter dem Namen: H. Clauren:

Der Mann im Monde, oder der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme. Stuttgart 1825.

Ein begabtes, gewandtes Talent, mit reicher, gefälliger Phantaſie, Geſchmeidigkeit und glücklicher Laune neben echter, deutſcher Innigkeit ausgeſtattet, wußte H. ſehr ſchnell die Gunſt des leſenden Publicums zu gewinnen, und ſchritt auf der eingeſchlagenen Bahn mit um ſo größerm Erfolge weiter, als er einen hellen und klaren Blick für die poetiſche Seite der Zeitintereſſen hatte, und dieſe in ſeinen Dichtungen wohl zu benutzen wußte. Leider entriß ihn der Tod zu früh ſeinen Freunden und Verehrern, die mit Recht noch manches Schöne von ihm hoffen durften, da jede ſeiner ſpäteren Leiſtungen deutliche Beweiſe ſeiner Fortſchritte lieferte. Zu ſeinen gelungenſten Arbeiten gehören: „Lichtenſtein“: „das Bild des Kaiſers“ und vor Allem die echt deutſchen originellen „Phantaſien im Bremer Rathskeller“; — ſeine lyriſchen Poeſieen ſind dagegen unbedeutend.

Das Bild des Kaiſers*).

Erſtes Bändchen.

1.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reiſten vor einigen Jahren an einem der ſchönſten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der Eine von ihnen war erſt eine Station hinter Darmſtadt eingeſtiegen und hatte dem früheren Paſſagier ſchon beim erſten Anblick durch ſein ſchmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er ſich neben ihn ſetzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarſchaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reiſe bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er ſeinen Reiſegefährten für einen wohlgezogenen, anſtändigen Mann hielt. Was er ſprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verſtändig; nicht ſelten ſogar überraſchten den Reiſenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken ſeines Nachbars, die von feiner Bildung, geſellſchaftlicher Erfahrung und einer Beleſenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unſcheinbaren Ledermütze nicht geſucht hätte. Ueberhaupt däuchte es dieſem Reiſenden, er müſſe, je öfter er im Süden vordrang, deſto öfter und nicht ohne Beſchämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörenſagen, beſonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, ſo leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieſes Land im Brandenburgiſchen geſchildert worden! Manche Reiſende hatten zwar dieſe Bergſtraße, dieſes Neckarthal gelobt, doch erſchien dann ihre Beſchreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher ſie auf dieſer Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in ſeiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmſtadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reiſenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der dieſe Länder beſuchen wolle. Da geht alles geſellſchaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, ungeſittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutſch ſprechen kann. Und leider! nicht nur die unterſten Klaſſen leiden an dieſem Mangel, auch die beſſeren Stände haben einen Anſtrich von eingeſchränktem, ungalantem Weſen und reden ſo elendes Deutſch, daß ſie vor Fremden, um nicht erröthen zu müſſen, franzöſiſch ſprechen. Das war der Reiſepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantiſchen Kopf des jungen Brandenburgers hatten dieſe Sagen ſich endlich während der ſchönen Muße, die ihm die Sandkunſtſtraßen und die ſchnapſenden Poſtillons ſeines Vaterlandes gönnten, ſo ſonderbar geſtaltet, daß er ſich ſelbſt wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottiſchen Roman erſchien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinſten Zirkel, an Theater und alle Genüſſe der großen Welt erfüllt, von London ausreiſen, um das Hochland und ſeine barbariſchen Bewohner zu beſuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obſt und Wein und jene geſegneten Thäler ſich vor ſeinen Blicken aufthaten, als die ſchönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menſchen ſeinem erſtaunten Auge ſich zeigten, als da und dort zwiſchen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit ſchimmernden Fenſtern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er ſtrömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tauſende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben geſehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub ſchimmerten, und ein ſchwacher Troſt für ſeinen Patriotismus war, daß die Natur ſeine Landsleute durch höhere Einſicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in Etwas wenigſtens entſchädigt habe.

Der junge Mann an ſeiner Seite ſchien übrigens, obgleich man ſeiner Sprache den ſüdlichen Accent anfühlte, die Geſetze des Anſtandes nicht minder gut zu verſtehen als der Brandenburger; zum mindeſten verrieth keine ſeiner Fragen Neugierde, über deſſen Stand, Vaterland und Reiſezweck etwas zu erfahren, er benahm ſich zuvorkommend, aber würdig, ſchien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne ſich dadurch beläſtigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geſchichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über dieſe Dinge Aufſchluß gab, ſo waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger ſprach. Einmal, als ſein Nebenſitzer über die gute Geſellſchaft in Schwaben einige ſeiner ſonderbaren Begriffe preisgab, ſah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege ſchon früher in Schwaben geweſen ſey, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht ſich hin und wieder, beſonders in Norddeutſchland, ſonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie ſelbſt entſcheiden, wenn Sie einige Zeit in unſerer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle ſolcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewiſſe nachtheilige Anſicht über mein Vaterland ſeit Jahrhunderten beſteht; zum mindeſten ſind die Schwabenſtreiche nicht erſt in unſeren Tagen bekannt geworden. Doch ſcheint ein großer Theil dieſer aberwitzigen Dinge aus einer gewiſſen Eiferſucht der Volksſtämme hervorzugehen, und aus der Kleinſtädterei, die von jeher in unſerem lieben Deutſchland herrſchte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die Andere uns aufbürden, von den Oeſtreichern; daß aber dieſes Vorurtheil ſelbſt in neueren Zeiten, ſelbſt durch die Fortſchritte der Kultur und das regere geſellige Leben nicht geſchwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutſchland.“

„Bitte!“ rief der Brandenburgiſche Reiſende etwas ungläubig, „ich ſollte doch nicht denken —“

„Man beurtheilt unſere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutſchland ſieht. Wenn nun dieſe auch die vernünftigſten Menſchen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die ſie in Ihren Augen in Nachtheil ſetzen Einmal die Sprache —“

---

*) Aus: Wilhelm Hauff's ſämmtlichen Schriften. 14. Bdchen. Stuttgart 1830.

„Bitte!“ erwiederte ſein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beiſpiel drücken ſich allerliebſt aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und ſo macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders ausſprechen als ihr, die Endſylben entweder nach unſerer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt euch unſere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meiſten Schwaben, die Sie bei ſich ſehen, ſind junge Männer, die von der Univerſität kommen und die Anſtalten in Norddeutſchland beſuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Dieſen Menſchen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maasſtab an und thun ſehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußern Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige geſchenkt, er wird ſehr bald in die geſelligen Kreiſe gezogen; bei uns findet dieß vielleicht erſt um acht oder zehen Jahre ſpäter ſtatt.“

„Nun das iſt es ja gerade, was ich ſagte,“ entgegnete jener; „dieſe Formen gewinnt Keiner durch ſich ſelbſt, und dies iſt alſo ein Fehler Ihrer Erziehung —“

„Vorausgeſetzt, daß jene Formen wirklich ſo trefflich, daß ſie das ſind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen iſt.“

„Das ſoll es ja nicht! aber ſo auf dem Wege mitnehmen kann er ſie doch wohl,“ meinte der Fremde.

„Wenn er ſie nur ſo mitnimmt, verliert er ſie auch gelegentlich,“ erwiederte der Schwabe. „Doch das iſt nicht der Punkt, wovon wir ſprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutſchland Unrecht, unſere Sitten und unſere Geſellſchaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Geſellſchaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geſchickt wurden, um ihre Sitten abzuſchleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierſtube zu Ihnen kamen und ſich vielleicht ungeſchickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieſer Menſchen beurtheilen?“

„Gewiß nicht, aber geſtehen Sie ſelbſt, man hört doch ſelbſt von der guten Geſellſchaft in Schwaben ſo ſonderbare Gerüchte, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen.“

„Vielleicht kaum ſo ſonderbar,“ verſetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unſere Mädchen ſtellen ſich die norddeutſchen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland ſind aber Ihre reiſenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältniſſe unſeres Familienlebens. In Norddeutſchland fällt es nicht ſchwer, in Familienkreiſen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben iſt das anders: man iſt heiter, geſellig unter ſich, der Fremde wird als etwas Fremdes angeſtaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für dieſe ſcheinbare Kälte immer eine Entſchädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber ſelten das Herz; meine Schwaben ſind vorſichtiger, aber ſie ſchließen ſich an den, welchen ſie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künſtlichen verfeinerten Sitten umſonſt ſuchen.“

„Und alſo liegt eine zweite Quelle unſerer Vorurtheile,“ fragte der Fremde „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreiſen einheimiſch wurden?“

„Gewiß!“ ſagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreiſe unſerer beſſern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, laſſen Sie ſich nicht durch Ihre eigenen Anſichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anſchlägt, ſich mit den Gebildetſten zu meſſen, vernünftig genug, um die Gränzen guter Sitten feſt zu halten, und das Lächerliche der Unſitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt ſein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht ſinken laſſen will oder Beſſeres nie geſehen hat.“ Er entſchuldigte bei ſich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konte er es ſich nicht verſagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts ſchnell und vieles zu ſprechen, — die man im Norden unſeres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen ſoll — auf andere große Vorzüge aufmerkſam, welche die nördlichen Provinzen Deutſchlands vor den ſüdlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftſteller und Dichter ſeiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall ſeiner Beredſamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als ſie um eine Ecke der Landſtraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete ſie ſtaunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmaſſen waren von der ſinkenden Herbſtſonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Geſträuche, die in den verfallenen Mauern wachſen, im dunkelſten, wundervollſten Grün erſcheinen. Durch die hohen, offenen Fenſterbogen blickte der ſchwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenſtänden ſo eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab ſpiegelten ſich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelbaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie ſolche Poeſie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde ſchien es nicht zu hören, unverwandt hingen ſeine Blicke an dieſem reizenden Schauſpiel, er mochte fühlen, daß es ſich an ſolchen Stellen über Poeſie nicht gut ſtreiten laſſe.

Nach dieſem Vorfall kehrte übrigens auf dem Geſicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er ſtritt über keinen Gegenſtand, ſchien ſogar über manche Dinge ſich behutſam auszudrücken.

Als aber das Geſpräch unter den beiden Reiſenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerkſamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereigniſſe und auf Politik kam, ſchien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge ſeines Nachbars nicht mehr gut unterſcheiden konnte, ſein Athem gehe ſchneller, ſeine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Intereſſe ſey. Man ſprach von der Geſtalt und der innern Kraft Deutſchlands. Mit einer gewiſſen Erbitterung zog jener eine Parallele zwiſchen Jetzt und Sonſt, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, deſſen Grundſätze im Ganzen nicht mit dieſen Anſichten übereinſtimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbſtgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weiſe fing er ſeinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillkührlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieſer vergaß nun jede Rückſicht der Klugheit; mit einer Beredſamkeit, die an jedem andern Orte dienlich geweſen wäre, ſuchte er ſeine Meinung durchzuführen, und Nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit ſeinem eigenen Maßſtab gemeſſen hätte. Der Preuße, der ſolche Leute nur vom Hörenſagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erſchrak über dieſe Aeußerungen. Konnte nicht der Poſtillon, konnte nicht ein Paſſagier im Bauch des Wagens dieſe Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen feſten Plätze ſchwebten vor ſeiner aufgeregten Phantaſie, und das beſte Mittel, ſeinen Nachbar zum Stillſchweigen zu bringen, ſchien ihm, wenn er ſich in die Ecke drückte und ſich ſchlafend ſtellte.

2.

Als die beiden Reiſenden am Morgen nach dieſer gefährlichen Nacht erwachten, ſahen ſie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ ſagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ ſetzte er mit einem freundlichen Blick auf ſeinen Nachbar hinzu, „daß ich dießmal dieſen Wagen ungern verlaſſe. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Geſellſchaft vergangen!“

„Dies iſt mein Loos ſchon ſeit vierzehn Tagen geweſen,“ erwiederte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menſchen, welche vielleicht in einer größern Stadt, ſelbſt wenn ſie Zimmernachbarn geweſen wären, Jahre lang unter ſich kein Wort gewechſelt hätten, treten ſich nahe durch den ſo natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechſelte öfter, als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünſchen, Sie wenigſtens ſo lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn ſo bin ich auf die angenehmſte Weiſe in Ihr Vaterland eingeführt worden.“

„Werden Sie länger in Würtemberg verweilen?“

„Ich beſuche Verwandte meiner Mutter,“ erwiederte der Fremde; „je nachdem ſie und die Reſidenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen.“

„Wir werden uns ſchwerlich wieder ſehen,“ ſagte der Grüne, „ich wüßte wenigſtens nicht, was mich nach Stuttgart treiben ſollte. Vergeſſen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute ſagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten ſich ein wenig richten, ſo werden Sie überall geſucht und willkommen ſeyn. Unſern Damen ſind Sie dann als Fremder nur um ſo intereſſanter und unſern Männern — nun da kömmt es immer auf den Zirkel an, in welchem Sie leben; nur müſſen Sie,“ ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwiſchen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit ſchwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen — —“

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt

„Daß Sie kein Deutſcher, ſondern ein Preuße ſind.“

Das ſchmetternde Horn des Poſtillons und das Raſſeln des ſchweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Paſſagieren ward in dieſer Stadt eine kleine Raſt vergönnt, und der Fremde wollte ſeinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühſtück einladen. Doch ſchon unter der Thüre des Poſthauſes überreichte dieſem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen haſtig, erröthend auf, und ſein Reiſegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handſchrift einer Dame ſey. Der Fremde trat etwas verſtimmt in dem Wirthshaus an's Fenſter; er ſah den Jäger angelegentlich mit ſeinem Diener ſprechen und bald darauf führte man zwei ſchöne Pferde vor. In demſelben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, ſeine Augen ſuchten und fanden den Reiſegefährten, er trat zu ihm, doch nur um ſchnell, aber herzlich von ihm Abſchied zu nehmen; und ſo konnte ihn der Brandenburger zu ſeinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er ſich unter ſeinen Reiſenotizen aufgezeichnet und doppelt unterſtrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er ſich ſo leicht in den Sattel des ſchönen, ſtolzen Pferdes ſchwang, wie er ſo majeſtätiſch über den Markt hinſprengte, ſöhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Haſt aus, womit jener von ihm Abſchied genommen hatte. Er geſtand ſich, ſelten eine ſo wohlgebaute Geſtalt mit einem ſo ſchönen, ausdrucksvollen Geſicht vereint geſehen zu haben.

„Wer war dieſer Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenſter dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn „Herr Baron“ nennt, daß ſein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß ſie ſehr reich ſeyn ſollen; in die Stadt kömmt er ſelten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieſer Erklärung ſetzte ſich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in dieſem Lande geweſen war, hatte ihm ſo viel Sonderbares von ſchwäbiſchen Baronen erzählt, daß er in ſeinem liebenswürdigen und gewandten Reiſegefährten keinen ſolchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm in der erſten Viertelſtunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern ſey, machte ihm den Verluſt, den er erlitten, nur um ſo fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beſchäftigte er ſich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlaſſen hatte, nachzudenken, und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er ſich von ſeinen Verwandten, zu welchen er reiſte, gemacht hatte. Von dem Oheim verſprach er ſich für ſeine Unterhaltung wenig; er mußte nach ſeiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger ſeyn; mürriſch, ungeſellig und eigenſinnig hatte ihn ſein Vater ſchon vor fünf und zwanzig Jahren gekannt, und ſolche Eigenſchaften pflegen ſich im Alter nicht zu verbeſſern. Deſto mehr verſprach ſich der junge Mann von Fräulein Anna, ſeiner Couſine. Von einem ſeiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war ſie ihm als eine Zierde dieſes Landes genannt worden. Ein angenehmes, trauliches Verhältniß von fünf bis ſechs Wochen ſchien ihm ganz wünſchenswerth, und ſo eifrig war ſeine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot ſtanden, ſich liebenswürdig zu zeigen, ſo gewiß war er ſich des Eindrucks bewußt, den ſeine Perſon, ſein Weſen unfehlbar machen müſſe, für ſo leicht zu erobern hielt er das Herz eines Fräuleins in Schwaben, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die ſchöne Couſine Anna könne ſich vielleicht ſchon verſehen haben.

Er ließ ſich, in der Reſidenz angekommen, ſogleich nach dem Hauſe führen, wo ſein Oheim ſonſt gewohnt hatte,

aber mit dem Donnerworte
ward ihm aufgethan:
die Du ſucheſt —

wohnen ſchon ſeit langer Zeit auf einem Landgut, ſie werden auch im nächſten Winter nicht zurückkehren, und ſelbſt dieß Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reiſende aus Brandenburg war ſchnell entſchloſſen. Er benützte dieſen Tag, um ſich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denſelben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem untern Neckarthal, wo der Landſitz ſeines Oheims lag.

Je näher er dieſer reizenden Gegend kam, deſto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen ſollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeſchnitten von den Zerſtreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für ſchön und nothwendig, hier für überflüſſig und läſtig hält, ſchnell bekannt und befreundet wird, daß man ſich, auf eine kleine Geſellſchaft beſchränkt, ſchneller nahe rückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptſtraße ab. Der Kutſcher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende ſich um den ganzen Berg her, ſagte er, doch auf dieſem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Slchoß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann ſtieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, ſah nun eine mäßige, mit Wald bewachſene Anhöhe vor ſich, und ſchloß, weil er gehört hatte, das Schloß ſeines Oheims liege im Neckarthal, man müſſe von dieſer Höhe eine weite Ausſicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und ſtieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er dieſen Baum ſo kräftig, ſo majeſtätiſch geſehen, zwiſchen durch erblickte er hie und da Eichen und ſchöne Eſchen und zu ſeiner nicht geringen Verwunderung Waldkirſchbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen ſchwerer; der Berg ſchien ſich auf einmal ſteiler zu erheben, und er war oft verſucht, die unbequeme Eleganz zu verwünſchen, in welche ihn ſein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete ſich keine Ausſicht. Die Bäume ſchienen dichter zu werden, je mehr ſich der Pfad wieder ſenkte, und als ſich, um ſeine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verſchiedenen Richtungen liefen, ſchmähte er auf den Kutſcher und auf ſeine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald ſich zu verirren. Er ſchlug endlich den Weg rechts ein und ſah, nachdem er einige Hundert Schritte gegangen war, zu ſeiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub ſchimmern.

Er verdoppelte ſeine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame ſtand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank ſaß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem ſie, als ſein Schritt in den abgefallenen Blättern rauſchte, langſam und ruhig ihre ſchönen Augen erhob; doch auch ſie ſchien betroffen, als es ein junger, ſtädtiſch gekleideter Herr war, den ſie in dieſer Einſamkeit vor ſich ſah; ſie erröthete flüchtig, aber ſie ſenkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Beſuch hing. Der junge Mann verbeugte ſich einigemal, ehe er recht wußte, was er ſagen ſollte. „Iſt wohl das ſchöne Mädchen Couſine Anna?“ war Alles, was er in dieſem Augenblick zu denken und ſich zu fragen vermochte, und erſt als er ſich dieſe Frage ſchnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indeſſen ihr Buch ſchloß und von ihrem Bänkchen aufſtand. „Bitte um Vergebnng,“ ſagte er, „wenn ich Sie geſtört haben ſollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu ſeyn. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf dieſem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt ſind,“ erwiederte ſie mit einer klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelaſſen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte ſich nach dieſen Worten, und der junge Mann ging ſeinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, ſo zog ihn ein unwiderſtehliches Gefühl zurück. Das ſchöne Mädchen ſtand noch einmal von ihrem Sitz auf, als ſie ihn zurückkehren ſah, doch dießmal ſchien Beſtürzung ihre Wangen zu färben, und eine gewiſſe Aengſtlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten, fragte der Reiſende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu ſprechen?

„Ich heiße ſo,“ antwortete ſie etwas befangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ ſagte er lächelnd, indem er ſich artig verbeugte; „ſo habe ich das Vergnügen, Ihnen Vetter Rantow vorzuſtellen.“

„Wie, Vetter Albert!“ rief ſie freudig, „ſo haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird ſich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie ſind Sie gereiſt?“ So drängte ſich eine Frage nach der andern über die ſchönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in ſein Glück, eine ſchöne Muhme zu beſitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht ſagen, daß ſie gegen irgend eine Regel des Styls geſündigt hätte, und doch däuchte es ihm, es ſeyen ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in ſeinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er ſey zu ſchnell gereiſt, als daß er allmählig auf dieſen Kontraſt vorbereitet worden wäre.

„Dieß iſt mein Lieblingsſpaziergang,“ ſagte ſie, indem ſie langſam neben ihm herging. „Zwar iſt der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht ſchöne Windungen, alte Burgen ſchmücken die Höhen — und die unſrige ſpielt dabei nicht die ſchlechteſte Rolle, wenigſtens was das Alterthum betrifft — Dörfer und ſogar ein Städtchen ſieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg in's Schloß hinauf iſt dann ſo ſteil und mühſam, und auf der Straße gehen mir zu viel Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und iſt dann ſo köſtlich einſam, als ſäße man in ſeinem Boudoir bei verſchloſſenen Thüren.“

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köſtliche Einſamkeit ſtört,“ unterbrach ſie Rantow.

„Im Ganzen genommen,“ fuhr ſie fort, „iſt es im Schloß gerade auch nicht geräuſchvoll. Es iſt ſo einſam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tauſend und eine Nacht. Außer der Dienerſchaft und im hintern Flügel dem Amtmann, den man nie zu ſehen bekömmt, ſind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einſamkeit im Schloß iſt oft ſo ſchrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinſamkeit flüchte, wo das Rauſchen der Bäume und der Geſang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden.“

3.

Ueberraſcht ſtand der junge Mann ſtille, als ſie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberſtanden. Die Bewohner des ſüdlichen Deutſchlands ſind von Jugend auf an Anblicke dieſer Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben ſelten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindeſten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabſchauten. Die natürliche Beſchaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüſſe, überdieß die eigenthümliche Verfaſſung des zahlreichen Landadels begünſtigten oder nöthigten in früherer Zeit zu dieſen befeſtigten Wohnungen. Aber der Norden unſeres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieſer alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine ſo natürliche Befeſtigung, wie die Felſen und Gebirgsausläufer des Süden, und hatte auch hier und dort eine ſolche Veſte im platten Land geſtanden, ſo war ſie nur deſto ſchneller dem Verfall und der Zerſtörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten ſich brüderlich in die theuren Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinſtrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein ſo überraſchender Anblick, ſich in ſolcher Nähe einer dieſer alterthümlichen Burgen gegenüberzuſehen, um ſo überraſchender, da er durch dieſe düſteren, tiefen Thore als Gaſt einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen ſollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der maleriſche Anblick, der ſich ihm darbot, ſeine Seele. Der alte ſchwärzlich graue Wartthurm war auf der Mittagsſeite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Epheu umhängt. Aus den Ritzen der Mauer ſproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog ſich ein breites Rebengeländer, deſſen zarte Blätter und Faſern ſich mit ſanfter Gewalt um die roſtigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geſchlungen hatten. Zur rechten Seite des Schloſſes hinderte der dunkle Wald die Ausſicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber tauchte das Auge hinab in die Tiefe des ſchönen fruchtbaren Neckarthals, ſchweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das iſt unſer Thierberg,“ ſagte das Fräulein; „es ſcheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenſter zu ſehen, um vor unſerer Einſamkeit und dieſem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erſchrecken!“

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie dieſe alte Burg?“ rief der Gaſt; „kann man etwas Romantiſcheres ſehen, als dieſe Thürme mit Epheu bewachſen, dieſen Thorweg mit den alten Wappen, dieſe Zugbrücke, dieſe Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottiſchen Romanen zu ſehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thor entgegentreten —“

„Für dießmal höchſtens ein Thierberg,“ erwiederte das Fräulein lachend, „und auch von dieſen ſpuckt nur noch einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer geſtochen, aber zwiſchen dieſen Mauern zu wohnen, ſo einſam, und Winters, wenn der Wind um dieſe Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr ſieht, als jenen Eppich dort am Thurme — Vetter! mich friert ſchon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch ſelbſt einführen.“

Der düſtere, ſchattenreiche Hof, in welchen ſie traten, kühlte etwas die warme Begeiſterung des Gaſtes. Er ſah ſich flüchtig um, als ſie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug geweſen ſeyn müſſe, erſchrack vor einem halb zerſtörten Thurm, deſſen Rudera drohend über die Mauer hereingingen, erſtaunte über den ſcharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Riſſe genagt und dem Auge eine freie Ausſicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in ſeinem Herzen ſchon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch ſchlecht verwahrte Fenſter blies, der Bemerkung ſeiner Couſine über die Wohnlichkeit des Hauſes vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backſteinen gepflaſterten Halle das Fräulein mit freundlichem Klaffen und Wedeln, und ein gefeſſelter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange ſaß, ſtieß ein unangenehmes Geſchrei aus und ſchwenkte die Flügel. „Das iſt nun unſere Antichambre, unſer Hofgeſinde,“ ſagte Anna, indem ſie lächelnd auf die Thiere zeigte; „verwünſchte Prinzen und Prinzeſſinnen, die Sie entzaubern können. Doch laſſen Sie uns jetzt eintreten,“ ſetzte ſie nach einer Weile ernſter hinzu, „in dieſem Zimmer iſt der Vater.“

Sie öffnete eine hohe, ſchwere Flügelthüre, und durch das altfränkiſch ausſtaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fenſterwölbung ſaß, wie es ſchien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß ſeiner Tochter ſah er ſich um, und als er den Fremden erblickte und Anna ſeinen Namen nannte, ſtand er auf und ging ihm langſam, aber feſten Schrittes entgegen. Mit Bewunderung ſah ſein Neffe die hohe, gebietende Geſtalt, die ihn unwillkührlich an jenen Wartthurm dieſer Burg erinnerte, den ſo viele Jahre nicht einzuſtürzen vermochten, und deſſen Alter nur der Epheu anzeigte, der ſich an ihm emporgeſchlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in dieſe fünfundſechzigjährige Stirn Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare und der Bart und die Augenbrauen waren ſilberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch ſo aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwiedern vermochte.

„Biſt willkommen in Schwaben,“ ſagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; „'s war ein vernünftiger Einfall meiner Frau Schweſter, daß ſie dich heraus ſchickte; mach Dir's bequem; ſetz' Dich zu mir an's Fenſter, und Du, Anna, bringe Wein.“

So war der Empfang auf Thierberg; ſo herzlich und offen er aber auch ſeyn mochte, ſo konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewiſſes unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte ſich den Oheim ganz anders gedacht; er glaubte nach der Beſchreibung, die ihm ſein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der ſeine Haſen hezt, mit Laune die Händel ſeiner Bauern ſchlichtet, von ſeinen Kleppern gerne erzählt und zuweilen mit ſeinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durſt trinkt; er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine ſo verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwiſchen lag, auf dieſen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige, ernſte Auge des Oheims, das prüfend auf ſeinen Zügen zu ruhen ſchien, die ungeſuchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über ſein bisheriges Leben und Treiben in's Gebet nahm, das ironiſche Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um ſeinen Mund blizte, dieß Alles, und das ganze gewichtige Weſen des Alten imponirten ihm auf eine Weiſe, die ihm höchſt unbequem war; er konnte ſich kein Herz faſſen, den Oheim eben ſo traulich zu behandeln, wie jener ihn, er kam ſich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Miniſter Audienz giebt, und es war dieß zu ſeinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er ſich über die Landjunker in Schwaben getäuſcht ſah.

Auch ſeine Baſe erſchien ihm ganz anders, als er ſie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, ungeſuchte Weſen, was man ihm an den Töchtern dieſes Landes gerühmt hatte, aber dieſe Unbefangenheit ſchien nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus einem feinen, ſichern Takt hervor zu gehen, und was ſie ſprach, zeugte von einem ſo vortrefflich gebildeten Geiſt, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu beſtehen ſchien, daß ſie alles Geiſtreiche, ſey es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angebornes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Geſuchtes erſchien. Am ärgerlichſten war es ihm, daß ſie ihn ſchon nach den erſten Stunden zu durchſchauen ſchien; die ausgeſuchten Artigkeiten, die er ihr ſagte, zog ſie in's Komiſche, den feineren Komplimenten wich ſie auf unbegreifliche Art aus, wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, ſo nannte ſie ihn gewiß immer Herrn von Rantow. Und dennoch mußte er ſich geſtehen, daß er nie ſo viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Geſtalt und der Stimme geſehen habe; ihr ganzes Weſen erſchien ihm wie das Hauskleid, das ſie jetzt eben trug. Es war einfach und von beſcheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine, ſchlanke Geſtalt mit jener geſchmackvollen Eleganz, die auch dem anſpruchloſeſten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht; ein Toilettengeheimniß, worüber, ſo viel der junge Mann ſich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufſchluß gab, und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmoniſchen Seele, als die Folge einer ſorgfältigen Erziehung zu ſeyn ſchien.

Dieſelbe Uebereinſtimmung glaubte er zwiſchen dem alten Herrn und dem Gemach zu finden, in welches er zuerſt geführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die ſchweren gewirkten Tapeten, mit Leiſten befeſtigt, die einſt vergoldet waren und deren Farbe jetzt in's Dunkelbraune ſpielte; die breiten Armſtühle mit ausgeſchweiften, zierlich geſchnitzten Beinen, die Polſter, mit grellen Farben künſtlich ausgenäht, mit Papagayen, Blumentöpfen und den Bildern längſt begrabenener Schooshündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten ſeine Ahnfrauen über dieſer mühſamen Arbeit geſeſſen ſeyn, die ihnen vielleicht einſt für das Vollendetſte galt, was der menſchliche Geſchmack je erſonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geſchmacklos, ſchwerfällig, und hätten ſich nicht ſo ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erſchien. Und doch kam ihm dieß alles, der ehrwürdigen Geſtalt ſeines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er ſah, man ſey in Thierberg erhaben über den Wechſel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm ſein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umſtände, worin ſich der Oheim befand, geſagt hatte, ſo fühlte er ſich beſchämt, daß er dieſe Umgebung nur einen Augenblick habe grotesk und ſonderbar finden können: er fühlte, daß er unverſchuldeter Armuth, wenn ſie ſich in ſo ernſtem und würdigem Gewande zeige, ſeine Achtung nicht verſagen könne; ja, vor dieſen Wänden, dieſem Geräthe, und vor dem unſcheinbaren, groben Hausrock des Oheims erſchien er ſich ſelbſt, wenn er einen Blick auf ſeine modiſche und höchſt unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrſcht von einem Phantom, das ein Weiſer lächelnd an ſich vorüber gleiten läßt.

Dieß waren die Eindrücke, welche der erſte Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernſt ſie aber am Ende auch ſeyn mochten, ſo konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlag acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufſprang, ein kleiner Kerl in einem verſchoſſenen, bortirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, ſich dreimal verbeugte und dann feierlich ſprach: „le souper est servi.“

„S'il vous plait?“ ſagte der Alte mit ernſthaftem Geſicht und einer Verbeugung zu ſeinem Neffen, reichte ſeinen Arm der ſchönen Anna und ging langſamen Schrittes dem Speiſezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speiſeſaals und dem erſten Blick, den er hinein warf, hatte ſich übrigens dem Gaſt aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von dieſem gemalten Plafond, der die Erſchaffung der Welt vorſtellte, von dem ſchweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von ſchwerer Seide hatte ihm ſeine Mutter oft geſprochen, wenn ſie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einſt durch ihre hochſelige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Miniſters, in die Familie und in die ſchöneren Appartements zu Thierberg gekommen ſey. Schon ſeine Mutter hatte in ihrer Kindheit dieſe Prachtſtücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und ſeit dieſer Zeit hatten ſie zum mindeſten dreißig bis vierzig Jahre geſehen.

„Das iſt der Familienſaal,“ ſagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke ſah, womit ſein Neffe dieſes Gemach muſterte. „Vor Zeiten ſoll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherrn pflegten hier zu trinken. Mein Großvater ſelig ließ es aber alſo einrichten und ſchmücken; er war ein Mann von vielem Geſchmack, und hatte in ſeiner Jugend mehrere Jahre am Hof Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und ſie beide haben das Innere des Schloſſes auf dieſe Art eingetheilt und dekorirt.“

„Am Hofe Ludwigs XIV.!“ rief der junge Mann mit Staunen. „Das iſt eine ſchöne Zeit her; wie mancherlei Gäſte mag dieſer Saal ſeit jener Zeit geſehen haben!“

„Viele Menſchen und wunderbare Zeiten,“ erwiederte der alte Herr. „Ja, es ging einſt glänzend zu auf Thierberg, und unſere Gäſte befanden ſich bei uns nicht ſchlimmer, als bei jedem Fürſten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf dieſen Schlöſſern, ſo lange unſere Ritterſchaft noch blühte. Da galt noch unſer Anſehen, unſere Stimme; man war ein Edelmann ſo gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der Nichts über ſich kannte als ſeinen gnädigen Herrn, den Kaiſer, und Gott; jetzt —“

„Vater!“ unterbrach ihn Anna, als ſie ſah, wie die Ader auf ſeiner Stirne anſchwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf ſeinen Wangen aufzog. „Vater!“ rief ſie mit zärtlichen Tönen, indem ſie ſeine Hand ergriff, „Nichts mehr über dieß Thema; Sie wiſſen, wie es Sie immer angreift!“

„Thörigtes Mädchen!“ erwiederte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme ſeiner ſchönen Tochter; „warum ſollte ein Mann nicht ſtark genug ſeyn, nach Jahren von dem zu ſprechen, was er zu dulden und zu tragen ſtark genug war? Der Vetter kennt nur unſere Verhältniſſe, wie ſie jetzt ſind. Er iſt geboren zu einer Zeit, wo dieſe Stürme gerade am heftigſten wütheten, und aufgewachſen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längſt ſchon anders war; er kann ſich alſo nicht recht denken, was die Vorfahren ſeiner Mutter waren, und deßhalb will ich ihn belehren.“

Der Freiherr nahm nach dieſen Worten ſein großes Glas, auf deſſen Deckel die Wappenſchilde ſeines Hauſes, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu ſeiner Belehrung zu ſammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna ſah an ihm vorüber den Gaſt mit beſorglichen, bittenden Blicken an; er verſtand dieſen Wink und ſuchte den Oheim von dieſer Materie abzubringen.

„Es iſt wahr,“ fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tiſch geſetzt hatte, „in Preußen ſind die Verhältniſſe anders und ſind ſeit langer Zeit anders geweſen. Aber ſagen Sie ſelbſt, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterlande gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder, an Flächeninhalt, an Seelenzahl uns bei weitem überwiegen aber nirgends trifft man auf ſo kleinem Raum eine ſo kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht: es iſt das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirken ſo Großes; ſondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geſchaffen, weil ſie es verſtanden, die ſchlummernden Kräfte zu wecken, und dem Volke ſelbſt zeigten, welche Stellung es einnehmen müſſe; weil ſie Preußen geworden ſind, iſt auch ein Preußen erſtanden.“

Der alte Herr hatte ſeinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog ſich ſein Geſicht zu ſolcher Ironie zuſammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willy, würde ſagen, wenn er Dich hörte: „O Deutſchland, Deutſchland, da ſieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zerſplitterung hervorgeht! ſie wollen nicht mehr Griechen, ſondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen! „Ich wünſche nur,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meiſterſtück der Kriegskunſt unſerer modernen Spartaner.“

„Unſer Unglück bei Jena,“ ſagte der junge Mann verdrießlich, „kann man weder dem Volk, noch dem Könige zuſchreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutſchland wieder frei gemacht, ſondern ihn ſelbſt entthront.“

„So? Das ſeyd ihr geweſen?“ fragte der Oheim; „Gott weiß, ich that bis jetzt ſehr Unrecht, daß ich dieſes Ereigniß der halben Million Soldaten zuſchrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zuſammenhezte. Warſt Du vielleicht ſelbſt mit dabei, Neffe? Du kannſt wahrſcheinlich als Augenzeuge reden?“

Der Neffe erröthete und ſchickte einen ängſtlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule,“ antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht dabei war. Ich gebe zu, daß die Andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entſchieden haben; denken Sie nur an Waterloo.“

„Seyd überzeugt, ich denke daran,“ erwiederte der alte Herr mit großem Ernſt, und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes iſt, ſo bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte ſchöne Reich umgekehrt wie einen Handſchuh. Aber das mit Deinen Landsleuten weißt Du denn doch nicht recht. Ich glaube ſchwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn ſie auch wirklich ſo begeiſtert waren, wie man ſagte, ſo viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die ſchon in allen Welttheilen gedient hatten.“

„Nicht die Jahre ſind es," ſagte jener, „die in ſolchen Augenblicken Kraft geben, ſondern das Selbſtbewußtſeyn, der Stolz einer Nation und die Begeiſterung des Soldaten für ſeine Sache; und die hat der Preuße vollauf."

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient," entgegnete der Oheim; „Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeiſtert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächſtens wird mich aber mein Nachbar, der General, beſuchen, mit dieſem mußt Du darüber ſprechen."

„Wie dem auch ſey," fuhr der Gaſt fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzoſen und im Haß gegen dieſen Corſen, mit mir übereinſtimmen. Bei uns zu Hauſe behauptet man, daß er in Süddeutſchland leider noch immer als eine Art Heros angeſehen, und es iſt lächerlich zu ſagen, von Vielen ſogar als ein Beglücker der Menſchheit verehrt werde."

„Sprich nicht zu laut, Freund," erwiederte der alte Herr, „wenn Du es nicht mit dieſer jungen Dame hier gänzlich verderben willſt. Sie iſt gewaltig Napoleoniſch geſinnt."

„Sie werden darum nicht ſchlechter von mir denken," ſagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, deſſen unverzeihlicher Fehler der iſt, daß er ein großer Menſch war."

„Großer Menſch!" rief der Alte mit blitzenden Augen, „den Teufel auch, großer Menſch! was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erſpähte, um wie ein Dieb eine Krone zu ſtehlen? Daß er mit ſeinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, ſeine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen! großer Menſch!"

„Sie ſprechen ſo, weil —"

„Anna, Anna!" fiel er ſeiner Tochter in die Rede, „meinſt Du, ich ſpreche nur darum ſo, weil er uns elend machte? weil er dieſes Thal und den Wald mir entriß, weil er dieſe Menſchen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen Andern verſchenkte? weil die ungebetenen Gäſte, die er uns ſchickte, das Bißchen aufzehrten oder einſteckten, was mir noch geblieben war? Es iſt wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und ſchätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erſte Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage ſah ich nur mich und den Fall meines Hauſes; aber ging es der ganzen Reichsritterſchaft beſſer, mußten wir nicht ſogar erleben, daß ein Mann von der Inſel Corſika erklärte, es gebe keinen deutſchen Kaiſer und kein Deutſchland mehr?"

„Gott ſey es geklagt!" ſagte der junge Rantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht beſſer gemacht."

„Ihr, gerade ihr ſeyd ſelbſt Schuld daran," fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet euch längſt losgeſagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet euch viel darauf zu gut. Ihr ſahet es vielleicht ſogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, ſo lange die übrigen Speere ein Band umſchlang. Habt ihr nicht geſehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt ſey dieſes Jahrhundert der Selbſtſucht und Zwietracht, verdammt dieſe Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrſchſucht Größe nennt!"

„Aber lieber Vater —" wollte das Fräulein beſänftigend einfallen, doch der alte Herr war bei ſeinen letzten Worten ſchnell aufgeſtanden, und der kleine Menſch in der thierbergiſchen Livree eilte auf ſeinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht," wandte er ſich noch einmal zu ſeinem Neffen; „ſtoße Dich nicht daran, wenn Du mich zuweilen heftig ſiehſt; 's iſt ſo meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!" ſetzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart ſchlecht iſt, muß man von beſſeren Zeiten träumen." Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Geſtalt des alten Herrn ſchritt langſam der Thüre zu. Rantow war ſo betroffen von Allem, was er gehört und geſehen, daß es ihm ſogar entging, welche komiſche Figur der Diener machte, der ſeinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivree, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bortirten Aufſchläge bedeckten völlig die Hände, welche die ſilbernen Leuchter trugen. Er war anzuſehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knieen rutſcht. Um ſo erhabener war der Contraſt des Mannes, der ihm folgte; er erſchien, als er durch den altfränkiſchen Saal unter den Familiengemälden ſeiner Ahnen vorbei ſchritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlaſſen hatte, ſtand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gaſt auf und trat in ein Fenſter. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er dieſen Abend Saiten berührt haben müſſe, die man anzutaſten ſonſt vielleicht ſorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie ſich Mißverſtändniſſe leichter löſen, wenn man ſie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernſt oder Wehmuth darüber ſpricht. Mit ſolch einem Scherz wollte er Anna verſöhnen; doch als er zu ihr an's Fenſter trat, war der Anblick, der ſich ihm darbot, ſo überraſchend, daß kein heiteres Wort über ſeine Lippen ſchlüpfen konnte. Das tiefe, ſchwärzliche und doch ſo reine Blau, das nur ein ſüdlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie geſehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond ſeltſame Streiflichter und im Thal ſchimmerten ſeinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieſes Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht und in ihren ſchönen Augen ſchwamm eine Thräne. Jetzt erſt, als Alles ſo ſtill und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und dieſe Klänge verbanden ſich ſo ſanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben verſucht war, es ſeyen ſeine Strahlen, die ſo melodiſch ſich auf die Erde niederſenkten. Ein ſeliges Lächeln zog über Anna's Geſicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldſpitze, die weit in das Thal vorſprang und ihre tieferen Athemzüge ſchienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll iſt ſelbſt die Nacht in Ihrem Thal!" ſprach nach einer Weile der Gaſt. „Wie ſchön wölbt ſich der Himmel darüber hin, und der Mond ſcheint nur für dieſen ſtillen Winkel der Erde geſchaffen zu ſeyn."

Anna öffnete das hohe Bogenfenſter. „Wie warm und mild es noch draußen iſt!" ſagte ſie, indem ſie freundlich in das Thal hinabſchaute. „Kein Lüftchen weht."

„Aber die Bäume neigen ſich doch her und hin," erwiederte er, „ſie rauſchen gewiß vom Wind bewegt."

„Kein Lüftchen weht!" wiederholte ſie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieſes leichte Tuch bewegt ſich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? nicht der Nachtwind iſt es, der ihre Blätter bewegt, ſie flüſtern jezt und erzählen ſich, und wer nur ihre Sprache verſtünde, könnte manches Geheimniß erfahren."

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenſpieler iſt," ſagte der Vetter, indem er Anna ſchärfer anſah; denn ſchon war er ſo eiferſüchtig auf ſeine ſchöne Baſe geworden, daß ihm die ſüßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das ſie noch immer aus dem Fenſter hielt, in Wechſelwirkung zu ſtehen ſchienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen," erwiederte ſie lächelnd, indem ſie das Tuch zurücknahm. „Das iſt ein munterer Jägerburſche, der ſeinem Mädchen einen guten Abend ſpielt."

„Dazu iſt aber die Entfernung doch beinahe zu groß," fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich."

„Im Dorf unten hört man es beſſer als hier oben," ſagte ſie gleichgültig und ſchloß das Fenſter; „überdieß ſagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns."

„Schön geſagt," rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohns ſieht weiter, als das der Liebe."

„Sie haben Recht," entgegnete ſie, „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht."

Dieſe, wie es ſchien, ganz abſichtlos geſagten Worte überraſchten den jungen Mann ſo ſehr, daß er beſchämt die Augen niederſchlug. Er warf ſich ſeine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es ſey ein Liebhaber dieſes argloſen Kindes, der dort im Walde muſicire.

„Und nun gute Nacht, Vetter," fuhr Anna fort, indem ſie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man ſagt ja, der erſte Traum in einem Hauſe werde wahr; Hans! leuchte dem Herrn Baron in's rechte Thurmzimmer! Und dieß noch," ſetzte ſie auf Franzöſiſch hinzu, als der Diener näher trat; „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu ſprechen, die ihn ſo tief berühren. Er iſt ſehr heftig, doch gilt ſein Zorn nie der Perſon, ſondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Inſtruktionen ertheilen. — Gute Nacht!"

Sinnend über dieſes ſonderbare und doch ſo liebenswürdige Weſen folgte der Gaſt dem Diener, und die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinenbette, ſo manche Gegenſtände, die er ſonſt ſo aufmerkſam betrachtet hätte, blieben dießmal ohne Eindruck auf ſeine Seele, die nur eifrig beſchäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu muſtern.

5.

Als der Gaſt am folgenden Morgen nach einer ſorgfältigen Toilette hinab ging, um mit ſeinen Verwandten zu frühſtücken, konnte er ſich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er ſtieß, führte ihn dem Saal zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erſt, was ihm geſtern nicht aufgefallen war, daß er im entlegenſten Theile dieſer Burg geſchlafen habe. Auf ſein Befragen geſtand ihm der Diener, daß ſein Gemach das einzige ſey, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, ſey nur noch das ungeheure Bedientenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer ſeyen entweder ſchon halb eingeſtürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der ſtolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth ſeiner Tochter ſtanden in ſonderbarem Widerſpruch mit dieſen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit dieſen ſprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewiſſe reinliche Eleganz in ſeiner Umgebung ſelbſt an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, ſeine Verwandten, die in ſo großer, augenſcheinlicher Entbehrung lebten, für ſehr unglücklich zu halten. Das romantiſche Intereſſe, das der erſte Anblick dieſer Burg für ihn gehabt hatte, verſchwand vor dieſer traurigen Wirklichkeit, und wenn er ſich dachte, wie die Mauerriſſe und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgenſonne herein fiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang laſſen mußten, war ihm Anna's Furcht vor dieſer Jahrszeit wohl erklärlich.

„Und ein ſo zartes Weſen dieſen rauhen Stürmen ausgeſetzt,“ ſagte er zu ſich, „ein ſo reicher und gebildeter Geiſt ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in dieſen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einſam bei dem ernſten, feierlichen, alten Mann! Und dieſer ehrwürdige Alte, der einſt beſſere Tage geſehen, durch die Ungunſt der Zeit in unverſchuldete Dürftigkeit und Entbehrung verſetzt!“ Von ſo gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entſchluß faßte, um die ſchöne Anna zu freien, ſie in die Mark zu führen, und wenn ihm das Leben in Schwaben beſſer gefallen ſollte, mit ihr in die Reſidenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand ſezen zu laſſen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erſchien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher, als geſtern. Das Tagewerk der Knechte wurde in ſeiner Gegenwart angeordnet und mit Wonne ſah er Anna eine Geſchäftigkeit im Hausweſen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geſchäfte ſprachen die Bewohner des Schloſſes. Der Alte wollte Vormittags mit ſeinem Verwalter rechnen, Anna den Gaſt unterhalten und einen Spaziergang mit ihm in's Thal hinab machen. Nach Tiſch wollte ſie bei einigen Damen in der Nachbarſchaft Beſuche abſtatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, muſtern und Albert ſollte ihn begleiten. Der Abend ſollte ſie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Ausſicht war, einen ganzen Vormittag mit der ſchönen Couſine zu verleben, ſo erſchreckte ihn doch ein ſo langer Spaziergang mit dem ernſten Onkel, der alle Augenblicke die ſonderbarſten, vielſeitigſten Kenntniſſe verrieth, und in ſo hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. „Wie wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt haſt!“ ſagte er zu ſich. „Wie ſchnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrſtühle und Säle in Berlin du nicht beſucht, und wie ſchnell wird er ahnen, welche du beſucht haſt.“ Einiger Troſt für ihn war ſeine geläufige Zunge und ein wenig Diſputirkunſt, das Einzige, was ihm von ſeinem Hofmeiſter übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, ſo richtete ſich ſeine geängſtigte Seele an der ſchönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel ging ihm erſt auf, als der Onkel, nachdem er ſchon Hut und Stock ergriffen hatte, ſich noch einmal zu ſeinem Neffen wandte. „Noch Etwas!“ ſagte er zu ihm; „ſo lange Thierberg ſteht, iſt es Sitte, daß die nächſten Verwandten gleicher Linie mit Du unter ſich reden; ich denke, Du wirſt mit Anna keine Ausnahme machen, weil Du hundert Meilen nördlicher geboren biſt.“

Anna lächelte und ſchien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen ſagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in dieſem Augenblick wie ein Bote der Liebe erſchien. Leider vergaß er dabei, daß dieſes Du nicht das ſüße, heimliche Du der Liebe ſey, und daß ein ſo nahes Verhältniß zwar der Freundſchaft förderlich, für die entſtehende Liebe aber ein Hinderniß ſeyn könnte.

„Und Du wollteſt mir geſtern Abend noch Inſtruktionen geben,“ ſagte er, indem er ſich in das Fenſter zu dem Fräulein ſezte. „Es iſt mir angenehm, wenn Du mir recht viel vom Onkel ſagſt, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl geſtern Abend mein Mißgriff.“

„Wie haſt Du Dir ihn denn gedacht?“ fragte Anna.

„Nun, ich ſezte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zuſammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre ſeyn. Damals war wohl Onkel etwa fünf- bis ſechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beſchreibt ihn nun gar komiſch, wenn er auf ihn zu ſprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachſen, unter der Aufſicht ſeines Herrn Papa und ſeiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils ſitzen, aufrecht und anſtändig friſirt; die Großmama in einem blauſeidenen Reifrock, der Großpapa in einem verſchoſſenen Hofkleid. Sie ſind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Paſtor ihr Hofſtaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als ſich anſtändig verbeugen, die Hand küſſen, reiten und jagen, und die Prinzeſſinnen ſollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garniſonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und ſo ſoll er immer zur größten Luſt der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Reſidenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Wernau erzogen und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann Dein Vater im Herbſt zu Beſuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen ſey, um die ſchönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in den Ställen umher, freute ſich, mit ſeiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Geſellſchaft bei Wernau's durch ſein ſonderbares Weſen, das zwar nie linkiſch oder unanſtändig, aber im höchſten Grad naiv, ungezwungen und komiſch war. Mein Vater ſagte oft: „er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener ſteifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des Landes affektirte, ſondern einer viel früheren. Er war das Muſter eines ſchwäbiſchen Landjunkers.“

Der junge Mann hielt inne in ſeiner Beſchreibung, als er ſah, daß ſeine Zuhörerin lächelte. „Du findeſt vielleicht dieſe Züge unwahr,“ ſagte er, „weil ſie auf heute nicht mehr paſſen, und doch verſichere ich —“

„Mir fiel nur,“ erwiederte ſie, „als Du dies das Bild eines ſchwäbiſchen Landjunkers nannteſt, jenes Buch ein, das beinahe mit denſelben Zügen einen Landjunker in — Pommern ſchildert. Du verſetzſt nun dieſes Bild in mein Vaterland, in dieſes Schloß ſogar; ſonderbar iſt es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gutgemalten Bild eines Jünglings muß man ſogar die Züge des Greiſen wieder erkennen, doch hier —“

„Das wollte ich ja eben ſagen; ich fand den Onkel ſo ganz und durchaus anders, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie er einſt jener muntere, naive Junge habe ſeyn können.“

„Ich ſpreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es paſſe nicht für Mädchen,“ nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie geſprochen,“ ſetzte ſie erröthend hinzu, „doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt iſt; es iſt möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, Alles, was ihm einſt lieb und werth war, hat dieſe furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinſt Du, jene Verhältniſſe, ſo ſonderbar und unnatürlich ſie vielleicht erſcheinen, ſeyen ihm nicht theuer geweſen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterſchaft im Saal waren und ſich beſprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greiſen, die ſich nun ſo ſchwer in dieſe neuen Geſtaltungen finden!“

„Aber ging es ganz Europa beſſer? denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutſchland,“ erwiederte der Gaſt.

„Ich weiß, was Du ſagen willſt,“ fuhr ſie eifrig fort; „man ſoll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils ſo kleine Schmerzen vergeſſen; aber wahrlich, ſo weit ſind wir Menſchen noch nicht. Auf dieſen Standpunkt erhebe ſich wer kann, und ich meine, er wird auch in ſeiner Großherzigkeit wenig Troſt, weder für ſich noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdieß noch behaupten, daß unter Allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade dieſe Ritterſchaft nicht am wenigſten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen ſchlägt, heilen mit der Zeit, doch wo, nicht durch Revolution, ſondern im Namen geſezlicher Gewalt, ſo alte, lang gewöhnte Bande zerſprengt, und Formen, die auf ewig gegründet ſchienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin das andere dorthin geriſſen, — werden die theuerſten Intereſſen in innerſter Seele verwundet. Wenn ſo die alten Hauptleute und Räthe der Ritterſchaft, einige Komthure und deutſche Ritter um die Tafel ſitzen, ſo glaubt man oft Geſpenſter, Schatten aus einer andern Welt zu ſehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dieß alles, was ſie einſt erfreute, ſo lange vor ihnen zu Grabe ging, und dieſe Titel von der jungen Welt nicht mehr verſtanden werden, ſo kann man mit ihnen recht traurig werden.“

„Es iſt wahr,“ bemerkte der Gaſt, „und man muß gerecht ſeyn; ſie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im erſten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und Alles auflöſte; und wie ſchwer iſt es, alten Gewohnheiten zu entſagen, alte Vorurtheile abzulegen!“

„Um ſo ſchwerer,“ ſetzte Anna hinzu, „wenn man ein Recht und geſetzliche Anſprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande ſanft gelöſt, man würde ſich nach und nach gewöhnt haben; ſo aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Anſehen und Würden gingen zugleich verloren und Mancher wurde gefliſſentlich gekränkt. So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie ſie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden geriſſen, das Vieh geſchätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen verſiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer ſich gebracht durch höhniſche Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten ſie fünf und ſiebenzig Franzoſen in dieſes Schloß, die nicht plündern, aber ungeſtraft ſtehlen durften, und wenn ſie weiter zogen, nur eben ſo viel neuen Gäſten Platz machten.“

„Wahrhaftig!“ rief Albert, „ein ſolches Schickſal hätte wohl auch den fröhlichſten Junker ernſt machen müſſen!“

„Wie es ging, weiß ich nicht; nur ſo viel nahm ich mir aus Geſprächen ab, daß er ſeit jener Zeit ganz verändert ſey. Er hielt ſich meiſtens zu Hauſe, las viel und ſtudirte Manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Inſtruktionen zu kommen, die ich Dir ertheilen wollte, ſo kannſt Du ſie aus dem, was ich Dir erzählte, ſelbſt abnehmen. Berühre nie die früheren politiſchen Verhältniſſe, wenn Du ihn nicht wehmüthig machen willſt, ſprich nie von dem Kaiſer —“

„Von welchem Kaiſer?“ unterbrach ſie der Vetter.

„Nun von Napoleon, wollte ich ſagen; er ſieht ihn als den Urheber aller ſeiner Leiden an, und wenn etwa der General in dieſen Tagen kommen ſollte, laß Dich in keinen politiſchen Diskurs ein; ſie ſind ſchon ſo heftig an einander gerathen.“

„Wer iſt denn der General?“ fragte Albert, „hat nicht Dein Vater mich geſtern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu ſprechen?“

„Der General Willi iſt unſer Nachbar,“ erwiederte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört ſo ſehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm ſeine Art zu denken eben ſo wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine ſehr ſchnelle Carriere, und der Kaiſer ſelbſt ſoll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unſern Dienſt zu verlaſſen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog ſich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, iſt ein ſehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen ſeinen Erinnerungen. Du kannſt Dir denken, daß ein Mann, der in ſolchen Verhältniſſen ſeine ſchönſten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einſt focht, eingenommen iſt; er iſt, was man ſo nennt, ein eigenſinniger Napoleoniſt, und hat wenigſtens ſo gut als irgend einer Grund dazu.“

„Wenn er ein Franzoſe wäre,“ entgegnete Albert, „dann möchte es ihm hingehen. Aber für einen Deutſchen ſchickt es ſich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, ſondern ein Phantom.“

„Streiten wir nicht darüber,“ fiel ihm Anna in's Wort. „Ich bin überzeugt, wenn Du dieſen liebenswürdigen, edlen Mann kennen lernſt, wirſt Du ihm ſeinen Enthuſiasmus vergeben.“

„Wie alt iſt er denn?“ fragte jener befangen.

„Ein guter Fünfziger,“ erwiederte Anna lächelnd. „Mir aber ſcheint er, wie geſagt, für ſeine Geſinnungen ein ſo gutes Recht zu haben als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben deuchte, zerſtört und verhöhnt, und Du weißt, daß dieß nicht der Weg iſt, die Menſchen mit dem Neueren auszuſöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich ſie in ihren Meinungen ſo ſchroff einander gegenüber ſtehen. Oft kömmt es unter ihnen zu ſo heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältniſſe vorausſehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie ſo weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren ſeine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter ſchätzte ſie ſehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß ſie eine Bürgerliche war, und ſeine Schweſter, die jetzt eben bei ihm iſt, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren.“

Der alte Thierberg, der in dieſem Augenblick von ſeinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieſes Geſpräch, das der junge Mann noch lange hätte fortſetzen mögen; denn Baſe Anna erſchien ihm, wenn ſie lebhaft ſprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten, und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abſpiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren ſchien, nicht mit Unrecht einen günſtigen Schluß für ſich ziehen zu dürfen.

6.

Von allen ſeinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präſentation des Schulmeiſters übrig geblieben, und er verwünſchte auch dieſen letzten Reſt ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger in's Schloß treten ſah. Er hieß ſeinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und verſprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langſam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerſt geführt hatte. Oft ſtand er ſtille und ſah zurück auf dieſe alterthümliche Burg, und gerne verweilte ſein Auge auf jenem Thurm, in deſſen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieſes klare, ruhige, natürliche Weſen, gepaart mit ſo viel Anſtand und mit ſo feiner Bildung! Er konnte ſich auf nichts Aehnliches beſinnen. Oft wollten zwar in ſeiner Erinnerung die Damen der Mark dieſem Schwabenkind den Vorrang ſtreitig machen. Es deuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen geſehen, gewandter, zierlicher ſprechen gehört, er rief ſich jede einzelne Schönheit, die ihn ſonſt bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade dieſe Unbefangenheit, dieſe Ruhe ſey, was ihm ſo überraſchend, ſo neu, ſo liebenswürdig erſchien. „Sie iſt zu verſtändig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können,“ fuhr er in ſeinen Gedanken fort, „aber ſchätzen wird ſie mich, ſie wird Intereſſe an mir finden. Und gerade dieſe Klarheit, dieſe Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, beſſere Verhältniſſe längſt wünſchenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geſchmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgeſuchte Bibliothek, das ſind die Dinge, welche in einem ſolchen kalten Herzen die Liebe erſetzen; ſo unbefangen ſie iſt, ſo weiß ſie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu ſpielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebſt ſtehen!“

Der junge Mann war unter dieſen Träumen einer ſchönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überſchauen konnte. Vorwärts zu ſeiner Linken gewahrte er eine Waldſpitze, die weit vorſprang und ihm die Ausſicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich ſie mit der Lage des Schloſſes und fand, es müſſe dieſelbe Bergſpitze ſeyn, von welcher geſtern jene ſüßen Flötenklänge herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna geſagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und raſch beſchloß er, nicht erſt den Oheim abzuwarten, ſondern im Genuß einer herrlichen Ausſicht auf jener Waldecke ſeinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte ſich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, ſo trat er auf dieſen reizenden Platz heraus. Das Thal ſchwenkte ſich in einem ſchönen Bogen an Thierberg vorüber um dieſe Bergecke. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldſchlucht von dieſer Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenſter von Thierberg ſehen, und der junge Mann ergötzte ſich eine Zeitlang an den Zügen des Paſtors und ſeines

Oheims, die in eifrigem Geſpräch an der Fenſterbrüſtung ſtanden. Auch Anna's Thurmfenſter war geöffnet, aber ſtatt ihrer holden Züge ſah man nur einen kleinen Orangenbaum, den ſie an die Sonne geſtellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinſeln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in deſſen Fenſtern ſich die Mittagsſonne ſpiegelte. Es war in gefälligem, italieniſchem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, ſchlank und zierlich, machten einen ſonderbaren Kontraſt mit den dunkeln ſchweren Mauern des Thierbergs zu ſeiner Rechten, und wie dieſe Burg auf der Nordſeite des Gebirges auf einem ſteilen Waldberg hing, ſo ruhte jenes ſchöne Luſtſchloß auf der Südſeite gegenüber einem ſanften Rebhügel, deſſen reinlich und nett angelegten Geländer und Spaliere ſich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in dieſen reizenden Anblick verſunken und dachte nach über dieſen Gegenſatz, welchen die beiden Schlöſſer, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feſte Männertritte hinter ihm durch das Gebüſch rauſchten und ihn aus ſeinen Betrachtungen weckten. Er wandte ſich um, und war vielleicht nicht weniger erſtaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Büſche brach und vor ihm ſtand. — Es war ſein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtaſche übergeworfen, trug eine Büchſe unter dem Arm, und zwei große Windhunde ſtürzten hinter ihm aus dem Gebüſch.

„Wie! iſt es möglich!“ rief der Jäger, und blieb verwunderungsvoll ſtehen; „ich hätte mir noch eher einfallen laſſen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu ſtoßen!“

„Sie ſehen, ich benütze Ihren Rath,“ erwiederte der junge Mann, „ich durchſpühre jeden Winkel Ihres Landes nach ſchönen Ausſichten —“

„Aber wie kommen Sie hieher?“ fuhr jener fort, indem er ihn aufmerkſamer betrachtete, „und Sie ſind auch nicht auf der Reiſe, wie ich ſehe; haben Sie ſich in der Nähe eingemiethet?“

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und geſtehen Sie,“ ſagte er, „ich hätte keinen ſchönern Punkt wählen können.“

„In Thierberg?“ rief der Jäger mit ſteigendem Erſtaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete; „wie iſt es möglich, in Thierberg? oder ſind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die —“

„Die ich in der Stadt beſuchen wollte und hier auf ihrem Landſitz traf. Ich ſegne übrigens dieſen Geſchmack meines Oheims,“ ſetzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, da er mich auf's Neue in die Nähe meines angenehmen Reiſegeſellſchafters führte.“

„So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?“ fragte der Jäger auf's Neue.

„Allerdings,“ antwortete der Gefragte, „aber wie folgern Sie dieß? ſind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?“

„Ich beſuche ihn zuweilen,“ ſagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß, „ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntſchaft noch früher zu machen; ich reiſte vor einem Jahr in Ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern verſehen, mit einem Brief von Ihrem Oheim ſelbſt. — Aber habe ich zu viel geſagt, wenn ich von den Reizen unſeres Neckarthales ſprach? Finden Sie nicht Alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünſchen kann?“

„Ich dachte ſchon vorhin darüber nach,“ verſetzte Rantow, „wie verſchieden iſt der Charakter dieſer beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieſer dunkle Wald, mit Schluchten und Felſenriſſen, durch welche ſich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf dieſe jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenſeits die ſanften, wellenförmigen Rebhügel, mit bläulichrother Erde und dem ſanften Grün des Weinſtocks. Und dieſe Kontraſte durch das lieblichſte Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin bald dorthin zu den Bergen ſich wendet! Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres ſeyn, als auf einer dieſer grünen Halbinſeln ein einſames Idyllenleben zu führen!“

„Ja,“ entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte, und Damon, die Hütte und — ſeine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie ſchon unten im Thal?“

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten.“

Der Jäger lockte ſeine Hunde und ſchlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den ſchlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal verſucht zu fragen, wer er ſey, wo er wohne; aber es lag etwas ſo Beſtimmtes, Ueberwiegendes in ſeinem ganzen Weſen, daß er dieſe Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verſchob. Im Thal wandte ſich der Jäger ſtromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; Manche blieben wohl auch ſtehen und ſchauten ihm nach. Oft ſtand er ſtille und machte den Fremden auf jeden ſchönen Punkt aufmerkſam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Feſten.

Der Weg bog jetzt um den Berg, und plötzlich ſtanden ſie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab geſehen hatte. „Welch' herrliches Gebäude!“ rief er, „wie maleriſch liegt es in dieſen Weinbergen! Wem gehört dieſes Schloß?“

„Meinem Vater,“ erwiederte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie ſetzen mit mir über und verſuchen den Wein, der auf dieſen Hügeln wächſt.“

Gerne folgte der junge Mann dieſer einfachen Einladung; ſie gingen an's Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband; er ließ ſeinen Gaſt einſteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies beſtreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen ſie dem Schloß zu, deſſen einfach ſchöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem ſchattigen Portal, das vier Säulen bildeten, ſaß ein Mann, der aufmerkſam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, ſtand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager, und etwa zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahre alt. Ein ſchwarzes, blinzendes Auge, eine kühn gebogene Naſe, die dunkelbraune Geſichtsfarbe und eine hohe, gebietende Stirne, wie ſeine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraſchendes. Er trug einen einfachen militäriſchen Ueberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgeſtellt wurde, wußte der junge Rantow aus dieſem Allem, daß es der General Willi ſey, vor welchem er ſtand. Ihn ſelbſt ſtellte der junge Willi als Vetter der Thierbergs und als ſeinen Reiſegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen geſagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe ſie früher in der Reſidenz geſehen. Als wir nach Schleſien marſchirten, wurde ich nach Berlin geſchickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpoſt dort, und ritt während dieſer Zeit mehrere Mal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu beſuchen.“

„Wahrhaftig!“ rief der junge Mann; „ich erinnere mich, mehrere franzöſiſche und deutſche Offiziere damals in unſerem Haus geſehen zu haben; es müßte mich Alles täuſchen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und ſchwarz, und einen großen grünen Buſch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen.“

„Ach ja, die alte Leda!“ ſagte der General; „ſie hat treu ausgehalten bis an die Berecina; dort liegt ſie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man ſie le diable noir. — Grüne Büſche ſagen Sie? — richtig, ich diente damals unter den ſchwarzen Jägern von Würtemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben ſich dieſe Leute bei Linz geſchlagen!“

„War es damals,“ bemerkte Rantow, „als Marſchall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: ces bougres là se battent comme nous?“

„Sie haben da eine ſonderbare Ueberſetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie ſind ein Preuße, gut! ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, beſonders in der ſüddeutſchen Armee; er wußte es auch recht gut; ſeine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können.“

Sie waren unter dieſen Worten bis unter das Portal des Hauſes getreten; ein Buch lag dort aufgeſchlagen, der junge Willi ſah es lächelnd an und ſagte: „Zum ſechſten Mal, mein Vater?“

„Zum ſechſten Mal,“ erwiederte jener, indem auch durch ſeine ernſten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie ſehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß ſie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewiſſe Bücher oft leſe; und doch iſt es ein guter Grundſatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu leſen.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte Rantow, „und darf ich wiſſen, welches Buch Sie zum ſechſten Mal leſen?“ Der General bot es ihm ſchweigend.

„Ah! die ſchöne Fabel von 1812,“ rief Albert, „der Feldzug des Grafen Segur! Nun, ein Gedicht wie dieſes darf man immer wieder leſen, beſonders wenn man wie Sie den Gegenſtand kennen gelernt hat.“

„Sie nennen es Gedicht?" fragte der General. „Da Sie nicht aus Erfahrung ſprechen können, iſt wohl General Gourgaud Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie verſichern, in dieſem Buch iſt ſo furchtbare Wahrheit, ſo traurige Gewißheit, daß man das Wenige, was Dichtung iſt, darüber vergeſſen kann. Die Figuren in dieſem Gemälde leben, man ſieht ihren ſchwankenden Marſch über die Eisfelder, man ſieht brave Kameraden im Schnee verſcheiden, man ſieht ein Rieſenwerk, jene große, kampfgeübte Armee, durch die Ungunſt des Schickſals in viele Tauſend traurige Trümmer zerſchlagen. Aber ich liebe es, unter dieſen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinſchwankenden Männer mich anzuſchließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt."

„Ich bewundere nur Deine Geduld, Vater," erwiederte der Sohn; „Du kannſt dieſe franzöſiſchen Tiraden, die, wenn man ſie in nüchternes Deutſch auflöſt, beinahe lächerlich erſcheinen, leſen und immer wieder leſen! Ich erinnere mich aus dieſem berühmten Buch einer ſolchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl beſticht, nachher, mich wenigſtens, lächeln machte. Die Armee hat ſich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Ruſſen ſind auf den Ferſen. Eine Zeitlang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löſet ſich auch dieſe auf, und die Erſten der Ruſſen, indem ſie einen Hohlweg heraufdringen, miſchen ſich ſchon mit den Letzten der Franzoſen. Segur ſchließt ſeine Periode mit den Worten: „Ach! es gibt keine franzöſiſche Armee mehr!" — „Doch es gibt noch eine," fährt er fort; „Ney lebt noch; er reißt dem Nächſten das Gewehr aus der Hand, u. ſ. w." Kurz, der edle Marſchall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüſſe auf den Feind und repräſentirt gleichſam in ſich ſelbſt die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland in's Feld führte. Iſt dieß nicht mehr als dichteriſch, iſt dieß nicht lächerlich überſtiegen?"

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und ſo grauſam unſer Schickſal, ſo gedrängt unſer Rückzug war, ſo ließ er uns doch einige Augenblicke frei, dieſem Krieger und ſeiner wahrhaft antiken Größe unſere Bewunderung zu zollen. Wenn Du bedenkſt, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapferen jenes Defilé eine Zeitlang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in dieſem Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Ruſſen die Spitze boten, ſo wird Dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigſtens danke es Segur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkſtein ſetzte."

„Alſo iſt jene Scene wahr?" fragte Rantow.

„Gewiß! und eine ſchöne, großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Ruſſen ſchlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm ſogar aus dieſem Rückzug ſproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergeſſen ließ. Er war, wie Hannibal, der Letzte beim Rückzug."

„Was ſagen Sie aber über jenen, welcher der Erſte in der Armee und der Erſte beim Rückzug war?" bemerkte Rantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit ſeinen Garden vertheidigt —"

„Und zwanzig Jahre ſpäter vielleicht auch," fiel ihm der General in's Wort, und wäre vielleicht als Greis eines ſchönen Todes mit ſeinen Garden geſtorben. Anno 13, werden Sie aber wohl wiſſen, war er Kaiſer eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfe, auf ſo viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unſer Unglück entſchieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches, wie den Abfall Ihres York, geahnt hat! Mußte er nicht in Frankreich friſche Mannſchaft holen?"

„Warum zog er gegen Aſien zu Feld, der neue Alexander," ſagte Rantow ſpöttiſch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in ſeinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesſtreich zu geben? War dieß die gerühmte Klugheit des erſten Mannes des Jahrhunderts?"

„Glauben Sie, junger Mann," erwiederte der General, „der Kaiſer war erhaben über einen ſolchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre ſey, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug ſey, um à la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen."

„Preußen war ihm nichts ſchuldig," rief der junge Mann erröthend; „man weiß, wie Buonaparte ſelbſt ſeine Friedensbündniſſe gehalten hat; man war nicht ſchuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig ſey, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefeſſelte hat das Recht, in jedem günſtigen Augenblicke ſeine Feſſeln zu zerreißen, und ſollte er auch den damit zertrümmern müſſen, der ſie ihm anlegte."

„Nun, Vater," ſetzte der junge Willi hinzu, „das iſt es ja, was ich ſchon lange ſagte, wenn ich den Aufſtand des ganzen Deutſchlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzoſen das Recht, uns in Ketten und Bande zu ſchlagen? Unſere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwinden und die Spitze gegen ſie ſelbſt zu wenden? Ihre Thorheit und unſere Macht."

„Ich gebe zu," antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern, alſo ſpricht und ſprechen darf. Niemals aber darf der Soldat dieſe Sprache führen, um eine ſchlechte That zu beſchönigen. Es gibt manche glänzende Verräthereien in der Geſchichte; die Zeiten, wo ſie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart ſo ſehr beſchäftigt, daß man die Verräther geprieſen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenſtände in hellerem Lichte ſieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen in's ſchwarze Regiſter geſchrieben. Auch die Sache des Kaiſers wird die Nachwelt führen. So viel iſt aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der ſeine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird."

„Ich gebe dieß zu," erwiederte Rantow, „nur ſehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entſchuldigen könnte."

„Meinen Sie denn, der Zuſtand Preußens ſey uns ſo unbekannt geblieben?" fragte der General; „man wußte ſo ziemlich, wie es dort ausſah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaiſers und namentlich in deutſchen Provinzen oft an ſeiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in ſeinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußiſchen Stammprovinzen fiel ihm und uns Allen die Haltung und das Anſehen der jungen Leute auf. Das ganze Land ſchien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militäriſch verſchnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; ſie ſtanden ſelten wie faule, müßige Gaffer da, wenn der Kaiſer und ſein Gefolge vorüberzog. Nein, ſie machten Front, wenn ſie ihn ſahen, die Füße ſtanden eingewurzelt, der linke Arm ſtraff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauerburſche mehr, ſondern Soldaten, und der Kaiſer wußte wenigſtens, daß nicht die ganze preußiſche Armee mit ihm ziehe."

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in ſeinem Rücken," bemerkte Rantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, iſt etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preußiſche Heer hatte ſich mit der großen Armee vereinigt, und ſobald dies geſchehen war, ſtand ſie unter dem Oberbefehl des erſten Kriegers dieſer Armee; in dieſer Eigenſchaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräſentanten dieſer Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus dieſem natürlichen Geſichtspunkt betrachten wollen, ſo werden Sie am Betragen des Kaiſers bei Beginn dieſes unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unkluges finden."

„Das preußiſche Heer, das gezwungen mit ausrückte," erwiederte der junge Mann, „gehörte nicht dieſem Kaiſer der Franzoſen, ſondern ſeinem rechtmäßigen König, und in demſelben Augenblick, als dieſer ſie ihrer Pflichten gegen jenen erſten Krieger entband —"

„Konnten ſie gegen uns ſelbſt die Waffen richten," fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen Recht; ſie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorſam weigern, und, im Fall des Zwanges, Feuer auf unſere Colonnen geben, ſie konnten ſich im Angeſicht der Armee mit den Ruſſen vereinigen, ſie durften dies Alles thun —"

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte. —"

„Nein, Herr! das war es nicht," fuhr jener eifrig fort. „Nur erſt, verſtehen Sie wohl, nur dann erſt, wann ihr König ſie ihres Eides entband, konnten ſie den Gehorſam verweigern, ſie mußten es ſogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten ſie, wenn ſie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und ſogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichſam für ihr Betragen."

„Nun, wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe," erwiederte Rantow, „ſo hat wenigſtens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan."

„In dieſem Fall nimmermehr!" rief der General; „wenn der Chef keinen Befehl ſeines Herrn vorweiſen kann, um ſeine Schritte zu entſchuldigen, und dennoch ſeine Schuldigkeit nicht thut, oder ſogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für ſich allein, ſondern mit einem ganzen Corps, ſo hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Front vom Pferd zu ſchießen!"

„Ey, Vater! —“ rief der junge Willi.

„Mein Gott, dies denn doch nicht,“ rief zugleich der Fremde; „einen Général en chef vom Pferde zu ſchießen!“

„Und wenn man es unterlaſſen hat,“ fuhr jener mit blitzenden Augen fort, „ſo hat man ſeine Pflicht verſäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene ſchändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menſchen lenkten; Wölfe und Tiger waren ſie geworden, die menſchliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, Alles verloren, und für Heroismus galt damals, was ſonſt für eine Schandthat gegolten hätte!“

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was ſich damals offenbarte, werden Sie doch nicht läugnen können,“ ſprach der Märker; „der allgemeine Enthuſiasmus, womit das ganze Volk aufſtand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!“

„Das ganze Volk? — aufſtand?“ rief der General bitter lachend, „da müßte Deutſchland erſt auferſtehen, ehe die Deutſchen aufſtünden. Es war bei Manchem ein ſchöner, aber unkluger Eifer, bei Einigen Haß, bei Vielen Uebermuth, bei den Meiſten war es Sache der Mode; und Sie vergeſſen, daß Oeſtreich, Bayern, Würtemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie ſagen, aufſtanden, und denn doch auch zu Deutſchland gehörten. Und Ihre Enthuſiaſten ſelbſt! vor dieſen wären wir gewiß nie aus Sachſen gewichen!“

„Wenn es ihnen auch an jenen gerühmten Eigenſchaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war ſchön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung erſetzte Vieles —“

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war ſchon auf franzöſiſchem Boden, einmal ein ſolches Individuum gefangen. Es war ein junger, ſchön gepuzter Mann. Der Kaiſer hatte von dieſen Volontärs ſprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komiſch beſchrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieſer den Kaiſer erblickte, gerieth er in augenſcheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er ſelbſt Soldat geworden ſey und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, ſondern er nahm ſeinen Tſchako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher, bürgerlicher Weiſe vom Kopf, daß der ſchöne Federbuſch elendiglich in den Koth hing, und krazte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiſer ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutſchen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte ſich noch einmal und ſagte: „Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache.“ Der Kaiſer konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er ſich noch einmal um. Der Sohn der Rache ſtand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzoſen, und jetzt erſt ſchien er aus einem Traum zu erwachen, er mochte ſich auf die ſchöne Zeile zurückwünſchen. Der arme Teufel ſah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur ſeinem Schatz zu Gefallen ſich in dem Corps der Rache einſchreiben laſſen. Und dieſer Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentiſch ſeines Vaters heim. Ich ſah ihn ſechs Tage nachher, ohne Beine, ſterbend wieder, ſeine eigenen Landsleute hatten ihn in unſern Reihen getödtet. Und von ſolchen Menſchen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?“

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieſes Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheures, Welthiſtoriſches, Großartiges zu betrachten gewöhnt geweſen war. Der junge Willi ſah dieſe unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantows Bruſt zu kämpfen ſchienen. Er nahm daher ſchnell das Wort und ſagte: „Du warſt damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, Du ſahſt Alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conſcribirten ſich auf ähnliche Weiſe benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt ſichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geiſt unter dem Volke, hauptſächlich im Norden wehte; die Mittelſtände vorzüglich haben gezeigt, daß ſie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig ſeyen, und darauf, ſo ſchlecht auch die Zeiten ſind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.“

Rantow ſah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er ſich dieſen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, ſeine eigenen Geſinnungen wiederholt zu hören, wandte er ſich wieder an den General. „Er hat Recht,“ ſagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieſer Aufopferung nicht ſo genau kennen lernen. Aber die großen Worte unſerer Redner, die feurigen, aufrufenden Lieder unſerer Sänger, die begeiſternde Aufopferung unſerer Frauen, ſie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unſerer Jünglinge und Männer, Scenen, die eben ſo erhaben als unvergeßlich ſind.“

„Und wofür denn dieſes Alles?“ fragte der alte Soldat, „wozu ſo große Aufopferungen, was hat man damit erreicht und errungen? ließ ſich dies Alles nicht vorausſehen?“

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das iſt einmal das Schickſal alles menſchlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, ſich hingibt, aufopfert, um am Ende Nichts, oder Wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigenſüchtigen, der nur ſich und immer nur ſich bedachte! Jetzt liegt er auf einem öden Felſen, ſeine Genoſſen ſind zerſtreut aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?“

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung,“ antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf ſeine Bruſt herabſah. Es lag etwas ſo Ergreifendes, Erhabenes in dem Weſen des Mannes, als er dieſe Worte ſprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit geſagt, ſeine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn anſah. Doch dieſer ſchien nicht auf das Geſpräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüſch am Fluß, von welchem man eben das Plätſchern eines Ruders vernahm: jetzt theilten ſich die Zweige der Weiden, und ein ſchöner Mädchenkopf bog ſich lächelnd daraus hervor.

Johann Chriſtoph Friedrich Haug

ward den 19. März 1761 zu Niederſtolzingen im Würtembergiſchen geboren und von ſeinem Vater, dem nachmaligen Pfarrer in Magſtatt, ſo wie auf den Gymnaſien zu Ludwigsburg und Stuttgart wiſſenſchaftlich gebildet. Um die Rechte zu ſtudiren kam er dann auf die hohe Karlsſchule zu Stuttgart, wo er mit Schiller und Andern in freundſchaftliche Verbindung trat und durch Leſen von Epigrammen ſein eigenes epigrammatiſches Talent ausbildete. 13 Preismedaillen, die er in den dort ſtattfindenden Prüfungen als Auszeichnung ſeines Genies gewann, erwarben ihm den academiſchen Orden und die Gunſt des Herzogs, in Folge deren er 1783 zum Sekretär im geheimen Kabinet, 1791 zum Kaiſerlichen Hof- und Pfalzgraf, 1794 zum Geheimſekretär und 1817 zum Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart ernannt wurde. Er ſtarb daſelbſt am 30. Januar 1829.

Wir haben von ihm:

Taſchenbuch für Geiſt und Herz aufs Jahr 1801. Ludwigsburg 1800 in 16.
Epigrammen und vermiſchte Gedichte. Berlin 1805. 2 Bde. in 8.
Epigrammatiſche Spiele. Zürich 1807 in 8.
Epigrammatiſche Anthologie. Zürich 1807—1809, 10 Bdchen in 12. mit C. F. Weißer.
Poetiſcher Luſtwald. Tübingen 1819, gr. 8. mit 1 Kupfer.
Panorama des Scherzes. Brünn 1820, 2 Bdchen. in 12.
Bachus, Antimomus, Jocus und Sphynx. Ulm. 1823 in 8.
200 Fabeln für die gebildete Jugend. Ulm 1823 in 8. 2. Aufl. Brünn 1823 in 16.
Spiele der Laune und des Witzes. Tübingen 1826 in 8.
Gedichte. Leipzig 1827, 2 Bde. in gr. 8.
Fabeln für Jung und Alt. Heidelberg 1828 in 16. mit 1 Titelkpf.

Unter dem Namen Friedrich Hophthalmos.

Sinngedichte. Tübingen 1791 in 8.
200 Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Naſe, in erbauliche hochdeutſche Reime gebracht. Stuttgart 1804. 2. Aufl. Brünn 1822 in 16.
Huldigung des würdigſten und ſchönen Geſchlechts. Stuttgart 1817 in 12.
Magiſche Laterne. Brünn 1820 in 12.

Neujahrsbüchlein für das Arbeitskäſtchen holder Frauen und Jungfrauen. Brünn 1820 in 12. m. Kupf.

Auserleſene Sammlung der beſten deutſchen Geſellſchaftslieder. Neue ſehr verm. Aufl. Heidelberg 1828, m. Titelkupf. Auch unter dem Titel; Allgemeines Heidelberger Commersbuch. 2. Aufl.

100 Epigramme für Aerzte die keine ſind. Zürich 1820 in 8.

Charaden und Logogryphen. Eine Centurie. Stuttgart o. J. 12.

Taſchenbuch, dem Bachus und Jocus geweiht. Stuttgart in 12. o. J.

Auch hatte er Theil an den von Grillparzer u. ſ. w. herausgegebenen dramatiſchen Miscellen (Wien 1830 in 12.).

Haug iſt mit Recht als der talentvollſte und fruchtbarſte unter den neueren deutſchen Epigrammendichtern zu betrachten; er war unerſchöpflich an witzigen und komiſchen aber ſtets harmloſen Einfällen, die Niemanden verletzten, ſondern Jedem durch die glückliche und geſchickte Verbindung von Inhalt und Form Vergnügen machten. Auch im Liede, beſonders in der Nachahmung des alten deutſchen Minnegeſanges hat er ſich mit Erfolg verſucht.

An Wahl.

In Marmor Dich zu hau'n, vermag der Künſtler nicht:
Es fehlt an Stein, an Raum, an Zeit, am Gleichgewicht.

Warnung.

Laſſt euch nicht fahen, ihr Ratten und Mäuſe:
Weil er barbariſch das Leben euch kürzt,
Und, wie Verbrecher, nach römiſcher Weiſe,
Euch von dem Wahliſchen Naſengehäuſe,
Dem zweiten tarpejiſchen Felſen, ſtürzt.

Rüge.

Er trägt — wie frech und ſittenlos!
Den größten Theil des Körpers blos.

Nothhülfe.

Wenn Feinde Dich um Arm' und Beine brächten,
Du könnteſt noch mit Deiner Naſe fechten!

Notiz.

Hör' Einen ſeiner klügſten Streiche,
Du, ſchönſte neue Welt!
Herr Wahl errichtet eine Bleiche
Auf ſeinem Naſenfeld.

Mondſteine.

Kund ſey den Phyſikern und Antiquaren allen,
Daß, wenn vom Monde Lavaſteine fallen,
Herr Wahl mit ſeinem Naſenſpies
Muthwillig ſie herunterſtieß.

An Wahl.

Die Ewigkeit — Ohne Periphraſe —
Dau'rt etwas länger, als Deine Naſe.

Optiſcher Betrug.

Als Du jüngſthin ſchlummerteſt im Graſe,
Ragte himmelan die Wundernaſe,
Und die Dorfbewohner weit umher
Zählten ſtaunend einen Kirchthurm mehr.

Wahls Aerger.

Ich ärg're mich und raſe —
Mich hindert meine Naſe,
Die Wälder zu beſchau'n,
Ja, nur darin zu gehen,
Es wären denn Alleen
Gerade durchgehau'n.

Anecdote.

Ich ſah heraus
Aus meinem Haus!
Ein Schiffer ſpähte,
Was oben ſey,
Und rief: Ei ei?
Zwei umgedrehte
Kanonenböte!

Bitte.

Verbirg vor jedem ſchwanger'n Weibe
O Freund! aus Menſchenliebe Dich!
Denn wie Dein Zöpfchen ſich zum Leibe,
Verhält Dein Leib zur Naſe ſich.

Rath.

Willſt Du, wie die Braminen pflegen,
Auf Deine Naſenſpitze ſeh'n,
So kann es, der Entfernung wegen,
Nur durch ein Teleſcop geſcheh'n.

Koſtſpieliger Plan.

Laß, willſt Du den feſtlichen Tag im Jahr,
Der Dein holdes und liebes Weibchen gebar,
Groß und verſchwenderiſch celebriren,
Dein Naſen-Münſter illuminiren!

Gloſſe.

Wenn Luft für Waſſer gilt, iſt nach dem äußern Scheine
Die Naſe Wahls der größten Inſeln Eine.

Liſt.

Dir hat zum Glücke jüngſt ein Dieb,
Der ſchlau ſein Gaunerweſen trieb,
Die Doſe vor der Naſe weggenommen.
Der Vorſprung war zu groß. Er mußt' entkommen.

Rath.

Freund! Deine Naſ' iſt halb im Ausland. Sey kein Thor!
Behalt ihr den Regreſſ in patriam bevor!

Redliche Vorſtellung.

So reich Du biſt — der Aufwand käme doch
Für einen Naſen-Parapluie zu hoch.

Terrorismus.

Wie vor der Kinder Iſrael Schar
Die Wolkenſäule perpendikular,
So ſchwebt vor Deinen Kindern, o Wahl!
Die Naſenſäule, nur horizontal.

Täuſchung.

Er ſtand, und ſprach vor ſeinem Haus;
Da hielt ein Güterwagen an.
„Heh! rief der trunk'ne Fuhrmann aus,
„Den neuen Schlagbaum aufgethan!“

Kunſtnaſe.

Die Naſe, vor welcher uns Endlichen graut,
Iſt, wenn man ſie Gegendenweiſe beſchaut,
Oft griechiſch, oft jüdiſch, oft römiſch gebaut.

Dannecker an Wahls Gattinn.

Das Naſenprodigium Deines Manns —
Darſtellen ſoll ich's in Marmor Dir.
Zwar ſcheint's unmöglich; allein ich kann's,
Verſchreibeſt Du ganz Carrara mir.

Schauerſcene.

Mit einem geſchleuderten Stein
Wußt oben am Naſenbein
Ein Böſewicht Dich zu verſehren.
Wie ſchmerzlich, wie fürchterlich ſchön,
Die Blutkataracte zu ſehn,
Und ihr wildes Gebrauſe zu hören!

Wie bequem.

Was die Regiſtratur enthält,
Könnt' alles füglich d'rauf ſteh'n,
Und wenn er auf die Naſe fällt,
So darf er gar nicht aufſteh'n.

Erfüllte Weiſſagung eines Griechen. *)

Seines Naſen-Unholds Ende
Steht ſo ferne vom Geſicht' —
Unerreichbar iſt's für ſeine Hände;
Wenn er niest, ſo hört er's nicht.

Ein Wunder, und doch keines.

Von Wahls Geburt hat mir die Baſe
Des Accoucheurs erzählt:
Zwei Tage lang kam ſeine Naſe,
Am dritten Er zur Welt.

Geruchsfülle.

Deine Wohlgeruchsextaſe
Muß beneidenswürdig ſeyn;
Denn Du ſchnüffelſt mit der Naſe
Huſch! den ganzen Frühling ein.

An die Künſtler.

Wahl's Naſen-Ungethüm mit ſeiner grellen
Unüberſehbarkeit uns in Modellen
Und Mahlerei'n vollendet darzuſtellen,
Vermögt Ihr nicht in dieſer Spanne Zeit.
Vielleicht erreicht Ihr's in der Ewigkeit.

Unabwendbar.

Wer ungeſeh'n, wer ungeſcheut
Dich ärgern will, mein Lieber,
Entfernt ſich heimlich meilenweit,
Und gibt Dir Naſenſtüber.

Urſprung der Wahliſchen Naſe.

Als die Natur uns Lilliputern grollte,
Und ihrer Hand, die Rieſen ſchaffen wollte,
Schon eine Polyphemusnaſ' entrollte,
Gereute ſie der liebeloſe Plan;
Doch mochte ſie die Naſigſte der Naſen
Zu Staube nicht mehr gern zerblaſen,
Und — flickte Dein Körperchen an.

Geſuch um eine Viceſeele.

„Nein!“ rief die Seele Wahls. „So eifervoll ich bin —
„Bis zu den ganz entlegenſten Revieren
„Von ſeinem Naſenlandſtrich hin
„Kann meine Kraft nicht emaniren.
„O ſetze, Zevs, dieß Monſtrum zu regieren,
„Dort eine Amtsverweſerinn!“

Luiſe, Gräfin von Haugwitz,

Tochter des preußiſchen Hauptmanns von Rohr, ward den 5. Juni 1782 zu Daber bei Stettin geboren, auf dem Gute ihres Vaters in Mecklenburg-Schwerin erzogen und 1804 mit dem preußiſchen Forſtrath, Graf Karl von Haugwitz zu Twerczimirke in Schleſien vermählt, der ebenfalls durch dichteriſche Verſuche bekannt geworden iſt.

Von ihr erſchienen, theilweiſe unter dem Namen Arminia:

Nanny und Adelinde, oder die Macht der Sympathie. Breslau 1808 in 8.

Waldblumen, in Tannenheims Thälern geſammelt. Breslau 1809 in 8.

Bergblumen, gepflückt in den Trümmern des Kynaſt's. Ebendaſ. 1812 in 8.

Der Veilchenkranz. Ebendaſ. 1815 in 8.

Der goldene Schleier. Sage aus dem Rieſengebirge. Hirſchberg 1821. 2. wohlf. Ausg. Leipzig 1824 in 8.

Weltſinn und Gemüth. Erzählung. Liegnitz 1823, 12.

Die Stiefmutter. Erzählung. Leipzig 1826.

Das Dreiblatt. Erzählungen. Ebendaſ. 1827 in 8.

Eine talentvolle Erzählerin, deren Schriften den Leſer durch glückliche Erfindung, anmuthige Darſtellung und Innigkeit des Gefühls anziehen und vorzüglich den Frauen als eine angenehme und bildende Lectüre zu empfehlen ſind.

---

*) S. die griechiſche Anthologie, B. II. Cent. 8. Epigr. 15.

Kora und Minona.*)

Altwaſſer.

Ein lauer friedlicher Auguſtabend hüllte das Bergumſchloßne Altwaſſer ſchon in tiefere Schatten, als der Doktor Ahlfeld die Anhöhe zu ſeiner Wohnung hinanſtieg. Er hatte eine Fußreiſe gemacht, mit welcher er die Abſicht verband, ein anmuthig gelegenes ländliches Beſitzthum zu beſehen, das feilgeboten ward, und das er zu einem künftigen Sommeraufenthalt zu erſtehen gedachte. Vor der Thüre ſaß Eliſe, ſeine Gattin, die ihn, als er ihren freundlichen Gruß erwiedert hatte, ſogleich um Alles befragte, was der Zweck ſeiner dreitägigen Wanderung geweſen war.

Ich habe, entgegnete ihr der Doktor, beſonders in Hinſicht meines Kaufplans, die Umſtände faſt alle erwünſcht gefunden. Die kleine Beſitzung, von welcher wir ſchon ſo viel Angenehmes hörten, liegt wirklich in einem der anmuthigſten Thäler; das Haus iſt wohnlich und ſauber, der Garten wohlangelegt, nur jetzt etwas vernachläßigt, und das Ganze wird, wie man glaubt, um einen billigen Preis veräußert werden. Ja, wir können ſogar, wenn das Geſchick uns wohl will, auch freundliche Nachbaren bekommen, denn auf der einen Seite grenzt mit unſerm künftigen Luſtſchloß, eine ähnliche, etwas größere Beſitzung, die ebenfalls verkauft werden ſoll, und auf der andern, faſt dicht an die dunklen Berge gelehnt, liegt ſo romantiſch und lieblich ein kleines zierliches Haus, daß ich unwillkührlich im Vorübergehen ſtehen blieb, von der bezaubernden Umgebung gefeſſelt. Ein üppiger Blumenreichthum, beſonders eine Menge von Roſen und weißen Lilien, ſchmückten den Garten, der ſich weiter hin an den nahen Berg hinaufzog. Als ich die anmuthige Anlage betrachtete, hörte ich Guitarrentöne im Innern des Hauſes erklingen, und eine ſchöne Tenorſtimme ſang dazu des Jägers Nachtlied von Göthe. Später erfuhr ich, daß ein junger Mann hier wohne, von dem man mir aber nicht viel mehr ſagen konnte, als daß er eingezogen lebe, und von irgend einem Kummer gedrückt zu werden ſcheine. Auf dem Rückwege, der mich wieder dort vorüberführte, ſah ich den Einſiedler ſelbſt im Garten. Er ſaß auf einer Bank, hielt ein aufgeſchlagnes Buch in der Hand, und beugte das ſchwarzumlockte Haupt zu einem Hunde herab, der vor ihm ſtand, weshalb ich ſein Geſicht nicht ſehen konnte. Doch ſchien mir etwas ſehr Edles in ſeiner Geſtalt und ſeinen Geberden zu liegen.

Du haſt den künftigen Nachbar anziehend genug geſchildert, lächelte Eliſe, denn er ſteht ſchon ſo liebenswürdig vor meinen geiſtigen Augen, daß es nur Deine Schuld iſt, wenn ich mich täuſche.

Ein vorwitziger Schluß, nach — Frauenart! neckte der Doktor.

Daß ich nicht wüßte, vertheidigte ſich Eliſe, denn mein Urtheil unbekannterweiſe ruhet auf Gründen, die Dir ſelbſt einleuchten müſſen. Roſen und Lilien umblühen die Wohnung des namenloſen Mannes — das deutet auf Geſchmack und Schönheitsſinn; Guitarrentöne und Geſang ließ er vernehmen, ein Buch trug er in der Hand — dadurch ſpricht er Sinn für Dichtkunſt und Muſik aus; er liebkoſ'te ſeinen Hund — darin offenbart ſich ein wohlwollendes freundliches Gemüth — was kannſt Du alſo dagegen einwenden, wenn ich den Unbekannten zu den guten Nachbaren zu zählen mich bewogen fühle?

Natürlich gar nichts, denn die Frauen behalten ja am Ende immer Recht, und ſind beneidenswerth um den Zauberſpiegel ihrer Einbildungskraft, der ihnen Alles im Roſenlicht zeigt, und ihnen nicht ſelten den böſen Dämon zum Engel verklärt, ſcherzte der Doktor, der ſich hier unterbrechend, Eliſen nach dem kleinen Albert fragte, und zu wiſſen begehrte, wie ſie mit ihm während ſeiner Abweſenheit gelebt habe?

Er ſchläft ſchon, entgegnete Eliſe, und war nach ſeiner Gewohnheit größtentheils folgſam und gut. Was mich jedoch anbetrifft, fuhr ſie fort, ſo habe ich während Deiner Abweſenheit lauter ſtille Erinnerungsfeſte gefeiert, indem ich mir die Zeit zurückrief, wo wir vor neun Jahren uns zum Erſtenmal hier befanden. Da wurde denn ſo manches liebe Bild aus jenen Tagen wieder friſch und lebendig in meinem Gemüth, was ich anſchaute und mich daran ergötzte; aber freundlicher als Alle trat mir Aſta's holde Geſtalt entgegen, und ein inniges Sehnen nach ihr ergriff mich, das zur Ahnung eines Wiederſehens ward, als ich der vielen Beiſpiele gedachte, wo Badeörter Getrenntes wieder vereinten.

Kora.

Eliſe hatte eben die letzten Worte geſprochen, als der laute Ausruf: Klothar! und die Erwiederung: Emil! ihre Blicke hinabwärts zog, wo ſie nicht fern zwei hohe, wie es ſchien, noch jugendliche Männergeſtalten, einander umfaſſen ſah.

Sieh da, meine Rede verwirklicht ſich, ein Wiederſehen wird dort gefeiert, ſagte Eliſe.

Nicht wahr, das iſt ein günſtiges Vorzeichen für Deine Sehnſucht und Ahnung? lächelte der Doktor.

Allerdings! verſicherte Eliſe, als eben ihre Dienerin erſchien, die mit der Meldung, daß der Thee bereit ſtehe, das Geſpräch unterbrach, worauf das Paar ins Haus trat.

Die beiden jungen Männer aber giengen nach den erſten freudigen Grüßen, Arm in Arm den Fichtengang hinab und wieder hinauf, was ſie noch mehrmals wiederholten, bis ſie ſich endlich unfern vom Tanzſaal auf eine Bank niederließen. Beide waren auf der hohen Schule vertraute Freunde geweſen, aber ſeitdem vom Geſchick weit auseinander geworfen worden, ſo daß ſchon ſeit mehreren Jahren einer von dem Andern nichts mehr wußte, da Emils Unluſt am Schreiben gar keine regelmäßigen ſchriftlichen Mittheilungen in den Gang kommen ließ. Es war daher natürlich, daß jetzt jeder von dem bisherigen Ergehen des Freundes etwas zu erfahren begehrte, weshalb denn auch, wie das gewöhnlich nach langen Trennungen der Fall zu ſeyn pflegt, der wechſelſeitige Redeſtrom ſich aufs Lebendigſte ergoß. Um ſo mehr mußte es daher Emil auffallen, daß, als ſich Beide geſetzt hatten, Klothar ſichtlich zerſtreut und wortarm ward, und alle Theilnahme an den Erzählungen ſeines Freundes aufzugeben ſchien. Vergebens beſtrebte ſich jener, dem plötzlich ſo ſchweigſam gewordenen wieder Aufmerkſamkeit abzugewinnen, und als ihm das nicht gelingen wollte, nahm er ſich, nach ſeiner gewohnten geraden Weiſe, ohne Umſtände die Freiheit, ihn nach der Urſache ſeiner Verſtimmung zu fragen.

Warum ſollte ich es Dir verbergen, entgegnete Klothar, daß mich hier an dieſem Platz eine meiner liebſten Erinnerungen befängt — ja daß ich eigentlich heute hierher kam, um die Stelle zu begrüßen, wo die unvergeßlichſte Erſcheinung meines Lebens mir zum Erſtenmal flüchtig vorüberſchwebte.

Laß hören die Geſchichte, forderte Emil, der das Bedürfniß des Freundes, von ſeinen Erinnerungen zu ſprechen, empfand.

Recht gerne, wenn Du ſie wiſſen magſt, entgegnete Klothar, und Du geduldig genug biſt, Dich mit mir zuvor noch auf einige Augenblicke auf die hohe Schule zurückzubegeben, damit ich den Faden meiner Erzählung dort ſo recht ordentlich anknüpfen und fortſpinnen kann, wie Du es von jeher gerne hatteſt.

Du erinnerſt Dich gewiß noch der lieblichen Eveline, die damals der Inbegriff all meines Wünſchens, Hoffens und Sehnens war, aber Du wareſt bereits abgegangen, als ich unerwartet aus meinen Himmeln herabgeſtürzt ward. Evelinens Eltern entdeckten unſere Liebe, als eben ein reicher Freier ſich um dieſe bewarb, und zwangen das Mädchen, demſelben ihre Hand zu geben. Dir, der Du die ganze Gluth dieſer Liebe kannteſt, darf ich nicht erſt meinen damaligen Gemüthszuſtand beſchreiben, als ich von einer Ferienreiſe zurückkehrend Evelinen vermählt fand. Ein hitziges Fieber war die erſte Folge dieſer Begebenheit, und kaum fühlte ich mich geneſen, als ich auch, ſo ſchnell es ſich thun ließ, die hohe Schule zu H. mit der zu B. vertauſchte, da ich es nicht ertragen zu können glaubte, Evelinen als die Gattin eines Andern zu ſehen.

Als ich in B. einheimiſch geworden war, überredeten mich einige neue Freunde, ſie in den nächſten Sommerferien auf einer Fußreiſe ins Gebirge zu begleiten, was denn auch zur beſtimmten Zeit geſchah.

An einem ſchönen Abend — gerade heute vor acht Jahren, langten wir hier an. Meine Gefährten waren ermüdet, aber ich fühlte mich noch kräftig genug, nach dem eingenommenen erquicklichen Abendeſſen, ins Freie zu gehen. Dieſer düſtre Fichtengang, durch deſſen verſchlungne Zweige die Sterne gleichſam verſtohlen auf mich niederſchauten, die tiefe Stille, nur vom leiſen Geſchwirr der Feldgrillen unterbrochen, zog mich wunderſam an, und verſenkte mich in ein tiefes träumeriſches Sinnen, dem ich mich von jeher gerne mit einer ganz eignen ſtillen Luſt hingab. Als ich bis hierher gekommen war, weckte mich jedoch der Klang einer friſchen fröhlichen Tanzmuſik, die aus dem Geſellſchaftsſaal erklang, aus meinen Träumen. Unwillkührlich blieb ich ſtehen, und ſah die geſchmückten Geſtalten an den Fenſtern vorüberſchweben, als hier über die Brücke, die nach dem Oberbrunnen führt, zwei ſchlanke Frauengeſtalten nebſt einem jungen Mann herſchritten. Die eine derſelben, weiß gekleidet mit Blumen im Haar, was mir der Lichtſchein der Fenſter verrieth, gehörte ſichtlich der frohen Verſammlung des Saals an, die andere, dunkel gekleidet und etwas kleiner, ſchmiegte ſich an ſie an.

Hier müſſen wir ſcheiden! ſprach jetzt eine ſanfte Stimme, und Beide umſchlangen einander innig und lange, unter leiſem Geflüſter.

---

*) Aus „das Dreiblatt. Erzählungen von Arminia.“ Leipz. 1827.

Lebe wohl, meine einzige Erwina! erklang es nun wieder vernehmlich, aber von einer andern in Wehmuth erbebenden Stimme.

Lebe wohl — ach vielleicht auf immer! ertönte die Erwiederung, aber wenn ich Dich auch nie wieder ſehen ſollte — Dein Bild ſcheidet nicht von mir, und wo der Name Kora mir unter irgend einer lieblichen Dichtung entgegenleuchtet, wirſt Du geiſtig mir immerdar nahe ſeyn!

Beide trennten ſich unter leiſen, halberſtickten Scheidegrüßen. Die weiß gekleidete ſchlüpfte in die Thüre des Ballhauſes, die dunkle kehrte mit dem Begleiter über die Brücke zurück.

Während dieß geſchah, ward im Saal ein ſchöner langſamer Walzer geſpielt, der in ſchmelzenden, zärtlichen Tönen in die ſtille Nacht hinaushallte, gleichſam als wolle er Troſt zuſprechen den Scheidenden, und ein fernes Wiederſehen verheißen. Ich blieb ſtehen, bis der letzte Ton deſſelben verklang, worauf ich mich zu meinen Gefährten in den Gaſthof begab, die ich alle ſchon ſchlafend fand, ein Beiſpiel, dem ich zu folgen nun auch nicht länger ſäumte.

Hoffentlich wirſt Du von mir nicht glauben, daß ich mich in eine der nächtlichen Erſcheinungen auf der Stelle verliebt hatte, und gleich einem ſchmachtenden Schäfer, die Nacht durchſeufzte — daher brauche ich Dir wohl kaum zu ſagen, daß ich gut ſchlief, und am folgenden Morgen meine Reiſe durchaus nicht ſchwermüthiger fortſetzte, als ich ſie begonnen hatte.

Bald nach dieſer Reiſe, bei deren weiterer Beſchreibung ich jetzt nicht verweilen will, verließ ich die hohe Schule, von wo ich zu meinem Vater zurückkehrte, der ſeit einiger Zeit kränkelnd, meines Beiſtandes bei ſeinen vielen Geſchäften höchſt nöthig bedurfte. Da mein Vater ein anſehnliches Vermögen beſaß, ſo ward nicht eben ernſtlich darauf gedacht, eine Anſtellung für mich zu ſuchen, und es war noch nichts in dieſer Angelegenheit geſchehen, als nach einigen Jahren das Handelshaus, wo das Erwähnte ſtand, plötzlich zu zahlen aufhörte. Dieſer Schlag endete zugleich das Leben meines Vaters, das ohnehin dem Erlöſchen ſchon nahe war, und ich mußte es unter dieſen Umſtänden für ein beſonderes Glück achten, als ich einem Landrath — den ich von Wiburg nennen will — zum Geheimſchreiber empfohlen ward.

Viel früher, als dieß Letzte geſchah, traf ich einſt in einer Zeitſchrift auf ein Gedicht, von welchem ich mich ſo wunderbar angeſprochen fand, daß mein Innerſtes in nieempfundener Rührung davon erbebte. Alles was ſeit der Trennung von Evelinen in mir geglühet hatte — aller Schmerz der Entſagung — das hoffnungsloſe und doch ſo heiße Sehnen, was ſeitdem meine Bruſt erfüllte, und ich noch in keinem Liede mir ſelbſtgenügend hatte wiedergeben können — das war hier aufs Zarteſte und Innigſte in den wohlklingendſten Verſen ausgeſprochen, die ſo rein und lieblich dahinfloſſen, wie ein ſanftrauſchender Bergquell. Erſt als ich das Gedicht zum Zweitenmal durchgeleſen hatte, fiel es mir auf, daſſelbe mit dem Namen Kora unterzeichnet zu finden, was mich an die nächtlichen Erſcheinungen in Altwaſſer erinnerte, deren ich lange nicht mehr gedacht hatte. Höchſtwahrſcheinlich war eine von dieſen die Dichterin, und da Du, guter Emil, meine Liebe zur Dichtkunſt kennſt, ſo wirſt Du Dich nicht wundern, wenn ich Dir geſtehe, daß ich viel darum gegeben hätte, um es mit Beſtimmtheit zu wiſſen, welche von beiden die Verfaſſerin des Liedes war, das mir wie der ſchönere Nachhall meiner eignen Gefühle vorkam.

Es geſchah nun öfter, daß ich in Zeitſchriften Gedichte von Kora ſuchte und fand. Alle ſprachen mich an, wie zarte Grüße aus der Heimath meiner Seele, und entzündeten, mir ſelbſt faſt unbewußt, ein tiefes, namenloſes Sehnen in mir, deſſen Bedeutung mir erſt klar ward, als ich meinen geheimen Wunſch erfüllt ſah.

Ich war erſt einige Wochen in dem Hauſe des Landraths, und beiläufig geſagt, mit meiner neuen Lage wohlzufrieden, als ich denſelben zum Erſtenmal in eine Geſellſchaft begleitete, wo es ſo bunt und luſtig hergieng, daß endlich der jüngere Theil derſelben von einer unwiderſtehlichen Tanzluſt angewandelt ward. Frau von Wiburg, eine noch jugendlich heitre Frau in den erſten Dreißigen, die überall jede geſellige Freude gern befördern half, bat mich ſogleich, einige Tänze auf dem Flügel zu ſpielen. Ohne Säumen begann ich mit dem Walzer, den ich an dem erwähnten Abend hier vernommen hatte, deſſen Muſik mir ſpäter in die Hände fiel, und den ich bei allen Gelegenheiten immer mit einer gewiſſen Vorliebe hören ließ. Bald drehte ſich neben mir die ganze fröhliche Jugend der Verſammlung, ſelbſt die Geſetzteren miſchten ſich, von den lieblichen Tönen gelockt, in den Tanz, und es mußte mir daher wohl einigermaßen auffallen, als ich einen zufälligen Blick in das offenſtehende Nebenzimmer warf, dort eine holde Frauengeſtalt wahrzunehmen, die emſig ſchreibend an einem Tiſch ſaß. Sie ſchien, ſehr vertieft in ihre Beſchäftigung, für die luſtige Umgebung wenig Sinn zu haben. Bald jedoch ſchien ſie fertig zu ſeyn, denn ſie überlas das Geſchriebene, aber in dem Augenblick ſtand auch Frau von Wiburg neben ihr. Schöne Streiche! rief ſie ihr ſcherzend zu, ich glaube, Kora dichtet hier, während wir eine Tänzerin vermiſſen, denn einer unſerer tanzbaren Herren ſitzt noch unverſorgt im Winkel, weshalb denn die Erwähnte für heute förmlich aus der Geſellſchaft verwieſen wird in ihr einſames Kämmerlein, wo niemand als der keuſche Mond ſie belauſcht — indem ich das ſittige Fräulein auf den Tanzplatz führe! Sie hatte während dem den übrigen Herren gewinkt, nahm der Freundin ohne Umſtände das beſchriebene Blatt weg, und gab es, als auch ſie nach einigen Augenblicken aufgefordert ward, mir zum Aufheben. Deſſelben ward nun unter dem fröhlichen Getümmel aber nicht weiter gedacht, und auch mir fiel der ganze Vorgang erſt wieder ein, als ich es am andern Morgen in meiner Weſtentaſche, und folgende flüchtig darauf geſchriebene Verſe fand:

Was ſpricht zu mir im zarten Saitenklang?
Was kömmt von fernen Bergen hergezogen,
Mild rauſchend, wie des Stromes Silberwogen,
Süß flüſternd, wie der Quelle Nachtgeſang?

Das ſind die Laute aus dem Sehnſuchtland,
Die Geiſtergrüſſe aus verblühten Tagen —
Das ſind der Stunde bange Scheideklagen,
Wo ſich Erwina meinem Arm entwand!

Es dämmert auf aus trüben Nebelfernen —
Die ſtolzen Höh'n, umſtrahlt von hellen Sternen,
Sie ſteigen in den Tönen mir empor!

Und während mich Erinnerungen mahnen,
Durchklingt's die Bruſt, wie ſchaurig ſüßes Ahnen:
Dort find' ich wieder, was ich einſt verlor!

Als Klothar die Verſe geſprochen hatte, ward beiden Freunden ein leiſes Geräuſch hörbar, worauf ſie, ſich umſehend, eine dunkle Geſtalt wahrnahmen, die aber ſogleich unſichtbar ward.

Wir ſind, wie es ſcheint, belauſcht worden, bemerkte Klothar.

Und geſtört, entgegnete Emil, was für den Augenblick nicht übel iſt; denn ich geſtehe, ich hatte über Deine Mittheilungen faſt des Freundes vergeſſen, mit welchem ich hierhergekommen bin, und der wahrſcheinlich ſchon meiner wartet, um den Rückweg anzutreten. Gehab Dich alſo wohl, auf Wiederſehn, denn nächſtens ſiehſt Du mich bei Dir, wo ich mir die Fortſetzung Deiner Erzählung ausbitten werde. Damit ſchieden die Freunde.

Hofrath.

Als am folgenden Morgen das Ahlfeldſche Ehepaar in den Brunnen trat, ward es von dem Hofrath Blume begrüßt, der in Altwaſſer der Hausgenoſſe deſſelben, aber am vorigen Tage abweſend geweſen war.

Sie ſind wohl recht ſpät von Salzbrunn zurückgekehrt, ſagte Eliſe, denn wir haben nichts mehr von Ihnen gehört, obgleich wir erſt lange nach zehn Uhr zu Bette giengen.

Das Schauſpiel in Salzbrunn währte etwas lange, entgegnete der Hofrath.

Was ward denn geſtern gegeben? fragte Eliſe.

Was gegeben ward — beſann ſich der Hofrath — nun das — ja das habe ich wirklich ſchon vergeſſen!

Schon vergeſſen! wunderte ſich Eliſe, und der Doktor lachte.

Sie werden das ſo unnatürlich nicht finden, entſchuldigte ſich der Hofrath, wenn ich Ihnen die angenehme Ueberraſchung mittheile, die mir noch geſtern Abend nach meiner Rückkehr wiederfuhr — denn was kann wohl leicht ſo ſüß überraſchen, als den Gegenſtand unſerer Liebe nach Verdienſt gewürdigt und bewundert zu finden!

Alſo ein ſolches Heil geſchah Ihnen? lächelte Eliſe.

Allerdings, und zwar im Finſtern, denn der, welcher von meiner Erwählten ſprach, wußte nichts von meiner Gegenwart, und war noch obendrein ſo gefällig, ein zartes himmliſches Gedicht von ihr herzuſagen: Ich bedaure nur, daß ich den Anfang des Geſprächs nicht vernahm, und daß ein Geräuſch, was ich durch mein Nähertreten verurſachte, daſſelbe unterbrach.

Sie erregen in uns den Wunſch, mehr von Ihrer Liebe und Ihrem geſtrigen Abentheuer zu erfahren, äußerte, nicht ohne Schalkheit, der Doktor.

Derſelbe ließe ſich wohl noch erfüllen, entgegnete der beglückte Hofrath, der mit Entzücken die Gelegenheit ergriff, ſein volles Herz auszuſchütten.

Haben Sie, fuhr er fort, ſchon von der Dichterin Concordia Thal gehört? Es iſt bekannt, daß ſie ein ſehr ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunſt beſitzt, aber ſich aus zu zarter Beſcheidenheit unter einem angenommenen Namen verbirgt, der bisher aller Welt, und mir ſelbſt unbekannt war. Geſtern nun ward es mir auf einmal klar, daß dieſer Name kein anderer als Kora iſt, was aus dem erwähnten Geſpräch hervorgieng.

Alſo die lieblichen Lieder, die mit dem Namen Kora unterzeichnet ſind, hat Ihre Braut gedichtet? fragte Eliſe.

Braut — nun das wohl für den Augenblick noch ſo eigentlich nicht — aber in einigen Tagen oder Wochen höchſtwahrſcheinlich, erläuterte der Hofrath, der nun dahin gelangt, wo er eigentlich ſeyn wollte, ſich in eine ſo tiefſinnige und entzückte Schilderung von Concordiens hohem Geiſt und himmliſchem Gemüth verlor, daß er jetzt gar nicht mehr Worte genug dafür finden konnte, weshalb denn der Doktor, um ſeine Verlegenheit zu enden, ihn wieder an ſein geſtriges Abentheuer erinnerte.

Ja ſo, das hätte ich bald vergeſſen, erinnerte ſich der Begeiſterte, worauf er ſehr umſtändlich berichtete, wie er am vorigen Abend, ſpät von Salzbrunn zurückkehrend, zufällig ein Zeuge des Geſprächs zweier Unbekannten ward, treulich wiederholend, was ihm von demſelben in dem Sinn geblieben war.

Aber mich dünkt, bemerkte der Doktor, aus dem Geſpräch gienge hervor, daß Kora dem Erzählenden nicht gleichgültig war, und Sie haben am Ende einen Nebenbuhler, vielleicht gar einen glücklichen?

Das fürchte ich kaum, entgegnete ſüßlächelnd der Hofrath, denn ich kenne ſie ſeit Jahren, wo ſie ſich mir immer hold und freundlich erzeigte. Ueberdem glaube ich nicht, daß ihr leicht ein Glück geboten werden kann, wie ich es ihr bieten zu können mit Grund hoffen darf, was doch bei ihr nothwendig in Betracht kommen muß, da ſie als Dichterin, nur dem Reich des Schönen angehörend, natürlich ſtreben wird, ſich in eine Lage zu verſetzen, die ſie der drückenden Sorgen des Lebens, und der niedern Geſchäfte des Haushalts überhebt.

Sie haben gewiß das große Loos gewonnen! ſcherzte Eliſe, die es von dem Hofrath ſelbſt wußte, daß ſeine gegenwärtige Lage durchaus nicht glänzend war.

Ich werde es gewinnen, entgegnete dieſer, obwohl nicht in der Lotterie, ſondern durch die Anwendung meiner geiſtigen Kräfte. Ich arbeite nehmlich, fuhr er fort, an einer Abhandlung, über die erneuerte Eröffnung der verſchütteten Goldgruben in unſerm Gebirge, in welcher ich eine Art der Bearbeitung derſelben zeige, auf die man noch gar nicht verfallen iſt. Glauben Sie mir, man wird nicht genug eilen können, in meine Vorſchläge einzugehen, und mich ſogleich bei den neueröffneten Bergwerken anſtellen, um die Geſchäfte nach meiner Einſicht zu leiten, woraus mir natürlich ein bedeutender Gewinn erwachſen muß. Außerdem aber ſchreibe ich noch an einem vielumfaſſenden Werk von mehreren Bänden, über die nothwendige allgemeine Sittenverbeſſerung — eine Schrift, wie wir bis jetzt noch keine haben, die ungeheures Aufſehen erregen, und mir leicht 30 bis 40000 Thaler einbringen kann.

Ich bewundere Ihre Thätigkeit, die ſich neben Ihren Berufsgeſchäften noch ein ſo weites Feld zu ihrer Wirkſamkeit ſucht, verſetzte der Doktor.

Erzeigen Sie derſelben keine zu große Ehre, entgegnete der Hofrath, denn ich habe vor Kurzem meine Stelle niedergelegt, um mich, ganz ungeſtört von allem Fremdartigen, der Bearbeitung der erwähnten Gegenſtände widmen zu können, da ich beſonders die Abhandlung über die Goldgruben der Preſſe zu übergeben eile, denn über ein Jahr muß der neue Bau ſchon begonnen —

Und Kora die Königin des neuentdeckten Peru ſeyn! fiel ihm der Doktor in die Rede, indem Eliſe ein kleines muthwilliges Lächeln geſchickt unter ihrem Strohhut verſteckte.

Einige Bekannte, die jetzt hinzutraten, unterbrachen hier das Geſpräch.

Leier.

Väterchen, hörſt Du wohl die ſchöne Leier? ſchmeichelte der kleine Albert; laß uns doch noch ein wenig ſpazieren gehen, fuhr er fort, damit wir ſie näher hören! Es iſt ja noch ſo hübſch und der Himmel glänzt, als wenn er von Gold wäre komme doch, Väterchen!

Nun, da Du heute ſo fleißig und artig geweſen biſt, ſo will ich Dir den Gefallen ſchon thun, wenn anders die Mutter nichts dagegen hat; entgegnete der Doktor, indem er einen fragenden Blick an Eliſen richtete, und freundlich nickte dieſe ihre Zuſtimmung mit dem Zuſatz: daß ſie ſelbſt ſchon dieſen Vorſchlag im Sinn getragen habe, weil der Abend ſo ausnehmend warm und lieblich ſey.

Alle giengen hinaus, Albert luſtig vor den Eltern daherhüpfend, bis ſie auf den Platz vor dem Löwenhauſe kamen, wo der Leiermann ſich vernehmen ließ.

Ach ſieh, Vater, der arme Mann hat nur einen Fuß — rief Albert, auf denſelben hinweiſend — und ſieh — o ſieh, Mutter, die Dame mit den ſchönen Blumen auf dem Hut, die warf ihm ein blankes Stück Geld in die Mütze — nun der wird ſich freuen!

Da haſt Du auch etwas für ihn, ſagte der Doktor, Albert eine Gabe reichend, der nun in vollen Sprüngen zu dem Leiermann flog, aber ſich ſo übereilte, daß er dort anlangend, der erwähnten Dame ſeiner ganzen Länge nach zu Füßen fiel. Während dieſe ihm aufhalf, war Eliſe herbeigeeilt, die, der Fremden ins Anlitz ſchauend, mit dem Ausruf: Aſta! in ihre Arme fiel.

Was ſagſt Du nun zu meinen Ahnungen und Vorzeichen? rief Eliſe ſcherzend dem Doktor entgegen, der eilig herzugekommen war, um an der heitern Ueberraſchung Theil zu nehmen.

Es iſt einmal mein Verhängniß, den Frauen immer Recht geben zu müſſen, entgegnete er eben ſo, worauf er ſich zu Aſta wandte, die, wie es ſich ergab, erſt vor einigen Stunden angekommen war, und jetzt ihre Freude über das unerwartete Wiederfinden ſo werther Bekannten aufs Lebhafteſte ausſprach. Alle wandelten nun unter mancherlei Mittheilungen den dunklen Fichtengang miteinander auf und ab, bis die ſpäte Abenddämmerung endlich für heute den freundlichen Verein trennte.

Perückenſtock.

Als am folgenden Morgen der Doktor mit Eliſen in den Brunnen kam, trat ihnen Aſta ſchon entgegen, und der Erſte fand ſich veranlaßt, ihr zu ſagen, daß die Jahre, die zwiſchen ihrer erſten Bekanntſchaft und heute lägen, durchaus keine Veränderung in ihren Zügen und ihrer Geſtalt hervorgebracht hätten, ja daß ihr Antlitz recht füglich mit dieſem heitern Morgen zu vergleichen ſey, ſo hell und freundlich leuchte es ihm entgegen.

Das Letzte will ich allenfalls glauben, entgegnete Aſta, denn was die erſte gütige Bemerkung anbetrifft, ſo kann ich mich von deren Richtigkeit nicht recht überzeugen, da man in dem Alter von acht und zwanzig Jahren nothwendig doch anders ausſehen muß, als damals, wo man erſt neunzehn zählte. Aber, um zu Ihrer letzten Beobachtung zurückzukehren, fuhr ſie fort, ſo mag dieſelbe wohl gegründet ſeyn, denn ich fühle mich recht innerlich heiter, was ſich natürlich auch auf meinem Geſicht ausdrücken mag — mir iſt, als hätte die friſche Bergluft, die ich ſo lange nicht athmete, alle Nebel der Schwermuth hinweggehaucht, die mein Leben in den letzten Jahren oft mehr verfinſterten, als ich zu ſagen vermag. Ich weiß ſelbſt nicht recht, wie mir geſchieht, aber ich fühle mich in eine Stimmung verſetzt, in welcher ich mich an den unbedeutendſten Gegenſtänden ergötzen könnte, und Sie würden lachen, wenn ich Ihnen mittheile, was mich vor wenig Augenblicken beluſtigte.

Laſſen Sie es mich daher wiſſen, bat der Doktor, denn ich rechne ein heitres Lachen mit unter meine Lebensgenüſſe.

Es war, ſagte Aſta, der Mann im braunen Ueberrock, der ſich eben wieder dort am Fenſter zeigt. Ich ſah ihn vorhin einen Perückenſtock mit einer ſchön gelockten Perücke auf demſelben hinſtellen, ſich damit beſchäftigen, dann ihn wieder wegnehmen, und bald darauf ihn ſelbſt mit der Perücke auf dem Kopf und dem Spiegel in der Hand wieder erſcheinen. Er betrachtete ſich mit ſichtbarem Wohlgefallen, indem er bemüht ſchien, ſein eignes Haar ſorgfältig unter das Lockennetz zu verbergen. Mir fiel der Hofrath Schnippel in dem Mädchen aus der Fliedermühle ein, denn der Perückenmann hat wirklich in ſeinem lichtbraunen Rock eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Zimmtſtengel, und es würde mir ſchwer werden, ihn anders, als mit: Herr Hofrath! anzureden.

Ich muß Ihr Ahnungsvermögen bewundern, erwiederte der lachende Doktor, denn der Mann dort iſt wirklich Hofrath und heißt Blume. Obwohl kaum erſt ein Vierziger, erlebt er ſchon die Kränkung, daß unter ſeinen ſchwarzen Haaren ſchon hie und da ein graues Häärchen ſich zeigt, weshalb er denn ſein Haupt mit falſchen Locken bedeckt, um durch die erwähnten grauen Sprößlinge das Auge ſeiner Geliebten nicht zu verletzen.

Iſt dieſe auch hier anweſend? fragte Aſta.

Nein, entgegnete Eliſe, aber ſie iſt nicht fern. Es iſt nehmlich Concordia Thal, der wir, wie der Hofrath in Erfahrung gebracht hat, die artigen Gedichte verdanken, die ſich, mit dem Namen Kora unterzeichnet, in mehr als einer Zeitſchrift finden.

Alſo eine Liebe unbekannterweiſe? ſagte Aſta, die eine kleine Betroffenheit nicht gänzlich verbergen konnte.

O nein, zu einer ſolchen Liebe iſt der gute Hofrath doch wohl nicht poetiſch genug, berichtigte der Doktor, denn er kennt nicht allein den Gegenſtand ſeiner Wünſche ſchon lange, ſondern wird auch in wenig Tagen zu einer förmlichen Bewerbung ausziehen, wozu er bereits ſchon eine wohlgeſetzte Rede abgefaßt hat.

So muß ich ihn bedauern, bemerkte Aſta, denn er wird mit einem unwillkommenen Geſchenk zurückkehren.

Wie können Sie das ſo zuverſichtlich behaupten? äußerte etwas befremdet Eliſe.

Weil ich Concordien kenne, verſetzte Aſta, und es von ihr ſelbſt weiß, daß ſie nie eine Verbindung ſchließen wird, denn ſie fühlt es wohl, daß ſolche nur zerſtörend auf ein ſo zartes Gemüth, wie das ihre, einwirken kann. Von ihrer früheſten Kindheit an nur gewohnt, in Milde und Liebe zu athmen, nur Gutes und Schönes zu üben, hat ſie es nicht gelernt, Männern zu trotzen, Mägde zu ſchelten, und ſich in alle die übrigen anmuthigen Kraftäußerungen und würdigen Beſchäftigungen, die der ehrſame Hausſtand mit ſich führt, mit dem gehörigen edlen Anſtand zu ſchicken. Dazu ſind recht eigentlich nur die guten derben Weſen geboren, die nichts fühlen, wenig denken, und jede ihnen zugefügte Unbilde eben ſo gleichmüthig abſchütteln, wie den Staub von ihrem Mantel.

Nun, dieſe Anſicht vom Eheſtande iſt keineswegs poetiſch, bemerkte der Doktor, der nicht ohne Staunen die Bitterkeit wahrnahm, mit der Aſta den Schluß ihrer Rede ſprach, indem einer trüben Wolke gleich, der Ausdruck eines tiefen Weh's ſichtlich über ihr heitres Antlitz flog.

Nur ihnen, entgegnete Aſta, und Eliſen darf ich ſagen, was ich ſagte, da es nicht meinem Gedächtniß entſchwunden iſt, daß Sie die Würde und die Rechte der Frauen zu ehren, und den Geiſt und das Gemüth Ihrer Gattin zu würdigen wiſſen, was nur ſehr Wenige Ihres Geſchlechts verſtehen.

Aſta iſt wohl gar eine Männerfeindin geworden? lächelte Eliſe.

Das nicht, denn der Umgang mit gebildeten Männern gewährt mir ſo viel Vergnügen, und beſchäftigt meinen Geiſt ſo anziehend, daß die Feindſchaft keinen Raum findet, gab Aſta unbefangen zurück.

Und mit dieſen Anſichten finden Sie dennoch keinen Mann Ihrer Liebe und Ihrer Hand werth? ſagte Eliſe.

Ueber die Liebe der Frauen waltet oft ein unſeliges Verhängniß, erwiederte Aſta, und ſie wird ſelten dem Würdigen zu Theil, wie ich, ſetzte ſie hinzu, das aus einer ſehr trüben Erfahrung weiß, weshalb ich es denn auch frey geſtehe, daß ich die Ehe ſcheue, und ſie, in den meiſten Fällen, geradezu für das Grab der Liebe erkläre.

Ich hätte wohl Luſt — denn ich bin durch Eliſen ein Verehrer der Ehe geworden — gegen Ihre Meinung ins Feld zu rücken, aber dazu müßte ich zuvor mit der Erfahrung bekannt werden, die ſo ſeltne Anſichten in Ihnen entwickelt hat; verſetzte der Doktor.

Nicht wahr, Sie möchten wohl am liebſten ſeltſame oder gar abentheuerliche Anſichten ſagen? entgegnete Aſta.

Das läßt meine Unbekanntſchaft mit den erwähnten Erfahrungen nicht zu, deren Mittheilung ich mir nicht erbitten, ſondern nur als freiwilliges Geſchenk von Ihnen empfangen dürfte; äußerte der Doktor.

Aſta ſchaute einige Augenblicke ſinnend vor ſich hin. Ich wüßte nicht, wendete ſie ſich dann wieder zu den Freunden, was mich hindern könnte, Ihnen einige kleine Begebenheiten aus meinem Leben mitzutheilen, wenn Sie es wünſchen, und ich will es daher gerne thun, wenn wir einmal ungeſtört beiſammen ſind. Vielleicht, ſetzte ſie hinzu, werden Sie, Herr Doktor, dann meine Anſichten weniger ſeltſam finden, wenn Sie mich auf dem Wege begleiten, der mich zu meinem jetzigen Standpunkt führte.

Hier erſchien der Hofrath, und nachdem der Doktor ihn und Aſta einander vorgeſtellt, und in dieſer ihm eine Freundin Concordiens genannt hatte, ward ſie im Lauf des Geſprächs auch alsbald die Mitvertraute aller ſeiner Pläne, Wünſche und Hoffnungen.

Berg.

Nachmittags hatte Eliſe Aſta eingeladen, mit ihr auf einem nahgelegnen Berg Kaffee zu trinken. Der ſchöne Tag begünſtigte das Vorhaben, und ſo erſtieg man bald nach beendetem Mittagsmahl die Höhe, wo man ſich durch eine ſehr anmuthige Ausſicht und ein freundliches Schattenplätzchen erfreut fand.

Sehen Sie doch, ſprach der Doktor, der zufällig einer friſch und kräftig grünenden Buche näher getreten war — eine Inſchrift!

Aſta trat zu ihm, und fand die Buchſtaben A. v. B. und K. St. in die glatte Rinde des Stammes zierlich eingeſchnitten. Um beide Namenzüge zogen ſich, gleich einem Kranz, die Worte: Getrennt — aber unzertrennlich!

Die Schrift kann noch kein Jahr alt geworden ſeyn, denn ſie iſt noch nicht verwachſen, bemerkte der Doktor, dem der rege Antheil nicht entgieng, mit welchem Aſta dieſelbe betrachtete.

Iſt es, ſagte dieſe endlich, wohl mehr als ein ſchöner Wahn, daß Getrenntes dennoch unzertrennlich bleibt, wenn auch Raum und Zeit ſich zwiſchen die vereinten Seelen legen, und das Leben uns mit ſich fortreißt, immerdar ſein buntes Wechſelſpiel mit uns treibend, und zahlloſe neue Bilder an uns vorüberführend — wie das beſonders den Männern faſt immer geſchieht, die vielleicht ſchon deshalb kein geliebtes Bild feſtzuhalten vermögen?

Sie war während dieſer Worte ſehr ernſt geworden, und wendete den Kopf ſeitwärts, um dem Doktor den feuchten Schimmer ihrer Augen zu entziehen. Dieſem war derſelbe jedoch nicht entgangen, und ſchweigend folgte er mit ihr dem Ruf Eliſens, die während dem den Kaffee bereitet und aufgeſtellt hatte.

Still leerte Aſta die ihr dargereichte Taſſe, ihre Blicke unwillkührlich auf die Buche mit den Namenzügen richtend. Eliſe wunderte ſich im Stillen über die veränderte Stimmung der Freundin, und als der Doktor einige mißlungene Verſuche gemacht hatte, ein heiteres Geſpräch einzuleiten, hielt er es für das Beſte, Aſta an ihr gegebenes Verſprechen zu erinnern.

Flinsberg.

Sie haben die rechte Stunde getroffen, entgegnete Aſta, mich zu mahnen, denn ſo wird es mir am erſten gelingen, eine Anwandlung von Wehmuth zu unterdrücken, die nur der Einſamkeit angehörend, nicht die geſellige Heiterkeit unterbrechen ſollte.

Ich glaube Ihnen ſchon geſagt zu haben, fuhr ſie fort, daß ich das Jahr darauf, als ich Sie hier kennen lernte, abermals mit meiner Tante Altwaſſer beſuchte, wo ich auch dießmal recht heitre Tage verlebte, indem ich hier ein holdes Weſen fand, das Ihnen, meine Eliſe, ähnelte, und welches ſich mit der innigſten Neigung mir anſchloß. Auf die Geſundheit meiner Tante wollte jedoch unſer damaliger Aufenthalt hier nicht ſo erwünſchten Einfluß gewinnen, als es das Jahr vorher den Anſchein hatte. Sie befand ſich nach unſerer Heimkehr durchaus nicht beſſer, weshalb ihr der Arzt im folgenden Sommer Flinsberg anrieth, deſſen reinere Luft ihr, wie er ſich verſprach, beſſer zuſagen würde.

Nie werde ich des Tages vergeſſen, an welchem wir in Flinsberg anlangten. Ich war noch nie dort geweſen, und fand mich wunderbar angeſprochen von dieſen Thälern und Höhen, als wir langſam durch die Thalſchlucht fuhren, wo das freundliche Dorf hineingebauet iſt. Der Queis rauſchte neben dem Wege friſch und lebendig durch das Geſtein, Roſen blüheten noch in allen Gärten, und als wir endlich die freie Anhöhe hinanfuhren, von der uns die Badegebäude entgegenleuchteten, hinter denen die wild romantiſchen Iſerberge emporſteigen, da war es mir, als begrüße ich eine liebe wiedergefundene Heimath, nach der ich mich lange geſehnt habe.

Wir wurden in wenig Tagen unter der kleinen, aber wirklich auserleſenen Badegeſellſchaft bekannt und einheimiſch, ſo daß faſt kein Abend vergieng, wo wir uns nicht im Geſellſchaftsſaal verſammelt fanden, und kein heitrer Tag, an welchem nicht gemeinſchaftliche Spaziergänge unternommen wurden.

Der grüne Hirt.

Einer der beliebteſten derſelben iſt der Weg zum grünen Hirten. Der grüne Hirt wird nehmlich ein Forellenfiſcher genannt, der ehemals unter den grünen Huſaren diente, zu welchem die Flinsberger Badegäſte fleißig luſtwandeln, um dort Forellen zu eſſen. Auch wir wurden bald eingeladen, an ſolch einer Wanderung Theil zu nehmen.

Es war ein höchſt anmuthiger Tag, als dieß geſchah, und nicht leicht mag eine fröhlichere Geſellſchaft als die unſrige unter den Bäumen vor der Fiſcherhütte geſeſſen haben. Unſere Mahlzeit hatte ſchon begonnen, als zwei Fremde erſchienen, die grüßend an uns vorüber ins Haus giengen. Ihrer Kleidung nach waren es Fußreiſende, die über das Gebirge kamen, und die ausgezeichnet edle Geſtalt des einen erregte ſogleich eine allgemeine Aufmerkſamkeit. Nach wenig Augenblicken traten ſie wieder heraus, von der Fiſcherin begleitet, die in einiger Entfernung einen kleinen Tiſch für ſie deckte. Sie nahmen an demſelben Platz, und ließen es ſich wohl ſchmecken, ohne ſich um uns weiter zu bekümmern, zum großen Verdruß einiger neugierigen jungen Mädchen, die gern die neuen Erſcheinungen ein wenig näher ins Auge gefaßt hätten.

Blaue Augen.

Mit uns zugleich endeten die Fremden ihr Abendeſſen. Ich muß ihn doch in der Nähe ſehen, ſeiner unerlaubten Sprödigkeit zum Trotz; ſagte ein muthwilliges Mädchen, als wir eben unſre Sachen zuſammennahmen, um den Rückweg anzutreten, und indem ſie ihre Arbeit aufzuheben bemüht ſchien, ließ ſie mit bewundernswürdiger Gewandtheit ihren Strickknaul den Berghang hinunterrollen, den eben die Fremden hinabſtiegen. Das Erwartete geſchah. Der, auf den ſie vorzüglich ihr Augenmerk gerichtet hatte, hob den Knaul auf, und kehrte damit zurück. Auch ich packte eben mein Strickzeug zuſammen, was ihn zu dem Irrthum veranlaßte, daß mir das Verlorne entfallen ſey, was ich jedoch nicht früher bemerkte, als bis er mit den Worten: Hier iſt Ihr verlornes Eigenthum, vor mir ſtand. Ueberraſcht ſchaute ich von meiner Beſchäftigung empor, faſt erſchreckend vor dem Glanz, den ein Paar wunderherrliche blaue Augen mir entgegenſtrahlten. Nicht ohne eine ſonderbare, nie zuvor empfundene Befangenheit, vermochte ich ihn über ſeinen Irrthum aufzuklären, indem die kleine Muthwillige herzutrat, die ſich, während ſie ihm eine ſehr förmliche und wortreiche Dankſagung abſtattete, volle Zeit nahm, den ſchönen Fremdling zu betrachten. Artig, aber flüchtig endete dieſer das Geſpräch, und entſchwand bald unſern Blicken, da er mit ſeinen Gefährten einen andern Weg als den unſrigen einſchlug.

Hündchen.

Die hohe Geſtalt und die anmuthigen Züge des Fremden waren das allgemeine Geſpräch auf dem Rückwege. Ich ſagte nur wenig dazu, aber ich empfand um ſo tiefer den mir noch ganz neuen Eindruck dieſer Erſcheinung, da früher noch nie Männerſchönheit mein Herz gerührt hatte. Während die andern Mädchen mich mit meiner Kälte neckten, ahnete ich nur dunkel, daß in den Strahlen ſeiner Augen mir eine neue Welt aufgegangen war.

Als wir vor unſerer Wohnung ankamen, bemerkte ich erſt, daß ſich mein Hündchen verloren hatte, das ſich, ſo oft und laut ich auch ſeinen Namen rief, nicht wieder zu mir finden wollte, weshalb ich mich ſchnell entſchloß, es auf dem zurückgelegten Wege zu ſuchen. Vergebens machte mich meine Tante auf die Gewitterwolken aufmerkſam, die ſich über die Berge heraufdrängten, ich verſprach ihr, den Rückweg durch das Dorf zu nehmen, wo ich im Nothfall immer ein Obdach finden konnte, und eilte davon. Ich war, ohne meinen Liebling zu finden, bis zum grünen Hirten zurückgegangen, und eilte nun — denn es fieng an ſehr ſtark zu donnern — noch immer ſuchend ins Dorf hinab. Als ich an die Förſterwohnung kam, erhob ſich der Sturm, und der Regen ſtürzte herab. Mir blieb nichts übrig, als hier einzutreten. Ein erfreuliches: Herein! beantwortete mein Klopfen, und ich trat in ein reinliches hübſches Gemach, das von einem Kaminfeuer erleuchtet ward, wo Förſter und Förſterin mich freundlich begrüßten. Am Kamin aber erhob ſich bei meinem Eintritt der ſchöne Fremde, und von ſeinen Knien herab ſprang mir mein Hündchen entgegen. Freudig überraſcht, aber von namenloſer Verwirrung befangen, ſtand ich wortlos dem Staunenden gegenüber, der ſich ſolch eine Erſcheinung im Gewitterſturm nicht füglich erklären konnte. Nur mit Anſtrengung gelang es mir, der Förſterin — denn an ihn vermochte ich die Rede nicht zu richten — die Urſache meines ſpäten Umherirrens mitzutheilen. Der Fremde miſchte ſich nun in das Geſpräch. Er ſagte mir, daß er, weil im Bade alle Wohnungen beſetzt wären, hier mit ſeinem Gefährten — der einer Unpäßlichkeit wegen ſchon zur Ruhe gegangen ſey — ein Unterkommen geſucht und gefunden habe. Auf dem Wege hierher, fuhr er fort, geſellte ſich das Hündchen zu uns, das wir mitnahmen, um es dem Förſter anzuvertrauen, damit er es ſicher in die rechten Hände zurückſtelle.

Während ich dem Unbekannten für die freundliche Sorge dankte, die er für meinen Liebling getragen hatte, trug die Förſterin einen Stuhl für mich an den Kamin, wo ich nach wenig Augenblicken ihm gegenüber ſaß, und mich in eben ſo kurzer Zeit in ein anziehendes Geſpräch verwickelt fand. Das Alles fügte ſich ſo leicht und natürlich, daß ich gar nicht beachten konnte, wie es geſchah, daß unſere Unterredung immer heitrer und lebendiger ward, und wir ſtaunten beide, als wir hörten, daß das Gewitter ſchon eine ganze Weile vorüber ſey. Ich ſandte nun ſogleich einen Boten zu meiner Tante, die ich bitten ließ, mir einen Wagen zu ſenden. Wunderbar aber erſchreckte es mich, als derſelbe ziemlich ſpät endlich ankam. Mit einem Gefühl, als ſolle ich von Licht und Leben ſcheiden, reichte ich dem Fremden meinen Arm, um mich von ihm zum Wagen führen zu laſſen. Als er mich hineingehoben hatte, und mir mein Hündchen nachreichte, ſagte er ſcherzend: er hoffe, daß ich ſeiner freundlich gedenken werde, denn er habe meinem kleinen Liebling aufgetragen, mich zuweilen an ihn zu erinnern.

Noch jetzt, meine Freunde, unterbrach Aſta ihre Erzählung, erröthe ich bei dem Geſtändniß, daß ich mich ſehr geneigt fand, in dieſer Scherzrede eine tiefere Bedeutung zu ſuchen, ſo ſehr ich auch von jeher die thörichte Eitelkeit haßte, die in jedem unbefangnen Wort und in jedem flüchtigen Blick eines liebenswerthen Mannes einen Sinn zu finden ſtrebt, der ihr ſchmeichelt. Doch, fuhr ſie fort, muß ich es mir auch zum Ruhm nachſagen, daß ich mich dieſer Anwandlung ſchon von Herzen ſchämte, als ich vor meiner Wohnung ankam.

Am andern Tage ſuchten meine Augen überall, wohin ich kam, faſt unwillkührlich den ſchönen Fremdling, doch er war und blieb in der Außenwelt mir entſchwunden; in meiner innern ſtillen Welt aber lebte allgegenwärtig ſein Bild, mit aller Schönheit des Gemüths und aller Herrlichkeit des Geiſtes geſchmückt, die eine glühende Einbildungskraft nur erfinden kann, um ſich den Gegenſtand ihrer Träume zu verklären.

Sie erlaſſen mir gewiß, meine Freunde, ſprach Aſta weiter, die nähere Schilderung meiner kleinen Liebesthorheiten und Schwärmereien — das Alles iſt alt und bekannt, aber es erneuert ſich in jedem liebenden Herzen. Mir ſelbſt erſchien, als ich plötzlich von der Krankheit des meinigen mich geheilt fand, mein damaliger Zuſtand wie ein Fieberwahn, der uns ſchöne bunte Bilder und liebliche Täuſchungen vorgaukelt, wofür, wenn ſie verſchwinden, uns aber oft das volle Gefühl der zurückgekehrten Geſundheit keinen gänzlichen Erſatz zu geben vermag.

Wohl, unterbrach hier der Doktor die Redende, mag die Liebe mit Recht ein Traum genannt werden, aber mit eben ſo vielem Recht muß ſie auch unſeres Lebens ſchönſter Traum heißen — ja ſie iſt mehr als das, ſie iſt die Sonne, an der die Blüthe des Geiſtes ſich entfaltet — in deren milden Strahlen ſich das Gemüth bildet und veredelt, und die äußere Liebenswürdigkeit ſich anmuthiger geſtaltet.

Ich will dieſer Behauptung nicht widerſprechen, verſetze Eliſe, wenn Du mir zugiebſt, daß dieſe Sonne nur in edlere Seelen ihre verklärenden Strahlen ſendet — denn ich geſtehe, daß ich ſchon manche Liebe zu beobachten Gelegenheit fand, die mir langweilig, lächerlich und abgeſchmackt vorkam.

Solcherlei Tändeleien pflege ich auch nicht mit dem Namen Liebe zu beehren, entgegnete der Doktor — doch, wandte er ſich zu Aſta, entſchuldigen Sie die Unterbrechung, und erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie vorher von der Heilung Ihrer Herzenskrankheit ſprachen — und daß wir gar nicht geſonnen ſind, Ihnen die Geſchichte derſelben zu erlaſſen.

Zu dieſer aber, verſetzte Aſta, gelangen wir erſt auf einem Umwege.

Schlagen Sie denſelben nur ungeſäumt ein, wir begleiten Sie gern, ſagte Eliſe.

Bild.

Ich glaube, nahm Aſta wieder das Wort, Ihnen ſchon geſagt zu haben, daß nach dem frühen Tode unſerer Eltern, die beiden Schweſtern unſeres Vaters die Sorge für meine Schweſter und mich übernahmen, ſo daß jede von ihnen eine der Verwaiſeten an Kindesſtatt annahm. Die ältere unſerer Tanten, die tief in Preußen reich verheirathet war, wählte für ſich Melanie, ſo hieß meine Schweſter, die ſie als Kind geſehen und liebgewonnen hatte, als ich noch nicht geboren war.

Die Ehe dieſer Tante war kinderlos geblieben, ſie ſelbſt ward bald nach Melaniens Aufnahme Wittwe, und dieſe öffentlich für ihre künftige alleinige Erbin erklärt.

Ein junger, wenig begüterter Mann lernte Melanie kennen, und es gelang ihm um ſo leichter, die Einwilligung der Tante zu erhalten, als er ſich um die Hand meiner Schweſter bewarb, da dieſe zur Verwaltung ihrer Güter eines männlichen Beiſtandes bedurfte.

Melaniens Gatte gefiel ſich nicht in Preußens öden Wäldern — er war als ein Fremdling dahin gekommen, und wünſchte ſich in die freundlichere Heimath zurück. Als daher nach einigen Jahren die Tante ſtarb, war es ſein erſtes Geſchäft, Melaniens Beſitzungen zu verkaufen, und ſich in Sachſen anzuſiedeln.

Dieß war eben geſchehen, als ich mit meiner Tante nach Flinsberg reiſete. Als wir von dort zurückkamen, fanden wir einen Brief meines Schwagers, in welchem er uns meldete, daß er uns vergebens in unſerm Wohnort aufgeſucht habe. Er ſchloß mit der Bitte um unſern baldigen Beſuch.

Der folgende Frühling ward zu dieſem beſtimmt — doch meiner guten Tante war dieſe Freude nicht mehr beſchieden — ſie ſtarb während dem Lauf des Winters.

In Aſta's Augen glänzte bei dieſen Worten der Schimmer einer wehmüthigen Erinnerung, aber die trübe Regung bekämpfend, ſprach ſie ſchnell weiter:

Als ich meiner Schweſter unſern Verluſt gemeldet hatte, kam ſie ſelbſt, um mich für immer zu ſich abzuholen. Ihre Erſcheinung überraſchte mich aufs Angenehmſte. In früher Kindheit von Melanien getrennt, die zehn Jahre mehr zählte, als ich, war mir kein beſtimmtes Bild von ihr im Gedächtniß geblieben. Jetzt trat mir eine edle Geſtalt mit einem höchſtanziehenden Antlitz entgegen, und kündigte ſich mir mit herzgewinnender Innigkeit als meine Schweſter an. Wenige Tage des Beiſammenſeyns reichten hin, ein feſtes Band der Liebe zwiſchen uns zu weben, ſo daß wir bald ſo vertraut und einig waren, als hätten wir alle Spiele der Kindheit, und alle Freuden der Jugend miteinander getheilt. Wie im Triumph führte ſich mich endlich mit ſich fort, indem ſie mit zarter Milde unabläßlich bemüht war, den Schmerz zu mildern und zu zerſtreuen, der bei dem Abſchied von der Heimath mein Innerſtes durchdrang, und allen Abwechſelungen einer angenehmen Reiſe nicht gänzlich weichen wollte.

Es war ſpäter Abend, als wir nach einigen Tagen auf dem Landgut meines Schwagers anlangten, der gerade in Geſchäften abweſend war. Am folgenden Morgen ließ Melanie mich bitten, mit ihr vor ihrem Bette zu frühſtücken, das ſie einer kleinen Unpäßlichkeit wegen noch nicht verlaſſen wollte. Man wies mich durch einige Zimmer, die ich Abends vorher noch nicht betreten hatte. Als ich die Thüre des einen öffnete, fiel mir ſogleich ein großes Oelgemälde an einer Wand deſſelben auf und ich trat unwillkührlich näher und erkannte das Bild des ſchönen Fremden aus Flinsberg.

Meine Füße wurzelten an den Boden — ich kam mir vor, als ſey ich, und Alles um mich her, verzaubert — und in einer, mir ſelbſt noch unverſtändlichen ſchrecklichen Ahnung, ſtarrte ich vor mich hin, als die Jungfer eintrat, die, mir die Thüre in Melaniens Schlafzimmer zeigend, mit einem Blick auf das Bild hinzuſetzte: das iſt unſer gnädiger Herr! —

Ein Ausruf des Entſetzens erſtarb zum Glück auf meinen Lippen, aber betäubt an allen Sinnen ſchritt ich in Melaniens Gemach, wo ich blaß und zitternd auf dem Stuhl vor ihrem Bette hinſank, unvermögend, auch nur den Morgengruß auszuſprechen. Melanie hielt meinen Zuſtand natürlich für eine Anwandlung von Uebelſeyn, und unter ihren ängſtlichen Erkundigungen nach meinem Befinden, kam mir allgemach die Beſinnung wieder, und ich fand ſo viel Worte, meiner Schweſter ſagen zu können, daß das ein, bei mir nicht ungewöhnlicher Zufall ſey, der aber in der Regel ohne weitere böſe Folgen vorübergehe, worauf ich, mich mit Gewalt zuſammennehmend, das Frühſtück beſorgte und genoß, ſo wenig ich auch in dieſen Augenblicken das Verlangen nach Speiſe und Trank empfand. Nie aber war mein Sehnen nach Einſamkeit heißer als dieſen Morgen.

Wie ſoll ich es aber beſchreiben, mit welchem Gefühl ich einem Wiederſehen entgegenbebte, das mir noch vor wenig Stunden, wenn ich es mir als möglich gedacht hätte, als die ſchönſte Gabe des Schickſals erſchienen wäre! — Wie vermag ich es zu ſchildern, wie mir bangte vor meinem ſchwachen Herzen — wie ich meiner unſeligen Neigung zürnte, die ich nicht zu beſiegen vermochte, und wie ich vor der Möglichkeit erſchauderte, daß vielleicht eine Regung von Mißgunſt gegen die geliebte, überglückliche Schweſter in mir aufwallen könnte! — Was ich damals empfand, läßt ſich nicht in Worte faſſen, und in der ſchmerzlichen Verwirrung meines Innern ward mir für jetzt nichts weiter klar, als der Entſchluß, mein unſeliges Geheimniß feſt in meiner Bruſt zu verſchließen, und lieber den Tod zu erleiden, als auch nur durch einen Blick es ahnen zu laſſen.

Mein Schwager kam Abends zu Hauſe. Er erkannte mich ſogleich, und ſcherzte über unſer Zuſammentreffen in Flinsberg, indem er mir auf eine artige Weiſe andeutete, daß es ihn freue, in mir die nahe Verwandte zu begrüßen, die er damals vergebens in der Heimath geſucht, ohne zu wiſſen, daß er ſie ſchon geſehen habe. Ich gewann es über mich, in den Scherz einzuſtimmen, und noch außerdem allerlei heitres Geſchwätz auf die Bahn zu bringen, wodurch es mir glücklich gelang, den Schmerz zu betäuben, der mit verzehrender Gluth in den Tiefen meiner Bruſt brannte. Wir bildeten einen heitern Familienkreis, und als wir ſpät auseinandergegangen waren, durfte ich es mir geſtehen, daß ich Urſache hatte, mit mir zufrieden zu ſeyn.

Sie haben ſich, bemerkte hier der Doktor, ſo gut im erſten Kampf gehalten, daß ich Ihnen auf der Stelle ein Lorbeerblatt brechen würde, wenn hier auf dieſen Bergen ein ſo edles Reis grünte.

Damit könnten Sie ſich doch ein wenig übereilt haben, lächelte Aſta, denn nicht immer beſtand ich in der Folge ſo glorreich in der Prüfung, und ſo achtſam ich auch über mein Betragen, und über die Regungen meines Herzens wachte, ſo lockte mich doch nicht ſelten die Stimme des Geliebten ans Fenſter, wenn ich dieſelbe im Hof oder Garten vernahm, recht oft glaubte ich da, wo er ſich eben befand, etwas zu thun, oder zu holen zu haben, und mehr als einmal, wenn er von einem Beſuch oder einem Geſchäft zurückerwartet ward, befand ich mich auf dem Wege, auf welchem er heimkehren mußte, ohne ſo recht zu wiſſen, wie ich dahin gekommen war — kurz, ich gedachte öfter erſt dann meiner Vorſätze, wenn ich ſie eben übertrat.

Während ich mich jedoch unabläſſig beſtrebte, froh und unbefangen zu erſcheinen, drang ſich mir die ſchmerzliche Ueberzeugung auf, daß Melaniens Gemüth an einer mir unerklärbaren Verſtimmung litt, ja daß ſie keinen Sinn für ihr Glück, und keine Fähigkeit zum Genuß deſſelben hatte. Faſt immer lag eine Wolke des Mißmuths auf ihrem reizenden Antlitz, die niemand als ich zuweilen zu verſcheuchen vermochte, denn es war ſichtlich, daß ſie oft nur mir zu gefallen ſprach, oder an einem geſelligen Vergnügen Theil nahm. Ich verſuchte es, ſie auf die Annehmlichkeiten ihrer Verhältniſſe aufmerkſam zu machen, aber ich erhielt bei ſolchen Gelegenheiten nur ein trübes Lächeln, oder eine wehmüthige Liebkoſung zur Antwort.

Haubenſchachtel.

Mir waren nun ſchon einige Wochen an meinem neuen Wohnort verfloſſen, als wir von einem Verwandten meines Schwagers zu einem Feſt eingeladen wurden, das dieſer Melanien zu Ehren veranſtaltet hatte, die in der Familie ihres Gemahls überall mit Auszeichnung aufgenommen ward. Da das Schloß des Erwähnten mehrere Meilen von uns entfernt war, ſo ſollte unſer Aufenthalt daſelbſt einige Tage dauern, und machte mancherlei kleine Anſtalten nöthig, die zu meiner Verwunderung von Melanien mit einer Eile und Aengſtlichkeit betrieben wurden, die ich von ihr, ſo wie überhaupt von keiner verſtändigen Frau erwarten konnte. Sie ſchien jedoch die Befremdung nicht zu bemerken, die ihr Benehmen in mir erweckte, indem ſie nur bemüht war, mich zu einem gleichen Eifer zu ermuntern, und mich mehr als einmal ſo dringend, als hienge des Reiches Wohlfahrt davon ab, zu bitten: doch ja zur beſtimmten Stunde fertig zu ſeyn. Ich that nach ihrem Wunſch, und mit dem feſtgeſetzten Glockenſchlage begann ganz gemüthlich unſere Reiſe. Kaum aber waren wir eine halbe Stunde gefahren, als Melaniens Haubenſchachtel, die unter den Rückſitz geſchoben und ſchlecht befeſtigt war, vorwärts rückte, und meines Schwagers Füßen zu nahe kam. Alſo doch wieder eine verfluchte Schachtel, rief dieſer, nachdem ich ſchon ſo oft geſagt habe, daß ich dergleichen nicht dulden will? — Melanie erblaßte, und bewies ihm mit ſanften Worten, daß ſie durchaus zu der bevorſtehenden Feſtlichkeit eines Aufſatzes bedürfe, da ſie, wie er wiſſe, ſich nach einer Krankheit das Haar habe abſchneiden müſſen. Das gilt mir gleich, Du kannſt Dich eben ſo gut als vor zehn Jahren mit einem Tituskopf zeigen, wenn Du nicht thöricht nur der Mode fröhnen und mich ärgern wollteſt; entgegnete rauh der Zürnende, indem er ohne Umſtände die Schachtel aus dem Wagen und geradesweges in den Teich ſchleuderte, an welchem wir eben vorbeifuhren.

Seltſam betäubt gedachte ich in dieſem Augenblick nur Melaniens Verlegenheit, wenn ſie den neuen Aufſatz entbehren mußte, den ſie erſt zu der bevorſtehenden Gelegenheit ſich aus der Hauptſtadt kommen ließ, und rief deshalb dem Kutſcher ein lautes: Halt! zu. Iſt nicht von Nöthen — fahr zu! befahl mein Schwager, und der Kutſcher gehorchte. Melanie ſaß leichenblaß vor innerlichem Verdruß an meiner Seite, aber kein Wort gieng über ihre Lippen. Ich werde Dir, nahm mein Schwager nach einem kurzen Stillſchweigen das Wort, den Werth Deines Verluſtes erſetzen, aber ich werde es jedesmal ſo machen, wie heute, wenn ich Dich wieder auf der Ungezogenheit ertappe, Schachteln mitzuſchleppen. Melanie erwiederte nichts, aber ſie warf einen Blick auf ihren Gemahl, vor dem ich erſchauderte. Was mich betraf, ich wußte nicht, wie mir geſchehen war, aber als die Betäubung des Schreckens und Unwillens von mir wich, und ich wieder zu klarer Beſonnenheit gelangte, fand ich mich plötzlich geneſen von der Krankheit meines Herzens.

Wahrlich, unter allen Mitteln gegen die Liebe, wäre mir die Haubenſchachtel wohl zuletzt eingefallen, unterbrach der Doktor die Erzählerin.

Mögen Sie immerhin das etwas lächerlich finden, entgegnete dieſe, es giebt dergleichen zwar ſeltſame, aber dennoch unfehlbare Heilmittel mehr als Sie glauben, und eine Menge liebewunder Mädchenherzen würden gleich dem meinigen aus dem Grunde geheilt werden, wenn die verblendeten Augen nur Zeit und Gelegenheit hätten, ihre Götzenbilder im häuslichen Leben zu beſchauen. Ich wenigſtens entdeckte, nachdem der Vergötterte mir auf eine ſo rauhe Art Amors Binde abgeriſſen hatte, noch mancherlei liebenswürdige Schwachheiten und ſchöne Fehler an ihm, die mir aber durchaus weder ſchön noch liebenswürdig erſcheinen mochten, und mich nur mit einer tiefen wehmüthigen Theilnahme an Melaniens trübem Geſchick erfüllten. Oft wollte es mir faſt ſcheinen, als fände mein Schwager einen eigentlichen Genuß darin, dieſe zu quälen, denn ich hatte niemals Kleinigkeiten ſo wichtig behandeln ſehen als von ihm. Bei jeder Ausfahrt, wo Melanie nicht mit dem beſtimmten Stundenſchlage im Wagen ſaß, bei jedem Mittag- oder Abendeſſen, was einige Augenblicke zu ſpät aufgetragen ward, fuhr er ſie an, und über Alles, was ohne ihre Schuld Ungehöriges im Hauſe geſchah, zog er ſie ſtürmiſch zur Rechenſchaft, während er ſich gegen ſeine andern Umgebungen faſt immer nachſichtig und gütig bezeigte, ſelbſt da, wo ernſtliche Rügen erforderlich geweſen wären. Nur über Melanie ergoß er ſeine böſen Launen, ohne ſie jemals mit ſeinen liebenswertheren Eigenſchaften zu erfreuen, die alle nur für Fremde vorhanden waren, und nicht ſelten hatte er kurze Zeit zuvor wie ein Orkan getobt, wenn er, in eine Geſellſchaft eingetreten, durch Geiſt und Witz Alles ergötzte, und durch freundliche Gutmüthigkeit Alles an ſich zog.

Aber wie war es möglich, daß Ihr Schwager die arme Melanie ſo bitter haſſen konnte, wenn ſie ihm keine erhebliche Veranlaſſung dazu gegeben hatte? unterbrach die ſtaunende Eliſe Aſta's Rede.

Glauben Sie ja nicht, daß ſein Benehmen aus Haß entſtand, erläuterte dieſe, denn dieß war keinesweges der Fall, er hatte ſogar eine Art von Zuneigung für Melanie, aber er hielt es unter ſeiner Würde, ihr anders zu begegnen, weil er ſich faſt kindiſch fürchtete, daß die Welt glauben könne, er ſtehe unter der Herrſchaft ſeiner Frau, wenn er dieſer freundlich und gefällig begegne, Dagegen verlangte er aber von dieſer, daß ihr für ihn kein Opfer zu groß, keine Mühwaltung zu ſchwer ſeyn ſollte. Ueberhaupt waren die Frauen in ſeinen Augen nur untergeordnete Geſchöpfe, für die er keine höhere Beſtimmung anerkannte, als den Männern das Leben recht bequem und angenehm zu geſtalten.

Doch, unterbrach ſich Aſta, ich habe wohl genug von den Wunderlichkeiten eines, übrigens allgemein als rechtlich und geiſtreich anerkannten Mannes geſprochen, um Sie zu überzeugen, daß mein Mißtrauen gegen die Männer, und meine Abneigung gegen einen Stand, den man ſehr fälſchlich einen heiligen nennt, nicht ein leeres Wahngebilde meiner Einbildung iſt. Was Melanie anbetrifft, ſo ertrug ſie die Launen ihres Gatten mit äußerer Geduld, aber mit einer heißen innerlichen Erbitterung, die ſichtlich an ihrem Leben nagte. Als ich ihr Verhältniß klar erkannt hatte, mit welchem ſie mich nicht früher bekannt machen wollte, als es der Zufall mir darſtellen würde, war mein eifrigſtes Streben darauf gerichtet, ihre Leiden zu erleichtern, und es gehörte unter meine innigſten Freuden, wenn ich ihr eine heitre Stunde bereiten, oder ein häusliches Ungewitter von ihr abwenden konnte. Nach einiger Zeit gieng auch ein neues ſchönes Licht meinem Leben auf, und in dem Umgang mit der geliebten Schweſter und einem mit uns gleichgeſtimmten Freund, verfloß mir eine lange Reihe glücklicher Tage, wie mir ſolche nie wiederkehren werden.

Hier endete Aſta, mit der Bemerkung, daß es ſchon kühl zu werden beginne, und die ſcharfe Bergluft Eliſen ſchädlich werden könne, ſchnell abbrechend, ihre Erzählung.

Sehr richtig bemerkt, gab der Doktor zurück, aber ich glaube auch richtig zu bemerken, wenn ich vermuthe, daß unſere Freundin uns das ſchöne Licht nicht enthüllen will, was ihr Leben ſo lieblich umſtrahlte.

Woran ſie vielleicht auch wohl thun würde, da es doch ſehr möglich iſt, daß es nur ein Irrlicht war, verſetzte Aſta erröthend.

Aber, fragte Eliſe, ſich zum Aufbruch bereitend, wie iſt es denn mit der armen Melanie geworden — iſt es ihr nicht möglich, ſich von ihrem Quälgeiſt zu trennen, und ſo den Frieden wiederzufinden, den er ihr ſo grauſam raubt?

Ach, entgegnete Aſta erglühend, Sie kennen die unmenſchliche Härte unſerer Geſetze nicht — Sie wiſſen nicht, daß der Gatte das Leben ſeiner Gattin zur Hölle machen kann, wenn er nur kein öffentliches Verbrechen begeht! Melanie aber wußte das ſehr wohl und ſchwieg, bis ſich ein höherer Richter ihrer erbarmte und ihr den Befreier ſandte. Sie iſt todt! — ſetzte ſie mit ſchmerzlicher Anſtrengung hinzu.

Todt! wiederholte Eliſe bewegt, und das trauliche Kleeblatt ſtieg in wehmüthiger Stille die Höhe hinab.

Tabakspfeife.

Vor des Doktors Wohnung anlangend, begegnete die kleine Geſellſchaft dem Hofrath, der eben von einer Luſtfahrt nach Charlottenbrunn zurückkam.

Sehen Sie einmal, was ich gefunden habe! rief er dem Doktor entgegen, und zeigte ihm eine Tabakspfeife, deren Kopf mit einer vorzüglich ſchönen Malerei geziert war.

Unwillkührlich hatte Aſta ihm denſelben aus der Hand genommen, ihn genau betrachtend, indem ſie merklich die Farbe wechſelte.

Entſchuldigen Sie, flüſterte ſie, ſich beſinnend, indem ſie dem Hofrath ſeinen Fund zurückgab, das kleine Blumengemälde iſt ausgezeichnet ſchön! — Die wenigen Worte ſchienen ihr jedoch allen Athem gekoſtet zu haben, denn ſie ſchwieg und wandte ſich abwärts, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die dem ſcharfblickenden Doktor ſchon ſichtbar geworden war.

Dieſer fragte daher, Aſta's ſtillen Wunſch errathend, den Hofrath: wo er die Tabakspfeife gefunden habe? worauf dieſer erzählte, daß dieſelbe auf dem Wege von Charlottenbrunn nach Tannhauſen ſeitwärts im Graſe gelegen habe, was er ſo ausführlich beſchrieb, daß Aſta Zeit genug gewann, ſich von ihrer Verwirrung zu erholen, und in das Geſpräch eingehen konnte.

Tannhauſen.

So lächerlich es mir auch oft ſchon vorgekommen iſt, die Unterhaltung mit dem Wetter zu beginnen, ſagte Aſta, als ſie am folgenden Morgen mit dem Doktor und Eliſen zuſammentraf, ſo erſcheint mir doch heute das reine, tiefe Himmelsblau ſo herrlich, der Sonnenſchein ſo erquickend, und der ſtille Frieden, der heute ſo recht fühlbar in der ganzen Natur waltet, ſo anziehend, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann, Sie darauf aufmerkſam zu machen.

Auch wird das Wetter nur dann ein unwichtiger und lächerlicher Gegenſtand des Geſprächs, gab der Doktor zurück, wenn ein Einfaltspinſel uns damit langweilt; aber recht gerne kann es, beſonders hier in einem Brunnenort, zuweilen beſprochen werden, wo ein ſo großer Theil des Wohlſeyns und der Erheiterung davon abhängt. Um ſo mehr, fügte er hinzu, gönne ich einem ſchönen Tage dieſes Recht, wenn ein Naturliebendes Gemüth ſeine Milde und Klarheit in ſich aufnimmt, und ein freundliches Auge ſie abſpiegelt, wie heute das Ihrige, mein Fräulein, den lieblichen Morgen zurückzuſtrahlen ſcheint.

Du haſt ſehr Recht, ſagte Eliſe, und es ſcheint mir, als müßten wir dieſen holden Tag billig durch mehr als leere Lobſprüche ehren, denn wir können wohl keine mildere Luft und keine freundlichere Stimmung zu unſerer vorhabenden Fahrt nach Tannhauſen erwarten, wenn nehmlich, ſetzte ſie hinzu, Aſta und Du, meiner Meinung beipflichten.

Der Doktor bemerkte, daß Aſta's Augen bei dieſem Vorſchlage noch freudiger als vorher ſtrahlten, ja es wollte ihm faſt vorkommen, als habe ſie nicht ganz abſichtlos den heitern Morgen geprieſen, weshalb er ſich denn veranlaßt fand, ſich ſogleich nach einem Kutſcher umzuſehen.

Unter heiterm Geplauder legte man Nachmittags den Weg bis Charlottenbrunn zurück, wo man am Brunnen ausſtieg, um ſich durch einen Trank aus dem kühlen Quell zu erquicken. Aſta fragte die Brunnenmeiſterin, welche geſchäftig die Gläſer füllte, mit ſichtlichem Eifer nach den anweſenden Brunnengäſten, und gab zur Rechtfertigung ihrer Wißbegier an, daß unter denſelben ſehr wahrſcheinlich ſich ein Verwandter einer ihrer Freundinnen befinde, den ſie zu ſprechen wünſche. Wirklich fand es ſich auch ſo, aber es ſchien dem Doktor doch, als ob ſie nicht ganz befriedigt den Brunnen verließe, nachdem ſie die Brunnenmeiſterin gebeten hatte, dem Erfragten ihre Anweſenheit in Altwaſſer, und ihren Wunſch, ihn zu ſehen, ſo bald als möglich zu melden.

In Tannhauſen verfloß unter dem Genuß einer friſchen Milch, und einem langen Spaziergang durch das reizende Thal, der übrige Theil des Tages. Als die kleine Geſellſchaft, um abzufahren, in den Gaſthof zurückkehrte, berichtete die Wirthin: es ſey unterdeſſen ein Herr zu Pferde dageweſen, der ſich ſehr angelegentlich nach derſelben erkundigt habe, und darauf eilig wieder fortgeſprengt ſey, um ſie zu ſuchen.

Unfehlbar der Vetter meiner Freundin; bemerkte Aſta, mit einer Gluth auf den Wangen, die ſie in den Verdacht brachte, daß ſie einen viel innigern Antheil an demſelben nehme, als der Vetter einer Freundin in der Regel einzuflößen pflegt. Was jenen Verdacht noch beſtätigte, waren die trüben Wolken, die ſich während der Rückfahrt auf ihrer Stirne ſammelten, und die ſie nicht gänzlich verſcheuchen konnte, ſo ſehr ſie ſich auch beſtrebte, den Freunden ein heitres Antlitz zu zeigen.

Haarbeutel.

Ich muß Dir doch vor allen Dingen einen ſeltſamen Vorfall mittheilen, der mir geſtern begegnete, ſagte Klothar zu Emil, der ihn beſuchte, als beide an dem Kaffeetiſch Platz nahmen, den Klothars alte Muhme geſchäftig in die Laube getragen hatte.

Du weißt, ich bin ohnehin als einfordender Schuldner hier, ſcherzte Emil, daher denke ernſtlich an die Zahlung.

Immer noch Deine alte Sucht nach Liebesgeſchichten, mit der wir Dich ſchon auf der hohen Schule immer neckten, murrte Klothar; an Dir iſt der Leſewelt ein tüchtiger Romanenſchreiber verloren gegangen.

Wer weiß, was noch geſchieht, wenn Du mich mit einem artigen Stoff verſorgſt, was ich allerdings noch hoffen kann, da man von jeher eine gute Anlage zu einem Romanhelden an Dir wahrnahm — doch zuerſt Dein geſtriges Abentheuer, wenn ich bitten darf, entgegnete Emil.

Ein kleines Geſchäft, begann Klothar, führte mich geſtern nach Altwaſſer, wo ich einen Bekannten antraf, der mich zu einer Flaſche Wein in der Dir bekannten Trinkanſtalt einlud. Wir fanden dort ſchon einige Herren, unter welchen ſich Einer durch eine Lebhaftigkeit auszeichnete, die es ſogleich verrieth, daß er ſich ſchon einen kleinen Haarbeutel angetrunken hatte. Ich merkte Anfangs nicht auf ihn, aber denke Dir mein Erſtaunen, als ich vernahm, wie er ſeine beiden Geſellſchafter von ſeiner nahen Bewerbung um die Dichterin Kora unterhielt, wovon er in einem Ton ſprach, der es nur zu deutlich verrieth, daß er ſeiner Sache faſt vollkommen gewiß war. Lange mochte ich meinen Ohren nicht trauen, und wollte mir dann mit Gewalt einbilden, es müſſe noch eine andere Kora geben. Aber der verhaßte Menſch ſäumte nicht, auch dieſen Wahn zu zerſtören, denn er zog ein beſchriebenes Blatt aus ſeiner Buſentaſche, und las ein mir wohlbekanntes Gedicht von Kora ſeinen Geſellſchaftern ſo vernehmlich vor, daß ich jedes Wort verſtand. Darauf ſprach er von höchſt glänzenden Ausſichten, die ſich ihm eröffneten, und ſchilderte mit wortreicher Begeiſterung ſein künftiges Glück als Kora's Gatte. Ich wußte wirklich kaum, ob ich wachte, oder ob ein böſer Traum mir die Sinne verwirrte — Schmerz und Zorn preßten mir die Bruſt zuſammen, ſo daß ich keines Wortes mächtig blieb, und indem ich bewußtlos ein Glas nach dem andern leerte, nur damit umging, dem widerwärtigen Unbekannten etwas anzuhaben, dem ich am liebſten mit dem Degen in der Hand gegenüber geſtanden hätte. Doch derſelbe verließ nun die Laube, wo wir tranken; er trat auf den Weg hinaus, wo eben ein Wagen vorüberfuhr, in welchen er zierliche Grüſſe ſandte. Die Fahrenden erwiederten dieſelben, und ich vernahm ein: guten Abend, Herr Hofrath! das, wie mich dünkte, keine andern als Kora's Lippen ſo lieblich und wohlklingend ausſprechen konnten. Bis ins Innerſte erſchüttert ſtürzte ich hinaus, aber der Wagen rollte ſchon fern, und der Verhaßte folgte demſelben mit Sturmſchritten.

Laß ſie fahren, wenn ihre Treue ſo wankend iſt! Das iſt der beſte Rath, den ich Dir geben kann, verſetzte Emil.

Treue? wiederholte Klothar, die habe ich von ihr nicht zu fordern, denn ſie hat mir keine gelobt; aber ich Thor ſchmeichelte mir mit dem albernen Wahn, daß ſie mein Bild ſtill im Herzen tragen würde, wie ich das ihre in mir bewahre — daß ſie und ich Eins wären, feſt und unzertrennlich, wie feindlich auch Raum und Zeit ſich zwiſchen uns ſtellen mochten! — Es war ein Irrthum! ſetzte er bitter hinzu, finſter vor ſich hinausſchauend in die abendhelle Ferne.

Das mag ein ziemlich wunderliches Verhältniß geweſen ſeyn zwiſchen Dir und Kora, wozu ein Ungeweihter natürlich nicht viel Vernünftiges zu ſagen vermag, entgegnete Emil, daher zahle lieber, ohne dem Mahner zu zürnen, Deine Schuld — es kann ſich, wenn man genau unterrichtet iſt, vielleicht noch Alles zu einem erwünſchten Ende führen laſſen.

Nicht wahr, das wäre wieder einmal ein würdiges Feld für Deine Thätigkeit! erwiederte Klothar, der ſich mitten im Verdruß des Lachens nicht erwehren konnte, als er den Freund noch ſeiner alten Lieblingsneigung nachhängen ſah, die von jeher darin beſtand, den freundlichen Vermittler zwiſchen entzweiten Liebenden zu machen. Du wirſt Dich aber dießmal doch verrechnen, ſetzte er hinzu, ſo wie Du Dich auch in der Hoffnung auf eine lange und breite abentheuerliche Liebesgeſchichte täuſcheſt, was Dir ganz klar werden wird, ſo bald ich Deinem Verlangen genügen werde, welches jedoch, um Dir wenigſtens den guten Willen zu zeigen, ohne Säumen geſchehen ſoll.

Sternenpaar.

Du erinnerſt Dich wohl noch, fuhr er darauf fort, wie und wo ich das Weſen wiederfand und erkannte, nach deſſen Anſchauen ich mich ſchon lange mit einer, mir ſelbſt unerklärbaren Innigkeit geſehnt hatte. Du kannſt es Dir daher leicht denken, wie erfreulich ich überraſcht ward, als ich am folgenden Tage durch Frau von Wiburg erfuhr, daß Kora einem nahe benachbarten Hauſe angehöre, welches mit dem ihrigen faſt in beſtändigem Verkehr ſtehe, der nur ſeit einigen Wochen durch eine Unpäßlichkeit der Hausfrau unterbrochen worden ſey.

Unter ſolchen Verhältniſſen konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, mich Kora zu nähern, und wir beide empfanden bald unſere geiſtige Verwandtſchaft, deren wir uns immer klarer bewußt wurden, da faſt jedes unſerer Geſpräche die Bande derſelben feſter knüpfte, denn jedes meiner Gefühle fand in ihrer Bruſt das verſchwiſterte, und jeden meiner Gedanken gaben ihre Worte mir zarter und anmuthiger zurück. Vergebens jedoch würde ich es verſuchen, Dir den ſtillen Seelenverein zu ſchildern, der ſich, ohne irgend ein Wort der Erklärung, zwiſchen uns gebildet hatte — vergebens würde ich ſtreben, Dir die ſchönen Stunden gegenſeitiger Mittheilung vorüberzuführen, die uns aus dieſer innern Uebereinſtimmung erblühten, aber das Leben hat nichts mehr, was mich ſo gänzlich befriedigen, ſo reich beſeligen könnte, als der Umgang mit Kora. Das Bild, das ich einſt mit ſtürmiſcher Jugendgluth umfaßt hatte, war in die Schatten der Ferne zurückgetreten vor dem reineren Gefühl, das nun meine Bruſt erfüllte, und Kora's Augen waren das freundliche Sternenpaar, das mild und heilverheißend meinem Leben leuchtete.

Kora lebte im Hauſe eines Verwandten, den ich Eberhard nennen will — denn Du vergönnſt mir wohl, ſeinen und Kora's eigentlichen Namen für mich zu behalten — deſſen Gattin oft unpäßlich, und deshalb an dem häufigen Beſuch geſelliger Verſammlungen verhindert war. Kora leiſtete ihr alsdann faſt immer Geſellſchaft, wo mir, wenn ich wollte, der Zutritt zu den Frauen geſtattet war, eine Vergünſtigung, die ich jeder andern Zerſtreuung vorzog, da auch die holde Kranke ein geiſt- und gemüthvolles Weſen war, die oft recht ſinnig und anmuthig an unſerer Unterhaltung Theil nahm.

So waren faſt zwei Jahre verfloſſen, als dieſe plötzlich ſtarb. Kora erlag faſt dem Schmerz, denn die Verſtorbene war ihr unendlich theuer, und die einzige nahe Verwandte, die ſie noch beſaß. Sie fand ſich durch dieß Ereigniß veranlaßt, Eberhards Haus mit einem andern Aufenthalt zu vertauſchen, weshalb ihr Wiburgs das ihrige anboten, ein Vorſchlag, den ſie freundlich anzunehmen nicht lange ſäumte.

Nach einigen Monaten, während denen ſich Kora's Schmerz in milde Wehmuth aufgelöſet hatte, bemerkten wir alle, daß Eberhard das Wiburgſche Haus öfter noch, als es bisher geſchehen war, zu beſuchen und Kora auszuzeichnen begann. Daneben warf er mir oft finſtere Blicke, oder bittere Worte zu, und bezeigte ſich faſt eben ſo trocken und ſchroff gegen mich, als er mir früher wohlwollend und freundlich entgegenkam. Es ging damit ſo weit, daß ſein Beſtreben mich zu beleidigen ſichtbar ward, und es gewiß zwiſchen uns zu unangenehmen Erklärungen gekommen wäre, wenn der Landrath es nicht immer auf eine geſchickte Art abzuwenden gewußt hätte. Bald erzählte ſich die ganze Gegend, daß Eberhard um Kora's Hand zu werben gedenke, was mir ſein Benehmen ſchon früher deutlich verrathen hatte.

Für den Zeitraum von einigen Jahren, bemerkte hier Emil, iſt, was die Begebenheiten anbetrifft, Deine Geſchichte eben nicht reich ausgeſtattet.

Sagte ich es Dir doch vorher, lächelte Klothar, daß Du Deine Rechnung nicht finden würdeſt, und ich bedaure Dich wirklich, wenn Dir das Ende meiner Erzählung eben ſo wenig, als der Anfang, gefallen ſollte. Doch, ſetzte er hinzu, vielleicht darf ich noch hoffen, daß jenes Dich mehr befriedigt — denn es kommt darin wenigſtens eine Begebenheit vor, der wir unſer dießmaliges Wiederſehen verdanken.

So laß mich dieſelbe ungeſäumt vernehmen, da ſie ſchon als die Urſache dieſes erfreulichen Ereigniſſes meine Theilnahme in Anſpruch nimmt, entgegnete Emil.

Entenjagd.

Zu der Beſitzung des Landraths Wiburg, begann aufs neue Klothar, gehörte auch ein großer, in einer anmuthigen Waldgegend gelegener Teich, der von einer Menge Waſſergeflügel bewohnt ward. Auf demſelben veranſtaltete er gewöhnlich in jedem Sommer eine Entenjagd, wozu er die ganze Gegend einzuladen pflegte. Dieß geſchah auch vor zwei Jahren. Am Ufer des Teiches, unter weitſchattenden Eichen und Buchen, war von Fichtenzweigen eine mit Blumengewinden geſchmückte Laube errichtet, wo nach der Jagd das Mittagsmahl eingenommen ward, zu welchem ſich auch die Frauen einfanden. Wir ſaßen lange an der Tafel, wo es ſo fröhlich herging, daß Scherz und Geſpräch gar kein Ende nehmen wollten. Als wir endlich aufgeſtanden waren, bat mich Kora, ſie an ihren Wagen zu begleiten, und ihr aus demſelben eine Flaſche Wein nebſt einigen andern Kleinigkeiten zu reichen, die ſie dort aufgehoben hatte, und jetzt in einen Korb packte. Sie ſagte mir, während dem ſie damit beſchäftigt war, daß ſie dies Alles der Förſterin bringen wollte, einer jungen Frau, die früher in ihrem Dienſt geſtanden hatte, und jetzt an einer langwierigen Krankheit darniederlag. Sie ſetzte hinzu, daß ſie zum Thee, den man dort im Freien zu trinken beſchloſſen hatte, unfehlbar wieder da ſeyn werde, worauf ſie, meine Begleitung ablehnend, den Weg nach der Förſterwohnung einſchlug.

Eine kleine Weile ſpäter, als ich zu der frohen Verſammlung in der Laube zurückgekehrt war, erſcholl draußen plötzlich der Ruf: ein toller Hund! Ich ſtand dem Ausgang der Laube gegenüber, und ſah wirklich in demſelben Augenblick einen großen Hund auf dem Wege hinlaufen, den Kora genommen hatte, und ein namenloſes Entſetzen faßte mich. Außer mir, ſprang ich in den Winkel der Laube, wo die Gewehre hingeſtellt waren, und riß des Landraths noch geladene Doppelflinte hervor. Dieß that ich jedoch in der Angſt ſo unvorſichtig, daß ſich ein Hahn an derſelben aufzog, der, als ich ſie im Arm faßte, losgieng, und Erhards Sohn, einen zehnjährigen Knaben, zu Boden ſtürzte.

Denke Dir, wenn Du kannſt, das Entſetzen und die Verwirrung der Geſellſchaft! Alles ſtürzte zu dem Getroffenen — ich allein hatte keinen andern Gedanken, als Kora's Gefahr. Mit wüthender Gewalt drang ich durch das Getümmel, und eilte dem Hunde nach. Dieſer war jedoch ſo ſchnell geweſen, daß ich zur Förſterwohnung gelangte, ohne ihn geſehen zu haben. Athemlos ſchwankte ich hinein, um Kora zu warnen. Dieſe aber ſaß, als ich die Thüre öffnete, ruhig an dem Bette der Kranken, wo der verfolgte Hund mit lang heraushängender Zunge zu ihren Füßen lag. Das Blut erſtarrte mir bei dieſem Anblick in den Adern. Um Gotteswillen, retten Sie ſich — der Hund iſt toll! rief ich mit der letzten Kraftanſtrengung, die mir zu Gebot ſtand. Kora fuhr bei dieſen Worten heftig zuſammen, doch eben ſo ſchnell kehrte auch ihre Faſſung zurück. Was iſt Ihnen in den Sinn gekommen, ſprach ſie mit ſichtlichem Mißfallen, daß Sie die arme Kranke hier ſo rückſichtslos erſchrecken? — Dieſer Hund gehört dem Förſter, und iſt geſund, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich beſorgt zu der Kranken beugte, die ſich ängſtlich aufgerichtet hatte. Fürchte Dich nicht, gute Chriſtiane, beruhigte ſie dieſe, er iſt ganz geſund — ſieh nur! Sie ließ ſich damit auf den Fußboden nieder, und liebkoſete lächelnd dem Hunde, der auch wirkich durch freundliche Erwiederung ſein Wohlbefinden kund gab. Dann ſtand ſie wieder auf, reichte der Kranken ein Glas Wein, rückte ihr die Kiſſen zurecht, und kündigte ihr auf den folgenden Tag den Beſuch des Arztes an, den ſie zu ihr ſenden wolle.

Ich war vom ſchnellen Lauf erſchöpft, von Schrecken und Entſetzen bis ins Innerſte erſchüttert, noch am Eingang auf einen Stuhl geſunken. Meine Pulſe flogen, meine Bruſt drohete zu zerſpringen, indem ich, des Schrecklichen, was durch mich geſchehen war, mich nur wie eines gräßlichen Traumes dunkel erinnernd, nichts ſah und dachte, als Kora. Höchſt wunderbar drückte ſich, trotz meiner Geiſtesverwirrung, Alles was ſie that und ſagte, tief und unauslöſchlich in mein Gemüth. Endlich nahm dieſe meinen Zuſtand wahr. Mein Gott, was iſt Ihnen begegnet? rief ſie, zu mir eilend.

Man nannte dieſen Hund toll — er lief den Weg, den Sie gegangen waren! preßte ich heraus, indem ich erblaſſend zurückſank. Kora glaubte mich von einer Ohnmacht angewandelt, ſie goß Wein auf ihr Taſchentuch, und rieb mir damit die Schläfe. Alſo um meinetwillen? flüſterte ſie, über mich hingebeugt, mit Tönen, wie ich ſie noch nie von ihren Lippen vernommen hatte — der Hauch der Liebe beſeelte die kurzen Laute. Meine Kräfte und meine Beſinnung waren zurückgekehrt, aber ich vermochte nicht, Kora das ſchreckliche Ereigniß zu verkünden, ſondern das Andenken daran gewaltſam in mein Innerſtes zurückdrängend, zog ich ihre Hände an die glühenden Lippen, ohne ſie wieder loslaſſen zu können. Sie ließ es verwirrt und erröthend geſchehen.

Kora, ich liebe Sie unausſprechlich! flüſterte ich ihr zu. Sie entgegnete nichts, aber ſie ſenkte die Augen zu Boden, und erwiederte leiſe meinen Händedruck. In dieſem Augenblick hielt des Landraths Wagen vor der Thüre, in welchen ſie und ich von dem hereingeſandten Bedienten dringend berufen wurde.

Weiß das Fräulein, was geſchehen iſt? fragte mich der Landrath, als wir mit ihm fortfuhren. Ich verneinte. So bereiten Sie ſich, etwas Trauriges zu erfahren, wandte er ſich darauf an Kora, was Sie mit Faſſung ertragen müſſen; worauf er dieſe, ſo ſchonend als möglich, mit dem Vorgefallenen bekannt machte.

Immer mehr erblaſſend, je weiter er ſprach, vernahm Kora, ohne ein Wort zu erwiedern, ſeinen Bericht. Was nun aber Sie anbetrifft, wendete ſich nach der Beendigung deſſelben der Redende zu mir, ſo glauben Sie mir wohl, ohne viele wortreiche Verſicherungen, daß es mir weh thut, Ihnen bemerklich machen zu müſſen, wie mein Haus ferner kein Aufenthalt für Sie ſeyn kann, und wie Sie nur durch ſchnelle Entfernung ſich einer Menge von Unannehmlichkeiten — der in ſolchen Fällen geſetzlichen Strafe nicht einmal zu gedenken — entziehen können. Der Knabe iſt nach unſer Aller Ermeſſen — der Wundarzt iſt noch nicht da — gefährlich verwundet, ja ihr unglücklicher Schuß ſtreifte ſelbſt Eberhards Arm, ſo daß derſelbe heftig blutete. Es iſt Ihnen bekannt, mit welcher abgöttiſchen Liebe dieſer an dem einzigen Sohne hängt, weshalb es Sie nicht befremden kann, wenn er, wie das wirklich der Fall iſt, wie ein gereizter Löwe wüthet. Ja ich darf Ihnen ſelbſt das Schlimmſte nicht verhehlen: Eberhard will Abſichtlichkeit in Ihrer unbeſonnenen That wahrnehmen, und ſucht nicht ohne Erfolg die Meinung zu erregen, daß der unglückliche Schuß ihm ſelbſt zugedacht geweſen ſey, und nur zufällig die falſche Richtung erhalten habe. Was ſcheinbar für ſeine Behauptung ſpricht, war Ihre fortgeſetzte — ich möchte faſt ſagen — raſende Verfolgung des Hundes, den Sie, wie man weiß, ſehr wohl kannten, der noch, wie Sie wußten, vor wenig Stunden ein Gegenſtand der Bewunderung der Jagdgeſellſchaft geweſen war, und von welchem man Ihnen wiederholt zurief, daß derſelbe geſund, und der ganze blinde Lärm nur von einem einfältigen Bauerburſchen erregt ſey. Als Eberhard, nach der Betäubung des erſten Schreckens, wieder zur Beſinnung kam, und die erwähnten Umſtände vernahm, ergriff er ſein Schießgewehr, um Sie ſeiner Rache zu opfern, was natürlich von den Anweſenden verhindert ward.

Der heimliche Groll, ſetzte der Landrath mit einem Blick auf Kora hinzu, den Eberhard gegen Sie hegt, wird Ihnen längſt bekannt, und die Urſache deſſelben Ihnen gleichfalls klar geworden ſeyn, weswegen Sie die triftigſten Gründe haben, ſich der Verfolgung des furchtbar Gereizten ſchleunigſt zu entziehen.

Das will ich nicht! entgegnete ich heftig; da meine unſelige That mich um das höchſte, einzige Heil meines Lebens bringt, ſo möge mir immerhin Alles widerfahren, was Groll und Rache mir zufügen können! Möge der Raſende mich in ſeiner erſten Wuth ermorden, mir gilt es gleich, denn von hier verbannt, ſetzte ich rückſichtslos hinzu, wird mich, wohin ich auch gehe, nur eine verödete Wüſte, eine ſternloſe Nacht umgeben!

Kora, die bisher bleich und regungslos mir gegenüber ſaß, beugte ſich zu mir. Wenn mein Wort — wenn meine Ruhe — wenn der ganze Frieden meines Lebens Ihnen etwas gilt, flüſterte ſie mit erſtickter Stimme, ſo beſchwöre ich Sie: entziehen Sie ſich den Folgen Ihrer Unbeſonnenheit!

Bis ins Innerſte erſchüttert von dieſen Tönen der Liebe und Angſt, vermochte ich ihr nicht zu antworten.

Soll ich vergebens bitten — ſoll noch mehr Schreckliches geſchehen? begann ſie bebend von Neuem.

Nein, ich gehorche Ihrem Willen! entgegnete ich, als eben der Wagen vor unſerer Wohnung hielt. Der Landrath führte Kora ins Haus, indem er mich folgen hieß. Fräulein, ſprach er, im Zimmer angelangt, zu Kora, überzeugen Sie ſich von der Nothwendigkeit, ſich faſſen zu müſſen. Eberhard verlangt, zwar mit Ungeſtüm, aber mit Recht, Ihre Pflege für den verwundeten, Ihnen ſo nahe verwandten Knaben, ein Begehren, welches Sie gewiß nicht zurückweiſen werden. Mein Wagen ſteht noch bereit, Sie ſogleich in Eberhards Haus zu bringen, woſelbſt Sie nicht vergeſſen dürfen, daß die Aeußerungen Ihres Schmerzes nichts verbeſſern, wohl aber Vieles verſchlimmern können. Nehmen Sie daher jetzt Abſchied von Ihrem Freund, ſetzte er hinausgehend hinzu, denn Sie werden ihn vielleicht lange nicht wiederſehen.

Außer mir ſchloß ich Kora zum erſten und letzten Mal in die Arme. Sie duldete meine glühenden Abſchiedsküſſe, riß ſich, ohne daß wir einander ein Wort zu ſagen vermocht hatten, endlich los, und ſtürzte hinaus in den Wagen, der auf ihren Befehl raſch mit ihr dahinflog.

Der Landrath kehrte zu mir zurück. Sein Wohlwollen für mich, und ſeine Freundſchaft für Eberhard, dem er noch überdem große Verbindlichkeiten hatte, bewogen ihn, meine Abreiſe aufs Schnellſte zu befördern. Höchſt freundlich und großmüthig ſtattete er mich mit allen Reiſebedürfniſſen aus, und gab mir Empfehlungsbriefe an einige in Schleſien wohnende Freunde, im Fall ich vielleicht einer Verwendung bedürfen ſollte. So war ich denn nach einer durchreiſeten Nacht ſchon am folgenden Morgen über die Landesgränze hinaus.

Da ich, wie Du weißt, keine andern nahen Verwandten mehr habe, als meine Muhme, die Du vorhin geſehen haſt, ſo beſchloß ich, bei ihr fürs Erſte meinen Aufenthalt zu nehmen. Sie empfieng mich mit vieler Liebe und Freude, und verlangte, daß ich für immer bei ihr bleiben, und ihr kleines Beſitzthum, welches ſie zu meinem Erbe beſtimmt hat, verwalten ſollte. Ich mochte ihr dieß nicht geradezu abſchlagen, und bald ſagte dieſe liebliche Einſamkeit meiner trüben Gemüthsſtimmung ſo zu, daß ich mich bis heute noch zu keiner Veränderung meiner Lage habe entſchließen können.

Nach einigen Monaten machte mir der Landrath, einer getroffenen Verabredung gemäß, in einem öffentlichen Blatt, und in Ausdrücken, die nur mir verſtändlich waren, die Geneſung des durch mich verwundeten Knaben bekannt. So tröſtlich mir jedoch dieſe längſt erſehnte Nachricht auch war, ſo vermochte ſie mir doch den heitern Sinn nicht zurückzugeben, der mich ſonſt beglückte, und obwohl nun ſchon zwei Jahre ſeit jener unglücklichen Begebenheit verfloſſen ſind, ſo gelange ich dennoch mit jedem Tage mehr zu der Ueberzeugung, daß ohne Kora mein Leben nie wieder Werth und Gehalt gewinnen wird.

Und haſt Du ſeitdem nichts weiter von ihr erfahren? fragte Emil, der mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte.

Nein, entgegnete Klothar, denn ich hatte dem Landrath verſprechen müſſen, weder an ihn ſelbſt, noch an Kora zu ſchreiben. Nur in der Zeitſchrift, wo ſie zuweilen Gedichte einrücken läßt, fand ich einige Lieder, die eine tiefe Wehmuth ausſprachen, worauf auch ich einige ähnliche Dichtungen unter meinem, nur ihr bekannten Dichternamen, in dieſelbe aufnehmen ließ, in der Hoffnung, daß dieſe ſtillen Boten den ſicherſten Weg zu ihr finden würden. Ja, ein Lied von ihr, was ich bald darauf fand, machte es mir wahrſcheinlich, daß ſie meine Gedichte geleſen und verſtanden hatte, aber ſeitdem — es iſt faſt ein Jahr verfloſſen — empfieng ich kein ſolches Zeichen ihres Andenkens mehr.

Aber wie kömmt es, bemerkte Emil, daß Du Dich nicht in eine Lage zu verſetzen ſuchſt, die es Dir erlaubt, Kora Deine Hand zu bieten? Oder beſitzt ſie ſelbſt nicht ſo viel Vermögen, um — wie ja die Liebe das gewöhnlich thut — Alles gehörig ausgleichen zu können?

Was ſie beſitzt, verſetzte Klothar, reicht nur für ſie ſelbſt hin, und eine Anſtellung, wie ſie mir werden kann, ſetzt mich nicht in den Stand, Kora ein Loos anzubieten, wie es ihrer würdig iſt. Meine Gattin müßte ich in ein wohleingerichtetes Haus führen können, und nur als die freundliche Beherrſcherin deſſelben, als die verſtändige Vorſteherin des Ganzen würde ich ſie ſehen mögen, da es mich verletzen würde, wenn ſie ſich zu unwürdigen Geſchäften erniedrigte. Bei dieſen Anſichten wirſt Du es ganz natürlich finden, daß unerreichbare Wünſche mir fern blieben. Ich habe ihrem Beſitz entſagt — und glaube mir, guter Emil, zum Entſagen gehört mehr Kraft als zum Erwerben — aber ich bin nicht ſtark genug, den Schmerz von mir zu werfen, der ſeit der Trennung von ihr mein ganzes Seyn und Weſen durchdrungen hat, und der zum finſterſten Lebensüberdruß werden würde, wenn nicht Freiheit, Naturgenuß und Dichtkunſt mir immer die friſchen Lindrungsquellen darböten.

Klothars Muhme, die das Abendeſſen ankündigte, unterbrach hier das Geſpräch.

Pudel.

Dein Pudel, ſprach, als man bei Tiſche ſaß, die Muhme zu Klothar, hat vorhin, wie ich glaube, eine alte Bekanntſchaft erneuert. Ich war nehmlich zu den Flachsarbeitern gegangen, wohin er mich begleitet hatte, und ſah, als ich bei dieſen ſtand, eine Geſellſchaft von zwei Herren und zwei Damen in geringer Entfernung vorübergehen. Dein Pudel lief derſelben bellend nach, aber als er näher kam, ſprang er mit lauten Freudensbezeigungen an die eine Dame hinauf, die einen lauten Schrei ausſtieß. Mir war bange, daß ſie erſchreckt ſeyn möchte, aber zu meinem Troſt ſtreichelte ſie den Hund, und die Uebrigen lachten. Man ſchien die Dame mit ihrer Furcht zu necken, denn ich vernahm deutlich, daß der Eine von den Herren ihr verſicherte, ſie ſey blaß geworden, und der Andere behauptete, ihr Antlitz glühe noch feuriger als die eben untergehende Sonne.

Wohin ſind ſie gegangen? unterbrach Klothar die Erzählende, indem er unwillkührlich aufſprang.

Nicht weit, entgegnete die ſtaunende Muhme, denn dort unten am Erlengebüſch ſtand ein Wagen, in den ſie ſämmtlich einſtiegen und davon fuhren.

Langſam ließ Klothar ſich wieder auf ſeinen Sitz nieder, aber auf ſeiner Stirne lagerten ſich während der Mahlzeit immer trübere Wolken, indem es ihm nur mit Mühe gelang, ein leidliches Geſpräch im Gang zu erhalten.

Als er nach Tiſche mit Emil ſich wieder allein befand, ſagte dieſer: Es macht meinem Scharfſinn wenig Ehre, die Urſache Deiner heftigen Bewegung vorhin errathen zu haben; Du glaubſt, Kora iſt Dir nahe.

Ja, entgegnete Klothar, es iſt mir faſt gewiß geworden; aber ſo leicht es Dir ſeyn mußte, dieß zu errathen, ſo ſchwer möchte es Dir dagegen werden, den Kampf zwiſchen Schmerz und Freude zu ermeſſen, mit welchem ihre Nähe mein Innerſtes erfüllt und verwirrt, beſonders wenn ich mir die ſeltſame Erſcheinung von geſtern zurückrufe, und es mir vorſtelle, wie ich ruhig zuſehen müßte, wenn jener Verhaßte die kühne Hand nach meinem höchſten Glück ausſtreckte, und es ungehindert von mir heimführen dürfte — ich kann den Gedanken kaum denken!

Aber Du wunderlicher Menſch, fiel Emil dem Freund in die Rede, wie kann Dich dieſe Vorſtellung ſo erſchüttern, da Du jedem Streben nach ihrem Beſitz entſagt haſt?

Dieſem Streben zu entſagen, entgegnete Klothar, gebot mir die Vernunft und meine Liebe, die mir die Kraft gab, lieber jede Hoffnung auf Glück zu opfern, als die Geliebte in meinen eingeſchränkten Lebenskreis herabzuziehen. Aber den Glauben an ihren und meinen innigen und unauflöslichen Seelenverein vermag ich nicht aufzugeben, ohne den Reſt meiner Ruhe — ohne mich ſelbſt zu verlieren!

Es iſt auch, tröſtete Emil, vielleicht ganz anders, als Du es Dir nach dem geſtrigen Auftritt denkſt. Du geſtehſt ja ſelbſt, daß jener Menſch, der Dich ſo gewaltig ärgerte, einen leichten Rauſch hatte, und es iſt weltbekannt, daß man in dieſem glücklichen Zuſtand oft Luftſchlöſſer baut, ohne ſich eben ſehr darüber zu verwundern, wenn dieſelben bei nüchternem Muthe wieder zuſammenſtürzen. Suche daher, wenn Du gutem Rath folgen willſt, Dich der Geliebten wieder zu nähern, was, wie ich glaube, nicht eben ſchwer ſeyn dürfte, da ſie ſich vermuthlich gegenwärtig in einem der naheliegenden Brunnenörter befindet — und prüfe dann ſelbſt die Kraft und Innigkeit des erwähnten Seelenvereins. Es wird mich freuen, wenn derſelbe ſich als ächt bewährt.

Damit ſchüttelte er treuherzig Klothars Hand, und beſtieg ſein Pferd, das ſchon eine kleine Weile ungeduldig vor der Gartenpforte geſcharrt hatte.

Vetter Michel.

Der Doktor, Eliſe und Aſta ſaßen nach dem Brunnentrinken noch im Freien gemüthlich beiſammen, als der Hofrath, mit einem großen Stockſchirm gerüſtet, zu ihnen trat. Sein Antlitz war ſichtlich von einem ungewöhnlichen Entzücken verklärt, und er eilte, Aſta die Nachricht mitzutheilen, daß Concordia, die eben auf einer kleinen Gebirgsreiſe ſich befand, dieſen Nachmittag einige Stunden in Salzbrunn verweilen werde, wohin, um ſie dort zu begrüßen, er ſelbſt ſich zu begeben, im Begriff ſey. Anſtatt aber, wie alle glaubten, ſogleich den Weg anzutreten, blieb er ſtehen, da, wenn einmal dieſe Saite angeſchlagen war, er ſich den Genuß nicht verſagen konnte, von dem Gegenſtand ſeiner Wünſche zu ſprechen. Die Erfüllung derſelben ward ihm, je öfter und ausführlicher er dieß that, immer gewiſſer, und ſo verlor er ſich denn auch jetzt in eine ſo begeiſterte Schilderung ſeines künftigen häuslichen Glücks, daß ſeine andächtigen Zuhörer nur mit Mühe eine ſtarke Anwandlung von Lachluſt unterdrücken konnten. Ja, er ging endlich ſo weit in ſeinem Eifer, den einige Einwendungen des Doktors immer mehr anregten, daß er geradehin behauptete, man könne, der ganzen Welt und allen Verhältniſſen zum Trotz, mit dem geliebten Gegenſtand ſelbſt in einem Maulwurfhaufen glücklich ſeyn.

Was ſagen Sie zu dem Allen? wandte ſich der Doktor zu Aſta; ſollte es der Beredſamkeit unſeres Freundes nicht gelingen, Sie von Ihrer Freigeiſterei zu bekehren, und Ihnen die Ehe in einem andern Licht darzuſtellen, als das iſt, in welchem Sie ſich gewöhnt haben, dieſelbe zu betrachten?

Ach, lächelte Aſta, ich bin eine arge, verſtockte Ketzerin, denn die rührenden Schilderungen, die ich eben vernommen habe, laſſen dennoch mein Gemüth unbewegt. Was ich auch Schönes über dieſen Gegenſtand hören und leſen mag — die Ehe erſcheint mir im beſten Fall nur als ein langweiliges, geiſttödtendes Verhältniß, denn die Gewohnheit raubt dem immerwährenden Beiſammenſeyn allen Reiz, und dieſes offenbart immer mehr gegenſeitige Mängel, an denen, wie an einem langſamen Gift, auch die heißeſte Liebe endlich ſterben muß. Auch iſt wohl an kein zartes Begegnen der Herzen, an kein freundliches Werben der Neigung um Neigung mehr zu denken, weil der Mann Herr geworden iſt, und alle Opfer, alle Liebesbeweiſe der Gattin nur als einen ihm gebührenden Zoll empfängt, wofür er ſich nicht einmal zu einem kalten Dank verpflichtet glaubt. Solche Herrſchaft aber vermag eben ſo wenig ein edles Frauenherz zu feſſeln, als die demüthige Unterwürfigkeit, mit welcher ſich wohl zuweilen ein Schwachkopf vor der ehelichen Gebieterin beugt, und nur, wo weder von Beherrſchen noch Gehorchen die Rede iſt, kann ein freies ſchönes Verſtändniß verwandter Seelen ſich geſtalten.

Ihre Bemerkungen enthalten im Ganzen viel Wahrheit, verſetzte der Doktor, und ich trete Ihrer Meinung bei, ſo bald Sie mir Ausnahmen zugeben wollen, zu denen ich meine Ehe gerne gerechnet wiſſen möchte.

Dieſe beweiſet ſchon an und für ſich die Möglichkeit ſolcher Ausnahmen, an die ich gerne glauben will, die ich jedoch für ſehr ſelten halte, entgegnete Aſta.

Das kann ich leider nicht beſtreiten, ſagte der Doktor, aber, fuhr er fort, wollen Sie uns wohl auch erklären, wie Sie ſich das glückliche Verhältniß zweier Liebenden denken, da Sie den Begriff eines ſolchen von der Ehe trennen?

Setzen Sie zum Beiſpiel den Fall, begann Aſta nach einem kurzen Beſinnen, ich lebte in einer anmuthigen ländlichen Gegend, und nicht ferne wohnte ein liebenswerther Mann, der Gemüth und Geiſt genug beſäße, mein Herz einzunehmen und meinen Verſtand anzuziehen — denn etwas Geiſt gehört nun einmal zu jeder ordentlichen Liebe, wenn ſie ſich nicht bald in den großen Urſtoff auflöſen ſoll, aus welchem die Welt entſtanden iſt. Dieſer erwähnte freundliche Nachbar findet nun eben ſo viel Wohlgefallen an meiner Geſellſchaft, als ich an der ſeinigen, und beſucht mich oft, wiewohl nicht täglich, weil er wohl mitunter von irgend einer Veranlaſſung daran gehindert wird. Da ſitze ich nun in der trüben Dämmerung des Winterabends, und während der rauhe Nordwind die Schneeflocken vor dem Fenſter wirbelt, frage ich mich ſelbſt: ob der Freund heute wohl noch kommen wird? und recht innerlich betrübt antworte ich mir: daß es bei ſolchem Wetter wohl ſchwerlich geſchehen dürfte. Aber dennoch lauſche ich immerfort, ob nicht die Hausthüre geöffnet wird? Mehr als einmal geſchieht das wirklich, aber nicht durch die Hand des Erſehnten, und ich fürchte mich nun immer ernſtlicher vor den langen einſamen Abendſtunden. Aber horch! da öffnet ſich noch einmal die Hausthüre — ein wohlbekannter Gang wird hörbar — eine wohlbekannte Stimme grüßt den heraustretenden Diener — Er iſt es! jubelt mein Herz, und der ſüße Schreck bebt durch mein ganzes Weſen. Er hat Sturm und Schneegeſtöber nicht geſcheut, um mich zu ſehen, weshalb ich ihm noch freudiger entgegentrete, als ſonſt. Während wir die erſten, an ſich unbedeutenden Reden wechſeln, wird das Theezeug gebracht. Bald ſitzen wir nun an dem traulichen Tiſch, wo das ſiedende Waſſer lieblich ſingt, und der Thee Wohlgeruch duftet. Mein Freund hat ein neues Buch mitgebracht, oder findet ein ſolches bei mir vor, und wir leſen abwechſelnd und ſprechen über das Geleſene. Iſt kein Buch da, ſo nimmt er auch wohl die Guitarre, und begleitet damit einige unſerer Lieblingslieder. Auch geſchieht es zuweilen, daß er ein Gedicht mitbringt, was er ſelbſt verfaßt hat — denn mein Freund muß nothwendig auch ein Dichter ſeyn, weil die Poeſie die höchſte und feinſte Würze eines zärtlichen Verhältniſſes iſt — und welches er mir zur Beurtheilung vorlegt. Nun prüfe ich ſein Werk, ſo ſcharf ich es nur vermag, bin freigebig mit Lob und Tadel, und necke ihn wohl zum Scherz eine ganze Weile mit einem einzigen kleinen Fehler, wenn ich einen ſolchen entdecke, bis er endlich in ſeiner Dichtung die Abänderung trifft, die mir paſſend ſcheint, oder bis er mir mit hinreichenden Gründen beweiſet, daß ich Unrecht habe. So, und auf ähnliche Weiſe fliegt der lange Abend ſo ſchnell dahin, daß wir uns oft nicht wenig wundern, wenn der Wächter die Trennungsſtunde verkündet. Aber auch in den Geſellſchaften, die ich beſuche, treffe ich den Freund und freue mich ſeines geiſtreichen Geſprächs. Er iſt es, deſſen zarte Neigung jedes Verhältniß meines Lebens verſchönert, jeden Kunſt- und Naturgenuß mir erhöhet, indem er ihn mit mir theilt. Die Flur grünt friſcher, die ich an ſeiner Seite durchwandle, die blühende Laube haucht mir lieblichere Düfte entgegen, wenn er in ihren erquickenden Schatten tritt, und die Blumen entfalten ſich ſchöner, wenn unſere vereinten Blicke ſie grüßen! — Wo wir uns auch finden, wir haben uns immer etwas mitzutheilen, was unſern Geiſt und unſer Gemüth beſchäftigt. Wir haben alſo immer etwas zu wünſchen, zu hoffen und zu fürchten, weil wir auch oft mancherlei kleine Hinderniſſe bekämpfen müſſen, um zu einer ungeſtörten Unterredung zu gelangen. So gleicht im Ganzen ein Tag dem andern, aber faſt ein jeder bringt irgend etwas Erfreuliches mit. Jeden Abend beſchließe ich mit dem heitern Rückblick auf einige ſchön verlebte Stunden, und jeden Morgen erwache ich mit der neuen Hoffnung auf irgend ein Ereigniß, das mir den Freund wieder zuführen wird.

Aſta ſchwieg, wie in ſüße Erinnerungen verſinkend, und der Doktor ſang:

O wie tröſtend, o wie labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer heißt es: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Wie muthwillig Sie mich auch necken mögen, und wie leichtfertig auch Göthe in dieſen Verſen geſcherzt hat, ſagte Aſta, die ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte, ſo erſcheint mir doch in dieſem Augenblick der Sinn derſelben anmuthiger als je, indem ich mir im Vetter Michel den erwähnten geiſtreichen und liebenswerthen Freund denke, den ich eben zu ſchildern verſuchte.

Ich kann Ihnen da wieder nicht Unrecht geben, entgegnete der Doktor, aber, fuhr er fort, wie wird es dieſem nur im Geiſt vereinten Paar ergehen, wenn irgend ein Geſchick den Freund in die weite Ferne ſchleudert, und die Freundin ſtill daheim bleiben muß, während es der Gattin geſtattet iſt, dem Gatten zu folgen?

Ein ſolches Geſchick iſt freilich härter, als das gequälte Herz es ermeſſen kann, gab Aſta zurück, indem ein düſterer Ernſt ihr Antlitz verſchattete, aber, ſetzte ſie mit leiſe bebender Stimme hinzu, der Einſamen bleibt dennoch ein Troſt: die ſchöne Erinnerung an einen reinen, unentweihten Seelenverein! —

Der Hofrath unterbrach hier das Geſpräch mit der Bemerkung, daß es Zeit für ihn ſey, ſich auf den Weg zu begeben, wenn er zur rechten Stunde in Salzbrunn anlangen wolle; worauf er ſeinen großen Sonnenſchirm aufſpannte, wie ein Segel, und mit fliegenden Schritten davoneilte.

Irre ich nicht, nahm Eliſe das Wort, ſo haben Sie, liebe Aſta, uns jetzt einige Strahlen des einſt erwähnten ſchönen Lichtes enthüllt, und uns in dem von Ihnen geſetzten Fall eine Fortſetzung Ihrer Lebensbeſchreibung gegeben — den zweiten Theil, wie es mir ſcheint, dem nur die Schlußzeilen fehlen.

So iſt es wirklich, geſtand Aſta, aber die Schlußzeilen füge ich heute nicht hinzu, um mir den Nachmittag in Fürſtenſtein nicht durch trübe Erinnerungen zu verderben, denn die Geſchichte endet traurig.

Kann aber nicht vielleicht noch ein dritter Theil folgen, in welchem ſich Alles in Wohlgefallen auflöſet? ſcherzte der Doktor, indem er Aſta mit einem durchdringenden Blick ins Auge ſchaute.

Das müſſen wir dem Zufall überlaſſen, entgegnete dieſe leicht erröthend, und erinnerte die Freunde an den herannahenden Mittag, worauf ſie ſich trennten, um nach dem Eſſen ſich zu einer Fahrt nach Fürſtenſtein wieder zu vereinen.

Kühleborn.

Es war faſt ſchon dunkel, als die kleine Geſellſchaft von Fürſtenſtein zurückkehrte, und der tiefblaue Himmel, an dem noch in Weſten ein mattglühender Goldſaum leuchtete, wölbte ſich, ſchon mit ſeinen hellſten Sternen geſchmückt, klar und ſtill über die waldigen Berge. Die milde Herrlichkeit des Abends veranlaßte die Zurückgekehrten, noch einmal den düſtern Fichtengang hinabzuwandeln, den Aſta vorzugsweiſe liebte. Dieſe war ſeit mehreren Stunden erſt jetzt wieder recht unbefangen heiter geworden, da ſie den Nachmittag hindurch, noch ſichtlich angeregt von dem Morgengeſpräch, ſich manche kleine Zerſtreuung zu Schulden kommen ließ, mit welcher der Doktor ſie leiſe neckte, denn weder ihm noch Eliſen war es entgangen, wie tiefſinnig ſie oft in die Ferne hinausſchaute, mit welcher geſpannten Erwartung ſie einigemale Fremden entgegenſah, die ihnen begegneten, und wie ſie gewöhnlich den Schleier über das Geſicht zog, bis dieſelben vorüber waren. Jetzt ſchien ſich jedoch die Spannung gelöſet zu haben, die früher ihr Weſen befangen hielt, und ſie wandelte im lebhaften Geſpräch neben den Fremden hin.

Kühleborn hier! erklang jetzt nicht fern eine wohltönende Männerſtimme, und heftig zuſammenſchaudernd verſtummte Aſta mitten in der Rede.

Ei, wer citirt uns doch da den muthwilligen Quellengeiſt? ſcherzte der Doktor. Wir wollen es uns doch verbitten, daß er nicht etwa, hier dem Mittelbrunnen entſteigend, uns, nach ſeiner unlieblichen Weiſe, mit einem tüchtigen Waſſerguß bedient.

Wirklich, ſagte Eliſe, ſtellen wir jetzt ungefähr den Kupferſtich dar, wo Undine und Bertalda mit dem Ritter Huldbrand an dem Springbrunnen luſtwandeln, und es fehlt nur noch der eben heraufbeſchworne Schadenfroh, der Dich für den erwähnten Ritter anſieht, wo Du dann natürlich die nächſte Ausſicht auf eine naſſe Ueberraſchung haſt.

Aſta wollte in den Scherz einſtimmen, aber dieß Beſtreben mißlang ihr ſo ſehr, daß ſie nur wenig unzuſammenhängende Worte über die Lippen brachte, wobei ihre Stimme bemerbar zitterte.

Was fehlt Ihnen, liebe Aſta? Sie ſind unwohl! unterbrach ſie Eliſe.

Nichts — nicht das Geringſte — der laute Ruf erſchreckte mich nur ſo ſeltſam, denn ich habe die üble Gewohnheit, leicht zu erſchrecken; verſicherte Aſta.

Der Doktor, der nicht leicht den Anwandlungen einer ihm angebornen Schalkheit widerſtehen konnte, neigte ſich faſt unwillkührlich zu Aſta's Ohr, indem er ihr leiſe zuflüſterte: iſt Vetter Michel da?

Wie meinen Sie das? entgegnete ſie zerſtreut.

Ich meine — wenn Sie nehmlich meiner kühnen Meinung nicht zürnen wollen, verſetzte der Doktor, daß hier der bewußte zweite Theil einer bewußten Geſchichte ſich erwünſcht ſchließen, oder der dritte auf eine erfreuliche Weiſe beginnen könnte. Eines von Beiden würde vielleicht in dieſem Augenblick einem lauteren Geſpräch gelingen, in welchem Ihre Stimme erkannt werden könnte.

Um keinen Preis, verſicherte die Ueberraſchte, möchte ich in ſolcher Abſicht einen hörbaren Laut über die Lippen ſenden! Gefunden zu werden — das könnte mich unter gewiſſen Vorausſetzungen erfreuen — aber kund zu geben vermag ich mich nicht!

Wie ſoll Sie aber ſuchen, wer Ihre Nähe vielleicht nicht ahnen kann, und iſt es unter ſolchen Umſtänden nicht hart, Ihrem eignen und dem Freundesherzen die Freude des Wiederſehens zu verſagen? warf ihr der Doktor ein.

Wohl vermag ich Ihnen nicht Unrecht zu geben, ſprach Aſta, aber wer verbürgt es mir, daß ich nach langer Trennung dem Freundesherzen noch theuer bin? Wie kann ich, darüber ungewiß, es wagen, mich dem abſichtlich zu zeigen, der ſich vielleicht nicht mehr nach mir ſehnt? Nein, ich muß hier nur den Zufall walten laſſen, wie er bisher gewaltet hat, denn ich wußte nichts davon, daß der Freund meiner Vergangenheit in dieſer Gegend lebte, bis mir, bei der von uns bemerkten Inſchrift in den Baumſtamm, die erſte Ahnung ſeiner Nähe aufgieng, die faſt zur Gewißheit ward, als der Hofrath uns die gefundene Tabakspfeiſe zeigte, die ich an einem kleinen Merkmal als das Eigenthum des Erwähnten erkannte.

Und jetzt glaubten Sie ſeine Stimme zu vernehmen? fragte Eliſe.

Mir bleibt darüber faſt kein Zweifel, geſtand Aſta, weil er ſeinen Hund Kühleborn nannte.

Darüber waren alle vor Aſta's Wohnung angelangt, wo ſie für dießmal von einander ſchieden.

Mondſchein.

Klothar war nach Altwaſſer gekommen, um die dortige Badeliſte durchzuſehen, die jedoch für den Augenblick nicht zu haben war, weil ein neuangekommener Brunnengaſt ſie hatte holen laſſen. Man vertröſtete den Ungeduldigen, der in derſelben den Namen der Geliebten vielleicht zu finden hoffte, von einer Viertelſtunde zur andern, bis es ſich zuletzt ergab, daß der erwähnte Brunnengaſt ins Schauſpiel gegangen war und die Badeliſte in ſeinem Zimmer verſchloſſen hatte. Mißmuthig wandelte nun Klothar den Fichtengang auf und ab, jeden Schlag der Uhr ungeduldig zählend, bis endlich die zehnte Stunde ertönte, wo es alsbald lebendig um ihn ward, da die verſammelten Zuſchauer nun, Thaliens bretternem Tempel entſtrömend, ſich nach allen Richtungen zerſtreuten. Klothar hatte ſich, um denſelben auszuweichen, auf eine der Bänke geſetzt, die ſeitwärts im Gebüſch ſtanden, und ſchaute verdroſſen in das Gewühl, als er jetzt im hellen Mondſchein eine Frauengeſtalt vorüberwandeln ſah, die er zu erkennen glaubte. Seinen Augen nicht trauend, durchbebte dennoch die Ahnung ſein Innerſtes, und in demſelben Augenblick überraſchte ihn auch die Ueberzeugung, denn er vernahm die unvergeßne Stimme der Geliebten. Raſch ſprang er auf, um der Erſcheinung nachzueilen, aber beſtürzt blieb er ſtehen, als er wahrnahm, daß Kora am Arm eines Mannes ging, der angelegentlich mit ihr ſprach. Vorſichtig folgte er dem Paar, indem er unwillkührlich auf das Geſpräch deſſelben lauſchte, von welchem er jedoch nur einzelne Worte vernehmen konnte. Bald glaubte er zu bemerken, daß der Unbekannte Kora's Hand in die ſeine geſchloſſen hielt, er ſah, wie derſelbe ſich mehr als einmal traulich zu ihr beugte, wenn er leiſer ſprach, er vernahm deutlich, daß Beide heimlich lachten — und ſah ſie endlich vor einem nahen Hauſe ſtehen bleiben. Ich ſehe Sie doch morgen? ſagte Kora, die jetzt in der hellſten Mondbeleuchtung ſtand, ſo daß Klothar, der in den nahen Schatten getreten war, ihre Züge erkennen konnte. Allerdings iſt es mein Vorſatz, Ihnen meinen Beſuch abzuſtatten, denn ich rechne zuverſichtlich auf Ihre Erlaubniß, und habe Ihnen noch viel zu ſagen; entgegnete der Fremde.

Schön, ich erwarte Sie mit Vergnügen, und deßhalb gute Nacht, auf Wiederſehen! ſagte Kora, ihm freundlich die Hand reichend.

Nicht doch, ſo kommen Sie nicht davon! ſcherzte der Fremde, indem er ſie ohne Umſtände in die Arme ſchloß und küßte, was ſie ſo unbefangen geſchehen ließ, als müßte es ſo ſeyn, worauf ſie mit dem Zuruf: morgen nach dem Brunnentrinken erwarte ich Sie! ins Haus ſchlüpfte.

Klothar blieb erſtarrt ſtehen — er hätte ſich gerne abgeleugnet, was er ſah, was ihm jedoch unmöglich war, denn er hatte Kora zu deutlich erkannt — er hatte eben ſo deutlich geſehen, daß ihr Begleiter ein ganz Anderer war, als der Begeiſterte, der ihn vor wenig Tagen in der Trinklaube ſo ſchwer geärgert, und ſich wahrſcheinlich, wie er ſelbſt, in ſeinen ſtolzen Hoffnungen getäuſcht hatte, denn dieſer Fremde — das war ihm ganz klar — konnte Niemand anders als ihr Verlobter ſeyn.

So fahre denn hin, du mein letzter ſchöner Traum — du ſtiller Troſt meines verödeten Lebens, du ſeliger Glaube an die Treue ihres Herzens, und an die Dauer unſeres Geiſterbundes — fahre hin! flüſterte er dumpf vor ſich hin, indem er unwillkührlich zu dem erleuchteten Fenſter emporſchaute, an welchem jetzt auf einen Augenblick die Geſtalt der Geliebten ſichtbar ward. Aber mit ſich ſelbſt zürnend, ſchlug er, ſich wegwendend, die Hand auf die widerſpenſtigen Augen, die ungehorſam ſeinem Willen, von heißen Tropfen überfloſſen.

Seine heftige Bewegung vergebens bekämpfend, ſchritt er haſtig den dunklen Gang wieder hinab, ohne Emil früher zu bemerken, als bis dieſer dicht vor ihm ſtand, mit lauten Worten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmend. Dieſer hatte nemlich vor zwei Tagen eine ſchnelle Reiſe nach Breslau unternommen, und war jetzt auf der Rückkehr nach Charlottenbrunn begriffen.

Endlich, rief er faſt athemlos Klothar entgegen, habe ich Dich, nachdem ich ſchon über eine Stunde faſt alle Winkel nach Dir vergebens durchſucht habe. Laß Dir erzählen, fuhr er fort, den Freund auf eine Bank niederziehend.

Verſchone mich! bat dieſer; ich habe heute durchaus keinen Sinn für Neuigkeiten oder Geſchäftsberichte.

Diesmal kann ich Dir nicht helfen, verſetzte Emil, aber ich ſelbſt bin müde und matt, weshalb ich mich auch der löblichſten Kürze befleißigen will, wenn Du mir nur aufmerkſam zuhören willſt.

Du kennſt, fuhr er darauf fort, mein Geſchäft in Breslau, das mich an mehrere Orte, und endlich auch zum Präſidenten führte, wo ich in ein Zimmer gewieſen, und auf denſelben zu warten gebeten ward. Dies Warten währte etwas lange, weshalb ich zu meiner Unterhaltung das neuſte Zeitungsblatt ergriff, das ich auf einem Tiſch liegen ſah. Dein Name, lieber Klothar, war das Erſte, was mir bei dem einen Blick auf daſſelbe in die Augen fiel, und ich fand eine förmliche Aufforderung an Dich, in welcher Du dringend erſucht wirſt, Dich bei dem Kaufmann B. zu melden, um von demſelben eine wichtige Nachricht zu empfangen. Du kannſt leicht denken, daß ich nach der Beendigung meines Geſchäfts ſogleich zu dem Erwähnten eilte, um die Sache genauer zu erforſchen, und ich erfuhr von ihm alsbald, daß jenes Handelshaus, bei welchem Deines Vaters Vermögen ſtand, durch günſtige Ereigniſſe wieder emporgekommen, und bereit ſey, Dir dreißigtauſend Thaler durch den Kaufmann B. auszuzahlen, ſobald Du Dich in der gehörigen Form als den Sohn des verſtorbenen Juſtizrath Sternwald ausweiſen kannſt.

Was ſagſt Du nun zu meinem Bericht? ſchloß Emil ſeine Rede.

Nichts weiter, entgegnete Klothar finſter, als daß ich vor wenig Augenblicken die Fähigkeit verloren habe, mich eines Ereigniſſes zu freuen, das mich, wie ich gern geſtehe, unter andern Umſtänden unſäglich beglückt hätte.

Emil ſtaunte, und Klothar machte ihn mit Allem bekannt, was ihm am heutigen Abend begegnet war.

Dieſer wußte darauf wenig zu erwiedern, als daß er dem Freund bemerklich machte, wie eine ehrſame Jungfrau füglich einen Oheim, Vetter oder Freund haben, und von demſelben geküßt werden könne, ohne daß die Sittſamkeit oder der Geliebte etwas dagegen einwenden könne; worauf er ihn ermahnte, mit ihm in den Gaſthof und zur Ruhe zu gehen, da man morgen bei Tageslicht vielleicht genauere Beobachtungen anſtellen, und Erfreulicheres entdecken könnte. Klothar jedoch, tief im Innerſten verletzt, hatte für ſolche Tröſtungen keinen Sinn, weshalb er, dem Freunde eine beſſere Nacht wünſchend, als ihm ſelbſt bevorſtand, ſogleich den einſamen Rückweg antrat.

Herminens Fall.

In der Frühe des lieblichſten Morgens wandelten Aſta und Eliſe dem Oberbrunnen zu, während ſich der Doktor von beiden getrennt hatte, um ſich mit einem neuen Bekannten zu unterhalten, den er zufällig in geringer Entfernung wahrnahm. Als er nach Beendigung des Geſprächs wieder zu den Frauen zurückkehrte, ſagte er: das war der junge Mann, den ich vor einigen Tagen in Charlottenbrunn kennen lernte, und deſſen Namen mir entfallen war. Er heißt, wie ich mich jetzt erinnert habe, Klingsberg.

Das iſt er, den ich ſuche! rief Aſta — aber, ſetzte ſie lächelnd hinzu, nicht etwa Vetter Michel, ſondern der wirkliche Vetter meiner Freundin Hermine, um deſſentwillen ich hier bin, weshalb ich Sie, lieber Doktor, erſuchen muß, mir denſelben ungeſäumt zuzuführen, damit ich ſeine Bekanntſchaft erneuern kann, denn ich habe ihn ſchon vor mehreren Jahren, obwohl nur einen Abend hindurch, geſehen.

Der Doktor erfüllte ſogleich Aſta's Wunſch, die bald von Klingsberg mit ſichtlicher Freude begrüßt ward, und beide ſchritten nun, mehr als einmal, den langen Fichtengang im angelegentlichen Geſpräch auf und ab. Als ſie ſich endlich getrennt hatten, ſuchte Aſta das Ahlfeldſche Ehepaar wieder auf, das ſich vorher entfernt hatte.

Sie haben mir, ſprach ſie zum Doktor, durch die Zuführung Klingsbergs eine höchſterfreuliche Gefälligkeit erwieſen, denn dieſer, der vielleicht eben ſo ſehr mich zu ſprechen wünſchte, als ich ihn, hat mich ſchon einigemal verfehlt, wo er mich ſuchte. Es gilt hier, fuhr ſie fort, zwei getrennte Herzen wieder zu vereinen, die ſich im Stillen zu einander ſehnen, und doch nicht ihre Wünſche frei bekennen mögen. Wenigſtens befindet ſich meine Freundin Hermine in dieſem Fall. Dieſe und ihr Vetter Klingsberg liebten ſich, als der Letztere noch auf der hohen Schule war. Herminens Vater konnte jedoch die Verbindung der Liebenden nicht billigen, da Klingsberg kein Vermögen beſaß, und er ſeiner Tochter nichts hinterlaſſen konnte. Er wünſchte daher, daß Hermine die Bewerbung eines zwar ſchon ältlichen, aber reichen Mannes annehmen möchte, der ihr ſeine Hand antrug, und ſie war verſtändig genug, nach einem ſchweren Kampf mit ihrem Herzen, ſich in des Vaters Wünſche zu fügen.

Klingsberg aber betrauerte Jahrelang die Verlorne, bis er ſich nach Männerweiſe tröſtete, das will heißen, er ward Bräutigam. Wenig Wochen nach der Verlobung, vor ungefähr drei Jahren, ſtarb ſeine Braut, und vor ſechs Monaten ward auch Hermine Wittwe, und Erbin des großen Vermögens ihres Gemahls. Seitdem dringt ihr Vater in ſie, Klingsberg, dem er von jeher, wenn die Umſtände es erlaubt hätten, lieber als jedem Andern, ſeine Tochter gegönnt hätte, jetzt ihre Hand zu geben. Sie findet ſich um ſo mehr geneigt, ſeine Wünſche zu erfüllen, da ihr eignes Herz noch für den Jugendfreund ſpricht. Aber bevor ſie ſich dieſem zu nähern vermag, wünſcht ſie zu ergründen, ob auch ſie ihm werth geblieben iſt? So geſchah es, daß ſie ſich entſchloß, eine Reiſe in dieſe Gegend zu unternehmen, da ſie vor Kurzem erfahren hatte, daß Klingsberg ſich in Charlottenbrunn befand, und ſich bei einem ihrer Bekannten, mit welchem er zufällig zuſammengetroffen war, angelegentlich nach ihr erkundigt hatte. Hermine beſtimmte mich leicht, ſie auf dieſer Reiſe zu begleiten, und während ich meinen Aufenthalt hier nahm, verbirgt ſie ſich unter einem angenommenen Namen in einem der umliegenden Dörfer. Ich war mit einem Auftrag an Klingsberg von einem Bekannten verſehen, der es vollkommen rechtfertigte, wenn ich eine Zuſammenkunft mit ihm herbeiführte. Dies gelang mir zwar erſt heute, da mancherlei wunderliche Zufälle es bisher verhinderten, aber ich hatte auch das Vergnügen, daß, ſobald ich mich jenes gleichgültigen Auftrags entledigt hatte, Klingsberg ſogleich, ohne mein Zuthun, das Geſpräch ſelbſt dahin leitete, wo ich es haben wollte. Nun ſäumte ich keinesweges, die Gelegenheit zu benutzen, und erfuhr genug, um mit Sicherheit ermeſſen zu können, daß er Herminen nur ſehen darf, wenn ſeine Jugendliebe ihr Auferſtehungsfeſt feiern ſoll. Aber nicht ſo leicht ward es mir, mich von dem zu unterrichten, was Hermine durchaus wiſſen will, bevor ſie aus ihrer Verborgenheit hervortritt. Sie wünſcht nehmlich zu erfahren, ob Klingsberg ſeine verſtorbene Braut aus Liebe oder aus Vernunft wählte? Iſt das Erſte geſchehen, ſo wird ſie ihm nie ihre Hand reichen. Mir über dieſen Gegenſtand die genügende Auskunft zu verſchaffen, fuhr Aſta fort, wird mir jedoch ſehr ſchwer, und ich geſtehe gern, daß ich nicht recht weiß, wie ich es anfangen ſoll, denn Klingsberg iſt mir wohl viel zu fremd, um mit Anſtand eine ſo zarte Saite anſchlagen zu können. Zu ſolchen Herzenseröffnungen bringen Männer gegen Männer es immer viel leichter — weshalb ich Sie, lieber Doktor, eigentlich am liebſten bitten möchte, einen ſolchen Verſuch mit Klingsberg zu wagen.

Gerne, verſetzte der Doktor, würde ich mich Ihnen und Ihrer Freundin gefällig erweiſen, wenn es zu dem Glück derſelben nothwendig wäre; aber es will mir faſt bedünken, als wenn es hier beſſer wäre, die Todten ruhen zu laſſen, und eine ſchön beginnende Gegenwart froh zu genießen. Doch, ſetzte er hinzu, da mögen Sie ſelbſt entſcheiden, indem Sie mir offen bekennen, was Sie thun würden, wenn Sie ſich in Herminens Fall befänden?

Gerade ſo handeln, wie Hermine, verſicherte Aſta mit beſonderem Eifer, denn niemals würde ich einem Manne, der nach mir eine Andere geliebt hätte, ein volles Vertrauen ſchenken können, was doch wohl ein Haupterforderniß zu einer zufriedenen Ehe iſt.

Hermine hat Recht, bekräftigte Eliſe, wenn es ihr auch die Männer nicht geben wollen; ſie fühlt und handelt ächt weiblich.

So überſtimmt muß ich mich wohl ergeben, und alsbald eine Gelegenheit aufſuchen, wo ich ohne Schwert und Lanze Ihrer Freundin einen Ritterdienſt leiſten kann, ſcherzte der Doktor.

O thun Sie das! bat Aſta, indem ſie eilend die Freunde verließ, um einen ihr angekündigten Beſuch zu erwarten.

Aſta war ſchon beinahe eine Stunde zu Hauſe, als der Hauptmann Reichborn eintrat, der als der Gemahl einer ihrer liebſten Jugendfreundinnen ihr vorzugsweiſe werth war. Freundlich zürnend empfieng ſie ihn mit der Frage: warum er ſo lange habe auf ſich warten laſſen?

Das unerwartete Wiederfinden eines Bekannten, der einſt mein Verwandter werden ſollte, veranlaßte die Verſpätung, verſetzte der Hauptmann. Es war, fügte er hinzu, der Aſſeſſor Klingsberg, den Sie kennen, und der einmal eine nahe Verwandte von mir heirathen ſollte, die kurz vor dem angeſetzten Hochzeittage ſtarb.

Ich habe ſchon von dieſer traurigen Begebenheit gehört, ſagte Aſta, und den Erwähnten heute früh geſprochen, wo ich mich, frei geſtanden, über ſeine Heiterkeit gewundert habe. Mich dünkt, nach einem ſolchen Verluſt, als Klingsberg erlitt, müßte ſich auf immerdar ein wehmüthiger Ernſt in unſerm Innerſten befeſtigen, und in dem Klange jedes Wortes nachtönen.

Wohl uns, daß es nicht immer ſo iſt, entgegnete der Hauptmann, und daß Freude und Schmerz ſich wechſelweiſe verdrängen, wie es zur Bildung unſeres Gemüths nöthig iſt.

Alſo nur für Bildungsmittel halten Sie beide? verſetzte Aſta.

Und mit Recht, gab der Hauptmann zurück, denn der Schmerz löſet alle Härte in Milde auf, und reine Freude iſt die wahre Lebensſonne, an der das Schönſte und Beſte in uns reift, weshalb wir uns dies holde Licht nicht gefliſſentlich mit trüben Thränenwolken verhüllen ſollen.

Sie mögen im Ganzen Recht haben, ſagte Aſta, aber doch kann ich mich nicht mit dem leichten Sinn ihres Geſchlechts verſöhnen, der das Geliebteſte, wenn es einmal verloren iſt, ſo bald der Vergeſſenheit überantwortet, ſo daß man nach wenig Jahren auch nicht mehr die kleinſte Spur von der tiefſten Wunde wahrnimmt — wie das bei Klingsberg der Fall iſt.

Woher, entgegnete der Hauptmann, wiſſen Sie aber auch, daß Klingsberg in ſeiner Braut das Geliebteſte verlor! Wie, wenn das nicht ſo war?

Dann, verſetzte Aſta, der das Herz vor geſpannter Erwartung faſt hörbar ſchlug, würde ich ihm ſeine Heiterkeit verzeihen, aber — fügte ſie hinzu — ich kann mir das nicht denken, und verſtehe eigentlich nicht recht, was Sie damit ſagen wollen?

Ich dächte, das wäre doch ſo ſchwer nicht, lächelte der Hauptmann, den Aſta glücklich dahin geführt hatte, wo ſie ihn haben wollte. Klingsberg, fuhr er fort, ſtand mit dem Vater ſeiner nachherigen Braut in Geſchäftsverbindung, und hatte dadurch in dem Hauſe deſſelben freien und häufigen Zutritt. Es fiel ihm dabei nicht ein, das Herz der Tochter erobern zu wollen, die zwar nicht hübſch, aber da man den Reichthum ihres Vaters kannte, den ſie nur mit einem einzigen Bruder zu theilen hatte, doch von zahlreichen Bewerbern umgeben war. Keiner von dieſen war jedoch ſo glücklich, das Ziel ſeines Strebens zu erreichen, denn das Mädchen wies Einen nach dem Andern ab, und verſank dabei in einen tiefen, ſtillen Gram. Endlich entdeckten die bekümmerten Eltern, die den Gemüthszuſtand ihrer Tochter mit reger Aufmerkſamkeit beobachteten, daß Klingsberg ohne ſein Wiſſen und Wollen, die Neigung derſelben gewonnen habe, weshalb ſie nicht ſäumten, dieſem ihre Hand antragen zu laſſen. Klingsberg war tief bewegt, und geſtand den Eltern frei, daß er zwar keine leidenſchaftliche Zuneigung für ihre Tochter empfinde, aber mit allen Kräften ſtreben wolle, ſie glücklich zu machen, wenn ſie ihm dieſelbe zur Gattin geben wollten. Nach dieſer Erklärung erfolgte bald die Verlobung, aber die von dem langen ſtillen Gram erzeugte abzehrende Krankheit, die ſchon früher die beklagenswerthe Braut ergriffen hatte, war ſchon unheilbar geworden, und ſie ſtarb, nachdem alle Mittel zu ihrer Rettung umſonſt aufgeboten waren.

So ward ihr, bemerkte Aſta, deren Innerſtes bei dem Schluß dieſer Erzählung von Wehmuth und Freude zugleich erbebte, vielleicht ein beſſeres Loos, als ihr an Klingsbergs Hand zu Theil geworden wäre, denn ein Herz, das ſich nur aus Mitleid uns entgegenneigt, vermag ein wahrhaft liebendes Gemüth nicht zu befriedigen.

Der Hauptmann, der Aſta verſtimmt zu haben glaubte, lenkte jetzt mit der ihm eigenen Gewandtheit das Geſpräch auf heitere Gegenſtände, und ſchied endlich nach einer fröhlich verplauderten Stunde. Aſta aber flog, als er die Thüre geſchloſſen hatte, ungeſäumt an den Schreibtiſch, um Herminen mitzutheilen, was ſie ſo eben erfahren hatte.

In der lieblichen Abendſtunde dieſes Tages wandelte Aſta einſam neben dem Teich vorüber, den Gang nach den Kohlengruben. Der Doktor war mit Eliſen abweſend. Sein Handel um das früher erwähnte kleine Beſitzthum war richtig geworden, und er hatte daſſelbe heute übernommen. Der Hofrath aber, der ſich gerne ſonſt zu ihr geſellte, um recht viel von Concordien ſprechen zu können, war dieſer, die heute Kynau beſuchte, abermals in ſüßen Hoffnungsträumen nachgezogen.

Seit ihrer Ankunft in Altwaſſer war Aſta noch nicht ſo einſam geweſen, als in dieſer Stunde, und alle frohen und trüben Erinnerungen ihres Lebens traten ihr näher in dem Schleier der abendlichen Dämmerung. Aber zwiſchen allen den vielfachen Bildern, die ſie in der Vergangenheit anſchaute, trat bald die Geſtalt des verlornen Freundes als das einzige hervor, vor dem die übrigen zurückwichen. Er war ihr jetzt nahe, das wußte ſie gewiß, ſie hatte ſeine Stimme gehört, und doch — ſie ſagte es ſich mit namenloſem Schmerz — mußte ſie vielleicht die Gegend, wo er athmete, wieder verlaſſen, ohne daß ſein Blick ſie gefunden, ſein Wort ſie begrüßt hatte! In unendlicher Sehnſucht erglühend, fühlte ſie dennoch, daß der bange Zweifel an der Treue ſeines Herzens ſie immerdar zwingen werde, ſich vor ihm zu verbergen, wo ein Laut ihrer Stimme vielleicht hinreichte, ihr den Verlorenen wiederzugeben. Heiß weinend, aber feſt entſchloſſen, Alles dem Spiel des Zufalls zu überlaſſen, ſchritt ſie immer weiter fort, ohne die zunehmende Dunkelheit zu bemerken, bis endlich das laute Geſpräch und Gelächter naher Männerſtimmen ſie aufſchreckte. Widerwärtig geſtört, und mit ſich ſelbſt zürnend über ihre Verſpätung, flog ſie den Weg zurück. Eine wunderliche Beängſtigung hatte ſich ihrer bemächtigt — ihr war, als werde ſie in ihrer Behauſung etwas Beſonderes, Wichtiges verſäumen, weshalb ſie noch immer ihre Schritte beflügelte, als ſie längſt kein unangenehmes Zuſammentreffen mehr zu beſorgen hatte. Als ſie endlich in ihrer Wohnung angelangt, athemlos die Thüre ihres Zimmers öffnete, flog Hermine in ihre Arme.

Dieſe hatte ſchon eine gute Weile hier ihrer Rückkehr geharrt, und reichte nach den erſten Begrüßungen der Freundin ein verſiegeltes Päckchen dar, das, wie ſie ſagte, vor Kurzem ein Bote gebracht habe, der ſogleich wieder fortgegangen wäre, und durchaus nicht ſagen wollte, von wem er geſandt ſey?

Gluth und Bläſſe wechſelten auf Aſta's Antlitz, als ſie die Handſchrift auf dem erwähnten Päckchen erblickte. Mit bebender Hand löſete ſie die Siegel, und was ſie zuerſt hervorzog, war folgendes Gedicht — die noch beiliegenden Papiere aber waren Abſchriften von allerlei Dichtungen, die der verlorne Freund von ihr einſt erhalten hatte.

Das erwähnte Gedicht: Abſchied an Aſta, überſchrieben, lautete ſo:

Nimm zurück die mir vertrauten Lieder,
Der Erinn'rung einſt ſo theures Pfand. —
Ach! ſie tönten aus den Tagen wieder,
Wo ſich innig Geiſt mit Geiſt verband!

Nimmer ſoll mein Auge mehr ſie ſchauen,
Denn das zarte Seelenband zerriß!
Nimmer tön' ihr Klang mehr durch das Grauen
Meiner öden, bangen Finſterniß!

Nimm, ich kann ſie länger nicht bewahren, —
Sie verwunden ſchärfer nur die Bruſt,
Seit durch Dich ich bittern Schmerz erfahren,
Tiefer Kränkung ich mir ward bewußt!

Ach! und dennoch — dennoch — kann ich's faſſen?
Dunkel bleibt das trübe Räthſel mir —
Dennoch — dennoch kann ich Dich nicht haſſen,
Ohne Schmerzen ſcheiden nicht von Dir!

Freudezitternd möcht' ich zu Dir eilen —
Finſtergrollend will ich von Dir fliehn,
Und in den zerrißnen Buſen theilen
Sehnſucht ſich, und bittern Zorns Erglühn!

Doch dem Schickſal will ich ſtill mich weihen,
Das ſo feſt mir meine Feſſeln ſpann;
Nimm die Lieder — nimm, ich will verzeihen,
Was ich nie, ach! nie vergeſſen kann!

Schwankend zwiſchen Freude und Schmerz, hielt Aſta das Blatt in der bebenden Hand. Es war klar, er liebte ſie noch, aber er glaubte das Band ihrer Herzen zerriſſen durch ſie! Wie kam er aber zu ſolchem Wahn, und was konnte ſie thun, um ihn von demſelben zu heilen? Jetzt hätte ſie ihm Antwort ſenden können, denn er hatte ſie entdeckt, und obwohl zürnend, ihr doch das erſte Zeichen treuer Neigung gegeben. Wo war er aber verborgen, da die Badeliſten von Charlottenbrunn und Salzbrunn ſeinen Namen nicht enthielten? — Alle dieſe Fragen drängten ſich ihr in den Sinn, und noch nie war es ihr ſchwerer geworden, als in dieſem Augenblick, ihr aufgeregtes Gefühl niederzukämpfen, und ihre Gedanken auf die kleinen häuslichen Sorgen zu richten, welche der Beſuch der Freundin erforderte. Dennoch gelang es ihr ſo gut damit, daß Hermine, die faſt nur von Klingsberg ſprach, nichts davon wahrnahm, obwohl einem richtig beobachtenden Auge die Zerſtreuung nicht entgangen wäre, in der ſie mehr als einmal das Unrechte ergriff, oder das Naheliegende ſuchte, und mit der es ſo weit ging, daß ſie ſelbſt das erhaltene Gedicht zu verſchließen vergaß.

Spät erſt giengen beide Freundinnen zur Ruhe, und Aſta, faſt bis zur Betäubung erſchöpft von den Ereigniſſen dieſes Tages und dem langen Wachen, ſchloß unwillkührlich die müden Augen ſo feſt, daß ſie ſich ſelbſt über ihren ſanften Schlaf wunderte, als am folgenden Morgen ihr Mädchen ſie zum Brunnentrinken weckte.

Leiſe, um Herminen nicht zu ſtören, verließ ſie das Zimmer, und war noch nicht bis in den Brunnen gelangt, als zu ihrer frohen Ueberraſchung Klingsberg ſie begrüßte, der am Abend zuvor zum Schauſpiel nach Altwaſſer gekommen war, und daſelbſt übernachtet hatte. Aſta ſäumte nicht, ihn alsbald von Herminens Anweſenheit zu unterrichten, wobei ſie ihn zugleich einlud, nach dem Brunnentrinken mit derſelben bei ihr zu frühſtücken. Die lebhafte, halb verhehlte Freude, mit welcher Klingsberg die Einladung annahm, die Gluth, die bei dem Klang ihres Namens ſein Antlitz überflog, und ſeinen Augen entſtrahlte, verkündete deutlicher, als Worte es vermocht hätten, wie theuer ihm die Jugendfreundin geblieben war. Er blieb an Aſta's Seite, bis dieſe ihren Brunnen getrunken hatte, und ihn in den Garten ihres Wirths führte, wo ſie in einer kleinen Laube das Frühſtück auftragen ließ, zu welchem ſich nun auch Hermine einfand. Die Langegetrennten begrüßten einander mit ſichtlicher Verwirrung, und einer zarten, faſt ſchüchternen Innigkeit, die nur nach und nach unbefangener ward, während Aſta, die ſcheinbar ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ihr Geſchäft richtete, mit wirthlicher Emſigkeit Kuchen aufſchnitt und Kaffee einſchenkte. Als ſie dieſen verſüßen wollte, bemerkte ſie jedoch, daß ihr der nöthige Zucker fehlte, weshalb ſie ihrer Jungfer befahl, welchen zu bringen. Dieſe trug ſogleich denſelben in einem Papier herbei, das ſie achtlos fallen ließ, als ſie es in die Zuckerdoſe ausgeſchüttet hatte. Klingsberg hob es auf, indem er überraſcht ſeine Blicke ſcharf und feſt auf die Schrift richtete, die er auf demſelben wahrnahm — worauf er es, ſcheinbar unbefangen, auf den

Tiſch legte, wo es alsbald von Aſta bemerkt, und beſeitigt ward. Nach dem Frühſtück begab ſich dieſe auf ihr Zimmer, und als ſie nach einer Stunde in die Laube zurückkehrte, fand ſie in Klingsberg und Herminen ein glückliches Brautpaar. Sie hatte das erwartet, und durch ihre Entfernung das Einverſtändniß der Liebenden befördern wollen — um ſo mehr aber mußte ſie ſich wundern, daß dieſelben durchaus nicht von ihrer Liebe und ihrem Glück ſprachen, ſondern Klingsberg von dem geſtrigen und vorgeſtrigen Schauſpiel und von dem Hauptmann Reichborn zu reden begann, welche Gegenſtände er ſo breit und umſtändlich abhandelte, als ob gar keine Hermine in der Welt ſey. Dieſe ſchien jedoch von der Achtloſigkeit ihres Neuverlobten durchaus nicht verletzt zu werden, ſondern lächelte ihn vielmehr von Zeit zu Zeit ſchalkhaft an, während Aſta, nicht ohne einen kleinen heimlichen Verdruß, dem Geſpräch mehr als einmal eine andre Wendung zu geben verſuchte. Dieß gelang ihr jedoch nicht früher, als bis, Allen unerwartet, der Hofrath in die Laube trat, um Aſta Grüße und Beſtellungen von Concordien zu überbringen, mit welchen dieſe ihren hoffnungsvollen Verehrer Tags zuvor in Kynau beauftragt hatte.

Adersbach.

Spät am Abend dieſes Tages trat noch Emil in Klothars Gemach. Dieſer war eben mit den Briefen fertig geworden, die er nothwendig hatte ſchreiben müſſen, um zu dem Beſitz ſeines Vermögens zu gelangen. Er ſiegelte den letzten, bitter lächelnd über das unerfreuliche Geſchäft, das er unter andern Verhältniſſen mit ſeliger Herzensfreude würde vollbracht haben. Mit der einzigen angenehmen Empfindung: nun endlich fertig zu ſeyn, ſtand er bei Emils Eintritt auf, und bot dieſem ſchweigend in trüber Wehmuth die Hand.

Wundre Dich nicht, daß ich ſo ſpät noch komme, begann Emil; es geſchieht, um Dich freundlich zu bitten, mich morgen früh nach Adersbach zu begleiten, nachdem Du vorher ein gutes Wort bei Deiner Muhme für mich einlegſt, damit ſie mich bis dahin beherbergt. Vor allen Dingen aber fügte er hinzu, dem Freund ins verdüſterte Antlitz ſchauend, möchte ich Dich auch erſuchen, die finſtern Wolken, die auf Deiner Stirne lagern, hübſch daheim zu laſſen, denn ich habe mir vorgenommen, morgen froh wie ein Gott zu ſeyn, welches löbliche Vorhaben ich nicht in ſeinem ganzen Umfange zu vollbringen vermag, wenn Du mir ein ſo trübſeliges Angeſicht zuwendeſt, als eben jetzt.

Dann thuſt Du wirklich am beſten, mich zu Hauſe zu laſſen, entgegnete Klothar, denn, obwohl Du mich gefaßt und entſchloſſen findeſt, das Unabänderliche ſo zu ertragen, wie es dem Manne geziemt, ſo kann und mag ich Dir doch nicht verhehlen, daß ich viel Zeit und Kraft brauchen werde, um den Schmerz zu beſiegen, der wie ein verzehrendes Gift mein ganzes Weſen durchdrungen hat. Mit dem Glauben an Kora's Treue iſt auch der Friede aus meiner Bruſt entwichen, und Liebe und Haß, Sehnſucht und Erbitterung zerreißen im gräßlichen Zwieſpalt mein Innerſtes.

Laß es gut ſeyn, und uns davon ſchweigen für heute, verſetzte Emil. Die Zeit hat manchem wunden Gemüth ſchon Heilung gebracht, und wird auch an Dir nicht troſtlos vorübergehen. Sorge nur jetzt, daß Deine gute Muhme mich nothdürftig ſpeiſet und bettet; ich für mein Theil will Sorge tragen, daß unſre Fahrt nach Adersbach Dich zerſtreue und erheitre, wozu ich mir ſchon heute die köſtlichſte Laune angeſchafft habe — denn es iſt doch ausgemacht, daß Du mitfährſt?

Du weißt ſchon von lange her, erwiederte Klothar, daß ich Dir nicht gut etwas abſchlagen kann, weshalb denn auch dießmal Dein Wille geſchehen mag.

Emil begleitete, erfreut über des Freundes Einwilligung, dieſen zu der alten guten Muhme, die den ſpäten Gaſt mit hausmütterlicher Freundlichkeit empfieng. Dieſer aber ſchien es darauf anzulegen, den verſtimmten Freund zu erheitern, denn er ſprach und ſcherzte ſich immer tiefer in die ungebundenſte Luſtigkeit hinein, und trieb es damit ſo bunt und kraus, daß der wider Willen lachende Klothar ihm verſicherte, ihn ſo ungeſcheidt als heute ſelbſt auf der hohen Schule nicht geſehen zu haben. Endlich ſuchte der Ausgelaſſene denn doch die Ruhe, um ſich auf den morgenden Tag zu ſtärken, wo er, wie er verſicherte, viel Wichtiges zu vollbringen denke; aber noch einmal an der Thüre ſeines Schlafgemaches umkehrend, rief er dem Freunde zu: was ich bald vergeſſen hätte, der dritte in unſerm Bunde, Hofrath Blume, ein neuer Bekannter von mir, kömmt morgen früh mit dem Wagen, um uns abzuholen.

Schon gut, verſetzte Klothar, dem Geſchwätzigen ſo ſchnell als möglich enteilend.

Der folgende Morgen, vom ſchönſten Licht verklärt, war noch nicht lange angebrochen, als der Hofrath erſchien, in welchem Klothar, nicht wenig überraſcht, den Unbekannten wiederfand, der ihn vor mehreren Tagen in der Weinlaube ſo bitter gekränkt hatte, ein Umſtand, der Emil nicht mehr fremd zu ſeyn ſchien, wie ſein ſchalkhafter Blick bezeugte, als er ſeinem Freunde den Hofrath vorſtellte. Auch wußte derſelbe, der ſchon unter die zahlreichen Vertrauten des Letzteren gehörte, ſobald man miteinander im Wagen ſaß, es ſo einzurichten, daß auch Klothar alsbald dieſe Weihe empfieng. Dieſer jedoch wußte nicht, was er zu den Mittheilungen des hoffnungsvollſten aller Sterblichen eigentlich ſagen und denken ſollte. Ihm war vorgeſtern Alles ganz anders, jener Mann, an deſſen Arm Kora damals wandelte, als ein viel beſſer für ſie paſſender Bewerber vorgekommen, und die Sicherheit, mit welcher der Hofrath von der Nähe und Gewißheit ſeines Glückes ſprach, ward ihm zum Räthſel, das er mit all ſeinem Scharfſinn nicht zu löſen vermochte.

Der Hofrath aber, der von Emil erfahren hatte, daß Klothar den Muſen mit Glück huldige, näherte ſich dieſem immer zutraulicher, und bat ihn endlich nach einigen ſchicklichen Vorbereitungen, ſeine Wünſche in Verſe zu faſſen, weil er dieſelben auf dieſe Weiſe der Geliebten am zarteſten und ſinnigſten ausſprechen könne, was er ſelbſt, leider vergebens, verſucht habe, da die Gabe der Dichtkunſt ihm nicht verliehen ſey.

Das iſt doch wahrlich zu toll, raunte der gereizte Klothar ſeinem Freunde zu, ich will nicht hoffen —

> Freund, hoffe nichts, und fürchte nichts auf Erden
> Mit Leidenſchaft, und Du wirſt glücklich werden!

fiel ihm Emil mit ſpashafter Würde in die Rede, ſo daß ein halbes Lächeln über Klothars finſtres Antlitz flog.

Ich ſehe wohl, man muß die Rückkehr Deiner Vernunft mit Geduld erwarten, entgegnete er dem Scherzenden, und wandte ſich dann, ſeinen Mißmuth aufs Möglichſte bekämpfend, zu dem Hofrath, um ihm zu verſichern, daß er ſich durchaus zur Erfüllung ſeiner Wünſche unfähig finde, da die eigenſinnigen neun Schweſtern ihm ſeit einiger Zeit alle ihre Huld und Gunſt entzogen hätten. Dieſer Verſicherung ſchien jedoch der Hofrath keinen vollen Glauben beizumeſſen, und man gerieth in ein langes Geſpräch über das wunderbare Seyn und Weſen der Dichtkunſt, das erſt abgebrochen ward, als man in Adersbach ankam.

Wir müſſen noch mit unſerm Gang in die Steine vielleicht ein Weilchen warten, erklärte hier Emil, da ſich vorher noch eine kleine Geſellſchaft zu uns finden wird, die ihn gemeinſchaftlich mit uns unternehmen will. — Doch — ſetzte er in die Ferne blickend hinzu — irre ich nicht, ſo ſehe ich dieſelbe ſchon kommen.

Wirklich rollte auch alsbald ein großer Planwagen vor den Gaſthof, aus welchem das Ahlfeldſche Ehepaar, Aſta, Hermine und der Hauptmann Reichborn ſtiegen. Aſta zog haſtig den Schleier über das Geſicht, als ſie die drei Herren wahrnahm, die den Kommenden entgegen eilten, während Klothar mit einem faſt zürnenden Staunen den Hauptmann anſtarrte, in welchem er den Fremden erkannte, den er vor Kurzem im Mondſchein, und in einer Geſellſchaft ſah, die er ihm, wie wir wiſſen, von ganzer Seele mißgönnte.

Faſſe Dich, flüſterte jetzt Emil dem Zerſtreuten zu, die Verſchleierte iſt Aſta — oder wenn Du lieber willſt Kora, denn daß Beide nur eine ſind, iſt mir kein Geheimniß mehr.

Wie von einem Blitzſtrahl berührt, erbebte Klothar bei dieſer Kunde, und mit allen ſeinen Kräften nach Faſſung ringend, ſchritt er an des Freundes Arm der Geſellſchaft nach, die bereits in den Gaſthof getreten war.

Als beide im Zimmer anlangten, ſtand Aſta entſchleiert in der Mitte deſſelben. Freundlich erwiederte ſie Klothars beſtürzten Gruß, indem ſie ihm einige Schritte entgegen trat, und ein leichtes, heitres Erſtaunen über dieß unerwartete Zuſammentreffen ausſprach. Es gelang ihr vollkommen, ſich unbefangen zu zeigen, und nur die Gluth ihrer Wangen und das leiſe Zittern ihrer Stimme verriethen dem naheſtehenden Emil ihre tiefe innere Bewegung. Auch Klothar fand, obwohl mühſam, paſſende Worte, und es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen Beiden, das für ſolche Augenblicke, wie die gegenwärtigen, leidlich genug anzuhören war. Dennoch drohete die ſchwererrungene Faſſung Klothar zu verlaſſen, als der Hauptmann Aſta im Vorübergehen ein Paar heimliche, wie es ſchien, ſcherzende Worte zuflüſterte, die dieſe mit einem freundlichen Kopfnicken beantwortete, und es wäre ihm vielleicht nicht gelungen, ſich gänzlich zu bemeiſtern, wenn nicht Emil, der hinausgegangen war, jetzt zu ſeinem Troſt herbeigekommen wäre. Dieſer hielt ein geſchliffenes Glas in der Hand, das er dem Hauptmann zeigte. Sehen Sie einmal, ſprach er zu dieſem, die köſtliche Schleiferei! Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieß Glas nicht gerade ſo iſt, wie Sie geſtern in Altwaſſer vergebens eines zum Geſchenk für Ihre Frau Gemahlin ſuchten. Ich fand es eben im Glasladen, und erbat mir die Erlaubniß, es zeigen zu dürfen. Glauben Sie nicht auch, ſetzte er, zu Aſta ſich wendend, hinzu, daß es Ihrer Freundin gefallen wird?

Der Haß, den Klothar bisher gegen den Hauptmann empfand, verſchwand nach dieſen Worten aus ſeiner Bruſt, und verwandelte ſich, im Lauf eines heitern Geſprächs mit demſelben, bald in ein aufrichtiges Wohlwollen, was dieſer ſich durch Herzensgüte, Witz und frohe Laune überall in einem ſo hohen Grade erwarb, daß er ſogar bei den Frauen deshalb mehrere kleine Vorrechte genoß, die Andern verſagt bleiben. Als dem Gemahl einer ihrer liebſten Freundinnen, verzieh ihm Klothar ſogar jetzt den Kuß, den der Hauptmann auf Aſta's Stirn gedrückt hatte, und vermochte es ohne Erbitterung zu denken, daß derſelbe wahrſcheinlich weder der erſte noch der letzte geweſen ſey, den ſie von dem ſcherzluſtigen Freunde empfieng. Mit um ſo finſterern Blicken betrachtete er aber jetzt den Hofrath, der ſich, während er ſelbſt mit dem Hauptmann ſprach, Aſta genähert hatte, mit welcher er ſich ſehr angelegentlich unterhielt. Dieſe, die ſich Klothar gegenüber noch immer nicht ganz von ihrer Ueberraſchung erholen konnte, ſpann, um ihre Verwirrung zu verbergen, den Faden des Geſprächs mit ſichtlichem Wohlbehagen fort, bis ein vorfahrender Wagen daſſelbe unterbrach.

Aſta und der Hofrath eilten den Kommenden entgegen, und die Erſte führte nach wenig Augenblicken eine zarte Frauengeſtalt herein, die ſie der Geſellſchaft als Fräulein Thal vorſtellte, die nebſt zwei ſie begleitenden Freundinnen dies Zuſammentreffen mit Aſta ſchriftlich verabredet hatte. Die Geſellſchaft war nun vollzählig, und trat nach einem kurzen Frühſtück den Gang in die Steine an.

So laut und fröhlich derſelbe aber auch begann, ſo fühlten ſich doch Alle, als ſie in die ſogenannte Feſtung einſchritten, von einem unwillkührlichen Staunen ergriffen. Die lebendige Unterhaltung ſtockte, und was noch vor Kurzem die Gemüther der heitern Verſammlung angeregt hatte, ward gleichſam in ihre Tiefen niedergedrückt von der ſtillen, aber mächtigen Gewalt der wunderbaren Naturgeſtaltungen, die ſich überall dem überraſchten Auge darboten. Aber faſt wie von geheimen Zaubermächten befangen, ſtanden Alle im regungsloſen Anſchauen verſunken, als ſie in die dämmernde Höhle getreten waren, wo auf den Ruf des Führers der rauſchende Waſſerfall herabſtürzte, der mit gewaltigem Brauſen jedes ausgeſprochene Wort verſchlang, ſo daß man nur durch Blicke zu einander reden konnte. Aſta war bei dem Eintreten zufällig in Klothars Nähe gekommen, und ihr Auge traf jetzt das ſeine, das mit dem unverkennbaren Ausdruck inniger Sehnſucht ſie ſuchte. Beide empfanden in dieſem Augenblick, von ſüßen unnennbaren Schauern durchbebt, daß ihre Seelen ſich wiedererkannten, und als ſie endlich aus dem Halbdunkel wieder hinaustraten in den blauen ſonnigen Tag, war ihnen faſt, als wenn ſie aus einem Tempel zurückkehrten, wo ihr ſtiller Herzensbund eine neue Weihe empfangen habe. Auf dem Rückwege ſprachen ſie wieder zu einander, aber ganz anders als vorher, und ſagten ſich Worte voll tiefen innigen Sinns, die zwar von Allen gehört, deren Bedeutung jedoch von Niemand verſtanden ward. Ihr Geſpräch ward, als die Geſellſchaft aus der Feſtung zwiſchen die einzeln ſtehenden Felſen zurückgekehrt war, von dem Doktor unterbrochen, der den Vorſchlag that, ſich hier ein Weilchen auf dem Raſen zu lagern, und ein Gedicht anzuhören, das Adersbach zum Gegenſtand habe. Alle prieſen den glücklichen Gedanken, und Jedes hatte bald im Schatten eines mächtigen Felſenſtückes einen erwünſchten Platz gefunden, worauf der Doktor aus einem Taſchenbuch das Gedicht vorlas, was die Geſellſchaft ſo angenehm unterhielt, daß man, nach deſſen Beendigung, noch um eine kleine Zugabe bat.

Recht gern, entgegnete der Doktor, im Buche blätternd, und ich treffe hier eben zufällig auf ein Gedicht von Kora, das mir des Vortrags wohl würdig erſcheint.

Der Doktor hatte ſich nicht geirrt, das liebliche Lied gefiel allgemein, und entzückte vor Allen den Hofrath, der es bis über die Sterne erhob, und Aſta wiederholt aufforderte, in ſein begeiſtertes Lob einzuſtimmen.

Ich glaube, ſagte dieſe, indem ſie das Taſchenbuch aus des Doktors Hand nahm, daß ſich vielleicht noch etwas Vorzüglicheres hier auffinden läßt, als zum Beiſpiel gleich hier eine Elegie, mit dem Namen Minona unterzeichnet, den ich ſchon mehrere Male unter Dichtungen von entſchiedenem Werth fand.

Auf die Bitte der Geſellſchaft laß Aſta die erwähnte Elegie, deren ungemeine Zartheit und ſchönes wohltönendes Sylbenmaaß die ganze Verſammlung zum ungetheilteſten Beifall hinriß, über welchen Kora's Lied faſt vergeſſen worden wäre, wenn es der Hofrath nicht in die Erinnerung der Zuhörer zurückgerufen hätte. Dieſer aber trat förmlich in die Schranken, um demſelben den höchſten Preis der Vollendung zu erkämpfen, woraus ſich ein höchſt beluſtigender Streit entſpann, der immer lebhafter und ergötzlicher ward, je länger man ihn fortführte. Was man dem muthigen Kämpfer auch Alles entgegenſetzen mochte, er wollte das Feld nicht räumen, und trieb ſeinen Eifer ſo weit, daß er endlich die Elegie, mit dem Liede von Kora verglichen, für ein ganz unbedeutendes, mühſam zuſammengeſtümpertes Machwerk erklärte. Emil, der aus guter Quelle ſeit geſtern mehr wußte, als alle Uebrigen, lachte unmäßig mit dem Hauptmann um die Wette, während Concordia und Aſta bedeutende Blicke wechſelten, und der Doktor, in ſeiner gewohnten ſchalkhaften Manier, noch ausdauernd gegen den Hofrath focht.

Von Beiden Anfangs nicht beachtet, klangen jetzt, vom Wiederhall der Felſen vielfach zurückgegeben, einzelne Hörnertöne aus geringer Entfernung herüber, und bald ertönte ein ſchöner vollſtändiger Chor von blaſenden Inſtrumenten, der die Geſellſchaft aufs Anmuthigſte überraſchte. Es war nehmlich ein Trupp böhmiſcher Muſikanten, den Emil Tags vorher in Altwaſſer angetroffen, hierher und hinter eine Felſenwand beſchieden hatte. Dieſer erhob ſich jetzt von ſeinem Sitz und trat mit Herminen vor. Friede ſey Euch geboten! rief er den Streitenden zu, denn Ihr ſollt wiſſen, daß ich hier an der Seite meiner Braut vor Euch ſtehe, und meine Verlobung feiern will. Dieß Ereigniß, fuhr er zu Klothar gewendet fort, mag Dir meine geſtrige frohe Laune erklären, die von Dir wohl nicht mit Unrecht für Ausgelaſſenheit erklärt ward. Es war mir ein Bedürfniß, die Fülle meiner Seligkeit auf irgend eine Weiſe ausſtrömen zu laſſen, und ich mag mich dabei wohl um ſo wunderlicher gebehrdet haben, da ich mir durchaus vorgenommen hatte, Dir nichts von meinem unverhofften Glück zu verrathen, weil ich den heutigen Tag einmal zu allerlei ergötzlichen Ueberraſchungen beſtimmt hatte.

Emil wechſelte nach dieſen Worten mit Herminen die Verlobungsringe und empfieng unter dem Forttönen der verſteckten Muſik die Glückwünſche der fröhlichen Verſammlung. Der Hofrath hatte ſich während dem Concordien genähert, die er, auf dem Rückwege nach dem Gaſthof, in gedrängter Kürze von ſeiner Liebe und ſeinen Wünſchen unterhielt, wogegen ihm in gleicher gedrängter Kürze ein überaus zierliches Körbchen geflochten ward, was aber von Concordiens Zartheit und Milde mit ſo lieblichen Redeblumen umwunden war, daß es für den Empfänger faſt gänzlich ſeine widerwärtige Geſtalt verlor. Er konnte es ſich durchaus nicht als wahrſcheinlich denken, daß ein Mädchenherz ſeiner Liebenswürdigkeit und ſeinen glänzenden Ausſichten in die Zukunft widerſtehen könne, weshalb er denn jetzt ſein unſichtbares Geſchenk mit freundlichem Antlitz heimtrug, feſt überzeugt, daß es nur einer kurzen Beharrlichkeit bedürfe, um die Geliebte bald für immer in ſeine Luftſchlöſſer heimzuführen. Da er mit dem innigen Einverſtändniß zwiſchen Concordien und Aſta bekannt war, ſo ſchien es ihm zweckdienlich, ſich um die Gunſt und Fürſprache der letzten zu bewerben, von deren Einfluß auf die erſte er viel hoffen zu können glaubte. In dieſer Abſicht ſuchte er ihre Nähe, was ihm auch ſo gut gelang, daß er bei der im Gaſthof bereiteten Tafel den Platz an ihrer Seite gewann, wo er es ſich zum angelegentlichſten Geſchäft machte, ſie mit ſo vielen Aufmerkſamkeiten zu überſchütten, daß Klothar es nicht ohne innerliche Erbitterung anſehen konnte. Aufs Neue von bangen Zweifeln ergriffen, fürchtete er jetzt, die Blicke und Worte der Geliebten mißverſtanden zu haben, und ſchaute düſter ſinnend auf ſeinen Teller nieder, während Aſta umſonſt die freundlichen Strahlen ihrer Augen zu ihm hinüberſandte, und die Urſache ſeiner Verſtimmung zu enträthſeln ſtrebte.

Als das Mittagsmahl beendet war, hatte ſich bereits der Abend ſchon ſo weit genähert, daß die Rückfahrt ungeſäumt angetreten werden mußte, wenn man noch zu rechter Zeit an dem Ort ſeiner Beſtimmung eintreffen wollte, wodurch ſich Aſta beſonders unangenehm überraſcht fand, da ſie gehofft hatte, noch einige Worte mit dem Freunde zu wechſeln. Ihr ward jedoch im Augenblick ihrer getäuſchten Erwartung ein unverhoffter Troſt, denn der Doktor lud die ganze Geſellſchaft ein, ihn am folgenden Tage in ſeiner neu erkauften Beſitzung zu beſuchen, was, Concordie und ihre beiden Begleiterinnen, die ihre Reiſe fortſetzten, ausgenommen, alle Uebrigen gerne verſprachen.

Letztes Mittel.

Aber ſage mir, Emil, redete Klothar den Freund an, als dieſer, der Verabredung gemäß, erſchien, um ihn zu Ahlfelds abzuholen, war es Zufall oder Deine Veranſtaltung, was mich geſtern in Adersbach mit der zuſammenführte, die ich wohl beſſer niemals hätte wiederſehen ſollen, obwohl ich einige Augenblicke lang glaubte, ſie wirklich wiedergefunden zu haben? —

Gerne geſtehe ich Dir, daß ich die Hand im Spiel hatte, erklärte Emil, denn ein Gedicht, was Du vor einigen Tagen an Aſta ſandteſt, und auf welchem ihre unpoetiſche Kammerjungfer Zucker geſchlagen hatte, durch welchen Umſtand es mir vor die Augen kam, erregte meine Aufmerkſamkeit. Es bedurfte kaum noch der Mittheilungen meiner Braut, um mich zu überzeugen, daß ihre Freundin Aſta niemand anders als Deine Kora war, deren wahren Namen Du mir, wie ich leicht errathen konnte, nur deshalb verſchwiegſt, weil Du wußteſt, daß ich ſie kannte, und meine unzarte Einmiſchung in Dein zartes Verhältniß fürchteteſt. Durch einige geſchickte Kreuz- und Querfragen brachte ich denn auch glücklich und bald heraus, daß der Hauptmann Reichborn, wie Du jetzt weißt, ein ehrſamer Eheherr, es war, der Aſta ſo traulich aus dem Schauſpiel begleiteten, und daß der Hofrath ein gefährlicher Nebenbuhler ſey, wollte mir nun einmal gar nicht einleuchten. So kam ich denn ſehr natürlich zu der Ueberzeugung, daß ein Zuſammentreffen mit Aſta Dich aufs Neue und auf immer mit ihr vereinen werde, weshalb ich nicht ſäumte, ein ſolches herbeizuführen. Der Erfolg deſſelben hat mich indeß zu meinem Verdruß gelehrt, wie ſehr ein verſtändiger Mann ſich irren kann, wenn er von männlicher Eiferſucht und weiblicher Zartheit eine ſo ſchnelle Rückkehr zur Wahrheit und Klarheit erwartet.

Du haſt es gut gemeint, ehrlicher Emil, ſagte Klothar, ſeinem Freund die Hand bietend, aber nenne es immerhin eine thörichte Eiferſucht, das Gefühl, was mich ſo peinigt, vermag ich nicht von mir zu ſchütteln — beſonders wenn ich mir die Unbefangenheit zurückrufe, mit welcher ſie mich begrüßte, als ich in Adersbach in das Zimmer trat — recht wie man einen ehemaligen guten Bekannten begrüßt, der uns eben nichts weiter war, als ein guter Bekannter.

Das macht ihrem Verſtande Ehre, verſetzte Emil, und trotz dieſem Empfang warſt Du mit ihr ſchon auf dem Wege zum erneuerten Einverſtändniß —

Wenigſtens wähnte ich es, und gebe Dir jetzt die Erlaubniß, mich auszulachen! fiel Klothar mit ausbrechender Bitterkeit dem Freund in die Rede.

Dazu habe ich jetzt keine Zeit mehr, denn man erwartet uns, entgegnete trocken Emil, indem er, Klothars Arm ergreifend, den halb Widerſtrebenden mit ſich fortführte.

Unfern von Klothars Wohnung, nur durch einen kurzen Spaziergang, der ſich anmuthig durch Gehölz und Wieſen hinzog, getrennt, lag des Doktors Beſitzthum, ein kleines artiges Landhaus mit einem Garten. In einer Laube deſſelben ſaß die Geſellſchaft um einen wohlbeſetzten Kaffeetiſch, als die beiden Freunde hinzutraten. Emil fand ſogleich ſeinen Platz an Herminens Seite, und neben Aſta ſaß bereits der Hofrath, der ihr eben geſtand, daß er von Concordien unerhört geblieben ſey, was jedoch ſeinen Muth noch nicht gänzlich niederſchlage, da bekanntlich treue Ausdauer und freundliche Fürſprache ſchon manches Frauenherz überwunden habe. Er bat ſie darauf, ſich bei Concordien für ſeine Wünſche zu verwenden, wobei er zu Klothars bitterſtem Verdruß ihre Hand mehr als einmal aufs Innigſte an ſeine Lippen drückte.

Jetzt ward dem Doktor ein Fremder gemeldet, den dieſer mit beſonderer Freude zu empfangen eilte, und welchen er bald darauf der Geſellſchaft als einen ſeiner wertheſten Freunde vorſtellte.

Herr Graßheim, ſo nannte ſich derſelbe, war der Leſewelt ſeit mehreren Jahren als der Herausgeber einer beliebten Zeitſchrift bekannt, und jetzt auf einer kleinen Reiſe begriffen, deren Hauptzweck mehrere Beſuche waren, die er theils alten Freunden, theils den Mitgehülfen an ſeinen Wochenblättern abſtatten wollte. Er hatte in dieſer Abſicht auch den Weg durch Concordiens Wohnort genommen, wo er Tags zuvor geweſen war, und ſie nicht angetroffen hatte, welches er nach den erſten Begrüßungen ſogleich dem Doktor mittheilte. Dieß war mir, fuhr er fort, um ſo unangenehmer, da mir ſehr daran gelegen war, Concordien zu bewegen, die Beiträge, mit denen ſie meine Zeitſchrift ſchmückt, künftig mit ihrem wahren Namen zu unterzeichnen.

Warum das? ſagte der Doktor; ich finde die Beſcheidenheit, mit welcher ſie ſich verbirgt, um ſo liebenswürdiger, da ihr wirklich ausgezeichnetes Talent ſchon allgemein anerkannt iſt.

Du haſt Recht, erwiederte Graßheim, abes es iſt vor Kurzem einer angehenden Schriftſtellerin eingefallen, ihre noch ſehr mangelhaften Verſuche gleichfalls mit dem Namen Minona zu unterzeichnen, deſſen ſich Concordia bisher bediente — ein Umſtand, der allerlei Irrthümer veranlaſſen dürfte, die dieſer nachtheilig werden müßten, und ich ehre Concordien viel zu ſehr, um dieß ruhig dulden zu können.

Sie täuſchen ſich wohl, ſtammelte der beſtürzte Hofrath, denn ſo wie ich zu glauben mich veranlaßt finde, unterzeichnet Fräulein Thal ihre Dichtungen mit dem Namen Kora.

Entſchuldigen Sie meinen Widerſpruch, verſetzte Graßheim, aber hier kann bei mir um ſo weniger von einer Täuſchung die Rede ſeyn, da ich unter meine Mitgehülfinnen allerdings auch eine Kora zähle, denn Aſta von Bergen, die ich perſönlich noch nicht kenne, unterzeichnet mit dieſem Namen die Beiträge, mit denen ſie mich erfreut.

So erlaube mir, Dich ſogleich mit ihr bekannt zu machen, ſprach der Doktor, indem er ſeinen Freund zu Aſta führte, die deſſen Gruß und Anrede mit um ſo innigerem Antheil erwiederte, jemehr ſie ſich von Klothars Gegenwart und ſichtlichem Trübſinn befangen fühlte.

Alſo — Concordia — Minona? ſtaunte der Hofrath, dem ein ſchreckliches Licht aufgegangen war, indem er ſich mit Entſetzen des geſtrigen Wortgefechtes erinnerte.

Ja, ja, es iſt nicht anders, verſicherte Emil, ich wußte das Alles ſchon geſtern durch meine Braut, durfte es aber nicht offenbaren, weil ich ihr Verſchwiegenheit gelobt hatte.

Der Hofrath, der durchaus Jemand haben mußte, dem er ſein Mißgeſchick klagen konnte, richtete jetzt ſeine Mittheilungen an Klothar, an welchem er auch wirklich den aufmerkſamſten Zuhörer fand, mit dem, als er die Auflöſung der bisher obwaltenden Mißverſtändniſſe vernommen hatte, eine ſo auffallende Veränderung vorgieng, daß Emil ihm ſchon nach einer Stunde das Zeugniß gab: er ſey nun wieder ein umgänglicher, geiſtreicher und höchſt liebenswürdiger junger Mann geworden, deſſen Gegenwart vollkommen geeignet ſey, eine gebildete Geſellſchaft zu beleben und zu erfreuen.

Als der Hofrath auf dieſe Weiſe ſein Herz ausgeſchüttet hatte, betrug er ſich, zum Erſtaunen aller Anweſenden, ganz gefaßt und heiter, und verſicherte Jedem, der es hören wollte, ſolche wunderliche Vorfälle, wie ihn eben einer betroffen habe, kämen öfter im menſchlichen Leben vor, und wären zu geringfügig, um die Seelenruhe eines weiſen Mannes ſtören zu dürfen. Die Quelle, aus welcher ihm die geprieſene Seelenruhe ſtrömte, war jedoch die Ueberzeugung, daß er ſein Körbchen nur Concordiens gekränkter Eitelkeit verdanke, da er gerade zu ſeiner Erklärung den ungünſtigen Augenblick gewählt habe, wo er unbewußt ihr anerkannt ſchönes Gedicht ſo tief als möglich herabzuſetzen ſich beſtrebt hatte. Eine ſolche Aufwallung des beleidigten Selbſtgefühls aber mußte ſich, ſo ſchloß er, in einem ſo ſanften Gemüth als dem ihrigen, leicht und ſchnell wieder in die demſelben eigenthümliche Milde auflöſen und dann — das bunte Heer ſeiner ſtolzen Pläne und Hoffnungen zog aufs Neue heran, und umgaukelte in mancherlei ergötzlichen Geſtaltungen, nach wie vor, den ſelig Träumenden.

Als die Geſellſchaft ſpäter einen Spaziergang unternahm, ſahen bald Klothar und Aſta, durch eine geſchickte Veranſtaltung Emils, ſich auf einem lieblichen Schattenpfade allein. Beide erſchraken faſt, als ſie es wahrnahmen, daß ihre Begleiter ſich aus ihrer Nähe verloren hatten, aber nicht lange, ſo ſtrahlten ihre Blicke wieder ineinander, wie in der Adersbacher Höhle, ihre Hände verſchlangen ſich unwillkührlich, und ein tiefes Schweigen feierte die erſten Augenblicke ihres gänzlichen Wiederfindens. Neben einander fortwandelnd fanden ſie jedoch auch bald Worte, die ſich immer mehr und mehr zum innigſten Geſpräch verflochten, in deſſen weiterem Verfolg Klothar nicht unterließ, ſeiner Freundin das glückliche Ereigniß mitzutheilen, was ihn wieder in den Beſitz ſeines väterlichen Vermögens geſetzt hatte, worauf er mit glühender Innigkeit ſie um ihre Hand bat.

Aſta blieb ſtehen. Sie haben es wohl nicht geahnet, ſprach ſie mit mildem Ernſt, aber nicht ohne ſichtliche innerliche Bewegung, wie weh Sie mir mit dieſer Bitte thun, die ich Ihnen, einer innern Nothwendigkeit zu Folge, durchaus und für immer abſchlagen muß. Daß ich Sie liebe, wiſſen Sie, obwohl ich es Ihnen in dieſem Augenblick zum Erſtenmal ſage — wie ich Sie liebe — das ermeſſen Sie vielleicht nicht, denn ich liebe Sie mit allen Kräften meiner Seele, wahrhaft unausſprechlich, fuhr ſie immer inniger fort; aber um Sie recht lange — ſo lange, als es dem armen Menſchenherzen nur vergönnt iſt, ſo lieben zu können, will ich Ihre Gattin nicht werden! Was ich für Sie fühle, ſoll nicht ſo bald untergehen in der ſchaalen Einförmigkeit der Ehe, denn es iſt zu gut dazu, zu rein, und mir ſelbſt zu heilig.

Aſta, hören Sie auf! unterbrach Klothar erſchüttert die Redende. Wie iſt es möglich, daß Sie mich lieben, und doch die ſchönſte Hoffnung meines Herzens — das höchſte Glück meines Lebens ſo grauſam zerſtören können, weil einſt ein zorniger Ehemann eine Haubenſchachtel aus dem Wagen warf!

Sie werden bitter, mein Freund! ſagte Aſta verletzt.

Verzeihen Sie das meiner Liebe, entgegnete Klothar, verzeihen Sie es mir, daß ich es nicht begreife, wie ſolch ein widriger Eindruck ſo feſt wurzeln konnte in Ihrem milden, klaren Gemüth! Aſta, ſetzte er mit bebender Stimme hinzu, werden Sie mein — ich ſchwöre es, Sie ſollen an meinem Herzen geneſen von Ihrem trüben Wahn!

Nein, o nein, mein Freund, ſprechen Sie nicht öfter ein ſolches Wort aus, das mein Innerſtes verwundet, ſagte Aſta, und laſſen Sie den Wahn fahren, daß nur die Ehe liebende Gemüther beglückt und befriedigt — er iſt unſerer beider unwürdig! Lieben Sie mich, wie in den vergangenen glücklichen Tagen, rein und zart, ohne den Wunſch des Beſitzes — bleiben Sie mir, was Sie mir bisher waren, der Freund meiner Seele, der Einziggeliebte meines Herzens, dem, ſo lange ich zu fühlen und zu denken vermag, meine innigſten Gefühle und meine beſten Gedanken angehören werden — aber ſagen Sie mir nie, nie ein ſolches Wort mehr, wenn meine Liebe Werth für Sie hat! —

Und haben Sie ſchon daran gedacht, daß Sie in wenig Tagen oder Wochen wieder fortziehen müſſen — und der Freund Ihnen troſtlos nachſchauen muß in ewig unbefriedigter Sehnſucht, verſetzte Klothar, während die Arme des Gatten Sie feſthalten dürften für immerdar?

Und wäre es nicht beſſer, muthig zu entſagen und mit Schmerzen zu ſcheiden, entgegnete Aſta, als einander alltäglich und gleichgültig zu werden? Ich kann und mag es mir, fuhr ſie fort, nicht ohne Grauen denken, daß eine Zeit kommen könnte, wo nur noch das Band der Gewohnheit, oder andere weltliche Rückſichten, uns aneinander knüpften — daß der Augenblick kommen könnte, wo ich ohne vor Freude zu erbeben, nur Ihre Stimme vernehmen würde — wo ich nicht mit glühender Sehnſucht auf Ihre Schritte lauſchte, wenn ich Sie erwartete — wo wir uns eben nichts weiter mehr wären, als Mann und Frau — o Klothar, können Sie ſich das alles denken, und ſich nicht mit Widerwillen von dem häßlichen Bilde der Alltäglichkeit abwenden?

Aſta, ſagte Klothar, der einige Augenblicke tief ſinnend geſchwiegen hatte, glauben Sie mir, dieß Bild erfüllt mich mit Entſetzen, und ich weiß ſehr wohl, daß viel Schönes und Zartes in ſolch einem Alltagsleben untergeht — aber was bleibt dem Liebenden für ein Mittel übrig, das Geliebte ſich unverlierbar anzueignen, als die Ehe? Er muß es ergreifen, weil es das einzige iſt, ſeiner beſſern Ueberzeugung zum Trotz, wenn er ſein Leben nicht in trübem Entſagen verſeufzen will. Ich würde Ihrem Beſitz entſagen können — aber der Gedanke, abermals zu leben, wie ich dieſe zwei langen öden Jahre hindurch lebte, ohne Sie, Aſta, der mein ganzes Weſen, all mein Sinnen, Dichten und Träumen angehört — o Sie können dieſe Qual nicht ermeſſen! —

Ich ermeſſe ſie, erwiederte Aſta bewegt, an Allem, was ich dieſe Zeit hindurch empfand, aber wie wir uns geiſtig nahe blieben, ſo werden wir es auch künftig; denn was uns verbindet, iſt ja nicht ein flüchtiger Liebesrauſch, es iſt die Verſchmelzung unſerer Seelen, die Verwandtſchaft aller unſerer Neigungen und Gefühle, unſeres ganzen Weſens — unſer Verein bedarf keiner äußern Form.

Klothar drückte Aſta's Hände an ſeine glühenden Lippen. Ich kämpfe vergebens gegen Deine Entſchloſſenheit, ſprach er mit bebender Stimme, aber ich bin Dein, ewig nur Dein, wie Du auch unſer Verhältniß geſtalten willſt!

Nun, o nun haben wir uns erſt wahrhaft wiedergefunden, nun erſt erkenne ich den Freund meiner ſchönſten Vergangenheit ganz und klar, und ihm reiche ich die Hand zum reinen, unauflöslichen Geiſterbund! ſagte Aſta in ſeliger Rührung.

Klothar nahm die dargebotene Hand und zog die Geliebte an ſeine Bruſt, indem ſeine Lippen auf ihrer Stirn brannten. Aſta ließ es geſchehen, ſie ruhete einige Augenblicke an dem theuren Herzen, und entwand ſich dann ſanft den Armen des Freundes, um mit ihm die Geſellſchaft wieder aufzuſuchen.

Iſt es gelungen? flüſterte, als ſie bei derſelben anlangten, Emil ſeinem Freunde zu; ſeyd Ihr eins?

Wir ſind es, entgegnete dieſer, aber ganz anders, als Du es meinſt.

Die Luſtwandelnden kamen bald darauf an einer ſehr reizend gelegenen Beſitzung vorüber, ähnlich derjenigen, die der Doktor an ſich gebracht hatte. Man ſprach davon, daß dieſelbe gleichfalls verkauft werden ſolle, und Eliſe wünſchte ſich, bald freundliche Nachbaren in dieſem, dem ihrigen nahgelegenen Hauſe einziehen zu ſehen. Aſta hatte aufmerkſam zugehört, und führte bald darauf ein abgeſondertes Geſpräch mit dem Hauptmann und dem Doktor. Als ſie nach der Beendigung deſſelben ſich zur Abfahrt anſchickte, verſprach ſie Klothar, ihm zu ſchreiben, wenn und wo ſie ihn zu ſehen wünſche.

Nach wenig Tagen war die erwähnte Beſitzung durch des Doktors und des Hauptmanns Verwendung um einen ſo billigen Preis Aſta's Eigenthum, daß dieſe mit ihrem kleinen Vermögen auf derſelben, wenn auch beſchränkt, doch bequem und angenehm leben konnte. Ein Theil des Hausgeräths war mit in den Kauf eingeſchloſſen, ſo daß die neue Beſitzerin in wenig Stunden einige Zimmer artig einrichten konnte. Auf ihre Bitte veranlaßte Emil an einem ſchönen Nachmittag ſeinen Freund, ihm in ihre Wohnung zu folgen, indem er vorgab, dieſelbe für einen kaufluſtigen Bekannten beſehen zu wollen. Wer beſchreibt aber Klothars ſeliges Staunen, als die Thüre eines heitern Gemachs ſich vor ihm öffnete, und er, im Kreiſe der uns wohlbekannten Freunde, Aſta als Wirthin walten ſah, und dieſe ihm von Emil als ſeine neue Nachbarin vorgeſtellt ward. Mit ſprachloſem Entzücken drückte er ihre Hand an ſeine Lippen, aber ſein ſchönes dunkles Auge ſagte ihr mehr, als dieſe ihr hätten offenbaren können, als ſie ihm leiſe zuflüſterte: ſehen Sie nun wohl, daß es noch ein anderes und beſſeres *letztes Mittel* gab, uns für immer zu vereinen, als die Ehe? —

Im Lauf eines allgemeinen Geſpräches, das ſich jetzt entſpann, machte Emil der Verſammlung bekannt, daß er ein nahgelegenes Landgut zu kaufen entſchloſſen, und deshalb ſchon in Unterhandlungen getreten ſey, die einen günſtigen Erfolg hoffen ließen. Dieſe Mittheilung erhöhete noch um Vieles die allgemeine Heiterkeit, und Alle erfreuten ſich wechſelsweiſe daran, ſich die Bilder eines künftigen freundlichen Beiſammenlebens auf das Anmuthigſte auszumalen, wozu auch der Hofrath ſeinen Beitrag lieferte, indem er nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß er den ſchönen Kreis, der ſich hier zu bilden beginne, zuweilen mit Concordia zu vergrößern gedenke, und er trieb ſeine kühnen Hoffnungen ſo weit, Aſta zu verſprechen, ihr über ein Jahr dieſelbe ganz gewiß als ſeine Gattin zuzuführen. Der Doktor nahm ihn zu ſeiner unausſprechlichen Freude ſogleich mit ſcheinbarem Ernſt beim Wort, und verſprach ihm, wenn er den verheißenen Beſuch abſtatte, Concordien ein ländliches Feſt zu geben. Dann ergötzte er ſich eine Weile an dem zarten geiſtigen Einverſtändniß Klothars und Aſta's, und ſang darauf, die letzte neckend:

O wie tröſtend, o wie labend!
Immer bleibt er nun Dir nah!
Immer heißt es: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

O möge es lange, lange ſo heißen, und Einigkeit, Frohſinn und Scherz mit uns unſer holdes Thal immerdar bewohnen! entgegnete Aſta dem Leichtfertigen.

Und Vetter Michel, der getreue Nachbar, wird uns Allen willkommen ſeyn, wenn und wo er auch unter uns erſcheinen mag! ſagte, Klothars Hand ſchüttelnd, Emil.

Und den Hauptmann Reichborn wird man doch auch nicht aus dem frohen Kreis verweiſen, wenn er ſich einmal als freundlicher Gaſt einſtellt? ſcherzte dieſer.

Er wird immer freudig empfangen werden, aber mir doppelt angenehm ſeyn, wenn er ſeine holde Gattin mitbringt, verſetzte Aſta, denn dieſe, fuhr ſie zu Klothar ſich wendend fort, iſt eben die Erwina, von der Sie mich einſt in Altwaſſer ſcheiden ſahen.

Nach einigen Tagen, in welchen Emils beabſichtigter Ankauf noch zu Stande kam, begleitete derſelbe, um ſein Hochzeitfeſt dort zu feiern, Hermine und Aſta in die Heimath. Nach wenig Wochen kamen jedoch alle zurück, und bezogen ihre neuen Wohnörter. Aſta brachte ein artiges, etwa achtjähriges Mädchen, die Tochter eines kürzlich in großer Dürftigkeit verſtorbenen Schriftſtellers, mit ſich, durch deren ſorgſame Ausbildung ſie der Mitwelt die Schuld einer nützlichen Wirkſamkeit abzutragen gedachte, die dieſe mit Recht an uns zu fordern hat. Klothar, der während Aſta's Abweſenheit ſein Vermögen ausgezahlt erhalten hatte, und ſich nach würdiger Thätigkeit ſehnte, folgte nach einiger Zeit dem Beiſpiel ſeiner Freundin, indem er zwei arme verwaiſete, aber höchſt fähige Knaben aufnahm, deren Erziehung einen großen Theil ſeiner Zeit befriedigend ausfüllte. Die ſpätern Stunden des Tages brachte er jedoch faſt immer bei Aſta zu, und ſo erblühete beiden das ſeltene Glück, eine ſchöne Gegenwart an eine gleiche Vergangenheit knüpfen zu können. Wie vormals lauſchte Aſta nun wieder am trüben Winterabend auf die Schritte des nahenden Freundes — wie vormals verfloß derſelbe Beiden, durch Bücher und Geſpräch, Muſik und Geſang verkürzt. Nicht ſelten auch fanden ſie ſich mit Emil und Hermine zuſammen, und der Frühling führte das Ahlfeldſche Ehepaar auf mehrere Monate in ihre Nähe. Auch der Hauptmann kam im Sommer mit Erwina zum Beſuch, aber Concordia erſchien allein, denn ſie hatte dem Hofrath auf ſeine zweite Bewerbung abermals die geflochtene Erwiederung ertheilt, und dieſer tröſtete ſich, ſo gut es gehen wollte, mit ſeinem Lieblingsplan einer gänzlichen Weltverbeſſerung. Klothar und Aſta aber hoffen noch viele glückliche Tage, da eine reine geiſtige Neigung, die aus inniger Seelenverwandtſchaft erblühet, die längſte Dauer verſpricht.

Otto, Graf von Haugwitz

ward 1767 zu Piſchkowitz in der ſchleſiſchen Grafſchaft Glatz geboren und lebte nach vollendeten Studien in angenehmer Muße belletriſtiſchen Beſchäftigungen zu Breslau oder auf ſeinem Gute Falkenau in Schleſien ſo wie als königlich preußiſcher Kammerherr ſpäter zu Rauſchwaſſer in Schleſien.

Von ihm erſchienen:

Gedichte. Breslau 1790 in 8.
Blumen aus der lateiniſchen Anthologie. Ebendaſ. 1805 in 8.
Juvenals Satyren im Versmaße des Originals. Leipzig 1818.
Einhundert Epigramme. Breslau 1828 in 8.

G. v. H. hat ſich beſonders durch geſchmackvolle Ueberſetzungen einen geachteten Namen in der deutſchen Schriftſtellerwelt erworben. Seine eigenen poetiſchen Leiſtungen beurkunden ebenfalls reiche Phantaſie, Anmuth der Form und gewandte Herrſchaft über Sprache und Vers.

Markus Theodor von Haupt

ward den 2. Februar 1782 zu Mainz geboren, lebte nach geendigten juriſtiſchen Studien ſeit 1802 als prakticirender Advocat zu Aſchaffenburg, 1805 in der Grafſchaft Erbach und zog 1807 nach Darmſtadt, von wo er als Tribunalrichter nach Düſſeldorf berufen wurde. Später vertauſchte er dieſes Amt mit der Stelle eines Oberlandesgerichtsrathes zu Trier.

Er gab heraus:

Blüthen aus Italien. Frankfurt 1808, 2 Thle. in 8.
Taſſo's Nächte, überſetzt. Ebendaſ. 1808.
Chateaubriand's Märtyrer, oder der Triumph des Chriſtenthums. Ueberſetzt. Ebendaſ. 1810, 2 Thle.
Blüthenkränze. Hamburg 1811 in 8.
Monatsroſen. Düſſeldorf 1817.
Aehrenleſe aus der Vorzeit. Elberfeld 1817 in 8.
Skizzen. Düſſeldorf 1819.
Mechtilde. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde deutſcher Vorzeit. Köln 1821 in gr. 8.
Epheukränze. Trier 1824 in 8.
Schauſpiele. Mainz 1825, 2 Thle. in 8.
Unſere Vorzeit. Frankfurt 1828, 4 Bde.
Tell, hiſtoriſch-romantiſche Oper. Mainz 1829.
Die Freienſteiner, Novelle. Ebendaſ. 1830 in 8.

Reichthum der Phantaſie, Wärme der Empfindungen und Kraft und Wahrheit bei innerer Lebendigkeit, ſprechen den Leſer beſonders in v. H's Schriften an und haben ihrem Verfaſſer einen geachteten Namen in der literäriſchen Welt erworben.

Karl Renatus Hauſen

ward den 18. März 1740 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt die Humaniora und kam nach ſeiner Promotion zum M. der Philoſophie als Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft nach Halle, von wo ihn 1781 ein Ruf alsordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Bibliothekar nach Frankfurt an der Oder führte. Er wurde auch Präſes der dortigen gelehrten Geſellſchaft und ſtarb daſelbſt den 20. September 1805.

Die Welt kennt von ihm:

Pragmatiſche Geſchichte des 18. Jahrhunderts. Halle 1766.
Vermiſchte Schriften. Ebendaſ. 1766.
Vermächtniſſe für alle Stände. Halle 1767, 2. Ausgabe. Ebendaſ. 1778.
Allgemeine Bibliothek der Geſchichte. Ebendaſ. 1767. 1768. 2 Bde.
Verſuch einer Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts. Ebendaſ. 1771 — 1781, 4 Thle.
Leben Klotzens. Ebendaſ. 1772.
Biographie des Herzogs Leopold von Braunſchweig. Frankfurt a. d. O. 1785.
Geſchichte der Univerſität und Stadt Frankfurt. Ebendaſ. 1800.

H. gehört noch den älteren deutſchen Hiſtorikern an, die die Geſchichte pedantiſch wie eine Wiſſenſchaft behandelten, deren Hauptzweck ſich darauf beſchränke, die einzelnen Begebenheiten chronologiſch an einander zu reihen. — Seine Werke zeichnen ſich daher weder durch tiefe Forſchung, noch durch Geiſt oder treffliche Darſtellung aus, ſind aber wegen des Reichthums von Materialien, den ſie darbieten, für den Hiſtoriker von Fach häufig ſehr brauchbar.

Martin Hayneccius

ward den 10. Auguſt 1544 zu Borna in Sachſen geboren, ſtudirte Philologie zu Leipzig, wurde daſelbſt Magiſter und kurz nach einander Lehrer an den Schulen zu Leißnig, Chemnitz, Grimma und Amberg. Hierauf kam er, nachdem er einige Zeit zu Rochlitz privatiſirt hatte, 1585 als Rektor der Martinsſchule nach Braunſchweig und von da 1588 als Rektor der Landesſchule nach Grimma. Bereits ſeit 1608 emeritirt, ſtarb er daſelbſt den 28. April 1611.

Von ſeinen Luſtſpielen ſind auf uns gekommen:

Hans Pfriem oder Meiſter Kecks, Komödie. Leipzig 1582. Neue Ausg. Ebendaſ 1603; ferner Magdeburg 1606.

Der Kinder Schulſpiegel. Ebendaſ. 1582 und in neuer Ausg. unter dem Titel:

Schulteuffel. Ebendaſ. 1603, welche beide unter den Titeln: Hansoframea und Almansor auch lateiniſch erſchienen.

Es fehlte H. nicht an komiſchem Talent und glücklicher Laune, aber von dem ſchlechten Geſchmack ſeiner Zeit verleitet, artet er zu leicht in Plattheit und Plumpheit aus und ſeine Komödien ſind daher zum größten Theile ungenießbar.

Johann Peter Hebel.

Dieſer zarte und gemüthvolle Dichter ward den 11. Mai 1760 zu Hauſen im Badiſchen von armen Eltern geboren, ſtudirte zu Lörrach und Karlsruhe und auf der Univerſität Erlangen Theologie und kam 1782 als Pfarrvikar nach Hertingen. 1783 wurde er Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791 Subdiakonus und 1798 Profeſſor am Gymnaſium zu Karlsruhe, worauf er 1805 zum Kirchenrath, ſo wie 1808 zum Direktor des daſigen Gymnaſiums erwählt wurde. 1809 ernannte ihn ſein Fürſt zum Mitglied der evangeliſchen Kirchen- und Prüfungskommiſſion, 1814 bei der evangeliſchen Kirchenminiſterialſektion und beförderte ihn 1819 zum Prälaten. Er ſtarb auf einer Reiſe zu Schwetzingen den 22. September 1826, nachdem er noch 1820 durch die Verleihung des Komthurats des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet worden war.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Karlsruhe 1832 — 1834, 8 Bde. in 8.

Einzeln:

Allemanniſche Gedichte. Karlsruhe 1803; 6. vollſt. Originalausgabe Aarau 1831 in 8. mit 3 Kupf. und Titelvignette. Wohlfeilere Originalausg. Aarau 1828 in 12. Hiervon erſchienen viele Nachdrücke. Dieſelben überſetzt in hochdeutſche Mundart von Scheffner, Königsberg 1811; 2. Aufl. 1817 in 12.; von Fr. Girardet Leipzig 1821 in 16.; von Valentin Adrian Stuttgart 1824 in 8.; vom Freiherrn v. Budberg metriſch überſetzt Heidelberg 1827 in gr. 12.

Rheinländiſcher Hausfreund. Karlsruhe 1808—1811 in 4; 3. Aufl. Stuttgart 1827.

Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes. Tübingen 1811. 3. Aufl. Stuttgart 1827. Neue Aufl. Ebendaſ. 1833 in gr. 8.

Rheiniſcher Hausfreund. Karlsruhe 1814 u. 1815 in 4.

Bibliſche Geſchichten. Stuttgart 1822. 2. Auflage. Ebendaſ. 1824, 2 Bde.

Hebel erwarb ſich vorzügliche Verdienſte um die Bildung und Aufklärung des Volkes, welche ſich bei der Nation in bleibendem Andenken erhalten werden, ſelbſt wenn er nicht der Verfaſſer der trefflichen allemanniſchen Gedichte wäre, die ſich weit über die Gauen, für welche ſie eigentlich geſchrieben wurden, ausbreiteten und ſich ſelbſt im höchſten Norden Deutſchlands, durch die Herzlichkeit, Innigkeit und Natürlichkeit, welche in ihnen vorwaltend ſind, Freunde und Verehrer erwarben. Zwar hat der Dichter nicht überall den wahren Volkston in denſelben getroffen, indem er ſich theils zu Zeiten in der Form vergriff, theils den Figuren, die er handelnd und redend einführt, Aeußerungen und Gefühle giebt, welche ihnen unmöglich in dieſer Weiſe eigen ſein können und die daher geſucht und gemacht erſcheinen, theils endlich mitunter zu ſehr irgend eine Abſichtlichkeit durchblicken läßt, welche dem Weſen des Volkes ſowohl insbeſondere, wie der lyriſchen Poeſie im Allgemeinen durchaus zuwider iſt. — Im Ganzen finden ſich ſolcher verfehlter Verſuche jedoch nur wenige in der Sammlung, dagegen wahrer Meiſterwerke, in denen echtes, warmes Gefühl, Treuherzigkeit und wahrhaft dichteriſche Anſchauung den angemeſſenſten Ausdruck finden, erhöht durch die muſterhafte Behandlung eines Dialectes, der zwar große Anmuth beſitzt, doch auch faſt unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet, recht viele, welche Hebels Namen verdienter Weiſe bis auf die ſpäteſte Nachwelt bringen werden.

Die Irrlichter*).

Es wandlen in der ſtille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume b'chrönt,
uf grüne Matte bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie ſpröche mitenander deis und das,
ſie machen öbbis mitenander us;
's ſin geheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn ſie wieder furt, und richte's us.

Und ſtoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme ſieht, wo d'Nußbäum ſtöhn,
mü'en ſelli Marcher uſem Füür an d'Frohn,
ſie müen den Engle zünde, wo ſie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und biißt e Stückli Schwefelſchnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber-Brentewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tſchäublt ab,
Hui, flackerets in lichte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's iſch chummliger ſo, wenn eim vorem Fuß
und vor den Auge d'Togge ſelber rennt,
aß wemme ſie mit Hände trage muß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und ſchritet ſpot e Menſch dur d'Nacht derher,
und ſieht vo witem ſcho die Kerli goh,
und betet liſli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns" — im Wetter ſin ſie do.

---

*) Aus: J. P. Hebels „Allemanniſchen Gedichten."

Worum? Sobald der Engel bete hört,
ſe heimelets en a, er möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, ſo hebt er d'Ohre zu.

Und ſchritet öbſch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er fluecht und ſappermentet: „Chrütz und Stern“
und alli Zeichen , aß der Bode chracht,
ſell hörti wohl der füürig Marcher gern.

Doch wirds em nit ſo gut. Der Engel ſeit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!“
Im Wetterleich, ſen iſch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me ſtill ſi Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß ſi Weg, und 's Thal iſch breit,“
ſell iſch's vernünftigſt, und ſie lön ein go.

Doch wenn der Wundervitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverſtand den Engle no,
ſel iſch ene wie Gift und Poperment;
im Augenblick ſe lön ſie alles ſtoh.

Z'erſt ſage ſie: „Denkwol es iſch ſi Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!
So ſage ſie, und wandle ſtill us Weg.
und ſider nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und ſtoht,
ſe ſeit er z'letzt: „Was gilt, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit dure goht!“

Der Marcher muß vora, mit ſtillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
ſe ſinkt men in e Gülle, 's fehlt ſi nit.
Jez weiſch di B'richt, und iez chaſch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mers nit, ſchribs lieber in e Buch!
Zum Erſte ſagi: Das walt Gott der Her,
iſch alliwil no beſſer, als e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo:
ne chriſtli Gmüeth und 's Bette zfeht ſie a;
und wemme meint, me ſeh ne Marcher cho,
's iſch numme ſo d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn ein Ehre-Ma
ne Gſchäft für ihn ellei z'verrichte het,
ſe loß en mache, was gohts di denn a?
Und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, ſo lauf nit no!
Gang deiner Wege furt in Gottis G'leit!
's iſch Uhverſtand, me merkts enanderno,
Und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gſeit.

Der Schmelzofen.

Jez brennt er in der ſchönſten Art,
und 's Waſſer ruuſcht, der Blosbalg gahrt,
und biß aß d'Nacht vom Himmel fallt,
ſe würd die erſti Maßle chalt.

Und 's Waſſer ruuſcht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'ſpart.
Gang Chüngli, lengis alte Wi,
mer wen e wengli luſtig ſy!

Ne Freudeſtund iſch nit verwehrt;
me g'nießt mit Dank, was Gott biſchert,
me trinkt e friſche frohe Mueth,
und druf ſchmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudeſtund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gſund;
doch muß es in der Ordnig goh,
ſuſt het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez ſchenket i und ſtoßet a:
„Es leb der Marggrof und ſi Huus!“
Ziehnt d'Chappen ab, und trinket us!

Ne beſſre Her treit d'Erde nit,
's iſch Sege, was er thut und git,
i cha's nit ſage, wieni ſott,
vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch ſoll im Sege ſtoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inſpekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es iſch kei Frog.

Drum ſchenket i, und ſtoßet a!
Der Her Inſpekter iſch e Ma,
mit üſers Gattigs Lüte g'mei,
und fründli gege groß und chlei.

Er ſchafft e gute Wi ufs Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er ſtellt en luter uffe Tiſch,
und mißt, wie's recht und billig iſch.

Sell iſch verbei, der Ma am Füür
muß z'trinke ha, wärs no ſo thür.
Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me ſtreift der Schweiß am Ermel ab,
me ſchnufet, d'Bälg verſtuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird ſo am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer iſch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und ſtoßet a:
Gſegott! Vergiß di Schweiß und Ach!
's het jeden andren au ſi Sach.

Am Zahltag theiltiſch doch mit kei'm,
und bringſch der Lohn im Nastuch heim,
ſe luegt di d'Marei fründli a,
und ſeit: „I ha ne brave Ma!“

Druf ſchlacht ſie Eiern-Anken i,
und ſträut e wenig Imber dri;
ſie bringt Salat und Grüebe dra,
und ſeit: „Jez iß, du liebe Ma!“

Und wenn e Ma ſi Arbet thut,
ſe ſchmeckt em au ſi Eſſe gut.
Er tauſchti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer ſitze do, und 's ſchmecktis wohl
Gang, Chüngeli, leng no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel ſtoht!

So brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhalt ich alle gſund,
und Gott bewahr ich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gſchicht,

Und chunnt in ſtrenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firſte lit,
en arme Bub, en arme Ma,
und ſtoht ans Füür, und wärmt ſi dra,

Er bringt e paar Grumbireli,
und leits ans Füür, und brotet ſie,
und ſchloft by'm Setzer uffem Erz —
ſchlof wohl, und tröſt der Gott di Herz

Dört ſtoht ſo ein. Chumm, arme Ma
und thunis Bſcheid, mer ſtoßen a!
Gſegott, und tröſt der Gott di Herz!
me ſchloft nit lieblig uffem Erz.

Und chunnt zur Zeit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,
und ſetzt ſi näumen ane mit,
ſe ſchmecks em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
ſe macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfifli uſem Gſicht,

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Heſchs au ſcho glehrt, du Lappi du!
„Sug ammi Störzli Habermark,
„Weiſch? Habermark macht d'Bube ſtark!"

's iſch wohr, 's git mengi Churzwil mehr
am Suntig no der Kinderlehr,
und ſtrömt der füürig Iſe-Bach
im Sand, es iſch e ſchöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„heſch au ſcho Iſe werde ſeh
„im füür'ge Strom de Forme no?
Was gilts, er cha nit ſage: Jo!

Mir wüſſe, wie me 's Iſe macht,
und wie's im Sand zu Maſſle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez ſchenket i, und ſtoßet a:
Der Hammermeiſter iſch e Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie giengs im brave Hamberchs-Ma?
's muß jede Stahl und Iſe ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge,
ſen iſchs au um ſi Nahrig gſcheh.

Und wenn im früeihe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre ſtoht,
ſe muß er Charſt nnd Haue ha,
ſuſt iſch er e verlohrne Ma.

Zum Broche bruucht er d'Wägeſe,
zum Meihe bruucht er d'Sägeſe,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Meſſer, wenn der Trübel weicht.

So ſchmelzet denn, und ſchmiedet ihr,
und dankich Gott der Herr derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me braucht in Feld und Hus!

Und numme keini Säbel meh!
's het Wunde gnug und Schmerze ge.
's hinkt mengen ohni Fuß und Hand,
und menge ſchloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füſi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gſeh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengſte gha di ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
drum ſchenket i, und ſtoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göihmer hei,
und ſchaffe hüt no allerley,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag erwacht.

Der Morgen-Stern.

Woher ſo früeih, wo ane ſcho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und ſufer g'wäſchen im Morge-Thau?

Heſch gmeint, de ſeiſch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe ſcho!
Mer meihe ſcho ne halbi Stund;
früeih uffſto iſch de Glieder gſund,
es macht e friſche frohe Muth,
und d'Suppe ſchmeckt eim no ſo gut.

's git Lüt, ſie doſe frili no,
ſie chönne ſchier nit uſe cho.
Der Mähder und der Morge.Stern
ſtöhn zitli uf, und wache gern,
und was me früeih um Vieri thut,
das chunnt eim z'Nacht um Nüni gut.

Und d'Vögeli ſin au ſcho do,
ſie ſtimmen ihri Pfifli ſcho,
und uffem Baum und hinterm Hag
ſeit eis im andre gute Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli iſch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
„e gute Tag, und bhütis Gott!
„Mer beten um e chriſtlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz.
„wer chriſtli lebt, het frohe Muth:
„der lieb Gott ſtoht für alles gut."

Weiſch, Jobbli, was der Morge-Stern
am Himmel ſucht? Me ſeits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha ſchier gar nit vonnem lo.
Doch meint ſi Muetter, 's müeß nit ſy,
und thut en wie ne Hüenli i.

Drum ſtoht er uf vor Tag, und goht
ſi'm Sternli no dur's Morgeroth.
Er ſucht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em ſagen: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er ſchier gar bynem wär,
verwacht ſi Muetter handumcher,
und wenn ſie rüeft enanderno,
ſen iſch mi Bürſtli niene do.
Druf flicht ſie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern ſi Muetter ſieht,
ſe wird er todesbleich und flieht,
er rüeft ſi'm Sternli: Bhütdi Gott!
es iſch, as wenn er ſterbe wott.
Jez, Morge-Stern, heſch hohi Zit,
di Müetterli iſch nümme wit.

Dört chunnt ſie ſcho, was hani gſeit,
in ihrer ſtille Herlichkeit.
Sie zündet ihre Strahlen a,
de Chilch-Thurn wärmt ſi au ſcho dra,
und wo ſie fallen in Berg und Thal,
ſe rüehrt ſi 's Leben überal.

Der Storch probiert ſi Schnabel ſcho,
„de chaſchs perfekt, wie geſter no!"
und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörſch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Buche-Wald
mit ſchwere Streiche d'Holz-Ax fallt?

Was wandelt dört im Morge-Strahl
mit Tuch und Chorb dur's Matte-Thal?
's ſind d'Meidli jung, und flink und froh,
ſie bringe weger d'Suppe ſcho,
und 's Anne Meidli vornen a,
es lacht mi ſcho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meidli chäm ung'fähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeih mers Gott!

Das Hexlein.

Und woni uffem Schnid-Stuhl ſitz
für Baſſeltang, und Liechtſpöhn ſchnitz,
ſe chunt e Hexli wohlgimuth,
und frogt no frey; „Haut's Meſſer gut?“

Und ſeit mer frey no Gute Tag!
und woni lueg, und woni ſag:
„'s chönnt beſſer go, und Große Dank!“
ſe wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, iſchs nümme do,
und woni rüef: „Du Hexli he!“
ſo gits mer ſcho kei Antwort meh.

Und ſieder ſchmeckt mer's Eſſe nit;
ſtell umme, was de heſch und witt,
und wenn en anders ſchlofe cha,
ſe höri alli Stunde ſchlah.

Und was i ſchaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
ſe chunnt mim Sinn das Hexli für,
und was i ſchwetz, iſch hinterfür.

's iſch wohr, es het e Gſichtli gha,
's verluegti ſi en Engel dra,
und 's ſeit mit ſo 'me freie Muth,
ſo lieb und ſüß: „Haut's Meſſer gut?“

Und leider hani's ghört und gſeh,
und ſellemols und nümme meh.
Dört iſchs am Hag und Hurſt verbey,
und weiters über Stock und Stei.

Wer ſpöchtet mer mi Hexli us,
wer zeigt mer ſiner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, ſe triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i ſuch und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Hexli chund,
ſe würdi ebe nümme g'ſund.

Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie iſch d'Sunn ſo müed,
lueg, wie ſie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie ſi 'sFazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüſcht,
und wie ſie an der Stirne wüſcht.

's iſch wohr, ſie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg iſch wit,
und Arbet findt ſie überal,
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will alles Liecht und Wärme ha,
und ſpricht ſie um e Segen a.

Meng Blümli het ſie ausſtaffiert,
und mit ſcharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gſeit: Heſch gnug und witt no meh?
und 's Chäferli het hinteno
doch au ſi Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het ſie gſprengt,
und 's zitig Sömli uſe g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und keis goht hungerig ins Bett,
wo nit ſi Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chrieſi lacht,
ſe het ſie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri ſchwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
ſe het ſie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Blueſt umhengt.

Und uf der Bleichi het ſie gſchaft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het ſi ſelber g'freut,
doch hätt' er nit, vergelts Gott, gſeit.
Und het e Frau ne Wöſchli gha,
ſe het ſie trochnet druf und dra.

's iſch weger wohr, und überal,
wo d'Sägeſen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen iſch,
ſe het ſie geheuet froh und friſch.
Es iſch e Sach, by meiner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum iſch ſie iez ſo fölli müed,
und bruucht zum Schlof kei Obe-Lied;
ke Wunder, wenn ſie ſchnuuft und ſchwitzt.
Lueg wie ſie dört uf's Bergli ſitzt!
iez lächelt ſie zum letzte mol.
Jez ſeit ſie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten iſch ſie! Bhüt di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn ſtoht,
het no nit gnug, er bſchaut ſie no.
Du Wundervitz, was gaffſch denn ſo?
Was gilts, ſie thut der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die guti Frau,
ſie het ihr redli Hus-Chrutz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit gut,
und chunnt ſie heim, nimmt er ſi Hut;
und was i ſag, iez chunnt er bald,
dört ſitzt er ſcho im Fohre-Wald.

Er macht ſo lang, was tribt er echt?
Me meint ſchier gar, er traut nit recht.
Chum numme, ſie iſt nümme do,
's wird alles ſy, ſe ſchloft ſie ſcho.
Jez ſtoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wiſſe het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe ſelber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e guti Nacht!

Die Mutter am Chriſt-Abend.

Er ſchloft, er ſchloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit ſtillem Tritt,
ſie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henki der denn dra?
Ne ſchöne Lebchueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinſti Zucker-Mehl.

's iſch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz,
Gib's ſparſam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helſet er Zucker-Brod.

Jez Rümmechrüſliger her,
die allerſchönſte, woni ha,
's iſch nummen au kei Möſeli dra.
Wer het ſie ſchöner, wer?

's iſch wohr, es iſch e Pracht,
was ſo en Oepfel lacht;
und iſch der Zucker-Beck e Ma,
ſe mach er ſo ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt noch meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de ſchöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was iſch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's iſch au no di.
I leg der ſchöni Helgli dri,
und ſchönt Gibetli ſin ſelber drin.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Gute—
Potz tauſig, no ne Ruthe!
Do iſch ſie ſcho, do iſch ſie ſcho!

's cha ſy, ſie freut di nit,
's cha ſy, ſie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderſt, ſen iſchs der gſund:
's mueß nit ſy, wenn d' nit witt.

Und willſchs nit anderſt ha,
in Gottis Name ſeig es drum!
Doch Muetter-Lieb iſch zart und frumm,
ſie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letſchli dra.

Jez wär er usſtaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli alles gmacht.

De nimmſchs und dankſch mer's nit;
Drum weiſch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Muth,
und ſchmeckts der numme, ſen iſchs ſcho gut.

Bym Blueſt, der Wächter rüeft
ſcho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me ſi vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez bhütdi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Chriſt iſch hinecht cho,
het Chindes Fleiſch und Blut ag'no;
Wärſch au ſo brav, wie er!

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zu,
es ſitzt e ſchönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Blumeſaft,
und 's choſtet nit viel, hani ghört.

Der Engel ſeit: „Was wär der lieb?“—
„Ne Schöpli Alte hätti gern!“—
Der Engel ſeit: „Sell cha nit ſy,
ſie hen en alle trunke fern.“—

„Se ſchenk e Schöpli Neuen i!“—
„Do heſch eis!“ het der Engel gſeit.
Der Chäfer trinkt, und 's ſchmeckt em wohl
er frogt: „Was iſch mi Schuldigkeit?“

Der Engel ſeit: „He, 's choſtet nüt;
„Doch richtſch mer gern e Gfallen us,
„weiſch was, ſe nimm das Blumemehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!“

„Er het zwor ſelber, was er bruucht,
„Doch freuts en, und er ſchickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Blumemehl,
„mengmol e Tröpfli Morgethau.“

Der Chäfer ſeit: „Jo frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede biſch.“
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder ſo en Engel iſch.

Er ſeit: „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er ſchick der do
„au Blumemehl!“ Der Engel ſeit:
„Da hättſch nit chönne iuſter cho.“

Er ladet ab; der Engel ſchenkt
e Schöpli gute Neuen i.
Er ſeit: „Do trink eis, wenn de magſch!“
Der Chäfer ſeit: „Sell cha ſcho ſy!“

Druf fliegt er zu ſi'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchſte Haſelhurſt.
Es balgt und ſeit: „Wo blibſch ſo lang?
Er ſeit: „Was chani für mi Durſt?

Jez luegt ers a, und nimmts in Arm,
er chüßts, und iſch bym Schätzli froh.
Druf leit er ſi ins Todtebett,
Und ſeit zum Schätzli: „Chumm bal no!“

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli?
De heſch au ſo ne luſtig Bluet.
Je, ſo ne Lebe, liebe Fründ,
es iſch wohl für e Thierli gut.

Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
und ſelli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es iſch ſo flink und dundersnett,
ſo dundersnett,
i wär im Paradies!

's iſch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gſichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's ſieh vo weitem,
ſe ſtigt mer's Bluet ins Gſicht;
es wird mer übers Herz ſo chnapp,
und 's Waſſer lauft mer d'Backen ab;
wohl d'Backen ab;
i weiß nit, wie mer gſchicht.

Am Ziſtig früeih bym Brunne,
ſe redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es iſch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!“
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em ſolle ſage,
und hätti 's numme gſeit!
und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz ſo ſchwer,
mi Herz ſo ſchwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird iäten im Salat,
und ſag em's, wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
ſo bini vorm Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, ſell iſch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
und ſufer gwachſe wäri io,
das wäri ſcho,
mit ſellem hätts ke G'fohr.

Was wiſplet in de Hürſte,
was rüehrt ſi echterſt dört?
Es viſperlet, es ruuſcht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi näumer ghört.

„Do bini io, do heſch mi,
„und wenn de mi denn witt!
„I ha's ſcho ſiederm Spöthig gmerkt;
„am Ziſtig heſch mi völlig bſtärkt,
io, völlig bſtärkt.
„Und worum ſeiſchs denn nit?

„Und biſch nit rich an Gülte,
„und biſch nit rich an Gold,
„en ehrli Gmüth iſch über Geld,
„und ſchaffe chaſch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!"

O Vreneli, was ſeiſch mer,
o Vreneli, iſch ſo?
De heſch mi uſem Fegfüür gholt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei, nümme tolt.
Jo, friili willi, io!

Der Winter.

Iſch echt do obe Bauwele feil?
Sie ſchütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es ſchneit doch au, es iſch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
ſo het er vo der Bauwele ghauft;
er treit ſie uf der Achsle no,
und uffem Hut, und lauft dervo.
Was laufſch denn ſo, du närſche Ma?
De wirſch ſie doch nit gſtohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Sie ſtöhn wie großi Here do;
ſie meine, 's heigs ſuſt niemes ſo.
Der Nußbaum het doch au ſi Sach,
und 's Here-Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, iſch Schnee und Schnee,
me ſieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und ſchnei's ſo lang es ſchneie mag,
es wartet uf ſi Oſtertag.

Meng Summer-Vögli ſchöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf ſie Oſtertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und ſieder ſchlofts, und 's iſch em wohl.

Doch wenn im Frühlig 's Schwälmli ſingt
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Potz tauſig, wacht's in iedem Grab,
und ſtreift ſie Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli iſch,
ſchlieft 's Leben uſe iung und friſch. —

Do fliegt e hungrig Späßli her!
e Brösli Brod wär ſi Begehr.
Es luegt ein ſo erbärmli a;
's het ſieder nechte nüt meh gha.
Gell Bürſtli, ſel iſch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fuhre lit?

Do heſch! Loß andern au dervo!
Biſch hungerig, chaſch wieder cho! —
's muß wohr ſy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie ſeihe nit, und ernde nit;
„ſie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt ſie doch."

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
„Jez hani alli ſchlofe gleit;
„ſie ſin vom Schaffe her und hi
„gar ſölli müed und ſchlöfrig gſi,
„und 's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
„i cha faſt uf kei Bei meh ſtoh."

So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
ſe ſinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig ſeit: „Jez iſchs an mir!"
Gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür.
Er düſelet hinter d' Sterne no,
und cha ſchier gar nit obſi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
ſie ſchloft im ſtille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit iſch do!"
Sie ſeit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeeche goht,
und heiter uf de Berge ſtoht
der Sunntig, und 's ſchloft alles no:
es ſieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſo ſtoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenſtern i
mit ſinen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i ſag,
es freut en, wemme ſchlofe mag,
und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo lisli cho.
drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſche Mayeluft,
voll Chrieſi-Blueſt und Schleeche-Duft!
und d'Immli ſammle flink und friſch,
ſie wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chrieſi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume neben dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's iſch ſo ſtill und heimli do,
men iſch ſo rüeihig und ſo froh!
Me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
e Gute Tag, und Dank der Gott,
und 's git gottlob e ſchöne Tag,
iſch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli ſeit: „Frili io!
„Potz tauſig, io, do iſch er ſcho!
„Er dringt io in ſi'm Himmels-Glaſt
„Dur Blueſt und Laub in Hurſt und Naſt!"
Und 's Diſtelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au ſcho a.

Sie lüte weger 's Zeiche ſcho,
der Pfarer, ſchint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüſchet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de mueſch derno ne Meye ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, ſchlof wohl im chüele Bett
De ligſch zwor hert uf Sand und Chies;
doch ſpürts die müede Rucke nit.
Schlof ſanft und wohl!

Und 's Deckbett litt der, dick und ſchwer
in d'Höchi gſchüttlet, uffem Herz.
Doch ſchloſſch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof ſanft und wohl!

De ſchlofſch und hörſch mi Bhütdi Gott,
de hörſch mi ſehnli Chlage nit.
Wärs beſſer, wenn de's höre chönntſch?
Nei, weger nei!

O 's iſch der wohl, es iſch der wohl!
Und wenni numme by der wär,
ſe wär ſcho alles recht und gut.
Mer tolten is.

De ſchlofſch und achtiſch 's Unrueih nit
im Chilche=Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im ſtille Dorf.

Und wenns am ſchwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
ſe fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeih im Morgeroth
bis ſpot in d'Mittnacht b'chümmeret het,
Gottlob, es ficht di nümmen a
im ſtille Grab.

Es iſch der wohl! o 's iſch der wohl!
und alles was de g'litte heſch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuts nümme weh.

Drum, wenni numme by der wär,
ſo wär io alles recht und guet.
Jez ſitzi do, und weiß kei Troſt
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill iſch,
ſe chunnt mi Samſtig z'Oben au,
und druf, ſe grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme ſchnuuf,
und wenn ſie 's Schloflied gſunge hen,
ſe ſchüttle ſie mer 's Deckbett uf,
und — Bhütdi Gott!

I ſchlof derno ſo ſanft wie du,
und hör im Chilch=Thurn 's Unrueih nit.
Mer ſchlofe, bis am Sunntig frueih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel ſinge 's Morgelied,
ſe ſtöhn mer mit enander uf,
erquickt und gſund.

Und 's ſtoht e neui Chilche do,
ſie funklet hell im Morgeroth.
Mer göhn, und ſingen am Altar
Halleluja!

Der Jenner.

Im Aetti ſetzt der Oeldampf zu.
Mer chönnte 's Aempeli uſe thue,
und d'Läden uf. Der Morge=Schi
blickt ſcho zum runde Naſtloch i —
O lueget doch, wie chalt und roth
der Jenner uf de Berge ſtoht.

Er ſeit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glitzeret vor Luſt und Freud,
„und mueß er furt, ſen iſchs am Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und würd byzite wieder cho.“

„Und unterther in Berg und Thal,
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s iſch alles mir zu Ehre g'ſcheh,
„und woni gang im wite Feld,
„ſin Stroße bahnt, und Brucke gſtellt.“

Er ſeit: „I bi ne friſche Ma,
„i ha ne luftig Tſchöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e heiter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfriſt, ke Gliederweh,
„und woni gang, ſe chracht der Schnee.“

Er ſeit: „I bi ne gſchickte Ma,
„lueg, wieni überzuckere cha!
„I chuuch, und an de Hürſte hangts,
„und an de zarte Birche ſchwankts.
„Der Zuckerbeck mit gſchickter Hand,
„mit Geld und Gut wär's nit im Stand.

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helgli chritzli cha!
„Do heſch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do heſch e ganze Tannewald!
„Der Früehlig chönnts nit halber ſo,
„'s iſch mit der Farb nit alles tho.“

Er ſeit: „I bi ne ſtarche Ma,
„und zwing mi näumer, wenn er cha!
„Der Forſter gſtablet uf der Jacht,
„Der Brunntrog ſpringt, der Eichbaum chracht.
„D'Frau Sunne, mittem Gſichtli rund,
„het's Herz nit, aß ſie füre chunnt.“

'ſ iſch wohr, me weiß nit, was ſie tribt,
und wo ſie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie ſpöter Tag,
wie beſſer aß ſie ſchlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
ſe chäm ſie erſt, wenns Oelfi ſchlacht.

Nei, het ſie's ghört? Dört chunnt ſie io,
Me meint, 's brenn alles lichterloh! —
Sie ſtoht im chalte Morgeluft,
ſie ſchwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chuuch e wenig d'Schiben a,
's iſch, aß me beſſer luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, ſie loßt nit ab.
Jez het ſie gunne. Wit und breit
ſtrahlt ihri Pracht und Herrlichkeit.
O lueg, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche=Fenſter, lueg, wies ſtrahlt.

Der Jenner ſetzt ſi Arm in d'Huft,
er ruckt am Hut, und ſchnellt in d'Luft.
Der Jenner ſeit: „I förch di nit.
„Chumm, wenn de mit mer baſchge witt!
„Was gilts, de würſch byzite goh,
„und rüehmſch dim Büebli nüt dervo!“

Je, 's wär wohl hübſch und liebli ſo,
im warme Stübli gfallts eim ſcho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
ſie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
ſie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zu.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
ſie ſitzt und chlagts im liebe Gott.
G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Mutterherz.
Der Jenner iſch e ruuche Ma,
er nimmt ſi nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fiſcher=Lis'
e Säckli Mehl, e Hemdli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und ſag, ſie ſoll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tiſch alsgmach.

Die Ueberraſchung im Garten.

„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel ſy;
„ſuſt hätt der Mangeld au ſi Sach,
„er ſtoht doch au nit unterm Dach.
„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no ſo früeih ins Gärtli ſpring,
„und unterwegs mi Morgeliedli ſing,
„iſch näumis g'ſchafft. Wie ſtöhn iez reihewis
„die Erbſe wieder do am ſchlanke Ris
„in ihrem Blueſt! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es ſin die Jumpferen uſem See!
„Me meint zwor, 's chönn, wie lang ſcho, keini meh.
„Suſt ſin ſie in der Mitternacht,
„wenn niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder uſe g'wandlet uſem See.

„Sie hen im Feld, ſie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte g'ſchafft im Garteland,
„und iſch me früeih im Morgeſchimmer cho,
„und het iez welle an ſi Arbet go,
„iſch alles ferig gſi — und wie ſcharmant

„Du Schalk dört hinke, meinſch, i ſeh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgſtellt, du würſch's ſy.
„Was falle der für Jeſten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterli, de heſch's nit ſolle ſeh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„und wenn de wotſch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's iſch mer o gar ſölli wohl und weh."

So het zum Kätterli der Fridli g'ſeit,
er het e ſchweri Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne ſage iuſt,
und es het au in ſiner Bruſt
e ſchüüchi zarti Lieb zum Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini ſchöne Blüemli a,
„'s ſin numme alli ſchöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in ſiner holde Früehligs-Tracht,
„und do ſitzt ſcho ne flißig Immli dra."

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
„Wärſch du mer hold, i wär im tiefſte Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
„und wo kei Immli ſummſt, im Paradies."

Und d'rüber hebt ſi d'Sunne ſtill in d'Höh,
und luegt in d'Welt, und ſeit: „Was muß ich ſeh
„in aller Früeih?" — Der Fridli ſchlingt ſi Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmüßli ge.

Das Gewitter.

Der Vogel ſchwankt ſo tief und ſtill,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt ſo ſchwarz, und chunnt ſo ſchwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunſt und Wetter. Los, wie's ſchallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf, mit Halm und Laub,
und lueg mer dört ſel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra;
lueg, wie mers uſenander rupft,
wie üſer eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und b'hüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch ſo füürigroth
und 's chracht und toost, es iſch e Grus,
aß d'Fenſter zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es ſchloft, und nimmt ſi nüt drum a.

Sie lüte z'Sliengе druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre ſoll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es iſch e Schlag!
Dört, ſiehſt im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli ſchloft no allewil
und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,
„er wird io d'Auge bynem ha."
Es ſchnüfelet, es dreiht ſi hott
ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, ſiehſch die helle Streife dört?
O los! heſch nit das Raßle g'hört?
Es chunnt. Gott wellis gnädig ſy!
Göhnt weidli, hänket d'Läden i!
's wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du ſchöni Weizen-Ern.

Es ſchettert uffem Chilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutſcht's im Bach
und loßt nit no — das Gott erbarm.
Jez ſimmer wieder alli arm. —
Zwor hemmer au ſcho gmeint, 's ſeig ſo,
und doch iſch 's wieder beßer cho.

Lueg, 's Büebli ſchloft no allewil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
„er wird mi Theil ſcho übrig lo."
He io, 's het au, ſo lang i's ha,
zu rechter Zit ſi Sächli gha.

O gebis Gott e Chinderſinn!
's iſch große Troſt und Sege drinn.
Sie ſchlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,
und er macht au ſi Sprüchli wohr
mit ſinen Englen in der G'fohr. —

Wo iſch das Wetter ane cho?
D'Sunn ſteht am heitre Himmel do.
's iſch ſchier gar z'ſpot, doch grüeß di Gott!
„He, ſeit ſie, „nei, 's iſch no nit z'ſpot,
„es ſtoht no menge Halm im Bah'
„und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tauſig, 's Chind iſch au verwacht,
Lueg, was es für e Snüfli macht!
Es lächelt, es weiß nüt dervo.
Siehſch, Friderli, wie's usſieht do? —
Der Schelm het no ſi G'falle dra.
Gang, richt em eis ſi Päppli a! —

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z'Müllen an der Poſt,
Tauſigſappermoſt!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht es nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Poſt!

Z'Bürglen auf der Höh,
nei, was cha me ſeh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Waſſer überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Staufen uffem Märt
hen ſie, was me gert,
Tanz und Wi und Luſtberkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Staufen uffem Märt!

Z'Friburg in der Stadt
ſufer iſchs und glatt,
richi Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friburg in der Stadt.

Woni gang und ſtand,
wärs e luſtig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit
in dem ſchöne Land.

Meinen Auge g'fallt
Heriſchried im Wald.
Woni gang, ſe denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Gegnig a
z'Heriſchried im Wald.

Imme chleine Huus
wandlet i und us —
gelt, de meinſch, i ſag der, wer?
's iſch e Sie, es iſch kei Er,
imme chleine Huus.

Der Abendſtern.

De biſch au wieder zeitl do
und laufſch der Sunne weidli no,
du liebe, ſchönen Obeſtern!
Was gilts, de hättſch di Schmützli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
und cha ſie doch nit übercho.

Vo alle Sterne groß und chlei
iſch er der liebſt und er ellei,
ſi Brüderli, der Morgeſtern,
ſi het en nit uns halb ſo gern;
und wo ſie wandlet us und i,
ſe meint ſie, müeß er um ſie ſy.

Früeih wenn ſie hinterm Morgeroth
wohl ob dem Schwarzwald ufe goht,
ſie führt ihr Bübli an der Hand,
ſie zeigt em Berg und Strom und Land,
ſie ſeit: „Thue g'mach, 's preſſirt nit ſo!
„Di Gumpe wird der bald vergoh."

Er ſchwätzt und frogt ſie das und deis,
ſie git em B'richt, ſo guet ſie 's weiß.
Er ſeit: „O Muetter, lug doch au,
do unte glänzts im Morgethau
ſo ſchön wie in di'm Himmelsſaal!"
„He, ſeit ſie, drum ich's Wieſethal."

Sie frogt en: „Heiſch bald alles gſeh?
„Jez gangi, und wart nümme meh."
Druf ſpringt er ihrer Hand dervo,
und mengen wiiße Wülkli no;
doch wenn er meint, iez han i di,
verſchwunden iſch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie ſi Muetter höcher ſtoht,
und alsg'mach geg'nem Rhiſtrom goht,
ſe rüeft ſie 'm: „Chumm und fall nit do!"
Sie führt en feſt am Händli no:
„De chönntſch verlöſche, Handumcher,
„Nimm, was mers für e Chummer wär!"

Doch, wo ſie überm Elſaß ſtoht,
und alsg'mach ehnen abe goht,
wir nootno 's Büebli müed und ſtill,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's frogt hundertmol: „Wie wit iſchs no?"

Druf, wie ſie ob der Berge ſtoht,
und tiefer ſieht ins Oberoth,
und er afange matt und müed
im rothe Schimmer d'Heimeth ſieht,
ſe loßt er ſie am Fürtuch goh,
und zottlet alsg'mach hinte no.

In d'Heimeth wandle Heerd und Hirt,
der Vogel ſitzt, der Chäfer ſchwirrt;
und 's Heimli betet dört und do
ſi luten Obedſege ſcho.
Jez, denkt er, hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's iſch nümme wit.

Und ſichtber, wiener nöcher chunnt,
umſtrahlt ſi au ſi Gſichtli rund.
Drum ſtoht ſi Muetter vorem Hus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Muus!"
Jez ſinkt er freudig niederwärts —
iez iſchs em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du ſchönen Obeſtern!
's iſch wohr, mer hen di alli gern.
Er luegt in d'Welt ſo lieb und guet,
und b'ſchaut en eis mit ſchwerem Mueth,
und iſch me müed, und het e Schmerz,
mit ſtillem Frieden füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
he, frili io, ſin au ſcharmant.
O lueg, wid 's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit;
's macht kein em andre 's Lebe ſchwer;
wenns doch donieden au ſo wär!

Es chunnt e chüele Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denkwol, mer göhn iez au alsg'mach
im ſtille Frieden unter Dach!
Gang, Liſeli, zünd 's Aempli a!
Mach kei ſo große Dochte dra!

Arnold Herrmann Ludwig Heeren

ward den 27. October 1760 bei Bremen geboren und von ſeinem Vater, dem Prediger H. zu Arbergen ſo wie auf der Bremer Domſchule für die Univerſität wiſſenſchaftlich vorbereitet. Er ſtudirte ſeit 1779 in Göttingen die Rechte und die Geſchichte und machte, nachdem er daſelbſt 1784 Doctor der Philoſophie und Aſſeſſor der Societät der Wiſſenſchaften geworden war, von 1785 — 87 eine gelehrte Reiſe durch Frankreich und Italien. Bei ſeiner Rückkehr wurde ihm eine außerordentliche, 1795 aber eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie übertragen, womit er ſeit 1801 die der Geſchichte verband. Seine durch die mit Tychſen unternommene Herausgabe der Bibliothek der Literatur und Kunſt, der Göttinger Anzeigen und andrer wichtiger Schriften bewährte Gelehrſamkeit erwarb ihm 1806 den Charakter eines Hofraths und, nachdem er bereits 1815 Ritter des hannöverſchen Guelphenordens geworden war, 1828 die Ertheilung des ſchwediſchen Nordſternordens. Er feierte in dieſem Jahre das Jubelfeſt ſeiner Profeſſur.

Seine Schriften ſind:

Kleine hiſtoriſche Schriften. Göttingen 1803—1808, 3 Bde.
Hiſtoriſche Werke. Göttingen 1821 — 1826, 5 Bde. Sie wurden ins Holländiſche (von Dorn-Seiſſen) und ins Engliſche (von Bancroft) überſetzt.

Einzeln:

Entwurf zu Vorleſungen über Geſchichte und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. Göttingen 1788 in gr. 8.
Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmſten Völker des Alterthums. Göttingen 1793 — 1805, 3 Bde. 5. Aufl. Ebendaſ. 1824 — 1826. 5 Bde.
Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Literatur ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften. Ebendaſ. 1797—1802. 2 Bde.
Handbuch der Geſchichte der Staaten des Alterthums Ebendaſ. 1799. 5. Aufl. Ebendaſ. 1826.
Handbuch der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. Ebendaſ. 1800; 4 Aufl. Ebendaſ. 1822.
Verſuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge. Göttingen 1808.
Johannes von Müller. Leipzig 1809 8.
Spittlers Leben und Wirken. Berlin 1822.
Heyne. Göttingen 1813.
Der deutſche Bund. Ebendaſ. 1817.
Geſchichte der europäiſchen Staaten. Gotha 1829 ff. mit Uckert.

Außerdem beſorgte er, wie ſchon oben bemerkt, mit Tychſen die Herausgabe der „Bibliothek der alten Literatur und Kunſt,“ nach Eichhorns Tode ſeit 1827 allein die der „Göttinger gelehrten Anzeigen,“ der Schrift des Rhetors Menander „De encomiis (Göttingen 1785), der „Eclogae physicae et ethicae“ von Stobäus (Göttingen 1792 — 94, 2 Bde.) u. A. m.

H. hat ſich durch eben ſo ſcharfſinnige als gründliche und tiefe hiſtoriſche Forſchungen vorzüglich über die Politik und den Handel der Alten eine faſt europäiſche Berühmtheit erworben. Seine Hand- und Lehrbücher zeichnen ſich ferner durch klare, methodiſche Zuſammenſtellungen und lichtvolle Ueberſichten aus, ſo wie ſich überhaupt in allen ſeinen Schriften der ruhig, fein blickende, ſtets ohne Schwanken und Irrung dem vorgeſteckten Ziele zuſchreitende Denker beurkundet.

Johannes Müller der Hiſtoriker *).

Was von einem großen Mann für die Nachwelt erheblicher ſey zu wiſſen, was er war und wie er es ward? iſt ſchwer zu entſcheiden; gewiß aber daß nichts wünſchenswerther ſey, als beydes darlegen zu können. Wenn vielleicht bey Männern, die in weiten Geſchäftskreiſen ſtanden, das erſte das wichtigere iſt; ſo wird dagegen der große Schriftſteller durch die Geſchichte ſeiner Bildung den Nachkommen nicht weniger nützlich, als durch die Werke des Geiſtes, die er ihnen hinterläßt. Indem er dadurch die Bahn bezeichnet, welche er ging, öffnet er ſie zugleich für Andere; beſonders in ſolchen Fächern, wo das Genie nicht alles vermag, weil es nicht blos aus ſich ſelber ſchöpfen kann; wo das Studium ſein Begleiter ſeyn muß, weil der Stoff gegeben iſt; wo die Methode der Vorbereitung meiſt über das Gelingen ſelber entſcheidet. Mag daher vielleicht der Dichter, aus eigener innerer Fülle ſchöpfend, keines Wegweiſers bedürfen, anders iſt es bey dem Hiſtoriker. Seiner wartet ein langer oft dornenvoller Pfad, leicht ermüdend, und reich an Abwegen. Wie große Meiſter vor ihm, alle Hinderniſſe bekämpfend, ihr Ziel erreichten, iſt ihm Noth zu wiſſen; nicht um ängſtlich in ihre Fußſtapfen zu treten, aber um nicht leichtſinnig eine Bahn zu beginnen, auf der ſo viele ermatteten; oder gar zu glauben dem Ziele ſchon nahe zu ſeyn, wenn Irrwege ihn davon abführten.

Der Unvergeßliche, **) dem dieſe Blätter geweiht ſind, ſteht in vielfachem Sinn als Muſter der Hiſtorie für die Nachwelt da. Er hinterließ ihr Werke, mächtig auf ſein Zeitalter wirkend, vielleicht noch mehr auf künftige Geſchlechter. Aber er entzog auch ihnen die Geſchichte ſeines Werdens nicht. Hat er ſie gleich nicht ausführlich dargelegt, welcher reiche Stoff dazu findet ſich in jener einzigen Sammlung von Briefen; ***) und aus dem reifern Alter, welche Winke wenigſtens in dem kurzen Abriß ſeines Lebens? †) Welchen würdigern Kranz könnten wir um ſeine Urne winden, als wenn es uns gelänge, ihn darzuſtellen, wie er war und ward! Einfach muß dieſe Darſtellung ſeyn, wenn ſie treu ſeyn ſoll; aber ſie kann auch nur kurz und beſchränkt ſeyn. Die Beſchreibung ſeines Lebens, ſeines Handelns, bleibt ſeinen Freunden überlaſſen, die eine lange und genaue perſönliche Bekanntſchaft an ihn knüpfte. Nur den Geſchichtſchreiber aus ſeinen Werken darzuſtellen, zu beſtimmen, was er durch dieſe der Wiſſenſchaft ward, iſt hier der Zweck.

Was Johann von Müller aber der Wiſſenſchaft wurde, das ward er ganz durch ſeine Liebe für ſie. Aus dieſer einzigen Quelle, der reinſten von allen, oder vielmehr der einzig reinen, floß ſeine ganze Wirkſamkeit. Dieſe reine Liebe, frey von allen Nebenzwecken, den einzigen ausgenommen, durch ſie ſich wohlverdienten Ruhm zu erwerben, entzündete ſich bey dem Jüngling, erhielt ſich bey dem Mann, und würde erſt, hätte er dies Alter erreicht, mit dem Greiſe geſtorben ſeyn. Liebe für Geſchichte iſt bey einer zahlreichen Klaſſe von Menſchen nur Liebe zu einer vernünftigen Unterhaltung; bey andern Streben nach Belehrung. Wer mag auch das eine oder das andere tadeln? Bei Müller erhielt ſie früh einen höhern Charakter, den des feurigſten Enthuſiasmus; und dieſer Enthuſiasmus ging hervor aus dem lebendigſten Gefühl ihrer Würde.

---

*) Von A. H. L. Heeren. Leipzig 1809.

**) Johann von Müller war geboren zu Schafhauſen am 2. Jan. 1752, ſtudierte zu Göttingen 1769 — 71. Lebte in Genf 1774 — 80. War Profeſſor am Karolinum in Kaſſel 1781 — 83. Lebte wieder in Genf und Bern 1784 — 86. War Bibliothekar und geheimer Staatsrath in Mainz 1786 — 93. War Hofrath und Cuſtos an der Bibliothek in Wien 1793 — 1804. Geheimer Kriegsrath, Hiſtoriograph und Mitglied der Akademie in Berlin 1804 — 1807. Trat darauf in Königl. Weſtphäliſche Dienſte als Miniſter Staatsſekretair; welchen Platz er aber mit dem eines Staatsraths und General-Direktors der Studien vertauſchte. Er ſtarb den 29. May 1809.

***) Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund. Tübingen, 1802.

†) Lowe Bildniſſe jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbſtbiographien. Berlin 1806. Erſtes Heft. Beyde ſind die Hauptquellen für das folgende.

Sie war ihm die erſte der Wiſſenſchaften, die Aufbewahrerin alles Großen und Herrlichen, die Heroldin und zugleich die Bildnerin der Staatsmänner und Helden. Mit dem Eintritt in ihren Tempel öffnete ſich ihm zugleich dieſer geweihte Kreis; voll lebendigen Sinns für das Große, fühlte der Jüngling ſich hier in ſeiner Welt; er hatte ſeine Gottheit gefunden; und das Gelübde ihrem Dienſt ſein Leben zu weihn war auf immer gethan. Aber dieſes Gefühl der Würde der Geſchichte ward auch zugleich die Quelle hoher Forderungen an ſich ſelbſt. „Ein Geſchichtſchreiber bedarf einer freyen Seele, und faſt „aller Kenntniſſe eines großen Königs. Jene muß er haben, „nach dieſen muß er ſtreben *).“ Worte tiefen Sinns, in ihrem ganzen Umfange vielleicht nur den Eingeweihten verſtändlich, mit denen er den Anfang ſeines Werks der Welt übergab. Sein Leben war der Commentar dazu.

Jene Liebe für Geſchichte ward bey Müllern ſchon in den Knabenjahren entzündet; die Sammlungen ſeines Großvaters für Schweizergeſchichte lehrten ihn gleichſam ſeine Beſtimmung ahnen. Bereits im neunten Jahre verſuchte er es die Schickſale ſeiner Vaterſtadt zu beſchreiben; während bald darauf die erſte, gleichſam verſtohlene, Kenntniß der römiſchen Klaſſiker, jene unausſprechliche Verehrung großer Männer und die Liebe für die Freyheit in ihm entzündete, nachmals die Seele ſeiner Werke. So waren ſchon in des Knaben Bruſt die Keime gelegt, die einſt in dem Mann ſich entfalten ſollten.

Unterricht in der gewöhnlichen Form ſcheint für Müller wenig gepaßt zu haben. Was er von andern lernte, lernte er nur durch Unterhaltung. Er mußte mit denken und mit ſprechen, wenn für ihn Belehrung entſtehen ſollte. Höchſt wohlthätig war es daher für ihn, daß er auf der Vorbereitungsanſtalt zu der Akademie zwey Jahre hindurch bey ſieben bis acht Profeſſoren der einzige Schüler war. Hier konnte kein Unterricht, wobey der Schüler unthätig geweſen wäre, Statt finden. Aber was der Jüngling dem lehrreichen Geſpräch verdankte, erkennt auch der Mann mit dankvoller Erinnerung. So war das Selbſtdenken geweckt und hatte Nahrung gefunden.

Nicht anders war es auf der Univerſität, die er im achtzehnten Jahre bezog. Allerdings ward ſein Aufenthalt in Göttingen, wohin er gegangen war, für ſein künftiges Leben entſcheidend wichtig; da er mit dem Vorſatz kam, Theologie zu ſtudieren, und es mit dem Vorſatz verließ, dieſem Studium entſagend ſich blos der Geſchichte zu widmen: aber ſeine Bildung ging auch hier nicht den gewöhnlichen Weg. Welche Vorleſungen er beſuchte, iſt meiſt ungewiß; die Nahrung für den Geiſt, deren Er bedurfte, ſcheint Er zu wenig in ihnen gefunden zu haben. Auch berühmte Namen konnten ihn nicht beſtechen. Die geſchmackloſe Behandlung hebräiſcher Dichter durch J. D. Michaelis ſchreckte ihn von der Exegeſe zurück, wie ſie auch Andere davon zurückgeſchreckt hat. Aber der perſönliche Umgang ausgezeichneter Männer erſetzte ihm auch hier, was ihn der öffentliche Vortrag vielleicht vermiſſen ließ. Viel war er bey dem gelehrten Kirchenhiſtoriker Walch, viel bey Heyne, viel bei von Schlözer. Was hiſtoriſche Kritik und Quellenſtudium ſey, war ſchwerlich irgend wo mehr als bey Walch zu lernen; er lebte und webte nur in den Quellen ſeiner Kirchengeſchichte. Das klaſſiſche Alterthum war der gewöhnliche Gegenſtand der Unterredungen mit Heyne. Den erſten Ueberblick über Weltgeſchichte im Großen verdankte er Schlözern; hier ward ihm der Orient und der Norden eröffnet; hier der Sinn für Völker- und Länderkunde, dies unentbehrliche Organ des Univerſalhiſtorikers, geſchärft. Den größten Einfluß auf ihn hatte hier jedoch ein Mann, deſſen Name, einſt der Lieblingsname der Erzieher und der deutſchen Jugend, jetzt faſt vergeſſen iſt, Dr. Johann Peter Miller, deſſen Hausgenoſſe er war. Wenn ihm das Verdienſt gebührt, zuerſt den Entſchluß, der Geſchichtſchreiber der Schweiz zu werden, in Müllers Bruſt erzeugt zu haben, ſo iſt dadurch ſeine Erwähnung mehr als gerechtfertigt. Man muß dieſen würdigen Gottesgelehrten, Mosheims Zögling, perſönlich gekannt haben **), um ſich ſeine Einwirkung auf Müllers Bildung zu erklären. Dr. Johann Peter Miller, ohne glänzende Talente des Umgangs und des Vortrags, war bey ausgebreiteten litterariſchen Kenntniſſen einer der beſcheidenſten Männer. Sanftmuth und Milde war der Charakter ſeines Geſprächs und ſeines ganzen Weſens; zugleich eine ſeltene Bereitwilligkeit zu rathen und zu helfen, wo Rath und Hülfe gefordert ward. So erklärt es ſich leicht, wie der Jüngling ſich an einen Mann anſchließen konnte, den er weit an Talenten übertraf, aber mit deſſen Geſinnungen er übereinſtimmte. Miller lohnte dieſe Anhänglichkeit durch den Rath, ein ſeiner würdiges Lebensgeſchäft ſich zu wählen, und die Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zu beſchreiben. Schwerlich konnte er es ahnen, welches Werk davon die Frucht werden würde; und hätte der Schüler es ſelber nicht geſagt, wer wüßte das Verdienſt des Lehrers?

Der Entſchluß, die Theologie zu verlaſſen, ſtand jetzt feſt; mit ſeiner erſten Schrift: daß unter Chriſtus die Kirche nichts zu fürchten habe *), nahm er zugleich von ihr Abſchied. Aber noch in Göttingen hatte er auf Schlözers Rath den Entwurf zu einer Schrift gemacht, mit der er ſeine hiſtoriſche Laufbahn eröffnete. Es war ſein Verſuch über die Cimbern **); ein Gegenſtand, der wegen der Widerſprüche in den Nachrichten der Alten bekanntlich große Dunkelheiten hat.

Müllers Verſuch über die Cimbern intereſſirt mehr in Beziehung auf den Verfaſſer als auf den Gegenſtand. Er erkannte ihn ſelber für einen unreifen Verſuch; (ſchlimm, wenn der zwanzigjährige Jüngling auch ſchon ſeine volle Reife gehabt hätte;) aber er zeigt uns die Stufe der Bildung, auf welcher der Verfaſſer nach der Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn ſtand. Ueber Weſen und Behandlung der Geſchichte war er mit ſich ſelber noch nicht einig. So viel ſieht man, daß der Sinn für Quellenſtudium bey ihm erwacht war; aber wie das, was dieſe Quellen lieferten, zu verarbeiten ſey, war ihm noch nicht klar. Die erſte Hälfte des Buchs enthält einen Abriß der Geſchichte der Cimbern nach den Angaben der alten Schriftſteller meiſt mit ihren eigenen Worten. In der zweyten findet ſich die Sammlung aller Stellen der Alten über das Volk, ganz abgedruckt. Wichtiger als das Buch ſelbſt iſt für die Beurtheilung ihres Verfaſſers die Vorrede; (eine thörichte Vorrede, nannte er ſie nachmals ſelber; unſtreitig zu hart über ſich urtheilend.) Sie ſoll ſeine damaligen Anſichten von hiſtoriſcher Kritik, von Entwerfung einer kritiſchen Geſchichte der Menſchheit darlegen. Man erkennt darin den feurigen Jüngling, der fremde Ideen mit Lebendigkeit aufgefaßt hatte, aber der noch der eigenen Uebung ſeiner Kräfte bedurfte, um ihnen Feſtigkeit und Beſtimmtheit zu geben.

So weit vorbereitet, mit dem Plan, der Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes zu werden, kehrte Müller in ſeine Vaterſtadt Schafhauſen zurück ***); wo eine Lehrſtelle der griechiſchen Sprache ſeiner wartete. Aber nun kam der Zeitraum, wo dieſer herrliche Geiſt ſich entfalten ſollte; das nächſte Quinquennium iſt ohne Zweifel die eigentliche Periode ſeiner Bildung. Viel that er dabey ſelbſt: und wenn das Geſchick ihn zugleich begünſtigte, ſo möge man nicht vergeſſen, daß dies nur dadurch geſchehen konnte, daß er ſich ſeiner Begünſtigungen werth zu machen wußte.

Er hatte die Beſtimmung, der er ſein Leben widmen wollte, gefunden. Aber noch ein achtjähriger Zeitraum verfloß, ehe er es wagte, mit dem erſten Verſuch ſeiner Schweizergeſchichte (nachmals ihm ſelber dennoch nicht genügend,) aufzutreten. Ein langer Zeitraum alſo der Vorbereitung! Die ſeltene Stärke des Geiſtes, die dazu gehört, ſo lange einer Idee zu leben, ihr die Ausſicht zu Beförderung, häuslichem Glück, aufzuopfern, in den Jahren, wo der gewöhnliche Menſch nur dieſe Wünſche kennt, bezeichnet den außerordentlichen Mann.

Kaum war auch die Nachricht bekannt geworden, daß er die Geſchichte der Schweiz von Grund aus bearbeiten wolle, als ſich hier Alles beeiferte, ihn zu unterſtützen. Mehrere der erſten Männer des Staats öffneten ihm ihre Sammlungen; die Archive von Klöſtern und Städten ſtanden ihm zu Gebot; ja, der Rath ſeiner Vaterſtadt erwarb ſich das bleibendſte Verdienſt, über die gewöhnliche Form ſich wegſetzend, ihm zu vergönnen, auswärts zu leben, indem er viele Jahre ſeine Stelle ihm dennoch offen ließ. Konnte es für einen edlen, für das Große empfänglichen Geiſt eine größere Aufmunterung geben? Wenn Beweiſe der öffentlichen Achtung nach geleiſteten Dienſten hohe Vergeltung ſind, welche Aufmunterung müſſen nicht die Beweiſe der öffentlichen Erwartung vor denſelben ſeyn? Aber welche ausgezeichnete Eigenſchaften mußte nicht auch der Jüngling beſitzen, der dieſe ſo früh erregen konnte?

Wenn in der Geſchichte der Meiſter Herr ſeines Stoffs ſeyn muß, ſo iſt es doch gewiß nicht weniger wahr, daß zuerſt der Stoff den Meiſter bildet. In einem ganz ausgezeichneten Grade war dieſes aber bey dem Stoff der Fall, den Müller ſich wählte. Der Staat, deſſen Geſchichte er behandeln wollte, hatte nicht die politiſche Einheit großer Monarchien oder Republiken. Es war ein Aggregat verbündeter Staaten, nicht auf einmal, ſondern allmählich entſtanden; ſelbſt ohne bleibende

---

*) Die Geſchichte der Schweizer. 1780. Vorrede Seite XVI.

**) Der Verfaſſer, ein Decennium ſpäter gleichfalls Millers Hausgenoſſe, befand ſich in dieſem Fall.

*) Christo rege nihil esse ecclesiae metuendum. Göttingen 1770.

**) Bellum Cimbricum, Zürich 1772. 8.

***) Im Jahr 1771.

Centralregierung für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten. Die einzelnen Glieder dieſes Bundes ſich höchſt ungleich, in ihren Verfaſſungen, wie in ihrem Umfange; aber auch nicht weniger in ihren Verhältniſſen. Des Allgemeinen war wenig, des Beſondern deſto mehr. Das Studium mußte alſo nothwendig von dem Einzelnen ausgehen. Eben darum aber war hier der Stoff ſo ganz dazu geeignet, den Geſchichtforſcher zu bilden, indem er allmählig Herr deſſelben wurde. Hiſtoriſches Studium findet ſeine eigentliche Nahrung in dem Studium des Einzelnen. Je tiefer es eindringt in dieſes, um deſto mehr Befriedigung. Wer ohne dieſes ſich befriedigt fühlt, iſt kein Geſchichtforſcher; wenn gleich auch der Geſchichtforſcher bald die Gränzen erblickt, über die er nicht hinaus gehen kann. Von der Erforſchung des Einzelnen ſich zur Anſicht des Allgemeinen zu erheben, iſt die Sache des Genies; wer mit dem Allgemeinen anfängt, erbauet ein Gebäude ohne Grund. Wahrheiten, wie es ſcheint, jedem von ſelbſt einleuchtend; aber bedürfen nicht gerade die einleuchtendſten Wahrheiten gegenwärtig am meiſten der Wiederholung?

So war es alſo die Specialgeſchichte der einzelnen Beſtandtheile der Eidgenoſſenſchaft, von denen Müllers Studien ausgehen mußten; die Schickſale kleiner Völkerſchaften, meiſt aber von Oertern und Städten. Kein anderer Theil der Geſchichte führt in ein ſo tiefes Detail; kein anderer gewährt in den meiſten Fällen dem Forſcher ſo viele Befriedigung. Was in dem Innern der Kabinette verhandelt wurde, läßt meiſt ſich nur aus den Folgen errathen; die Berathſchlagungen ſelber, ihr Gang, die Anſichten der Rathgebenden, zeichnete gewöhnlich kein Schreiber auf. Das Entſtehen, der Wachsthum, die Blüthe und das Sinken der Gemeinweſen blieben dagegen meiſtentheils keine Geheimniſſe. Die Chronikenſchreiber verzeichneten ihre Schickſale und Veränderungen; und die Archive bewahrten die Urkunden davon auf. So eröffnete ſich dem Forſcher, ſelbſt bey einem beſchränkten Staat, dennoch ein unermeßliches Feld für ſeinen Fleiß. Die Studien, denen er ſich widmen mußte, waren, im gewöhnlichen Sinne des Worts, größtentheils trockene Studien; nur durch das lebendige Intereſſe, das er ſelber für ſie gefaßt hatte, konnten ſie wiederum Leben gewinnen. Auf der andern Seite — wie unerläßlich auch dieſe Forſchungen ſind, ſo ſind ſie doch zugleich von der Beſchaffenheit, daß ſie den Geiſt nicht nur ermüden, ſondern auch erdrücken können. Viele vortreffliche Köpfe verloren durch ſtete Beſchäftigung mit dem Einzelnen, jede größere und freyere Anſicht, ohne welche kein großer Geſchichtſchreiber ſich bildet.

Vor dieſen Gefahren wußte ſich Müller allerdings durch ſich ſelber zu ſchützen; aber die Umſtände begünſtigten ihn zugleich. Während er ſich in Chroniken und Urkunden begrub, genoß er immer daneben des Umgangs der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, und lebte zugleich mit den erſten Köpfen des Alterthums. Ein günſtiges Geſchick führte ihn nach Genf, nur dem Namen nach als Erzieher der Söhne von Jacob Tronchin, weit mehr als Freund des Vaters, der viel Sinn für Müllers Lieblingsſtudien hatte. Dazu kam bald eine enge Verbindung mit einem der ehrwürdigſten Männer, Bonnet, ihm mehr Vater als Freund, in deſſen Hauſe er leben konnte, ohne eine der Sorgen des Lebens zu fühlen. Aber der Aufenthalt in Genf überhaupt gewährte Vortheile, wie kaum ein anderer Ort in Europa ſie gewähren konnte. Es gab ſchwerlich eine andere Stadt, ſelbſt die großen Hauptſtädte nicht ausgenommen, die ein ſolcher Sammelplatz ausgezeichneter Männer geweſen wäre. Mehrere hatten hier ihren Wohnſitz auf immer, andere auf einige Zeit. Dazu das immer rege innere politiſche Getreibe dieſes kleinen Freyſtaats! Wo hätte alſo ein ähnlicher Umlauf von Ideen Statt finden können? Müllern ward aber das Glück zu Theil, hier auch im Umgange mit auswärtigen praktiſchen Staatsmännern zu ſtehen; mit Alleyn Fitzherbert, nachmaligen Lord St. Helens, mit Thomas Boone, geweſenen Gouverneur von Süd-Carolina, demnächſt Direktor des Londner Zollhauſes, mit dem er in eine enge Verbindung trat, die eine lange Reihe von Jahren nicht hat ſchwächen können.

Es war ein unterſcheidender Zug in Müllers Charakter, daß der Sinn für praktiſche Politik ſich früh bei ihm entwickelte. Als er ſich den hiſtoriſchen Studien widmete, geſchah es nicht bloß mit dem Vorſatz, gelehrter Forſcher und Schriftſteller zu werden; ſondern in der Hoffnung, vielleicht dadurch ſich den Eingang in die politiſche Laufbahn zu eröffnen. In welchem Umgange konnte aber jener Sinn für praktiſche Staatskunſt mehr Nahrung finden, als in dem, in welchem er hier ſtand? Aber welche Vorbereitung zugleich für den Geſchichtſchreiber! Was iſt er ohne Sinn für das wirkliche Leben; ohne Kenntniß von dem Gange und der Behandlung der Geſchäfte; er, der das große Gemälde von dieſem allen entwerfen ſoll? Auch in ſpätern Jahren ward Müllern das Glück zu Theil, nicht bloß auf ſeinem Studierzimmer zu leben, ſondern zugleich durch ſeinen Aufenthaltsort und ſeine Stellen in Verbindung mit Geſchäftsmännern zu ſtehen, ſelbſt nicht ohne Einfluß auf Staatsgeſchäfte zu bleiben; aber dieſe Verhältniſſe des männlichen Alters waren natürlich von anderer Art als die des Jünglings mit Männern, die zu ſeiner Bildung halfen, weil ſie ſeine Talente erkannten. So ward dieſer Aufenthalt in Genf für ihn entſcheidend wichtig, und machte ihn ohnedem völlig zum Meiſter derjenigen Sprache, ohne welche der Eintritt in die politiſche Bahn jetzt verſchloſſen bleibt.

Aber wenn der Umgang mit den Lebenden ihn bildete, ſo that es in eben dieſem Zeitraum noch weit mehr der Umgang mit den Todten. Es war dies die Periode, wo ſein Geiſt die Reife erhalten hatte, die für Lektüre nothwendig iſt. Sichtbar hat, was er damals las, auf ſeine nachmalige Ausbildung am meiſten gewirkt; und glücklicherweiſe finden ſich eben über dieſen Gegenſtand in ſeinen Briefen die gnügendſten Aufſchlüſſe. Er verdient es aber um ſo viel mehr, daß wir bei ihm etwas länger verweilen, da Müller auch in der Einrichtung ſeiner Lektüre ein Muſter aufgeſtellt hat, das jungen Männern nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Müller hat ſehr viel, aber in einem gewiſſen Sinn auch wenig geleſen. Für Unterricht und Belehrung war ſeine Lektüre unermeßlich; für praktiſche und äſthetiſche Bildung blieb ſie in engen Schranken. Für dieſe las er nur Meiſterwerke; für jene viel zu leſen forderten ſchon ſeine Vorarbeiten zu der Schweizergeſchichte; noch weit mehr aber ſeine nachmaligen Studien der Univerſalhiſtorie. Allein dieſes viele Leſen blieb doch bey ihm ſehr weit von zweckloſer Vielleſerey entfernt. Von dieſer Peſt der neuern Zeit erhielt ſich Müller in der entſcheidenden Periode ſeines Lebens ganz rein; und eben dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt iſt es, der er den nachmaligen Charakter ſeiner Geiſtesbildung verdankte. Für den ſchon gereiſten Mann kann Vielleſerey vielleicht unſchädlich ſeyn; für den Jüngling iſt ſie durchaus verderblich. Bey ihm tödtet ſie alles lebendige und bleibende Intereſſe, und damit zugleich die ganze Knoſpe der künftigen Entwicklung. Nur das Neue hat für ihn Reiz, weil es neu iſt; und wie bald wird nicht jedesmal das Neue durch das Neuere verdrängt? Der Umgang mit Büchern iſt wie der Umgang mit Menſchen. Das Anſchließen und die Bekanntſchaft mit einzelnen edlen Männern iſt es, die uns veredelt; das Umhertreiben unter einer Schaar ſtets wechſelnder Freunde gewährt höchſtens einen Zeitvertreib.

Welche Schriftſteller Müller zu ſeiner Bildung las, hat er uns ſelber geſagt. Es waren ſowohl alte als neue; blinde Vorliebe für die Litteratur irgend eines Volks blieb ihm ganz fremd; er ergriff das Vortreffliche, wo er es fand. Aber Ein Charakter mußte dem Schriftſteller eigen ſeyn, der ihn feſſeln ſollte; er mußte ihn denken lehren. So wurde daher das Leſen ſolcher Schriftſteller zugleich für ihn ſelbſt wahres Studium; er las, er dachte, er commentirte. Griechen und Römer ſtanden freylich bey ihm oben an; aber die Neuern wurden darum nicht vergeſſen. Unter den griechiſchen Proſaikern waren es vor allen Thucydides und Polybius, die ihn feſſelten. Sie waren ihm die Lehrer der Staatskunſt, die ſie nicht in Büchern, die ſie durch eigene Theilnahme an den Geſchäften, die ſie als Anführer, oder auch als Freunde und Vertraute der großen Männer ihrer Zeiten erlernt hatten.

Daß unter den römiſchen Geſchichtſchreibern Tacitus vor andern Müllern beſchäftigen würde, ließ ſich erwarten, eben weil er ihm am meiſten zu denken gab. Die Liebe zu ihm wuchs aus eben dem Grunde bey wiederholter Lektüre, weil er fortdauernd reichere Nahrung für ſeinen Geiſt fand. „Ich leſe „Tacitus zum andernmal, aber es iſt nicht der gleiche Tacitus. „So oft ich ihn leſe, erſcheint er mir als über den, welchen ich „geleſen hatte.“*) Dieſe Vorliebe, und dieſe ſteigende Bewunderung hatte Müller mit andern, vielleicht mit allen, Denkern gemein, die ſich mit dem Römer beſchäftigen. Aber was ihn über dieſe erhebt, was uns das rühmlichſte ſcheint, das wir in der Geſchichte ſeiner Bildung von ihm zu ſagen wiſſen, iſt dieſes, daß ſelbſt dieſer gewaltige Geiſt ihn nicht zu blenden vermochte. Es war unmöglich, daß er ſich nicht an ihn angeſchloſſen hätte; aber feſſeln ließ er ſich nicht von ihm. Er ahnete gleichſam, daß die Manier des Tacitus, ganz aus der Perſönlichkeit des Schriftſtellers hervorgehend, nicht das allgemeine Muſter ſey; aber ganz ward dieſes erſt bey ihm zur Klarheit gebracht, durch Cäſars Commentarien. Nicht auf einmal, weil ſie nichts haben das blendet, aber allmählich ward das Gefühl bey ihm zur Ueberzeugung, daß die Schriften des erſten der Feldherrn auch zugleich die erſten Muſter der hiſtoriſchen Schreibart und Behandlung ſeyen. „Ich geſtehe, daß mich „Cäſar dem Tacitus untreu macht. Zierlicher und reiner zu

---

*) Briefe S. 61.

„ſchreiben iſt unmöglich; in ihm iſt die wahre Präziſion; indem er alles Nöthige und nichts weiter ſagt; er ſchreibt als ein Staatsmann von allem ohne Eifer. Tacitus als Philoſoph und Redner, und als ein Mann, welcher das menſchliche Geſchlecht liebte, wird bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, ſo kann ich zu Ausſchweifungen verführt werden; mein Cäſar kann mich nie verführen.“*) Der zwanzigjährige Jüngling, der ſo urtheilen konnte, beurkundete eben dadurch, daß er der nahe Geiſtesverwandte der Männer ſey, über die er urtheilte. Seinen vollen Werth jedoch erhält dies Urtheil nicht blos durch ſich ſelber, ſondern noch mehr durch die Quelle, aus der es floß. Denn dieſe Quelle, was iſt ſie anders, als jener reine durchaus unbeſtechliche Wahrheitsſinn; dieſe erſte und letzte Forderung an den Hiſtoriker, ohne welche alle blendende Vorzüge, aller Glanz des Neuen, alle Kunſt der Darſtellung wenig oder gar keinen Werth haben?

Unter den neuern Hiſtorikern waren es vor allen Italiäner, Guicciardini und Davila, welche Müllern feſſelten; hauptſächlich weil ſie nicht blos Schriftſteller, ſondern zugleich Staatsmänner waren. Guicciardini mußte ohnedem durch das große Detail, in welches er hineingeht, Müllern am meiſten befriedigen. Schwerlich lernt man auch aus einem andern Geſchichtſchreiber den Geiſt der italieniſchen Politik richtiger beurtheilen; und iſt gleichwohl dieſe Kenntniß nicht die Einleitung zu der Geſchichte des neuern Europas überhaupt? Der große Name von Hume, auch die Anerkennung ſeiner Vorzüge, konnten Müllern nicht beſtechen, ſein natürliches Gefühl zu verläugnen. „Wir leſen Hume; ein großer Geſchichtſchreiber; aber er iſt entſetzlich gedehnt!“**) Ein inniges Anſchließen an Hume war freylich bey Müllern unmöglich. Sie ſtehen ſich gleichſam als Extreme einander gegenüber; die ſprudelnde Lebendigkeit des Schweizers paßte nicht zu der faſt phlegmatiſchen Ruhe des Britten, die nicht wie bey Cäſar aus der Herrſchaft über die Leidenſchaften, ſondern aus ihrer Abweſenheit hervorging.

Mehr jedoch als dieſe eigentlichen Hiſtoriker waren es zwey ihnen nahe verwandte politiſche Schriftſteller, welche auf die Bildung von Müller den entſchiedenſten Einfluß erhielten: Monteſquieu und Machiavelli; letzterer nicht ſowohl durch ſeine Geſchichte und durch ſeinen Fürſten, als vielmehr durch ſeine Discorsi). „Ich leſe Machiavelli, und werde in meinem Entzücken über dieſen großen Geiſt geſtärkt. Wie viel beſſer iſt hier der Commentar, als der Text!“***) Das ſo oft wiederholte Lob Monteſquieu's braucht nicht durch einzelne Stellen beſtätigt zu werden. Warum gerade dieſe Schriftſteller am ſtärkſten auf Müllern wirkten, erklärt ſich aus dem obigen von ſelbſt. Sie ſind es, die vor andern denken lehren; ſie waren es, in denen unter den Neuern der Geiſt des hiſtoriſchen Raiſonnements ſich entwickelt hat. Wenn Machiavelli nicht ſo ſtark und ſo allgemein wirkte als Monteſquieu, ſo geſchah es theils weil ſein Stoff, theils weil die Sprache, in der er ſchrieb, weniger allgemein war. Auch iſt an Reichthum der Gedanken ihm Monteſquieu überlegen; wenn auch an politiſcher Wahrheit der Italiäner vorangeht. Das Werk von Monteſquieu iſt unter allen politiſchen Werken der beſte Wetzſtein für den Geiſt. So ward es auch von Müllern gebraucht; ſo konnte er es brauchen ohne Beeinträchtigung ſeiner Selbſtſtändigkeit.

Ueber die großen Proſaiker wurden die Dichter nicht vergeſſen; aber ſie blieben ihnen untergeordnet. „Ich geſtehe, heißt es einmal, daß ich in ſchönen Wiſſenſchaften faſt nichts leſe; die alten Geſchichtſchreiber und Redner nehme ich aus. Mir däucht allezeit, das vornehmſte ſey der Umgang der großen Staatsmänner, des Polybius, des Demoſthenes, des Davila u. a.“†) Aber daß dies nicht ſo ſtreng zu nehmen ſey, oder vielmehr nur von dem damaligen Zeitpunkt gelte, zeigen viele andere Stellen ſeiner Briefe. Kann ſich ohne Sinn für Poeſie, ohne Bekanntſchaft mit ihr, ein großer Geſchichtſchreiber bilden? Dieſe Frage ſcheint nicht leicht im Allgemeinen beantwortet werden zu können. Gleichwohl ſcheint ſie in eins mit der mehrumfaſſenden zuſammen zu fließen: welchen Einfluß Einbildungskraft und Gefühl auf die hiſtoriſche Kompoſition haben ſollen? Ohne Zweifel kann dieſe ihr erſtes Verdienſt, Wahrheit der Fakten haben, ohne daß Imagination und Gefühl daran Antheil nehmen; ja ſie können dieſer leicht ſelbſt gefährlich werden. Und gleichwohl ohne ſie — was bleibt hiſtoriſche Kompoſition? Ein nacktes Gerippe, ohne inneres Leben, ohne Wirkung auf den Leſer. Soll die hiſtoriſche Kompoſition das Verdienſt der Darſtellung haben, ſo kann ſie nicht ohne ſie ſeyn; und weit entfernt, daß ſie geradezu dem hiſtoriſchen Geiſte entgegen wären, ſind ſie vielmehr weſentliche Beſtandtheile deſſelben. Aber der Hiſtoriker muß eine Herrſchaft über ſie auszuüben wiſſen, die weit unumſchränkter als die des Dichters iſt. Der Dichter räumt ihnen ungeſtraft den Schein der Herrſchaft über ſich ein; der Hiſtoriker darf nie ſo viel ſich vergeben; die Gränzlinie zwiſchen hiſtoriſcher und poetiſcher Kompoſition läuft hier gewiß ſehr feſt und beſtimmt; ſie genau zu ziehen erforderte aber eine eigene Abhandlung. Dichterlektüre iſt daher dem Geſchichtſchreiber nicht blos für ſeine Jugendbildung nöthig; er bedarf ihrer auch im reifern Alter; ſie bleibt ihm das Mittel, ſeinem Geiſt jene Friſche zu erhalten, die allein ſeinen Werken ein lebendiges Kolorit geben kann. Virgil und Homer, die Aeneide und die Iliade waren es, an welchen Müller ſein poetiſches Gefühl erwärmte. „Ich habe die Iliade geendigt, unwillig, daß der göttliche Homer nicht 240 Rhapſodien ſtatt 24 geſungen.“*) Daß die Epiker am meiſten den Hiſtoriker feſſelten, mag natürlich ſcheinen; aber der Grund dieſes Wohlgefallens lag dennoch nicht in der Form der Poeſie. Denn mehr als dieſe Epiker ſcheint ihn ein Tragiker ergriffen zu haben; und zwar der, deſſen ganzen Werth nur der ſehr gebildete Geiſt zu faſſen vermag. „Als ich den Oedipus auf Colonus des Sophokles geleſen hatte, ſtand ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhnlich war, da ich ſah, daß in einer menſchlichen Sprache für die Leidenſchaften ſolche Ausdrücke ſeyen!“**) So erklärt ſich ſein Ausruf an einer andern Stelle: „Leſen iſt nichts, leſen und denken etwas; denken und fühlen die Vollkommenheit!“***)

Mit dieſen Studien verband Müller in eben dieſen Zeiten ein anderes von nicht geringerer Wichtigkeit. Er empfand es früh, wie unentbehrlich Bildung der Rede ſey. Rouſſeau war es, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, der ihn dies fühlen lehrte. „Dieſer Rouſſeau zeigt mir eine einige, ſehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunſt zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt; ſind ſie nicht Alle, ſeine Mitbürger ausgenommen, zu ſeinen Füßen; und lernen — Nichts; beten ihn an, nur weil er die Sprache ſo allmächtig führt wie Gott Jupiter ſeine Donner! So will ich denn auch dieſes großen Inſtruments mich bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man geſtammelt; von Erasmus bis auf Leibnitz geſchrieben; von Leibnitz und Voltaire bis hierher raiſonnirt; ſo will denn ich ſprechen. In unſern Alpen rollt der Donner, und widerhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießen ſich der Rhein und die Rhone; ſie ſtürzen von den Felſen der Eidgenoſſen mit majeſtätiſchem Brauſen in die niedern Flächen der Germanen und Belgen; warum denn, o Freund, gleicht die Sprache, ſelbſt unſerer ſchönen Geiſter, nur dem Staubbach; ſpritzt blos naſſen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort?“ †) Wer ſo ſprechen konnte, hatte freylich ſchon ſeine Rede gebildet! Aber wenn Rouſſeau ihm die Wichtigkeit davon zeigte, ſo waren es doch die Alten, die er zum Muſter nahm. „Ich leſe Rouſſeau nicht mehr, ich leſe den Orator, de claris oratoribus, und de legibus.“ ††) Allein auf die Bildung ſeiner Sprache wirkten noch andere Studien ein; wir werden Gelegenheit finden darauf zurück zu kommen.

Waren es aber auch nicht eben dieſe Briefe, aus denen wir mehrere Stellen als Belege mitgetheilt haben, welche auf die Kunſt des Ausdrucks ſeiner Ideen einen ſo weſentlichen Einfluß hatten? In eben den Jahren, wo er ganz dieſer ſeiner Bildung lebte, ward ihm das Glück zu Theil, den Mann zum Freunde zu erhalten, an den dieſe Briefe gerichtet ſind. Mit welcher ſchwärmeriſchen Liebe er an dieſem Freunde ſeiner Jugend hing, ſagt jeder derſelben zu laut, als daß es einer Wiederholung bedürfte; nur darauf muß hier aufmerkſam gemacht werden, welchen Einfluß dieſe Art von Briefwechſel, wenn wir ihn ſo nennen dürfen, (denn er ſchrieb weit mehrere als er erhielt;) auf ſeinen Geiſt hatte. In ſie ergoſſen ſich ſeine Gedanken, ſeine Gefühle; ſie ſind ihr lebendigſter Ausdruck; der wahre Spiegel ſeines Ich Was Mittheilung in dieſer Periode des Lebens für jeden empfindenden Menſchen iſt, weiß zwar jeder aus eigner Erfahrung; aber dieſer ſchriftlichen Mittheilung waren doch nur wenige fähig. Sie ſteht aber, in Rückſicht des Einfluſſes auf die Bildung des Geiſtes, weit über der mündlichen. Was geſprochen wird im Tauſch der Ideen, bleibt leicht unbeſtimmt, und läßt ſelten tiefe Spuren zurück; das Geſchriebene

---

*) Briefe S. 163. 168.
**) Briefe S. 115.
***) Briefe S. 101.
†) Briefe S. 131.

---

*) Briefe S. 115.
**) Briefe S. 251.
***) Briefe S. 113.
†) Briefe S. 26.
††) Briefe S, 93.

muß wenigſtens einmal beſtimmt gedacht werden, und ſteht für immer feſt. Der Entſchluß über das Geleſene Rechenſchaft abzulegen führt nothwendig zum Nachdenken darüber; ſo bilden ſich feſte Urtheile; und gewiß viele derſelben hätte Müller nie ſo gefällt, wäre er ſich ihrer auch ſelber nicht ſo bewußt geworden, hätte er ſie nicht für einen andern niedergeſchrieben.

In eben dieſer Periode aber, während ſeines Aufenthalts in Genf, ward Müllern ein Geſchäft übertragen, das einen bedeutenden Einfluß auf ſeine hiſtoriſche Ausbildung hatte; er mußte einem Kreiſe junger Leute Vorleſungen über die Geſchichte halten.

Was es heißt, einen Vortrag über ſeine Wiſſenſchaft halten, kann nur der ganz ſchätzen, der ſelber die Erfahrung davon gemacht hat. Es iſt hier nicht von den Vorträgen die Rede, welche eine lange Zeit hindurch jährlich, oder gar halbjährlich, wiederholt werden. Dieſe häufige Wiederholung kann eben ſo leicht zum Stillſtande in der Wiſſenſchaft führen, als ſie das Fortſchreiten befördern kann; und das erſtere wird vielleicht öfter als das letztere der Fall ſeyn. Wir ſprechen von dem Vortheil, den ein einmaliger, oder doch nur wenige Male, (viermal geſchah es von Müller, denn er ermüdete bald;) wiederholter Vortrag über die Wiſſenſchaft giebt; und wir tragen kein Bedenken, dieſen als das Hauptmittel zu betrachten, ſich zum Meiſter derſelben zu machen. Wer über eine Wiſſenſchaft ſprechen muß, iſt genöthigt ſie in ihrem ganzen Umfange, nicht weniger als in ihren einzelnen Theilen zu überblicken. Aber indem er das Einzelne durchgeht, lernt er die Lücken in ſeinen Kenntniſſen bemerken, und iſt gezwungen ſie auszufüllen. Noch mehr! der mündliche Vortrag nöthigt ihn, ſich jeden Gegenſtand wenigſtens einmal klar zu denken, weil er ihn klar ausſprechen muß. So tritt alles bei ihm aus dem Dunkel hervor, in dem es bisher lag, und zum Theil gewiß geblieben wäre. Wer je in dem Falle war, zum erſtenmale einen Vortrag dieſer Art gemacht zu haben, wird es ſich ſelber bewußt ſeyn, wie viel heller er das Gebiet der Wiſſenſchaft nach der Beendigung deſſelben als vorher überſah.

Der Vortrag, den Müller zu thun hatte, ſollte die ganze Geſchichte umfaſſen. Faſt mit Schrecken nahm er jetzt die Lücken wahr, die in ſeinen hiſtoriſchen Kenntniſſen ſich fanden. Lebhaft fühlte er aber zugleich die innige Verbindung, die unter den einzelnen, noch ſo entfernten, Theilen der Weltgeſchichte — wäre es auch nur durch die Vergleichung — Statt findet. Mit Einem Wort, er fühlte das Bedürfniß Univerſalhiſtoriker zu werden. „Dies Geſchäft nöthigt mich zu einem Studium, ohne „welches nicht leicht auch nur die Hiſtorie von Geuſau gut geſchrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und „aller Welt; welches die Begriffe erweitert, und allen beſondern Geſchäften Licht mittheilt. Ueber dieſes iſt beiden, dem „Geiſt und auch den phyſiſchen Kräften, dieſes abwechſelnde „Schauſpiel ſehr geſund; weil die Mannichfaltigkeit unſerer Arbeiten uns hindert, über einer einigen zu ermüden; und ich „habe neulich wahrgenommen, daß, nachdem ich den Abulfeda „geleſen hatte, ich die Schweiz mit andern Augen anſah.“ *)

Bedarf es mehr um den entſchiedenen Einfluß darzulegen, den dieſe Vorträge auf Müllers damalige hiſtoriſche Bildung hatten? Aber ſie führten ihn weiter; ſie zeichneten ihm den Gang ſeiner Forſchungen für das ganze Leben vor. Der Entſchluß befeſtigte ſich bei ihm, alle Theile der Geſchichte ſo viel immer möglich in ihren Quellen durchzuarbeiten, und ſich auf dieſem Wege zum Univerſalhiſtoriker im vollen Sinne des Worts zu bilden. Angelangt am Ziel ſollte eine Weltgeſchichte die Frucht dieſer Studien ſeyn. Das Schickſal hat nicht gewollt, daß dieſe Frucht reifen ſollte. Aber der Gedanke daran füllte immer mehr die Seele des Forſchers aus, je mehr er dem Ziele ſich näherte. Er ward ihm gleichſam ein Pharus auf der Bahn des Lebens, der ihm, trügeriſch den Hafen zeigend, wo er einſt zu landen hoffte, gerade in den Stürmen der letzten Zeiten am wohlthätigſten leuchtete.

Wir glauben bisher die Hauptmomente herausgehoben zu haben, welche auf die Bildung des Hiſtorikers bedeutenden Einfluß hatten. Vielleicht iſt nicht Alles geſagt; aber in den Hauptſachen konnten wir nicht irren, da ſeine eigenen Nachrichten unſere Wegweiſer blieben. Viel mußte ſich vereinigen um dieſe Bildung zur Reife zu bringen; auf welchem Punkte ſie damals ſtand, davon giebt jene Briefſammlung den unwiderſprechlichſten Beweis. Sie bleibt die wahre Blüthe ſeines Geiſtes, wenn auch die Früchte erſt ſpäter reifen ſollten; und ob die Briefe des jungen Gelehrten, oder die Geſchichten der Schweiz mehr auf die Nachwelt wirken werden, kann erſt die Nachwelt entſcheiden. Der Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaft, den jede Zeile athmet; die richtige Würdigung der Gegenwart; die ahnungsvollen Blicke in die Zukunft, oft einer Inſpiration ähnlich; *) dies genialiſche des Jünglings, ſchon verbunden mit einer Reife und Feſtigkeit des männlichen Urtheils, das durch keinen Namen noch falſchen Schein zu blenden iſt — machen ſie zu einer einzigen Erſcheinung im Gebiet der Literatur. Ewigen Dank bleibt die Nachwelt der weiblichen Hand ſchuldig, die ſie aus dem Dunkel hervorzog. Aber vielleicht war es gut für Müllers Ruhm, daß ſie erſt ſpät erſchienen; die Erwartungen die ſie früher hätten erregen können, wären deſto ſchwerer zu erfüllen, vielleicht unmöglich zu übertreffen geweſen.

Im Jahre 1780 erſchien der erſte Verſuch ſeiner Schweizergeſchichte. **) Seitdem Müller mit den Vorarbeiten dazu ſich beſchäftigt hatte, war es ihm am ſchwerſten geworden über den Plan des Werks mit ſich ſelber einig zu werden. Wo ſollte er beginnen? Erſt mit der Entſtehung des Bundes? oder ſchon mit den früheſten Zeiten, wo die Länder, welche der Bund nachmals umfaßte, zuerſt aus dem Dunkel langſam hervortraten? Es hing ſehr viel von dieſer Frage ab. Er konnte ſich viele Arbeiten erſparen in dem erſten Falle; er mußte vielen und ſehr ausgedehnten ſich unterziehen in dem andern.

Wie der Plan ſeines Werks ſich zuerſt bey ihm entwickelte, ſagt er ſelber in ſeinen Briefen. Nachdem er zuerſt von den früheſten Zeiten hat anfangen wollen, änderte er ſeinen Entwurf bereits im Jahre 1776. „Meiner Materialien iſt eine un„glaubliche Menge. Meinen Plan habe ich geändert. 1) Weil „der Leſer nicht die abgeſtorbenen Herren des Landes, ſondern „die Konföderation kennen will. 2) Weil es beſſer iſt Ein Ge„mälde geſchickt zu mahlen, als auf zwanzig Tafeln zu verthei„len. 3) Weil unſere Hiſtorie vor dem Bunde niemand intereſ„ſirt.“***) Daß Müller dieſem Plan bey der Ausarbeitung bis zu der Erſcheinung ſeines erſten Verſuchs treu blieb, iſt aus dieſem ſelber klar geworden; aber die nachmalige Umarbeitung beweiſt auch, daß er ſelber von jenen Ideen zurückkam. Jener erſte Verſuch iſt der Anfang eines Gebäudes ohne feſte Grundlage. Der erſte Schweizerbund war an und für ſich ſelbſt gar keine ſolche Begebenheit, daß mit ihr eine neue Ordnung der Dinge plötzlich begonnen hätte. Es war nichts weniger als eine Revolution; ein ſo oft gemißbrauchter Name! Das von Alters her beſtehende dauerte hier fort, und ſollte erhalten werden; nur dem Druck der Neuerungen widerſetzte man ſich. Wie ließ alſo die Geſchichte des Bundes ſich geben, wenn man dies Alte nicht kennen lernte? Wie ließ aber die Kenntniß des Alten ſich geben, ohne in die früheſten Zeiten zurückzugehen, aus denen es herſtammte? Müller fühlte dies Bedürfniß; und glücklicher Weiſe hatte er von Anfang an ſo vorgearbeitet, als wollte er dieſen Plan befolgen Er entſchloß ſich alſo zu der Umarbeitung, ehe er die Fortſetzung jenes Anfangs gab; und ſo erſchienen ſeit dem Jahre 1786 ſeine Geſchichten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft in derjenigen Form, welche nachmals ihnen eigen geblieben iſt. Allein dieſer veränderte Plan hatte ihn in die Nothwendigkeit geſetzt, eine große Reihe von Unterſuchungen anzuſtellen, von denen er zum Theil nur die Reſultate geben konnte. Die Theile des Schweizerbundes hatten durch ihre geographiſche Lage alle die Schickſale theilen müſſen, welche die ſie umgebenden Länder trafen. Sie waren eine Provinz des römiſchen Reichs; ſie wurden, als dieſes fiel, durch die Völkerwanderung überſchwemmt; ſie bildeten meiſt das alte Reich der Burgunder; ſie wurden mit dieſem ein Theil der großen fränkiſchen Monarchie; ſie wurden, als dieſes zerfiel, ein Stück des neuburgundiſchen Reichs, und kamen endlich mit dieſem zum deutſchen Staatskörper; von dem ſie auch ſelbſt nach der Errichtung ihrer Verbindung weit entfernt waren ſich ſofort trennen zu wollen. Wie war es möglich ihre Schickſale darzuſtellen, ohne tiefe Kenntniß aller dieſer Staaten, und wenn gleich ihre Geſchichte nicht die allgemeine Geſchichte dieſer Staaten war, ſo war ſie doch ſo tief darin verflochten, beſonders in Rückſicht der innern Verhältniſſe, daß ſie in einem gewiſſen Grade es werden mußte. Viel mochte der Geſchichtſchreiber als nicht für ſeinen Zweck paſſend verſchweigen; aber die Aufgabe die Schweizergeſchichte zu ſchreiben war für ihn nicht geringer, und konnte auch nicht geringer ſeyn, als die, die Geſchichte des ganzen deutſchen Mittelalters in allen ihren Hauptbeziehungen zu ergründen. So führte alſo das Studium des partiellen Theils der Geſchichte, das ſein Hauptzweck war, ihn auf das Studium der allgemeinen Geſchichte, deſſen Bedürfniß er ſchon früher gefühlt hatte. Beyde verſchmolzen ſich unter einander; und daraus ging jene ſchöne Harmonie hervor, die ein ſo weſentlicher Vorzug ſeines Werks iſt.

---

*) Briefe S. 290.

*) Wie z. B. Briefe S. 16. „Die Encyklopädie ſehe ich als eine Quelle des Umſturzes der franzöſiſchen Monarchie an.“ — Das konnte ein Jüngling im Jahre 1774 ſchreiben!

**) Unter dem Titel: die Geſchichte der Schweizer, durch J. Müller; das erſte Buch. Boſton. (Bern.) 1780.

***) Briefe S. 62.

Nach 6 Jahren erſchien alſo der erſte Theil der umgearbeiteten Schweizergeſchichte; dem allmählich die übrigen bis zum Schluß der erſten Hälfte des fünften folgten. *) Erſt jetzt war und blieb der Meiſter ſelber mit ſeinem Werk zufrieden; denn auch in der neuen Ausgabe, welche die drey erſten Theile erlebten, ward nur in Nebendingen, nichts aber in dem Plan und dem Ganzen geändert. So giebt dies Werk alſo auch den Maßſtab mit dem man Müller den Hiſtoriker mißt. Seine zahlreichen kleinen Schriften, meiſt, wo nicht alle, ohne ſeinen Namen erſchienen, haben durchgehends Beziehung auf die Geſchichte des Tages. Sie ſind mehr oder weniger politiſche Gelegenheitsſchriften, von der Darſtellung des Fürſtenbundes an, (der wichtigſten unter ihnen;) bis zu den kleinen, zum Theil ſchon vergeſſenen, Aufſätzen hinab. Sie ſind eben deshalb nicht rein hiſtoriſch. Wichtig als Belege für die Geſchichte ſeiner perſönlichen Anſichten der ihn umgebenden Welt, wie ſich dieſe mit ihr formten, — und mit ihr änderten. Dieſer Theil der Geſchichte ſeines Geiſtes bleibt ſeinem künftigen Biographen überlaſſen.

Ein großer Zug, der gleichſam alles übrige ſchon in ſich faßt, glänzt zuerſt in dem Charakter von Johann von Müller dem Hiſtoriker hervor: ſeine reine und feſte Anſicht von dem Weſen der Geſchichte. Früh hatte er dieſe gefaßt; nie iſt er ihr untreu geworden. Sie war und blieb ihm, was ſie ſeinen großen Muſtern Cäſar und Polybius war, treue Erzählerin des Geſchehenen. Dieſe Hauptanſicht mußte allerdings bei ihm von ſelbſt durch die Natur ſeines Stoffs gefaßt werden Es war ein Gegenſtand durchaus der Forſchung, über den der Geſchichtſchreiber gar nichts vermochte, wenn nicht der Geſchichtforſcher vorangegangen war. Dieſe Beſchaffenheit des Stoffs hatte den großen Nutzen, die doppelte Rolle, die er übernehmen mußte, in das wahre Verhältniß unter einander zu ſetzen; nie hat Müller den Geſchichtſchreiber über den Geſchichtforſcher geſetzt; nie dieſen über jenen vergeſſen. Die Beobachtung des wahren Verhältniſſes zwiſchen Beiden iſt es aber ohne Zweifel, welche die Grundlage des großen Hiſtorikers bildet. So bald einmal jene Anſicht bey ihm feſt ſtand, entging er leicht den Verirrungen ſeines Zeitalters. Denn welches Zeitalter hat es mehr verſucht, die Begriffe über das Weſen der Geſchichte zu verdrehen als das ſeinige? Der ſchwankende Begriff des hiſtoriſchen Pragmatismus führte auch große Köpfe auf Abwege, von denen ſie nicht immer zurückgekommen ſind. Die Anſicht von einer ſtets fortſchreitenden Bildung des Menſchengeſchlechts war ſchon früher gegeben, als die große philoſophiſche Gährung hinzukam, die ihre Wirkungen auch auf das Gebiet der Geſchichte erſtrecken wollte. Hatte man vorher ſich begnügt den Stoff, den die Geſchichte darbot, zu der Ziehung gewiſſer Lieblingsreſultate zu benutzen, ſo ging man nun ſo weit — wird es die Nachwelt glauben? — den Stoff ſelber erfinden zu wollen, um aufgeſtellte Hypotheſen zu begründen. Wenn Müller von dieſen ſeltſamen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes ſich frey erhielt, ſo kann es ihm freylich kaum zum Verdienſt angerechnet werden; aber auch jene zuerſt erwähnte blendende Anſicht von dem Fortſchreiten der Menſchheit vermochte nichts über ihn. Weder ſein großes hiſtoriſches Werk, noch ſeine kleinen Schriften, ſo weit wir ſie kennen, tragen die mindeſte Spur davon, daß er ihr huldigte. Er konnte ſeine Gründe haben, nicht geradezu öffentlich dawider zu ſprechen; **) wie er darüber dachte, kann nur wenigen ſeiner Freunde unbekannt ſeyn.

Dieſe Heilighaltung des weſentlichen Charakters der Geſchichte erzeugte bey ihm jene Wahrheitsliebe, die unentbehrlichſte und die ſeltenſte aller Eigenſchaften des Hiſtorikers. Nicht von der Wahrheitsliebe iſt hier die Rede, die ſich blos hütet wiſſentlich Unwahrheiten zu verbreiten; wir reden von der, um vieles höhern, welche nichts ſagen will, was ſie nicht ſelber als wahr erkannte. Jene kann der Vorzug des bloßen Nachſchreibers ſeyn; dieſe iſt der des Forſchers. Allerdings war es auch hier wieder der Stoff ſeines Werks, der Müllern zu ſtatten kam. Er konnte ihn nicht zu leidenſchaftlicher Anſicht verführen; es waren die Begebenheiten der entfernten Vergangenheit, die er zu erzählen unternahm. Und wenn auch das geliebte Vaterland ihm ſtets in jenem milden Schimmer erſchien, worin der gute Bürger ſo gern es erblickt, — was konnte die Wahrheit der Darſtellung darunter leiden, ſo bald er nur deshalb die Schatten nicht überſah? Je tiefer er aber die Wahrheit ſuchen mußte, je mühſamer und umfaſſender die Forſchungen waren, aus denen ſie ihm hervorging, deſto mehr gewann er ſie lieb. Eben darin liegt ein großer Lohn des treuen hiſtoriſchen Studiums, daß es den Sinn für Wahrheit ſchärft: und wenn ſchwerlich ein neuerer Hiſtoriker genannt werden kann, der tiefer forſchte, ſo kann auch ſchwerlich einer genannt werden, deſſen Werk jenen Sinn reiner ausſpräche, als die Geſchichte der Schweiz. Ihr Verfaſſer konnte irren, in ſo fern Irrthum das Loos der Sterblichen iſt; aber welcher Schriftſteller hat mehr gethan um den Irrthum zu vermeiden; oder wenn er ja darin verfiel, es dem Leſer mehr erleichtert ihn zu entdecken? Die Litteratur beſitzt kein Geſchichtswerk, in welchem die Beweiſe mit ſo großer Sorgfalt angeführt wären. Auch davon erkannte Müller nicht die Wichtigkeit auf einmal. Als er die erſte Ausgabe ſeiner Schweizergeſchichte begann, gab er ſie ohne Citate. Ein allgemeines Verzeichniß der Quellen ſchien ihm hinreichend. Allein er fühlte bald das Unzulängliche dieſer Verfahrungsart; er empfand das Bedürfniß, bei jeder Angabe die Nachwelt zum Schiedsrichter zwiſchen ſich und der Wahrheit zu machen. Indem ſo jedes Faktum auch ſeine Beweisſtelle erhielt; indem ſo der Leſer keinen Schritt that ohne zu wiſſen daß er auf feſtem Boden ging, machte er gleichſam die Kritik verſtummen. Sie hat es nicht gewagt, ſein Werk von dieſer Seite anzugreifen; und ſchwerlich wird ſich auch jemand zu dieſer — wahrſcheinlich ſehr undankbaren — Mühe berufen fühlen. Wer könnte es thun, ohne Müllern vorher nachſtudirt zu haben? Und wer dies that, that es wohl zu höhern Zwecken, als um die Kritik ſeines Vorgängers zu machen.

Als Muſter tiefer und gründlicher Geſchichtforſchung ſteht alſo die Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft für die Nachwelt da! Möge ſie als ſolches wirken; möge ſie den Geiſt der hiſtoriſchen Forſchung, dieſen dem deutſchen Charakter ſo eigenthümlichen Geiſt, nie unter uns erſterben laſſen! Aus ihr lerne der Verehrer der hiſtoriſchen Muſe vor allem zuerſt das Schwere ſeiner Kunſt! Wie viele Urkunden und Schriften wurden durchſucht und ausgezogen, wie viele Nächte durchwacht, um nur den Stoff zu gewinnen, den das Genie demnächſt verarbeiten ſollte!

Die Anordnung, die Behandlung, die Belebung dieſes Stoffs, überhaupt das Geſchäft des Geſchichtſchreibers, ſchien keine geringeren Schwierigkeiten darzubieten.

Allerdings giebt es in der Geſchichte der Schweiz ſeit dem Urſprunge des Bundes Einen Hauptpunkt, um den das Ganze ſich dreht: zu zeigen wie die Verfaſſung beſtand, und die Freyheit erhalten wurde. Kein anderer läßt ſich denken als allgemeiner Mittelpunkt; auch die Verhältniſſe mit Oeſterreich nicht; ſie treten nur in gewiſſen Zeiträumen hervor, und bleiben deshalb von ſelber jenem untergeordnet. Allein dieſer Centralpunkt lag mehr in dem Gemüth des Geſchichtſchreibers, als daß er klar hingeſtellt werden durfte. Ihn klar hinſtellen hätte geheißen die Geſchichte verderben; indem man ſie entweder beſchränkte oder gar verdrehte. Aber dem Geſchichtſchreiber mußte dieſer Geſichtspunkt ſtets vor Augen bleiben, während der Leſer ihn mehr ahnete als ſah; weil daraus der innere Zuſammenhang des Ganzen, der Pragmatismus der Geſchichte, wie ihn die Kunſtſprache nennt, hervorgehen mußte. So wurde der Geſichtskreis keinesweges dadurch beengt; denn faſt alle Begebenheiten hatten darauf Beziehung. Hing nicht darin die Geſchichte der Verfaſſung? die Geſchichte der meiſten Kriege vor den Söldnerkriegen? Wurde nicht ſo die Schilderung der Sitten, der Religion, der Aufklärung, ſonſt mit der Politik immer in einer anſcheinend ſo ſchwachen Verbindung, hier ein Hauptſtück des Gemäldes? Von dieſem Standpunkt betrachtet wird uns alſo, was ſonſt nicht ſo ſeyn würde, die Geſchichte der Schweiz als ein in ſich vollendetes Ganze erſcheinen können. Ein äußeres Band, das dies Ganze umſchlungen und zuſammen gehalten hätte, war hier weiter nicht vorhanden; es mußte ein inneres Band ſeyn, wenn auch meiſt dem Leſer unſichtbar, darum nicht minder feſt und ununterbrochen fortlaufend.

Aber auch bei dieſem allgemeinen Geſichtspunkt mußte doch die Anordnung des Moſaiks der Schweizergeſchichte, dieſes ſo zerſtückelten Stoffs, mit großen Schwierigkeiten verbunden bleiben. Das ganze Gewicht davon kann nur derjenige fühlen, der damit zu ringen hat. Es könnte Anmaßung ſcheinen, den Meiſter meiſtern zu wollen; wenn es uns auch dünkt, daß dieſe Seite die weniger glänzende ſeines Werks ſey. Der große Zweck der hiſtoriſchen Anordnung ſoll ſeyn, dem Leſer ſtets den Ueberblick des Ganzen gegenwärtig zu erhalten; aber welche Schwierigkeiten hatte dies bei einem Stoff, wo das Ganze aus ſo loſe verknüpften und zugleich ſo ungleichartigen Theilen beſtand? Die Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft iſt ſehr arm an Begebenheiten, die für den ganzen Bund allgemein Epoche machend geweſen wären; nicht einmal die Schlachten und Siege waren es; denn gewöhnlich erfocht man ſich dadurch nicht mehr, als die Fortdauer des Alten. Es war daher ſchwer dieſe Geſchichte in

---

*) Unter dem Titel: der Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft; 1ſtes Buch Leipzig 1786. 2tes Buch 1786. 3tes Buch 1ſte Hälfte 1788. 2te Hälfte 1795. Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage dieſer 3 Theile. Leipzig 1806. 4ter Theil 1805. 5ten Theils 1ſte Abtheilung 1808. 8. Die Geſchichte iſt darin herunter geführt bis zum Jahr 1489.

**) Man ſehe vor allem ſeine Vorrede zum erſten Theil der Herderſchen Schriften.

Perioden abzutheilen, die ſich ſelbſt gemacht hätten; und eine einfache chronologiſche Anordnung blieb das einzige Mittel. Auch bleibt es das größte Lob des Geſchichtſchreibers in dieſer Rückſicht, daß er der Natur folgte, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun. Was wäre aus der Schweizergeſchichte geworden, hätte ihr Verfaſſer ſie als ein abgerundetes Kunſtwerk drechſeln wollen? Wie vieles würde ſchief geſtellt, wie vieles weggefallen ſeyn? Vor ſolchen Mißgriffen bewahrte ihn ſein geſunder Blick. Was in den Begebenheiten der Schweiz merkwürdiges geweſen ſey zu erzählen, immer in Beziehung auf das Haupt-Thema, Bildung und Erhaltung der Freiheit, war ſeine Abſicht. Darum nannte er ſein Werk die Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft; das Detail mußte ihm das Intereſſe geben. Dabey konnte es nicht fehlen, daß manches erzählt werden mußte, was faſt unmöglich eine allgemeine Wichtigkeit haben konnte. Die Geſchichten einzelner Geſchlechter, einzelner wenig bedeutender Oerter und Herrſchaften. Auch iſt vermuthlich — mag jeder Leſer zuerſt ſich ſelber fragen — Müllers Schweizergeſchichte viel weniger ganz geleſen worden, als man gewöhnlich annimmt. Aber jedes einzelne Kapitel iſt fähig den Geiſt zu erheben, wie ein einzelner Geſang der Iliade es thut.

Woraus geht denn aber jenes Intereſſe hervor, das die Geſchichte der Schweiz, wenn auch ungleich in den einzelnen Theilen, uns einflößet? Unſtreitig zuerſt aus dem eigenen lebendigen Intereſſe des Verfaſſers für ſeinen Stoff. Es giebt keine andere Quelle, aus der die Theilnahme des Leſers zunächſt fließen könnte, als aus dieſer; wenn es auch vielleicht durch manche Nebenmittel erhöht werden kann. Jenes eigene lebendige Intereſſe des Schriftſtellers aber, woraus entſpringt es als aus dem tiefen Studium ſeines Gegenſtandes? Indem er ſeine ganze Geiſteskraft aufbietet ſich ſeiner zu bemächtigen, erhält er in ſeinen Augen eben dadurch eine immer höhere Wichtigkeit. Er ſpricht davon mit der Theilnahme, mit der Wärme, die er nach ſeinem eigenen Gefühl verdient; und ſo gelingt es ihm auch, dieſe Theilnahme bey ſeinen Leſern zu erregen. Wenn Müllern dieſes vor andern gelang, ſo lag eine Haupturſache davon in ſeiner Art zu arbeiten. Vorarbeit und Ausarbeitung ſtanden bey ihm in einem engen und unzerſtörbaren Verhältniß; es war nicht ſeine Sitte, erſt dann ans Ausarbeiten zu gehen, wenn die Vorarbeiten ſchon lange vollendet waren. So bald er des jedesmaligen Stoffs Herr zu ſeyn glaubte, zauderte er auch nicht mit der Ausarbeitung. „Ich arbeite täglich ſechs bis ſieben „Stunden an der Schweizergeſchichte; drey Stunden ordne und „komponire ich; drey Stunden ſetze ich die Folianten, die Chroniken, Zwingli u a. fort.“ *) Iſt es nicht während der Vorarbeiten, wo nicht nur von ſelbſt die Ideen ſich entwickeln, ſondern wo ſie auch ihre volle Lebendigkeit haben? Wie vieles geht verloren, wenn man mit dem Ausarbeiten zaudert; nicht nur an Ideen, ſondern auch an der Friſche des Kolorits! Nur jenes Ausarbeiten iſt daher auch hoher Genuß; und Müller empfand ihn nach ſeinem ganzen Werth! „Wenn Sie, ſchreibt er ſeinem „Freunde, das höchſte Vergnügen des Geiſtes empfinden wollen, „ſo müſſen Sie komponiren. Wenn Sie Ihre Begriffe beſtim„men, Ihre Schreibart vervollkommnen, Sich die reizendſte „Beſchäftigung und Ihrem Geiſte die würdigſte Richtung geben „wollen, ſo müſſen Sie komponiren; nicht für Ihr Schreibpult; „nicht allein für mich; ſondern für das Publikum.“ **) Nur eigene Erfahrung kann die ganze Wahrheit dieſer Bemerkung beſtätigen; welchen höhern Genuß kann es für den ſchöpferiſchen Geiſt geben, als ſchaffen? Müller konnte damit noch einen Vortheil verbinden, den das Lokal der Schweiz ihm darbot. Es iſt ein beſchränktes Lokal; aber alles in der Geſchichte hängt daran. In den glücklichen Jugendjahren, wo das meiſte ſeines Werks gearbeitet ward, hinderte ihn nichts, ſich dieſe Kenntniß zu verſchaffen. Er brauchte deshalb nicht erſt Reiſen wie Polybius zu machen; kurze Wanderungen reichten hin; auch kannte er den Schauplatz ſeiner Geſchichte, wie Homer den ſeiner Iliade. Es war Sitte bei ihm, die Geſchichte der einzelnen Theile immer dann zu beſchreiben, wann er ſie geſehen hatte. „Seit „meinem letzten Briefe habe ich Kyburg und die alten Baronen „geſchildert, Thun, Burgdorf, Winterthur haben nun ihre „Hiſtorie, bey Rapperswyl bin ich auf eine Anhöhe geſtiegen, „habe das ſchöne Grüninger Land überſehen; heut habe ich Gaſter eingenommen; übermorgen ziehe ich ins Rheinthal; dann „ſchiffe ich auf dem Conſtanzer See, lande im Thurgau, dann „wieder den Unterſee herab, den Rhein herunter zu den Rheinfällen; und da kömmt die Hiſtorie von Schafhauſen.“ ***)

Ein eigenthümlicher Vorzug von Müller, wodurch das Intereſſe ſeines Werks nicht wenig gehoben wird, iſt ein gewiſſer praktiſcher Geiſt, geleitet durch einen richtigen Blick in der Politik. Jene Vorliebe zum praktiſchen, die ſo früh ſich bey ihm entwickelte, und ſein ganzes Leben hindurch in ſeiner perſönlichen Lage ihre Nahrung fand, ſpricht ſich allenthalben in ſeinen Werken aus. Er ſchrieb die alte Geſchichte des Vaterlandes nicht als Chronikenſchreiber; ſondern ſtets den Blick auf die Gegenwart gerichtet. Er hatte ſein Zeitalter ſehr richtig aufgefaßt. Erſchienen gleich die erſten Theile ſeines Werks noch vor dem Anfange der Umwälzung von Europa, ſo ließ er ſich doch durch die anſcheinende Sicherheit nicht täuſchen. Die Zeiten der Ruhe zu nutzen, um gegen künftige Stürme ſich Schutz zu verſchaffen, war immer ſein Rath. Dieſer richtige politiſche Blick ward durch Erfahrungen bey ihm geleitet, hergenommen zum Theil aus der Gegenwart, weit mehr aus der Vergangenheit. Hatte er nicht dazu die Geſchichte der Völker und Reiche ſtudiert, die innern Urſachen ihres Aufblühens und ihres Welkens kennen zu lernen? Das eigenthümliche der verſchiedenen Verfaſſungen zu ergründen; davon die Anwendung auf die Gegenwart zu machen? deshalb hatte er ſich zum Univerſalhiſtoriker gebildet; und dieſe Bildung war es, die ſeinem Werke einen großen Theil ſeines Werths gab Wer mit freiem Geiſte und Blick die Geſchichte ſchreiben will, muß mehr als Ein Volk, mehr als Einen Staat kennen gelernt haben. Wie ſollte er das Weſen des einen ergründen können, wenn er nicht mit andern ihn zu vergleichen im Stande iſt? Blieb nicht deshalb die Anſicht der deutſchen Geſchichte ſo beſchränkt, weil die Publiciſten meiſt nur ihren Staatskörper kannten? So nicht Müller, als er die Schweizergeſchichte ſchrieb! Nicht im engen Grunde, ſondern auf dem Gipfel ſtehend, von dem er herunter das unermeßliche Gebiet der Weltgeſchichte überblickte, ſchrieb er die der Schweiz. Andere Staatsformen, andere Zeiträume, lagen immer zugleich vor ſeinen Augen da. Die großen Männer der Vorwelt waren ihm gegenwärtig, wenn er von den Helden ſeines Vaterlandes ſprach. Beſaß er auch vielleicht bey der ausgebreitetſten Kenntniß nicht die Biegſamkeit des Geiſtes, die dazu erforderlich iſt, ſich das Entfernte und das Fremde gleichſam anzueignen, ſo vermochte er es doch im Ganzen aufzufaſſen und zu beurtheilen. Es iſt wörtlich wahr, was er uns ſchon oben ſagte: daß man die Schweiz mit andern Augen anſieht, wenn man den Abulfeda geleſen hat. Was kann den Charakter einer freyen Verfaſſung mehr herausheben, als wenn man im Stande iſt, ihn dem Despotismus des Orients gegenüber zu ſtellen? So erhielt ſeine Schweizergeſchichte, trotz ihres beſchränkten Stoffs, doch einen gewiſſen univerſalhiſtoriſchen Anſtrich; nicht weil ſie die Begebenheiten der allgemeinen Geſchichte, aber weil ſie die Reſultate enthält, die ein überlegener Geiſt aus ihr gezogen hatte. Was Müller aus dem Innern ſeines Gemüths zu ſeinem Werke brachte ſcheint uns auf drey Punkte hinaus zu gehen. Eine heitere Anſicht der Welt; einen lebendigen Sinn für Freyheit; und nicht weniger für politiſche Größe. Wie hätte er unter den Umgebungen und in dem Alter, wo er ſchrieb, eine andere als heitere Anſicht der Welt gewinnen können? Er blickte in ſie hinein, nicht wie Tacitus als in düſtere Wolken gehüllt; ſondern wie in eine offene, im Sonnenlicht liegende Landſchaft. Und wenn manche bittere Erfahrungen der ſpätern Jahre auch bey dem Mann die Anſichten der Gegenwart änderten; ſo ſuchte der Schriftſteller ſich doch die heitere Anſicht der Vergangenheit zu erhalten. Noch der letzte unvollendete Theil ſeiner Schweizergeſchichte giebt reiche Beweiſe davon. Der Sinn für politiſche Freiheit, durch Geburt und Erziehung genährt, war mit dem Stoffe ſelbſt ſo eng verbunden, daß ohne ihn dieſer kaum hätte behandelt werden können. Aber die Begriffe darüber hatten ſchon bey dem Jüngling ſich ſo feſt beſtimmt, daß er nachmals vor den Verirrungen des Zeitalters geſichert blieb. Den Widerwillen gegen die ſpekulativen Anſichten der Geſchichte hatte er ſchon damals gefaßt. „N. irrt mit der höchſten Metaphyſik „in der Hiſtorie herum. Er iſt ein wichtiges Beyſpiel für mich; „damit ich mich nicht im gleichen Empyreum vertrabe, ſondern „zu den Sinnen ſpreche; populair ſchreibe; und wie die Alten „den praktiſchen Nutzen erwäge. Es ahnet mir, (ſetzte er prophetiſch hinzu;) die Zeit kommt, da es in der Hiſtorie Scholaſtiker geben wird wie in der Philoſophie. Gott bewahre mich „nur vor Träumen! Die Erfahrung der vergangenen Zeit ſoll „mich im Labyrinthe der Politik leiten; ich will für die europäiſche Freyheit leben, und für die Völker denken!“ *) Daher war Müller, wenn gleich Republikaner von Geburt, doch gar nicht blinder Bewunderer von Republiken. Die Weltgeſchichte führte ihn früh zu der Ueberzeugug, daß dieſelbe Verfaſſung nicht für Alle tauge; und das Glück der Völker keinesweges an Eine Form, wie überhaupt am wenigſten an Formen, gebunden ſey. Der Held des Jahrhunderts, der Glanz ſeiner Monarchie, in der hohe Geiſtesfreyheit mit autokratiſchen Formen gepaart war, wirkte außerdem mächtig auf ihn ein; ſo daß er es ſelbſt wünſchenswerther finden konnte, unter Friedrichs Scepter, als im freyen Vaterlande zu leben. Stets ehrte und achtete er die Einrichtungen der Staaten, deren Bürger er war; wie ſehr er auch bis zum letzten Athemzuge an dem geliebten Vaterlande hing. Indem er ſo ſich die freye Anſicht von dem Werth der Verfaſſungen erhielt, konnte auch die Würdigung großer Männer nicht darunter leiden. Er pries ſie, wo die Geſchichte oder die Gegenwart ſie ihm zeigte; ſie zogen ihn an, gleichſam mit magnetiſcher Kraft; einen aufrichtigern Bewunderer als ihn haben ſie nicht gehabt und können ſie nicht haben. Doch war es politiſche Größe, der er dieſe Bewunderung am erſten und am bereitwilligſten zollte; vielleicht ſelbſt da, wo ſie nicht mit dem moraliſchen Adel verbunden war, ohne welchen das unverdorbene Gefühl ihr nur ungern huldigen mag. Politiſch-groß aber war in ſeinen Augen Alles, was die Völker und die Staaten hebt; groß und herrlich vor allem jedes ihrer Veredlung durch Unterricht und Bildung gewidmete Beſtreben; groß die Schöpfer und Beförderer von dieſen; bey deren Lobe er ſo oft mit Vorliebe verweilt.

---

*) Briefe S. 85.

**) Briefe S. 112.

*** Briefe S. 135.

*) Briefe S. 95. 135.

Dieſe Hoheit des Gefühls, die dem Ganzen ſeines Werks einen erhabenen Charakter gab, ward bey Müller von einer lebendigen Imagination unterſtützt. Sie vergegenwärtigte ihm die Scenen, die er beſchrieb; und auch von der Seite der Darſtellung gebührt ſeiner Geſchichte ein hoher Platz. Müllers Imagination war bei aller ihrer Lebhaftigkeit dennoch ganz die des Hiſtorikers; nicht die des Dichters. Sie war mehr ſtark und wahr, als üppig und verſchönernd. Er blieb ganz ihrer Herr; nie hat ſie bey ſeinen Schilderungen ihn weder zum Schwulſt noch zur Künſteley verführt. Das iſt das Eigenthümliche der hiſtoriſchen Schilderung, wodurch ſie ſich von der poetiſchen unterſcheidet, daß nie geſchildert werde, um zu ſchildern, ſondern um deutlicher zu belehren. Iſt und bleibt Belehrung Hauptzweck der Geſchichte, ſo muß auch die Darſtellung als Hülfsmittel derſelben ihr untergeordnet bleiben. Wer darüber hinaus geht, ſtraft unfehlbar ſich ſelbſt, indem er das Zutrauen des Leſers verliert; der es bald empfindet, daß ſein Führer aus ſeinem Charakter fiel. Aus dieſen Bemerkungen geht ein ewiges Geſetz für den Geſchichtſchreiber als Darſteller hervor: er folge ſeinem Stoff. Mit ihm hebe, mit ihm ſenke ſich der Vortrag. Nur vergeſſe der Hiſtoriker nie, was der Zweck ſeiner Schilderung ſeyn ſoll: Vergegenwärtigung des Geſchehenen, ſo wie es geſchah. Die Geſchichte der Schweiz iſt nicht arm an Gegenſtänden für die hiſtoriſche Mahlerey. Müller hat ſie nicht ängſtlich geſucht; aber wo er auf ſie ſtieß, ſie nicht verſchmäht. Auch iſt es nicht Eine Art von Schilderungen, die ihm vorzugsweiſe gelänge; ſein Werk iſt gleich reich an Idyllenſtücken, wie an Schlachtſtücken. Man kann nicht ſagen, der Geſchichtſchreiber habe bey dieſen letzteren mit Vorliebe verweilt. Bemerken müſſen wir aber auch hier ſeinen tiefen Wahrheitsſinn. Als er ſich zum Hiſtoriker bildete, empfand er es früh, wie unentbehrlich ihm Kenntniß der Kriegskunſt ſey; um mit Gerechtigkeit würdigen und mit Treue darſtellen zu können. *) Er ſtrebte ſich dieſe zu verſchaffen, ſo weit es ſeine Lage erlaubte. Die Schlachten, die er uns ſchilderte, forderten freylich nicht die Kunde der neuern Taktik. Sie fallen noch ins Mittelalter; mehr den Homeriſchen ähnlich; wo nicht die Maſſe, ſondern der Mann galt. Welche Muſter dieſer Schilderungen giebt nicht in ſeinem letzten Theile die Geſchichte des Burgunder Kriegs? Aber wie gern ſein Geiſt bey den ſtillern und friedlichern Scenen verweilte, wie die ſonſt ſo kühne und kurze Manier, wo patriarchaliſche Scenen ſich darboten, ſich faſt der Herodotiſchen Redſeligkeit nähert, zeigen es nicht in eben dieſem Theile jene Schilderungen der wechſelſeitigen Freudenbeſuche der Kantone; jenes Gemälde des frommen Einſiedlers Claus, des Friedensſtifters, der mit verdienter Glorie umſtrahlt, jetzt durch ihn ſeinen Platz im Tempel der Geſchichte hat?

Wer kann von dem Mahler ſprechen ohne ſeiner Farben, wer von dem Geſchichtſchreiber ohne ſeiner Sprache zu gedenken? Müllers Sprache iſt ihm eigen. Sie iſt dieſes in einem gewiſſen Sinne jedem großen Schriftſteller; aber Müllern in einem höhern Grade. Er fand ſich in der Nothwendigkeit ſich ſelber ſeine Sprache zu bilden. Als er als deutſcher Geſchichtſchreiber in die Laufbahn trat, war zwar die deutſche Literatur ſchon reich an Werken der Forſchung; aber durchaus arm an Werken des hiſtoriſchen Styls. Er mußte ſich dieſen alſo zugleich mit ſeinem Werke ſchaffen. Kürze und Gediegenheit ſind ſein Charakter; Neuheit und Kühnheit in der Wortſtellung; oft nicht ohne Gefahr der Härte, und ſelbſt der Dunkelheit. Es iſt ſchon ſonſt geſagt, *) daß man dieſen Styl ſchwerlich kürzer und richtiger charakteriſiren kann, als wenn man ihn einen veredelten Chronikenſtyl nennt. Weit entfernt, dadurch Tadel auszudrücken — denn was iſt Chronikenſtyl anders als der Styl der einfachen Erzählung? — ſchließt es vielmehr das Lob in ſich, daß dieſer Styl in einer innern Harmonie mit dem Stoff ſtand, den der Geſchichtſchreiber behandelte. Das Mittelalter wollte er ſchildern; iſt es zu tadeln, wenn auch ſeine Sprache die Farben davon trug? Aber ſichtbar iſt zugleich dieſer Styl lateiniſchen Schriftſtellern nachgebildet. Die römiſche Kürze und Beſtimmtheit des Ausdrucks auf die deutſche Sprache zu übertragen, ſo weit es möglich ſchien ohne offenbare Gewalt, iſt ſein Streben. Wer mag leugnen, daß ihm dieſes oft herrlich gelungen ſey? Wer mag leugnen, daß er unſere Sprache, den hiſtoriſchen Styl von der Weitſchweifigkeit und Schwäche zu der Kürze und Kraft zurückführend, auf eine höhere Stufe hob? Wie oft reißt er dadurch uns mächtig mit ſich fort? Ueberraſcht, erſchüttert, und eilt ſchon weiter, während wir noch halb bewegt, halb betäubt ihm nachſehen? Aber hätte er das gekonnt, wäre ſeine Sprache bloße Nachbildung geweſen? Wäre ſie neben dem Studium nicht zugleich aus ſeinem Innern hervorgegangen? Nur dadurch, nur durch die ihm ſelber inwohnende Kraft ward es ihm möglich, in der ſelbſtgewählten Rüſtung, wenn nicht mit Leichtigkeit, doch mit Würde und freyem Anſtande einherzugehen. Seine Sprache nachbilden wollen, ohne gleiche Eigenthümlichkeit mit dazu zu bringen, führt zur Einförmigkeit, zum Zwang, und zur Künſteley. Will man aber gar ſie als das einzige Muſter aufſtellen, will man die Werke Anderer, die ihrem Genius folgend, auch ihre Schreibart ſich bilden, darnach meſſen; — ſo iſt es geſchehen um unſern hiſtoriſchen Styl. Es gibt nicht Eine Norm der hiſtoriſchen Schreibart; nur der hiſtoriſche Styl taugt nichts, der nicht der Styl der Belehrung iſt. Aber der belehrende Vortrag läßt viele Verſchiedenheiten des Styls zu; und mehr im Allgemeinen darüber zu ſagen iſt beynahe unmöglich. Schrieb denn Thucydides wie ſein Vorgänger Herodot? Schrieb Cäſar wie Salluſt; Livius wie Tacitus? Und wer wird aufſtehen und ſagen, einer von ihnen habe ſchlecht geſchrieben?

In vielfachem Sinn wird alſo Johann von Müller ein Muſter der Hyſtorie genannt! Er ſchrieb einen Theil der deutſchen Geſchichte; in deutſcher Zunge; und mit deutſchem Gemüth. Alle edlen Grundzüge des deutſchen Charakters, reiner Wahrheitsſinn, Freyheitsliebe mit Ordnung, tiefes und inniges Gefühl für alles Herrliche und Große ſprechen ſich laut darin aus. So ſteht es da, ein Nationalwerk im höhern Sinn; eine deutſche Eiche auf deutſchem Boden. Laut und dankbar nahm es — ſelbſt mitten in ihren Verirrungen über das Weſen der Geſchichte, gleichſam ſich ſelbſt widerſprechend, — die Mitwelt auf; daß die kommenden Geſchlechter es nicht vergeſſen, dafür hat der Geſchichtſchreiber geſorgt!

---

*) Briefe S. 377.

*) Man ſehe unſere Beurtheilung der neuen Ausgabe ſeines Werks in: Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1807. 19tes Stück.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Dieſer ruhmvolle Begründer einer neuen philoſophiſchen Schule ward den 27. Auguſt 1770 zu Stuttgart geboren und ſtudirte, nachdem er ſich auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, durch Privatlehrer und im theologiſchen Stifte zu Tübingen dazu vorbereitet hatte, auf letzterer Univerſität die Philoſophie, Naturwiſſenſchaften und beſonders Mathematik und Phyſik. Ein kleines von ſeinem Vater ererbtes Vermögen ſetzte ihn in den Stand, dem bis dahin gefolgten Berufe eines Hauslehrers zu Bern und ſpäter zu Frankfurt am Main zu entſagen und ſich 1801 in Jena als Privatdocent zu habilitiren. Hier begann er im Hinblick auf den ihm befreundeten Schelling ſein Syſtem auszubilden, ward 1806 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, gab aber noch in demſelben Jahre ſeine Stelle auf und ging als Redacteur der politiſchen Zeitung nach Bamberg und von da 1803 als Rector und Profeſſor des Gymnaſiums nach Nürnberg. 1816 führte ihn ein Ruf als Profeſſor der Philoſophie nach Heidelberg und 1818 in gleicher Eigenſchaft an Fichte's Stelle nach Berlin, wo er noch mit den Inſignien des rothen Adlerordens III. Claſſe beehrt wurde. Er ſtarb daſelbſt den 14. November 1831 an der zu jener Zeit dort herrſchenden Cholera.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Berlin 1832 — 1834, 1. — 5. Lief., von ſeinen Schülern und Freunden beſorgt.

Einzeln:

Ueber die Differenz des Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Syſtems. Jena 1801.

Kritiſches Journal der Philoſophie. Tübing. 1802, 2 Stücke, mit Schelling.

Syſtem der Wiſſenſchaft. Bamberg und Würzburg 1807, 1. Bd.

Wiſſenſchaft der Logik. Nürnberg 1812—1816, 3 Bde

Encyclopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Heidelberg 1817. 2. Aufl. Ebendaſ. 1827. 3. Aufl. Daſ. 1830.

Grundlinien der Philoſophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswiſſenſchaft. Berlin 1821.

Lateiniſch:

De orbitis planetarum.

Auch gab er mit ſeinen Schülern die 1828 begründeten „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik" heraus.

Ueber Hegel's philoſophiſches Syſtem und deſſen Einwirkung auf Leben und Wiſſenſchaft gründlich und frei zu urtheilen, muß der Nachwelt anheim geſtellt bleiben, da jeder Urtheilende unter den Mitlebenden nothwendig Parthei nehmen muß. — Eine Darſtellung der H'ſchen Philoſophie aber liegt außer dem Bereich dieſes Werkes, deſſen Herausgeber ſich hier auf eine ehrfurchtsvolle Anerkennung des großen Denkers und vortrefflichen Mannes und Lehrers allein zu beſchränken hat, um ſo mehr, als ſich ſeine tiefen, ſtreng wiſſenſchaftlichen Schriften nicht zu einem allgemein verſtändlichen und dem Zwecke dieſes Unternehmens entſprechenden Auszuge eignen.

Dietrich Herrmann Hegewitſch

ward den 15. December 1740 zu Quäckenbrück im Hannöverſchen geboren und ſollte dem Wunſche der Seinigen zu Folge ſich dem Studium der Rechte widmen, ſtudirte aber zu Göttingen Theologie und beſonders Geſchichte, von welcher er ſich ſehr angezogen fühlte. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er als Legationsſekretär des Grafen Schimmelmann nach Hamburg zurück und privatiſirte von 1775 — 1780 daſelbſt. In dieſen Jahren erhielt er aber eine außerordentliche und 1782 eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie zu Kiel, ward 1805 Etatsrath, 1809 Ritter des Danebrogordens und ſtarb daſelbſt den 4. April 1812.

Von ihm erſchien:

Geſchichte Karls des Großen. Leipzig 1772.

Geſchichte der fränkiſchen Monarchie vom Tode Karls bis zum Abgang der Karolinger. Hamburg und Kiel 1779.

Geſchichte der Deutſchen von Konrad I. bis zum Tode Heinrichs II. Hamburg 1781.

Geſchichte der Regierung Kaiſer Maximilians I. Ebendaſ. 1782. 1783. 2 Bde. Neue Ausg. Leipzig 1818.

Charaktere und Sittengemälde aus der deutſchen Geſchichte des Mittelalters. Leipz. 1786.

Allgemeine Ueberſicht der deutſchen Kulturgeſchichte bis Maximilian I. Ebendaſ. 1788. Neue Aufl. 1818.

Geſchichte der Regierung Kaiſer Karls des Großen. Hamburg 1791. Neue Aufl. Leipzig 1818.

Geſchichte Kaiſer Friedrichs II. Züllichau 1792.

Hiſtoriſche, philoſophiſche und literariſche Schriften. Hamburg 1793. 2 Bde.

Chriſtiani's Geſchichte der Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Kiel 1801 u. 1802. 3. u. 4. Bd.

Geſchichte der engliſchen Parlamentsberedſamkeit. Altona 1804.

Hiſtoriſcher Verſuch über die römiſchen Finanzen. Altona 1804.

Geographiſche und hiſtoriſche Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend. Altona 1808. Nachtrag dazu. Ebendaſ. 1811.

H's hiſtoriſche Leiſtungen zeichnen ſich durch Gründlichkeit, Geiſt und elegante Darſtellung aus und verbreiteten durch die Forſchungen, deren Reſultate er in denſelben niederlegte, Licht und Klarheit über manches Ereigniß, über welchem vor ſeiner Zeit noch tiefes Dunkel geſchwebt hatte.

Ulrich Hegner

ward 1759 zu Winterthur geboren und von ſeinem Vater, dem daſigen Stadtphyſikus zur Vorbereitung auf das Studium der Medicin den Schulen ſeiner Vaterſtadt und dem Privatunterricht eines Anverwandten übergeben. 1776 bezog er deshalb die Univerſität Straßburg, erwarb ſich daſelbſt 1781 die Doctorwürde, machte dann eine Kunſtreiſe durch Deutſchland und beſchäftigte ſich nach ſeiner durch den Tod ſeines Vaters nöthig gewordnen Rückkehr beſonders mit Malerei, bis er zum Landſchreiber der Grafſchaft Kyburg ernannt wurde. Die Revolution von 1798 enthob ihn dieſer Stelle und brachte ihn als Appellationsrath nach Zürich, wo er bis zu Lavaters Tode blieb. Dann gab er dieſe Stelle auf und reiſte nach Paris, übernahm aber 1805 wieder eine Rathsſtelle in ſeiner Vaterſtadt, ward Friedensrichter und ſieben Jahre darauf Mitglied der Regierung in Zürich. Weil ſeine Stellung ihm aber nicht zuſagte, kehrte er bald nach Winterthur zurück und lebte blos ſeinen literariſchen Beſchäftigungen.

Er gab heraus:

Geſammelte Schriften. Berlin 1828, 5 Bde. in 8.

Einzeln:

Auch ich war in Paris. Winterthur 1804. 3 Bde. 8.
Die Molkenkur. Zürich 1812. 3. Ausg. Ebendaſ. 1827. 3 Thle. in 12. mit Vignetten.
Saly's Revolutionstage. Winterthur 1814 in 8. mit 1 Kupſ.
Berg=, Land= und Seereiſen. Zürich 1818 in 12.
Suschens Hochzeit. Zürich 1819, 2 Bde. Fortſetzung der Molkenkur.
Hans Holbein der Jüngere. Berlin 1827 in gr. 8. mit Bildniß deſſelben.

Ein einfacher und angenehmer Erzähler, der durch Wärme des Gefühls, Anſpruchsloſigkeit und lebendige Darſtellung die Aufmerkſamkeit des Leſers zu ſpannen und belohnend feſtzuhalten weiß. Seine glücklichſte Leiſtung iſt die „Molkenkur,“ die um ihrer Erfindung wie um ihrer Behandlung willen als ein Meiſterwerk ihrer Gattung nicht genug empfohlen werden kann.

Gedanken, Meynungen Urtheile.*)

Aus frühern Papieren gezogen.

Man pflegt oft Gewohnheiten für willkührliche Handlungen anzuſehen, und ſo die Leute für ſchlimmer zu halten als ſie ſind. Manches kann ehemals Affectation an einem Menſchen geweſen ſeyn, das jetzt nur noch Gewohnheit oder auch angeerbt iſt; es gibt auch ſittliche Erbübel.

* * *

Gemeine Seelen, die ſich ſelbſt aber mehr Verſtand zutrauen als andern Leuten, machen ſich gewöhnlich durch Affectation lächerlich; beſonders Frauen.

* * *

Es kann viele Menſchen geben die groß wären, wenn ſich ein Anlaß zeigte. Die wirklich großen aber ſind die, welche ſelbſt den Anlaß machen.

* * *

Es iſt leicht ſich zu verbünden, aber ſchwer das Bündniß treu zu halten.

* * *

Wer in einer allgemeinen gefährlichen Lage kleinliche Späße ſagt, und unzeitig lacht, der verſtellt eine große Furcht.

* * *

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menſchen die ſchlecht ſind, und ganz was anders im Sinne hatten als ſie bewirkten.

* * *

Es giebt Leute die ſich nicht nach denen ſo ſtehen meſſen, ſondern nach denen ſo gefallen ſind, und ſich dann was rechtes einbilden.

* * *

Der Aufenthalt in kleinen Städten iſt darum langweilig, weil man weniger Vergleichungen anſtellen kann, als in großen.

* * *

Viele ziehen es jetzt noch vor, lieber Spießbürger als Staatsbürger zu ſeyn, und haben nicht ganz unrecht.

* * *

Man hätte erwarten dürfen daß die Deutſchen, nachdem das heilige römiſche Reich untergegangen, und ſo vieles andre neu geformt worden, auch an eine gemeinſame beſſere Norm in ihrem Titelweſen gedacht, und ſtatt der abgeſchmackten Hoch= und Wohlgeborenheiten ꝛc. kürzere Anreden und Aufſchriften, wie andre gebildete Nationen eingeführt hätten.

* * *

Der Duc de Richelieu ſo wie wir ihn kennen, und wie ihn auch Chamfort mahlt, gehört unter die antiprovidentiellen Erſcheinungen. Von früher Jugend an wollüſtig, laſterhaft, grauſam, eitel und egoiſtiſch im höchſten Grad, lebte er in beſtändigem Glück, befriedigte alle Lüſte bis an ſein Ende, und ſtarb ohne Schmerzen und ohne Todesangſt über neunzig Jahre alt.

* * *

Die Menge unter Vornehmen und Geringen iſt dem Aberglauben an Ahnungen, Viſionen, geheime Kräfte, Sympathie, Träume und dergleichen im geheimen mehr ergeben als im öffentlichen Leben; aus Eitelkeit und Menſchenfurcht ſtellt ſich mancher an, einem freyſinnigen Urtheile beyzuſtimmen, wovon er für ſich eher das Gegentheil glauben möchte, oder glaubt. Man will vom Verſtande doch noch den Schein haben.

* * *

Favor juris — ein guter Ausdruck für eine Sache, wodurch mehr in der Welt geſchieht, als durch das Jus ſelbſt.

* * *

Gemeinköpfe laben ſich an Gemeinörtern.

* * *

Ein Zuſchauer kann oft beſſer den wahren Grund der Handlung angeben, als der Handelnde ſelbſt.

* * *

Was ich gerne ſehe, ſind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die bethen.

* * *

Der größte Reiz zum Stolz liegt für einen braven Mann in den Demüthigungen die ihm große Herren widerfahren laſſen.

---

*) Aus Hegner's Werke. V. Band.

Wer ſeine Pflicht gegen das Vaterland thut, iſt der wahre Patriot; nicht der ſo andre zu ſeinen Begriffen von Vaterlandsliebe überreden will. (1798.)

* * *

Das iſt die vernünftigſte Vernunft, die im Dunkel ſtille zu ſtehen und auf das Licht zu warten weiß.

* * *

Clavicula Salomonis etc. — Rechtthun iſt die kräftigſte Magie. Ein reiner und unſträflicher Menſch wirkt ausgebreiteter in jedem Sinn, und hat, ohne daß er's weiß, mehr dienſtbare Geiſter, die ſeinen Willen thun, als der kundigſte Magus, dem ſeine Kunſt nur Unruhe und nie befriedigten Vorwitz bereitet, wodurch ſein beſtes Wirken gehemmt wird.

* * *

Fühle ich mich niedergeſchlagen oder verlaſſen, ſo ſchickt mir Gott einen Menſchen oder einen Brief zu, der mich aufmuntert. Gerathe ich in Eitelkeit oder Stolz, ſo weiß Er mich auf ähnliche Art zu demüthigen.

* * *

Nil praeter nubes et coeli numen adorant, ſagten die Römer von den Juden; und das iſt noch jetzt die Sprache aller ſtolzen Spötter einer demüthigen Sache — Etwas von der Wahrheit mit einem abſurden Zuſatze.

* * *

Griechen und Römer waren bey ihrem Gottesdienſte nur für die zeitliche Gegenwart beſorgt, und ſehr gleichgültig gegen die Zukunft. Hingegen Geringſchätzung des Irdiſchen und feſtes Vertrauen auf das Ewige unterſchied die erſten Chriſten von den Heyden. Welche Gottesverehrung iſt die beſſere?

* * *

Für hypochondriſche Menſchen iſt der Aufenthalt auf Bergen von weiter Ausſicht nicht ſo anziehend und heilſam, wie in einem lieblichen beſchränkten Thale; denn ein hypochondriſcher Blick haftet lieber am kleinen und engen, als am großen und mannigfaltigen.

* * *

Mit wenigen und kleinen Ideen kann man oft viel Wohlredenheit verbinden, ohne damit viel Wirkung hervorzubringen, eben weil die Ideen klein ſind. Ein andres aber iſt Beredſamkeit. Bey der Ariſtokratie (auch in der Schweiz) findet man mehr Wohlredenheit, bey der Demokratie mehr Beredſamkeit.

* * *

Gewiſſe Leute, ſagte Simonides, ſind zu dumm als daß ſie betrogen werden könnten.

* * *

Man muß ſich in Acht nehmen, es gibt der Leute, die den Widerſpruch nicht ertragen können, mehr als man glaubt; ſie finden ſich gleich perſönlich beleidigt. Die einen, weil ſie glauben, man trete ihrer Ehre, die andern, man trete ihrem Verſtande zu nahe. Doch ſind diejenigen welche den Widerſpruch nicht vertragen können, noch erträglicher, als die welche immer widerſprechen. Oft ſind es auch ebendieſelben.

* * *

Unter der Mittelklaſſe giebt es am meiſten Reputationsnarren — auch in der Schriftſtellerwelt.

* * *

Ein Mann war heute bey mir, dem in Zeit von ſechs Wochen fünf ſeiner nächſten Anverwandten am Faulfieber geſtorben ſind, nämlich Frau, Vater, Kind, Schwiegermutter und Schwägerin; Er ſelbſt war eine Zeit lang dem Tode nahe. Der Eindruck den dieſes Unglück auf ihn gemacht zu haben ſchien, war eine große Weichheit des Gefühls und kindliches Annähern zu denen, die er für ſeine Freunde hielt. Uebrigens hatte er die Ruhe des unverſchuldeten Unglücks; die Ruhe in der Nothwendigkeit, welche mit der Ruhe in Gott Eins iſt.

* * *

Es iſt ein Fehler gewöhnlicher Geſchichtſchreiber, daß ſie über Krieg und andre die Menſchheit zerſtörende Uebel ſich ſo weitläuftig herauslaſſen, und über das Glück des Friedens und ſeine häuslichen Freuden ſo kurz ſind. Auch Gibbon macht ſich deſſen ſchuldig. Wenn er in der Geſchichte des Falles des römiſchen Reiches nur das abſchreiben wollte, was dieſen Fall beförderte, ſo hatte er einen traurigen Plan, und kein Menſchenfreund wird gern die Reiſe durch dieſe ſchrecklichen Zeitumſtände mit ihm machen. Hatte er aber, wie es ſich ergibt, die Abſicht, die Geſchichte des römiſchen Reichs in ſeiner Abnahme zu ſchreiben, ſo gab er ſeinem Buch einen unrechten Titel, und was hätte ihn gehindert, die lichten Zwiſchenzeiten, den Zuſtand der Ruhe, die Beſchaffenheit der Künſte und Wiſſenſchaften etwas näher zu beleuchten; er hätte ſich dafür bey mancher Beſchreibung von Kriegsanſtalten und mörderiſchen Treffen kürzer faſſen können. So hätte er, ſtatt der ſtillſchweigenden Verachtung, womit er die Neuplatoniker belegt, von ihrem unläugbaren Einfluß auf ihre Zeitverwandten, von ihrem Scharfſinn und friedlichen Wandel etwas ſagen dürfen, das dem Leſer mehr Erholung verſchafft hätte, als die rohen Handlungen ſo mancher gothiſchen Heerführer. Eben ſo hätte er auch, ſtatt nur das politiſche Treiben ſo vieler chriſtlicher Biſchöffe zu tadeln, der Wahrheit die Ehre anthun, und das vortreffliche häusliche und ächtchriſtliche Leben ſo mancher andrer ins Licht ſtellen ſollen.

* * *

Man hat ein Gemählde der Stadt Lyon in den Revolutionsjahren 1793 und 94, von Mr. Delandine, Bibliothekar daſelbſt, wo unerhörte Beyſpiele von Muth, Liſt, Grauſamkeit, Edelmuth, Gleichgültigkeit und Todesverachtung vorkommen. — Auch hier zeigt es ſich daß der Wille des Menſchen viel Einfluß auf ſein Schickſal habe; und daß vollkommner Ernſt und reifer Entſchluß bey einer Unternehmung ſchon ein großer Schritt zu ihrer Vollendung ſey. So wie auch die, freylich ſchwer zu erlangende, Gleichgültigkeit, die aus der Ergebung in das Schickſal entſpringt, wunderbare Kraft hat, eben weil ſie das Einerley eines vollkommenen Entſchluſſes iſt.

* * *

Unſchuldiges Leiden entſündigt uns; geht es bis zum Tode, deſto wirkſamer iſt das Söhnopfer.

* * *

Das Evangelium Infantiae hat ein kleines Märchen, das wenigſtens Stoff zu einer artigen Legende gäbe:

Jeſus habe als ein kleiner Knabe aus Lehm Vögel gemacht am Sabbath, und als ihm die Juden ſolches verwieſen, habe er die Vögel angeblaſen und gerufen: Lebet, flieget, und ſeyd meiner eingedenk!

* * *

Man ſollte nicht ſo geſchwind mit ſeinen religiöſen Muthmaßungen herausrücken, um ſie der Welt bekannt zu machen, wie Heinrich Stilling, denn es wird immer viele geben, die daran glauben, und meiſt ſtärker als der Autor ſelbſt; dieſen gereicht es dann zu einem großen Nachtheil an ihrem Glauben überhaupt, wenn ſich jene Muthmaßungen nicht erwahren, oder gar das Gegentheil geſchieht; ſie werden bewogen auch das Glaubwürdige zu verwerfen.

* * *

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

BIBLIOTEKA ŚLĄSKA

57771

ROTANOX
oczyszczanie
maj 2008

KD.605.3
nr inw. 848